



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

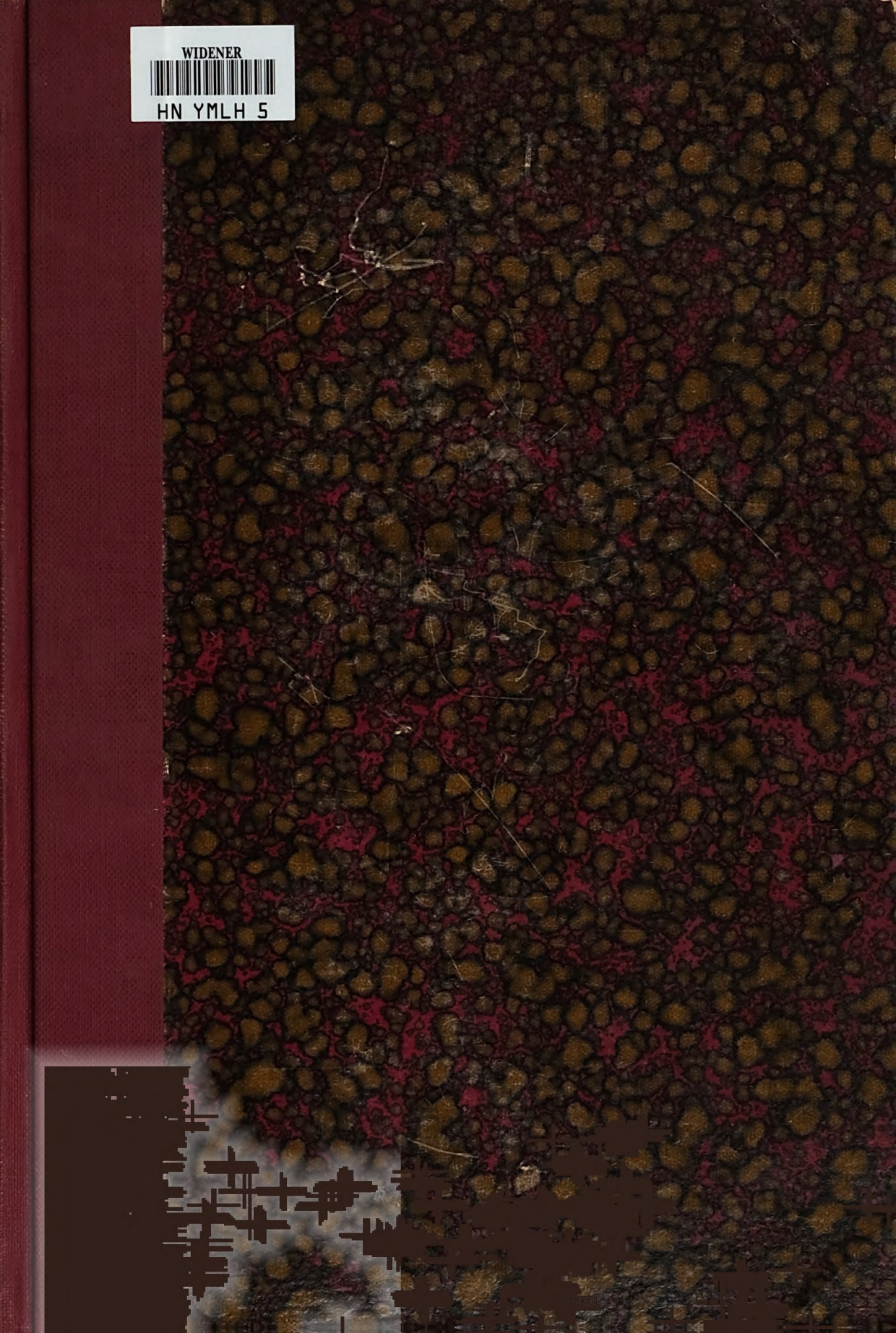
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

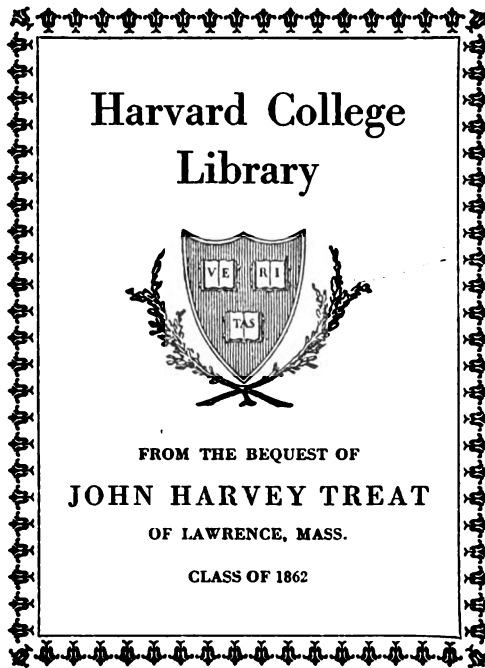
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

WIDENER

HN YMLH 5



PG 202.13



Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Inhaltsverzeichnis

1 9 2 1 / 1 9 2 2



1 6 . J a h r g a n g

Verlag und Druck von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr)

1880-1881



First fund.
(18)

Inhaltsverzeichnis

I. Lyrik, Dramatisches, erzählende Prosa

	Seite
Bauer, Peter, Abendlied	116
Baumgartner, Alex., S. J., Aus Vergils vierter Ekloge	6
Behm, Irene, Dante mit Vergil und Statius im läuternden Feuer	62
— Dantes Eintritt ins irdische Paradies	66
Franko-Dehl, Ilse, Mutterlieder	208—209
Herbert, M., Die Erweckung zu Dante. Novelle	28—34
— Nachdenkliches	410—411
— Der Spiegel des Dr. Faustus. Legendäre Erzählung	479—491, 528—536
— Das Gärtlein der Mutter	491
Liesegang, Mara, Im Scheiden	465
Lindner, Tilly, Der Weg ins Leben. Novelle	202—207
Löffler, Ad., Zeitgemähes aus Adam Mickiewicz	335—337
Lunkenheimer, Else, Sehnsucht	281
Mayer, Ferdinand, Gespräch mit dem Strome	478
Menghin, O., Mondnacht	494
Mytische Lebenskunst	218
Noeldecken, Ernst, Nachstunde	93
— Ich war ein Mensch	106
Oberhauser, Franz Friedr., Die Himmel erzählen . . . Eine Novellenreihe	100—105, 153—159
Oberkofler, Jos. Georg, Heimat I	359
— Heimat II	388
— Heimat III	408
— Sonne des Abends	489
— Wind weht weit	489
— Tausende Tenne	475
Perdetamp, Franz, Der Einsame	399—401
Rodenbach, Martin, Meine Mutter	165
Schaukal, Richard von, Dante	1
— Grün	381
— Grillparzer	429
Schauweder, H., Vater unser. Fragment von F. Grillparzer ergänzt	448—450
Solowjew, W., Gedichte	526—527
Sorge, R. J., Magnificat	193
— Der Dichter	290
— Communio	292
— Der Bettler	296
— Wandlung	296
— Der Sieg des Christus. Dramatisches Bild	312—314
Vejin, August, Aus H. W. Longfellow	343—352
Walder, Suso, Franz Grillparzer	441
Walter, Otto, Du!	401
Weinrich, Franz Johannes, O Schluchzen	266
— O komm Du Tausendsalt	271
Willram, Br., Ahasver	249—256
Windthorst, Marg., Kleine Legenden	97—99
Wrede, Gabriele, Vor einem Kreuzfix	368
Wozmann, Richard, Drei Sonette	53—54

2. Aufsätze

Alszeghy, Dr. Jolt von, Die neuere katholische Belletristik in Ungarn	210—218
Alwin, Heinrich, Vom Stil der Geistesarbeit Max Schelers	511—514
Behm, Dr. Siegfried, Die kleineren Sterne um die Sonne Dantes	70—77
Binz, Arthur Friedrich, Über dänische Erzähler	417—420

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vinz, Arthur Friedrich, Neue Essais, Briefe und Gespräche	564—565
Vüder, Hans, Ilse von Stach	390—399
Cüppers, Adam Joseph, Unbekannte Sprachen in Dantes Divina Comedia	427—428
Delft, van, Neues zum Verständnis der Divina Comedia	13—19
Eichert, Franz, Dr. P. Cüppers	192
Elfen, Alois, Beuroner Schule. Maria mit dem Apfel	426
— Mathäus Schiefl	568
Enzinger, Prof. Dr. Moritz, Grillparzers Dramen als Stammesausdruck	454—461
Goja, Dr. Hermann, Grillparzer der Mensch	442—447
Gutmann, Dr. Karl, Das Volkschauspiel in Stigheim	552—557
Herwig, Franz, An Dante Alighieri!	7—12
— Das religiöse Gefühl in der zeitgenössischen Dichtung	194—201, 244—248, 360—363
Hoerber, Dr. Karl, Zur Dante-Übersetzung	55—59
— Dankefeiern in Deutschland	87—90
Katann, Dr. Oskar, Eine deutsche Frau als Dante-Übersetzerin	63—65
— Die religiöse Stoffwelt	131—132
— Der Kunstschatz unserer Lesebücher	132
— Letztliche Literatur	420
— Wegweiser durch die Grillparzer-Literatur	451—453
Kedeis, Dr. Gustav, Von der Tragik liberaler „Lebenskunst“	160—165, 225—227
— Schweizer Erzähler	404—406
Kiesgen, Laurenz, Jugendschrift und literarische Erziehung	125—127
— Kasimir Edschmid	179—181
Kloot, Otto te, Passionsspiele	558—560
Kralik, Dr. Richard, Die religiös-ethische Bedeutung Grillparzers	430—437
Lehmacher, P. G., S. J., Deutscher Heimatsinn	166—168, 272—274
— Die Eddalieder und der altdeutsche Götterglaube	501—503
Leinen, Hans, Der Eifelbauern „Wilhelm Tell“	560—561
Lindner, Dr. Tilly, Ritas Briefe	257—262
Lübke, Anton, Das Vereinstheater	277—280
Michel, Dr. Ernst, Die Tragik Hölderlins	338—342
Moge, Hermann, Die Welträtsel in Dantes „Göttlicher Komödie“	19—27
Möller, Prof. Dr. Martz, Gedanken eines katholischen Schiller-Regisseurs	384—388
Muckermann, Friedrich, Dantes Kulturmission in der Gegenwart	2—6
— In der Schule eines Meisters	48—53
— Göttliche und Ungöttliche Komödie	91
— St. Franziskus und neuestes Naturgefühl	94—96
— Bischof Dr. v. Keppler: Der Katholik und die schöne Literatur	141—146
— Benedikt XV. und die schöne Literatur	241—243
— Geleitwort zum Sonderheft R. J. Sorge	290—291
— Mater dolorosa	333—334
— Veni Sancte Spiritus	382—383
— Christoph Flastkamp	467—468
— Radikalismus und Reise	476—478
— Dr. Arnold Rademacher	509—511
— Die Literatur auf dem Nebengeleise?	523—525
— Auf der Gralwarte	117—124, 169—173, 219—224, 267—271, 321—325, 364—368
Muckermann, Richard, Katholik und Film	407—409, 462—463, 495—500, 546—551
Mumbauer, J., Abermals das „K“ im Kürschner	504—505
Pallanos, Egnia v., Dante und der spanisch-arabische Kulturkreis	369—371
Pfeill, Karl Gabriel, Zu unserem Kunstblatt	78—81
— Aus fremder Kulturwelt	238—240
— Vom Geiste Chinas	282—284
— Norddeutsche Backsteingotik	378—379
Platz, Dr. Hermann, Grundzüge der gegenwärtigen katholischen Literatur in Frankreich	521—522
Ranftl, Dr. Joh., Dante und die bildende Kunst	262—266
Riehemann, Dr. Jos., Karl Wagenfeld	34—42
— A. v. Droste-Hülshoff in ihren Briefen	228—230
— A. v. Droste-Hülshoff in ihren Briefen	492—494, 537—545
Rodenbach, Dr. Martin, Über Jakob Rneip	182

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Rockenbach, Dr. Martin, R. J. Sorge	230—231
— R. J. Sorge als Mensch und Künstler	293—320
— Vorwort	293—294
— R. J. Sorges künstlerisches Schaffen unter besonderer Berücksichtigung der drama- tischen Sendung „Der Bettler“	294—296
— Sorges Leben	297—300
— Sorges veröffentlichte Dichtungen	301—311
— Briefwechsel Sorge — Rich. Dehmel	315—317
— Sorge als Künstler	317—320
— Die zwei letzten Dörfler-Bücher	374—375
— Felix Zimmermans in unserer Zeit	413—414
— Neue Lyrik	415—417
— Adolf von Hahfeld	426—427
— Franz Werfels Vodesgesang	506—507
— Neues aus Patmos	508—509
— Zum literarischen Leben der Gegenwart 326—327, 372—374, 413—414, 466—467, ...	506—507
S. Dr. O., Weismantels Totentanz	169—172
Schaufal, Dr. Rich. von, Grillparzer. Ein Schattenriß	438—441
Schröder, P. Dr. Cornelius, Richard Knies, — der Lyriker	402—403
Seidenfaden, Theodor, Dichtung und Volksbildung	127—131
Seifert, Dr. Jos. Leo, Dante und die Slawen	67—69
S. E., Stimmungsbild der Bühnenvolksbundtagung in Hannover	473
Tietz, Alois, Der Vorromäusverein und die Gebildeten	174—176
— Etwas über neuere religiöse Literatur	231—233
— Zur Geschichte des Theaters	280—281
Weismantel, Dr. Leo, Die Festspiele von Langenbieber	107—116
— Die Volksbühne und das Legendenpiel	353—359
Wohlfahrt, Dr. Paul, Die Technik der Roman-Eingänge	147—152
Worms, Jul. Maria, Schundliteratur und Rettung ihrer Opfer . 177—178, 274—277, ...	411—412
X. Zur Teuerung im Antiquariats-Buchhandel	464—465
Zoozmann, Richard, Dantes körperliche Erscheinung	43—47
— Wie ich Dante-Übersetzer wurde	59—62
— Neue Dante-Literatur	82—84, 183—187, 328—330

3. Mitteilungen

Seite 139—140, 288, 332, 378—380, 426—428, 473—474, 521—522, 568—570.

4. Bildbeilagen

Dante Alighieri zu Seite 1.

Franziskus unter den Tieren. Von S. v. Führich. Zu 94.

Einsamkeit. Von Erwin Pfeifferle. Zu Seite 141.

Ausschnitt aus dem Engelskonzert des Hohenheimers Altars von Grünwald. Zu Seite 238.

China, Felsklöster: Bodhisattva. Zu Seite 282.

Reinhard Johannes Sorge. Zu Seite 290.

Maria mit dem Apfel. Zu Seite 426.

Mathäus Schiestl, St. Christophorus. Zu Seite 568.

5. Wolframundbeilagen

Zu Gral XVI, Nr. 5—11.

6. Besprochene Bücher

Abler, Paul	200
Andreas-Salomé, Lou, Der Teufel und seine Großmutter	567
Aschauer, W., Die erwachende Seele	138
— Unterm Schlotenrauch	566
Balzac, H. de, „Die tödlichen Wünsche“	565
Barthel, Mar	247

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Bartels, Ad., Die Jüngsten	518
Baum, Jul., Gotische Bildwerke Schwabens	235
Baumgarten, Fr. Ferd., Die Mutter	188
Bernson, Bernh., Die Pest	236
Biesenbach, Heintr., Des Ranzlers Sohn	518
Binding, R. G., Legenden der Zeit	423
— Unsterblichkeit	408
Binz, A. F., Bilder um David	422
Blessinger, Karl, Die musikalischen Probleme der Gegenwart und ihre Lösung	234
Bonsels, W., Eros und die Evangelien	134
Borchardt, R., Dantes Vita Nova	469
Bosse, G., Almanach der deutschen Musikbücherei	519
Brandenburg, H., Die ewigen Stimmen	237
Breit, Dr. Ernst	232
Brügger, Karl, Die vierzehn Nothelfer	188 f.
Buber, Martin, Ekstatische Konfessionen	517
Bühnenvolksbund	120 ff., 130 f., 268 f., 380,
Carossa, H., Eine Kindheit	565
Castelle, Friedrich, Wanderer im Weltall, ...	375 f.
— „Charon“	469
Crailsheim-Rügland, E. v., Das schlechtverteidigte Herz	470
Creuk, M., Röhner Kirchen	518 f.
Dante	1 ff., 183 f., 328 f.,
Dehmel, Richard	315 f.
— Ausgewählte Briefe	372 f.
Diederichs, Eugen, Wille und Gestaltung	326 f.
Dörfler, Peter	374 f.
Dostojewski	147 f., 169
Dunin-Borkowski, St. v., Reisendes Leben	287
Edschmid, Kasimir, Die Fürstin	136, 179 f.
Eichhorn, Joh., Zur Höhe	470
Ekstatische Konfessionen	517
Eliasberg, A., Russische Literaturgeschichte	376 f.
Engelke, Gerrit	245
Ernst, Paul, Komödiantengeschichten, Spitzbubengeschichten	237
Ester, Dr. Karl d'	421
Flastamp, Christoph	467
Foerster, F. W.	287, 408 ff.
Frenssen, G., Grübeleien	189 f.
Frobenius, L., Volksmärchen der Babylon I.	519
Gnielczyk, H., Das zerbrochene Ringlein	469
Goethe-Woche	321 ff.
Gorbach, J., Eimer voll Glück	423
— Geballte Fäuste	566
Grillparzer, F.	430 ff.
Grisar, H. und F. Hege, Luthers Kampfbilder	236
Guardini, Dr. R., Lucke Christines Geistliches Tagebuch	173
Hager, Josef, Das Buch ohne Namen	517
Halusa, P. L., Dante Alighieri und sein heiliges Lied	85
Handel-Mazzetti	257 ff.
Harich, W., E. L. A. Hoffmann	133 f.
Häufeld, Adolf v.	200, 426 f.
Hedin, Sven, Tsangpo Lamas Wallfahrt	469
Hefele, H., Dante	85 f.
— Des hl. Augustin Bekenntnisse	519 f.
Heilmann, Dr. Alfons	231
Jennings, Emmy, Helle Nacht, Gedichte	567
Herte, R. H., Der Dreifaltigkeitspiegel in der modernen Wissenschaft	223
Herwig, Franz, St. Sebastian vom Wedding	287
— Die Zukunft des katholischen Elements in der deutschen Literatur	466 f.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Herzog, Rudolf, Die Buben der Frau Opterberg	137 f.
Heynide, Kurt	201, 415 f.
Hille, Peter, Briefe an Elise Laster-Schüler	470
Hoffinger, Josefa v., Göttliche Komödie	63 f.
Hölderlin	338 ff.
Hülßenbeck, Rich., Dr. Billig am Ende	422 f.
Ignatius v. L.	323 f.
Frühe Volksmärchen	519
Hemann, Bernd, Klothilde	517
Jahrbuch der deutschen Katholiken	683
Jahubczyf, Karl, Dante, sein Leben und seine Werke	86
Jammes, F.	468 f.
Jegerlehner, Joh., „Aroleid“	405 f.
Johst, H., Mutter	424
Kahle, Maria, Begrüßet seist du, Königin	423 f.
Kaiser, Georg, Kanzlist Krehler	567
— Claudius, Friedrich u. Anna, Juana	567
Karrer, Otto, Der heilige Borgias	173
Kedeis, Dr. G., Die bewegendenden Kräfte der schönen Literatur	467
Keller, Gottfried	421
Keller, R. A., Rheinlandkunde	470
Keyserling, Graf	267 f.
Kiefl, Dr. F. K., Katholische Weltanschauung und modernes Denken	224
Kiesgen, Laurenz, Der Märchenogel	288
— Unseres Herrgotts Kostgänger	521
Klabund, Geschichte der Weltliteratur in einer Stunde	518
Klug, Dr. J.	231
Kneip, Jakob	182, 360
Kosch, Prof. Dr. W., Eichendorff-Kalender 1922	326
Kralik, R. v.	463, 474
Krane, A. v., Die Leidensbraut	135
Krasinski, Niebosta Komedia	92
Krebs, Engelbert, Grundfragen der kirchlichen Mystik	520
Krell, Max, Entfaltung	372
Kroeber, H. L., Silhouetten aus Lichtenbergs Nachlaß	567
Kühnel, J., Vom Reichtum der Seele	220
Lallemant, Ludwig	233
Landersdorfer, Prof. G., Die Psalmen	520
Lersch, Heinrich	360
Lill, G., Max Heilmaier	471
Lissauer, Ernst, Gloria A. Bruckners	235, 245
Longfellow	343 ff.
Märchen der Weltliteratur	373 f.
Martí, Hugo	406
Mayer, A. L., Grünwald	235
Mayer, Dr. Jul., Alban Stolz	286 f.
Meyer-Eder, Victor	247 f.
Meyer, Wendelin, Franz v. Assisi Sonnengesang	188
Michel, Dr. G., Anthroposophie	221 f.
— Katholisches Sonderheft der Tat	364 f.
Mikiewicz	355 ff.
Mielert, Fr., Verträumte Städte	138
Mombert, Alfred	327
Müller, Maria, Friedensglöcklein	233
Münchhausen, B. v.	363
Newman	288, 422
Nitsche, Franz	247
Noeldegen, Ernst, Gottes bunter Garten	287
Nottebohm, H., Phantasien zur Nacht	470
Rußpitzel, Joh., Die Himmel träumen tief	375 f.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Der, S. v., Ich	423
Panzer, Friedr., Scheffels Werte	189
Peine, H., Worte von F. W. Foerster	287
Petsch, Rob., Deutsche Dramaturgie I	191
Pfister, Kurt, Hans Holbein der Jüngere	331 f.
Promnitz, E., Christus spricht	472
Renter, Gustav, Heilige Berge	404 f.
Riesch, Helene, Frauengeist der Vergangenheit	520
Roloff, E. M.	422
Romantik	421
Sauter, Dr. C., Dantes Gastmahl und Dantes Monarchie	86
Schaeffer, A., Der göttliche Dulder	420 f.
Schautal, R. von, Dionys-bácsi	516
Schmitt, Ernst	246
Scholz, W. v., Gesammelte Werte	190 f.
Schöne Literatur, Ein Katalog	520
Schönhöffer, Hanns, Die Fioretti	137
Schotte, Heinrich, H. H., Roseliens ewiger Sonntag	139
Schupp, P. A., Märchen	288
Schürer, Oscar	199
Schwarzopf, R., Riejele. M. Grünewald	425
Sibbers, A., Vom tiefsten Brunnen	471 f.
Sorge, R. J., ...	219 f., 230 f., 244 f., 289 ff., 332
Stach, Hse von, Genesius	325
— Tharsicius	377, 390 ff.
Stadtmüller, P. R. M., Dominikaner-Legende	138
Steffes, Dr. J. P., E. v. Hartmanns Religionsphilosophie des Unbewußten	224
Steiner, Dr. E., Th. Storm	472
Sternberg, Leo, Saphna	379 f.
Stodhausen, J. v., Die Lichterstadt	284 ff.
Strauß u. Torney, Lulu von, Der jüngste Tag	514 ff.
Terramare, G., Ein Spiel von der Geburt des Herrn	424
Thoma, Ludwig, Der Ruepp	516 f.
Thoma, Hans, Jahrbuch der Seele	567
Thormann, Dr. W. E., Prophetische Romantik	222 f.
Thrasolt, E., Mönche und Nonnen	331
— In Memoriam, Totengedächtnislieder	566
Timmermans, F.	143 f.
Timpe, Georg	232
Toth, R., Legenden vom heiligen Franz	138
Wagenfeld, Karl	228 ff.
Waiblinger, E., Die Ströme des Namenlos	425
Wasserzieher, E., Woher?	471
Weiß, Konrad, Zum geschichtlichen Gethsemane	222
Weismantel, Leo, Totentanz	169 ff.
Werfel, Franz, Der Spiegelmannsch	135 f.
— Vödsgefang	506 f.
Werle, J., Der Gotteskampf der Droste	469
Wiemar, P., Madonna	472
Windler, S., Irgarten Gottes	219
Windthorst, M., Wenn der Gärtner kommt	468
Wöhrmüller, P. Bonifaz, Das königliche Gebot	233
Wolpert, Leo	232

*

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Sechzehnter Jahrgang * Heft 1/2 * Essen, im Oktober 1921

Dante

Der du der Hölle tieffste Feuerschlünde,
Der du des höchsten Himmels Strahlenkrone
Begnadet warst zu schaun, zu Straf' und Lohne
Richter berufen über Weh und Sünde,
Daß streng der Welt er Wohl und Weh verkünde,
Riesig aufragend über ihre Throne,
Und keinen mit demantnem Spruch verschone,
Ob sich der Haß der bösen Macht verbünde:
Bist du derselbe Dichter, der die Worte
Zum duftigsten Gewinde durfstest schmiegen,
Den Kranz zu Füßen der Verklärten legtest
Und, stark genug, die Liebe zu besiegen, ||
Die Lippen nie zu dem Bekenntnis regtest, —
Dein eigener Schatten vor des Lebens Pforte?

Richard von Schaufal.



Dantes Kulturmission in der Gegenwart

Von Friedrich Muckermann S. J.

Gtaunenswert ist es, wie einig sich die Welt fühlt im Bekenntnis zu Dante. Die zerrissene Kulturwelt von heute. Menschen, die sich politisch, sozial, religiös befassen in Zeitschriften, auf Kongressen, von den Lehrstühlen herab, sie werden zu einer Gemeinde, verehren etwas gemeinsam und sagen aus tiefster Seele heraus in einem einzigen Ausruf des Entzückens: O, wie schön ist das! Als wenn am Abend nach einem Tag voller Straßenkampf und schrillen Wirrwarr ein wundervolles Farbenspiel am Himmel aufleuchtet und die Streiter auf blutiger Straße und die Wächter an den Lagerpforten, Waffen und Groll vergessend, wie gebannt stehen und nur noch flüstern: Wie schön, wie schön! . . . so ist dieses Fest der Dante-Gemeinde.

Es ist ein Bekenntnis zur Schönheit zunächst und doch nicht bloß zu ihr. Die Ästhetik von heute will nichts mehr wissen von einem tändelnden *l'art pour l'art*. Sie fühlt, daß die Wirkung der Schönheit höher schwingendes Leben ist, und weiter, daß Leben nur aus Leben kommt, daß Kunst also Leben sein muß. So ist dies Bekenntnis zur Schönheit zugleich ein Bekenntnis zum formgebundenen Gehalt, in unserm Falle ein Bekenntnis zu den Ideen, die sich in Dantes Kunst auswirken.

Ja, die innere Logik des Rufes „O wie schön!“ bejaht noch ein Tiefere. Über den künstlerischen Gehalt hinaus oder vielmehr in ihm müßte sie auch die ideelle Wirklichkeit anerkennen, die der mütterliche Boden der *Divina Comedia* ist. Jede große Dichtung ist eine ins lebendige Dasein gerufene mögliche Welt. Schaffen im göttlichen Sinne kann freilich der Mensch nicht, er kann nur nachbilden, was ewige Weisheit hervorgebracht. Nachformend ändert er an den Dingen das Zufällige, Farbe, Ton und Gestalt. Das Ewige in ihnen muß er unangetastet lassen, denn die Ideen sind verankert im Wesen Gottes, des Unveränderlichen. Durch alle Reiche der Möglichkeit und Wirklichkeit gehen sie wie unauslöschlich leuchtende Linien. Den ideellen Gehalt in einer Dichtung anerkennen, heißt darum diese Werte absolut anerkennen, in welchem Reiche der und der noch des Rufes harrenden, strahlen ja diese Ideen wie tragende Säulen, Wirklichkeit oder der Dichtung sie auch immer erscheinen mögen.

Nun bedarf es keines Beweises, daß in Dante ein Weltbild lebendig wird, das der vollendete Ausdruck katholischer Kultur ist. Folgerichtig ist ein Bekenntnis zu Dante auch ein Bekenntnis zu den Werten katholischer Kultur. Auftragend zu einer Höhe, die über Jahrhunderte hin sichtbar bleibt, verkündet er in klingender Erhabenheit das Hohelied seiner Religion. Und wir stehen vor der merkwürdigen Tatsache: Die Welt lauscht entzückt einem Lied, dessen Inhalt sie Tag für Tag verleugnet und bekämpft. Der Erdkreis huldigt — ist ihm seiner Huldigung letzter Sinn auch vielleicht nicht bewußt — einer Religion, die von so vielen Führenden als kulturfeindliche Macht verfolgt wird. Hier liegt das Problem der Kulturmission Dantes und ein lockendes Geheimnis.

Kann man in der Kunst anbeten, was man im Leben verwirft? Und wer ist dann im Recht, das Leben oder die Kunst? Ich antworte: die Kunst. In hundert Rücksichten dem Leben nachstehend, ist sie ihm doch in einer überlegen.

Die Erkenntnistraft, die in höher entwickelten Kulturzeitaltern arbeitet, ist nicht mehr die naive, naturhafte, sondern die reflektierte, die systematisch gebildete. Sie führt Beweise, zieht Folgerungen, gibt Richtlinien, rückt leicht den Schwerpunkt der Sache aus dem Objektiven ins Subjektive, stellt oft die Wahrheit zurück hinter die persönliche Einstellung auf sie, ist bedingt durch Umgebung und Erziehung, beschwert durch Zwecke und Forderungen. In der Kunst liegt die Sache anders, wenigstens in der großen Kunst. Sie wirkt wie Natur unmittelbar. Sie hat etwas Bezwingendes, Vergewaltigendes. Indem sie die Erscheinungsformen der Ideen von allem Unnötigen, von allem Tendenziösen, von allem Störenden befreit, entfernt sie tausend Dinge, die sich zwischen Mensch und Wahrheit stellen. Die Wesensschau, sonst im Erkenntnisprozeß ersetzt durch die Umwege von Abstraktion, Deduktion und Induktion, wird hier, wenn irgendwo, zur Tatsache, und so ist die schöne Hülle mehr enthüllend als verschleiern nur dem Unsichtbaren die sichtbare Brücke, über die alles Geistige gehen muß, um in eine Menschenseele zu gelangen. Noch mehr: Indem die Welt der Schönheit jegliches Interesse, das nicht in ihrer Wesensoffenbarung selbst liegt, naturhaft von sich weist, indem sie doch in einem erhabenen Sinne ein Spiel bleibt, tritt sie in den Menschen ein, nicht peitschend oder spornend zu irgend etwas, sondern sänftigend und beruhigend, alle Tätigkeit zum Kreisen in sich selber und in die Tiefe des eigenen Innern bewegend, in jenes Innere, wo der untülbare Drang nach Wahrheit wohnt. Und dann kommt das Selbst und doch so Natürliche, daß die magnetischen Kräfte, die zwischen den Ideen in den Dingen und dem Suchen nach Wahrheit im Menschengemüte schwingend vermitteln, ungehindert sich im freien Stromfeld entfalten dürfen. Über alles Vernünfteln, über alles Hemmende hinweg fliegt das eine zum andern, faugt sich der Mensch an die Wahrheit fest und in sie ein und empfindet in seliger innerer Berührung mit ihr jene Stimmung, die beglückt und verklärt, wie die Erinnerung an verlorene Paradiese.

Hier wird schon sichtbar, wie es kommen kann, daß die kultivierte Erkenntnistraft etwas verneint, was die naive Natur, die doch schließlich das Entscheidende bleibt in allen letzten Fragen, bejahen muß. Ähnlichen Prozessen begegnen wir ja auch sonst in der Literatur. So vertritt nicht selten ein Dichter theoretisch ein System, das er in seinem eigenen Schaffen verneint. Ebenderselbe Schiller, der in seinen populärwissenschaftlichen Prosaschriften das Christentum und die katholische Kirche bekämpft, hat doch unter dem Hauch des Genius, der aus tieferen Schichten kam, eben diese Kirche, eben dieses Christentum verherrlicht. Wem soll ich nun mehr glauben, Schiller, dem theoretisierenden Kantianer, oder Schiller, dem Dichter, der christlicher Demut den Kranz windet? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Bei Dante liegt der Fall besonders günstig. In seinem Wesen ist keinerlei Zweifelt. Sein Werk ist reine Kunst. Wohl will er etwas, aber nur als Künstler. So innerlich bedingt und gefordert ist das Wesentliche in seinem großen Meisterwerk, daß nicht einmal der Gedanke aufkommen kann, hier verfolge einer Nebenabsichten. Ein grundehrlicher, charaktervoller Prophet steht vor uns, der, von heiligem Feuer verzehrt, seine Botschaft verkündet. In einem Leben voller Enttäuschung und härtester Tragik ist alles Zufällige, alles Alltägliche, alles Vorübergehende von ihm gefallen, und es blieb nur der ewige Kern. Ihn stellt er hin aus der Fülle einer dichterischen Anlage

heraus, wie sie ein zweites Mal in solchen Ausmaßen nicht erlebt wurde. Man hat schon mehrfach darauf aufmerksam gemacht, welch ein Formenreichtum in ihm war. Wer hat je die Sprache zu meistern gewußt wie er. Die kantige Plastik des Inferno, die fließende Weichheit des Purgatorio, das klingende Licht des Paradiso, die lyrische Grundstimmung des Ganzen, die behagliche Epik der ebenmäßig vorschreitenden Schilderung, die lebensvolle Dramatik, die jede Beschreibung zum Geschehen erhebt, wo war das alles so zusammen wie hier? Und in der gewaltigen Fülle diese strahlende Ordnung! Die strenge Terzinenform, die berechnete Zahl der Strophen, die scharfen Einschnitte in die riesige Masse, diese Dispositionen und Expositionen, diese bewußte Ausnutzung der Kontraste, wer hat das je zu vereinigen gewußt mit dem Eindruck des immerfort Lebendigen? Und was ballt sich in diese Sprache nicht alles zusammen! Mit katholischer Weite nimmt Dante, den Fürsten der Scholastik gleich, die Wahrheit, wo immer er sie findet. Das ist ja nicht ein Erfordernis katholischer Kultur, daß sie irgendeine Wahrheit ausschließt. Ganze Wahrheit ist sie und weiter nichts. So geht Dante zu Griechen und Arabern, zu heiligen Schriften und profanen, zu Philosophie, Astronomie, Theologie und wie die Wissenschaften alle heißen. In unermüdlichem, jahrzehntelang ausdauerndem Fleiß unterwirft er sich die Kultur seiner Zeit, ein Gelehrter von Rang und doch niemals nur dieses, sondern immer der Dichter, dem alles und jedes Material wird, und nur Material zu großer persönlicher Schöpfertat. Wie groß seine Schöpferkraft gewesen, hat man daraus erschlossen, was er über seine Vorgänger hinaus leistete, gilt er doch als der eigentliche Gründer der nationalen Literatur seines Volkes. Mir wird dies noch mehr aus dem offenbar, was er anzufangen weiß mit einer Welt, die wir zu erschöpfen pflegen mit dem Worte ewig und der Farbe Blau mit etwas Sternengold darin. In diese Leere, die nur erfüllt wird von den Inhalten des Glaubens und der Begriffe, die kein Verhältnis zu haben scheint zu unserer Phantasie, nach der doch unser Sehnen brennt, schmerzlich die Bilder des Lebens umfassend, die so ganz unzulänglich sind, dieser Sehnsucht Innerstes zu offenbaren und zu befriedigen, in diese Leere hinein baut er Tiefen und Höhen, schimmernde Städte und leuchtende Figuren, und so groß und tief wirkt dieser höchst individuelle Expressionismus, daß in all den seltsamen Symbolen, die er erfindet, das allgemein Bedeutende, das echt Menschliche lebendig wird, daß sie wirken wie Welten, die der Schöpfer ins Dasein rief, daß sie locken zu Wanderungen und Gesang, daß sie uns fortzaubern von dieser Erde und uns eine Weile rasten lassen in einem besseren Lande. Das alles überschreitet so weit die Grenzen des Durchschnittsmenschen, daß wir nicht anders können, wir müssen uns beugen vor diesem Genius. Dem Manne müssen wir glauben, der so ehrlich ist und so groß. Wenn er lügt, dann lügt die Natur selber. So wird Dante der Träger einer Kulturmission höchsten Ranges.

Wenn wir heute alle Irrungen der Zeit begrifflich entwirren sollten, wie kämen wir an ein Ende! Freilich, wir wollen arbeiten, soweit es einem jedem gegeben. Im Besitze leitender Ideen werden wir mitbauen am Gebäude der Zeit. Was immer auf irgendeiner geistigen Arbeitsstätte an brauchbaren Werten geliefert wird, wollen wir einfügen in Turm und Mauern. Wir freuen uns, wenn wir sehen, wie diese Arbeit ihre Früchte trägt, wenn ein Jahrhundert, das die Folgen falscher philosophischer und religiöser Einstellung in so gräßlicher

Gestalt erlebte, sich in seiner Philosophie und Kunst der Wahrheit wieder leise nähert. Und doch scheint das Ganze eine Sisyphusarbeit. Dann ist es der Liberalismus, dann Steinersche Mystik, dann sozialistischer Materialismus, der die breiten Massen, auch der Gebildeten, wieder auseinanderwirft. Und wir dürfen doch nicht verzweifeln. Jedes dieser Systeme müssen wir von neuem vornehmen, zergliedern, Wahres darin vom Falschen trennen, und stehen doch immer vor neuen Ungeheuern. Gegen uns wirkt ja in und hinter all dem das Mysterium iniquitatis, nicht nur Irrtum ehrlich Suchender, sondern auch der dämonische Haß sittlicher Verkehrtheit und übermenschlicher Bosheit. Wir schauen aus nach Hilfe, und siehe, der Genius kommt.

Ein Riese wie Dante geht seinen Weg. Wie ein Feuer, das Steppen und Dürholz niederbrennt. Wie eine Lawine, die kleines Menschenwerk begräbt. Systeme und erkügelte Weisheit sind ihm Spinnweben. Mit der Urfraft starker Natur tritt er hindurch und triumphiert, ein Sieger im Mantel der Schönheit. Wo bleiben denn eure Redensarten von der Kulturfeindlichkeit des Katholizismus, wenn Dante katholisch war, nicht zufällig katholisch, sondern wesentlich, wenn seine Religion das Herz seiner Persönlichkeit war, die treibende Kraft seines Weltgedichtes? Ihr seht das Menschliche an der Kirche, und es verdunkelt euch die Idee. Auch Dante sah es. Wieviel Päpste hat er nicht in die Hölle versetzt. Und der Papst von heute ladet ein, — Ungerechtes freilich verurteilend — auch dieses zu lesen, feiert diesen gleichen Dante. Sollte euch das nicht zum Nachdenken bringen, daß man Ideen und Institutionen nicht verurteilen darf, weil unzulängliche Menschen ihnen nicht entsprechen? Was ihr an Dante bewundert, das ist eben die katholische Kirche von heute, die alle Wahrheit umspannt, die sich mit aller Wahrheit noch verwandt fühlt, wenn diese auch weit von der Sonne kreist wie ein verirrter Stern. Wenn diese Dichtung schön ist, die dahinter liegende Sache aber häßlich, dann hat eben die Kunst aufgehört, eine Offenbarung des Göttlichen zu sein. Wie könnt ihr auch Dante als einen Dichter feiern und doch fortfahren zu schwätzen, ein Katholik könne nicht national sein. Dante ist es doch, der in seinem Volke durch Jahrhunderte fortwirkt, der den Ruhm seiner Nation über den Erdkreis trägt wie nur irgendeiner der alten großen Kaiser, dessen Ideale noch heute sein Volk begeistern, wie eine lebendige Macht. Und so sammelt nur alle die Vorurteile, die sich seit den Tagen der Reformation aufgehäuft haben und wagt es, sie ins Angesicht Dantes zu schleudern, und wenn vor seinem reinen Auge, vor seiner zornigen Größe diese Vorurteile zerfließen und zertrümmert zerschellen, so bedenkt, dies ist das reine Auge seiner Religion, des mystischen Christus, den ihr lieben müßt, möget ihr ihm auch fern sein.

Aber auch wir, die wir Dante den Unfern nennen, wollen Einfuhr in uns halten, ob nicht etwas in uns ist, das dieser Prophet verdammen müßte in irgendeinen Höllenring. Oder ob wir gar zu denen gehören, die der Himmel nicht haben will und die auch die Hölle verschmäht, zu jenem zahllos großen Volk der Charakterlosen, das ruhelos seinen ewig wechselnden Fahnen nachjagt. Was groß und ehrlich und stark aus unserm Innern kommt, das setzt sich durch, auch wenn es katholisch ist oder gerade deshalb, Dante beweist es. Wir sind noch viel zu kleinlich, noch viel zu wenig erfüllt vom freien Gefühl

der Kinder Gottes, noch in der Öffentlichkeit oft kaum erkennbar als alter Adel, als erbliches Glied der ältesten Kulturgemeinschaft der Welt. Wenn wir den Glauben hätten, diesen Danteglauben an die Größe unserer Ideale, wenn wir diese Ideale über alles Partei-, Vereins- und Kirchturmsinteresse stellen wollten, wie anders ständen wir da. Daß doch die ideale Kirche Dantes in uns lebe! Sie würde die Welt noch mehr entzünden, als das herrlichste Gedicht darüber. Sie würde den ehrlichen Kampf mit dem Gegner niemals in die Sphäre ärgerlichen Haders und widerlicher Zwiste versinken lassen, sondern gäbe vielmehr diesem ganzen Ringen eine Würde, die über aller Verschiedenheit der Suchenden die eine ungeteilte, von allen gesuchte Wahrheit erstrahlen ließe. Das könnte die Dantefeier werden, auf die jeder Deutsche wartet, der an den Wunden seines Volkes mitblutet: die große Dantefeier der Einheit, nicht nur in der Schönheit. . .

In Dante sind wir einig gewesen, Katholiken wie Protestanten, Orthodoxe wie Liberale, sind einig gewesen Romane, Angelsachsen, Deutscher und Slawe, die ganze Welt. Vom alten, ewig jungen Rom kam der Ruf zum Fest, und Fürsten der Kultur sind ihm gefolgt. Die Welt hat den Hauch der Weltkirche gespürt, die Tiara gestrahlt im Widerspiel wunderbarer Zauber. Über bekränzten Sälen und andächtig Lauschenden aber war eine leise, ahnungstiefe Musik, geheimnisvoll flüsternd: Ein Hirt und eine Herde



Aus Vergils vierter Ekloge¹ / Übersetzung von Alex. Baumgartner S. J.

Schon ist die späteste Zeit des Cumäischen Liedes erschienen,
Und großartig erneu'n Jahrhunderte jeho die Reihe.
Schon kehrt Usträa zurück, zurück auch das Reich des Saturnus;
Schon ein neues Geschlecht entsteigt den Höhen des Himmels.
Sei dem erwarteten Knaben, mit dem sich das eiserne Alter
Erst abschließt, und das goldene rings sich erhebt auf dem Erdkreis,
Keusche Lucina, geneigt: schon führt dein Apollo die Herrschaft.

Ja, die herrliche Zeit, wird mit dir, Consul, beginnen,
Pollio, Monate voll erhabner Bedeutung entfaltend.
Unter dir, wo noch Spuren zurück sind unsres Frevels,
Werden, getilgt, sie die Länder vom ewigen Bangen erlösen.
Göttliches Leben erhält das Kind, wird schaun die Heroen.
Zu den Göttern gefellt, wird selbst bei ihnen erscheinen
Und die beruhigte Welt durch des Vaters Tugend beherrschen

Schide dich an — schon naht die Zeit — zum erhabenen Ruhme,
Göttern erkorener Sproß, du Jupiters herrlicher Anwachs!
Schau, wie das Weltall bebet in schwerumlasteter Wölbung
Länder und Räume des Meers ringsum und die Tiefen des Himmels!
Schau, wie alles sich freuet des künftigen Weltjahrhunderts!

¹ Bekanntlich eine für das Verständnis der Göttlichen Komödie maßgebende Stelle.

An Dante Alighieri! / Von Franz Herwig

Bist du, o Dante, jemals Kind gewesen? Ist es möglich, sich deine Kinderjahre vorzustellen wie die Jahre der Kindheit irgendeines anderen Menschen? Hast du je in den düsteren Gassenschluchten von Florenz gespielt nach Kinderart? Schlag je der entzündete Schrei deiner kindlichen Rehle zu den sonneumspielten Häuserzinnen auf, wenn im Voccaspieler deine Kugel zum Siege lief? Ging nicht vielmehr der brennende Blick deiner unergründlichen Augen, schwermütig sich verdunkelnd, an der rollenden Kugel, plötzlich von undeutbaren Erkenntnissen belastet? Um bebüschten Ufer deines heimatlichen Flusses, der beruhigt in abendlicher Rühle floß — eintest du je deine Stimme mit dem Sauchzen von Gespielen? Erschreckte und entzückte dich schauervoll und jäh nicht namenlose Schwermut, der du nachhingest, und ließest aus sinkenden Händen Riesel und Sand verächtlich rieseln? Und mitten im haschenden Jagen durch die blüten- und fruchteschweren Haine der Vigna (vorn Tore, an der großen staubbedeckten Landstraße, die fernher kommt) — lähmte nicht ein Etwas deinen Fuß, daß du gedankenlos, gedankenschwer, in das flimmernde Geheimnis des Sonnenmittages versankest, das Ohr ganz erfüllt vom betäubenden Gesange der großen Grillen? Und löstest du deine Finger nicht zuweilen verlegen-schroff aus den eiferwarmen Händen der Gespielen, wenn der Mond über die Hügel von Fiesole stieg und die nackten Schultern der fernen Gebirge noch veilchenfarben im vergehenden Sonnenlichte schimmerten? Und deine Augen erglänzten tränenvoll beim zärtlich-süßen Flötenton der Zifade.

Du wußtest ja nicht, daß Gottes Hauch dich schon in der bergenden Muschelwiege des Mutterleibes gesegnet, daß seine Hand deine kindlichen Loden schon weiheschwer gestreift hatte, als alle Menschen in dir nur das Kind sahen, ein Kind wie viele. Du wußtest ja nicht, daß du im Plane Gottes ein Edflein sein solltest. Aber du fühltest, daß der unergründliche Blick deines Schöpfers dich zuweilen liebevoll streifte, so daß du erschauertest, dich umfahest und ahnungsvoll erbebstest — du, Dante, Gesegneter, Gotterkorener! Durch unerhörte Leiden, sprach Gott, will ich ihn führen, durch unerhörte Freuden, durch unerhörte Erkenntnisse. Und eines Gottesglaubens Ausdruck soll er sein, der wie ein Leuchtturm ehern-klar gemeißelt und unerschöpflich brennend, über Jahrtausende ragen und leuchten soll!

Die bitteren Erkenntnisse lauerten auf dich hinter jeder Straßenecke. Mord besudelte den Weg, den deine kindlichen Füße gingen, Haß umgischte dich mit hundert Schlangenzungen. Ein Haus war dem andern feind, die Fahnen auf den Türmen blähten sich erbittert und lärmend gegeneinander. Die hohen Kirchengiebel tönten wieder vom Knaden der Armbrüste, vom Wutschrei Rasender, vom Achzen Sterbender. Die Gassen durchsegte der Sturm gefiederter Pfeile, die Bogensehnen erklangen zum Kriegsgefang, die Art wütete in feindlichem Hausrat, Brand fraß den Fleiß von Generationen, und lange Züge

¹ Gesprochen bei der Dantefeier in Weimar.

Verbannter verließen die Vaterstadt, unter dem Hohnschrei der Sieger, vorbei an den zur Schau gestellten Leichnamen gerichteter Väter, Brüder und Söhne. Ein Blick genügte, daß die Degen kreischend aus der Scheide fuhren, ein Wort, daß Dolche blitzten; eben noch waren es zwei, die mit Knirschen aufeinander drangen, sofort waren zwanzig für zwei da, das Stadtviertel schäumte auf, die Glocken heulten dumpf: und über Nacht war die Stadt ein Heerlager, ein Heerlager von zwei Parteien, die sich in vier spalteten, in zwölf — keiner wußte mehr, was Feind war, was Freund, keiner wußte mehr, warum man mordete. Über die Mauer stieg fremdes Volk, rachedürstende Verbannte waren plötzlich da, der Herd war nicht mehr heilig, nicht der Altar — bis irgendeine Partei die Oberhand gewann, mit eiskalter Besonnenheit hinrichtete und verbannte und endlich die Ruhe wiederkehrte: eine giftgeschwollene, knirschende und haßstrohende Ruhe.

Das war das Florenz deiner Jugend, Dante Alighieri. Der Schrecken hockte auf der Schwelle deines Vaterhauses und griff grauenvoll noch in deine Träume. Eine Flut schrecklicher Erkenntnisse stieg um dich her, du mochtest die Augen schließen, du fühltest sie doch an deiner Kehle branden. Du solltest sie fühlen. Dein junges Herz sollte ganz erfüllt sein von Entsetzen und Mitleid, du solltest lernen, wie man Lasten trägt und trotzdem aufrecht seines Weges geht. Der Tod griff nach deiner Mutter, du Kind. Dein Vater wurde unter dem Klange des Dies irae in der Gruft deines Geschlechts bestattet, du Kind. Dein Gott meinte es bitter ernst mit dir. Und du verzweifeltest doch nicht an ihm, hingest ihm treu und vertraulich an, wuchsest immer mehr in ihn hinein, und sicher und unverdrossen stiegst du weiter die von Schrecknissen belagerte Treppe des Lebens hinauf. Denn: von Stufe zu Stufe schwebte dir ein leicht verkörperter Traum Gottes voran, deine Beatrice; Kind wie du, geweiht wie du, nur daß sie schon vollendet war für immer, die aus dem Mutterschoße schon aufgestiegen war nicht wie ein Mensch, nein, wie ein besonntes Federvölkchen, unwiderstehlich angezogen von der höchsten Sphäre. Du aber solltest Schritt für Schritt, schwer und schmerzlich klimmen, dem Seelchen nach, das mühelos stieg und stieg.

Sicher dachtest du, Dante Alighieri, das Licht Beatrice werde dir immer leuchten, so daß du nur nötig haben würdest, den Blick zu erheben, um zu erkennen und zu wissen, wohin dein Fuß auf die nächst höhere Stufe zu setzen sei. Kein Ahnen schattete wohl je über dich hin, daß du einmal allein stehen könntest in der Nacht, ohne Beatrice. Ja, und nun, schwand dir Knaben doch plötzlich und lautlos das Licht Beatrice. Das Leibliche, und siehe da: auch das Geistige verging, und die Nacht erschwoll um dich, drohend und unabsehbar wie das Meer. Was strecktest du die unmächtigen Arme nach der Entschwundenen? Was riefest du nach ihr, verzweifelt, aus der Tiefe? Du konntest das Flüchtige nicht halten, deine Hände griffen ins Leere, deine Rufe widerhallten aus wesenloser Finsternis.

Was nun? Nach dem Aufwachen aus der Betäubung — und du warst inzwischen ein Jüngling geworden — mußtest du dich dazu verstehen, deine Wanderung irgendwie fortzusetzen, ohne die Führerin. Vielleicht warst du nun müde des Ideals, das du nur dumpf als solches erkannt hattest, und deine solange sehnstüchtig ausgestreckten Arme packten nun die — Wirklichkeit, das, was die Freunde und Genossen schwärmerisch „Leben“ nannten? Aufsteigen wolltest du, das ist sicher, höher steigen als die anderen; ein süß und bitter brennender Ehrgeiz trieb dich gebieterisch. Du fandest Begleiter, die dich noch fackelten, und ihre Bewunderung umgab dich bei jedem Schritt wie eine wandelnde und dampfende Wolke. Frisch! Auf! Dem Mutigen und Starken gehört die Macht! Der Partei zuerst dich hingeben, sie beherrschen, dann und durch sie das Volk von Florenz. Und dein entzündeter Geist erlebte, vorahnend, schon Blumengewinde, dir gespannt und über den Straßen schwanzend. Du hörtest schon die gebietenden und feierlichen Rufe der Posaunen und Trompeten, die zur Huldigung für dich riefen, trankst die stürmischen Schreie einer beglückten Menge. Du dachtest wohl nicht so sehr an Florenz wie an dich. Niemand dachte an Florenz, nur an sich, deine Feinde auch, wie deine Freunde. Wohlan! Es zeige sich, wer der Stärkste ist!

Ach, die dionysischen Nächte, wenn der rote Hügelwein alle Schwierigkeiten im voraus spielend bewältigte, wenn maßlos die Muskeln schwellen und der Geist stürmisch zum besternten Himmel loderte! Kam nicht auch das Weib hinzu, damit in ihren Armen du dich verdoppelt, verdreifacht fühltest — riesengroß? Beatrice hatte sich ja nicht fassen lassen, war immer schwebend entglitten, lächelnd und geheimnisvoll. Diese hier — diese Carlotten, Leonoren oder Gemmen — diese ließen sich fassen, und waren doch auch Weib wie jene andere, die gleich einem verklungenen Abendlied noch um dich nachhallte. Diesen hier also sei das Geheimnis ihres Wesens, ihres Weibtums entrisen! Wühle dich ein in ihr Geheimnis, sauge es in dich, dies Geheimnis, und wenn wieder Beatricens von innen mit schmerzlichem Erstaunen leuchtendes Antlitz in schlafloser Nachtsunde peinlich dich bedrängt, so sprich einen Exorzismus: Hebe dich weg, Gespenst!

Und vielleicht stört dich nun auch der Gott deiner Jugend, und ein wenig unbequem ist dir der Glaube und die christliche Moral, da du ja doch zur Macht über die anderen mitleidlos hinwegklettern mußt? Und natürlich darfst du nur dich kennen, wenn es dich nach Gewalt und Genuß gelüstet! Aber so mache dich doch frei von dem törichten und lähmenden Zauber der Ammenmärchen! Findest guter Gründe viele, wenn du die Notwendigkeit dir oder einem anderen beweisen willst: sind viele gerade der Klügsten und Stärksten nicht auch frei geworden, nennen sich Philosophen und brauchen Gott nicht mehr? Sind unter den Würdenträgern der Kirche nicht auch eifrige Ichlinge und leben in Simonie und Schwelgerei? Das kommt natürlich nicht durch die Sünde und die Verworfenheit einzelner, sondern es liegt am System, an der Idee, der Kirche — ich

weiß nicht an was noch. Hast du nicht deinen leuchtenden Verstand, der hinter die Dinge schaut, und deine erhabene Vernunft, die von selber uns eigenmächtig die Welträtsel zu lösen imstande ist? Willst du, Starker und Erleuchteter, dich etwa damit aufhalten, Verfallendes zu stützen, Totes zu bewahren, Verwesendes lieblich duften zu machen? Etwa Hand legen an Mißstände oder gar auf das Törichteste verfallen: zu fühlen und zu leben wie ein rechter und vorbildlicher Christ, wo es doch die anderen nicht sind? Du vielmehr legst alles entschlossen hinweg mit einer einzigen mächtigen Geste deiner erlauchten Hand, und siehe, du bist frei! Es wird vielleicht ein wenig kalt um dich her, und eine seltsam nüchterne Leere spürst du in deinem unruhiger schlagenden Herzen. Sei getrost: du bist eben sehr hoch gestiegen und da oben weht kalte und dünne Luft.

Nicht wahr, Dante Alighieri? So ungefähr räsonnierte der luziferische Geist auch an deinem Ohr, wie er in jedes Menschen Ohr irgendwann einmal hineinräsonniert. Bestechen dich seine süßen und scharfen Argumente? Du hast es ja bekannt! Aber sie bestachen dich nicht für immer — das hast du gesungen! Beatrice und das ewige Prinzip, das hinter ihr und durch sie wirkte, war genau so wirklich und viel mächtiger wirklich als die vielfältige massive Wirklichkeit, die du fassen, begreifen und verschlingen konntest. Beatrice ließ dich nicht los, und da auch die Schlange mit festem Biß dich hielt, so wurdest du ein Schlachtfeld, mit graußigen Niederlagen, mörderischen Zusammenbrüchen, verzweifelte Aufschwüngen und schweren, bitterschweren Siegen. Du wurdest gerissen wie eine Beute, jahrelang, jahrzehntelang, durch Not geschleift und in himmlischem Tau gebadet. Du lerntest die Macht kennen und die Gewalt über viele, hörtest der Menschen Hosianna und der Menschen Kreuzigef! Die Pest auch deiner Zeit: die Ichsucht, verseuchte dich, und ein erbarmender Blick der verklärten Beatrice entseuchte dich wieder — bis du die inbrünstige Süße des wahren Sieges schmeddest, mit Narben bedeckt und ergraut, und mächtiger und stärker warest als je im Rausch deiner Jugendtage, ein Wissender und ein Gläubiger, ein Handelnder und ein Betrachtender: der geniale Mensch der Harmonie, nicht mehr wollend dich, sondern Gott, und durch ihn dich im tiefsten und letzten Sinne!

Nun und jetzt konntest du anheben dein unsterbliches Werk, nun mußte dein Wesen überströmen in das Werk, das nicht reif wäre und groß, wenn du selber, Dante Alighieri, nicht reif und groß geworden wärest. Nun konntest du singen deinen Weg, jedes einzelnen Menschen Weg — durch Hölle, die Läuterung, ins Paradies. Nun konntest du singen den Weg deines Volkes, der Menschheit, damit Volk und Menschheit ringe wie du, glaube wie du und eingehe in Gott wie du!

Laß mich nun, erhabener Geist, inmitten des Ernstes, den ich im Erinnern an dein Werk spüre, ein leises Lächeln wagen, indem ich daran denke, was man aus deinem Werk gemacht hat. Der Verstand hat darin gewühlt, die Vernunft daran herumbegriffen. Unter den Händen der Erklärer, die seit sechs Jahrhunderten in deinem Werk immer neue, deutliche und beweisbare Sinne entdeckten, ist sein einziger Sinn immer mehr verdunkelt. Es ist ein Objekt der

Forschung geworden — wem ist es noch ein Aufruf zur Nachfolge auf deinem Wege? Der Politiker entreißt ihm drei Terzinen und sagt: also muß Italien von einem deutschen Kaiser beherrscht werden. Der konfessionelle Agitator beweist mit abermals drei Terzinen, daß das Papsttum die große Sünde der Apokalypse ist. Und zum Überfluß kommt auch noch der Ästhet und läßt sein erkaltetes Hirn fruchtlos erglänzen, in Anbetung vor der „Schönheit“ der *comedia*! Ist es nicht so, daß du einem vergrabenen Schatz gleichst, der, wenn wir ihn hoben, uns unerhört reich machen würde? Denn du bedeutetest ja glühende Liebe für Vaterland und Gott, und unerschütterlichen Glauben an Vaterland und Gott. Diese Quellen aller menschlichen Bedeutung erklingen nirgendwo mächtiger und hinreißender als in deinem Werk. Du kanntest ja auch, wie keiner, die falsche Vaterlandsliebe, hinter der die Ichsucht heimtückisch sich versteckt. Die Stimmen, die „Vaterland“ riefen und sich selber meinten, hatten dir zu oft, in schrillen Chören vereinigt, an deinem Ohr geklungen. Du selbst hattest mitgesungen in diesen Chören, hattest deinen Ruhm, deinen Vorrang, deine Bedeutung gesucht, verborgen hinter der Maske der Liebe zu Florenz. Bis du erkanntest, daß der einzelne erst ganz aufgehen muß in der Idee des Vaterlandes, ehe er Wert erhält für das Vaterland. Bis du fühltest, daß die unbedingte Hingabe allein groß macht und das restlose Hinschenken an die Idee. Du hattest, indem du selber im Hergentanz der Parteien raiste, erlebt, was der Parteikampf aus deinem Florenz machte. Dein Vaterland war zerschlagen, zerrissen, verdorben in dieser Wut, in der nur einer mitleidlosen verbohrten Hartnäckigkeit ein flüchtiger und trügerischer Sieg winkte, immer auf Kosten einer Niederlage des Ganzen. Niemand gab um einen Zollbreit auch nur in Gedanken nach, jeder verfocht seine Marine eigensinnig und selbstsüchtig gegen den Nächsten bis zum Letzten und sah nicht, daß mit dem Fall des Gegners auch eine Kraft hinsank, die auch zur Glorie des Vaterlandes unerläßlich und unersetzlich war. „Ich will Florenz zu Sieg und Macht führen,“ schrie der eine, und spannte sich vor den Wagen, auf dem das heilige Bild des Vaterlandes thronte. „Ich will —,“ rief der andere, ein dritter, ein vierter, riefen viele, alle! Und, in den Strängen schon mutig liegend, vergaß plötzlich ein jeder, um was es eigentlich ging — um das gemeinsame Große — jeder fiel den anderen an, weil er nicht seiner Meinung war — und das heilige Bild neigte sich und stürzte, und über seinen Trümmern noch tobte die Parteiwut weiter!

Du zeigtest dem verwilderten Ich auch Gott. Du wagtest das kühne und ewige Wort, daß nicht die christliche Idee schuldig ist, wenn sie nicht unbedingt und immer triumphiert, sondern die Erbärmlichkeit des einzelnen. Du packtest diesen einzelnen, der die Idee anlagte, wo er sich hätte anklagen sollen, an der Brust, und du tatest es nicht, ohne zuvor mit dir selbst auf unerbittliche und heilsame Weise ins Gericht gegangen zu sein. Du duldest keine relative Wahrheit, du liehest nicht zu, daß man die unbedingte zu eigenem Gefallen bog. Du lebstest und sangest nur die eine Erkenntnis, die eine Auswirkung der göttlichen Idee. Dein Werk hat nur ein Thema, ein unsagbar einfaches und unsagbar

gewaltiges Thema, in tausend Veränderungen immer wiederkehrend, ein durch alle Dissonanzen gebieterisch dröhnendes Thema: Du Mensch sei Christ, vor dir selbst, in deiner Familie, in deinem Handwerk, deiner Kunst, in jedem Tun, in der Politik und der Wirtschaft, als Lastträger und als Kaiser, Christ zu jeder Stunde, in allen Lagen, im Leben und im Sterben! Dann erblüht du, einzelner, in der dir möglichen und ungeahnten Vollkommenheit, dann erblüht die Gemeinschaft, in der du lebst, Stadt und Vaterland erblühen glorreich, und die Menschheit ist nichts als ein irdisches Abbild der ewigen Harmonie. Deshalb nanntest du dein Werk *comedia*, im letzten und tiefsten Sinne, deshalb schriebst du es nicht auf in der Sprache der Gelehrten, du wendetest dich nicht an eine Klasse oder Rasse, sondern an das Volk, dein Volk und schließlich an alle Völker.

Nicht wahr, Dante Alighieri, dies ist festzuhalten: dein Werk ist nicht eine Angelegenheit der Gelehrten und Ästheten, nicht ein Objekt der Forschung und des literarischen Feingeschmacks, sondern ein Ruf an jeden Menschen: Tue, wie ich tat. Dein Werk war vergebens und ist tot, wenn sein letzter Sinn nicht in unserem Herzen erklingt. Mir scheint wirklich, wenn wir nur ein wenig aufmerken und recht hineinhorchen in uns, wir hören seine tröstliche und öfterliche Melodie ganz deutlich. Vielleicht hört sie auch unser stolzer Kopf bereits, der sich in unserem Menschentum ein eigenes Reich gegründet hat, und der ein wenig geringschätzig immer auf das Mutterland des Herzens herabschaut? Und vielleicht erleben wir den Sinn deines Werkes, Dante Alighieri, deshalb recht, weil wir mit unserer Ichsucht, Selbstsucht, unserer Parteinut, mit allen unseren vollkommenen Außerlichkeiten und unserer Gottfreiheit zumal, uns, wie du einst, Dante Alighieri, in einem finsternen Walde uns verirrt sehen, dieweil des rechten Weges wir verfehlt? Und vielleicht dämmert auch uns eine gebieterische Erkenntnis, wie dir einst, daß es, um der Hölle zu entinnen (der Hölle in jeder Beziehung), nur einen Weg gibt: den durch das reinigende Feuer des Läuterungsberges?

Fühlen wir das — dann, scheint mir, haben wir dein Andenken recht gefeiert, Dante Alighieri!



Der Dichter und sein Werk



Neues zum Verständnis der Divina Comedia / Von van Delft

Dante ist der katholische Dichter, der katholische Denker. Huldigung als Denker und Dichter sei deshalb dem Katholiken, dem buon Christiano dargebracht, aber um Dantes Ideen werten und würdigen zu können, müssen wir uns zunächst ehrlich orientieren in der Atmosphäre des Denkens jener Zeit, und wenn wir dann wissen, daß Joachim di Sante Fiore volkstümlich werden konnte durch seine prophetische Auslegung der Apokalypse des hl. Johannes, in der er u. a. dartat, daß die Kirche Christi in das Sinnliche hinabgesunken war und in eine vergeistigte Kirche umgewandelt werden mußte, bei welcher die Kirche einen beschaulichen Mönchsorden zum Beherrscher haben würde; — und daß Jacopone di Todi ein Typus seiner Zeit genannt werden darf, da er bei einer schwärmerisch strengen Abzise dem Papste gegenüber eine Arroganz anzumahen sich erlaubte, die einem hartnäckigen Widerstand nahekommt, und einen Haß, der den Urheber des Verderbens, Bonifazius, den „Lucifero novello“ nennt, und daß der arme Martinus III., der N. B. ein Heiliger genannt wurde, weil er gern in Wein gekochten Al ab, sich eine Karikatur gefallen lassen mußte mit dem prächtigen Titel „Initium omnium malorum“, dann können wir Dantes Zorn begreifen, wenn er seinen widerstrebenden Gefühlen Luft macht durch die Verdammung dreier Päpste seiner Zeit, und Bonifazius als „den Greuel der Verwüstung am heiligen Orte“ anzusehen, und in die Kirche, in Kaiserreich, in Volk und Fürsten ein radikales Verderben hineinzufingieren wagt.

Dunkel ist der Hintergrund, auf dem Dante seine himmlischen Visionen zeichnet, freischend die Dissonanz des höllischen Hasses, mit dem er seinen himmlischen Minnefang beginnt, dennoch verklärt die liebliche Donna-Gloria seiner Beatrice alles Irdischentartete mit dem Glanz der Liebe der göttlichen Vorsehung und lösen alle Dissonanzen sich auf in die Harmonie „neuer Lebens“freude.

Der Schlüsselgedanke zu Dantes Werk ist „Beatrice“. Auf dem Paradiesesgipfel, auf dem Dante schon geläutert steht, wo aber noch dürr steht der Baum, an dem der „Apfel des Lebens“ wieder erblühen soll, wie auf Erden noch verwüßt liegt der Hügel, der „aller Freude Ursprung“ ist, dort erscheint ihm seine „Gentilissima“ in der Schönheit, deren „Wurzel die Dreifaltigkeit“ ist; im Lichtjubil der überschatteten Himmel redet sie ihn an und spricht: „Betrachte mich recht: ben som, ben som, Beatrice,“ und sie betrachtend, sah er in ihrer Schönheit die Vollenbung der dem Menschen dargebotenen Gnade Gottes und den Anfang neuer Lebensglorie. Da war sie wohl die „gloriosa donna“, als er sie zuerst sah in ihrem neunten Lebensjahre in der Schönheit, die alle, die sie sahen, sie „Beatrice“ nennen ließ, „nicht wissend, wie sie sonst zu heißen“.

„Da quello punto“, von diesem Augenblick an erwog er beständig den ihr zuerkannten „Namen“ und ersahte: Nomina sunt consequentia rerum, in den Namen ist das Wesen der Dinge angedeutet — und wenn sie dem Namen nach

„Beatrice“ heißt, wie sehr wird sie es in ihrem Wesen sein. „Beatrice“ Seligmacherin, Erlöserin.

Seligkeit ist Gott schauen — und in ihrer Schönheit sah der idealisierende Dichter-Liebhaber einen idealen Refler der geistigen Schönheit Gottes; die Schönheit des göttlichen Wesens, — dessen Liebenswürdigeit die Seele all das Liebenswürdige entlehnt, das sie dem Körper verleiht, den sie belebt, — wurde ihm wie in klarer Spiegelung sichtbar in dem die Seele widerspiegelnden Auge, in dem Lächeln ihres durchgeistigten Angeichtes. So konnte sie also „mit ihrem Auge“ ihn erheben, austreuend den „seme di felicità“, den Samen des Glücks in Liebe und Tugend, und ihn hinaufziehen über das Sinnliche zu dem beseligenden Gute des Geistes; so war sie ihm das lebendige Symbol der gottschauenden Weisheit, die Inkarnation Amors.

Eine Erlöserin wurde sie ihm. Der sinnende Dichter durchkostete das Leid harter Prüfung, denn er hatte gefehlt, er hatte seine „gentilissima“ vergessen um einer „gentile“ willen und dabei sein Herz dem berauschenden Gefühl der Lust geöffnet. „Beatrice“ verweigerte ihm den Gruß, der ihn sonst „zu den Grenzen der Glückseligkeit“ führte. Und noch mehr hatte er gefehlt: Durch den Freund, der ihn „bis an die Grenzen des Lebens“ führte, war er in den stolzen Wahn des Unglaubens gefallen: Beatrice spottete seiner. — Da empfand er sein Leid wie eine Todesprüfung, es war die heilbringende „prova di pietà“. Durch das läuternde Leiden mußte er sich aus den unheiligen Neigungen des Herzens und Verstandes hinausringen. Los von der Erde, los von dem sinnlich Schönen. Darüber starb Beatrice.

Da weinte und klagte tief der Liebende, der schon anfang zu erkennen, daß Gott durch sie „etwas Neues“ wirken wollte, aber noch wußte er nicht, was dieses sein würde. Und dem, der in Entzückung bereits gesungen, „daß die Himmelsbewohner einzig nur verlangen, sie zu besitzen“, ihm erschien sie, während er über ihr Hinscheiden trauerte und wegen neuer Fehltritte heilsbegierig zu ihr aufschaute. Sie erschien ihm. Erhaben über irdische Schönheit, stand sie vor ihm in geistiger Schönheit, — ein Strahl der göttlichen Liebenswürdigeit und Gnade, und noch tiefer wurde seine Erkenntnis, noch sehnstüchtiger seine Liebe. — — —

Es zogen Pilger des Nordens nach Rom, um Christi Antlitz auf dem Schweißtüche Veronikas zu sehen. Sie zogen über Florenz, das heilvergeßend über seine Beatrice weinte, und Dante sann nach über die Pilger und ihre Fahrt, und sein Geist pilgerte dabei zu seiner „Beatrice“ und zu — — — Christus, dem „Beator“. Donnas baten ihn um ein Loblied auf seine Geliebte, und singend schwebte sein Geist hinaus über die Sphären, die das Weisse drehen, und dort sah er sie in einer Schönheit, die wie die Sonne unserm Auge sich in ihre eigene Herrlichkeit hüllte — aber er sah sie in der ihr eigenen Beschaffenheit, „in qualita di costei“, vergeistigt war er wie sie — vergeistigt sah er sie. In diesem neuen Zustande erhielt er einen „neuen Begriff“, und was dieser neue Begriff umschließt, weiß er wohl, denn er begreift, daß sie „Beatrice“ ist.

Und „nach diesem Sonett erschien mir eine wunderbare Vision, in der ich die Dinge sah, die mich den Vorsatz fassen ließen, nichts weiter mehr von dieser Gefegneten zu sagen, bis ich würdiger über sie würde schreiben können. Und um dieses zu erreichen, befließigte ich mich, soviel ich konnte, wie sie wohl weiß. So

daß, wenn es Dem, für den alles lebt, behaart, daß mein Leben noch einige Jahre währt, ich von ihr zu sagen hoffe, was nie von einer Frau gesagt wurde“.

In eifrigem Studium befehligte er sich, seine Weltichtung schaffen zu können, in der er von ihr sagen wird, daß sie ist, was sie heißt: „Beatrice“, aber eine Beatrice, gesehen auf dem Weltplane, der universale Heilswirkung umfaßt. Als „Beatrice“ kommt sie — die zuerst von Gott in Florenz hineingesetzt wurde, mit dem Plane, etwas Neues zu schaffen, die jedoch Dantes Fehler wegen entrückt werden mußte — in die Hölle.

Die Welt war der dunkle Wald geworden, in dem Dante sich verirrt, worin das Volk, — die irdischen Güter mit gebeugtem Kopfe grasend wie das Gras der Erde, — dem Vieh ähnlich geworden ist, folgend den irrenden Hirten, die vertierte Ungeheuer wurden, „Wiederkäufer ohne gespaltene Hufe“. Radikal war das Verderben unter einem simonistischen Papste, unter einem pflichtvergessenen Kaiser, unter den imperialistischen Intrigen Frankreichs, unter dem Goldwucher Florenz', — in der Welt war kein Heil.

Dante will es suchen: Karfreitag ist's, der Tag der Welterlösung. Das Jahr 1300 ist's: neues Jahr der Jahrhundert-Wende, — Frühlingsaison ist's: die Sonne strahlt im Sternensilde, unter dem Gottes Liebesbewegung alles erneuert: der Dichter setzt Hoffnung auf das Heil — er steht vor dem Hügel, der Anfang und Ursprung aller Freude ist — er sieht über ihm den Gnadenplaneten Christi erstrahlen beim Aufgange der Morgensonne; nach dem Hügel will er, dem Heilshügel Christi. d. i. Golgotha, d. i. die St.-Croce-Kirche in Florenz, die als Gnadenort identisch damit ist. — Aber Panter, Löwe, Wölfin verhindern den Aufstieg, und er fällt zurück in die lichtlose Dunkelheit, in die erbarmungslose Tiefe der verdorbenen Kirche und Welt. Er spricht Christus die Heilswirkung nicht ab — aber bei dem allgemeinen Verderben findet er sie auf Erden nicht; — um es auf anderem Wege zu finden: auf dem Wege, den Beatrice für ihn dem Virgilius zeigt, dem Weg zur Hölle.

Virgilius wird von ihr beschieden als Idealtyp eines natürlich vollkommenen Menschen, d. h. Römer. Bei dem allgemeinen menschlichen Verderben wird er ihn hinführen müssen zu dem Idealzustand — um ihn zu befähigen, sich zur übernatürlichen Vollkommenheit zu erheben, wenn nach Virgilius Beatrice kommen wird. Diese Funktion der Vorsehung hat Virgilius, der mittelalterlichen Auffassung gemäß, als Dichter auch erfüllt: Er war der Herold des römischen Imperialismus und prophezeite daselbst die Periode des goldenen Zeitalters, die der Kaisersproßling Marcellus bringen würde. Aber er prophezeite seine römischen Aspirationen in einem Klang und einer Farbe, die christliche Motive erraten ließen: Die Mittelalterlichen lasen in seinen römischen Aspirationen die inspierten Anspielungen auf Christus und sein Imperium, die Kirche. Virgilius durfte also Dante wohl führen auf den Weg, auf dem all die römischen und christlichen Ideale verwirklicht werden sollten.

Virgilius, Beatrice in der Hölle sehend, erkannte, was sie war, und er begte in seinem Herzen die geheime Hoffnung, auch Anteil an ihrem Heile zu haben. Die Hoffnung wurde verwirklicht, und mit frohem Angesichte geht er zu Dante, um ihn in die Hölle zu führen.

Er entführt ihn den Nachstellungen der Tiere — den Symbolen der Untugenden und der Elemente des Verderbens in der politischen Welt — der Macht der Wölfin besonders. Diese ist das Symbol des herrschenden Übels, der Habsucht — im politischen Sinne Symbol des radikalen Weltverderbers, des habgierigen Papstes. „Wenn diese Bestie . . .“ sagt Virgilius, „von der Erde vertrieben sein wird, dorthin wo der erste Neid sie losließ,“ dann wird die Welt empfänglich und fähig sein, neues Leben im christlichen, goldenen Zeitalter zu erhalten.

Und es muß hinzukommen „Veltro“ der große Hund. Dieser große Hund ist Dante, der Dichter der Divina Comedia, der Sänger, inspiriert von Beatricens Amor, der da singt mit der Liebe einer „Donna di Virtu“: Donna durch ihr Vermögen, wodurch das menschliche Geschlecht zur Würde eines himmlischen erhoben wird. Daß Dante selbst der Veltro ist, verheimlicht er zwar in undeutlichen Anspielungen weitläufiger und vieldeutiger Symbole, gewagten Insinuationen und mythologischen Parallelen — aber gesehen in der hohen Perspektive seiner himmlischen Visionen, wird seine Dichtertendenz klar und erkennbar dem, der begreift, wie dieser Florentiner, da er in seiner Vaterstadt als Schäflein schlief, an der Stätte des Zwillingsternes wiedergeboren werden wird „tra feltro e feltro“ und dann wiederkommen wird „mit anderer Haut und anderer Stimme“.

Virgilius führt ihn dorthin und den Weg entlang, den Christus triumphierend zur Hölle hinabgestiegen ist: durch das Tor Christi zieht er ein, durch den Durchbruch der Höllenmauer, den Christus Triumphzug geschaffen, steigt er hinab in die Tiefe. Und bei seinem Eintritte zittert die Hölle wie bei Christi Einzug.

Die höllischen Mächte bedrohten ihn auf seiner Reise, wie sie, der Legende gemäß, Christus auf seinem Triumphzuge nachstellten, aber mit der Berufung auf „den Willen, der kann, was er will,“ schlägt er die höllischen Mächte und macht sie sich dienstbar. Um selbst von aller Sünde frei zu werden und dann zur hohen Tugend sich zu erheben, muß er seine Höllenfahrt machen.

Sünde ist Abwendung vom unendlichen Gute, schließt also unendliches Böse in sich, das als Forderung der Gerechtigkeit ein unendliches Leid umfaßt. Dante muß also durch die tiefsten Höllenregionen gehen, wo die erste Liebe ihre gütige Weisheit offenbart im Ebenmaße der gerechten Strafe, um darin den Charakter des Bösen gegenüber der Heiligkeit Gottes widerzuspiegeln und dort Abscheu vom Bösen zu erlangen und zu fördern und so den Keim der Wiedergeburt in sich aufzunehmen und in andere hineinzulegen.

Dieser Gang zur Hölle wird ihm eine „guerra“, ein Ringen sein. Ringen wird der sinnliche „animal“ und wird wie tot zu Boden sinken, wenn er in seinem Gemüt die Regungen der liebseiligen Minne empfindet beim Anblick Francescas, die weinend erzählt „von der Zeit der süßen Seufzer, in der Liebe es duldet, die sinnlichen Lüfte zu kennen.“ „Animal“ war auch Dante; er fühlte es in seinem tiefsten Inneren.

Ringend wird das stolze römische Kind, wenn es vor der emporstrebenden Flamme des Ulysses, „dem Heiden“, steht, der wie ein „Mensch“ und nicht wie ein „Tier“ leben wollte und sich dann hinaus wagte aufs weite Meer, um die Welt kennenzulernen, und der, um das „höchste Glück“ zu erwerben, die Grenzen zu überschreiten wagte, die die Götter willkürlich gezogen hatten. Doch der „edle“ Wissensdurstige mußte es mit seinem Leben büßen und stürzte in die Hölle.

Und wenn er dann neben dem Heiden aus dem Gebrüll einer Flamme einen Christen hört, der kein „Mensch“ sein wollte, sondern tierischen Betrügereien sich ergab und mit diesen dem Hirten der Christenheit diente, — auch dann ringt dieser Humanist, der „Mensch“ sein wollte, in heißem Kampfe, um wegen der Entartung des christlichen Lebens nicht zur Verneinung Christi und seiner Lehre zu kommen.

Dieser Kampf der Seele ist charakteristisch. Wahrlich, die Divina comedia ist das kühnste, höchste Kunstwerk, in dem der Kampf der Welt, der Kampf zwischen Vernunft und Glaube, zwischen Demut und Stolz in der vollkommensten Weise menschlich geschildert worden ist.

Ringend muß er durch das Fegfeuer ziehen, um, von Abscheu gegen die Hölle befreit, den Läuterungsweg zu gehen und andere zu führen, um entsprechende Buße auf sich zu nehmen und zu zeigen und so Triumphe zu feiern über die Macht des Bösen, — aber ringen muß er: im Fleische Adams muß er den Kampf gegen die Lust der Sinne führen. Wie in der Hölle das große Grundübel, der teuflische Hochmut, in allen Versuchungen dominiert, so herrscht auf dem Läuterungsberg das Ringen der Seele gegen die auf Sinnlich-Wohlgefalliges erpichte Lust der Kinder Adams. Auch dieses ist wiederum charakteristisch. Durch den Heroen des Geistes Dante wird das demütigende Verbundensein mit dem Irdischen ebenso ergreifend und tief menschlich gestaltet wie die nationalistischen Aspirationen.

Am Fuße des Berges, „wohin die Vernunft uns drängt“, umschlingt ihn schon Minnelust und hält ihn an durch das schmelzend süße Lied der Freundschaft aus dem Munde Caselas, das selbst den Virgil fesselt und nur Cato verdrießlich macht. Schon bald droht Hochmut seine Wikbegier auf Wege zu führen, die die Grenzen des Gebietes überschreiten; auf Wege, die „die Dreifaltigkeit nur gehen kann“, auf denen aber Menschen wie Ulysses versinken und fallen wie Luzifer „acerbo“.

Wie schwierig wird es für ihn sein, sein Auge gerichtet zu halten auf die himmlischen Sterne, — Symbole der Gnade —, während die Schlange der Versuchungen über die Erde kriecht, wenn Nino spricht und lockt mit seinem Gerede über „Frauenliebe, die durch Blick und Berührung immer entzündet werden muß“. Ja Dante, der mit sich trägt, „was Adams ist“, erinnert sich an die Blicke und Berührungen, und sein Gemüt wird verweicht, — ist er nicht „homo“? — ist er nicht „humanist“? Gleichwie das Römerkind in der Hölle mit seinem Hochmute kämpft, ringt das Adamskind im Fegfeuer mit seiner menschlichen Lust. Aber es ringt sich frei. Es blüht seine menschlichen Schwächen zur Wiedergeburt, während Beatrices Augen ihm Vergeltung zulächeln. Und dennoch hat er im Himmel den Menschen noch nicht ganz abgestreift: gütig lächelt Beatrice, wenn Dante seine römische Größe hervorhebt, und mit der Kraft der Liebe wird sie ihn entzünden müssen, wenn er an einer Picarda Vergnügen finden wird. Wenn Peter Damian kommt, ist er der strenge Heilige, der streng ermahnt, innerhalb der Grenzen des Faßbaren zu bleiben, und Dante schweigt „umilmente“ — aber wenn die Jupitersterne die „M“ zeichnen als Triumphzeichen für Rom, Marcellus und Monarchie, dann ist er „contento“, wenn sie sich auch vereinigen, um Christus zu huldigen in dem glorreichen Sinnbilde des Adlerkopfes: dem Griffon-Kopfe Christi.

So ist sein übermenschlicher Triumphzug ein menschliches Ringen. So ist der gottthungernde Dichter ein ringendes Naturkind, als Mensch und als Dichter ein Typus, der geniale Welttypus.

Parallel mit diesem moralischen Seelenstreit läuft die Entwicklung seiner Aufgabe, als Dichter Weltreformer zu sein. Er will, emporgetragen zu Gott durch Beatrices Liebe, das Werk vollenden, das in Christus begonnen, doch hier auf Erden in der Kirche verunstaltet ist.

Er will sich spiegeln in Christi Antlitz, Auge in Auge ihn schauend, wie er ist, ihm gleichförmig werden. Zu diesem Ende geht er zur Hölle, die zittert wie bei Christus. Aber in der Hölle umschlingt ihn die Medusa-Versuchung. Er ist in der Sphäre des Unglaubens, er, der ungläubig war als naturvergnügter Freidenker. Noch beschleicht ihn der hochmütige Gedanke an die Inpiration Cavalcantis, daß er seinen übermenschlichen Gang durch die Kraft seines eigenen Genies gehen könne. Diese Krisis zeichnet er in bewundernswerter Weise in der Medusaszene. Medusa wollte Minerva gleich sein und spottete über Minervas Eifersucht. So steht Dante Christus gegenüber. Wird er seiner spotten? Wird er Medusa gleichen, an ihr sich spiegeln wollen? Er würde zu Stein werden, und um seinen Zug wäre es getan. Die Furien kommen und rufen Medusa, auf daß Dante schaue und falle. Aber, Gott Dank! er schließt seine Augen, die Virgilius überdies noch mit seinen Händen bedeckt. Dante fällt nicht, er wird nicht zu Stein. Und wenn Cavalcanti mit der Schmeicheltrede kommt, dann verdammt sich Dante: „Aus mir selbst komme ich nicht.“

Im Fegefeuer wird Dante träumen von Ganymed, der durch Jupiter aufgenommen und in den Götterhimmel entführt wurde, da dem Schenk-gott der Dienst entfallen war, und während er symbolisch träumt, kommt Luzia und trägt den Dichter aus den Wartekreisen des Vor-Fegefeuers nach den Bußjahren des Läuterungsberges. Sie kommt, ihn zu erheben, um ihn des Himmelsangeses fähig zu machen. Aber ehe Luzia kommt und er von Ganymed träumen darf, hat er sich durch Überwindung sinnlicher Versuchungen neue Liebesglut verdienen müssen, wodurch in einem Augenblicke Genugtuung gegeben werden konnte für dasjenige, was sonst lange Buße fordert.

Die ganze herrliche Paradiesesvorstellung ist eigentlich ein triumphierendes Vorpiel zur Einleitung in die neue Heilsperiode, die anfängt, wenn der Heilzug des Griffon-Christus stillsteht bei „Dante“ und dann im stillstehenden Kirchenwagen „Beatrice“ niedersteigt zu „Dante“. Dann spricht Beatrice ihre Prophezeiung des bevorstehenden Heiles, wenn kommt eine „Fünfhundert zehn und fünf“. Dies ist nun der Zahlenwert von „Veltro“ $V=5$, $I=50$, nebeneinander geschrieben 550. Das V bekommt also einen Wert von cinquecento, und 50 ist eine Kombination von diece e cinque. $500=10=5$ ist also Veltro, und „Veltro“ ist Dante.

Im Zwillingshimmel gestaltet er seinen Dichterplan am schönsten. Da steht er als Gottberufener vor Petrus; als Sohn der Kirche mit der größten Hoffnung vor Jakobus; als der Liebende, der all das Gute liebt aus Gottes Blumengarten, vor Johannes. Da erklärt sich die Perspektive seiner Liebe in seinem Glauben und in seiner Hoffnung. „Sperant in te, qui noverunt nomen tuum“, und wer

kennt nicht den Namen, wenn sie haben „la mia fide“, Dantes Glaube! Ja, jener Name der Hoffnung ist geschrieben im Worte Gottes: „Dante“ te colligent et omnia implebuntur bonitate. Emittes spiritum et renovabis faciem terrae“ „Dante te“. Ja das ist der Kerngedanke der comedia. Das Heil, welches Beatricens Name besagt, gegeben durch Dante. Und der Himmel erfüllt seinen Glauben, denn in denselben Zwillingshimmel kommt Maria und bleibt, wenn Christus, ihr Sohn, mit seiner Glorien-Ernte von dannen gezogen ist, und dann steigt der Engel der frohen Botschaft hinab und umstrahlt Marias Mutterchoß mit Licht und Lied, das „sich einstempelt“ um ihren neuen Sohn, den Zwilling Bruder Dante.

Und dreimal blickt Dante, höher steigend, auf zu Marias gottschwangerem Mutterblick, und er wird von ihr, die das „lumen aeternum in mundum effudit“, keis mehr gereinigt und gestärkt, um aufzufahren zu Gott und Gott zu schauen und in Gott Christus und mit Christus in Gott einzugehen. Und eingegangen in Gott, ist seine Liebe eins mit der Liebe Gottes, die die Sterne und Sonne bewegt. Und an der Bewegung teilnehmend, ist die Freude der Himmel vollkommen geworden und vollkommen die Lichtkraft der Freude und fährt in der Fülle des Lichtes das lumen beatificum auf die Erde und wird alles erneuert „Novum coelum nova terra.“ Auf Erden blüht das Heil Beatricens in „vita nuova“, neuem Leben.



Die Welträtsel in Dantes „Göttlicher Komödie“ / Von Herm. Moge

Es ist viel von dem metaphysischen Zug der Zeit gesprochen worden. Nach allzu großer Veräußerlichung meldet sich in schmerzlichem Aufschrei die hungernde Seele. Fragen nach dem letzten Sinn des Lebens beherrschen die Literatur von heute. Nicht nur von philosophischen Systemen aus sucht man in das Transzendente tiefer einzudringen, auch auf den gefährlicheren Wegen des Okkultismus und Mediumismus sammeln sich schon nicht mehr einzelne, sondern Massen. Das Unglaublichste nehmen sie gläubig hin in dem Augenblick, wo sie den wohlbegründeten Glauben der Gottgläubigen verlachen. Möchten sie eine Weile stehen bleiben und einer Stimme lauschen, die vor 600 Jahren in Ravenna verstummte. Sie hebt an:

Hosanna dir, du Gott der Macht und Wahrheit,
Dir, der du hier der sel'aen Flammen Glanz
Reich überströmst mit Fülle deiner Klarheit! (P. VII. 1.)

Dieses nach allen Seiten Licht ausstrahlende Fanal gibt auf die folgenschweren Fragen nach dem Woher und Wohin eine eingehende Antwort:

Es war die Zeit der ersten Morgenspende;
Die Sonne ging vor Sternen mit dem Strahle
Wie damals, als mit seinen Liebeshänden
Gott all dies Schöne schuf zum ersten Male. (Inf. I. 37.)

Gott also schuf Himmel und Erde. Gott, das unendliche Gut, bedurfte indes der Schöpfung nicht. Wenn er nicht in sich selbst ruhte, sondern die Welten schaffend aus seinem Wesen hervortrat, so geschah es in dem Drange, schöpferisch seine Liebe und sich selbst zu offenbaren. Vor der Schöpfung gab es weder Raum noch Zeit, sondern nur Ewigkeit und Unendlichkeit.

Nicht, daß ihr selbst Gewinn daraus entstehe,
Was niemals sein kann, sondern daß ihr Glanz
Rückglänzend sagen könne: ich bestehe!

Ergoß die Liebe ewiger Substanz,
Bevor es Zeit und Grenze hat gegeben,
Neunfache Lieb' in diesen sel'gen Kranz.¹

Nicht, daß vorher sie dalag ohne Leben:
Denn kein Vorher war und kein Hinterdrein,
Als auf dem Wasser anhub Gottes Weben. (P. XXIX. 13.)

In dreifacher Ordnung rief Gott Stoff und Form ins Dasein: als reine Geister, die Engel (*creatura rationalis et spiritualis*), als Elemente (*creatura corporalis*), und als eine Verbindung von Stoff und Form, die Menschen (*creatura corporalis et rationalis*). Was durch Gott ins Leben trat, ist ein Abglanz seines Lichtes. An der Schöpfung beteiligten sich sämtliche Personen der hl. Dreifaltigkeit, der Vater als der Inhaber der Schöpferkraft, der Sohn als der Urgrund der Schöpfung; und der Heilige Geist als der belebend und Regierer des vom Vater durch den Sohn Erschaffenen. Die Betrachtung des göttlichen Werkes muß jeden mit hohem Genuß erfüllen.

Die Urkraft, jene unnennbare, schaute
Auf ihren Sohn im ew'gen Hauch der Liebe,
Der von den beiden weht, und sie erbaute

In so vollkommener Ordnung das Getriebe,
Das Aug' und Sinn umziehet für und für,
Daß, wer's auch sähe, voll Entzücken bliebe. (P. X 1.)

Gott, die Ursache aller Bewegung, hat seine Herrlichkeit über alle Teile des Universums ausgegossen; jedoch nicht über alle in gleichem Maße. Dem Sein nach stammt allerdings alles von Gott, aber Unerzeugtes, Geschaffenes, ist von Erzeugtem zu unterscheiden. Geschaffen sind die Engel und die Himmel, sie sind ihrem Sein und auch ihrem Wesen nach von Gott; bei den gezeugten Wesen stammen Stoff und Form von Gott, ihre sie unterscheidenden Eigentümlichkeiten werden indes erst durch das Zusammentreffen beider bestimmt, das nach scholastischer Auffassung durch die von Gott geordnete Einwirkung der Sterne vermittelt wird. Durch Zeugung entstehen auch die Seelen der Pflanzen und Tiere, während die intellektive menschliche Seele eine reine Form ist und daher unmittelbar erschaffen wird. Daher stammt auch ihr unstillbarer Sehnsuchtsdrang nach Gott, den der hl. Augustinus in die schönen Worte kleidete: „Für dich hast

¹ In den Reigen der 9 Engelhöre, d. h. Gott erschuf die Engel.

du uns erschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir.“ Alles Erschaffene ist gottähnlich, frei und unzerstörbar.

Die Engel, Brüder, und dies klare Land,¹
Die, wie sie sind, ihr Sein zuerst empfangen,
Hat man mit Recht Erschaffene genannt.

Den Elementen aber und den Dingen,
Die aus den Elementen dann entstehen,
Muß aus erschaffner Kraft die Form entspringen.

Geschaffen ward der Stoff, darin sie stehn,
Geschaffen auch die Kräfte, die dem Ganzen
Die Form verleih'n und sich als Sterne dreh'n.

Die Seelen aller Tier' und aller Pflanzen
Zieht heiliger Gestirne Strahl und Glanz
Aus Mischung kraftgeschwängelter Substanzen.

Doch unser Sein unmittelbar entsprang
Der höchsten Güte, und ihrer Liebe Wehen
Zieht uns zu ihr mit ew'gem Sehnsuchtsdrang.

Und hieraus kannst du unser Auferstehen
Selbst folgern, wenn du deutlich hast erkannt,
Wie unsers Fleisches Schöpfung ist geschehen,
Als unser erstes Elternpaar entstand. (P. VII 130.)

Die erzeugende Natur prägt die göttliche Idee nicht vollständig aus, das durch sie Gewordene ist daher leicht vergänglich und der Zerstörung unterworfen.

Wäre der Stoff vollkommener, wären immer
Die Himmel auf dem Gipfel ihrer Kraft,
Dann säh' man Gottes Siegel ganzen Schimmer.

Stets aber gibt Natur ihn mangelhaft,
Dem Künstler gleich, der, in der Kunst erfahren,
Doch zittert mit der Hand, indem er schafft. (P. XIII 67.)

Zwischen allen Dingen besteht Ordnung. Sie ist die Form, die die Natur Gott ähnlich macht. Gott ist auch aller Bewegung Ziel. Trieb und Liebe leiten alle Wesen diesem Ziele zu.

Drum nach verschiedenen Häfen streben sie
Durchs große Meer des Seins, geleitet alle
Vom Trieb, den jedem die Natur verlieh. (P. I 103.)

Über allem Geschaffenen wacht die göttliche Vorsehung, nichts ist sich selbst überlassen. Alles ist seinem Zweck entsprechend weise angeordnet.

Wär etwas auch nur fehlerhaft an ihnen,
Du säh'st nicht, was du schaust, du säh'st — Ruinen. (P. VIII 97.)

¹ Das Land der Engel.

Der unmittelbar aus Gottes Schöpferhand hervorgegangene erste Mensch war mit ausgezeichneten Eigenschaften ausgestattet worden. Als Aufenthaltsort überwies ihm Gott das irdische Paradies, zugleich auch als Angeld des ewigen Friedens. Doch Stolz brachte das erste Menschenpaar zu Fall, und vor die Paradiesesſpforte trat der Engel mit dem Flammenschwerte, und alles Geborene mußte ſterben. Entſcheidend für das Fortleben nach dem Tode iſt der Zuſtand der Seele, in dem ſie ſich befindet, wenn ſie ſich vom Körper löſt; denn im Jenseits iſt weder eine Rückkehr zu Gott, noch ein Rückfall in die Sünde mehr möglich. Inferno oder Paraדיסו — das iſt die Frage.

Die Hölle iſt die Stadt der Trauer und des Schmerzes, in der die Verlorenen haufen, das Land, in dem die Sonne ſchweigt, wo nichts iſt als Verzweiflung und Qual von tiefer, tiefer Ewigkeit. Ihr Name iſt Hoffnungsloſigkeit, Unerbittlichkeit ihr Wahlspruch. Als Denkmal göttlicher Gerechtigkeit hat ſie geſchaffen des Vaters Allmacht, des Sohnes Weiſheit und des Heiligen Geiſtes Liebe. In Entſetzen erregender Kraft waltet hier die ewige Gerechtigkeit ihres ſchredlichen Amtes. Ungeſtümer Gerechtigkeitsdrang treibt die Verdammten ihr entgegen, es bedarf keines Zwanges, ſie den ihnen beſtimmten Straforten zuzurweiſen:

Sie eilen übers Waſſer¹ haſtig ſchier,
Es ſporn't ſie an ihr ſündhaftes Gewiſſen,
So daß die Frucht ſich wandelt in Begier. (Inf. III 124.)

Die empfindlichſte Hölleſtrafe iſt der Verluſt der Anſchauung Gottes. Hinzu kommen ſeelische und nach dem Weltgericht auch körperliche Qualen. Die Strafarten ſtehen in enger Beziehung zu den einzelnen Sünden und mit tiefem psychologiſchen Einbli in das Weſen der Sünden, mit großartiger Phantaſie- kraft hat Dante dieſe Verbindungen zwiſchen Sünde und Strafe plaſtiſch dar- geſtellt.

Die Lauen, die ſich nicht entſcheiden konnten, folgen einer wirbelnd vorüber- rennenden Fahne, dem Sinnbild der Unſchlüſſigkeit. Sie, die eigentlich nie recht gelebt haben, werden zur Kennzeichnung ihrer niedrigen Gefinnung von läſtigem und Ekel erregendem Geſchmeiß verfolgt und gepeinigt. Wie ſie im Leben ein Spielball ihrer Leidenschaften waren, kommen auch im Inferno die Sünder aus Sinnenluſt nie zur Ruhe. Von heftigen Wirbelſtürmen geſchüttelt, werden ſie ruhelos wie Wolkenſehen durch das Purpurrot der Höllelüfte ge- peiſcht. Über die Schlemmer ergießt ſich eine ſchmutzige Schlammflut, in der ſie ſich, wie Hunde heulend, betten. Die Materie, die ſie im Leben als ihr höchſtes Gut verehrten, tritt ihnen jezt in ihrer wahren Geſtalt entgegen. Die Leugner der Unſterblichkeit der Seele liegen in feuerglühenden, von Flammen umleuchten Särgen tatſächlich, wie ſie es gewollt hatten, begraben. Aber nicht im Nirwana der Bewußtloſigkeit, ſondern mit voller Empfindungsſähigkeit für die ihnen durch das Feuer verurſachte Pein, bewacht von den grauſigen Sinn- bildern der Zweifelſucht und des böſen Gewiſſens, die ſie zum Unglauben ver- führten. Die Selbſtmörder haufen in einem dichten, ſtruppigen Gehölze, einem

¹ Über den Acheron.

Abbilde ihres furchtbaren Seelenzustandes vor der unseligen Lat. Wie sie sich dem Schicksal aufs Geratewohl in die Arme warfen, wird ihre Seele vom Zufall an einen Ort geschellt, den nicht ihr Wunsch erfor, als Keim, der sich zu einem wirren Busche entwickelt. Nach dem Weltgericht kommt auch der Körper hierher. Die Vereinigung mit der Seele ist ihm jedoch nicht gestattet, was nach Aristoteles die Erreichung eines vollkommeneren Zustandes sein würde, sondern er wird als leblose Hülle zur ewigen Qual der Seele an einem Aste desselben Strauches aufgehängt, der die Seele birgt. Indem häßliche Harppen sich an seinem Laube nähren, schaffen sie Schmerz, doch auch dem Schmerz ein Tor. So stirbt der Wurm der Gewissensbisse nicht in Ewigkeit.

Dort unten aber zog in müder Qual
 Betünchtes Volk mit langsam schweren Schritten,
 Den Kopf gesenkt, und weinend allzumal,
 Mit Rutten, nach dem Muster zugeschnitten,
 Wie sie in Köln am Rhein der Mönche Tracht,
 Die keinen Blick durch die Kapuzen litten.
 Von außen glänzten sie in goldner Pracht,
 Von innen Blei — — — — —
 O Mäntel, schwer in Ewigkeit zu tragen! (Inf. XXIII 58.)

So ziehen die Heuchler langsamen Schrittes, wie ihr scheinheiliges Wesen auf Erden war, in der geheuchelten Goldpracht der wuchtenden Bleimäntel jammernd und stöhnend dahin. Die Diebe haufen in ihrer Folge mit Schlangen zusammen. Die unheimlichen Umwandlungen zwischen Mensch und Tier, wo beide ihre Gestalt und Natur gegeneinander austauschen und dem Sünder das Letzte, was er noch besitzt, gestohlen wird, sind wohl das Entsetzlichste, was Dichterphantasie gestaltete. In diesen furchterlichen Strafbildern ist das gesamte Diebesgebarren in einer Anschaulichkeit und einem Scharfsinn ohnegleichen erschöpfend dargestellt. Wer im Leben Zwietracht stiftete, erleidet, was er Menschenherzen tat, im Inferno am eigenen Körper.

Dort hinten steht ein Teufel, mußt du wissen,
 Der spielt mit scharfem Schwert so schlimm uns mit,
 Und jeder wird so oft von ihm gerissen,
 So oft er seinen Leidensweg durchschritt;
 Denn seine Wunden hören auf zu klaffen,
 Eh' einer wieder vor den Teufel tritt. (Inf. XXVIII 37.)

— — — — —
 Ich sah, noch heute glaub' ich es zu schauen,
 Wie kopflos kam ein Rumpf dahergegangen,
 Den andern zugefellt in diesem Grauen.¹

In seiner Hand am Haupthaar ließ er hängen
 Den abgehackten Kopf, gleich der Laterne.
 „Weh mir,“ rief er und seine Seufzer klangen.

¹ Bertran de Born, der Vater und Sohn durch seine Reden entzweite.

Er leuchtete sich selbst heran von ferne,
War zwei für eines so und eins für zwei —

Wie solches möglich, weiß der Herr der Sterne. (Inf. XXVIII 118.)

Von weiteren Schreckensbildern, noch graufigere birgt das Inferno, wollen wir den Vorhang nicht lüften. Dantes Höllestrafen sind in ihrem Kerne gleichsam nur die Fortsetzung der Hölle, wie sie der Sünder schon auf Erden im Herzen trug. Aber diese Strafen tilgt kein zweiter Tod.

Mitleid verdienen die Verdamnten nicht, sie sind selbst erfüllt von Haß, Neid und Schadenfreude, und nichts wünschen sie lebhafter, als auf Erden Bekannte in ihren ewigen Strafort eintreten zu sehen.

Non ragioniam di lor, ma guarda e passa!

Genug davon, schau hin und geh vorüber! (Inf. III 51.)

Wer schuldlos durchs Leben ging, oder, was er dort versäumte, durch Buße im Purgatorio nachholte, darf eingehen in den Frieden des Herrn.

Sieh deine Stirn von Sonnengold umflossen,
Sieh Gras und Blumen, Strauch und Bäume stehen,
Die ungesät¹ hier² eigner Kraft entsprossen,
Bis dich erfreut die schönen Augen sehen,³
Die mich entsandt zu dir mit hellen Zähren,
Magst du hier ruhn, magst wandelnd dich ergehen.

Mein Wink, mein Wort kann dir nichts mehr erklären.
Frei, grad, gesund sind deines Willens Zeichen,
Und falsch wär's, ihm nicht Folge zu gewähren. —

Drum laß mich Krone dir und Mitra reichen. (P. XXVII 127.)

Im Besitze dieser Freiheit des Geistes und eins mit Gott im Einklang beiderseitigen Willens darf der Erden- und der Purgatoriopilger das Heiligtum des Paradieso betreten; denn er hat die ihm gestellte Aufgabe, sich aus dem unvollkommenen Zustand der Puppe zum lichten Himmelschmetterling herauszubilden, in Treuen gelöst, und neu belebt wie eine Pflanze, die der zarte Lenz mit frischer Lebenskraft und grünem Blätterschmucke beschenkt, darf er sich zum Sternengold erheben.

Der Himmel, wie er ist, ist reines Licht,
Licht der Erkenntnis, ganz erfüllt von Lieben,
Lieben des wahren Guts, voll Fröhlichkeit,
Voll Fröhlichkeit, die Worte nie beschrieben. (P. XXX 39.)

O Jubelwonnen von verklärten Chören!

O endlos Lieben, Frieden ohne Wandel,

O sicherer Reichtum, den nie Wünsche stören! (P. XXVII 7.)

Irdischem Verstande ist die Herrlichkeit des Himmels unsaßbar. Er ist ein Baum mit immergrünen Blättern, das Festmahl des göttlichen Lammes, das

¹ Im Garten Eden, auf dem Gipfel des Läuterungsberges. Er ist ein Bild des irdischen Paradieses vor dem Sündenfalle.

² ungesät = weil erschaffen.

³ Beatrice.

die Hungernden sättigt und die Dürstenden mit köstlicher Labe erquickt, der heilige Konvent, in dem Christus selbst der Abt ist, und die himmlische Roma, wo er als Römer herrscht:

Wer je den Tod bejammernswert gefunden,
Der uns dem Leben jenseits einverleibt,
Hat nie des ew'gen Laues Trost empfunden! (P. XIV 24.)

Die Seligkeit der Heiligen besteht vor allem in der Anschauung Gottes. Sie sehen ihn nicht mehr wie durch einen Spiegel, sondern von Angesicht zu Angesicht, wie er in Wirklichkeit ist. Gott hebt sie zu diesem Sehen über ihr eigenes Wesen empor, indem er sie mit dem Lichte der Glorie überströmt. *Lux perpetua lucet eis*. Dieses ewige Licht ist nichts anderes als das göttliche Wesen selbst, und durch diese Erhöhung der Menschenseele wird bewirkt, daß das, was erkannt wird, Gottes Wesen, und das, wodurch es erkannt wird, ein und dasselbe ist. So ist es auch beim Erkennen im Leben, wo das Erkannte zu dem Erkennenden in gewisser verwandtschaftlicher Beziehung steht. Vor diesem Gott ausstrahlenden Lichte erlischt das natürliche Licht des Verstandes. Dieser, die Kerze, wird daher für die Anschauung Gottes auf das Licht, das sich auf ihr entzünden soll, durch göttliche Einwirkung vorbereitet:

Wie jäher Blitz die Geister des Gesichtes
Bezähmt und stärkste Ding' unsichtbar macht,
So flammt um mich ein Glanz lebend'gen Lichtes.
Und von dem Schleier seiner hellen Pracht
Ward ich so eingehüllt von allen Seiten,
Daß ich um alles Schauen schien gebracht.
Zu dieses Himmels stillen Seligkeiten
Öffnet die Lieb' auf solche Art das Tor,
Die Kerze für ihr Glühn vorzubereiten. (P. XXX 45.)

In Gott erblicken die Seligen die ganze Schöpfung, sie haben Anteil an der göttlichen Erkenntnis. Sie lesen wie in einem Buche, dessen Schriftzeichen sich nicht ändern; wie in einen Spiegel blicken sie, der ihnen alle Gedanken offenbart, auch die noch nicht gedachten. Ihr Wille steht in vollem Einklang mit dem göttlichen. Sein Wille ist ihre ewige Freude. Wie alle Flüsse dem Meere zueilen, als wirkte so die Natur versöhnend, bewegt sich auch ihr Wille dem göttlichen Willen zu. Das ist ihr Frieden in Ewigkeit.

Mein Bruder, Kraft der Gottesliebe machte
In uns den Willen still . . .

— — — — —
Und darin ruht der Seligkeit Prinzip,
Daß wir uns ganz im Willen Gottes halten,
So daß uns all' erfüllt ein Willenstrieb.
Sein Will' ist Frieden, ist die Meeresflut,
Wo alles hinstrebt auf verschiednen Pfaden,
Die Geister hier und die in Fleisch und Blut. (P. III 70.)

Das Maß der Seligkeit hängt von der Fülle der Anschauung ab, diese von der Größe der dem einzelnen zugewiesenen Gnade. Doch ist Neid den Himmels-

bewohnern unbekannt. Die Seligkeit ist unverlierbar und für jeden ungetrübt von Schuldgefühl und Reueempfinden. Wenn auch das Wissen von den Erdennöten geblieben ist, so ist von der Rückerinnerung doch alles Beschämende abgestreift, sie dient nur dazu, den Dank für die erlebte Gnade zu vertiefen.

Durch Mitteilung der eigenen Seligkeit erhöhen die Heiligen die Wonne ihrer Brüder, wie Sterne den Glanz anderer Gestirne dadurch mehren, daß sie ihnen einen Teil ihres eigenen Lichtes ausstrahlen lassen. Eine Vermehrung ihres Glückes erwarten die Seligen auch noch von der Vereinigung mit ihrem Körper:

Einst aber in verklärten Fleisches Hülle
Wird unser Wesen gottgefäll'ger sein,
Weil Gott begehrt, daß es sich ganz erfülle.
Drum wird noch heller dann das Licht gedeih'n,
Das uns das höchste Gut aus Gnade spendet,
Und es zu seh'n, wird Gnade Kraft verleih'n.
Dann wird das Anschauen wachsen, ungeblendet,
Die Liebe wachsen, die das Schauen nährt,
Wachsen der Strahl, der diese Liebe sendet.

— — — — —

Dann wird solch Strahlenmeer uns nicht zur Pein,
Gewappnet, alle Freuden zu genießen,
Wird jedes Werkzeug unsres Leibes sein. (P. XIV 43.)

Aus der Anschauung Gottes entquillt die Liebe zu ihm. Und in dieser Liebe kommt der Pendelschlag der Herzenssehnsucht auf immer zur Ruhe. Diese Liebe entzündet die Seligen zu trunken machenden Jubelschören, in denen sie der hl. Dreifaltigkeit huldigen:

„Dem Vater, Sohn und Heil'gen Geiste Ehre!“
Als so, berauschend, um mich es erklang —
Aufsjauchzen hört' ich alle Himmelschöre —
Schien mir ein Weltallslächeln dieser Sang!
Mir war, als ob er meine Seele zehre,
Der mir durch Aug' und Ohr zum Herzen drang.
O Wonne! Reichtum, unbekannt hienieden!
Du wunschlos Leben voller Liebesfrieden! (P. XXVII 1.)

Wie die Planeten vom Licht der Sonne leuchten, stehen die Heiligen im Lichte der göttlichen Zentralsonne. Den Duft der Gottesnähe und ihren Frieden teilen den in der Himmelsrose vereinigten seligen Geistern unzählige Engelscharen mit, die zwischen Gott und der Blume auf und nieder schweben:

Lebend'ge Blut ihr Antlitz, ihr Gefieder
War reines Gold und alles andre weiß —
So weiß fällt nicht der Schnee aus Wolken nieder.
Der Blume brachten sie von Kreis zu Kreis
Die Blut, den Frieden, den sie eingesogen,
Die Flügel regend mit beständ'gem Fleiß. (P. XXXI 13.)

Die Bilder, die Dante von den Seligen im Paradiſo entwirft, ſind wohl das Reizvollſte und Großartigſte, was der Dichtung im Laufe der Jahrhunderte gelang. Sie müſſen innerlich geſchaut werden, dann werden ſie rieſengroß und es werden die Augen naß ob ihrer wunderſamen Schöne. Man darf auch den Raum nicht zu ſehr begrenzen, in den man die Vorſtellungen bannſt, man verlege ſie vielmehr in das Luſtmeer, das zwiſchen unſerer Erde und dem in unendlicher Ferne leuchtenden Sternenscheier der Milchſtraße ruht. Wer ſie im Herzen trägt, wird ſich manche Feiertunde bereiten können, die ihn weit über der Menſchen Leid und Nichtigkeit erhebt, wenn er an ſtillen Abenden dieſe Bilder in die ſchweigende Unendlichkeit hineinbaut. Da ſie alle aus eitel Licht gewoben ſind, wird man ſo der Phantaſie des Dichters am leichtesten nahe kommen können. Wenn der Vollmond ſein ruhiges Licht zur Erde ſendet in überſelig-heiliger Nacht, möge der Leſer der Szene gedenken, wo Piccarda den Fragen des Dichters entglitt und „Ave Maria“ ſingend vor ſeinen Blicken ſchwand, ganz zerfließend im ſtillen Schein des Mondes. Das von unzähligen Lichtpünktchen gebildete Kreuz im Mars, das Spiel der vieltauſend Feuerfunken im Jupiter, die, zur Ruhe gekommen, die Goldſchrift des „Diligite iuſtitiam, qui iudicatis terram“ und ſpäter den Adler mit geſpreizten Flügeln in das bleiche Licht des Planeten malen, den Tanz der ſingenden Leuchten in der Sonne, die aus Sonnengold geformte Leiter im Saturn, über die die Heiligen herabſteigen, als wäre der ganze Sternenhimmel über ſie ausgegoffen, den Triumphzug Chriſti und die Erſcheinung der Himmelskönigin mit ihrem Gefolge im Fixſternhimmel, den neunfachen Lichtreigen der Engel im Primum mobile, die in ſehnſuchtsvoller Liebe Gott umkreiſen, und endlich das ganz unbeſchreibliche Wunder der Himmelsroſe im Empyreum, den grandioſen Schluffakcord der gewaltigen Symphonie, das alles vermag nur derjenige gehörig zu würdigen, der ſeinen Geiſt durch innere Betrachtung zu den Vorſtellungen des Dichters erheben kann. Und Dantes Phantaſie reicht an die Grenzen menſchlicher Vorſtellungskraft. In dieſer ätheriſchen Luſt iſt es nicht leicht, zu atmen. Aber dieſe Schwierigkeit muß ja auch überwinden, wer von höchſten Alpengipfeln das Erhabenſte anſehen will, was die Erde zu bieten vermag. Wer ſich die hinreißenſche Schluffviſion Dantes verſinnbilden will, mag an den Abſchluß der Fronleichnamſprozeſſion denken, wenn im Rahmen einer großartigen Architektur die ergriffene Volksmenge vor der im Kranz der Fahnen und Standarten und der weißgekleideten Kinder, in Duſt und Farbenpracht, im Lichtmeere des Altares leuchtenden Monſtranz huldigend zu Boden ſinkt und aus der Tonſlut der Orgel und Inſtrumente in myſtiſch-weichen Harmonien der Männerchor ſich löſt:

Tantum ergo Sacramentum	Genitori genitoque
Veneremur cernui,	Laus et iubilatio,
Et antiquum documentum	Salus, honor, virtus quoque
Novo cedat ritui!	Sit et benedictio!
Praestet fides supplementum	Procedenti ab utroque
Sensuum defectui!	Compar sit laudatio!

Das iſt des großen Florentiners Antwort auf die Frage: „Woher kommt der Menſch, was iſt ſein letztes Ziel und Ende?“

Die Erweckung zu Dante / Novelle von M. Herbert

Als Andreas Andrian in dem staubigen und herabgekommenen Abteil, durch welches die wüste und wilde Kriegszeit hindurchgeschritten war, über den Brenner fuhr, hatte er den einen Wunsch, daß sein ganzes gewesenes Leben hinter ihm in Schein und Traum versinke. Er konnte es nicht überwinden, so wollte er es auszulöschen versuchen. Er wollte sich von sich selbst entfernen.

Das dumpfe Rollen der Räder und das Stampfen der Maschine sangen unablässig den Dantevers:

Nessun maggior dolore del ricordarsi
del tempo felice nella miseria!

Ach, seine glücklichen Zeiten bildeten ja nur den Untergrund für sein Elend und seine Qual. Die Qual los werden! Wohin ihr entfliehen? Trunken werden von den Fluten des Vergessens! Das wollte er mit der trotzigsten Kraft seiner Mannesjahre. Alle die furchtbare Feindseligkeit seines Erlebens sollte nicht mehr an ihn heran können. Aber die lähmende stumpfe Gleichgültigkeit der letzten zwei Jahre schien dadurch nur zu wachsen. Dieses Gefühl innerlichen Abgestorbenseins gegen jeden neuen belebenden Eindruck: Eine Mahnung des Seneca war über ihm: „Lerne dein eigenes Schicksal wie das eines Fremden betrachten.“

So hatte es wohl der weltweise Römer nicht gemeint, daß man wie Andreas Andrian starr, kalt und gefühllos auf sein Schicksal blicken sollte. Es war grausam und furchtbar gewesen. Zuerst die Erfahrungen des Krieges, das große Morden und Brennen, das Schlachten von Hekatomben, die ständig donnernde, zischende, pfeifende Todesnähe, all das Rohe, Grausame, das in der Menschennatur aufstand mit gräßlicher Unüberwindlichkeit, mit elementarem Immerdage-wesensein. Dann bei einer unvermuteten Heimkehr die Entdeckung der Untreue seiner Frau. Mit seinem soenannten besten Freund betrog sie ihn. Ihn, der sein Leben für sie und das Vaterland in die Schanze schlug. So unglaublich, unbegreiflich dieses herzlose und kalte Verbrechen, dieser Hochverrat an Liebe und heiligem Vertrauen. und doch erlebt und doch unzweifelhaft wahr und erlebt. O, die grelle, brutale Festlichkeit des Scheidungsprozesses, in dem er alle Schuld auf sich nahm, um die einst geliebte Frau nicht zu ruinieren. Seelenschmerzen und Seelenmartern, die er mit zusammengebißnen Zähnen und steinernem Gesicht ertrug. Und dann — und dann — der Tod des einzigen Kindes, das frühe Erlöschen, das wie ein Blitzstrahl auf ihn niederfuhr und ihm das Blut versengte. „Ein Kind ist eine sichtbar gewordene Liebe,“ hat der sinnige Novalis gesagt. Demnach mußte das Kind ja sterben, als die Liebe der Eltern starb und verdarb. Ihn packte ein Grauen vor dieser zersetzenden Konsequenz des Lebens, diesen Urteilsprüchen Gottes vor dem jüngsten Tag. Er spürte über sich die verborgene, unerbittliche Gerechtigkeit, die oft so lange schläft, um plötzlich das drohende Haupt aufzureden! Nichts entnimmt mir! „Meine Mühlen mahlen langsam, aber sicher.“

Auch eigene Verfehlungen und Verschuldungen standen gegen Andreas Andrian auf. Vergessene Sünden wuchsen zu Todsünden heran und heischten drohend eine Buße, die seine Schwäche jetzt nicht zu leisten vermochte. Sein Lebensgarten war verbagelt. Keine Hoffnung mehr auf ein persönliches Glück,

auf Weib und Kind — auf trautes Zuhause sein. — Es galt, sich damit abfinden; denn er war dem Gebot der Kirche treu. Vielleicht brauchte seine Seele diese eiserne Strenge, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Aber das wußte er noch nicht und sah es nicht ein. Wir sind immer halb betäubt, solange die Striemen der Rute schmerzen. Schließlich kam dann noch die Niederlage der Nation. Der schreckliche, rettungslose Zusammenbruch stolzer, hochgenialer Kraft, die ihresgleichen nicht kannte. Der Zusammenbruch eines einzelnen unter vierzehn brutalen Fäusten wäre als etwas Unvermeidliches zu ertragen gewesen, aber dann der innere Bankrott des deutschen Volkes, und in dem großen Schiffbruch die schwimmende Menschenmeute, die gleich gierigen Haifischen nach Beute schnappte und jagte! Diese schauderhaften Kriegsgewinnler, die an sich rafften, was zu ertappen war, die praxten, prohten und in gemeiner Lust plätscherten.

Ach — um das deutsche Volk, das in seinem Kerne friedlich, arbeitsam und stille gewesen war, und das nun mordete, raubte, schwindelte und stahl, Ehebruch über Ehebruch trieb und sich selbst und seine glorreiche Vergangenheit verleugnete. Die Seele des Mannes war zu tief geschädigt, zu schwer niedergebeugt, als daß er schon jetzt vermocht hätte, zu bemerken, wie in seinem Volke wieder heilige schöpferische Kräfte sich regten, wie aus den Greueln der Revolution die Reaktion empor schoß, die Reaktion lebendigen Christentums.

Andreas Andrian hatte noch zuviel damit zu tun, sich selber wieder zu suchen. Er war aus dem Wege geschleudert, sogar aus dem Beruf. Er war Leiter einer großen Zeitschrift für Politik und Kultur gewesen, hatte die starken Ideale der christlichen Weltanschauung vertreten. Nun war ihm das Ruder zerschellt. Er fühlte sich wie einer, der in den Ozean geworfen wurde und weder Steuer noch Kompaß besaß.

Keinen Antrieb zum Weiterleben. Ein Weilender.

Nur ein Rest des alten Gottesbewußtseins bewahrte ihn vor Selbstzerstörung, nur noch ein Abscheu des Gedankens, der früher der fruchtbarste seines Lebens gewesen war. „Wie es auch sei: wir sind und atmen in der Gegenwart Gottes.“

Als er abreiste und gleichgültig einige Bücher in seinen Koffer warf, mehr aus Gewohnheit als aus Bedürfnis, fand er später, daß darunter der Seneka war und Dantes *Divina comedia*. Er blätterte ein paarmal im Seneka. Worte der Weisheit klangen aus weiter Ferne an sein Ohr und verflangen.

Den Dante-Band öffnete er gar nicht. Zu einer Bußfahrt durch die Hölle nach dem Himmel war er nicht bereit.

Aber da er den schweren Band von ungefähr in den Händen wog, kam ihm ins Gedächtnis jener Mailänder Herzog „Der Novo“, den die siegreichen Franzosen gleich einem wilden Tiere in einen eisernen Gitterkasten sperrten und der sich von seinen Peinigern nur eine einzige Gnade ausbat: Er wollte seine von einem lombardischen Künstler mit herrlichen Handzeichnungen geschmückte Abschrift der *Divina comedia* mit sich nehmen in seinen Käfig. Mit dem heiligen Werke als Gesellschafter würde er jede Pein ertragen. — Seltsam, daß diese Geschichte gerade jetzt vor seinem inneren Auge lebendig wurde: Ein Mensch, einst allem Luxus, allen Lüsten ergeben, rettete sich zu der Bußpredigt des Florentiners! Vielleicht würde auch für Andreas Andrian die Stunde kommen, in welcher er dieses Lebensbuch wieder öffnen würde.

Über ach, das große Erlösungsgedicht, das Gewaltwerk eines Seelenmächtigen, forderte auch einen gewaltigen Miterleber, und der war Andreas Andrian nicht mehr. Zu erbärmlich waren überhaupt die Menschen unserer Tage für seine Riesenforderung. Einstweilen reifte Andreas Andrian wie Tausende umher, um zu vergessen. Es schien ihm unmöglich, daß noch einmal die Kraft zu neuem Beginnen in ihm emporstiege. Die wilden und lieblichen Bilder der kühnen Brennerbahn glitten unbeachtet an seinem Blick vorüber. Claußen — das wundervoll heimliche — grüßte ihn von seinem Bergeshang, vom Abendlicht vergoldet. Er gab den Gruß nicht wieder. Nur das unter Felsblöcken begrabene Nori entlodte ihm den Gedanken, daß auch sein innerliches Leben so tief verschüttet liege unter Stein und Geröll. Eine unbewußt starke Jugenderinnerung veranlaßte Andrian, seine Italienfahrt auf Verona zu beschränken. Er hatte von der Stadt einen Eindruck von Stille und Weltferne behalten, der ihm jetzt das Wünschenswerteste auf Erden dächte.

Über auch diese Vorstellung regte sich nur mechanisch in ihm. Sobald er dann in den Mauern Veronas sich befand, begann doch langsam der alte Zauber zu wirken. Er wanderte halb unbewußt, ein Träumender, im Nebel einer wunderbaren Vision befangen, über die „Bluterde“ der Etschstadt, die soviel junge Kraft der Völker trank, die soviel Auf- und Niedergang erlebte.

Strenge Größe lag noch über den mit Brettern verschlagenen Palazzi des Michele San Micheli, den verstümmelten Häusern des Alberto della Scala und Can Grandes, auf den verfallenen und doch noch trohenden Mauern. Toren und Türmen und auf den von den Höhen nieder drohenden Kastellen von San Pietro und San Felice. Wie zu den Jugendtagen Andrians blühten und grüntten die südlich üppigen Gärten, die glühenden Rosen- und Oleanderbüsche über antiken Brunnenbauten, dem Akanthus korinthischer Kapitäle, herabgestürzten gotischen Nachwerks und antiker Sarkophage. Da und dort eine verstümmelte Statue aus römischen Tagen — ein Apollotorso — das stolze Haupt einer Juno — die Büste eines stirnrunzelnden Imperators. Wie einst stand Andreas Andrian am geröllreichen Wege der wilden ungebändigten Adige — nein, der deutschen, schäumenden, brüllenden, rollenden, springenden und donnernden Etsch, der nie gezähmten Tochter der rauen Brennerklüfte. Zwölf Brücken schlugen die von Verona über ihr eigenwilliges Geströme, starke, steinerne Zwingjoche, riesige Wellenbrecher. Und lehrte sie doch keine sanften Sitten und keinen gemäßigten Lauf, und zähmten ihr nicht das nordische Heldenblut und die Leidenschaft des Kampfes. Gewalttätig ist hier alles, Strom, Stadt, Landschaft und Geschichte.

Wunderbar gefast, versonnen und still dagegen die altherwürdige Kunst Veronas. Andreas Andrian fühlte sich heimatisch angerührt, als er im römischen Theater noch den marmornen Jüngling in sich versunken unter seinem Torbogen auf ihn harren fand. Hier hatte der seit Jahrhunderten gestanden. Der Jüngling mit der gesenkten Stirn und den sinnenden Augen. Seine edle Menschlichkeit schaute aus der fernen Weite herüber zu dem Fremden und sprach: „Weltwanderer — Salve! Raste eine Weile dein an Schweifen gewöhntes Auge auf meiner Stirn! Auch zu meinen Tagen war das Leben schwer und unergründlich. Aber ich versöhnte mich mit ihm. Versöhne auch du dich mit dem Leben. Werde stille und bescheiden, und du wirst über dem Unglück hehn!“

Dieselbe heilige Ergebung predigte die Kunst der ernstesten und würdevollen Kirchen von Verona. Sie sprach aus den holdseligen, welkentrückten Madonnen Morones und des Girolamo dei Libris, sie grüßte mit feierlicher Gebärde aus dem schönen Bilde des Novetto da Brescia in San Georgio Maggiore. Hier fand Andrian noch einmal seine über alles geliebte Heilige, die palmentragende Sancta Iustina, welche ihn seit einem Besuch der Wiener Sammlungen nicht mehr losließ.

Das reine, stille Antlitz schlug an eine schlafende Saite seiner Seele und brachte sie zum Tönen. Ja, — es gab Frauenreinheit, solange es so unberührte, barmherzige Gesichter gab — die große gläubige Kunst trug einen Hauch des Vertrauens in sein gestörtes Gemüt zurück. Die Engellkonzerte zu Füßen der Madonna waren noch so lieblich wie vor zwanzig Jahren. So weltvergessen selig hatten diese zarten geflügelten Musikanten ihre Himmelsmelodien weitergespielt, als wären nicht die vier apokalyptischen Reiter auf ihren Zerstörerrossen über die zitternde Menschheit hingefegt, als rauchten und qualmten nicht noch allerorten die Brände unauslöschlichen Hasses.

Am eindringlichsten aber redeten Frömmigkeit und Ergebung aus den Märtyrerbildern, aus den Gebärden der Männer und Frauen, die um der ewigen Hoffnung willen ihres Leibes schmerzvollen Untergang erlitten.

Ja — über die Zerrissenheit seiner bitteren Schicksale hinweg verknüpfte sich die Seele von Andreas Andrian mit den Eindrücken, die Verona seiner Jugend in großmütiger Güte schenkte. Damals in der Zeit seiner Aufgeschlossenheit und Unermüdlichkeit. Als ihm das harte Leben das Herz noch nicht zerfasert hatte, war es ihm helle Forscherfreude gewesen, den Spuren des Franziskanermönches Giacomino da Verona zu folgen: Dieser Vorläufer des großen Dante ähte in die Seele der Veronesen mit brennendem Stift die Bilder der Höllestrafen. Er erzählte dem lauschenden Volke die wunderfame Himmelslegende von der Mittlerschaft Mariens.

Damals hatte Andreas Andrian wohl gemeint, auf den weißen und goldenen Wolken des Abendhimmels die glänzende Kavalkade zu erschauen, welche der Herrin der Seligkeit zu Diensten ist. Ritter auf milchfarbenen Rossen, silbergepanzert, goldbehelmt. Das Lilienbanner der Allerreinsten weht über ihnen. Sie sind wie Engel beschwingt, immer bereit, dahin zu stürmen, wo die Hilfe ihrer Königin begehrt wird. Herrlich hatte Bruder Giacomino es verstanden, das Glück und die Freude, den ewigen Sieg Gottes über Finsternis und Verderbnis zu feiern. Ob er auch nur ein Vorläufer war, er bereitete die Wege der Divina comedia. Über all diesen gesegneten Wissenschaften, Erinnerungen und Neueindrücken, erstand in der Seele dieses im Leben Gefolterten und Gepeinigten zum ersten Male wieder ein aus der Tiefe entsandtes Gebet. „Ihr Heiligen Gottes, ihr Erleuchteten und Erwählten, ihr Wissenden und Geseiten, ihr Sieger und Überwinder, seid meine Pfadtreter zu den Höhen des Friedens!“

So begann es in ihm zu singen und zu läuten. In dieser Stimmung betrat er die Piazza Dante, wie er den Platz an der schönen Loggia des Fra Giocondo immer genannt hatte. Da stand, zu Marmor geworden, in einsamer Erhabenheit der Mann, dessen ganze Lebensgeschichte lautet: Los von Gott — zurück zu Gott, und dessen Leben dadurch das Leben der Menschheit selber ward.

Ja — das war der große Verbannte aller Zeiten, der die Fremdlingschaft der Erde am härtesten spürte, weil niemals die Seele eines Sterblichen so heimwehkrank nach irdischer und ewiger Vaterstadt. Dies war der Mann mit dem ungebeugten Nacken und dem stolzesten Selbstbewußtsein. Als die Florentiner ihm, dem dreimal zum Tode Verurteilten — nur als einem Büßenden und Widerrufenden die Tore öffnen wollten, schrie er ihnen den unsterblichen Absagebrief, der ihnen sagte, daß Dante Alighieri auch in der Fremde zu leben und zu schaffen wisse, denn Gottes Sterne scheinen überall.

In tiefer Ergriffenheit grüßte der Deutsche den Hölle- und Himmelfahrer, war doch auch er durch die Stadt der Schmerzen gepilgert und suchte die lichten Höhen des Himmels. So schlicht, einsam und allem Äußeren abgewandt — wie Dante dort oben auf seinem Sockel stand, war er wohl in den Tagen Can Grandes über diesen Boden gewandelt. Hier in Verona hatte er ja endlich, wenn auch nur auf Jahre, festen Fuß gefaßt und sein großes Werk in Ruhe gefördert, getragen und geschützt von der Ehrfurcht und Liebe eines Fürsten, der die gewaltige Bedeutung des Dichters erkannte. Andrian stand lange auf der menschenleeren Piazza und sah nichts als das stille Denkmal.

Langsam schritt er dann weiter. Vor ihm lag nun der Friedhof der Skaliger in seiner feierlichen Monumentalität. Denkmäler aus Eisen und Stein gezeichnet. Mächtige Kunst im Dienste mächtiger Toten. Seit Jahren hing eine Abbildung des Denkmals Can Grandes in Andrians Arbeitszimmer. Stark und streng ist das vollkommene Monument. Es lehrt die Seele, daß nur höchste Anforderungen genügen können. Die Herrlichkeit des Werkes ward wieder stark über Andrian. Oberhalb des schlummernden Toten hatte der Meister des Denkmals das Abbild seines kühnen, tapferen, kriegerischen Lebens errichtet. Er sagte damit: Seid getroßt! Immer wird das Leben stärker sein als der Tod — das unüberwindliche Leben! Ja -- in das ewige Leben hinein drängt der Mensch über den Abgrund von Vergängnis und Zerfall, seine unsterbliche Tat, das Wesen seiner Persönlichkeit. So schien das Grabmal Can Grandes, das wie der Genius der Stadt Verona selber war, aus Dantescher Auffassung erblickt. So groß ward nach und nach wieder die Macht ferner Vergangenheit über Andreas Andrian, daß er begann, sich mit den Toten der Stadt eins zu fühlen. In seinen Phantasien dünkte ihm da, er selbst sei Can Grande, der Herrschermächtige, Reiche! Can Grande erwartete in seinem Palast Dante Alighieri. Er hatte einen der unsterblichsten Gedanken seines Lebens gefaßt: — dem Ewigkeits-Jünger, dem verbannten Florentiner, der ruhelos von Stadt zu Stadt, von Kloster zu Kloster, von Hof zu Hof, von Grafenschloß zu Grafenschloß irrte, wollte er die Treppen des Grils minder steil und das salzige Brot der Fremde milder machen, indem er ihm ein fürstliches Heim schuf. Wie aber konnte Can Grande diesen Mann des Jenseits, diesen Unkörperlichen, der schon in Nacken Charons fuhr und das Tor der Verdammten durchschritt, der schon die Wonnen des Paradieses auf der Zunge spürte — wie sollte Can Grande diesen Einzigen würdig empfangen? Und der von der Scala befaß dem Heer seiner scharlachnen Diener: „Werft Purpurdecken über die breite Fürstentreppe des Palastes —! Schattet sie mit Lorbeerbäumen! Holt aus meinen Gärten Körbe voller Rosen, damit sie zu den Füßen Dantes welken. Festlich gekleidete Knaben mit lodrenden Fackeln sollen den Einziehenden geleiten! Und du, Giaconda! — schönste und

jüngste meiner Töchter, fülle den alten glutfarbigen Nixbecher unseres Geschlechtes mit hundertjährigem Falernerwein und biete ihm den Göttertrank zum Willkommen. Ich liebe das Sparen nicht, wenn d e r bei mir eintritt, den keine Macht der Welt genugsam ehren könnte — Dante Alighieri."

Sa — so mochte Can Grande, der flammende Riese, gesprochen haben, als er den Mann erwartete, dessen Verse später Can Grandes Namen überwölbten, stolzer noch als der steinerne Triumph über seinem Grabe.

Und Andreas Andrian sah im Geiste Dante neben Can Grande die Scala emporsteigen, und ihm schien, als träfe ihn ein unergründlich tiefer Mahnerblick aus dem Auge des Mannes, dessen furchtbare Schicksalslast ihn nicht hindern konnte, die gewaltigste Geistesstat zu leisten, die je geleistet ward. Dante muß kommen — hieß das nicht gerufen, aufgerüttelt, geweckt werden? Andreas Andrian spürte das Belebende dieses Anhauchs. Wieder ward er eins mit dem Geistesriesen, der alle Tugenden und Laster seines Zeitalters wie die der eigenen abgründigen Seele mit der Allwissenheit des ewigen Richters durchleuchtete.

Vidrai le genti dolorose
Ch'hanno perduto el ben' dell intelletto — —

Der sich selbst verurteilte zum Ertragen der Höllestrafen, der aber auch den Aufstieg in die ewige Klarheit fand.

Da erweckte Andreas Andrian in seiner Seele die Verszeilen Dantes, die ihn in seinen lichten Tagen erhoben hatten:

Durch bessere Flut den Lauf zu nehmen, zieht
Die Segel auf jetzt meines Geistes Schifflein,
Das hinter sich so grauses Meer zurückläßt.

— — — — —
Des morgenländ'schen Saphirs sanfte Bläue
Die in den heiteren Anblick war ergossen,
Der reinen Luft bis hin zum Glanz des Mondes,
Fing wieder an, mein Auge zu erfreuen,
Nachdem ich aus der Toten Luft hervorgetreten. —

Andreas Andrian ging in seine Kammer in der Herberge zum Peregrino und nahm aus der Tiefe seines Koffers die Dante-Übersetzung von Philaethes, die mit den von Leben sprühenden Bildern von Gustav Doré geschmückt war. Er saß in seinem stillen Zimmer und versank in das Werk. Es war ihm nie so klar geworden, daß diese Hölle- und Himmelfahrt das Seelenerleben eines jeden Menschen ist, — der eine verschläft, der andere erlebt es.

Hinter sich lassen die Pardel, Löwen und Wölfe der Begierden und vom Sinai der zehn Gebote aufsteigen zum Calvaria der Erlösung.

Es gibt keinen anderen Weg des Heils. Was wir Schicksal, Glück oder Unglück nennen, ist gewöhnlich etwas Zufälliges und deshalb Nebensächliches. Nur der innere Kampf mit dem Niederen, das uns von Gott entfernt, macht uns zu Siegern oder Unterliegern. Kannte er diese Grundlehre des Christen-

tums nicht immer? Ja, er kannte sie, aber die Kenntnis blieb unwirksam und lebte sich nicht aus.

Heute aber kam zu seiner gedemütigten und geängsteten Seele aus dem Schoße der Jahrhunderte ein übermächtiger Geist und redete zu ihm die starken Worte:

„Und neue Sehkraft ward in mir entzündet
Von solcher Art, daß keines Lichtes Reinheit
Mein Auge fürder überstrahlet hätte.“

Nun steigen aus dem Dunkel der Vergeßlichkeit all die Tiefen und Untiefen des Ewigkeitswerkes, und der Mann erlebte mit wachem Herzen den größten Jakobskampf, der je dichterisch mit Gott ausgekämpft wurde, die riesige Gedankenmacht, die nur noch bei Shakespeare ihres Gleichen hat, nahm ihn in die Fäuste, knetete ihn und machte einen neuen Menschen aus ihm.

Und Andreas Andrian verließ „das Ufer, das jedes Menschen harrt, der Gott nicht fürchtet“, und übergab sich der Botschaft Dantes und bereitete dem großen verbannten Toten in seinem Herzen einen Einzug, wie ihn Can Grande dem Lebenden bereitet hatte.



Dante und die bildende Kunst / Von Dr. Johann Ranfl.

Jeder Leser der Divina Comedia erlebt die unerschöpfliche plastische Phantasiekräft Dantes und die Anschaulichkeit seiner dichterischen Sprache. Dieser Poet war trotz seiner Gelehrsamkeit kein Bücher-mensch. In falkenäugiger Beobachtung und mit sicherstem Instinkt nahm er alles vom Leben her auf, die Dinge des Alltags und die Vorgänge der Politik, das Leben in Haus und Stadt und Landschaft, die Eindrücke der Heimat und der Verbannung, und wie von selbst sah er immer das Wesentliche. Was er sah und heiß erlebte, sagte er in seiner Sprache so unmittelbar und anschaulich, wie es sonst nur die jugendliche, unabgenutzte Sprache des Volkes vermag. Goethe, der den Ideen Dantes fremd gegenüberstand, sah doch mit klarem Blicke die Eigenart seiner Sprache. „Er faßte die Gegenstände so deutlich ins Auge seiner Einbildungskraft, daß er sie scharfumrissen wiedergeben konnte, deshalb wir denn das Abstrakteste und Seltsamste gleichsam nach der Natur abgezeichnet vor uns sehen.“ Was Dante in dieser Sprache gestaltet, wirkt naturhaft und so eindringlich auf die Phantasie des Lesers, wie wir es sonst höchstens bei Homer gewohnt sind. Wenn einst Homer mit der Plastik seiner Poesie den griechischen Künstler vorarbeitete und ihnen an den Götterbildern mit schaffen half, so darf man eine verwandte Einwirkung Dantes auf die nachfolgenden Künstlergenerationen erwarten. Beide schufen übrigens aus den Traditionen und den religiösen Anschauungen ihres Volkes heraus. Das einmal genial Gestaltete konnte so für die weitere Fortentwicklung von Kunst und Kultur nie ohne Wirkung bleiben. Dante stand auch seinerseits mit aufgeschlossenem Sinne der Kunst gegenüber,

er dachte über die Kunst und ihre Wirkung nach, er kannte die zeitgenössischen Künstler und war mit dem größten von ihnen, mit Giotto, befreundet. Seine Dichtung wurde von Künstlern und Gebildeten der nachkommenden Generationen eifrig gelesen. Wie hätte da das Nachbargebiet der bildenden Kunst von seiner mächtigen Poesie unberührt bleiben sollen?

Wir finden es förmlich selbstverständlich, daß wir aus so ungewöhnlich früher Zeit ein Porträt Dantes, und zwar von Giottos Hand, besitzen. Trotz aller gelehrten Bedenken, die dieses Bildnis, das man im Jahre 1840 in der Magdalenen-Kapelle des Bargello in Florenz entdeckte, überwuchern, wurde es Gemeingut der ganzen Kulturwelt und verdrängte den anderen Dantetypus mit den ernstesten strengen Zügen, der vielleicht auf ein verlorenes Urbild von Taddeo Gaddi in S. Croce (Florenz) zurückgeht. Nach diesem letzteren Bildnis entstand aber wahrscheinlich die bekannte Bronzebüste von Neapel, nach ihm schuf Raffael seine groß empfundenen Dantegealten in der Camera della Segnatura. —

Zuerst berührt sich Dantes Dichtung mit der Buchmalerei, die im 14. und 15. Jahrhundert gerade in Italien manche schöne und zierliche Blüte trieb. Es erscheint aber von vornherein wie ein Widerspruch in sich selbst, wenn diese kleine anmutige Kunstübung daran geht, gerade die erschütternde Wucht und Größe Dantescher Jenseitszonen zu begleiten.

Man darf erwarten, daß in diesem Jahre in Florenz und anderswo reichhaltige Ausstellungen von Dantehandschriften aller Art veranstaltet werden. So könnte das seltene Weltjubiläum Gelegenheit bringen, die mannigfaltigen Miniaturenschätze, die bescheiden in Bibliotheken ruhen, einigermaßen zu überschauen. Erst seit L. Volkmann und Fr. X. Kraus würdigt die Danteforschung diese Art von Kunst, die schon ein Jahrzehnt nach Dantes Tod auftritt und bis in die Hochrenaissance hineinreicht und lange noch nicht allseitig erforscht ist. Eine umfassende und feinfühligte Untersuchung des Gebietes wird erst zeigen, welche kulturhistorischen und künstlerischen Werte in den alten Bänden schlummern, wie der eine Buchkünstler frei, der andere sklavisch, dieser den hohen Geist der Dichtung ahnend und jener wieder handwerksmäßig die bunten Figürchen auf das Pergament hinstrichelte. Das eine Bildchen erfäßt ein wesentliches Motiv der Dichtung, das andere eine Nebensächlichkeit. Die Stellung des Miniators und die einer ganzen Kulturepoche zu dem erhabenen Dichtergenius wird sich von dieser Kunst ablesen lassen. Etwa 100 von den zirka 800 erhaltenen Handschriften der Divina Comedia sind illustriert. Florenz, Rom, Paris und London bewahren das Kostbarste davon. Daneben gibt es noch mancherlei Wertvolles, das dies- und jenseit der Alpen in Bibliotheken und Sammlungen lose zerstreut erscheint. Der Besucher solcher Büchersäle, der es nicht allzu eilig hat, verweilt stets gerne bei den zierlichen Schöpfungen des alten Kunstfleißes und freut sich ihres heimlichen Reizes.

Alle Gattungen des mittelalterlichen Buchschmuckes sind in den Dante-manuskripten vertreten. Ofters verrät ein sorgsam gemaltes Wappen auf dem ersten Blatt den ursprünglichen Besitzer. In den anspruchsloseren Handschriften umrahmt hier wie sonst häufig nur ein buntes Blatt- und Rankenwerk den Text, und zwischen den Ranken und Blättern erscheinen mitunter Menschen- und Tierköpfe, Vögel und Drachen und phantastische Fabelwesen. Dazu kommen verzierte Initialen vor den einzelnen Gesängen. Ein andermal ordnet

der Künstler bereits kleine Bildchen in das Rankenwerk ein, oft allegorische Gestalten, wie z. B. die 7 freien Künste. Eine dritte Reihe von Handschriften enthält bloß erläuternde Federzeichnungen, die keine andere Absicht haben als die Abbildungen eines Lehrbuches. Sie wollen dunkle Stellen verdeutlichen, wie man es denn auch schon frühzeitig versuchte, die Lage der jenseitigen Reiche förmlich geographisch zu veranschaulichen. Selbst Geister wie Brunelleschi und Galilei vertieften sich in Dante, um „i siti e le misure“ im Inferno und Purgatorio zu erforschen. Solche erklärende Zeichnungen bleiben bis ins 16. Jahrhundert, bis Giov. Stradano, beliebt. Sie entbehren jedes künstlerischen Charakters. Eine besondere Art von Illustration ist ferner die Vereinigung mehrerer Szenen auf einem und demselben Bilde. („Discursive Malerei.“) Solche Episodenreihen, leicht mit der Feder skizziert und manchmal beiläufig koloriert, wollen gleichfalls mehr zum Verständnis der Dichtung als zur künstlerischen Gestaltung der Handschrift beitragen. Einen eigentlich künstlerischen Schmuck bilden erst die mit Überlegung komponierten und sorgfältig ausgeführten bildlichen Szenen, die entweder nur am Anfang jeder „Cantica“ oder vor jedem „Canto“ der Comedia erscheinen. Vor allem im ersten Falle, wo es sich nur um drei meist blattgroße Bilder handelt, konnte der Maler seine ganze Liebe und Kunst auf die wenigen Darstellungen wenden und so manches wirklich Schöne leisten. Für diese Anfangsbilder vor Inferno, Purgatorio und Paradiso bildete sich bald eine eigene Art Tradition für das Gegenständliche sowie für die Komposition heraus. Wohl das prächtigste und am reichsten mit Miniaturen ausgestattete Werk ist jener Codex der Vatikana, den einst Federigo von Urbino († 1482), der große Bücherfreund, bestellte, der aber erst lange nach dessen Tode fertiggestellt wurde. Der wertvollste Teil des Bilderschmuckes stammt von einem Künstler der Frührenaissance (vielleicht von Guglielmo da Ferrara), während die jüngere Reihe erst von einem schwächeren Maler aus der Barockzeit hinzukam. Das Ganze ist aber ein Prachtcodex im besonderen Sinne des Wortes. Wenn solche Miniaturen voll zierlicher Farbenpracht auch stets die Freude des beschaulichen Bibliothekbesuchers sind, so ist damit noch nicht gesagt, daß sie auch den mächtigen Geist Dantes würdig erfassen und aussprechen. Dies gelang diesen vielfach handwerksmäßig und bloß kalligraphisch fühlenden Miniaturisten allen zusammen nicht. Oft erlahmten auch Freude und Verständnis schon mitten im Gedichte. Inferno und Purgatorio mit ihrer sinnlichen Anschaulichkeit gelingen meist noch besser, beim Paradiso versagen Zeichenfeder und Pinsel. Dem gewaltigen geistigen Baue der Dichtung sind die Miniaturen eigentlich nur wie ein kleiner schimmernder Zierat angeheftet.

Die discursiven Zeichnungen der frühen Zeit bilden eine Art Vorstufe einer einzigen, mit freier und frischer Phantasie geschaffenen Meisterleistung der Illustration, der berühmten Zeichnungen *Sandro Botticelli* (1446—1510), von denen 85 im Berliner Kupferstichkabinett und 9 in der Vaticana liegen. Botticelli, der Liebhaber allegorischer Kunst, der grüblerische Geist mit mystischen Neigungen und einer tiefen, am Worte Savonarolas genährten Frömmigkeit war sicher ein berufener Dante-Interpret. In der Auffassung noch dem mittelalterlichen Empfinden Dantes nahe, weiß er mit seiner seelischen Innerlichkeit und eigenartigen Kunst ein Werk zu schaffen, das nicht seinesgleichen hat.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts machen Kupferstich und Holzschnitt, die beiden vervielfältigenden Künste, allenthalben der Miniatur den Rang streitig. Diese neuen Erfindungen werden rasch in den Dienst der Danteschen Dichtung gestellt. 1481 erscheint die von Cristoforo Landino kommentierte Ausgabe mit den Stichen von Vaccio Baldini in Florenz. Es scheint, daß dieser Stecher Zeichnungen Botticellis frei benützte. Als eine der ältesten italienischen Kupferstichfolgen hat Baldinis Arbeit großen Wert. Wenige Jahre danach (1487) erscheint in Brescia die erste Div. Comedia mit Holzschnitten, die jedoch als mißlungene Arbeit bezeichnet werden müssen. 1491 trat ein besserer venezianischer Dante mit Holzschnitten an ihre Stelle, bei denen die Errungenschaften früherer Illustratoren geschickt ausgebeutet sind. Da sie gefielen, wurden sie immer wieder mehr oder weniger frei kopiert und bis ins 16. Jahrhundert hinein in Neuausgaben verbreitet. Der Holzschnitt verdrängte auch bald den kostspieligeren Kupferstich.

*

Daß sich Miniatur und Zeichnung, Kupferstich und Holzschnitt zu Dantes Versen gesellten, ist sozusagen selbstverständlich. Jedes beliebige Buch wurde einst mit solchen schmückenden Beigaben ausgestattet. Es gibt jedoch eine andere Art der Befruchtung altitalienischer Kunstwerke durch Dantes Poesie, die bedeutungsvoller, aber viel schwerer greifbar ist. Man spricht ganz zutreffend von einer „Inspiration“ der altitalienischen Kunst durch Dante. Begeisterte Verehrer des Dichters, wie der alte Kunstschriftsteller Vasari, sind stets geneigt, solchen Einfluß auch dort zu suchen, wo er sich für den schärferen und nüchternen Blick nicht finden läßt. Gerade das Thema „Dante und Giotto“ wurde von jeher höchst phantasievoll ausgemalt, wiewohl sich recht wenig Sicheres über die Beziehungen der beiden großen Zeitgenossen feststellen läßt. Vom Porträt des Dichters war schon die Rede. Dantes Anregungen für Giotto's Weltgerichtsbilder sind durchweg zweifelhaft. Letztere lassen sich schon aus den überlieferten malerischen Typen reiflos erklären. Dagegen mag man bei den allegorischen Figuren der Tugenden und Laster in der Arena von Padua oder bei den bekannten franziskanischen Allegorien in Assisi ganz gerne an ideenverwandte Verse Dantes denken, und die seelische Vertiefung und dramatische Kraft der Darstellung rücken den Dichter und Maler einander besonders nahe. Ein solcher geistiger Austausch des Wesens läßt sich jedoch mehr ahnen und fühlen als in Formeln fassen.

Die Darstellung der letzten Dinge, Gericht, Hölle und Himmel, kommt für die Beziehung von Dichtung und Kunst in unserem Falle am meisten in Betracht. Nur ein paar Beispiele. Andrea (oder Bernardo) Orcagna's jüngstes Gericht (c. 1360) in S. Maria novella (Florenz) zeigt uns zunächst das Bild des Dichters unter den Seligen. Bei der Darstellung der Höllenstrafen hat der Künstler tatsächlich Dantes ganzes System in sein Fresko, das künstlerisch nicht hoch steht, übernommen. Ein anderes angeblich ganz in Dantes Sinne ausgeführtes Inferno in S. Croce ist leider untergegangen. Verschiedene Weltgerichtsbilder in Pisa, Siena, Bologna und in anderen Orten lassen nur allgemeine, wohl aus gemeinsamer Tradition erwachsene Reminiszenzen an

Dante erkennen. Ganz im Geiste Dantes ist dagegen das „gute Regiment“ A. Lorenzettis im Rathaus von Siena gedacht. Dasselbe gilt auch von den großen allegorischen Fresken aus dem Trecento, welche die Größe des hl. Thomas von Aquin und die Tätigkeit des Predigerordens feiern. (Florenz. Spanische Kapelle.) Allegorisches und die Verwendung antiker Mythologie in Dantes Art zeigt der Bilderschmuck des Pavimentes im Dom von Siena. Die vielbewunderten Tänze der Engel und Seligen, der Geist seiner Verkündigungsbilder, die Gruppierung der Verdammten nach den 7 Hauptsünden u. a. bei Fra Angelico sind dem Comedialeser aus der Dichtung wohl vertraut. Das Motiv vom Tanze der Engel kehrt auch sonst, z. B. bei Botticelli, wieder.

Ein großer Meister, der in Form und Auffassung von der Frührenaissance zur Hochrenaissance überleitet, Luca Signorelli, hat zweifellos seinen Dante aufmerksam gelesen, ehe er sein Weltgericht in Orvieto schuf. Er hat die düstere Größe des Inferno ganz anders gefühlt und nacherlebt als frühere Künstler. Seine von wahrer Dämonenwut getriebenen Teufel und der Verzweiflungsturm in den Verdammten entstammen der Comedia ebenso sicher wie das Höllentor oder Charon oder der Teufel mit der verdammten Seele auf dem Rücken. 11 Sockelbilder bringen noch die Haupttzenen aus dem Purgatorio. Signorellis Stellung zur Antike, seine Behandlung der Menschengestalt, die neue Ornamentik und eine hochentwickelte Technik sagen uns, daß wir um eine Generation vorwärts gerückt, und vor der höchsten Entfaltung des italienischen Kunstgeistes stehen.

Bei den großen Vertretern der Hochrenaissance steht Dante noch immer in Ehren, wenn man die Spuren seines Geistes auch nicht bei allen gleich häufig und deutlich wiederfindet. Von Leonardo da Vinci heißt es, daß er den Dichter hoch schätzte. In seiner Kunst fand man jedoch bisher noch keine danteske Erinnerung. Um so mehr dafür bei Raffael. Dante erscheint bekanntlich unter den Dichtern des „Parnas“ und unter den Theologen der „Disputa“. Auch ein Hauch seines Geistes geht durch die herrlichen Werke in der Stanza della Segnatura. Wer hat je die Schar der Dichter auf dem „Parnas“ oder die Versammlung der Philosophen auf der „Schule von Athen“ betrachtet und dabei nicht an jene Schar edler Geister des Altertums in der Vorhölle gedacht, die von Dante so ehrfürchtig behandelt werden? Daß die „Theologie“ im roten und grünen Kleid, mit Kranz und Schleier, ein Abbild der verklärten Beatrice ist, wurde längst schon beobachtet. Auch der ideelle Gehalt der 4 großen Wandbilder der Stanza della Segnatura, die uns darstellen wie der Mensch durch das Schöne (Parnas), das Recht (Kaiser Justinian), die Vernunft (Schule von Athen), durch Theologie und Gnade (Disputa) zu Gott geführt wird, entspricht ganz den Anschauungen Dantes, und selbst die Auswahl der Heiligen an der Seite Christi auf der „Disputa“ wird erst aus Dante verständlich. Die 3 Szenen aus dem Inferno, die wir aus dem frühen Werke Raffaels „St. Michael“ (Paris) sehen, saen uns, daß Raffael sich schon zeitig an den großen Dichter angeschlossen. In der Nähe Raffaels wäre Fra Bartolomen mit seiner „Erscheinung der Madonna vor St. Bernhard“ und seinen sonstigen Beziehungen zu Dante zu nennen. Doch dies verschwindet neben dem übergroßen Michelangelo, dessen Geist Dantes engster Verbündeter war. In 2 ernstesten Sonetten huldigt der Künstler seinem großen Landsmanne. Als sich 1519 die Florentiner um die

Gebeine Dantes bemühten, erbot sich Michelangelo, „dem göttlichen Dichter ein seiner würdiges Denkmal“ zu errichten. Wir hätten hier sicher das gewaltigste Dantemonument erhoffen dürfen. Ein anderer unersehlicher Verlust ist der Untergang jenes Handexemplars der Div. Comedia, das Michelangelo mit seinen Randzeichnungen gefüllt hatte. Damit verlor die Welt vielleicht die großartigste Dante-Illustration. „Sempre studioso di Dante“ nennt ihn sein Biograph Condivi. Dieser sagt uns zugleich, daß Rachel und Lia, das beschauliche und tätige Leben, auf dem Juliusgrabmal von Dante ausgingen. Das „Jüngste Gericht“ endlich ist ohne Dante nicht zu deuten. Charon im Nachen, der mit dem Ruder nach den Säumigen schlägt, der Teufel mit dem Verdamnten auf den Schultern, der Hölle Richter Minos sind direkt aus Dantes Poesie in die Sprache Michelangelos überseht. Im glühenden Grimm der Dämonen und in den schauervollen Verzweiflungsausbrüchen der Verdamnten haben die Verse des Inferno erst ihre kongeniale malerische Verkörperung gefunden. Wie des weiteren noch Dantesche Ideen dieses Werk Michelangelos durchsetzen und uns erst den Schlüssel zum vollen Verständnis desselben geben, hat W. Rallabs Untersuchung genau verfolgt.

Michelangelo, der sich wie Raffael ebenbürtig neben Dante stellt, der dessen Geist lebendig in sich aufnimmt und frei im eigenen Werke walten läßt, ist auch der letzte Italiener der Renaissance, der die tiefe und ernste Welt der Comedia voll empfand. Das 16. und 17. Jahrhundert entfernen sich immer weiter von solch herber Größe. Die Barockzeit versucht es ja gelegentlich mit Illustrationsfolgen. Federico Zuccaro und Giovanni Stradano (Hans van der Straet) tragen am Ende des 16. Jahrh. das neue Kunstempfinden in ihre Danteszenen hinein. Kupferstiche, wie der von Callot nach Bern. Poccettis Zeichnung gearbeitete, Holzschnittausgaben, wie die von Bellutello (Venedig 1544), halten in ihrer besonderen Art das Gedächtnis Dantes lebendig. Aber es ist nur „der Herren eia'ner Geist“, der sich im Werke des armen Florentiners spiegelt. Im 18. Jahrhundert ist es noch die venezianische Ausgabe von Zatta mit den 112 Kupferstichen, die als letzter Nachklang von etwas Großem in der Zeit des Rokokogetändels matt verweht.

*

Als Barock und Klassizismus seelenlos geworden, erwachte in den tieferen Gemütern alsbald wieder die Sehnsucht nach etwas Lebendigem und Großem. Schon unsere Klassiker blieten verehrungsvoll in die Vergangenheit, allein alles Große fanden sie einzig nur in der Antike. Doch auch ihnen erscheint der hohe Schatten Dantes wenigstens von ferne. Mehr aus klassischem Formempfinden als aus tiefem Erleben der christlichen Dichtung heraus schuf der Engländer J. Flaxman seine Umrißzeichnungen zu Dante (1793), die in ganz Europa bewundert wurden. Ihm folgte ein paar Jahre später A. Carstens mit einem vereinzelt Versuch ähnlichen Stiles. Durch A. W. Schlegel war dieser Künstler auf Dante gewiesen worden. Die Romantik stand vor der Tür, jene Schar von Dichtern und Kritikern, die an den großen Kunstzeiten des Mittelalters eine neue Dichtung und Kunst beleben wollten. „Das große Neue keimt nur aus dem Alten,“ verkündete A. W. Schlegel und er selbst vertiefte sich in Dante, würdigte sein Schaffen und übersehte Proben seiner Poesie. Andere

Zeitgenossen folgten seinem Wege, der zum Verständnis des katholischen Mittelalters führte. Der Geist der Romantik drang bald wie ein belebendes Fluidum durch die ganze Kultur Europas. Jetzt brach auch für das Verständnis und die Verehrung Dantes eine neue Zeit an. Man erforschte, übersetzte und verherrlichte ihn. Da blieb die Kunst nicht mehr zurück. Über die Wiege der neuen deutschen Kunst, die in Rom stand, schwebte bereits der Genius Dantes. Peter Cornelius, der mit Overbeck die führende Rolle im Kreise der „Nazarenen“ gewann, sollte im Dantezimmer der Villa Massimo 1817 das „Paradies“ malen. Er wird jedoch vor der Ausführung nach München abberufen, und Ph. Veit trat mit seinen schwächeren Ideen an die Stelle. Nur der Karton wurde von Cornelius mit einem erklärenden Texte von Döllinger veröffentlicht. (1830). „Jüngsten Gericht“ in der Münchener Ludwigskirche halfen Dante und Michelangelo gleichmäßig mitschaffen, und das große Hauptwerk seiner Kunst, die Berliner Kampofantontartons nennt Cornelius selbst eine „gemalte Divina Comedia“. — An den Dantefresken der Villa Massimo arbeitete außer Veit noch der Tiroler Jos. Ant. Koch († 1839), jener knorrige, seltsame Naturbursche, der auch 40 Zeichnungen zu Dante veröffentlichte und noch vieles aus einer reichen Phantasie und Gestaltungskraft schuf, das in verschiedenen Sammlungen verborgen liegt. Einen großen Teil seiner künstlerischen Lebensarbeit widmete auch R. Chr. Vogel von Vogelstein der Danteschen Dichtung. Und fast alle Künstler des romantischen Kreises, Overbeck, Rambourg, Bonaventura Genelli, H. v. Blomberg, Schnorr von Carolsfeld, Hess, Führich, Schwind, Steinle, Richter, Deger, um weniger bekannte Namen zu übergehen, gaben mit Stift und Pinsel ihren Eindrücken aus Dante Gestalt. König Johann von Sachsen (Philalethes), der große Dantefreund und Übersetzer, sammelte eine stattliche Anzahl von Zeichnungen der genannten und anderer zeitgenössischen Maler. Diese Dresdener Sammlung gewährt uns heute einen guten Einblick in die ehrliche Begeisterung für Dante, welche jene deutsche Künstlergeneration ergriffen hatte, und es ist rührend, wie jeder in seiner Art sein kleines oder großes künstlerisches Opfer dem Unsterblichen darbringt.

Mit dem Schwinden des romantischen Geistes und dem Überwuchern des materialistischen Sinnes in den letzten Jahrzehnten tritt in Deutschland die künstlerische Danteverehrung wieder zurück, während das wissenschaftliche Interesse rege bleibt. Gerade das umfassendste Werk von Fr. X. Kraus erscheint 1897. Vöhrler, E. Haffs, die Übersetzungen von Zoozmann, St. George, Hettingers, Vietmanns und Pochhammers Schriften bezeugen den Anteil einer zahlreichen Dantegemeinde am alten Dichterheros. Ernste und tiefe Künstler, die abseits von der großen Heerstraße gingen, fanden auch aus der allgemeinen Nüchternheit den Weg zu Dante. So Anselm Feuerbach, dessen Karlsruher Bild „Dante in Ravenna“ mit seinem altvenezianischen Farbenszauber das Auge entzückt, und mit seiner hoheitsvoll empfundenen Dantegestalt das Gemüt des Beschauers fesselt. Eine „Francesca von Rimini“ und die feine Zeichnung „Dantes Tod“ dürfen nicht unerwähnt bleiben. Zu Feuerbach gesellt sich A. Bödlin, der außer einem „Charon“ gleichfalls das Francesca-Motiv originell und kraftvoll anfaßte. In Galerien und Ausstellungen begegnet uns dort und da ein bedeutenderes Bild oder graphisches Werk, das uns in Dantes Reich entrückt. (Br. Piglhein, L. Greiner etc.) Der letzte bedeutende

Versuch einer Illustration sind wohl Franz Stassen's 100 Federzeichnungen, in denen der Künstler, der sonst vorzugsweise dem Geiste Richard Wagners dient, aus der scheinbar so fernliegenden Welt viel Schönes und ernst Empfundenes herauszuholen verstand.

Nicht lange nach dem Erwachen der deutschen Romantik regten sich auch verwandte Geister in Frankreich, wo vor allen Djanam den Geist des großen Florentiners seinen Landsleuten erschloß. Nicht lange, so wurde auch die künstlerische Teilnahme rege. J. A. D. Ingres, E. Delacroix, H. Triqueti, Arg. Scheffer malen ihre Dantebilder. Paolo und Francesca dürfen darunter nicht fehlen. Unter den Dante-Illustratoren erlangte zweifellos Gustave Doré in und außer Frankreich die größte Berühmtheit. Mit lebendiger Phantasie und geistvollem Geschick weiß er die Szenen zu arrangieren. Die Landschaft spricht darin fast entscheidender als die Menschen. Dieser geschickte Buchkünstler weiß fast immer auf den Beschauer zu wirken, wenn er sich vom Geiste Dantes auch mitunter recht weit entfernt.

Am frühesten ging in England Flaxman als Bahnbrecher für Dante voran, und England blieb bis heute ein Land der eifrigen Danteverehrung. Noch im 18. Jahrhundert entstand J. Reynolds „Ugolino“. Den Übergang zu den Prärafaeliten vermittelt W. Blake's phantastische Romantik, die erst in neuester Zeit zu Ehren kam. Ein leidenschaftlicher Dantekultus gehörte erst zum Programm des Kreises um D. G. Rossetti, den Sohn des politisierenden Danteforschers. Die allbekannten Bilder „Dantes Traum“, „Beata Beatrix“ und verschiedene andere Gemälde und Zeichnungen sind Beispiele seiner poetisch empfindenden, überzarten Künstlerseele, die auch dichterisch dem vergötterten Ideale huldigte. Fr. Leyghthon, Armistead u. a. schließen sich Rossetti an.

Man möchte meinen, daß Italien, wo man so gerne jede moderne Bewegung an große Namen der Vergangenheit knüpft, und wo auch Dante von den Männern des Risorgimento, der Einheitsbewegung, anhaltend angerufen und beschworen wurde, in der künstlerischen Neubelebung der Welt ihres Größten an die erste Stelle treten mußte. Allein wie weit steht es hinter Deutschland! In den Sälen mit den Werken der neueren Kunst fehlt es keineswegs an Bildern aus der Comedia. Aber selten trifft man eins, das in der Erinnerung haftet oder den Beschauer so kräftig berührt wie etwa Feuerbach. 1824—1826 gab der seinerzeit beliebte Aquarellist Bartolomeo Pinelli eine Folge von Zeichnungen zur Div. Com. heraus. Federzeichnungen gibt es von Luigi Garribbo und Vinzenzo Gazzoito. Szenen aus dem Purgatorio malte Amos Cassioli. Filippo Bigioli's Federzeichnungen werden höher geschätzt als seine Gemälde nach Dante. Francesco Scaramuzza arbeitete 2 Jahrzehnte lang an seinen Dante-Entwürfen. Die Stiche von Udemollo und Nanci hat 1892 Bernh. Schuler mit deutschem Text herausgegeben. Sie sind ein Beispiel für den Durchschnitt der Leistungen in der Heimat Dantes. Zahllos sind dort selbstredend die sentimentalen Paolo-Francesca-Bilder und die gruseligen Ugolinosenzen. Um zügellosesten ergoß sich der italienische Enthusiasmus in den öffentlichen Dantemonumenten, die man von Trient bis Neapel hinab nicht los wird, und die mit ihrem leeren Pathos dem „altissimo poeta“ einen schlechten Dienst erweisen. Die Kleinkunst in Glas und Stein, Elfenbein und Perlmutter, Mosaik und Graffitto versorgt Haus und

Schule mit Dantebildnissen. Wie viel an guter und schlechter Kunst dieses Subiläum drüben jenseits der Alpen ins Leben ruft, wird sich bald zeigen.

Auch ein so eiliger Rundgang durch eine ideale Dantegalerie zeigt uns wenigstens in flüchtiger Andeutung, wie vielfältig der Geist dieses Gewaltigen und seine plastisch geschauten Phantasiegestalten in die Kunst einströmten, und wie der mächtige Genius sich in den Generationen, die nach ihm kamen, im Nachbargebiet wirksam zeigte, von den ersten kleinen Arbeiten der Buchmalerei bis zu den freien und gehaltvollen Nachschöpfungen neuer und neuester Kunst. Die individuelle Genialität würde, wenigstens in der alt-italienischen Kunst, kaum eine so weitreichende Wirkung erreicht haben, wenn sie sich nicht mit der katholischen Tradition enge verbündet hätte. Im ganzen kann man an der Art, wie sich Künstler und Kulturepochen zu Dante stellen, greifbar deutlich sehen, ob sie sich innerlich allem Großen und Tiefen verwandt fühlen, oder ob sie in leichter Diesseitskultur, wie unsere Gegenwart, versinken und für die ewigen Fragen der Menschheit keine nachdenkliche Stunde übrig haben. Schon die rein äußerliche Fernwirkung Dantes auf so viele Kulturen gibt uns einen Maßstab für seine Größe. Und wir Deutsche dürfen ohne Selbstüberhebung sagen, daß wir im Zeitalter der Romantik Dante am verständnisvollsten und nachhaltigsten ehrten. Schon Scartazzini hat dies offen anerkannt. Künstlerische Anregungen aus Dante entgegenzunehmen, läßt sich allerdings niemand diktieren. Ein ernstes Interesse jedoch für diesen größten katholischen Dichter erwartet man von solchen gebildeten Katholiken, welche das Problem des menschlichen Daseins auch gerne einmal in poetischer Gestaltung nacherleben. Der Katholik hat ja den Vorteil, daß er die feststehenden Grundwahrheiten der Religion und Weltanschauung, zu denen sich Dante unerschütterlich bekannte, zur Lektüre der großen Dichtung mitbringt und so wenigstens ein wesentliches Hindernis weniger für das Verständnis zu überwinden hat, als andere moderne Leser. Und wenn sich unsere Künstler wieder an der Höhe Dantescher Ideen erfreuen und mit ihrem Geiste in den hohen und lichten Regionen dieser Poesie ein wenig atmen und ihre Seele höher stimmen, so handeln sie sicher im Geiste der schönen Dante-Enzyklika des Papstes Benedikt XV.: „Je mehr ihr zunehmt in der Liebe zu ihm, desto mehr werdet auch ihr euren Sinn zum Glanz der Wahrheit erheben, desto ausdauernder in Hingabe und Liebe zum heiligen Glauben verharren.“



Wenn auch die körperliche Erscheinung eines Menschen nichts weniger ist als ein Spiegelbild seiner geistigen Wesensart, so wird doch der Fall zu den aller seltensten gehören, wo beides gar keine Berührungspunkte miteinander erkennen läßt. Daher wendet sich die Teilnahme, die wir für einen bedeutenden Menschen empfinden, immer und mit Vorliebe der Frage zu, wie sein körperliches Aussehen beschaffen ist, und inwieweit dies Rückschlüsse auf die geistige Größe erlaubt, welche mehr oder minder deutlichen Zusammenhänge zwischen beiden bestehen, und ob sich das Geistige und inwiefern aus dem Körperlichen herauslesen läßt. Nach des Dichters eigenem Geständnis kann seine äußere Erscheinung nicht bedeutend gewesen sein, denn im „Gastmahl“ (I, 3) sagt er: „Ich bin in den Augen vieler verächtlich erschienen, die sich, vielleicht durch ein Gerücht getäuscht, eine ganz andere Vorstellung von mir gemacht hatten, so daß sich vor ihrem Angesicht dadurch nicht nur meine Person, sondern auch jedes meiner Werte verringerte und sowohl das bereits vollendete, als auch das noch zu vollende im Werte sank.“ Nach Boccaccio, der noch als Kind Dante gesehen haben will, war der Dichter von Mittellaröhe, eher klein, im Alter leicht gebückt; sein Gang war gemessen und von gewisser Würde, sein Verhalten immer von Anstand und Form, seine Kleidung stets seinen Lebensjahren entsprechend und peinlich in Ordnung. In einem schmalen Gesicht thronte eine Adlernase zwischen großen lebhaften Augen von hellbrauner Farbe, die Kinnladen waren mächtig ausgebildet, die untere Lippe stand über die obere hinaus, und im Alter waren beide streng aufeinander gepreßt, ohne gerade einen verbissenen Eindruck zu machen. In der Jugend war sein Haar blond, (was er in Eklog I, 42, selbst sagt), vermutlich trug er da auch ein Bärtchen; später dunkelte sein Haupthaar nach, (was aus Parad. 25, 7, zu entnehmen wäre), ebenso bräunte sich seine Gesichtsfarbe. Der Ausdruck seines Gesichtes war stets etwas melancholisch und gedankenvoll.

Boccaccio berichtet auch von dem Gespräch zweier Frauen, in dem die erste sagte: Sieh, da kommt der, der in der Hölle war; so oft er will, kehrt er dahin zurück und erzählt dann hier oben seine Erlebnisse. — Ich glaub's wohl, entgegnete die andere, denn man sieht es schon an seiner braunen Farbe und den krausen Haaren, daß er durch Blut und Rauch gegangen ist. — Darüber soll Dante sehr gelacht haben.

Das blonde Haar und der im ganzen ziemlich unrömische Typus seines Gesichtes beweisen neben andern, daß Dante alle so vielen Größen der italienischen Renaissance einen starken Tropfen deutschen Blutes in seinen Adern fließen hatte (wie aus Parad. 15, 136, hervorgeht). Erinnert doch schon sein Name, der eigentlich Durante Aldigier war und der Speergewaltia bedeutet, an das germanische Blut, durch das er uns ebenso wie der Speerschlittler Shakespeare verwandt ist: und beide nicht nur durch das Blut allein, sondern auch durch ihres sittlichen Bewußtseins hohen Idealismus.

Giosuè Carducci hat trotz seinem glühenden Patriotismus unter vergleichenden Hinweisen auf Rüdert und Platen das deutsche Blut in Dante lebhaft betont und drei Strömungen im Geiste des Dichters unterschieden: Die etruskische (die es ihm nahegelegt habe, sich in die geheimnisvolle Welt jenseit des Grabes zu versenken), die römische (die ihm sowohl das frisch pulserende Leben des Tages gegenwärtig gehalten, als dem Charakter seines Volkes entsprechend das Ausgehen vom Rechtsbegriff und das stete Festhalten daran so leicht gemacht habe), und die germanische (die ihm die Kühnheit und Frische der Anschauung, den Freimut und auch die Kampfeslust zugeführt habe). Im Essen und Trinken soll er sehr mäßig gewesen sein und eher einfache Gerichte bevorzugt haben, den Feinschmedern abhold, die nur leben, um zu essen, statt zu essen, um zu leben. In seinem Studium war er unermüdet, in allen ihm am Herzen liegenden Dingen gewissenhaft und eifrig. Er sprach selten ungefragt, dann aber stets verständlich und sachgemäß; andererseits konnte er in der Unterhaltung sehr bereit werden und seine Ansichten so überzeugend vortragen, daß kein Einwand möglich schien. Er liebte die Einsamkeit und zog sich gern von den Menschen zurück; im Alter muß er vorübergehend, durch Erfahrungen dazu bewogen, geradezu menschenfeind gewesen sein. Wenn ihn ein Gedanke ergriff, so beschäftigte er sich damit, ohne auf seine Umgebung achtzuhaben. Man erzählte sich, daß er einst in Siena in einem Apothekerladen ein seltenes Büchlein fand, in dessen Lesen er sich, vor der Tür auf einer Bank sitzend, bald so vertiefte, daß er von der None bis zur Vesper darin las, ohne ein sich vor ihm auf der Piazza abspielendes Turnier trotz Lärm und Musik zu gewahren. — Daß er auf edle Haltung, schweigsames Wesen und Würde im Gebaren Wert legte, sagt er selbst, Läuterungsberg 3, 10—12:

Als nun sein Fuß sich mindrer Haft beflissen,
Weil Haft und Würde nie in Eintracht schalket,
Hat mein gepreßter Sinn sich losgerissen —

Dies scheint auch aus Hölle 4, 112—114 hervorzugehen:

Wir trafen Leute stillen Blickes dort,
Von Haltung würdevoll und ernst an Mienen,
Redselig nicht, doch sanft in jedem Wort!

sowie aus Läuterungsberg 6, 61—66:

Wir nahten uns: wie stolz doch und verachtend,
Edle Lombardenseele, standest du,
Langsamen Blicks uns würdevoll betrachtend!
Wir waren da: er rief kein Wort uns zu,
Sah uns gelassen fördern unsre Schritte,
Dem Löwen gleich in unnahbarer Ruh!

Auch die Äußerung der Neugier beeinträchtigt laut Hölle 30, 130—148, die persönliche Würde nach seiner ganz richtigen Auffassung. Oft mag er wohl so als Verbannter vor Ravennas Toren gesehnen haben und mit der Seele hingewandert sein zur teuern Heimatstadt, die ihn so ungerecht behandelt, ihn verstoßen und seinen Namen befleckt hatte, und die er dennoch im Herzen immerdar lieb behielt: „Wie ein Löwe in unnahbarer Ruh,“ aber ein im Tiefsinn von Anbait und Mißverstehen verwundeter Löwe. Denn unbefriedigt blieb die Hälfte seines so groß angelegten Wesens, ob er in der Verbannung auch genügend Zeit und Ruhe hatte, allen Forderungen seiner Phantasie gerecht zu werden: unbefriedigt, ob auch die Mitwelt die beiden ersten Teile seines epochalen Werkes bestaunte und bewunderte. Es schmerzte seine edle Seele doch zu tief, das salzige Brot der Verbannung zu kosten und über fremde Stiegen auf und ab zu steigen. Und wenn die nicht eben große, aber ehrfurchtgebietende Gestalt des Dichters mit den strengen, energisch geschnittenen Gesichtszügen in den Straßen Ravennas erschien, so flüsterte das Volk wohl in scheuer Ehrfurcht: Das ist der Mann, der durch Hölle und Paradies gegangen ist.

Die Entstehung solcher Anekdoten ist in dem Bestreben begründet, den Eindruck festzuhalten, den eine persönliche Erscheinung den Zeitgenossen hinterließ. Und mag es auch wahr sein, daß die Echtheit und Zuverlässigkeit solcher Erzählungen und Berichte häufig anzuzweifeln ist, so darf man an ihnen, soweit sie sich nicht zum bloßen Klatsch verflachen, doch nicht ganz ohne Aufmerksamkeit vorübergehen; denn sie bilden in ihrer Art einen gewissen Beitrag zur Seelengeschichte des Volkes, und wir lernen daraus, wie es sich Leben und Handeln eines Mannes vorstellte oder deutete, der aus seiner Mitte hervorging.

Zum Belege z. B. der oben behaupteten Tatsache, daß Dante zwar wortkarg war, aber doch, wenn es darauf kam, wichtige oder durchdachte Antworten zu geben vermochte, werden folgende zwei Anekdoten überliefert: Am Hofe Can Grandes war alles, nur Dante nicht, von dem ausgelassenen Treiben eines Possenreißers (buffone) entzückt. Der Fürst fragte daher den Dichter, warum er an dem, was den andern Spaß mache, keinen Anteil nehme, da er doch sonst für einen Weisen gelten wolle und gehalten werde? Dante erwiderte: Du würdest dich darüber nicht wundern, wüßtest du, daß sich nur gleiche Seelen und Sitten angezogen fühlen. — In einer andern Gesellschaft geriet der angeheiterte Wirt in solche Redehitze, daß ihm helle Schweißtropfen an der Stirn standen und er, als alle seine Beredsamkeit bewunderten, dem Dichter die erhigten Hände reichte und ausrief: Nicht wahr, Poet, wer Wahrheit spricht, dem fällt das Reden nicht schwer? Worauf Dante erwiderte: Wie kommt es dann, daß du so schwitzt? — Ein andermal fragte er einen Bauer nach der Zeit. Dieser erwiderte ihm, es sei die Stunde, wo das Vieh zu fressen kriege. — Aber du issest ja nicht? sagte Dante, der sich über die unhöfliche Antwort verletzt fühlte. Verraten diese kleinen Scherze eine gewisse Schlagfertigkeit, so ist es nicht zu verwundern, daß ihn auch Geistesgegenwart auszeichnete. Das bekannteste Beispiel dafür ist die Geschichte der Errettung eines Knaben, der beim Spielen im Baptisterium der Johannis-Kirche zu Florenz in eine der gemauerten Vertiefungen fiel und beinahe erstickt wäre, wenn Dante nicht mit einer Art die Wandung zerschlagen und das Kind herausgeholt hätte. Da nämlich damals nur an den Vorabenden von Ostern und Pfingsten getauft wurde, gab

es oft solch Gebränge in der Kirche, daß die Priester schier erdrückt wurden. Dem abzu-
helfen, hatte man in die dicken Umfassungsmauern des Taufbeckens runde Vertiefungen
eingemauert, in denen die Priester gesichert gegen den Ansturm standen. Diese Rettung
hat man dem Dichter übrigens als Verleumdung des Heiligen ausgelegt, denn er verteidigt
seine Handlungsweise Hölle 19, 13—21:

Mein Bild im Grunde wie an jeder Wand
Kreistrunde Löcher, alle gleich an Weite,
In schwärzlich-grauen Fels gemeißelt fand,

Die den Taufurnen ähnlich mir an Breite
In meinem schönen Sanft Johann erschienen,
Die sich befinden an des Beckens Seite:

Vor Jahren erst zerßlug ich eins von ihnen,
Weil drein ein Knabe fiel und schier erstickte —
Dies mag als Wahrheit Irrtum-tilgend dienen!

Überhaupt hat es unserm Durante Aldiger an persönlichem Mut nicht gefehlt.
So hat er in voller Rüstigkeit an den Kriegen seiner Vaterstadt teilgenommen. Wahr ist
es auch, daß Dante mit Lanze, Schwert und Roh früh umzugehen verstand und sich schon
als Jüngling an den kleinen Feldern seiner Vaterstadt beteiligte, an denen ja nie Mangel
war, wie auch, daß er an dem Feldzuge gegen Arezzo teilnahm und als Einbruchreiter mit
Auszeichnung in der Schlacht von Campaldino am 11. Juni 1289 mitfocht, wo die Aretiner
und Ghibellinen eine starke Niederlage erlitten. Im August desselben Jahres, kurz nach
dem schrecklichen Ende Ugolino's della Gherardesca, zogen die Florentiner gegen die Pisaner,
denen sie nach achttägiger Belagerung die feste Burg Caprona wegnahmen. Auch hier war
der junge Poet zugegen. Man vergleiche Hölle XXI B. 94 ff., wo er anschaulich den
Abzug der Besatzung schildert, die sich unter so vielen Feinden ängstlich und verwundert
umfah, ob auch der Vertrag gehalten werde. Daß der Dichter Kriegsdienste getan habe,
wird von einigen in Zweifel gezogen. So will Bartoli (V, 104. 110) Dante den Ruhm,
bei Caprona zugegen gewesen zu sein, schmälern, obwohl der Poet in der oben angeführten
Stelle ausdrücklich sagt:

So sah ich zittern einst die Landsknechtscharen,
Die laut Vertrag Capronas Burg verließen —

Ich erinnere auch an die Verse 34—48 des 18. Paradiesgesanges mit ihrer so ganz
soldatischen Darstellung. Ich meine die Stelle, wo auf Cacciaguidas Befehl'sruf die
leuchtenden Seelen wie im Appell blüßgeschwind erscheinen und statt mit „Hier“ mit einem
elektrischen Aufleuchten antworten! Man beachte auch das militärische Bild im Läuterungs-
berg XXIV B. 94—99 und XXXII B. 19—24. Jedenfalls ist daraus zu ersehen, daß
Dante ein Mann war, ein Durante, der dem Leben nicht fremd gegenüberstand, daß er
eine durchaus tätig angelegte Natur hatte und sich zum Wohle des Vaterlandes und der
Kirche den großen Weltthäteln anschloß; kein Poet oder Gelehrter, der den Härten und
Unebenheiten aus dem Wege ging, um sich anteilslos in die vier Pfähle seiner Studier-
stube zurückzuziehen und das schlechte oder gute Wetter tatenlos an sich vorüberziehen zu
lassen. — Wo er Ungehöriges sah, war es nicht seine Art, zu schweigen. Als er bemerkte,
daß im Hause eines Freundes jemand mit dessen Frau auf allzu vertrautem Fuße stand und
ihre zu ungehöriger Zeit Besuche machte, schrieb er dem Hausherrn ein Epigramm dieses
Inhaltes:

Wer da mit eines Schafes Fell bedeckte
Den Wolf und ihn der Herde dann vereint,
Sag mir: glaubst du, weil er ein Lamm jetzt scheint,
Daß seine Her die Herde nicht mehr schreckte?

Diese Anekdote scheint zwar in das Gebiet der Fabel verwiesen werden zu müssen, (sie
wird schon im Roman de la Rose erzählt, hängt mit Reineke Fuchs zusammen und ist aus

der französischen sicher in die italienische Literatur hinübergewandert), aber da sie in verschiedenen Biographien auftaucht, hat sie den alten Schriftstellern gewiß als charakteristisch für Dante und als seinem Wesen entsprechend und durchaus wahrscheinlich erschienen. Gradheit in seinen Äußerungen und Vorliebe für Ordnung und Sittlichkeit sind ein hervorragender Zug seines Charakters. So ordentlich er in seiner Kleidung war, so ordnungsliebend und peinlich war er auch in allen Dingen, mit denen er umging; in seinem Zimmer lag alles an seinem Orte, in seiner Rede war jedes Wort wohlgelesen, und wenn er einen Schriftsteller zitierte, tat er es mit großer Genauigkeit. Auch er selbst wollte als Dichter von andern so behandelt sein, und nichts konnte ihn mehr verdrießen, als wenn man seine Verse verstümmelte oder entstellte. So erzählt Franco Sacchetti, daß Dante einmal durch die Porta San Piero ging und einen Schmied bei seiner Arbeit eine Ranzone von ihm so schlecht und falsch dem Inhalt nach singen hörte, daß er zornig in die Werkstatt trat, Hammer und Krammen, Zangen und Nägel vom Tische nahm und alles in wildem Durcheinander auf die Erde schleuderte, worauf ihn der Schmied mit zorniger Gebärde fragte, ob er verrückt sei? Nicht mehr als du, gab der Dichter zurück, denn du wirfst meine Verse ebenso tölpisch durcheinander! — Ähnlich machte er es mit einem Eseltreiber, der nach jedem Verse, den er sang, ein „Vorwärts“ rief und dem Esel einen Schlag verfehte. Dante trat an den Mann heran, schlug ihn mit seinem Stod auf die Schulter und rief: Das Vorwärts habe ich nicht dazu gesetzt!

Daß Dante wegen seiner kleinen Gestalt manchmal genedht und verhöhnt wurde, begegnet uns mehrmals, und einmal weiß er solchem Spötter, der ihn mit einem i verglichen hatte, dem kleinsten und unbedeutendsten Buchstaben des Alphabets, drastisch genug zu antworten:

O du, der so des neunten Zeichens lacht
Und minder gilt als das, was ihm voransteht:
Geh und verdopple das, was hintendransteht —
Zu anderm hat Natur dich nicht gemacht!

Die Neigung der Mitlebenden oder der Nachwelt, großen und bedeutenden Menschen Eigentümlichkeiten und kleine Schwächen nachzusagen, hat sich auch bei Dante betätigt. Es gibt daher noch eine ganze Reihe von mehr oder minder guten Wäsen und wunderlichen Einfällen oder Handlungen, die sich um den Dichter allmählich gebildet haben, doch muß man diese — zumal sie entweder anstößig sind oder sich in den niedrigsten Klatsch verlieren — mit Stillschweigen übergehen. Aber nicht vorübergehen dürfen wir an dem Dichter, ohne ihn kurz in seiner Eigenschaft als Ehemann und Familienvater zu betrachten, zumal über diesen Punkt die verschiedensten Stimmen laut geworden sind.

Etwa um 1292 — also zwei Jahre nach Beatrices Tode — vermählte sich Dante mit Donna Gemma, die dem abligen Geschlechte jener Donati angehörte das sich an die Spitze der neuerstandenen Partei der Schwarzen aufschwang. Corso Donati, das Haupt der Familie, war nach Schilderung des Geschichtschreibers Dino Compagni „ein Ritter, dem Catilina ähnlich, aber noch grausamer, von angenehmem Äußeren, freundlich im Reden, von feinen Sitten, scharfem Verstande, aber beständig auf Böses sinnend. Er erwarb sich viele Habe. Die Ruhmsucht leitete ihn.“ In der Schlacht bei Campaldino hatte er die Nachhut befehligt und durch einen geaen Anweisung des Oberfeldherrn gewaaten Flankenangriff den Sieg der Florentiner entschieden. Gemma war die Tochter des Manetto Donati, man weiß nicht, in welchem Grade mit Corso verwandt. Immerhin aber spricht der Umstand, daß die angesehenen Donati willig auf diese Verbindung eingingen, dafür, daß ihnen die Familie Dantes sowohl nach Adel als nach Vermögen nicht unebenbürtig dünkte.

Unser stets mit einiger Vorsicht aufzunehmender Gewährsmann Boccaccio berichtet nun, daß Dantes Ehe mit Gemma eine nicht sehr glückliche gewesen sei, kann aber keinen anderen Beweis dafür ins Treffen führen als den, daß Dante nirgend seine Gattin erwähnt. Ein solches Schweigen hat er aber auch anderen Familienmitgliedern geaenüber bewahrt, wenn wir von der einen Zeile absehen (Hölle VIII, 43), wo er seiner Mutter, aber nur höchst mittelbar, Erwähnung tut, und von dem Gespräch mit Cacciaguida. (Parab. XV, 28 u. XVI, 36.) Dieser Ahne gerade prophezeit ihm, daß er sich bald von allem trennen müsse, was ihm lieb und teuer sei, und woraus er Liebe gezogen — und es ist wohl nicht zu kühn, unter diesem Bilde auch an Frau Gemma zu denken. Ebenso falsch scheint es,

mir zu sein, auf ein unerquickliches Ehe- oder Familienleben des Dichters aus dem Umstande zu schließen, daß Dante seine Gattin in Florenz zurückließ, als ihn das Los der Verbannung traf, anstatt sie nachkommen zu lassen. Aber es scheint das Gegenteil zu beweisen: denn wo der Poet kein Dach hatte, darunter er sein Haupt legen konnte, an fremden Tischen geschenktes Brot essen und fremde Stiegen auf und ab steigen mußte — muß man es ihm nicht gerade als Beweis schonender Liebe anrechnen, daß er seine Gattin vor diesem Lose bewahrte, statt sie zu zwingen, es mit ihm zu teilen? Zudem wußte ja Dante, daß seine Familie — er hatte nur zwei Söhne: Pietro und Jacopo, und zwei Töchter: Beatrice und Antonia, die sonstigen Söhne und Töchter hat ihm die neuere Forschung aberkannt — in Florenz sehr gut aufgehoben war, da Gemma dort durch ihre Familienbeziehungen Halt und Stütze hatte und die Reste des Vermögens, das ihnen nach der Enteignung ihrer Güter geblieben war, dort besser zusammenhalten konnte als in der Fremde. Und daß sie dies getan habe, bekräftigt auch Boccaccio. Und sollte nicht auch die ungefüllte Sehnsucht nach Florenz zugunsten Gemmas sprechen? Denn hätte ihn dort kein einträchtiges Familienleben erwartet, so hätte er sich nicht immer wieder so glühend nach seiner Vaterstadt gesehnt. Auch die zarte Rücksicht, die er in der Comedia dem Geschlechte seiner Gattin entgegenbringt, nimmt für sie ein: wäre es eine böse Sieben gewesen, so wären Verwandtschaftsbande dieser Art dem Grimme des Höllendichters kein Jügel gewesen. Und wieviel zarte Beschreibungen von jungem Ehe- und Mutterglück gibt Dante an vielen Stellen seines großen Gedichtes: er spricht von dem Säugling, der nach der Mutterbrust verlangt, er schildert die Mutter an der Wiege, das Glück der Eltern, die sich am ersten Lallen des Kindes erfreuen, zeigt uns die Kinder, um die Mutter geschart und den Märchen laufend, die sie erzählt, schildert, wie sich die Mutter zum fieberkranken Söhnlein beruhigend hinabbeugt, schildert, wie das Kind, erschreckt und weinend, bei der Mutter Schutz und Trost sucht, und endlich, wie die Mutter bei einem Feuerlärm nachts aus dem Bette springt und nadt — man ging damals unbedeckt zur Ruh — mit dem Kinde ins Freie eilt, ohne sich erst Zeit zu nehmen, ihre Blöße zu decken ufm. Sollte dies alles nur dichterische Phantasie sein, sollte er es nur aus Erzählungen und Beobachtungen haben, und sollte es nicht in vielen Zügen auf eigener Erinnerung an seine junge, glückliche Ehe beruhen? Kraus wirft auch die Frage auf: ob denn Dante ein guter Ehemann gewesen war? und kommt zu dem Ergebnis, das Boccaccio in den Worten ausdrückt — „solche Gelehrte sollten nicht heiraten und dies Vergnügen den reichen Herren überlassen oder denen, die mit der Hand arbeiten: sie selbst aber mögen sich mit ihrer Wissenschaft vergnügen, die doch die beste von allen Bräuten sei“. Also man kann annehmen, daß entweder die Eheschließung des Dichters vielleicht ursprünglich eine aus kühleren Gesichtspunkten geschlossene Verbindung war — denn in Italien waren, besonders unter den Vornehmen, schon damals wie heute noch, die Heiraten oft mehr Sache des Verstandes als des Herzens — oder man kann annehmen, daß Gemma wohl keine so bedeutende Persönlichkeit gewesen ist, um auf das geistige Leben Dantes irgendwelchen Einfluß gehabt zu haben; aber man wird zugeben können, daß er sie um anderer Tugenden willen geliebt und geschätzt habe. Der Dantebiograph Rottet meint: Und schließlich, wo es Dante so gut verstand, nicht nur andern, sondern auch sich selbst den Spiegel vorzuhalten, so könnte man, wenn seine Ehe wirklich so unglücklich war, gleichviel ob die Schuld daran auf seiten seiner Frau oder seiner eignen lag, vielleicht nicht mit Unrecht erwarten, daß er dies erwähnt hätte. Er spricht ja öfter von unglücklichen Ehen, von bösen oder untreuen Frauen und schlechten Ehemännern in der Komödie, warum sollte er nicht ein einzigmal sich selbst erwähnt haben, bedauernd oder vorwurfsvoll? Die Dichter besangen von jeher ihre Geliebten und ihre Bräute, sehr selten oder nie ihre Frauen, zumal in der Zeit der Troubadoure; aber von bösen Gattinen finden sich häufig Schelmenlieder. Nehmen wir also an, daß Gemma zu den Frauen gehörte, die je besser sind, je weniger man von ihnen spricht, und daß Dantes Schweigen über seine Ehe als ein Zeichen ihrer Güte und Friedlichkeit aufzufassen ist. — Dies hindert uns letzten Endes nicht an der Vermutung, daß seine Ehe zum größeren Teil aus Standes- und Verstandesrücksichten geschlossen war.



In der Schule eines Meisters



Fragmente von Friedrich Mückermann S. J.

Wollt ihr schauen, wie dem Maien
Wunder hold erblühn?
Seht der Wanderer frohe Reihen
Wandern durch das Grün.
Frühling hat Gewalt,
Über tausend Zauberbrunnen
Zieht er ein mit seinen Wonnen,
Da ist niemand alt.

(Walthar von der Vogelweide, Übersetzung von Max Ruckberger.)

Wie mir doch immer dieses Liedlein in meine Dantefesung hineinsummt! Als hätte Walthar von der Vogelweide etwas mit Dante zu tun. Ruft ihn der Kontrast, ruft ihn eine heimliche innere Verwandtschaft? Ich sinne darüber nach . . . Aus dem 13. Jahrhundert sind beide, von dem einen das Alter, von dem andern die Jugend. Über ihrem Leben ist Dunkel, aber das wissen wir: Wandern mußten sie beide an fremde Türen zu freigebigen Fürstenhöfen. Beide schulden viel der Provence, kam sie auch zu Walthar auf weiteren Umwegen, beide haben fremde Art und bodenständige Sangeslust miteinander verschmolzen, und beide die erste Blüte ihrer heimischen Literatur gezeitigt, steht auch Walthar neben Wolfram. Die Sache wird immer spannender: Ich glaube, die beiden hätten sich gut verstanden, wenn sie einander begegnet wären — einige Jahrzehnte sollen uns bei der inneren Möglichkeit nicht kümmern — etwa auf irgendeinem Alpenpaß an der oberen Etsch, beide hätten gesprochen über Kaiser und Papst, beide über die bewegte Zeit, beide hätten die Faust geballt wie berufene Richter, sie, die in ihren Gedichten — Dante auch durch seine Prosa — stark in ihr Jahrhundert eingriffen, die durch ihre wandernde Allgegenwart und durch die blühende Schärfe ihres Liedes zu vergleichen waren der heutigen Großmacht Presse. Ja, sie hätten einander verstanden und wären doch heimgekehrt, der eine in das Land, „wo die Zitronen blühn“, und der andere, ich sehe ihn singend nordwärts fahren:

Viel fremde Länder habe ich gesehen
Und wohl die besten unter ihren Söhnen;
Doch will ich Unheil mir von Gott erflehen,
Konnt' ich mein stolzes Herz jemals gewöhnen,
Daß schmeichelnd ihm gefallen
Fremden Volkes Sitte.
Was frommte mir, wenn ich zu Unrecht stritte:
Des Vaterlandes Brauch steht über allen.



Es ist gut, in die Werkstatt Dantes mit Walther oder einem andern deutschen Meister einzutreten. Nachahmung ist immer eine gefährliche Sache. Es könnte uns mit dem großen Italiener ergehen, wie es manchem unserer Besten mit den Griechen gegangen, und es könnte ein Goethe wie vor Shakespeare auch vor Dante warnen . . . Doch dieses nur nebenbei. —

Betört ist, wer mit menschlichem Verstande
Den Weg ohn End erspähn will, den e i n Wesen
In drei Personen geht in seinem Wirken.
Begnügt, ihr Menschen, euch bei dem: „So ist es!“ —

(Fegfeuer 3 nach Witte.)

Dies Wort ist für Dante bezeichnend. Nicht nur christliche Lebensweisheit ist es, sondern ein Hinweis auf den festen Grund, auf dem die Göttliche Komödie steht. Probleme im beengenden, beängstigenden, das Wesentliche des Lebens in Frage stellenden Sinn hat Dante nicht gekannt, mag er auch Perioden des Zweifels durchlaufen haben. Wir sind es heute gewohnt, Poesie aus Problemen erwachsen zu sehen. Wir kennen die Metaphysik in der Dichtung nur als etwas Suchendes, selten als etwas freudig Bejahendes. Das hat der Poesie der Zeit die innere Ruhe genommen, läßt das Transzendente nur Bild werden in Traumwelten, setzt tiefsten Spalt zwischen Wirklichkeit und Kunst, macht auch echte Gemeinschaftsdichtung unmöglich, denn Gemeinsamkeit heißt zum wenigsten gemeinsamen festen Boden unter den Füßen haben. Dem Geschlecht von heute ward alles schwankender Grund. Ob man nicht auch von Kunst wegen zurück muß zu dem, was tragfest ist? Trachten wir schon nach neuen Stilen, wird man je Kölner Dome aufführen ohne Quadern im Fundament? Zwischen Sein und Nichtsein ist schlecht bauen, aber bescheideneres, niedrigeres Sein zum höheren erklären, das ist lohnend, da liegen Aufgaben, da ist das Positive, da ist Dantes Reich. Ibsen hat einmal einen Bankrott dramatisiert, und auch Björnsterne Björnson hat das gleiche unternommen. Der eine gab nur den Zusammenbruch, der andere auch den Aufbau in einem neuen, zwar einfacheren, aber doch innerlich schöneren Familienleben. War Björnson in diesem nicht größer? . . .

Man sage nicht, das ist deutschem Wesen fremd; wir sind Faustnaturen von Grund aus. Nein, das sind wir nicht, mögen wir auch lieber und länger grübeln als andere. Zu einem stets unbefriedigten Faust hat uns die große Revolution gemacht, die im Glauben und die in der gesamten Kultur, und nachdem wir alles oder doch Wesentlichstes verloren, mußten wir freilich auf Suche gehen, wie Menschen, die von Haus und Hof vertrieben. Auch Walther zeigt uns, daß tief-schürfende Poesie durchaus vereinbar ist mit ruhiger Sicherheit im Letzten. Es gibt auch da der Rätsel, der treibenden Kräfte genug. Diese Ruhe im Glauben ist ja keine tote, sondern eine lebendige. Der Grund des Glaubens ist nicht wie eine kleine begrenzte Plattform, von Menschenhand zu einem festen Standort gefügt, nein, es ist ein Grund, eingewoben in menschliche Freiheit, hineingearbeitet mit eigener und mit Gotteskraft in die lebendige Seele. Aber durch alle Zweifel und durch alle Dunkel dringt da ein erlösendes Licht, und das ist nicht Schwäche, wenn Menschen nicht mit allen Problemen der Schöpfung fertig werden, und wenn sie ihre Sorgen auf den Herrn werfen:

O Allmacht Gottes! Bist so lang und bist so breit;
Darüber nachzufinnen, ist verlorn' Streit;
So unergründlich find dir Macht und Ewigkeit.
Gleich mir ringt mancher wohl, bis sich das Dunkel lichtet,
Doch bleibt der Geist stets vom Erkennen, ach, so weit.
Du bist zu groß, o Herr, zu klein, daß man dich sichtet.
Ein Tor drum, wer auf seinen Schlaf, sein Tagewerk verzichtet
Und sinnt, worüber noch kein weises Urteil aufgerichtet.

(Gebet Walthers von der Vogelweide.)

*

Hier schwand die Kraft der hohen Phantasie;

(Himmel, 33. Gesang.)

Dante hat es empfunden, daß es Grenzen gibt wie für den menschlichen Gedanken so auch für die menschliche Form. Ähnlich haben auch die Mystiker es oft gestanden, daß die Sprache für ihre Erlebnisse nicht ausreiche. Dante hat viel darüber nachgedacht, wie er das, was jenseits unserer Bilder und Begriffe zu liegen scheint, in die Sprache hineinpreße. In seinen Schriften ist eine ganze Ästhetik enthalten, und schon in der *Vita nuova* ist sie zwischen den Zeilen zu lesen. Er hat recht eigentlich besinnlich geschrieben, indem er jedes Wort aus innerer Notwendigkeit heraus sich formen ließ. Er kann noch nach Jahren ver-antworten, warum etwas so sein mußte und nicht anders. Gerade die Entlastung vom allzu Grüblerischen im Inhaltlichen ließ den Schwerpunkt seines Schaffens mehr zu den Aufgaben der Form hinübergleiten. Auch hier der Vorzug des Objektiven, daß sich leichter auf ihm bauen läßt, als daß es wie das Allzusubjektive sich in problemhaften Vorfragen festhängt.

Vor allem begegnet man bei Dante Ausführungen über den allegorischen Sinn der Worte und über das Symbolische. Er mußte auch bald die Schwäche des Symbols erkennen, daß es leicht zu abstrakt, zu blutleer wird. Er findet aber Wege, diesen Mängeln zu begegnen. Einmal nimmt er alles, was in der Kunst, der heidnischen sowohl als auch der christlichen überliefertes Gut ist. Denn solch ein lebendiger Schatz hat schon Leben angenommen im Bewußtsein der Menschheit, er hat schon eine Geschichte, zahllose Assoziationen und Stimmungen, die damit verknüpft sind. Vor allem aber hat Dante die Hauptgestalten, seinen Vergil und seine Beatrice, mit dem warmen Hauch persönlicher Erlebnisse zu befeelen gewußt. Sie wären uns durch ihn teuer geworden, auch wenn sie über ihr Eigentliches hinaus nichts weiter zu bedeuten hätten. So drang er bis an die Grenzen der Darstellungsmöglichkeiten.

Und Dante schloß seinen Sang, und er schloß da, wo mancher Moderne erst anfängt, der doch kein Dante ist. Wir haben in neuerer Zeit eine stark aktivistische Lyrik.

Ich bin in dich, o Nacht, du dunkler Bauch der Welt gespien.
Trostlose Dinge kommen zu mir auf Alleen der Zeit.
Und meines Hirns verfluchte Flotten irren von Pol zu Pol.
Berruchten Schlafes bin ich voll und klein vor Gott und hohl.
Ich schleife dich, vergessne Erdlaterne, in brennende Verlassenheit,
Auf daß du krachst und Flammen aus dir in den Himmel fliehst.

Ich bin Longinus, der am Gottesleib die Wunde sticht.
Ich bin hochmütig singendes Jerusalem, beweinte Stadt.
Ich bin, den Gottes Augen schauernd, trauernd ausgeweint:
Die Träne, im Jahrtausendtod versteint.
Ich bin der Gnade hartes Gegenruder im schweren Watt
Zu ihm, und bin von Himmel, bin von Hölle, bin es, bin es nicht.

Aber die Hoffnung blüht um meinen gefangenen Mund:
Seine Schreie zerreißen Gottes mystischen Wärterschloß.
Und aus unzerreißbarem Nabel der Ewigkeit blutet der Bund
Des Himmels in mich ein, und ich wachse, aufwuchere riesengroß,
Durchstoßend seiner Nähe Wüsten und Einöden Umgebrente . . .
Und überm Untergang erbrause ich ins Ewigweite
Wie sanfte Mondausfahrt ob Bergen hin auf blauem Flosß . . .

(Aus Johannes Weinrich „Mit Dir ertanze ich den nächsten Stern“.
Patmos-Verlag, geb. 18 M., geh. 12 M. Übrigens manche Perlen
enthaltend.)

Man fühlt es dieser Form an, daß sie über sich hinaus will, daß sie ihre sprachlichen Fesseln sprengen, daß sie Trank der Götter in irdische Schalen schöpfen will. Sie meint in rasender Karriere über Schranken wegzagen zu können, die doch kein noch so feuriges Roß überspringt. Und es gibt einen Zusammenbruch und ein großes Chaos und ein Taumeln von trunkenen Bildern.

Hier muß Dante wieder Meister werden. Leider kann uns Waltherr nicht verraten, wie in dieser Hinsicht die Nachahmung aussehen muß, könnte sich auch immerhin an seinen wohlgefügten Strophen der Aktivismus Distanzgefühl und zeitlose Ruhe einmal genauer ansehen. Waltherr ist eben immer Spielmann geblieben, hat sich nicht beschwert, freilich auch nicht bereichert, mit dem Kulturerbe Roms. Allegorie hat bis jetzt dem Deutschen überhaupt nicht so gelegen. Unsere Poesie kommt zu sehr aus dem Naturhaften, aus wogenden Nordlandsnebeln, aus blutiger Nibelungentragik, aus Schwertkampf und Wikingersfahrt. Sie ist in ihrer ersten Blütezeit wegen einer ganzen Reihe von kulturellen, historischen und völkischen Unterschieden gar nicht vergleichbar mit Dantes ganzer Art. Auch Goethe wehrt sich innerlichst dagegen, neben Dante zu stehen. Schwach ist Helena gegenüber Gretchen, schemenhaft aber auch noch gegen Beatrice. Wir können wohl sagen, daß bei uns überhaupt noch kein ganz Großer den Versuch gewagt

hat, die Allegorie im Sinne Dantes zu pflegen. Nur der Himmel des Schlußteiles im Faust, in dem Darstellungsmethoden nach Dantescher Weise greifbar wirksam sind, läßt uns ahnen, welche Möglichkeiten hier noch liegen. J. R. Sorge hat einiges erfüllt, warum durfte er nicht länger leben?

*

Ist ein Gedicht wie die Göttliche Komödie überhaupt heute noch möglich? Natürlich wird nur nach den Zeitbedingungen gefragt, nicht nach dem Dichter, über dessen Sendung Vorsehung waltet. Die Zeit Dantes war der unfrigen in vieler Hinsicht verwandt. P. Tezelin Halusa stellt in seinem Dantebüchlein in einigen großen Strichen das Zeitgemälde hin, in dem wir Dante sehen. Die Zeit Wolframs, Walthers, Meister Gottfrieds, Hartmanns von der Aue. Die Zeit Cimabues und Giotto's. Damals entstand der Kölner Dom, Notre Dame zu Paris, die Münster von Ulm und Straßburg, die Kathedrale von Tournay, die Gudulakirche zu Brüssel, Westminster in London, der Dom von Trondhjem, die Kathedralen von Burgos und Toledo, die Domkirchen von Florenz und Orvieto. Das blühende weltliche Rittertum zog an der Spitze der begeisterten Völker aus zur Befreiung des Heiligen Landes, und Franziskus und Dominikus entzückten die Welt durch religiöse Begeisterung, durch jubelnde, mystisch innige Nachahmung der höchsten Ideale des Evangeliums. Gertrud, die Große, ihre Äbtissin Gertrud von Hacheborn, die beiden Mechtilden und die liebreizende thüringische Landgräfin lebten in dieser Zeit. Die Wissenschaft machte sich an die Riesenarbeit, die großen Systeme des Altertums im Geiste des Christentums neu zu bearbeiten und zu beleben. Und gewaltige Fragen gaben dieser Zeit ihre treibenden Kräfte. Ghibelline und Welfe, Kaiser und Papst, Adel und Republik, Weltreich und Nationalitätenstaat stehen in fürchterlichem, blutigem Ringen wider einander. Aber eines war doch noch vorhanden: Das Laterankonzil vom Jahre 1215 konnte „der große Reichstag der Christenheit“ genannt werden. Noch wölbte sich über die zerberstende Welt die gemeinsame Kuppel des Glaubens. War auch in den Tiefen der Kultur schon leise drohendes Beben, man hatte es im eingeborenen Gefühl, daß die Pfeiler, die diese Kuppel trugen, sich nicht erschüttern ließen, daß aller Zwist innerhalb der großen Einheit sich müßte ausgleichen lassen.

Die Kuppel steht heute noch wie damals, aber die Menschheit ist unter ihr nicht mehr versammelt. Sie ging ihren eigenen Wegen nach, und das ist gewiß: Auf ihren verworrenen Pfaden kann kein Dantewerk entstehen. In einem Aufsatz „Dantes Ehrenzug durch die deutsche Kunst“ knüpft Kreitmaier im Septemberheft der „Stimmen der Zeit“ an Sambergers Dantebildnis die Erwägung: „Samberger ragt in eine Zeit hinein, der Dante innerlich fremd werden mußte. Es war das Zeitalter des Impressionismus in raschem Zuge über die Welt geschritten. Was sollte den Anbetern des goldenen Kalbes ein Dante frommen, denen Gott und Seele, Jenseits und Metaphysik inhaltslose Begriffe geworden, die nur das Wirkliche gelten ließen und am Wirklichen nur das Materielle, deren Kunst nur mehr Augen zum Sehen, aber nicht Geist zum Erfassen heischte? Als dann die mächtige Woge des Expressionismus über den bereits müde und träge schleichenden Impressionismus hinwegschlug und das Geistige wieder an die Oberfläche spülte, sollte da nicht auch Dantes Gestalt wieder auf-

tauchen? Dem war nicht so, denn der Geist des Expressionismus war der Geist des Ich, unfähig, sich in eine fremde Ideenwelt hineinzuleben, fremde Visionen zu gestalten. Er sucht zwar Gott, aber nicht auf dem Wege durch Hölle, Buße und Offenbarung. Wenn der Expressionist eine Hölle darstellt, dann ist es nur die, die er in sich selbst verzweifelt fühlt, und wo er einen Himmel malt, da thront darin nicht der ewige Gott, sondern das eigene Ich. So mußte auch der Expressionismus an der Gedankenwelt Dantes vorbeiwallen." Nur einige wenige Einsame haben ihn weiterhin zu verstehen gesucht.

Und doch ist ein großer Unterschied zwischen der Welt von damals und der von heute. Ging in jenen Tagen die Bewegung in den Untergründen vom Felsen weg, so ist heute in unsern das Umgekehrte der Fall. Das geheime Zittern der Gesellschaft von heute ist schon weniger Revolution als Sehnen nach Heimkehr. In der Sehnsucht lebt aber nach Paskals Wort schon irgendwie das gesuchte Ideal. Und eben dieses Sehnen ist auch die Hoffnung, die begründete, auf einen neuen Dichter großer Erfüllung.



Drei Sonette / Von Richard Zoozmann¹

Jünglingsliebe

Man wollte oft, was Liebe sei, ergründen.
Und als ich jung, vermeint ich's, zu erkennen:
Ich hielt sie für ein heimliches Entzünden,
Draus Blut entsteht, in der wir lodernd brennen.

Nichts Holderes weiß ein Jünglingsherz zu nennen,
Als Mädchenaugen, wenn sie Liebe künden.
Dann gilt's, mit Mut die Festung zu berennen,
Ob tausend Feinde auch dawiderstünden.

O Stolzgefühl, o Wonnenüberfülle,
Darf sich der Sieger des Besizes freuen,
Der schönen Seele in der schönen Hülle,

Die nicht Gefahr noch Not ihn läßt gereuen.
Weß Liebe nicht soweit gewagt den Flug,
Den trieb die Liebe niemals weit genug!

¹ Ergänzung zu der Dichtung „Dantes letzte Tage“ Herder 1909

Mannesliebe

Gar schnell verbraußt der Wein der jungen Liebe,
Und ist verebht die Wallung im Geblüte,
So wohnt, was noch an Leidenschaft verbliebe,
Dem Manne still im innersten Gemüte.

Was überfeurig durch die Sinne glühte,
Es fühlt gemildert sich zum sanftern Triebe.
Die Seele strebt, daß sorgsam sie behüte,
Was rein zurückbleibt in der Freuden Siebe.

Die Jünglingsliebe gleicht der Sommersonne,
Die Blut aus unerschöpftem Vorn verschwendet,
Und alles reichlich tränkt mit ihrer Wonne.

Doch gleich der milden Herbstessonne spendet
Die Mannesliebe sanfte Blut genug,
Daß sie uns heiter macht und rein und klug.

Himmelsliebe

Daß mir es noch, dem Greise, mag behagen,
Von Liebe und von Liebesglüd zu singen? —
Siehst du die weißbeschneite Tanne ragen?
Nicht kann der Schnee ihr frisches Grün bezwingen.

So pflegt im Dichterherzen auch zu klingen
Lebendige Freude noch aus Frühlingstagen.
Doch weiß sie höheren Gewinn zu bringen,
Zur Himmelsliebe ihn emporzutragen.

Ich habe schon im neunten Jahr erfahren,
Was reine Liebe sei. Und was unreine,
In meines Lebens Mitte. Zu der wahren

Hat Gemma mich geführt, als sie die Meine.
Zur Himmels- und zur Gottesliebe trug
Mich Beatrice auf im Sternensflug.



Der deutsche Dante



Zur Dante-Übersetzung / Von Dr. Karl Hoeber, Köln

Wer lange Zeit mit Dante und seinem großen Kunstwerk, der Göttlichen Komödie, sich befaßt, muß zu der Überzeugung kommen, daß man den ganzen und vollen Kern dieser Dichtung nur ausschöpfen kann, wenn man sie im Urtexte liest. Diese Feststellung hängt mit der Tatsache zusammen, daß jedes Volk in seiner Sprache eine Fülle von Wörtern und Wendungen besitzt, die in einer fremden Sprache sich nicht ebenso leicht, kurz und bezeichnend wiedergeben lassen, wie sie in der Ursprache lauten. Wir haben im Deutschen — um nur dies eine Beispiel anzuführen — das auch in der neuen Reichsverfassung vom 11. August 1919 einmal vorkommende Wort Weltanschauung, mit dem wir einen ganz bestimmten Komplex von Begriffen verbinden, das aber in anderen Sprachen ohne Umschreibungen sich nicht geben läßt. In dem gleichen oder ähnlichen Falle sind fremde Sprachen der deutschen gegenüber. Außerdem hat jedes Volk auch seine eigene Psychologie, wonach es seine Gedanken und Gefühle, sei es mit *e i n e m* Worte, sei es in einer bestimmten Reihenfolge von Worten, ausspricht, die mit der Denk- und Empfindungsweise eines anderen Volkes sich nicht decken oder wenigstens kleine, oft kaum merkliche Unterschiede und Färbungen des sprachlichen Ausdrucks bedingen, die eine andere Sprache nicht kennt.

Hierauf beruht großenteils der Reiz und der Antrieb zur Übersetzung und in höherem Sinn das künstlerische Verlangen und Streben, trotz aller Verschiedenheiten und Schwierigkeiten der Form dem Urbilde auch im einzelnen tunlichst nahezu kommen, womöglich eine vollkommene Übereinstimmung von Sinn und Wort zu erreichen. Die Virtuosität des Übersetzers allein macht es nicht; denn sie bleibt oft allzusehr am äußerlichen haften. Entscheidend ist die Fähigkeit des sich Einfühlens in das Wesen und Geheimnis eines fremden Idioms, um ihm all seine spezifische Eigenart, Feinheit und Biegsamkeit abzurufen und in die eigene Sprache übernehmen zu können.

Einzelne Werke Dantes wurden in Deutschland schon im 16. Jahrhundert bekannt, auch kleinere Bruchstücke daraus überseht. Die ersten Drude der Göttlichen Komödie wurden in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Italien von deutschen Drudern besorgt, darunter 1481 in der Florentiner Ausgabe des Niclas Lorenzo aus Breslau die früheste illustrierte Ausgabe. Was wir sonst aus dem 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts an Verdeutschungen von Dantes Komödie besitzen, sind nur einzelne Verse und Szenen, wobei der bekannte Schweizer Kritiker und Dichter Johann Jakob Bodmer sich auch schon der großen dichterischen Schönheiten seines Vorbildes bewußt wurde. Die erste vollständige Übersetzung der drei Teile der *comedia* in Prosa stammt von Lebrecht Bachenschwanz und ist mit Illustrationen 1767 in Leipzig erschienen.

Spanien und Frankreich weisen bereits im 15. Jahrhundert Übersetzungen des Danteschen Gesamtwerkes auf; England beginnt erst 1773 mit der Reihe seiner Übertragungen. Aber die Führung übernimmt im 19. Jahrhundert, wenn es auch später als die genannten Nationen in den Wettbewerb eingetreten ist,

unstreitig Deutschland. Je mehr hier die wissenschaftliche Beschäftigung mit Dante blühte, um so mehr auch die Übersetzung und die Ausdeutung seiner Werke und zugleich auch die Inspiration der Künstler durch den Inhalt der Dichtungen des großen Florentiners. Danteforschung, Danteübertragung und künstlerische Ausschöpfung der Darstellung Dantescher Motive durch die bildende Kunst gehen Hand in Hand. Namen wie Jos. Anton Koch, Peter Cornelius, Philipp Veit, Moriz Schwind, Friedrich Preller, Bonaventura Genelli, Anselm Feuerbach, Ludwig Richter, Ernst Deger und Franz Ittenbach sind nur einige aus der stattlichen Reihe deutscher Künstler, die uns Dantes Werk durch ihre geistvollen Illustrationen verständlich gemacht und durch die Erzeugnisse ihrer Phantasie dem größten dichterischen Genius aller Jahrhunderte gehuldigt haben.

Aus dem 19. Jahrhundert zählen wir etwa siebenzig Übersetzungen von Dantes Dichtungen in deutscher Sprache. Hierzu kommen inzwischen u. a. noch die Übersetzung und Erläuterung der Werke Dantes durch Richard Zoozmann sowie die Übersetzungen von Karl Vohler und von Alfred Bassermann, dessen jüngst erschienenenes Paradies die 1892 mit der Hölle begonnene und 1908 mit dem Fegenberg fortgesetzte wertvolle Arbeit zum Abschluß brachte.

Dante übt in seinem Gastmahl (I, 7) an allen seinen späteren Übersetzern Kritik, indem er die Möglichkeit einer Inhalt und Form, Sinn und Wort völlig getreu wiedergebenden Übertragung in einer fremden Sprache leugnet, wenn er sagt: „Überhaupt soll ein jeder wissen, daß kein von den Mühen harmonisch gefügtes Werk sich von der einen Sprache in eine andere übersetzen läßt, ohne all seinen Wohlklang und seine Harmonie zu verlieren. . . . Aus dem gleichen Grund gebriecht es den Psalmversen an allem Wohlklang und aller Harmonie der Musik, weil sie aus dem Hebräischen in das Griechische und von da in das Lateinische überseht wurden. Schon bei der ersten Übersetzung verlor sich ein Teil des Wohlklanges.“ Diese Sätze des Dichters, der selbst aus anderen Sprachen und Dialekten mancherlei in Prosa und Poesie übersehte, sind für alle die von Nutzen zu lesen, die bei der Beurteilung neuzeitlicher Danteübersetzungen gleich bei der Hand sind, vom „deutschen Dante“ zu sprechen, und die behaupten, daß bei solchen Übertragungen der deutsche Vers mit dem italienischen sich wortwörtlich deckt. Als ob es darauf allein anläme!

Schon Goethe hat 1826, als er die kurz zuvor erschienene Übersetzung von Karl Streckfuß wieder zur Hand nahm, die Leichtigkeit bewundert, „mit der sie sich in dem bedingten Silbenmaß bewegte.“ Dann fährt er fort: „Und als ich sie mit dem Original verglich und einige Stellen mir nach meiner Weise deutlicher und gelenker machen wollte, fand ich gar bald, daß schon genug getan sei und niemand mit Nutzen an dieser Arbeit mäkeln würde.“ Die Verdeutschung der acht Verse Dantes, worin dieser über das Verhältnis von Natur und Kunst spricht, (Inf. XI, 97 ff.), zeigt, daß Goethe selbst für eine freiere Wiedergabe des Urtextes war.

Richard Zoozmann, einer der besten und sprachgewandtesten Übersetzer Dantes sowie anderer Dichter, sagt in der Einleitung zu seiner neuen Übertragung von Dantes Werken (S. 98 f.): „Man kann im eigentlichen Sinne überhaupt nicht übersetzen, vielleicht: nachfühlen, nachmalen, das Fremde deutsch geben, also bearbeiten oder nachdichten, nach b i l d e n. Übersetzen ist ein Kämpfen und Ringen, das darin besteht, mit anderen Worten den Sinn des Urbildes wiederzugeben . . . Völlige Sinnestreue kann nur eine Übersetzung geben,

die frei von der Fessel des Reimes ist. Daß sich aber die Verdeutschungen, die sich mit dem Reime schmücken, größerer Beliebtheit erfreuen, beweist der Umstand, daß die Stredfußsche und in neuerer Zeit die Bildemeistersche trotz ihren durch den Reim verursachten Mängeln große Verbreitung gefunden haben."

Der hauptsächlichste Streitpunkt liegt bei dem Urteil über die Güte einer Übersetzung Dantes in der Beibehaltung seiner Terzine. Wohl meint man von ihr, sie sei dem deutschen Empfinden ungewohnt und klinge für unser Ohr fremd und kalt. Diese Betrachtung wird durch die Tatsache widerlegt, daß die Terzine in der deutschen Literatur durchaus eingebürgert ist, daß unsere ersten Dichter, vorweg die Romantiker, die Terzine mit Leichtigkeit und Eleganz verwendet haben, und daß besonders die sog. Schlegelsterzine — worin nur der 1. und 3. Vers jeder Strophe gebunden, der Mittelreim jedoch unterdrückt ist — seit langer Zeit in der deutschen Sprache beheimatet ist.

Es muß dem Bedürfnis und dem Geschmack des einzelnen überlassen bleiben, welcher Übersetzung Dantescher Dichtungen, in erster Linie der *comedia*, er den Vorzug gibt. Schon F. X. Kraus erklärt in seinem großen Werke über Dante (1897), es würde ihm schwer sein, unter den vielen von ihm genannten Übersetzungen einer vor den übrigen die Palme zu reichen. Dabei berücksichtigt er neben der Übersetzung auch die Erläuterungen des Textes und stellt mit Genugtuung fest, daß in dem deutschen Übersetzungs- und Erklärungswerke der letzten hundert Jahre eine Einführung in das Verständnis und in den Geist des großen Dichters vorliegt, wie ihrer sich keine andere Macht zu rühmen hat, selbst das moderne Italien nicht. Am höchsten unter den deutschen Erklärern und Ausdeutern Dantes gilt ihm König Johann von Sachsen, der als Philalethes durch seine Übersetzung der deutschen Danteforschung überhaupt mächtige und nachhaltige Antriebe gegeben hat.

Um dem Leser die Nachprüfung des oben Gesagten zu erleichtern, seien im folgenden im Anschluß an den Urtext von *Inferno* III, 1—3, einige Übersetzungsproben wiedergegeben, die ihren Unterschied und ihre Vorzüge und Nachteile in die Erscheinung treten lassen. Die Verse enthalten die Inschrift, die nach Dante über dem Gesimse der Höllenpforte geschrieben steht:

Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore.
Per me si va tra la perduta gente.
Giustizia mosse il mio alto fattore.
Fecem la divina potestate,
La somma sapienza e il primo amore.
Dinanzi a me non fu cose create,
Se non eterne, ed io eterno duro;
Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate!

Philalethes (1865):

Der Eingang bin ich zu der Stadt der Trauer,
Der Eingang bin ich zu dem ew'gen Schmerze,
Der Eingang bin ich zum verlor'nen Volke!
Gerechtigkeit trieb meinen hohen Schöpfer:
Die Allmacht hat der Gottheit mich gegründet,
Die höchste Weisheit und die erste Liebe.
Vor mir ist nichts Erschaffenes gewesen
Als Ewiges, und auch ich daure ewig.
Laßt, die ihr eingehet, jede Hoffnung fahren. —

Karl Witte (1865, neuer Abdruck 1921):

Der Eingang bin ich zu der Stadt der Schmerzen,
Der Eingang bin ich zu den ew'gen Qualen,
Der Eingang bin ich zum verlorn'en Volke.
Gerechtigkeit bestimmte meinen Schöpfer,
Geschaffen ward ich durch die Allmacht Gottes,
Durch höchste Weisheit und durch erste Liebe.
Vor mir entstand nichts, als was ewig währet,
Und ew'ge Dauer ward auch mir beschieden;
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren.

Otto Wildemeister (6. Aufl. 1921):

Ich führe zu der Stadt voll Schmerz und Grausen,
Ich führe zu dem wandellosen Leid,
Ich führe hin, wo die Verlorenen hausen.
Ihn, der mich schuf, bewog Gerechtigkeit.
Mich gründete die Macht des Unsichtbaren,
Die erste Lieb' und die Allwissenheit.
Geschöpfe gibt es nicht, die vor mir waren,
Als ewige, die selbst ich ewig bin.
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren. —

Richard S o o z m a n n (1911):

Durch mich geht's ein zur Stadt der Schmerzertorren,
Durch mich geht's ein zum ewiglichen Schmerze,
Durch mich geht's ein zum Volke der Verlorenen.
Mein hoher Bauherr, in gerechtem Triebe,
Hat mich erschaffen, Gottes mächtiger Wille,
Die höchste Weisheit und die erste Liebe!
Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden
Als Ewiges, und ich auch ewig daure;
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden!

Paul P o c h h a m m e r (in deutschen Stanzen frei bearbeitet, 2. A. 1907):

Durch mich geht ein man in die Stadt der Klage,
Durch mich dahin, wo ewig Schmerz nur wohnt,
Durch mich zum Volk, das ich verloren sage!
Mich schuf, der allgerecht bestraft und lohnt:
Der Vater, machtvoll schon vor ird'schem Tage,
Der Sohn, und der als Geist der Liebe thront!
Von Ewigkeit bin ich — für Ewigkeiten:
Die Hoffnung laßt zurück beim Weiterstreiten!

Der Leser bemerkt, daß der theologische Kern dieser Inschrift in den Versen 5 und 6 steht. Philalethes macht hierzu folgende Anmerkung: „Diese beiden Zeilen drücken zugleich die Schöpfung der Hölle durch die ganze heilige Dreieinigkeit aus. Die Allmacht bezeichnet den Vater und Schöpfer, die Weisheit den Sohn, der auch die Weisheit vom Vater genannt wird, und die Liebe den Heiligen Geist, das Band der Liebe zwischen Vater und Sohn.“ Betrachten und vergleichen wir nun unter diesem Gesichtspunkte die fünf vorstehenden Übersetzungen, so werden wir finden, daß keine den theologischen Gedanken so knapp und scharf wiedergibt, keine aber auch dem Urtext so nahe kommt als die Übersetzung von Philalethes. Ihm steht Witte am nächsten, während die Übersetzungen in gereimten Terzinen sich Freiheiten gestatten, die, wie bei Wildemeister, vom Original nicht unerheblich sich entfernen.

Der bisherige Verlauf der deutschen Dantefeiern läßt erkennen, daß sie sich im richtigen Maße und auf würdiger Höhe halten. Es wäre vom Übel, wenn sie der Reklame, Mode und Sensation gewisser Kreise zum Opfer fielen, und man am Schluß des Jahres, wenn gar Übersättigung einzutreten droht, zu hören bekäme: Dante und kein Ende!

Es wäre andererseits ein Beweis des in dieser trüben Zeit verheerend um sich fressenden materialistischen Geistes, wenn Dante in Deutschland trotz der Jahrhundertfeier und trotz der mehrfachen Anregungen Papst Benedikts XV. dem Gebildeten nichts mehr zu sagen hätte. Erfreulicherweise nehmen gebildete Männer und Frauen zahlreich an den Veranstaltungen zu Ehren Dantes teil, manche von ihnen tragen durch künstlerische Mitwirkung zu dem Gelingen bei.

Dante lesen und wieder lesen ist notwendig; er ist für den Freund und Verehrer seiner Dichtungen eine Lebensaufgabe, er will errungen und erarbeitet sein. Der unsterbliche Sänger wußte wohl, was seine Worte im Paradies bedeuten:

Und wenn man nicht von deiner Stimm' erbaut ist
Beim ersten Koften, läßt sie hinterdrein
Doch Lebensnahrung nach, wann sie verdaut ist.

(Par. XVII, 130 ff.)

Wer ernstlich und in idealer Gesinnung in Dantes Werke sich vertieft, dem wird er zum unvergänglichen Besitz und Erlebnis; er wird in Dante seinen Lehrer, Ratgeber und Führer zur Wahrheit und Schönheit erkennen. Hierzu können auch gute deutsche Übersetzungen dienen; und wer sie in der rechten Weise zu benutzen versteht, dem werden sie den Weg weisen zum ursprünglichen Quell des Gedichts, an dem Erde und Himmel gebaut haben.



Wie ich Dante-Übersetzer wurde / Von Richard Zoozmann.

Es war am 10. April 1905, als ich einmal Langeweile hatte. Ein Zustand, der mich übrigens äußerst selten befällt, und dann auch nur immer vorübergehend. Ich banne dieses graue Gespenst entweder durch Musizieren, Lesen oder Spaziergehen. Zu letzterem war das Wetter nicht einladend. Der April ist in der Großstadt kein Monat zu Ausgängen. Musiziert hatte ich in den letzten Tagen genug; somit blieb nur das Lesen übrig. Und so stand ich denn vor meinen Bücherschränken, um mir etwas auszuwählen, was ich recht lange nicht gelesen hatte. Da fiel mein Auge auf Dante. — Dante? Ist er nicht ebenso trocken wie Klopstock und Milton? Vertreibt man sich damit die Langeweile? Ich hatte damals nur Philalethes, Rannegieser und Stredfuß — als Bücherfalter natürlich in den ersten Ausgaben; jawohl, auch den seltenen Philalethes von 1828! Hölle 1 bis 10 (für 1 Mk. erstanden! heute 250 Mk.) und den von 1833 und 1839! Zunächst nahm ich Stredfuß vor, den ja Goethe so gelobt. Recht gut; aber manches könnte besser gesagt sein. Er wirkt zu gemü-

lich, verschleimt das Herbe zu sehr ins Süßliche. Ich las drei Gefänge. Dann griff ich zum alten Kannegießer. Eine brave Leistung, wenn man bedenkt, daß er der Bahnbrecher war. Aber doch recht altmodisch; gut gereimt und manche Schwierigkeiten kühn überwindend. Und der hochverehrte Philaethes? Sein reichhaltiger tiefschürfender Kommentar ist von unvergänglichem Wert; aber als Fußnoten, die oft nur e i n e r Verszeile auf der Seite Platz lassen, wirken die geistreichsten Anmerkungen doch stimmungstörend und zerstreuernd. Auch seine Dichtungsart, die manchmal in Reimprosa ausartet, befriedigte mich nicht. Es klang doch vieles gar zu hölzern und unbeholzen. Zumal wenn man bedenkt, daß für ein Aufgeben der Reimesfessel doch anderes entschädigen müßte. Für unser geschärfttes Formgefühl von heute also nicht ausreichend. Dazu störte mich schon der Umstand, daß der Übersetzer das Wesen der Terzine so sehr verkennt, daß er sie ohne äußerliche Trennung hintereinander fortschrieb: eine Eigenheit, die ihm leider der gute alte Karl Bertrand nachmachte (wie ich später erfuhr), der den Philaethes sonst an dichterischem Werte immerhin überragt. — Mit der erhofften Erbauung an einem als groß und erhaben gepriesenen Kunstwerk war es also in verdeutschter Form wieder mal nichts . . . Donnerwetter! dachte ich da; sollte es denn so schwer sein, Dante zu übersetzen? Liegt es wirklich an den bisherigen Versuchen, daß uns dieser große Dichter so fremd blieb? Ich schlug den Urtext auf und verglich den ersten Gesang mit den drei Bearbeitungen. Da sah ich bald, was gefehlt und vertan war. Entschlossen griff ich zur Feder und vertiefte mich in den alten P. Baldassare Lombardi von 1791, den ich kurz vorher erworben, und der neben seinen geistreichen Anmerkungen, die mich manchmal leiteten und aufklärten, in meinem Exemplar zahlreiche Bemerkungen von alter Hand aufwies. Zuerst ging die Arbeit langsam. Ich wollte ja auch nur zu meinem Vergnügen einige Gefänge probeweise übersetzen. Am 30. April war der fünfte Gesang fertig. Die Lust an der Arbeit wuchs mit den Schwierigkeiten und mit der Kraft und dem Eifer, sie zu überwinden. Am 5. Juli war die Hölle fertig! Hiermit wollte ich nach meiner ursprünglichen Absicht Schluß machen. Denn ich dachte noch gar nicht an eine Veröffentlichung! Aber es hatte mich gepackt; ich kam nicht mehr los. Und es ging immer flotter. Ich ließ mir — oder besser gesagt: Dante ließ mir keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht. Am 9. Oktober war der Läuterungsberg fertig. Und, um es kurz zu machen, am 12. Dezember schrieb ich unter die Zeile „Die Liebe, die da Sonnen rollt und Sterne“ ein aufatmendes „Laus deo! Acht schwere, aber schöne Monate!“ Meine Frau — Frauen sind immer praktischer als ihre Dichterehemänner — fragte mich: „Was nun? Acht Monate von früh bis spät am Schreibtisch festgenagelt gesessen, kaum einmal Luft geschöpft, selbst nachts oft aus dem Bette gesprungen, um eine Terzine zu feilen, eine glücklichere Wendung aufzuschreiben — und: keinen Verleger?“ — Ich bemühte mich sofort darum. Ach wie unverdorben war mein Gemüt, wie Danteunkundig! Was wußte ich von der Dantearbeit in Deutschland? Von allen Verlegern erhielt ich die gleiche Antwort, nämlich: sie könnten sich doch nicht selber Konkurrenz machen, sie hätten ja schon den Bartsch, Gildemeister, Frände, Kohler, Citner, Carneri, Pochhammer usw. verlegt. Was? die alle haben Dante übersetzt? Rasch zu meinem Antiquar! Wer hat n o c h Dante übersetzt? Antwort: Notter, Kopisch, Graul, Tanner, Bachenschwanz, Hörwarter, Ent, Heigelin, Berned, Braun, Krigar, Baron, Blanc, Hasenclever, Löhner, Baffermann,

Hoffinger u. a. m. Mir schwindelte! Dagegen willst du aufkommen? Wieder einmal umsonst gearbeitet! — Aber, sagte ich mir, wenn all diese Übersetzungen einen Verleger gefunden haben, wirst du schon auch noch einen finden. Und wenn, wie mir die meisten Verleger schrieben, fast all diese Übersetzungen noch in erster Auflage wie Blei daliegen, nahezu unverkäuflich, so sind sie vielleicht nicht das, was den Lesern gefällt? — Was an Verdeutschungen aufzutreiben war, erwarb ich mir. Witte, Rotter und Gildemeister hatte ich mir schon, während ich am Paradiese schrieb, verschafft und bei der Arbeit ab und zu verglichen, um nicht etwa unbewußt die gleichen Wendungen zu benutzen. Nun verglich ich die andern durchgereimten Übertragungen mit der meinen; und das Ergebnis war, daß ich wieder Mut faßte und an einige andere Verleger schrieb. Hesse und Beder in Leipzig teilten mir daraufhin mit, daß sie beabsichtigten, in ihre Klassikerbibliothek den noch fehlenden Dante aufzunehmen. Sie forderten die Handschrift ein und nahmen sie sogleich an. Allerdings war mein in Pauschalform gezahlter „Dichtersold“ durchaus kein fürstlicher (die Anschaffung aller Dantewerke verschlang etwa drei Viertel), denn die Verleger schrieben mir, daß sie ja einen Dante u m s o n f t bekommen könnten, wenn sie sich für fünfzig Mark (das war 1906 viel Geld im lieben Deutschland) von irgendeinem Professor eine Einleitung zu den nachdruckfreien Stredfuß, Philaethes oder Witte schreiben ließen. Zudem wäre mit Dante kein Geschäft zu machen, es wäre fortgeworfenes Geld; aber die Ehre geböte es, den großen Italiener nicht länger in ihrer Klassikerbibliothek fehlen zu lassen. Nun, der Erfolg hat die Herren Lügen gestraft! Heute erscheint das 45.—50. Tausend, und von der Herderschen Ausgabe die 3. und 4. Auflage. Und woher rechtfertigte sich nun der große Erfolg? Ich glaube, es lag daran, daß ich eine freiere Nachdichtung lieferte, daß ich auf reine Reime, Wohlklang und Klarheit des Ausdrucks bedacht war. Nach Beendigung der ganzen Arbeit ließ ich sie mir von meiner Frau vorlesen, um jetzt zu hören, was ich bisher nur gesehen hatte. Und als ich die Korrekturen bekam, wiederholte ich dies bei meinen Kindern, indem ich mir von ihnen die Stellen vorlesen ließ, bei denen ich nicht ganz sicher war, ob sie nicht verbesserungsbedürftig wären. Verstanden haben meine Kinder nichts von Dante; aber wenn sie beim Lesen stutten oder stockten, wußte ich, daß dort eine sprachliche Härte, eine Unklarheit vorhanden war. Und die wurde ausgefeilt. Ich kann dies erprobte Verfahren übrigens allen Dichtern und Übersetzern als nachahmenswert dringend ans Herz legen! Daß mir späterhin diese freiere Übertragung nicht genügte, bewies ich durch die wortwörtliche deutsch-italienische Ausgabe, die Herder bald danach (1908) herausbrachte, und in der ich dem großen Dichter so ziemlich gerecht geworden bin. Und dies um so mehr, als mir die sog. Schlegelsterzine mit dem fehlenden Reim in der zweiten Verszeile eine größere Anpassungsfähigkeit an das Urbild ermöglichte. Die späteren Auflagen, es liegen jetzt wie gesagt, die dritte und vierte vor, sind immer wieder von mir umgearbeitet worden; und ich weiß, daß ich mit der Dantelübertragung eine Arbeit auf mich genommen habe, mit der ich nie fertig werden kann. Schon die fünfte liegt in starker Umänderung in meinem Schreibtisch. Aber auch die Leipziger Nachdichtung wollte ich vervollkommen. Im ganzen habe ich die Komödie auf diese Weise siebenmal umgearbeitet und zehnmal geschrieben. Heute lege ich nun in dieser letzten zehnten Niederschrift eine fast neue Umarbeitung der

durchgereimten Leipziger Ausgaben von 1906 und 1909 vor. Es ist jetzt keine
 freiere Nachdichtung mehr, sondern eine nach Menschenmöglichkeit wort-
 getreue, dabei durchgereimte Nachschöpfung, die auch alle Wortspiele
 wiederzugeben versucht, sich nur in reinen Reimen mit weiblichen Reimaus-
 gängen bewegt, männliche oder hüpfende Reime nur da bringt, wo sie Dante hat,
 und dabei — das hoffe ich — Klarheit des Ausdrucks mit Wohlklang der Sprache
 vereinigt. Man nehme diese neue Ausgabe, ebenso wie die ältere Leipziger und
 die Freiburger Arbeit, als ein Weihgeschenk an, dargebracht auf dem Altar
 der Liebe und Verehrung für den großen Dichter zu seinem sechshundertsten
 Todesgedächtnis.



Dante mit Virgil und Statius im läuternden Feuer.

(Läuterungsberg, 27. Gesang, 16 bis 57) / Neue Übersetzung von Irene Behm.

Weit über meine angstverschlungenen Hände
 Bog ich zur Glut mich, und Erinnerung bot
 Mir Leiber, wahnhaft klar, versehrt durch Brände.
 Die gütigen Führer wandten in der Not
 Sich her zu mir: „Mein Sohn,“ so sprach Virgil,
 „Hier drohen kann wohl Folter, doch kein Tod.
 Entfinn, entfinn dich . . . Hab ich dich soviel,
 Selbst auf Geryons Drachenleib bewahrt,
 Wie helf ich jetzt erst, näher Gott, dem Ziel.
 Verharrtest du, das nimm für offenbart,
 An tausend Jahre hier im Flammenschoße,
 Dir bliebe jedes Haar gehegt, gespart.
 Und wenn du argwöhnst, all mein Trost sei bloße
 Irrführung, komm, erprob das Feuer du
 Mit eigner Hand an deines Kleides Stöße.
 Wieg deine Angst nun, wieg die Angst zur Ruh;
 Wohlauf und schreite vorwärts ohne Schauer.“
 Doch stodt ich — wider Willen — immerzu.
 Als ich noch stillstand in verstodter Dauer,
 Drängte er, leicht umwölkt: „Bedenk doch, Sohn,
 Dich trennt von Beatrice diese Mauer.“
 Wie Pyramus die Lider, sterbend schon
 Bei Phisbes Namen hob und auf sie schaute,
 Am Maulbeerbaum, der blutig ward gleich Mohn —

Die Dante-Übersetzerin Josefa von Hoffinger, die 1865 zur Feier des 600. Geburtstages Dantes in Wien eine Übersetzung der „Göttlichen Komödie“ erscheinen ließ, darf auch im Jahre der 600. Jahresfeier des Todes Dantes nicht vergessen werden. Denn die Arbeit Josefa von Hoffingers ist die einzige Übersetzung der Göttlichen Komödie durch eine deutsche Frau, eine ausgezeichnete Katholikin, die mit Philaethes zu den wenigen Süddeutschen gehört, die sich bis auf ihre Tage an die Übersetzung Dantes heranwagten. Aus einer altösterreichischen Beamtenfamilie stammend, zeichnete sich die am 8. 11. 1820 in Wien geborene Josefa frühzeitig durch ein „tiefes Rechtsgefühl, eine wunderbare Schärfe des Geistes und innige Frömmigkeit“ aus. Ihrer Stiefmutter, die ihr Interesse für Schiller, Goethe und Jean Paul nicht verstehen konnte, und an den Wochentagen nur Literatur fremder Sprachen gestattete, verdankte sie eine tiefgründige Beherrschung des Französisch, Italienisch und Englisch und ihre innige Versenkung in die Welt Shakespeares und Dantes schon in jungen Jahren. Durch Dante wurde sie in ihrem katholischen Glauben bekräftigt, den sie nahe daran war, für einen Deismus einzutauschen; denn ihn, den „tiefsten Denker unter den Dichtern“, sah sie „durch und durch von christlichem Geiste getragen“. Als ihre Stiefmutter 1843 starb, gab sie sich, durch den Ugersdorfer Pfarrer Gattereder auf Katharina von Alexandrien, die hl. Philosophin, hingewiesen und vor falscher Demut gewarnt, den philosophischen Studien hin, studierte die Kirchenväter, insbesondere Augustinus, beschäftigte sich mit Plato und Fichte, und fand, da sie die Scholastik nicht befriedigte, zur Philosophie Anton Günthers, wie sie sein Schüler H. Pabst darstellte, ein inniges Verhältnis, da sie die Möglichkeit einer „wissenschaftlichen Rechtfertigung des Glaubens“ ersehnte. Sie war eine Natur von eiserner Willenskraft, deren Wahlspruch war: „ich weiß, was ich will, und ich will, was ich soll, und ich kann, was ich will“ und so wandte sie sich trotz leidenden Zustandes dem Lehrberufe zu und bekleidete 1848–1858 die Stelle einer Untervorsteherin im Wiener Zivilmädchenpensionat. Ihr erster gedruckter Aufsatz handelt über „weibliche Erziehung“ und wurde in der im Revolutionsjahr gegründeten „Donauzeitung“ veröffentlicht, die ein Schüler Anton Günthers, Hod, herausgab. In diesem Aufsatz zeichnete sie den Fortschritt der Frau durch das Christentum und wandte sich gegen die Gegner der Frauenbildung. Dreifach sei die Bildung des Weibes: in der Wissenschaft sei es ihre Aufgabe, hinzuhorchen auf das innerste Bewußtsein, in der Kunst sei sie weniger zum Schaffen als zum Verstehen berufen, im öffentlichen Leben sei ihre Aufgabe weniger eine politische als eine gesellschaftliche. Durch diesen Aufsatz wurde sie noch 1848 mit dem Schüler des hl. Klemens Hofbauer, dem Schriftsteller und Domprediger Emanuel Weith, bekannt, dem sie ihren Bruder Johann Baptist Hoffinger zuführte. Dem Kreise, in dem sie verkehrte, gehörten außer Günther, Weith und Hod auch Sebastian Brunner, Joh. Kaltenback und Häusle an, die 1848 den Wiener „Katholikerverein“, die „Wiener Kirchenzeitung“, den „Aufwärt's“ und schließlich die Zeitung „Der österr. Volksfreund“ gründeten. Für diese Organe war Josefa bis 1854 schriftstellerisch tätig, insbesondere in der „Kirchenzeitung“ veröffentlichte sie Aufsätze über weibliche Bildungsfragen und philosophische Themen unter der Chiffre „M“, was soviel wie Melanion (Schwarzveilchen) heißen soll, welchen Namen ihr Weith ihrer Bescheidenheit und ihres schwarzen Haares wegen gab. Hier nahm sie zur Frage des Frauenwerbes Stellung, würdigte die Ehe vom Standpunkte der Mütterlichkeit, handelte über die schöne Seele, die bei Goethe nur „eine nette Seele“, eine Karikatur der hl. Theresia geworden sei, statt die rein innere, dem Höchsten zugewandte Richtung des Weibes darzustellen, hier erörterte sie frühzeitig das Thema „Frau und Politik“, sprach gegen die unterschiedslose Gleichstellung der Geschlechter im Interesse der Frau, und bot vor allem eine Reihe ästhetischer Betrachtungen über das Kunstschöne im Drama, über

Theater und Volk, über Klassiker in der Schule, über die Stufen der Schönheit, über poetische Tendenz, über wahren und falschen Humor, und nichts bezeichnet ihr inniges Verhältnis zu Anton Günther mehr als die Tatsache, daß der erste Teil des in der „Lydia“, dem philosophischen Taschenbuch Günthers, erschienenen Aufsatzes über Humor von Günther und der zweite von „M.“ herrührt. Zahlreich sind die Aufsätze Hoffingers, die sich mit Shakespeare und seinen Werken beschäftigen, eine Reihe dieser Aufsätze ist von ihrem Bruder in dem Büchlein „Licht- und Tonwellen“ (1871) auszugsweise nach ihrem Tode herausgegeben worden. In einem Aufsatz über die Einteilung der Geschichte der Poesie kommt sie auch auf Dante zu sprechen, „den katholischen Dichter, den christlich-keuschen, christlich-strengen Jünger der Antike, den Mann, der, über allen Parteien stehend, nur der Wahrheit gehorchend, alles sagt, was sie ihm befiehlt, den treuen Sohn der Kirche, der sich vor der Würde ihrer Fürsten beugt auch da, wo er den menschlichen Wert der letzteren tabeln muß, den Denker, der christliche Freiheit und Notwendigkeit zu unterscheiden weiß und auf hohem Gebiete zu versöhnen sucht“ (202 f.). Dante war der stete Begleiter ihrer Spaziergänge, „sei es aus dem Gedächtnis, sei es aus einer kleinen Handausgabe ihn zitierend, erprobte sie ihr Verständnis durch Versuche deutscher Nachdichtung“, aber der Gedanke, die ganze göttliche Komödie zu übertragen, kam ihr doch erst im Hause ihres Bruders. Am 17. Oktober 1863 begann sie das „Purgatorium“ in Stanzas zu übersehen — bekanntlich hat Pochhammer später die ganze „Comedia“ in dieser Strophe überseht — und war damit am 28. Februar 1864 zu Ende. Da Karl Fidler zwar die Übersetzung lobte, die Stanze aber dem fortlaufenden Strom der Terzine nicht entsprechend fand, entschloß sie sich am 29. Februar 1864 zur Umarbeitung in der Schlegelschen Terzine, schon am nächsten Tage aber zur Umarbeitung in der Doppelterzine, die sich von der Form A. W. Schlegels dadurch unterscheidet, daß sie die bei Schlegel nicht gereimte mittlere Terzinenzeile mit der mittleren Zeile der nächsten Strophe reimt, wodurch je 2 Terzinenstropfen zu einer Einheit zusammengefaßt werden. Nach Vollendung des Purgatoriums nahm sie die „Hölle“ und endlich das „Paradies“ in Angriff, das am 1. Juli 1865 fertig vorlag, so daß September 1865 das ganze Gedicht bei W. Braumüller — den Verleger hatte ihr Veith verschafft — erscheinen konnte (die Daten nach handschriftlichen Aufzeichnungen in Wurzbachs Ausschnittsammlung der Wiener Stadtbibliothek). Josefa von Hoffinger ging in ihrer Übersetzung von dem Grundsatz aus, daß „die sittlich-religiöse Bedeutung mit der geschichtlich-politischen zugleich festgehalten“ werden müsse, daß „die Abwendung von der falschen und die Hinwendung zu wahrer Liebe, welche in stufenweiser Erhebung zur sittlichen Freiheit und endlich zur Anschauung des Göttlichen führt“ der Inhalt des Gedichtes sei, welche Freiheit und Gerechtigkeit sich nicht auf den einzelnen beschränken könne, Dante beabsichtigte vielmehr einen Zustand der Menschheit, in dem Gerechtigkeit herrsche. Die Übersetzung, die sich heute wohl etwas hart liest, weil wir die der italienischen Knappheit sich allzu eng anschließende Syntax mit ihren geschachtelten Sätzen als unbequem empfinden, wurde überaus freundlich aufgenommen. Einer der ersten, dem ihr Bruder Proben mitteilte, war der Dantekenner und bekannte Sozialpolitiker Viktor Alimé Huber in Wernigerode. Er sprach (Vgl. neben der Biographie des Bruders in den „Licht- und Tonwellen“ besonders die Biographie Joh. Baptist Hoffingers von Jos. Helfert 1881) die Meinung aus, „daß jemand, der sich in solcher Weise mit Tiefe und Ernst mit Dante beschäftigt habe, eine sittlich und geistig bedeutende Persönlichkeit, ein Charakter“ sein müsse, und rühmte die Treue und die Form der Übersetzung. Überaus groß war die Überraschung für ihn, in dem ihm nicht namhaft gemachten Übersetzer einer Frau zu begegnen, und ebenso groß war die Überraschung der deutschen Dantegeellschaft, in deren Namen ihr Gründer, Karl Witte, den Wiener Übersetzer

im September 1865 nach Dresden eingeladen hatte, als sie in dem „Jof. von Hoffinger“ des Titelblattes eine Josefa erkannte. Der zweite Festtag der Dantefeier am 14. September war nach den Worten ihres Bruders ihr Ehrentag. Sie und Giuliani sahen neben Witte. Giuliani in italienischer, Witte, Paur und Carriere in deutscher Sprache, priesen „die erste Frau, die den schwierigsten aller Dichter so trefflich verstanden und so trefflich überseht hatte“, und abends las Witte der Festversammlung einen Gesang ihrer Übersetzung vor. Am Schlusse sprach ihr der König von Sachsen, der Danteübersetzer Philalethes, seine bewundernde Anerkennung aus, welche sie mit den Worten erwiderte: „Ich danke Eurer Majestät das Verständnis des Dichters“. Viktor Alimé Huber, der in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1865 (Str. 294 und 295) die Übersetzung mit der des Philalethes, Wittes und Blancs einerseits, mit Stredfuß und Rannegießer andererseits verglich und rühmte, daß sie in der Form dem Original näher als irgendeine der früheren Übersetzungen komme, während sie den Inhalt im Wesentlichen nirgends preisgebe, kam sie in diesen Dresdener Tagen überaus nahe; noch ein in ihrem Nachlaß aufgefundenes, Huber zu übergebendes Gedicht „Die zwei Pilger“ bricht in die charakteristische Klage aus: „So spät gefunden und so früh geschieden“. (Huber ist übrigens durch seine sozialpolitischen Ansichten auf ihren Bruder von Einfluß geworden und dürfte, da Hoffinger publizistisch tätig war, in einer Geschichte der christlich-sozialen Bewegung Österreichs nicht fehlen, wie denn auch Hoffingers Biograph Helfert erster Präsident der Leogefellschaft war, in deren Besitz Hoffingers Bibliothek überging). Im Vollgefühl eines bedeutenden Erfolges schied Josefa von Dresden, und die Erinnerung an diese Tage ihres Triumphes haben wohl die Zeilen ihres Gedichtes „Trost 1868“ ausgelöst, das sie knapp vor ihrem Tode schrieb: „Ich habe doch vergebens nicht gerungen — Es ward des Glaubens herrlichstes Gedicht — Von meinen schwachen Lippen nachgesungen — Mit einer Treu, der Schönheit nicht gebricht! — . . Doch viele Jahre wird die Form bestehen — In welche ich des Meisters Wort gebracht — Und Licht und Trost in manche Herzen bringen — Wenn längst ich schlummre in der Grabsnacht.“ Übrigens ist unmittelbar vor ihrem Tode (25. September 1868) noch ein zweites Übersetzungsbuch „Kronen aus Italiens Dichteralde“ erschienen, in dem sie nach R. Wittes Besprechung (Allg. Zeitung 1868, Nr. 365) 14 Gedichte von Leopardi „mit glänzender Meisterschaft“ übersehte, ferner 6 Sonette Filicajos, ein Drittel der Gedichte Michelangelos, einige Sonette Petrarcas, 2 Hymnen von Jacopone von Todi, den Sonnenhymnus Franzens von Assisi und schließlich 7 Kanzenen und 6 Sonette von Dante. Im Nachlasse fanden sich auch Proben einer Fassolübersetzung und einiger Shakespeare-Szenen. Schön war ihr Tod. Sie sagte einmal: „Ich glaube, mir wird es gehen wie der lieben Annette Droke, die auch so mager war und plötzlich vom Schlage getroffen wurde“ und so geschah es auch, als sie vom Spital am Semmering nach Wien zurückgekehrt war. Sie war als Vorkämpferin der Frauenbildung, als Ästhetikerin und als Übersetzerin eine seltene Erscheinung. Einer der Nachrufer faßte das in die Worte zusammen: „eine Dame, welche den schwierigsten aller Dichter, Dante, unter ungeteilter Anerkennung aller Kenner ebenso richtig als schwungvoll überseht, die Arbeit eines Lebens in wenigen Jahren vollendet und auch in allem anderen tiefe, ungewöhnliche Vereinigung von Verstand, Stärke, Gemütsiefe und echter Poesie bewiesen hat.“



Dantes Eintritt ins irdische Paradies

(Läuterungsberg, 28. Gesang, 1 bis 18) / Neue Übersetzung von Irene Behm

Ich sehnte mich, zu streifen wie zum Spiel
Im hehren Wald, durch dessen dichtes Sprießen
Das Frühlicht mich gefänstigt überfiel,
Und ließ im Drang der Felsen Abwärtschießen,
Und langsam schritt ich, langsam, ins Gefild,
Über den Grund und durch sein Duftergießen.
Ein schmelzend Säufeln, ohne Wandel mild,
Bespülte meine Stirne unerregt,
Heftiger niemals, als ein Lenzwind schwillt.
Die Blätter, schmeidgen Zitterns mitbewegt,
Neigten im Hauch sich allesamt gen West,
Wohin der Berg den Morgenschatten legt;
Doch nicht so tief verfürmt ward ihr Geäst,
Daß je die Sangeskünste zag versiegeten
Dem Volk der Vöglein traut im Wipfelneft.
Frohlockend voll, mit Jubelgrüßen wiegeten
Den zarten Tag sie, tief umrauscht von Kronen.
Die solchem Chor den Grundton unterschmiegeten.
So kehrt ich, dessen Härte nun zertaute,
Zum weisen Führer wieder, unbeirrt,
Beim stet im Sinn bewegten Namenslaute.
Er wiegte da die Stirn und sprach: „Was wird?
Bleiben wir stehn?“ Und strahlte mild mich an.
Wie man dem Kind tut, das ein Apfel kirt.
Hinein ins Feuer ging er mir voran,
Indes er sichernd Statius erlas.
Der lang als zweiter ging, zum Hintermann.
Als mich die Glut umschlug, in siedend Glas
Hineingesprungen wär ich, zu erkalten —
So war des Brandes Sengen ohne Maß.
Mein holder Vater — um mich hochzuhalten
Sprach er von Beatrice, sprach beim Gang:
„Ihr Auge, dünkt mich, sah ich jetzt schon walten.“
Uns lenkte eine Stimme, ein Gesang
Von jenseits — und mit unverwandtem Lauschen
Entkamen wir zum Pfad, der aufwärtschwang.

Weltliteratur



Dante und die Slawen / Von Dr. Josef Leo Seifert.

Dantes Werk, der universalste Ausdruck der abendländischen Kultur-idee, hat bei den Slawen, die bis zur Romantik bloßes Objekt der westlichen Kulturentwicklung waren und nur in der Volkspoesie und Religionsphilosophie Originalschöpfungen hervorbrachten, erst nach der Wiedergeburt im vorigen Jahrhundert stärkeren Nachhall gefunden.

Die Kenntnis Dantes wurde zwar durch die Humanisten auch nach Böhmen und Polen vermittelt, aber unmittelbare Beeinflussungen finden sich nur in der kroatischen Literatur der Republik Ragusa im XV./XVI. Jahrhundert. Aber auch hier kommt es nur zu äußerlichen Nachahmungen. So gestaltet Gjore Držić (1461–1501) seine *Erotik* im Sinne des Beatrixkultes. Diese Auffassung wird später mit der Schäferpoesie vermengt, die durch Sannazars „Arcadia“ (1502) auch in Ragusa Mode wurde. Petar Zovanić (geb. 1508) vereinigte in seinem allegorischen Gedicht „Planine“ (1536) eine Verherrlichung der Liebe im Sinne Petrarcas und der Troubadours mit dem Danteschen Motiv der Wanderung, die ihn auch zur Hölle führt. Vergil ist durch die Liebe ersetzt. Endlich hat noch Mavro Vetranic (1482–1576) in seinem „Pelegrin“, einem phantastisch-allegorischen Epos, Dantes Wanderung nachgeahmt, indem er seinen Pilger in Begleitung des „Gewissens“ in die Welt sendet, um den Sinn und das Ziel des Lebens zu entdecken. Hierbei lernt er die Sünden kennen, unter denen die Menschheit leidet. Das Werk blieb unvollendet und zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit dem berühmten „Labyrinth der Welt“ (1623) des Comenius, der ebenfalls in Begleitung allegorischer Personen die Welt durchstreift, überall Lüge und Betrug entdeckt, bis er endlich in Gott Ruhe und das Paradies des Herzens entdeckt. Comenius' Vorbild ist aber die Komödie „Turbo“ seines Heidelberger Lehrers Joh. Val. Andrea.

Zu Beginn der Romantik, die das Andenken Dantes erneuerte, taucht eine Nachahmung der „Göttlichen Komödie“ zuerst in dem patriotischen, aber künstlerisch minderwertigen Epos des polnischen Grafen Adam Jerzy Czartoryski „Bard polski“ (Der poln. Barde) 1795 auf. Ein polnischer Jüngling, von einem Greise begleitet (Einfluß Ossians!), durchwandert die verwinkelten polnischen Länder und hadert mit Gott über das unverdiente Schicksal seines Volkes.

Wichtiger ist der Einfluß Dantes auf das die Wiedergeburt der Westslawen und den Panславismus einleitende Epos in Sonetten des Slowaken Jan Kollár „Slavy dcera“ (Die Tochter der Slawa) 1824, bzw. 1832. Ursprünglich ein erotisches Gedicht im Sinne Petrarcas und des Beatrixkultes, wurde es in der Umarbeitung zu einer allerdings schwerfälligen Apologie des Slawentums, wobei im IV. und X. Teil, die Lethe und Acheron betitelt sind in Nachahmung der „Göttlichen Komödie“ eine Übersicht über die wichtigsten Episoden aus der slawischen Geschichte gegeben wird.

Am tiefsten erfaßte den Geist Dantes der polnische Dichter Zygmunt Krasiński (1812–1859), der in seiner „Ungöttlichen Komödie“ (1833), von der großen

französischen Revolution ausgehend, die Tragödie des Menschengeschlechtes in hoher symbolischer Darstellung zu schildern versuchte.

Mit Dante hat auch der Tscheche Jaroslav Brchlichy (1853—1912) gerungen, gab ihn zunächst zugunsten Viktor Hugos auf, um später wieder zu der Gedankenfülle des großen Genius zurückzukehren, aus dem er aber nur Skeptizismus schöpfte, ohne zur Befreiung gelangen zu können. Seine Auffassung spiegelt sich im Gedichte „Dante“, das in freier Übersetzung lautet: „Er irrt allein. Der Schatten der Nacht genügt kaum, um seine gigantischen Schläfen in Traum einzuhüllen. Er hat mehr Schatten in der Seele als der furchtbare Abgrund, wohin er regungslos wie ein toter Schatten schreitet. Jetzt legt er langsam die Drachensflügel ab, auf seinen Lippen schwebt ein Lächeln des längst toten Frühlings, er blickt zu den Sternen und in der Wellen rasenden Lauf und steigt höher, obwohl er sich weinend umblickt. Jetzt bewegt sich seine Lippe: „Hoher! Ich gehe nun zum Paradies, aber was ich sah, was ich mit der Menschheit fühlte, wird mir niemand aus dem Gedächtnis löschen. — Immer ist das Leben eine Hölle, immer wird das Paradies ein Märchen (báje) sein.“ Jetzt schweigt er, aber in meiner Seele hat er den Schmerz um die verlorene Jugend neu belebt.“

In einem Gedicht „Mit Dantes „Vita nuova“ beklagt Brchlichy, daß heute ein so reines Gefühl, wie es Dante für Beatrice hegte, unmöglich, ja lächerlich wäre. Der unselige Drang der modernen Menschheit nach Enthüllung aller Geheimnisse hat die wunderbare Harmonie, die zur Zeit Dantes die Welt erfüllte, zerstört. „Weil wir alles wissen wollten, verloren wir uns selbst, unsere Seele. Der Glaube ist ein schwacher Anker geworden, der an dem Fels der Wissenschaft zerbricht.“ Das Symbol des Glückes ist das Geld. —

Brchlichy hat auch wiederholt, so in der Ballade „Matyas Ulichy“, wo der Titelheld vor seiner Hinrichtung wegen Anstiftung eines Bauernaufstandes (1627) in einer gewaltigen Vision die Leiden der verflawten Menschheit und die gerechte Strafe ihrer Peiniger entrollt, Anklänge an die „Göttliche Komödie“. Dem „Fra dolcino“, einem patarenischen Ketzer aus dem 8. Kreis der „Hölle“, widmete er eine Ballade, und auch sonst zeigen seine Gedichte, wie intensiv er sich mit Dante beschäftigte. In dem „Hymnus auf die Ewigkeit der Poesie“ sagt er von Dante, ihm hätten alle Dogmen Knospen geschienen, die er zur Blüte eratmen müßte, und ruft aus: „O Abgrund! O Welten! Welcher Geist erfaßt euch!?“

Brchlichy hat endlich auch eine vollendete Übersetzung der „Göttlichen Komödie“ (1878—1882), der „Vita nuova“ (1890) und der „Lyrischen Gedichte“ (1890) seinem Volke geschenkt, nachdem schon in den 60er Jahren Franz Doucha Proben aus der „G. R.“ veröffentlicht hatte. Der bekannte Essayist Neruda versuchte 1860 ein freilich völlig mißglücktes Drama „Francesca di Rimini“ im Anschluß an die Episode bei Dante zu verfassen.

Die Polen fanden in dem Lemberger Professor Eduard Porcbowicz (geb. 1862) einen verständnisvollen Übersetzer Dantes. In ihrer Literatur sind aber außer dem schon erwähnten Krasinski wenig Dantes Spuren zu finden. Die Lyrikerin Konopnicka steht in ihrer Gedichtsammlung „Mein Geist, Gottes Vogel“ stellenweise unter dem Einfluß des großen Dichters, aber kongeniale

Auffassung ist von ihr (einem Weibe!) ebenso wenig zu erwarten wie von dem Kritiker Luchan Siemieniski († 1877), der es auch offen zugestand, daß er sich vor der Majestät Dantes verneige, ohne ihn zu verstehen.

Auch den serbischen Literaten war Dante bekannt. Seine Dichtungen werden von Lufian Musići (1777—1837) und dem montenegrinischen fürstlichen Dichter Petar Petrovic Njegos (1813—1851) studiert. Laza Kostic (1841—1910) verfaßte ein Drama „Pero Segebinac“, dessen Fabel an die Episode Paolos mit Francesca aus Dante erinnert und die Aufmerksamkeit Goethes erregte. Der in Sebenico geborene, aber dann Italiener gewordene Nikola Tomazeo (1802—1874), der in der italienischen Freiheitsbewegung eine große Rolle spielte und als venetianischer Minister und Gesandter in Paris wirkte, schrieb einen Kommentar zu Dantes „Göttlicher Komödie“, und ist neben Dante in Florenz begraben.

Übersetzungen aus Dante boten Stefan Mitro Ljubisa (1824—1878) und der Kroatte Trefic-Pavicic (geb. 1867), der auch in seinen Dichtungen unter dem Eindruck des großen Dichters steht. Svetislav Stefanovic (geb. 1877) verfaßte eine eingehende Abhandlung über Dante. Schließlich wäre noch die merkwürdige Novelle „Der Zauberspiegel“ des kroatischen Dichters Fran Galovic (geb. 1887) zu erwähnen. Hier wird ein Mann von seiner nach kurzer glücklicher Ehe verunglückten Gattin in einer Vision ins Jenseits geführt, das nur wie durch einen Spiegel von der Wirklichkeit getrennt scheint. Das Werk klingt aber, durchleuchtet von Bildern Dantescher Größe, resigniert aus und läßt es offen, ob uns das Jenseits Antwort auf die uns hier quälenden Fragen bieten kann.

Uns Bulgarische übersehte Dantes „Hölle“ der Dichter Konstantin Velicov (1856—1907), der in einer Gedichtsammlung „Briefe aus Rom“ die abendländische Kulturentwicklung zu erfassen sucht, dabei aber das Papsttum im Gegensatz zu dem Rom der Imperatoren herabsetzt.

Den Russen wurden die abendländischen Kulturwerte erst durch Peter den Großen erschlossen. Dante machte namentlich auf die romantische Dichtergeneration aus dem Kreise um Pusckin großen Eindruck. 1811 lieft Batjuskov (1787—1855), wie er schreibt, begeistert Ariost und Dante. Bestuzev-Marlinski plant eine gewaltige Dichtung „Menschheit“, wo er mit Dante, wie er ausdrücklich sagt, die Pforten der Hölle sprengen und Himmel und Erde in die Darstellung des großen Ringens der Menschheit einbeziehen wollte. Ivan Iv. Rozlov (1779—1840) kannte große Teile aus der „G. R.“ auswendig. Schließlich plante auch Gogol eine Fortsetzung seiner „Toten Seelen“ in der Art der „G. R.“ Dantes. Aber begreiflicherweise blieb es bei diesen Anläufen, da ja Rußland im vorigen Jahrhundert von immer neuen Wellen abendländischer Entwicklung überflutet wurde, bevor es sich zum Ausdruck eigener Gedanken in den Werken seiner großen Dichterphilosophen durchrang. 1891/92 veröffentlichte der Literaturhistoriker L. Sevelevic in Charkov „Dantestudien“.

Auch die slawischen Völker rüsten heuer für das Dantejubiläum. Die „Národní Listy“ in Prag brachten bereits am 17./7. 1921 ein Gedicht „Dante“ von Ant. Snaidauf auf den Vers „— l'amor che move il sole e l'altre stelle“. Dante wird mit der Weltenglode verglichen, die, selbst unerschüttert, durch die Stürme des Weltenlaufs, die irrende Seele der Menschheit aus ihrem tragischen Schlafe zu wecken sucht.

Die kleineren Sterne um die Sonne Dantes / Von Dr. Siegfried Behm

Raum daß am Himmel über unserer Erde die frühe Dämmerung vom Sonnenaufgang flüstert, verlicht für unser Auge das Eigenlicht der festen Gestirne und der erborgte Schimmer nachbarlicher Wandelsterne. So versinkt auch vor dem siegenden Ruhmestaglicht eines Welt dichters der Name manch edlen Meisters in Nacht der Vergangenheit. Tagt es aber ruhmsonnig am anfangs schwarz dunkeln Himmel unserer Erinnerung an vergangene Jahrhunderte, dann geschieht etwas Überraschendes. Je heller das feierliche Licht des Genius hochsteigt, um so merklicher erglimmen auch in seiner Umgebung die kleineren selbstleuchtenden Sterne seiner Vorläufer und Freunde, ja selbst das freigebig an unwandelnde Nachahmer verschenkte Leuchten wieder. Es gibt überdies Forscher, die sich mühen, bei solchem Anlaß auch allerhand Kerzen und Fadeln des Tagesruhms wieder anzuzünden. Ist der gefeierte schöpferische Geist voll sonnenhaften Ruhmes, wie Dante, ein Dichter, dann kann er sogar freiwillig und wählerisch vom Licht seiner Unsterblichkeit mitteilen. Seine Liebe, seine Dankbarkeit, auch sein Haß schenkt Namensdauer. Vielleicht niemand war sich dieser bewahrenden Macht einiger gereimter oder ungebundener Zeilen so gebietend bewußt, wie gerade Dante Alighieri. Erinnern wir uns in den Tagen seines Gedächtnisses an einige solche Zeilen und Künstler.

In seinem Werk über die lebende Volkssprache gedenkt der philosophische Dichter einer Meinung über den Wert der langue d'oc, daß nämlich vulgares eloquentes in ea . . . poetati sunt, tanquam in perfectiori, dulciorique loquela, ut puta Petrus de Alvernia. „In ihr haben sich Meister der lebenden Sprache dichterisch versucht, als in einer vollendeteren und süßeren Mundart, wie etwa Peire d'Auvergne.“ (vulg. el. I. 10.) Sein Singen in gedrängten und verschlossenen Worten, die herbe Verzgebung ohne allen billigen Schmelz ist wahlverwandt dem strengen Stil des Florentiners. Ein Zug im Antlitz Dantes hebt sich schärfer heraus für unseren Blick, wenn wir uns den rastlos Forschenden gebeugt denken über das nachdenkliche Minnelied des Provenzalen. Betrachtung über das Wesen der geistigen Liebe, Gestaltung reicher und tiefsinniger Form haben ihn geprägt. Ist aber dies zum Ruhm Peters des Auvergnaten gesagt, so darf darüber nicht vergessen werden, daß mit dem Kampf gegen die urwüchsige Formlosigkeit einer dichterisch ungebändigten Sprache und mit dem höfischen Gurren einer Minnewerbung, die guter Ton ist, statt vom Herzen unmittelbar zu strömen, die selbstgeschaffene Welt des dunkeln Trobadors völlig erfüllt ist. In der Blut der dantesken Kunst ist das Erz der italienischen Sprache so feurig-flüssig geschmolzen, daß es schmiegsam in die reichste Form ohne gewaltsamen Druck einschießt. Wenn das Weltgedicht des Alighieri dennoch dunkel und schwer klingt, so lastet hier das Gewicht eines umfassenden und tiefsinnigen Wissens, der wahren Weltanschauung, auf dem Leser vollkommen beherrschter Terzinen.

Suprema . . . solum illustres cantiones inveniuntur contextae, ut: Gerardus: Si per mon Sobre-Fok no fus . . . „Als Meisterwerke werden nur erhabene Gesänge erfunden, so gebaut wie das Lied Girants: Wäre nicht, die mir über alle wert . . .“ (vulg. el. II. 6). Mit solchem feinen Lobspruch dankte Durante

einem lyrischen Dichter, der den gesellschaftlichen Bann kugelnder Liebelei in seinen besten Stunden durchbrach und zarten, duftigen Träumen nachhing, der dann die zierlich geschmiedete und doch drückende Rüstung kunstreich verschränkter Sprachübung ablegte, um eine schlichtere und harmlose Gebärde fröhlichen Ausdrucks frei zu geben. Es ist Girant de Bornhel von Dantes Zeit als klassischer Trovatore hochgerühmt. Hoffnung auf Widerliebe im Traum zu hegen und den kostbaren Leib der Minneherrin in Demut und Frieden zu kleiden, gemessene Rede von ihren Lippen blühen zu lassen, weiß der von Bornhel wie der scheue Sänger des „neuen Lebens“. Aber was uns bei Girant leicht wie übertriebenes, nur sittengevolles Schmachten anmutet, wandelt sich in Dantes toskanischem Munde zu ehrfürchtiger Anbetung des metaphysischen Tugendgeheimnisses der Reinheit, die am rührendsten und zwingendsten ergreift in keuschem Jungmädchen-tum, und wirkt erst so.

Versi d'amore e prose di romanzi soverchiò tutti. (purg. 26.) „Im Liebeslied und ungebundener Rede obfiegte allen“ Arnaut Daniel, so urteilt Dante, entgegen der öffentlichen Meinung diesen Meister der Form über Girant erhebend. Ihm genügte es ja nicht, in hingegebenem Genuß den süßmündenden Weisen Girants zu lauschen; sein Werk war, selbst eine bloße Volksmundart zu hoher Kunstsprache umzugießen. Da fühlte er die Wahlverwandtschaft mit Arnaut in allen seinen feinerregbaren Nerven. In seinen dunkeln Stunden, angefallen von Versuchung und Begierde, überwindet der Ughieri Leiden, an denen Daniel seine franke Freude hat. Seines hohen Strebens wegen reinigt ihn Dante mit den Feuerstrahlen des Läuterungsberges; ja feinertwegen dämmt er den Strom der italienischen Terzine und legt ihm acht Zeilen in reinstem Provenzalisch in den Mund. Dante aber war es schon im Erdenleben vergönnt, die Überspanntheit junger Leidenschaft zu dämpfen und seiner leidenschaftlichen Frömmigkeit das allein würdige Ziel der Erkenntnis zu weisen. Arnauts verirrt und schmachtende Andacht zu einer Dame der Gesellschaft ist schließlich wohlgefitte Ubertreibung schmachtvoller Schmeichelei. Wenn Dante im Paradies vor seiner beseligenden Beatrice kniet, so beugt er sich zugleich vor Gottes Wahrheit, die ihm ihr reiner Mund erläutert. So findet sein Herz wieder das Gleichgewicht des Seelenfriedens und sein Gedicht um so mehr Größe.

Perch' io partii così giunte persone,	Weil ich getrennt so nah verwandte
	Menschen,
Partito porto il mio cerebro lasso	Getrennt trag' ich des müden Hauptes
	Hirn
Dal suo principio.	(inf. 28) von seinem Lebensursprung.

Der dem Höllenwanderer Dante in so furchtbarer Lage begegnet, die Hand verkrampft in das Haar des eignen abgeschlagenen Hauptes, das er gleich einer Leuchte vor sich hin trägt, und das er mit toten Lippen reden läßt, — es ist der Zwietrachtstifter Bertrande Born, der Sänger des Hasses. Gerade seiner Kunst mit verdankt Dante die Bildkraft so unerhörter Anschaulichkeit, die uns

die Überzeugung von der Wirklichkeit der hohen Phantasien aufzwingt, gleichviel ob sie Geisterkähne einsinken lassen unter der Last lebendigen Leibes, oder den Himmel heller leuchten lassen unter dem Lächeln der Wahrheit. Auch Vertrans Kraft des Zornes und des Hasses ist dem edelrassigen Florentiner nicht fremd. Aber welkenweit getrennt voneinander wohnen Vertrans blutrünstige Rauffucht und Dantes richtender Zorn, Vertrans krankhafte Lust an Zwietracht und Dantes hoher Haß gegen die Entweihung der heiligsten Werte. Gemeinsam ist beiden Dichtern der Mut, unbekümmert in Tagesereignisse einzugreifen und mit der Wucht des Verses lebende Gegner niederzuschmettern. In seinem Weltgedicht bedarf Dantes Kunst des Bertran, wie ihn dessen Sinventesen erscheinen lassen, bei wissenschaftlicher Besinnung weiß der Mighieri wohl, daß der Herr de Born im Leben nicht so sehr Blutmensch war. Chi non ha ancora nel cuore . . per li suoi reali beneficii . . . Beltrano dal Bornio. „Wer trägt nicht noch Bertran de Born im Herzen seiner königlichen Freigebigkeit wegen,“ so erinnert Dantes „Gastmahl“.

O anima lombarda,

Come ti stavi altera e disdegnosa . . . O Seele des Lombarden,
erhaben standest du und überlegen. . .
(purg. 6)

Es ist Sordello aus Mantua, von der Commedia schon als Landsmann des Virgilio hervorgehoben. Seine große Gebärde zeigt den kühl und beobachtend gewordenen Haß gegen die Veruntreuer hoher Würden. Seine Fürstenmißbilligung, satirisch und kritisch geartet, taugt dem Mighieri als Vorsprech in dem großen Gericht über Trägheitsünden an denen, die einer schweren Verantwortung für wert erachtet wurden. Damit erhebt Dante Sordellos Bedeutung über den ihm gebührenden Ruhm hinaus; denn die Mißbilligung von Trägern des Purpurs gewinnt ihr tiefes Recht und ihren wahren Sinn nicht im Munde jedes unzufriedenen Ironikers. Nur wo Gottes Urteil über Könige den Wahrspruch findet, wird der Kunst, die von so gewaltigen Dingen sagt, die erschütternde Wucht und die eberne Klangfarbe zu teil, die ihr Dauer verbürgt. So überwächst Dantes Fürstenrüge den Tadel Sordellos; denn er spricht nicht als Anwalt irgendwelchen irdischen Aufruhrs der Besinnung.

Vedi se far si dee l'omo eccellente, Siehe, wie sich der Mensch veredeln
kann,

Si ch'altra vitala prima relinqua. (par.9) mit neuem Leben Frühes überwachsend. .

Der so ein würdiges und geistliches Leben herauswachsen ließ aus weltlich heiterer Vergangenheit voll lyrischen Frauendienstes, ist Folquet de Marseille. Zur Zeit seines Minnesangs an „Dido“, „Phyllis“ und „Jole“ ein schöner und froher Sänger von echter Meisterschaft, entsagte er dem flüchtigen Duft der irdischen Minnegärten, wird ein ernster und gefürchteter Bischof und begräbt willentlich seinen Ruhm im Kloster. Hier ist jener Weg von überspannter Verherrlichung liebenswerter Frauen zur Vertiefung jener währenden

Chè in la mente m'e fitta, ed or So haftet mir im Sinn und schmerzt
 m'accuora mich stets

„O fratre, issa vegg'io“, diss' egli,
 „il nodo,
O Bruder (sprach er), nun schau ich
 den Knoten,

Di qua dal dolce stil nuovo (purg. 24). den neuen süßen Stil uns wehrend.

Digitized by Google

Notar, nämlich Jacopo von Lentin, der wohl weiß und gelernt hat, nach welchen Regeln ein fröhliches Lied gebaut wird, dem aber die Liebe nicht heiß aus eigenem Herzen dringt, über die er hinreichend unterrichtet ist, um angenehm von ihr zu klügeln. Vor allem aber trifft Dante hier den Guittone von Arezzo, jenen Gottsched des verbürgerten Vernunftfanges, der aus lauter Mangel an dichterischem Feuer ohne jede Scheu einem ganzen Heer von uniformen Versen kommandiert. Wie verwundert und empört muß Dante solchen kalttherzigen Ergüssen über die Leidenschaft, jener Liebe zu allen und keiner gelauscht haben, jener handwerklichen Nürnbergerei, die am liebsten die Paragraphen aller Lehrbücher in Sonetten abgefaßt hätte. Dante, dem die leidenschaftliche Persönlichkeit, um Liebe werbend und um eigene Gedanken ringend, im Brennpunkt seiner Dichtung stand, Dante, der einer einzigartigen Frau in seelischer Treue ein herbes Leben lang anhing, mußte selbst die Verdienste dieser bravgefinnten Notarskunst mißachten, die noch sein Tadel dem Andenken der Nachwelt bewahrt.

Quando i' udi' nomar sè stesso il padre	Als sich so nannte, der mir Vater
Mio, e degli altri miei miglios, che mai	war, und meinen besten Freunden, die
Rime d'amore usar . . . (purg. 24)	jemals Reime der Liebe fügten . . .

Den Dante als seinen „Vater“ in der Kunst rühmt, es ist der liebenswürdige Guido Guinicelli aus Bologna, der nicht ein trodenes Wissen daherschulmeißt, weil seine feinen Gedanken aus eigenem Golde gemünzt schimmern, dessen lebendiges Herz mit seiner seelischen Liebe und freudiger Verehrung für frauliche Reinheit erfüllt ist, der nur singt von dem, was er ist und was sein ist, nicht von dem, was er geborgt und auswendig gelernt hat. Feuer der Liebe funkelt in artigen Herzen wie Heilkraft in köstlichen Steinen, sagt eine seiner Ranzonen. So ungezwungen strahlt auch Lied und Reim aus dem ruhig harmonischen Wesen Guinicellis. Dem schwerblütigeren Dante muß so frohsinnige Leichtmütigkeit gelegentlich ein sehnüchtig angestauntes Ziel sein. Seine Lyrik versucht es, sich nach diesem Bilde zu formen. Dennoch büßt sie zu ihrem Glüd nichts ein von den satteren und tieferen Farben, in denen eine Leidenschaft malt, der Größe und Erhabenheit beschieden sind, mehr als dem liebenswürdigen Bolognesen.

. ha tolto l'uno all altro Guido	ein Guido hat dem anderen genommen
La gloria della lingua. (purg 11).	den Ruhm der Sprache, . . .

Der „andere“ Guido ist eben der Bologneser Guinicelli dei Principi, der Räuber seines Lorbeers, aber Dantes ritterlicher und hochsinniger Freund Guido Cavalcanti. Dieser reichbegabte, wissende und herzugewinnende Minnesinger der Giovanna, die ihm Frühling des Herzens war und Qual des Zweifels, ist dem Alighieri als Lyriker ebenbürtig, gelegentlich auch überlegen. Hier ist nicht Raum für die erschütternde Tragödie eines politischen Zusammenbruchs, der erst Guido, den skeptischen Realpolitiker, verschlang nicht ohne Schuld Dantes, des späteren Priors der Gerechtigkeit, der dann mit eigenem Untergang

in Verbannung büßt. Der ältere, Cavalcanti, ist Dantes Führer in die gesellige Welt, in den süßen Stil einer von Herzen quillenden Liebeslyrik, der erste warmherzige Deuter von Dantes Jugendtraumsonett. Ihm antwortete Dante mit schwärmerischem, keuschem Freundschaftswerben in dem Sonett: „Guido, ich wollte, du, Lapo und ich wären entführt auf Fittichen des Sanges . . .“ Unvergänglich ist Guidos todesahnendes Gedicht, das er aus Sarzana an die Primavera sandte. Die duftigen Versblüten, die Guido seinem „Frühling“ zum Strauße band, hätte Dante kaum so tauig geborgen, wie der Cavalcanti in seinem Lied: Du frischherblühte Rose, lieblicher Lenzestau, — durch Wiese und die Au frohsinnreich singend, vertrau ich Euer feines Lob der grünen Welt. Als Dante sich nach Beatrices Scheiden mit wilden Zechgenossen in wirren Taumel und in jähe Ausschweifung verlor, zog sich der echte Freund vornehm schweigsam zurück und riß ihn durch den Mahnruf eines der edelsten Sonette aus dem Sumpf.

Dante an Guido.

Ich komme tags zu dir viel, sovielmals,
und finde niedrig deines Denkens Zug;
es tut mir leid um deines Sinns Flug,
entfremdet dir wie reicher Gaben Zahl.

Einst schien dir dieses Menschentreiben schal,
widrige Völklein miedest du mit Fug;
von mir doch sprachest herzlich du genug,
bis all dein Lied ich meiner Hut befaß.

Lebst du so übel, wage ich kein Zeichen
des Beifalls, so dein Singen mir behagt,
und heimlich komm' ich nur, wann du's nicht siehst.

Wenn vielmals du in diesen Zeilen ließt,
dann mag der üble Geist, der noch dich plagt,
von deiner argentstellten Seele weichen.

Und doch hatte Dante selbst in seiner Erniedrigung noch einen wilden Rumpfen gefunden, der seiner Kunst unmittelbare Anschaulichkeit und lebendige Fülle anregen konnte, einen Meister der Satire, einen Menschen freilich von der entschlossensten und zügellosesten Ausschweifung des Lebens und der Gedanken, Cecco Angiolieri aus Siena, den verluderten Ritter hoher lyrischer Orden. Aber diese gefährliche Anregung hat Dante nicht ungestraft gekostet; denn als er sich in einem herben Rampfsonett von dem Angiolieri losriß, gab ihm dieser ebenso hochbegabte wie rücksichtslos verruchte Dichter eine gefälzene und gepfefferte Antwort, mit dem nicht ganz unverdienten Schluß: „ich bin die Bremse und du bist der Ochse.“ Der monumentale Dichter der Wahrheit, Mensch auch in seinen Schwächen, teilt mit der Schmeißfliege weder die summende Gewandtheit, noch

die eingefleischte Liebhaberei für den Rot, und auch mit ihrem Stachel ist er nicht gerührt. Er trifft sie nicht, wenn er nach ihr schlägt. Dantes Sonett an Cecco ist leider verloren; doch durfte der begabteste Ironiker der Epoche deswegen nicht unerwähnt bleiben.

Wie schmerzlich in Dantes Brust die Reuewunde brannte, in die ihm Cecco Pfeffer und Salz geschüttet hat, verraten die abgeklärten Worte, die er im Purgatorio mit dem geläuterten Freunde und Sonettendichter, dem feinsinnigen Schlemmer Forese Donati wechselte:

Si ti riduci a mente	Willst du dich besinnen,
Qual fosti meco e quale io teco fui,	was du mit mir getan, wie ich mit dir,
Ancor fia grave il memorar presente ..	so wird dir schwer gedenkendes
(purg. 23)	Beginnen.
Credette Cimabue nella pittura	Es glaubte Cimabue in der Malkunst
Tener lo campo, ed ora ha Giotto	Das Feld zu halten; jetzt hat Giotto's
il grido,	Ruhm
Si che la fama di colui oscura . . .	Den Glanz von seiner Kunst ver-
(purg. 11)	finstert . . .

Wie reich und weit sich Dantes Geist öffnete für die Welt aller hohen und edlen Ereignisse, weisen die Verse seines fürstlichen Dankes an Giotto, den König der Malerei damals. Selten haben sich Künstler so reich beschenkt, wie Giotto den Freund mit jenem Freskenbildnis des Dichters der Vita Nuova, gemalt an die Wand des Bargello in Florenz, wie Dante den Bondone mit der Ruhmung jener drei Zeilen. Ebenso lebendig ist seine Freude an hoher Musik; davon sprechen die Verse, die er dem Sänger Casella schrieb, weil der ihm seine Ranzonen zu Danke gesungen hat. Ich habe der klaren Töne so wenig vergessen, „che la dolcezza ancor dentre mi suona“, (purg. 2), „daß ihre Süße jetzt in mir noch nachklingt,“ sagt er lange nach Casellas Tod.

Aber soll denn immer nur lyrischer Sterne gedacht werden, wo Dantes Lebenswerk ein unvergleichbares Epos ist? Hat er denn epische Vorläufer nicht gerühmt? Da ist zu sagen, daß er sich mit aller möglichen Entschiedenheit auf den zarten Virgilio berufen hat, der als werter Führer ihn bis an die Pforten der Gnade geleitet hat, daß er andere Ahnen verleugnet; und dies aus klaren Gründen. Wohl lassen sich das Mittelalter hindurch Jenseitsschilderungen in Fülle verfolgen, aber es ist sehr gezwungen, sie insgesamt als Vorläufer der Divina Commedia zu deuten. Anfangs ist die Absicht derartiger Visionsaufzeichnungen durchaus nicht dichterisch, sondern erbauliche Mitteilung seltener Erfahrung aus leidenschaftlichem metaphysischen Bedürfnis. Gewiß kann man darin manches Motiv nachweisen, das auch bei Dante wiederkehrt, aber das wird fast immer gemeinsames Erbgut der christlichen Überlieferung sein, die in tausend verästelten Strömen lebendigen Wassers dahinfließt. Wer will entscheiden, aus welchen Bächlein Dante zu allen Zeiten seines Lebens Stärkung getrunken hat.

Wenn Diethelm auf seiner Höllenfahrt von Dämonen angefallen wird, so gewiß auch Dante von den Grausetaten; aber der Zug findet sich schon in den Erlebnissen ägyptischer Einsiedler. In der *Visio Baronti* wird der Jenseitswanderer Bußen unterworfen, auch Dante beugt sich mit den Stolgen unter die sühnende Steinlast. Rimbert von Bremen legt sich die Läuterungsbußen psychisch aus, und auch Dante wendet seine große Kunst der Menschenkenntnis auf die Zeichnung des liebevollen Willens zur Gemüthung. Die „Schiffahrt des heiligen Brendau“ kennt einen Vorhöllentreis der lauen Engel. Die späteren lateinischen und vulgären Dichtungen suchen schon mehr die Kunstwirkung. Aber es ist für alle diese Werke, für die Vision des Alberico von Monte-Cassino, für das anonyme „*Utrovare*“, für das Buch von dreien Schriften des Bonvesin da Riva, für den Volkslehrgesang des Fra Giacomino zum mindesten äußerst zweifelhaft, ob Dante sie überhaupt gekannt hat. Seine Formkunst hat er an solchen Vorläufern nicht erlernt, wir sahen, welcher Schule er sie verdankt. Den hohen geistigen Gehalt seines Werkes konnte ihm kein Minnesinger schenken. Aber wir dürfen überzeugt sein, daß er das gewaltige Gefäß seiner formvollendeten Dichtung nicht aus versickernden und verrinnenden Wässerlein und Aderlein gespeist hat, sondern aus den großen, gelegentlich zu eignem Lauf verzweigten, immer aber wieder sich zusammenfindenden Stromarmen jener heiligen Wasser, die „rings das katholische Gefilde erquiden“ (Dante), aus den quillenden Lebensfluten, deren Weg die *Comedia* bezeichnet durch Namen wie Paulus, Augustinus, Beda, Thomas v. Aquino, Bonaventura, Thomas v. Celano. Die beiden Leitsterne seiner geistigen Forschung aber hat Dante in unvergänglichen Hymnen gepriesen, den strengen Wahrheitsinn des Dominikus und die seraphische Liebe des Franziskus, eines Spielmanns vor Gott.



I.

Es gibt in Spanien einen gründlichen Kenner des Arabischen, R. Miguel Asin η Palacios, dessen Name gewiß auch in Deutschland nicht unbekannt ist. „Arabist“ bedeutet bei uns Kenner einer der interessantesten Epochen der kulturellen Entwicklung Spaniens, und niemand ist so vertraut mit der Bedeutung und dem Einfluß dieser islamitisch-spanischen Zivilisation, ihren sozialen, politischen wissenschaftlichen und besonders literarischen Einflüssen, als wie eben der Priester Asin η Palacios.

Es ist bekannt, wie das andalusische Kalifat eine so eigenartige und starke Kultur entwickelte, daß es eine geistige Vorherrschaft in einem großen Teil der westlichen islamitischen Welt ausübte und die Aufmerksamkeit des christlichen Europas an sich fesselte. Dieses gleichen Europas, über dessen primitive Kultur die Eindringlinge aus dem Norden dicke Schatten gelegt hatten, das im 12. und 13. Jahrhundert so oft nach Spanien eilen mußte, um die arabischen Werke der Astronomie, Medizin, Philosophie und Literatur zu übersetzen und sich nützlich zu machen. So sehr steigerte sich die bewundernde Ehrfurcht arabischen Autoren gegenüber, daß Petrarca dagegen laut protestierte. Noch einmal beschäftigte sich die Renaissance des 16. Jahrhunderts mit den Übersetzungen aus dem Arabischen, drang aber über den Mängeln der Form nicht vor bis zu der zugrundeliegenden muselmanischen Philosophie und Literatur.

Erst seit dem 18. Jahrhundert begann man sich wieder auf den Einfluß des muselmanischen Wissens auf Europa und begann ihm gerecht zu werden. Zahlreich sind die Gelehrten, die mit Ernst und Eifer in dieser Richtung tätig waren. Auch jetzt gibt es deren nicht wenige in Spanien. Indes ragt Asin unter allen durch seine philosophische und theologische Bildung hervor, wie auch durch sein feines Verständnis für literarische Dinge. Als solchen erkennt ihn an sein bedeutender Kollege D. Julian Ribera η Tarrago in seiner Antwort auf die Rede, die Asin bei seiner Aufnahme in die spanische Akademie vorgetragen hat. In dieser Rede schrieb Asin der arabisch-spanischen Vergangenheit nicht nur irgendeinen allgemeinen lehrhaften oder dichterischen Einfluß zu, sondern eine ganz positive philosophische und allegorische Einwirkung, besonders auf die Auffassung und den Ausdruck des Danteschen Paradieses. Sehen wir zu, inwiefern!

Schon vorher hatte derselbe spanische Autor die Ähnlichkeiten des allegorischen Aufstieges Dantes und Beatrices durch das Dantesche Paradies mit dem ebenfalls allegorischen Aufstieg eines Mystikers und Philosophen verglichen, den man im Werke des großen Sufi Wenarabi aus Murcia, Fotulat betitelt, liest. Dieser wieder ist nachgeahmt in dem Aufstieg oder Mirak Mohameds von Jerusalem zum Throne Gottes.

Blieb noch die Möglichkeit, daß viele der Danteschen und muselmanischen Elemente einen gemeinsamen Ursprung in den mittelalterlichen christlichen Legenden, Vorläufern der „Göttlichen Komödie“ haben könnten, so kennzeichnet der Verfasser in jener Rede auch den muselmanischen Ursprung vieler dieser Legenden.

Das hat viel Überraschendes an sich, braucht aber die Dantefreunde weder beleidigen noch aufregen. Der wesentliche Zug des Genies ist nicht die Neuheit und absolute Originalität seines Werkes. Was Dante angeht, so haben das schon sehr kritische Forscher, wie Labitte, Ozanam, D'Uncon und Graf nachgewiesen. Ein bedächtiges Lesen der Rede oder besser des mit Belegen versehenen, gründlichen Asinschen Werkes wird die leidenschaftlichen Geister zu einer sicheren Überzeugung in dieser Sache brinaen.

Vier grundlegende Fragen werden darin behandelt: Vergleich der Legenden von der nächtlichen Reise Mohameds und seines Aufstieges mit der Göttlichen Komödie; Vergleich dieser Legenden wiederum mit andern muselmanischen vom Jenseits; muselmanische Elemente

in christlichen Legenden, die Vorläufer der Göttlichen Komödie sind; endlich die Wahrscheinlichkeit eines Überganges der islamitischen Modelle auf das christliche Europa im allgemeinen und auf Dante im besonderen. So wird die Frage von allen Seiten beleuchtet, und die vergleichende Analyse, die der gelehrte Verfasser entwickelt, ist, soweit möglich, vollständig.

II.

Im ersten Teil werden die verschiedenen Fassungen untersucht, in denen die Reise Mohameds in die jenseitigen Sphären seit dem 9. Jahrhundert im Islam verbreitet waren, Fassungen, die durch die Volksphantasie unter Einwirkung von Überlieferungen erfunden wurden. Wunderbar sind die Übereinstimmungen, die sich mit Dante ergeben, und zwar in beiden Teilen der Legende, im Besuch der Hölle und im Aufstieg zum Paradies.

Nimmt man sie zunächst im einzelnen und dann zusammen mit all jenen erweiterten Erzählungen, allegorischen Anpassungen und literarischen Nachahmungen in der islamitischen Legende, und vergleicht man sie mit der Göttlichen Komödie, so zeigen sich nicht nur Ähnlichkeiten und Analogien, sondern sogar volle Gleichheit in der Architektur der Ortschaften, im moralischen Aufbau, in den Strafen und Belohnungen, in der großen Linie der dramatischen Handlung, in den Episoden und Wechselfällen der Reise, in ihrer allegorischen Deutung, in den Rollen, die den Helden und den Nebenpersonen zugeschrieben werden, und endlich bis zum künstlerischen Wert, wenn man auf die letzten und prächtigsten Formen achtet, die die Legende angenommen hat in den allegorisch-mythologischen Anpassungen und in echten, sehr sorglichen Nachahmungen.

Unter den mythischen Anpassern nimmt einen Vorzugsplatz ein der schon genannte spanisch-muselmanische Mohidin Abenarabi, der im 13. Jahrhundert starb, 25 Jahre vor der Geburt Dantes. Auf diesen Verfasser legt Asin y Palacios besonderes Gewicht, weil Abenarabi Spanier ist, und wegen des großen Einflusses, den er wahrscheinlich auf den florentinischen Seher ausübte. Das tritt zutage, wenn man seine Werke analysiert: Das Buch von der nächtlichen Reise und die Offenbarung von Mekka, und wenn man die überraschende Analogie bemerkt, die die allegorische Absicht in beiden gleichartigen Legenden enthält. Liest man Abenarabi, besonders in den Offenbarungen von Mekka und dann Dantes Erklärungen, die er zu dem symbolischen Charakter seines Werkes gibt, so zeigt sich die Verwandtschaft zwischen ihnen von selbst, ohne gewaltsame Auslegung.

Unter den literarischen Erklärern ragt vor allem hervor der in Syrien geborene Dichter und Philosoph Abulala El Maarri. Er bietet in seiner „Abhandlung vom Verzeihen“ auch dem minder aufmerksamen Beobachter eine reiche Ausbeute von Analogien zwischen der göttlichen Komödie und dieser literarischen Nachahmung der Himmelfahrt Mohameds. Das eine wie das andere Werk stellt sich dar als ein Findex und eine Zusammenfassung eines enzyklopädischen Wissens — wenn auch die Göttliche Komödie ihre Kreise weiter zieht — das eine wie das andere entwickelt seinen Gegenstand in Dialogen mit völlig geschichtlichen und in ihrer Mehrzahl historisch, wissenschaftlich oder literarisch berühmten Persönlichkeiten. Der Vergleich ist äußerst reizvoll.

III.

Der Teil, den Asin dem Vergleich des Danteschen Werkes mit andern muselmännischen Legenden vom Jenseits widmet, ist in sich selbst und auch vom arabisch-spanischen Gesichtspunkt aus interessant.

Er ist in sich bemerkenswert, weil in dieser Arbeit eine Reihe von Danteschen Elementen erscheint, die nicht eingeschlossen sind in den vorhergehenden Legenden von Mirsch oder der

Himmelfahrt des Dichters. Andererseits sind sie doch nicht so ursprünglich, daß sie nicht schon ihre Vorläufer hätten in anderen ebenfalls muselmanischen Legenden und Schöpfungen.

Was den spanischen Einfluß angeht, so ist es unter allen islamitischen Denkern, die als Vorbilder und Vorlagen des florentinischen Sehers in Betracht kommen, eben der Mystiker Abenarabi aus Murcia, der mit verhältnismäßig größter Wahrscheinlichkeit als Vorbild für die Dantesche Architektur des Jenseits gelten kann. In dem ganzen Aufbau herrscht die gleiche kreisförmige und sphärische Zeichnung vor, die die von Abenarabi entworfenen Pläne kennzeichnet. Die höllischen Stockwerke, die astronomischen Himmel, die Kreise der mystischen Rose, die englischen Chöre, die den Brennpunkt des göttlichen Lichtes umschweben, die drei Kreise, die die Dreifaltigkeit der Personen darstellen, sind wörtlich durch Dante so beschrieben wie bei Abenarabi. Dieser zeichnet sie genau in der gleichen Weise wie Jahrhunderte später die gelehrten Danteforscher die dichterischen Beschreibungen der Göttlichen Komödie graphisch darstellen wollten. Und was sich vom Aufbau sagen läßt, gilt auch von der Dekoration und Inszenierung der Nebenhandlungen und anderer künstlerischer Mittel sowie theologisch-philosophischer Fassungen.

Es ist eine außergewöhnliche Übereinstimmung, deren Kenntnis Forscher wie Vöhlér wohl davon entbunden hätten, mit solchem Kopfzerbrechen Erklärungen für die mathematischen Konstruktionen der Danteschen Reiche zu suchen. Man wäre auch nicht der Möglichkeit ausgewichen, einige Elemente des islamischen Paradieses heranzuziehen, um sie dem Danteschen Paradies anzupassen, hätte man nur die idealistische und halb christliche Auffassung der paradiesischen Wonnen bei Algasel, Averroes und anderen Mystikern und Philosophen des 12. Jahrhunderts sowohl des Ostens als auch des Westens dabei in Rechnung gestellt. Bei der spiritualistischen Auffassung im Vergleich mit der Danteschen könnte man geradezu an ein eigentliches Durchpausen denken, indem beide ähnliche dogmatische Voraussetzungen haben. So geht Dr. Afín voran, die topographischen und szenischen Linien beider Paradiese bei Dante und bei seinen möglichen Vorlagen vergleichend.

IV.

Überzeugend und ergiebig ist auch die Synthese, die der spanische Akademiker aufstellt, aus dem muselmanischen Sondergut und aus den in den christlichen Legenden, die als Vorläuferinnen der Göttlichen Komödie gelten, enthaltenen muselmanischen Elementen.

Freilich kann man nach diesem Gewährsmann noch nicht mit Sicherheit entscheiden, daß die Einflüsse dieser Legenden eine selbsttätige bodenständige Entwicklung von eschatologischen im Schoße der mittelalterlichen Kultur enthaltenen Reimen sind. Aber in vielen derselben erkennt man dasselbe Siegel muselmanischer Abstammung, das eben die Göttliche Komödie enthüllt hat.

Infolgedessen müßte man in dieser Dichtung außer dem Einfluß der klassischen Literaturen und dem christlichen enzyklopädischen Wissen der Zeit und den direkten muselmanischen Einflüssen noch einen ganz anderen indirekten Einfluß des Islam erkennen, insofern als die christlichen mittelalterlichen Legenden, die als Vorläuferinnen der Dichtung gelten, ihren Ursprung nicht so sehr in der christlichen Eschatologie haben, als vielmehr in anderen orientalischen Religionen, — der ägyptischen und zoroastrischen besonders —, die der Islam in sich aufnahm, mit andern Legenden vermischte und der christlichen Literatur des Okzidents vermittelte.

Auf diese Weise bleibt die Verwandtschaft zwischen der Danteschen Dichtung und der muselmanischen Literatur des Jenseits mit einem doppelten und sehr festen Band geknüpft, d. h. nicht nur durch die islamitischen Elemente, die unmittelbar in die Göttliche Komödie

eingegangen, sondern auch durch die, die aus den Legenden ihrer christlichen Vorläufer kamen.

Von den islamitischen Elementen dieser Art gehören die einen zu den christlichen Legenden, deren muselmanische Abstammung schon in den vorhergehenden Teilen dieser Rede Alfins bewiesen wurde. Andere sind vollständig neu und werden in diesem Teil der Rede genauer geprüft.

Im Überfluß finden sich unter diesen Mythen Legenden von höllischen Visionen (eine sehr reichhaltige und interessante Sammlung). Nicht von geringerem Interesse, wenn auch weniger zahlreich sind die Legenden, die sich auf das Abwägen der Seelen und auf das Paradies beziehen, die über Seereisen, die von den Schlafenden, die von der Ruhe der Verworfenen (von nichtkatholischem Charakter) sowie auch die Legenden von dem Kampfe zwischen Engeln und Teufeln um den Besitz der Seele.

V.

Mit dem Gefagten sind nach der Meinung des Verfassers zwei wichtige Fragen hinreichend gelöst: die große Ähnlichkeit zwischen der angenommenen Kopie und dem Vorbild, die nicht durch bloßen Zufall erklärbar ist, sondern nur durch ein gemeinsames Vorbild und das unleugbar größere Alter eben dieses angenommenen Musters.

Es bleibt noch eine dritte Frage, die schon mehr nebensächlich ist, die nach der wahrscheinlichen Verbindung zwischen Vorbild und Nachbild. Sie ist eigentlich schon grundsätzlich gelöst, wenn die oben angeführten Tatsachen zutreffen. Trotzdem bemüht sich der Verfasser, noch ausdrücklich auf die Verbindungen zwischen Islam und christlicher Welt, Dante im besonderen, einzugehen. Er stellt als Vermittler für das christliche Mittelalter, vorab Spanien, fest die Mozaraber, die Mudacharen (den Christen zinsbare Mauren), Übersetzer, gemischte Schulen von Murcia und Sevilla. Er weist für Dante noch hin auf Brunetto Latini, seinen Meister, der als Gesandter am Hofe Alfons des Weisen war. Auch hebt er die Neigung des florentinischen Dichters zur arabischen Kultur und vor allem zur Lehre ihrer Astronomen hervor, sowie seine Bekanntschaft mit der Philosophie des Avicenna und des Averroes.

Indem er sich endlich von neuem zum spanischen Einfluß wendet, geht er Stück für Stück die engen Analogien zwischen Dante und dem murcianischen Mystiker Abenarabi durch, um so die unzweifelhafte Annahme der Abhängigkeit zu verstärken. Ganz in die Augen springend ist die Gleichheit bei beiden Dichtern im Erfassen und Ordnen der entsprechenden Werke. „El Convito“ und „Los Tesoros“ setzen sich denselben Zweck und folgen derselben Erklärung in der allegorischen Verdolmetschung der Liebesgedichte.

Steigt so der Ruhm der spanischen Denker, die so großen Anteil hatten an der Konzeption und auch an der Erklärung der Göttlichen Komödie, so verliert doch darum die gigantische Gestalt Dantes nichts von ihrer Größe. Er hat sich eben in genialer Weise islamitische Elemente nutzbar gemacht und schließlich aus Bildern und Ideen ein Ganzes geformt, wie es letztlich nur aus dem Urgrund christlicher Offenbarung hervorgehen konnte.



Neue Dante=Literatur



Dantes *Commedia* Deutsch. Von Hans Geisow. Walter Häde, Verlag, Stuttgart 1921 (531 S. hoch 8°). Der Nachdichter hat sich hier die Aufgabe gestellt, „Formen zu finden, die die tiefen Ewigkeitsgedanken tragen, ohne in marmorner Kälte zu erstarren, und ohne den Genießenden zu ermüden.“ Er hat sich daher keine feststehenden Formen gewählt, sondern er läßt die Form immer aus dem Gedanken herauswachsen und ihn umschließen. Es rauscht das Lied, daß Liebe sich — Zum reinsten Lichte ranke — Und legt die Form den Arm um dich, — So küßt dich der Gedanke. (Der Läuterungsberg 24). Dadurch entsteht Dante der Form nach in neuem Gewande vor uns. In einem Gewande, noch neuer, als es Pöschhammer versuchte. Einen Vorläufer hierin hat Geisow in Julius Braun gehabt (1863), der gleichfalls die Hölle in ganz freier Reimanordnung nachdichtete, ebenso in C. Hape (Preller), der im selben Jahre verschiedene Stellen der *Commedia* in einzelne Sonette auflöste. Auch R. Baron (1870) mit seinen Hexametern ist hier zu erwähnen und Sophie Hasenclever (1889), die sich an Braun anlehnte; während Josefa von Hoffinger (1866) in ihre Terzinen den Mittelreim einschob und dadurch stets nur zwei Reime statt deren drei zu suchen brauchte. Ihre Mühe war groß und trotzdem verfehlt, da dieser Mittelreim dem Ohre fast immer entgeht. Über alle diese Neuformer bewahrten Dantes Gedanken treulich. Anders Geisow. Er hat sich auch dem Gedanken nach vom Vorbilde entfernt! Meist glücklich; selten so verfehlt wie Rohler, bei dem Dantes Sinn dann gänzlich verschwindet und oft durch buddhistischen Pantheismus ersetzt wird. So mag es geschehen, daß Geisows Unternehmen, so poetisch an sich es sein mag, vielerlei Anfeindungen in der Dantewelt erfahren wird. Aber Geisow hat nicht für Dantemenschen von tiefer Kenntnis des Werkes geschrieben, sondern eben gerade für die andern, denen nur der Name bekannt ist, und die bei dem Versuch, in Dantes Schöpfung einzudringen, auf dem ersten Wegdrittel stodegeblieben sind. Seine Arbeit will das Urbild nicht erschließen; sie verträgt es keinesfalls, neben das Italienische gestellt zu werden. Er arbeitet mit dem Wohlklang der deutschen Sprache allein. Er will den Genießenden umschmeicheln mit der Nebenabsicht, ihn firenenhaft zum Werke selbst zu locken. Und wer den Urtext nicht lesen kann, soll dann wenigstens zu einer andern mehr oder minder treuen Übersetzung greifen. Auch schien es diesem Neuschöpfer daher öfter geboten, sich gar weit vom Urbild zu entfernen. Um Gefühlswerte auszulösen, bringt er z. B. Mahnen, die Dante nur andeutet, in ganzer Ausdehnung. Oder er vertauscht Personen miteinander; ja er läßt Personen ganz in der Versenkung verschwinden, wenn er sie nicht im Gegensatz zum Vorbild nur flüchtig erwähnt. Kurz: er drängt Geschichtliches ganz in den Hintergrund, wenn er dadurch Ewigkeitswerte zu gewinnen hofft. Hier bieten sich der philologischen Kritik starke Angriffspunkte. Aber ich meine, wenn jemand schon die Form zerbricht, muß etwas an ihre Stelle treten, was das völlige Umschmelzen rechtfertigt. Und im Paradies, also bei der fortschreitenden Arbeit, scheint mir dies am reiflichsten gelungen zu sein. Es liegt eben in der Art der Geisowschen Problemstellung und daran, daß er mit seiner Aufgabe wuchs. Und solch ein Wachstum in der Arbeit selbst festzustellen ist für den Beurteiler eine Freude und für den Beurteilten ein Lob von Wert. Gleichgültig, ob man sein Verfahren billige oder nicht. Es war dem Nachdichter nicht um philologische Korrektheit zu tun; nur darum, im deutschen Volke die Freude an Dantes Gedankenwelt vorerst zu erwecken, damit es Lust bekomme, sich danach unmittelbar zu der Speise zu wenden, die Nahrung will, nie Sättigung bereitet. Er will also Dante auf seinem Wege, mit seinen Mitteln zum Gemeingut des deutschen Volkes machen. Ob es ihm gelingt, wird die Zukunft lehren. Wenn es Pöschhammer mit seiner Neuform gelungen, liegt bei Geisow auch kein Grund zu Zweifeln vor. Auch er hat Wohlklang, Kraft und Fülle in seinen schönfließenden Versen. Man werfe einen Blick auf die Seiten 52, 85, 91 (mit den edeln freien Rhythmen), 103, 144, 221, 228 (mit der Pöschhammer an Schönheit gleichkommenden Fassung des Vaterunsers), 231 (über den Ruhm), 259, 334/5, 351/2, 444, 473, 476, 478, 496/7 u. a. m. Seine Sprache zeichnet sich durch prächtige Bilder und malerische, manchmal durch glücklichen Gleichklang (Alliteration) verschönernte Wortgefüge aus. Wenn auch zuweilen unplatensche Reime (Storche, forsche — sechste, nächste — Ekel, Vögel — folgen, Wolken) führen oder befremdende Ausdrücke: So äugte und pliert' ich hinunter — oder eine Tautologie: Hastig sprang ich nun hervor. — Eilt'

(Lief wäre wohl besser) zum Meister schnelle; — Aber meinen Mut verlor — Gleich ich auf der Stelle. (Ähnlich: gleich nun kurzer Hand S. 113) — Das verunglückte Bild von der „fliehenden Stufenleiter des Werdens“ (Seite 360) gehört auch hierhin. Rühn, aber unnötig war es, dem Nimrod eine Sprache anzudichten: War uablas tutmu suablasarn tan!“ Und die an Busch erinnernden Verse (S. 113): Schnell durchflog die dunkle Bahn — Auch der böse Scharlachhahn. — Freudig hatt' es ihn berührt, — daß der andre sich blamiert — werden in der nächsten Auflage sicher verschwinden; wie auch das dreimalige beim Trunk aus der Lethe gesungene „Trinke, trinke, trinke,“ das an das bekannte Trinktied vom kühlen Keller allzusehr erinnert. Desgleichen das moderne Schlagwort vom Durchhalten (S. 269). Ob die Wendung: „Tändelnd läuft die Sonne weiter — Ohne Zweck und ohne Ziel“ bei den eingefleischten Dantemenschen nicht Kopfschütteln verursacht? Und wenn Geisow Dante (S. 436) von seinen Terzinen sprechen läßt, so ist das insofern nicht richtig, als im ganzen Buche keine einzige zu finden ist. Aber das sind alles nur kleine Sommerprossen im Antlitz der Dichtung, die dem Gesamteindruck um so weniger Abbruch tun, als Geisow durch hundert andere hochpoetische und völlig einwandfreie Stellen reichlich entschädigt. Auch schlichte volksliedartige Klänge finden sich glücklich eingestreut. 3. B.: Es kommt ein Schiff gefahren (S. 24) und: Von einem Liebespaare — Weiß ich ein traurig Lied (S. 317), das ebenso wie „Gegrüßt seist du, Marie, (S. 365) an heintische Volksklänge erinnert. Oft wird er auch bewußt Goethisch: Zum Schauen gehoben, — Von Freude geschwellt, — Hat wieder nach oben — Den Blick er gestellt (S. 438) — Ach steige, steige, — du Gnadenreiche, — Himmelverschönd zum ewigen Quell. — Oder weniger abhängig und dennoch aus Goethischem Geiste frei und rein herausgeboren: Aus dem Vollenetzten — Bin ich erschienen, — Himmelentsendeten — Bitten zu dienen. — Schwester, der flehenden, — Zu dir zu schweben. — Des zu Erhöhenden, — Himmelwärtsgehenden — Glauben zu heben! — Oder: Fort war das Bindende, — Das mich gehalten; — Weltüberwindende — Kraft zu entfalten. — Frei vom Beschränkenden, — Hemmenden, Trägen, — Ging's dem sich mehrenden — Lichte entgegen — Zu ewig-queellenden — Glänzenden Meeren. — Dies ist gewiß reine goldene Poesie! Hier finden sich auch trotz Bassermann echte sdruciolli! Daß sich in einem aus etwa 18 000 oder mehr Verszeilen bestehenden Gedicht auch Reimprosa und verunglückte Stellen vorfinden, ist, wie schon erwähnt, selbstverständlich, und Geisow weiß dies selber am besten. 3. B. die weniger gut gelungene Stelle auf Seite 463: Heut reiten mit Reifigen, Rittern und Troß — Die Bischöfe und Prälaten! — Raum trägt noch das Pferd den schweren Koloß, — So feist vom Wein und vom Braten. — Du siehst den kostbaren Mantel wehn, — Brotatgestüß auf dem Zelter; — Doch rechts muß ein Knappe und links einer stehn, (Besser wäre: Doch rechts und links muß ein Knappe stehn) — Die halten den Herrn, sonst fällt er! — Verfesnes Gelichter, mit eitelem Tand — Wollt ihr euch blähen und brüsten? — Dies hohle Gepränge im geistlichen Stand — Das duldet ihr schweigend, ihr Christen? — Was Geisow hier in 12 Zeilen sagt, sagt Dante in sechs besser und kräftiger: „Heut will der Hirt, daß man ihm Hilfe leiste — Von rechts und links. Selbst rückwärts soll man halten — Und stützen ihn: so reitet schwer der Feiste! — Den Gaul selbst hüllt er mit des Mantels Falten, — Daß unter einem Fell zwei Bestien gehen (Dieses hohnvolle Bild fehlt leider ganz bei Geisow): Wie lang, o Langmut, läßt du sie noch schalten?“ — Ähnlich ist's mit Paradiesgesang 6 am Schluß und noch einigemal. Hiermit habe ich den Fehler aufgedeckt, der diese Arbeit ab und zu beeinträchtigt: allzugroßer Wortreichtum. Und er scheint mir durch die Form immer da verschuldet zu sein, wo Geisow sich eines hilfsfönden Versmaßes bedient. Zur Zeilenfüllung mit überflüssigen Worten verführt dieses Versmaß nämlich ungleich mehr, als ein ruhiger Jambus oder würdevoller Trochäus. Seine Blankverse und Oktaven zeigen diesen Fehler nicht oder nur selten. Also ist der priesterhafte Faltenwurf des jambischen Fünffüßers dem erhabenen Gegenstande doch wohl angemessener als das muntere Ballettröddchen des hüpfenden Maßes. Namentlich, wenn dieses nicht nur in rein lyrischen, sondern auch — und dies nach meinem Empfinden eben allzuoft — in erzählenden oder beschreibenden Stellen auftritt, wo der schlichte Jambus mehr am Platze wäre. Indessen will ich meine Ansicht und mein Gefühl nicht als ausschlaggebend hinstellen. Andere Ohren empfinden vielleicht anders. — Immerhin haben wir es hier trotz alledem und alledem mit einem sehr bemerkenswerten, von guter Poesie durchtränkten und im großen ganzen auch geglückten Versuche zu tun, wenn man sich erst an die ungewöhnliche Form gewöhnt hat.

Und das wird dem Dante-Laien — und für diesen ist dies Werk ja nur geschrieben — nicht schwer werden. Die Ausstattung des hübschen Bandes in Ganzleinenwand mit farbigen Initialen auf feinstem holzfreiem Papier ist alles Lobes wert. Wie jetzt üblich, erschienen auch drei, vier verschiedene Ausgaben, die sich im Preise zwischen 40 bis 300 Mark bewegen; außerdem eine billige Volksausgabe. Also auch dem äußeren Gewande nach eine würdige Gabe zum Dantejahr. Ich jedenfalls begrüße sie freudig, wie jeden neuen Versuch zur Einbürgerung des großen Dichters ins deutsche Geistesleben. Und ich wünsche, daß Eifors Hoffnung eintrifft, wonach die Resultante aus dem Kräfteparallelogramm der verschiedenartigsten Dante-Nachbildungen den geraden, unmittelbaren Weg einschlägt nach dem gemeinsamen Ziele aller Verdeutschter: Dante zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen.

Von Bernhard Schulers Komödienausgabe in Wort und Bild erschien das 10. bis 15. Tausend (J. Pfeiffers Verlag — V. Hafner — München 1921) mit 32 Bildern nach Doré als Jubiläumsausgabe. Der Text ist in Form freier Nachherzählung gegeben, aber doch in einer rhythmisch gehobenen, recht poetischen Sprache. Bemerkenswert ist die Teufelshumoreske in freier Nachdichtung.

Als Heft 5 der Romanischen Texte zum Gebrauch für Vorlesungen und Übungen herausgegeben von Dr. Erhard Lommatzsch und Dr. Max Leopold Wagner, erschien Giovanni Boccaccios Vita di Dante (um 1360) mit dem Anhang: Giovanni Villani über Dante (um 1330). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1920. Lommatzsch hat sich an Guerris neue Ausgabe von 1918 gehalten, den einzelnen Abschnitten aber gute wegweisende Überschriften gegeben. Eine erschöpfende bibliographische Einleitung gibt reiche Aufschlüsse. Der Druck ist klar und fehlerlos. Das Heftchen wird jedem jungen Romanisten eine Freude bereiten.

Ein hübsches kleines Buch Dante Alighieri hat Karl Federn im Auftrag des Ausschusses für eine deutsche Dantefeier herausgegeben. (Erich Lichtenstein, Verlag, Jena 1921, 1.—7. Tausend.) Es drängt auf 35 Seiten in knapper lebendiger Darstellung alles Wissenswerte aus Dantes Leben und Werk in sechs Abschnitten zusammen. Eine echte rechte, weiteste Verbreitung verdienende Volksausgabe!

Der Verlag Gustav Groffer, Berlin, plant ein Sammelwerk unter dem Titel: Die unbekannten Meisterwerke der Weltliteratur, herausgegeben von Albert Ritter, und legt als ersten Band dieser Reihe „Den unbekannten Dante“ vor in Übertragungen von Schlegel, Förster, Kannegiesser und Ritter (1921). Er enthält 16 Vollbilder in Kupferdruck nach Rosssetti und Feuerbach. Die Ausstattung ist durchaus vornehm, das Papier ist sehr gut, der Frakturdruck groß und klar. Der reiche Inhalt bringt das Neue Leben, einen Teil der lyrischen Gedichte, Auswahlstücke aus der Komödie, der Monarchie und den Briefen sowie einen verständnis- und liebevoll geschriebenen Anhang, in dem sich neben zwei geistlichen Gedichten auch Teile aus dem Gastmahl und der Volkssprache sowie die Hirtengesänge finden, so daß die Absicht, zum größten Teil den „unbekannten Dante“ zu bringen, wohl erreicht scheint. Ritter hat mit Feingefühl die Sprache der alten Übersetzer nachgeschliffen und meist glücklich verbessert. Auch seine eigenen Übertragungen sind recht gelungen. Natürlich haben die verschlungenen Versmaße der Ranzonen, Balladen und Sonette ihn ebenso wie andere Übersetzer zu Seitentänzereien verführen müssen, und die Reimnot fördert manche verrenkte Verszeile zutage (entbeute statt entbot, S. 80, und dergleichen mehr). „Nunmehr wird jeder Leser in der Lage sein, sich mit dem Geiste Dantes, seinem Leben und Wesen, wie es aus seinen Werken spricht, so vertraut zu machen, wie es der jetzt allenthalben gefeierte unsterbliche Dichter verdient.“ Möge diese Hoffnung Ritters sich ganz erfüllen. Und ich sehe hinzu: „Mag es dem Dichter gelingen, sich für solange Jahre hinaus neue und zahlreiche Freunde zu erwerben, daß nicht erst wieder 44 Jahre zu vergehen brauchen, ehe man sich Dantes an seinem 700. Geburtstag aufs neue in Deutschland erinnert.“

Als Sonderausgaben in gleicher vornehmer Ausstattung sind übrigens Das neue Leben und Die lyrischen Gedichte bei Groffer erschienen. Im 40. Tausend liegt bereits die Philalethes-Ausgabe vor (Bornträger, Berlin und Leipzig) mit dem guten ausführlichen Kommentar von Ritter. Alles in allem vier wertvolle Bücher Ritters, schöne Gaben zum Gedächtnisjahr Dantes.

Richard Zoosmann (Sabatz i. Thür.).

P. T. Halusa: Dante Alighieri und sein hl. Lied. Gedenkblätter zur 600. Wiederkehr von Dantes Todestag. Badenia, Karlsruhe. 65 S. 7,80 M.

Das in flotter, begeisterter Sprache geschriebene, von großen Gesichtspunkten aus angelegte, inhaltsgefättigte, von dem Dantekenner Dr. E. Krebs noch eigens überprüfte Büchlein bietet eine vorzügliche knappe Einführung in die Welt Dantes und in die Ergebnisse der Danteforschung. Als Anregung für Redner, die auf Dantefeiern sprechen müssen, ist es ganz hervorragend, übrigens für jedermann verständlich. Friedrich Madermann.

Herman Hefele: Dante. Fr. Frommans Verlag, Stuttgart 1921. 274 S. 25,— Mark.

Herman Hefele will mit seinem Dantebuch den ideellen Gehalt der Erscheinung Dantes, die Logik der sich in Dantes Entwicklung vollziehenden Werte darstellen; er setzt die historischen Tatsachen und Einzelauffassungen, wie sie die Danteforschung in jahrzehntelanger Mühe sich erarbeitet hat, als bekannt voraus, ihn interessieren nicht die Tatsachen seines Lebens an sich, er will ins Zentrum des Danteschen Geistes dringen, er will die innere Struktur des geistigen Lebens des großen Florentiners aufdecken. Ein solches Vordringen zum Kern einer Persönlichkeit erfordert eine intensive Einfühlung, sie ist im wesentlichen ein visionäres Erlebnis, ein synthetisches Schauen, wie es uns die Romantik gelehrt hat. Hefeles Buch ist danach, wie er selber andeutet, eine Konstruktion, seine Ansicht vom Wesen Dantes eine Projektierung eigener Werte in eine geschichtliche Erscheinung. Wer die Schriften Herman Hefeles, vornehmlich sein Buch „Das Gesetz der Form“ kennt, weiß, daß es sich diesem Autor bei einem derartigen Porträt im wesentlichen nur darum handeln kann, das „Gesetz der Form“ an Dantes Erscheinung aufzuweisen und die universale Gestalt Dantes, der das politische wie das kulturelle Leben seiner Zeit in seinem Werke spiegelt und in seiner Persönlichkeit vereinigt hat, ist ja auch wie nicht so bald eine Gestalt der Kulturgeschichte geeignet, das „Gesetz der Form“ gleichzeitig nach einer Reihe von Seiten und in der Fülle seiner Beziehungen zu beleuchten. Hefele sieht Dante als den großen Verkünder des Reiches des Objektiven, der reinen Ordnung in Welt und Kirche; er sieht in Dantes Entwicklungsgang die Wendung vom Flatterhaften zum Stetigen, vom Triebhaften zum Natur- und Ordnungsgemäßen, vom Reich des Subjektivismus zu dem des Objektiven, vom Ich zur Gemeinschaft (17). Er betrachtet die Krone seines Schaffens, die Göttliche Komödie, als einen Hymnus auf die ewige Hierarchie der Werte, auf die Einordnung aller Lebenswerte unter die Einheit des Glaubens (24). Schön formuliert er: „Das Objektive ist seinem Wesen nach immer ein Dogma, ein Gegebenes, ein dem Geist Entgegengeworfenes. Die rationale und rationalistische Stellung zu den Dingen ist eine solche der versteckten Aktivität; sie sucht das Objekt für den subjektiven Gebrauch zu vergewaltigen. Die Erscheinung aber als reine Geltung, in sich und für sich seiend, zu begreifen, das vermag nur die kontemplative Kraft, die vollendete Anschauung als dogmatische Hinnahme, als Glaube; und nur wo eine Geltung außerhalb des rational Fashbaren gestellt ist, gesichert vor jedem methodisch unreinen Eingriff der cupiditas, erfieht das Objektive. Dantes Infernogestalten sehen das Wirkliche unter dem Gesichtspunkte des eigenen Ich und seiner engen Zwecke; die Büßenden des Purgatorio hören das objektiv Geltende, das Gesetz, als Forderung und Aufgabe, und ihre Läuterung besteht eben darin, sich dieser objektiven Geltung einzufügen; die körperlosen Lichtgestalten des Paradiso endlich sind selber objektive Werte, Allgemeinheiten, Ideen und Symbole geworden, und was sie innerlich berührt, sind nicht mehr Dinge des eigenen und persönlichen, sondern des allgemeinen Daseins und einer objektiven Ordnung. Es ist die Naturgeschichte des Dogmas, die Dante in diesen Gedankengängen entwickelt hat“ (250 f.). Wie Hefele in Dante den Verkünder des Objektiven sieht, so nimmt er auch Stellung gegen jene Ausleger, die den Gedanken der sittlichen und persönlichen Läuterung in der *Commedia* wiedergegeben sehen wollen: „Dante lernt Inferno, Purgatorio und Paradiso nicht als Erlebnis, sondern als Anschauung kennen, als Vision nur und gleichsam außerhalb des Rahmens seiner natürlichen Existenz. Und so wenig er im Inferno ein Verdammter oder im Paradiso ein Seliger ist, so wenig ist er im Purgatorio ein Büßender im eigentlichen Sinne des Wortes. Er schreitet durch die Bußen wie durch die Gnaden und die Seligkeiten als Schauender, nicht als Leidender“ (203). Vielleicht ist es gerade die Verehrung des zeitlosen Objektiven, die Hefele bewegt, trotz der vollkommen anerkannten Identifizierung des Katholizismus mit der Gedankenwelt Dantes, den Florentiner von der Scholastik möglichst zu trennen; nach Hefele ruht die *Commedia* „auf anderen geistigen Grundlagen als auf denen der Scholastik“ (43), die für

Dante mehr zufällige Atmosphäre ist, ja Dante ist ihm einmal (159) sogar „die erste Negation der Scholastik“, „das erste deutliche Anzeichen ihrer Auflösung“. Aber un schwer hätte sich zeigen lassen daß gerade die Scholastik als wissenschaftliches System dem aufs Objektive gestimmten Wesen Dantes kongenial sein mußte, weil in der Methode ihrer Darlegung die cupiditas, die Subjektivität ganz hinter das reine Denken zurückgedrängt erscheint. Die Grundgedanken der *Commedia*, der Ordnungsgedanke und der Gedanke der Liebe sind gerade bei Thomas stark ausgebildet; die Lichtlehre aber sowie überhaupt der plotinisch-augustinische Einschlag in Dantes Ansichten können nicht als Stützpunkte Hefeles dienen, da ja die gesamte Hochscholastik, der eine Denker mehr, der andere weniger, von diesen Gedanken zu tiefst beeinflusst wurde. Mag Dantes Staatslehre auch quellsich-demokratischen Einschlag haben, so schließt doch die Eigenart und besondere Färbung eines Scholastikers nicht aus, zur Schule gezählt zu werden. Der visionäre Charakter der *Commedia* aber steht so wenig mit der scholastischen Bildung Dantes in Widerspruch, als Dichtung und Wissenschaft überhaupt in Widerspruch stehen. Gewiß zeigen sich in Dante die Anfänge des Humanismus, aber das ist nur ein Beweis, daß der Humanismus aus der Scholastik hervorgeht und anfänglich (und ganz besonders in den allerersten Anfängen) nicht im Gegensatz zu Scholastik und Kirche stand; schon die Rezeption des Aristoteles, das beginnende Griechischstudium der Scholastiker usw. kann man ja als erste Anfänge eines Humanismus betrachten, und solche „Renaissancen“ hat es noch viel früher gegeben, der Humanismus hat sie nur umfassender und philologisch gründlicher ins Werk gesetzt. Steht auch die inhaltliche Betrachtung der Entwicklung Dantes und seiner Werke im Vordergrund von Hefeles Betrachtung, so weiß der Verfasser des „Hefeles der Form“ doch wunderhübsche Beobachtungen hinsichtlich der Gestalt von Dantes Werken zu machen, und findet auch auf diesem Gebiete viele feine, knappe Kennzeichnungen; wie die innere Struktur des Geistes Dantes weiß er auch die Struktur der Form, und zwar in der engsten Beziehung beider zueinander, zu betrachten.

Oskar Katann.

Karl Jakubczky: Dante, Sein Leben und seine Werke. 292 Seiten. Herder, Freiburg 1921.

Jakubczky gibt in einfacher, teils sehr schöner Sprache, ruhig und sachlich alles, was man vor einem eingehenderen Dantestudium wissen muß. Stützt sich der auch schon aus andern Veröffentlichungen vorteilhaft bekannte Verfasser auf maßgebende Forscher, so ist er doch in stände, überall selbständige Stellung zu nehmen. Soweit es möglich war, ist das Neueste — selbst die neuesten spanischen Werke — schon einbezogen. Für die Beatrice-Auffassung dürfte das holländische Werk van Delfts — des gleichen, von dem ein Artikel in diesem Heft steht — noch wesentlich Neues bringen, auch sonst noch manche dunkle Stelle aufhellen. Wo es Tatsache ist, daß viele auch Gebildete über Dante reden, ohne auch nur die dürftigsten Kenntnisse von seinem Werk zu haben, dürfte gerade dieses in seinem Maßhalten und in seiner nüchternen und doch anziehenden Art vorbildliche Buch eine Mission erfüllen. Für die bevorstehenden Schulfeiern zu Ehren des großen Dichters empfehle ich es ganz besonders, zumal es mit reichem kulturgeschichtlichem Material arbeitet.

Friedrich Muckermann.

Dr. C. Sauter: Dantes Gastmahl und Dantes Monarchie. Übersetzt und erklärt. Jeder Band versehen mit einer Einführung und je 2 Bildern. 385 u. 209 Seiten. Herder, Freiburg, 1911 u. 1913. Geb. 22,60 M. u. 16,60 M.

Sauters Übersetzungen und Einleitungen sind eine Leistung von hohem Rang. Ein wirklicher Forscher, der aus großer Tatsachenfülle und eigenem Studium schöpft, bringt darin höchst persönliche Gedanken über schwierigste Fragen mittelalterlicher Philosophie und Kulturpsychologie, dabei neben peinlicher Gründlichkeit alles in große Rahmen fassend. Das sind schon Werke, die nicht bloß gelesen, sondern geradezu studiert werden wollen. Bin ich — wie manche andere — freilich auch nicht ganz einverstanden mit Sauters Einschätzung der Allegorie in der Göttlichen Komödie, so habe ich doch in diesen beiden Bänden nichts gefunden, wo ich glaubte widersprechen zu sollen, gestehe aber gern, daraus viel Anregung und auf neue Zusammenhänge Deutendes gewonnen zu haben. Die Übersetzungen sind vorbildlich.

Friedrich Muckermann.



Dantefeiern in Deutschland / Von Dr. Karl Hoeber

Wenige Wochen nach seiner Besteigung des Apostolischen Stuhles sandte Papst Benedikt XV. ein Schreiben an den Erzbischof Morganti von Ravenna und regte darin aus Anlaß des für den 31. Mai 1915 bevorstehenden 650. Geburtstages des Sängers der Göttlichen Komödie die Veranstellung von Gedächtnisfeiern zu Ehren des großen Florentiners an. Leider hat das Eingreifen Italiens in den Krieg die Ausführung dieses Gedankens unmöglich gemacht. Vier Jahre lang raste die Kriegsfurie in den Grenzmarken Italiens und Österreichs und hinderte es, daß die Anregung des Papstes überhaupt nur Wurzeln schlagen, geschweige denn Früchte bringen konnte.

Raum jedoch ruhten die Waffen in dem völkerentzweierenden Kriege, so griff der Papst alsbald seinen Gedanken wieder auf, diesmal im Hinblick auf den 14. September 1921, den Tag, an dem vor sechshundert Jahren Italiens größter Dichter in Ravenna sein Auge zum ewigen Schlummer schloß. Diesmal richtete Benedikt XV. seinen Aufruf an die gesamte katholische Christenheit und forderte sie auf, in regem heiligen Wetteifer das Andenken an das größte dichterische Genie, das die christlichen Gedanken verherrlicht hat, würdig zu erneuern und in allen Ländern zu feiern.

Das Wort des Papstes fand bei den christlichen Nationen einen freudigen Widerhall. Unter der Führung der Dantefreunde und Danteverehrer, die ja meist im Stillen dem göttlichen Sänger den Zoll ihrer Liebe und ihres pietätvollen Studiums widmen, bildeten sich in fast allen Bistümern Vereinigungen, die sich die Vorbereitung von Dantefeiern zum Ziele setzten. Auch Nichtkatholiken standen hierbei keineswegs zurück. Sie haben durch die Veröffentlichung geistvoller und tiefgrabender Danteschriften und die Neuherausgabe der besten Übersetzungen und Kommentare dem Verständnis und der Popularisierung Dantes im guten und edlen Sinne des Wortes die Wege geebnet. Auf katholischer Seite hat der Herdersche Verlag manch ausgezeichnetes Dantewerk ins Leben gerufen; streng wissenschaftliche Untersuchungen und Erläuterungen gehen hier mit meisterhaften Übertragungen Dantescher Werke Hand in Hand.

In Deutschland setzten im Winter 1920/21 die Dantefeiern anfangs etwas zaghaft und sporadisch ein. Das anregende Vorbild gab dann Münster, wo an historisch bedeutsamer Stätte vor einer gespannt lauschenden Hörschaft der Freiburger Geschichtsforscher Professor Heinrich Finke Dantes Persönlichkeit und Wirken als Mensch und Dichter mit der intuitiven Gabe des Historikers nachschuf und in plastischer Fülle vor der Versammlung wiedererstehen ließ. Der Bedeutung Dantes in der Weltliteratur wurde der Münstersche Literaturhistoriker Julius Schwering gerecht, während Professor Mausbach Dantes Verhältnis zur Theologie und Philosophie seiner Zeit schilderte. Studienassessor Konrad M. Krug in Münster traf eine überaus geschickte Auswahl aus Dantes poetischen Werken und wußte seinen Stoff geistig vollkommen zu durchdringen und ihn durch

edlen, schwungvollen Vortrag den Hörern zu einem reinen und wahren Genuß zu machen.

In der Folge erwies Geheimrat Dr. Finke sich als den eigentlichen Bahnbrecher zur Ausbreitung des Verständnisses für Dantes dichterische, politische und sittliche Persönlichkeit. In zahlreichen größeren und kleineren Orten hielt er bei den mit Liebe und Sorgfalt vorbereiteten Dantefeiern den Festvortrag, nicht selten — namentlich in Westfalen — durch die künstlerisch hochstehenden Rezitationen Krugs wirksam unterstützt. Glänzend waren die Feiern in Kleve, Hamm, Trier, Breslau, Freiburg, Karlsruhe, Baden-Baden, Tübingen, Würzburg, Bonn, Dortmund und Höchst. Es ist unmöglich, alle Orte, an denen dem Genius des unsterblichen Meisters durch Rede, Rezitation, Gesang und Instrumentalvorträge gehuldigt wurde, hier namentlich aufzuführen. Daß der Ausruf des Papstes auch an den Stätten der rauen, alles gleichmachenden Industriearbeit sein Echo fand, bewiesen wohlgelungene Feiern, wie sie u. a. in Gladbeck und in Bottrop stattfanden. Auch hier waren die Rezitationen aus der *Vita nuova* und aus der Göttlichen Komödie ein Genuß, wie er den Bewohnern im Kohlenrevier nach ihrem eigenen Bekenntnis nur selten zuteil wird, und hier ging den meisten Teilnehmern wohl zum erstenmal recht auf, was auch der moderne Mensch an Dante hat. Um den geistigen Gehalt bei diesen großen und kleinen Dantefeiern haben sich besonders die Professoren Finke, Engelbert Krebs, Sebastian Merkle, August Rezin, Jos. Greven und Pfarrer A. Habelt verdient gemacht. Eine sehr stimmungsvolle Feier fand am 10. Februar in Köln statt; sie war vom Philisterzirkel Häuschen veranstaltet, und der Schreiber dieser Zeilen hielt die Festrede. Die Feier sei im Kranz der zahlreichen übrigen, die wohl in allen Teilen Deutschlands abgehalten wurden, um deswillen hier aufgeführt, weil sie einen höheren Versammlungsstil in die Erscheinung treten ließ, auf den wir in Deutschland allgemein noch mehr hinarbeiten müssen.

Schlimm ist die Ansitte mancher Versammlungsleiter, die in ihren einleitenden Worten dem Festredner unter den Füßen mähen, indem sie Hauptgesichtspunkte seiner Rede schon eigenmächtig vorwegnehmen, dadurch das Interesse und die Spannung der Zuhörer abschwächen und den Vortragstoff verwässern, so daß der Festredner zu unvorhergesehenen Änderungen seiner Rede und während des Vortrags zu unerwarteten geistigen Anstrengungen sich gezwungen sieht. Schlimm ist es auch, wenn der Versammlungsleiter die Feier in die Mitteilung von „Vereinsnachrichten“ ausmünden läßt oder das vom Festredner Gesagte nach gewissen Richtungen hin noch einmal „unterstreicht“. Beides eine Qual für die Hörer, die unter dem Eindruck der rednerischen und musikalischen Vorträge den Saal verlassen möchten. Wie eindrucksvoll war es in Münster, wo die Feier mit der wundervollen Originalkomposition Fritz Volbachs schloß, oder in Bottrop, wo nach der Rezitation Krugs, der in den volltönenden, majestätischen Strophen Dantes die Herrlichkeit des Himmels besang, unmittelbar darauf der Chor Händels Halleluja anstimmte und die Versammlung unter diesem Eindruck auseinanderging.

Am 4. Juli, dem Tage, an dem die Vereinigten Staaten Amerikas die Weltmeisterschaft ihres größten Bogers als eines unübertroffenen Heros feierten, beging Deutschland in seiner Reichshauptstadt die Feier eines Heros auf dem Gebiete des Geistes, eines Vertreters höchster und überwältigender Geistigkeit, um diesen Geistes titan bei uns einzubürgern, so wie vor hundert Jahren die Romantik durch U. W. v. Schlegel, L. Tieck, dessen Tochter Dorothea und Graf Wolf v. Baudissin den größten englischen Dramatiker bei uns heimisch gemacht hat. Von Berlin aus richtete das hartbedrängte deutsche Volk den Blick hinüber über die unfrohe Gegenwart und über Deutschlands Grenzen hinaus zu dem erhabenen Gedicht des unsterblichen Italieners. Der Reichspräsident, die Mitglieder der Reichs- und preussischen Staatsbehörden, führende Männer der Wissenschaft, der Kunst, der Politik, Vertreter des geistigen Adels in Deutschland waren im klassisch-schönen Bühnenhaus der Staatsoper erschienen. Ein Orchester von Bläsern spielte eine althistorische Sonate, die Damen und Herren des Chores der Singakademie sangen Palestrinas Motette Tu es Petrus. Adolf v. Harnack verherrlichte Dante als den Dichter des Abendlandes, als weitausladende und doch geschlossene Persönlichkeit, als den Propheten mit dem Januskopf, der die vielfach verschattete Vergangenheit uns ausdeutet, aber auch den Weg zum neuen Aufstieg zeigt, und die Kraft, die diesen Aufstieg erst möglich macht.

So bereitete er die Festrede von Ernst Troeltsch vor, dessen Thema man kurz in die Worte zusammenfassen kann: Dante und die deutsche Not. Sie ist wirtschaftlich, sozial, geistig. Dante kann uns ein Helfer und Retter aus dieser dreifachen Not sein. Denn der Sinn der grandiosen Gottweltfuge seines erhabenen Werkes ist der: das menschliche Leben ist eine Stufenfolge, ein kämpfereicher Aufstieg, ein Gang der Läuterung, in dem die Vertreter selbstgestalteter heldischer Kulturarbeit ebenso wie die Weisen demütiger Gottes- und Menschenliebe sich die Hände reichen, und in dem alles, was widersprechend erscheint, sich rundet und einigt in dem Zusammenhang des Werdens und in der Unterordnung unter ein höchstes und letztes Ziel, die Vereinigung mit Gott und seiner ewigen Liebe.

Wollen wir uns Dante zu eigen machen und seinem Läuterungswege folgen, so müssen wir uns auch klar werden, daß die schaffenden Kräfte in unserem Volke erhalten, verjüngt und erneuert werden müssen. Nur so kann das Wirklichkeit werden, was Dante beim Eingang seines Purgatorio singt:

Und von dem zweiten Reiche werd' ich singen,
Darinnen sich des Menschen Seele läutert
Und würdig wird, zum Himmel sich zu schwingen.

Sinnig und vielsagend beschloß ein deutscher Gesang, Philipp Nicolais Choral „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, die Worte des Redners und damit die ganze Feier.

Dieser Gedruf ergeht an alle und sollte in aller Herzen widerklingen. Wenn aber Dante, wie viele bei uns es hoffen und erstreben, tatsächlich der Unsere

werden soll, wie Homer und Shakespeare, so muß er vor allem der Jugend nahe gebracht werden. Ob es gelingen wird? Der Versuch muß gemacht werden! Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß der preussische Kultusminister Dr. Becker unterm 12. Juli d. J. angeordnet hat, daß im Herbst in den höheren Lehranstalten sowie in den Lehrerbildungsanstalten der 600. Wiederkehr des Todestages Dantes (14. September) in besonderer Weise gedacht wird. Dabei muß sich zeigen, ob diese Feiern den oben geforderten Versammlungsstil wahren. Im einzelnen wird darauf zu achten sein, daß dann bei den Rezitationen nicht bloß gewisse Stücke für die Kunst eines posierenden Schauspielers ausgewählt werden, sondern daß die Teilnehmer einen Eindruck aus dem gesamten dichterischen Lebenswerke Dantes bekommen. Nur dadurch, nicht durch eine sensationelle Aufmachung, wird der Hunger nach der unsterblichen Dichtung angeregt werden.

Eine Feier, würdig des Dichters, würdig auch der Gesellschaft, die sie veranstaltet, wird die Reihe der Festvorträge sein, die während der Generalversammlung der Görresgesellschaft in Worms in den Tagen des 5. bis 7. September gehalten werden. Im großen Saale des städtischen Spiel- und Festhauses ist ein Danteakt vorgesehen, wobei Professor Finte die Gedächtnisrede halten wird, und als Gegenstück dazu im Dom zu Speyer mit seinen Gräbern der deutschen Kaiser eine kirchliche Dantefeier, wobei Prälat Mausbach die Festpredigt über die Göttliche Komödie halten wird. Dazu kommt der Vortrag des Prinzen Johann Georg von Sachsen über seinen Großvater, König Johann von Sachsen (Philalethes), als Danteforscher.

Die vorstehenden Zeilen wollen keine erschöpfende Übersicht über die Dante-feiern in Deutschland geben, sondern nur einige wichtige Gesichtspunkte und Tatsachen aus der deutschen Dantebewegung hervorheben. Diese liefern den Beweis, daß die päpstliche Anregung in deutschen Landen auf einen fruchtbaren Boden gefallen ist, und daß so der ferneren Dantefesung und dem Dantestudium neue breitere Bahnen gewiesen sind. Beide, die Lesung wie das Studium, werden vielen Tausenden zu Leitsternen auf ihrem Lebenspfade und zum erquickenden Born reinster, stets wachsender Geistesfreude werden.



W o l f r a m b u n d

Beilage zum „Gral“. Monatsschrift für schöne Literatur

Zur Entwicklung des Wolframbundes

Noch einmal, der Wolframbund ist kein neuer Verein. Der Schwerpunkt ruht bei ihm auf der persönlichen Tätigkeit des Einzelnen. Wir sind eine Arbeitsgemeinschaft. Wir wollen keine Mitläufer, keine toten Nummern. Wir wollen nur Menschen, die das Litteraturreich der Zeit lebendiger fühlen und den Glauben und das Vertrauen haben, es durch restlosen Einsatz idealer Kräfte zu bessern.

Der Wolframbund ist darum in keiner Weise eine Konkurrenz für irgendein Unternehmen, das sich für Bibliotheken, gute Literaturberatung und Ähnliches interessiert. Was insbesondere den Borromäusverein angeht, so empfindet es der Wolframbund als eine Ehre, sein Pioniertrupp zu sein. Unser Ehrgeiz geht nicht nach neuen Betriebszentralen. Wir wollen nur allen helfen, den Verlagen wie den Sortimentern, den Vereinen wie den Familien, den Zentralen wie den Einzelnen.

In Dortmund, wo der Wolframbund entstanden ist, hat man bald seine Bedeutung erkannt. Es haben sich dort eine Reihe von Herren zusammengeschlossen, um den idealen Bestrebungen des Wolframbundes wirtschaftliche Hilfe zu leisten. Man braucht doch ein Arbeitszimmer, eine Schreibmaschine, man möchte doch Schriftsteller unterstützen, Unternehmungen ins Leben rufen, es gibt doch Portoauslagen und dergleichen mehr.

Die Vereinigung von Freunden des Wolframbundes e. V.

Es hat sich darum ein Eingetragener Verein gebildet mit dem Zweck, Geldmittel zur Förderung der Ziele des Wolframbundes aufzubringen. Die Mitglieder leisten mindestens einen Jahresbeitrag von 20 Mark oder eine einmalige Schenkung von mindestens 500 Mark oder ein unverzinsliches oder bis zu drei Prozent verzinsliches Darlehen von mindestens 1000 Mark, das nur von seiten der Vereinigung kündbar ist. Korporative Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von mindestens 50 Mark.

Als Gegenleistung erhalten die Mitglieder einen Jahresbericht und einen Vorzugspreis für ein vom Wolframbund geplantes Jahrbuch.

Warum dieser Eingetragene Verein?

Vielleicht wundert sich der eine oder andere über dieses ganze neuartige Wolframunternehmen. Nur wenigen ist es nämlich bis zur Stunde klar geworden,

worum es geht. Sie sagen sich: Jetzt haben wir andere Sorgen. Wenn einmal die Wirtschaft wieder im Gleichgewicht ist, wenn einmal wieder friedliche Tage kommen, ja, dann werden wir vielleicht Zeit haben für Kunst und Literatur. Die so denken, wissen nicht, was sie tun. Sie ahnen nicht, daß sie im Begriff sind, buchstäblich das Pferd beim Schwanz aufzuführen. Wer wird denn die Wirtschaft wieder ins Gleichgewicht bringen? Lloyd George, Rathenau, Poincaré oder Lenin oder Harding? Nein, einzig und allein der ehrliche, selbstlos arbeitende Mensch. Wer schafft uns aber solche Menschen? Wir wollen den Wert des Buches nicht überschätzen, aber eines ist gewiß: Die Literatur ist es gewesen, die jenen Unglauben, jene Sittenlosigkeit, jene Unmoral in die Massen getragen hat, aus der schließlich der Bankrott der wirtschaftlichen Ordnung gekommen ist. Ginge also dem Niedergang eine literarische „Aufklärung“ voraus, so wird sie beim Wiederaufbau nicht zu entbehren sein. Es müssen wieder gesunde, starke, christliche Ideen ins Volk hinein. Mit dem ganzen Zauber ihrer Kraft und ihrer Schönheit müssen sie werben. Die Religion, die in weiten Kreisen völlig zerrüttet, in anderen bis auf einen kleinen Rest einer unbestimmten Sehnsucht zurückgegangen, braucht wieder begeisterte Vertreter, ihre Kanzel ist auch die schöne Literatur.

Wer darum die gute Literatur unterstützt, der baut auch an einer Kirche und einer Kanzel. Der bringt auch wirtschaftliche Werte hervor, und zwar Werte, ohne die die Wirtschaft sich nimmer erholt.

Wer Bestrebungen wie die des Wolframbundes unterstützt, der kann mehr tun, als wenn er sich des Bettlers am Wege erbarmt. Der wirkt an einem Kapital, das für die Wirtschaft nutzbringender ist als noch so viele Aktien und Dividenden. Der gehört zu jenen Starken, die den letzten Versuch machen, dieses dem Chaos der Urzeit wieder zuzurückführende Europa noch einmal auf den Weg der Ordnung zu bringen.

Geht, meine Freunde vom Wolframbund, predigt diese Auffassung und sucht Retter und Helfer! Alfred Wien, selber wohl nicht Katholik, schreibt in seinem eben erschienenen Werk: „Die Seele der Zeit in der Dichtung um die Jahrhundertwende“: „Es ist in unserer Literatur glücklich so weit gekommen, wie Thomas Mann in seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen“ ausgeführt hat: daß die Helden von Bürgertugenden reden und verworfene Subjekte . . . von der Würde des Menschengeschlechts. Ein trauriges Zeichen für den Geist unserer Zeit und für ihr absolutes Verlorensein in Freigeisterei der Leidenschaft und Emanzipation der Begierde, für ihre Entsittlichung und völlige Aufhebung aller Moralbegriffe. Ihr Urgrund, die Entgöttlichkeit der Welt und die von ihr bedingte Triebhaftigkeit als Naturgesetz des konsequenten Materialismus. Der Tod der Religion ward zugleich ein Tod für die Seele, und mit der Seele starb auch die Liebe aus . . . Der Geist unterlag dem Fleisch.“ (Seite 275.)

Wer begriffen hat, was in solchen Sätzen liegt, der versteht die Bestrebungen des Wolframbundes. Es gilt die Rettung eines Volkes . . . u n s e r e s Volkes.

Friedrich Muckermann, S. J.

Hans Roselieb (Firmin Coar)

Hans Roselieb wurde 1884 in Hagen in Westfalen geboren. Er besuchte die Volksschule und die Rektoratsschule in Wiedenbrück in Westfalen bis zur Quarta, wurde kaufmännischer Angestellter und arbeitete als solcher in Hamm, Hannover, Augsburg, Wiesbaden, Straßburg. Für seine geistige Auszubildung war ein jahrelanger Aufenthalt in Paris von entscheidender Bedeutung.

Aufsätze in den verschiedensten Zeitschriften, die sich bisher zu zwei größeren kritischen Werken verdichtet haben (ein Buch über Peter Hille und eine Schrift über die Zukunft des Expressionismus), machten weitere Kreise bereits auf den Namen Hans Roselieb aufmerksam, als sein Ruf durch seine dichterischen Arbeiten gehoben wurde. Zuerst erschien ein Roman „Der Erbe“ (Verlag Kösel-Pustet). Er ist ein Buch des Wiederaufbaus, das von Entfagung und Unterordnung predigt und das Ideal eines christlichen Sozialismus aufstellen möchte. In seinem Mittelpunkt steht das Problem: Adel und Revolution. Der Stoff bedingt, daß das Ganze hohe Anforderungen an sein Publikum stellt und auch in der Form als Ausdruck der Zerrissenheit der Zeit, die es behandelt (1917—1918), aufgefaßt werden will.

Ein zweiter Roman, „Die Fackelträger“ (ebenfalls Verlag Kösel-Pustet), greift wieder in die Zeitverhältnisse der Gegenwart hinein. Wegen seiner spannenden Handlung und ihres fasslichen Gedankenganges hat er noch eine große Zukunft vor sich, sobald sein Name im Volke einmal bekannter geworden ist. Die Dichtung spielt im November 1918 und zeigt die ganze Reihe der sattem aus der nackten Wirklichkeit bekannten verschiedenen Revolutionäre: Spartakisten, Bolschewisten, Schieber, Idealisten, gewissenlose Überläufer. Wieder wird als einzige Möglichkeit der Rettung aus dem Untergang der Gedanke christlicher Entfagung hingestellt.

Ein drittes Buch endlich, „Narren der Arbeit“ (Augsburg 1921, Haas & Grabherr), zeigt Roseliebs Schaffen in der Form dreier Novellen, in denen mit erstaunlicher Gestaltungskraft aufgedeckt wird, wie alle nur um der Arbeit willen sich aufpeitschende Arbeit sich selber um Sinn und Wert bringt. Strindbergs ins Maßlose gesteigerte Seelenzergliederung paart sich hier mit Gottfried Kellers Liebe zur Welt. Diese „Narren“ Roseliebs, die dem Fanatismus eines Traumes, dem Verfolgungswahn einer Konkurrenz im Geschäftsleben, und endlich der Profitgier zum Opfer fallen, sind trotz ihrer Nartheit mit solch tiefem Mitgefühl und solcher Sorgfalt hingezeichnet, daß man nur noch das Wort „meisterhaft“ aussprechen kann. Man darf auf die Zukunft des Dichters Hans Roselieb getrost große Hoffnungen setzen.

Roseliebs bisherige Werke sind nur für reifere Leser berechnet, können jedoch von Primanern z. B. mit vollem Verständnis gelesen werden.

Einige Neuerscheinungen

Jón Svensson: Die Stadt am Meer. Nonnis neue Erlebnisse. Mit 12 Bildern. 1.—4. Aufl. VI. u. 389 S. Herder, Freiburg i. B.

Eine neue Freude für Nonnis zahlreiche deutsche Freunde.

Bertelli-von Koch: Max Buziwach, der Ameisenkaiser. Ein Buch für Kinder und große Leute. 6.—12. Tsd. VIII u. 256 S. Herder, Freiburg.

Ein ganz prachtvolles Buch, von dem man schwer wieder loskommt.

Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Übersetzt von Dr. Benedikt Weinhart, mit Einführungen und Anmerkungen versehen von Dr. Simon Weber. Evangelien und Apostelgeschichte. Illustrierte Familienausgabe. Mit 40 Bildern nach Friedrich Overbeck und 2 Kärtchen. XII u. 378 S. Herder, Freiburg.

Vielleicht die wertvollste katholische Hausbibel.

Viktor Cathrein, S. J.: Katholik und katholische Kirche oder Was hat der Katholik an seiner Kirche und was schuldet er ihr. XIV u. 364 S. Herder, Freiburg.

Klare und überzeugende Darlegungen für jeden gebildeten katholischen Laien.

Marianisches Leben. Bilder aus dem Walten und Wirken der Marianischen Kongregationen. Gesammelt von G. Harrasser, S. J. 2. Bd. der Marianischen Kongregations-Bücherei. VIII u. 320 S. Herder, Freiburg i. B.

Kein Treibhausgewächs, sondern mitten aus im Leben gewachsene zarte Blüten edelster Frömmigkeit.

In der Kongregationschule. Vorbereitungsunterricht zur Aufnahme in die Marianische Kongregation. Von Maria Müller. 3. Bd. der Marianischen Kongregationsbücherei. XVI u. 188 S. Herder, Freiburg i. B.

Ein ausgezeichnet, langjährig erprobter Leitfaden besonders für städtische Jungfrauenkongregationen, der aber auch jeder anderen Standeskongregation wertvollste Dienste leistet.

Marienblumen. Liebfrauen Erzählungen neuerer katholischer Schriftsteller. Gesammelt von G. Harrasser, S. J. 1. Bd. der Marianischen Kongregationsbücherei. VIII u. 190 S. Herder, Freiburg i. B. Durchweg auch literarisch wertvolle Beiträge voll goldigen Gehalts.

Gottesträger. Das Schönste aus den Kirchenvätern. Von Dr. Alfons Heilmann. (Bücher der Einkehr: 3. Bd.) VIII u. 406 S. Herder, Freiburg i. B.

Die Zeiten des ersten Christentums tun sich vor uns auf, und ein leuchtender, wärmender, kräftiger Lebenshauch umweht uns.

Liturgisches

Einführung in die Liturgie der Karwoche. Drei Vorträge für Gebildete von P. Daniel Feuling, O. S. B. 85 S. Verlag Dr. Benno Filser, Augsburg-Stuttgart.

Sehr geeignet, Verständnis und Liebe zu den herrlichen Karwoche-Liturgien zu wecken und zum Mitfeiern und Miterleben anzuleiten.

Die Liturgie der Karwoche. Lateinisch-deutsch mit Erklärungen auf Grund der neuesten Ausgabe des römischen Breviers und des römischen Missale, herausgegeben von Martin Schaller, O. S. B. VIII u. 376 S. Herder, Freiburg i. B. Ein Buch, das in seiner Gründlichkeit dem gebildeten Laien ein Lebensbegleiter nach Art der Schottischen Bücher sein wird.

Neue Ignatius-Bücher

Des hl. Ignatius von Loyola, Stifters der Gesellschaft Jesu, Geistliche Briefe und Unterweisungen. Gesammelt und ins Deutsche übertragen von Otto Karrer, S. J. (Bücher für Seelenkultur.) VIII u. 298 S. Herder, Freiburg i. B.

Ein prächtiger Quellenband, der den geschichtlichen Ignatius lebendig vor uns erscheinen läßt. Lebenserinnerungen des hl. Ignatius von Loyola. Übertragen, eingeleitet u. mit Anmerkungen versehen von Alfred Feder, S. J. 140 S. Kösel-Pustet, Regensburg.

Ein Buch von solch leuchtender Klarheit und packender Eindringlichkeit hat unserer heutigen Zeit außerordentlich viel zu geben.

Ignatius von Loyola. Sonderabdruck aus Kirch: Helden des Christentums. III. Bd., 1. Teil. 46 S. Bonifaziusdruckerei, Paderborn.

Ein für weitere Kreise bestimmter Lebensabriß des Heiligen: klein, aber fein. In schlichter, edler Sprache geschrieben, ist das Heftchen eine willkommene Jubiläumsgabe zur dritten Gedenkfeier der Heiligsprechung dieses genialen Führergeistes.

Eine Kulturschande

Sonderbare, kaum glaubliche Kunde kommt aus Wien. Landes Schulpräsident Glöckel verlangt sofortige Ausscheidung von sämtlichen Büchern aus allen Wiener Schulbüchereien, die — nach diesem hohen Herrn Präsidenten — für die Jugend ungeeignet sind. Er macht reinen Tisch, das muß man gestehen. Die Namen von 137 Schriftstellern, Dichtern, Geschichtsschreibern, Erzählern u. a. stehen mit ihren Werken auf der Proscriptionsliste, darunter Frieda Schanz, Christoph von Schmid, P. Josef Spillmann, S. J., Ottilie Wilbermuth, Franz Brentano, Franz Hofmann usw., deren Bücher z. T. zu den besten Jugendschriften zählen.

Demnach verlieren die meisten der etwa 400 Schulen Wiens gut die Hälfte ihres ganzen Bücherbestandes. Das ergibt bei einem Durchschnittsbestand von 1000 Bänden der einzelnen Bücherei einen Abstrich von 200 000 Büchern, die nach heutigem Kursstand der Krone einen Wert von etwa 60 Millionen österr. Kronen darstellen. Was macht's? Der rote Schulpräsident hat halt seine eigenen Bildungsideale und Wiederaufbaupläne. Eine Handvoll Millionen Papierkronen spielen ja auch keine Rolle mehr. Also ins Feuer damit!

Daß auf diese Weise die Büchereien teils ganz, teils mehr als zur Hälfte vernichtet werden, kümmert diesen Bildungsmenschen nicht. Man wird ihm noch dankbar sein müssen für seine zarte Rücksichtnahme. Denn sein Erlaß läßt für den Augenblick noch Gnade für Recht ergehen und verlangt zurzeit nicht die völlige Ausscheidung aller der heutigen Jugendschriftenkritik nicht mehr standhaltenden Bücher, da sonst die Büchereien auf einen gänzlich belanglosen Bestand zusammenschrumpfen. Wahrlich: ein prachtvolles Kulturdokument roter Bildung!

Alois Tielitz, S. J.

Anschrift des Wolframbundes: Wolframbund, Werbestelle für gute Literatur, Dortmund, Liebfrauenstraße 19.
Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Mudermann, S. J.

Druck von Grebeul & Soenen, Aßen.

Göttliche und Ungöttliche Komödie

Schlußwort vom Herausgeber

Nähert man sich Dante das erstemal, so ist er und sein Werk wie ein ungeheures Gebirge. Ragende Gipfel und tiefe Schluchten, blizende Gletscherstirnen und düstere Abgründe, ein Gewirr von Straßen, Steigen und Pfaden, Gestrüpp, Sumpf, stürzend Wasser und brandende Meere.

Kommst du das zweitemal, so wirst du wunderbare Wege gewahr, die mit sanfter, magischer Gewalt dich führen, nicht, wohin du willst, sondern wohin sie münden. In die Fessengalerien sind Bilder gehauen, innerlich wie erstaunend vor ihrer eigenen Pracht, ihrer gewaltigen Geste, oder auch singend in ihrer Lieblichkeit. Des Lebens Atmosphäre weicht von dir, und fremde Lüfte umhauchen, seltsame Stürme umtosen dich, um doch langsam zu weichen einer tiefen Musik, einem tönenden Licht, einem Himmel der Schönheit.

Kommst du das drittemal, so gehst du wie mit geschlossenen Augen. In dir ist alles. Und wie du auch die Lider hebst und schauen möchtest, du siehst nur strahlende Spiegel und gewahrst die Farben und die Gestalten deiner Träume. Was in dir floß, was sich ungreifbar durch deine Seele bewegte, das steht auf einmal da geformt, gemeißelt, vertont. Dein Bild, der Menschheit Bild.

Und du fängst an, seine Größe zu ahnen. Was ist es nur, das dich so verzaubert? Ist es die Fülle, der Reichtum der Gesichte? Ist es diese Architektur, die Bogen spannt und Gewölbe dehnt, wie nie ein Künstler es gewagt? Ist es diese Mischung von Dom, Orgel und Licht, die hier zu einem Gesamtkunstwerk zusammenwächst, wie es Wagner geträumt?

Ja, Kühn ist dieser Mann. Er schafft auf Gerüsten, vor deren Berghöhe und Steile uns graut, und lächelt uns an, wo wir schauernd stehen, mit jenem Lächeln, das in all seiner Süße dämonisch scheint, über das Mögliche hinaus verwegen triumphierend. Aber nur einen Augenblick schreckt dich dieses Dämonische, dann löst es sich auf in ein heimlich Menschliches. Neben Dante ist Beatrice, die Befelgende. Menschliches, weiblich lodendes, in Liebe bezauberndes Antlitz auf der Stirn der Gottheit. Da stehst du wie verzückt. Du bist über, außer dieser Welt: Paradiso, paradiso Wenn auch nur Paradiso der Kunst, aber Seligkeit, trunkenes Wonne

Da brechen Schollen in deinem Inneren, die wie fester Grund zu dauern schienen. Da bersten Abgründe auf, die du selber nicht geahnt, da erzittert in jenem Gefühl, das so schmerzlich ist wie wonnereich, dein innerstes Wesen. Ein Geheimnis, bisher wie in Nacht verschlossen, treibt große dunkle Blüten, und sie öffnen ihre Kelche und hauchen ihren schweren Duft und flüstern leise, so wie weiße Silberpappeln in späten Sommernächten, wenn der Mond über die Landschaft zieht.

Und noch einmal trittst du in sein Heiligtum. Siehst einen Menschen, der sich umbildete in seinem Ideal, der es so glaubend und liebend umfaßte, bis es Leben wurde, ihn selbst belebend, verwandelnd, daß nun aus ihm und seiner Liebe etwas hervormächst, ganz er selbst und doch ein anderer, der Veltro, der in Gott wiedergeboren, leuchtende Tafeln des Ideales von seinem Sinai heimträgt, selber der Eroberer geworden, der große Reformator, nach dem er gerufen, selber in der Kraft seiner Liebe.

Und du ahnst es in heiligen Schauern, daß auch du geboren bist, um wiedergeboren zu werden in einem Höheren, und mit dir die Welt und in der Geschichte auch deine Zeit. Und stolzen Ganges gehst du ins Leben, heiligen Bornes voll wie Moses auf dem Heimweg zu den Tälern, und das goldene Kalb erzittert, und Menschen lassen ab von ihrem sinnlosen Tanz, und ein Ruf allen Volkes donnert zum Erwarteten auf: Verfühne uns mit deinem Gotte, wir wollen ihm dienen alle Tage unseres Lebens.

*

Ein grandios grauenhaftes Gegenbild zur Göttlichen Komödie hat der polnische Dante Krasinski entworfen in seiner Niebośka Komedia, der „Ungöttlichen Komödie“. Sie führt ein in die schrecklichen Kämpfe zwischen Aristokratie und Demokratie im Vaterlande des Dichters. Noch erinnere ich mich, wie ich in der Turmzelle von Smolensk, wo diese Tragödie in schauriger Wirklichkeit um mich war, diese gigantischen Visionen zum ersten Male las. Graf Heinrich, der eigensüchtige, von entsetzlichen Familienereignissen betroffene Führer der Aristokraten, geht unter. Aber auch Pankraz, der haßsprühende Demokrat, überlebt seinen Sieg nicht. Dem Sterbenden zeigt sich in großartiger Symbolik Christus, die Verkörperung der Liebe.

In dieser Botschaft sind beide großen Dichter eins. Den Weltfrieden hat Dante verkündigt als ein Ideal. Aber es muß ein Friede sein, der aus Liebe kommt, und woher soll diese Liebe kommen, wenn nicht aus dem Glauben, der die Seele war der Divina Comedia.

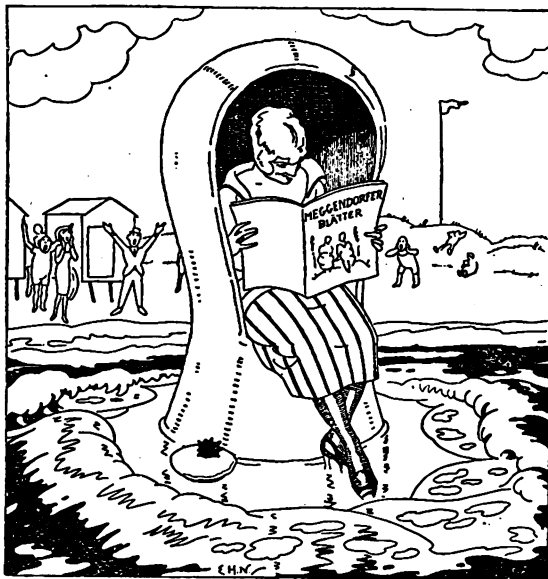


Verantwortliche Hauptleitung: Friedrich Muckermann S. J., Bonn, Hofgartenstraße Nr. 9.

Herausgeber für Österreich: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11.

Es wird gebeten, keinerlei Manuskripte ohne vorherige Vereinbarung einzusenden.

Verlag und Druck: Gredebeul & Roenen, Essen (Ruhr), Ribbelstraße.



Meggendorfer-Blätter

das beliebte farbig illustrierte Familienwitzblatt
 Vierteljährlich beim Buchhändler oder direkt vom Verlag Mk. 15.60.
 Einzelne Nummer Mk. 1.25. Die Auslands-Bezugspreise bitten wir
 zu erfragen. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.
 Meggendorfer-Blätter, München, Perusastraße 5.



FROHSINN / HUMOR / SATIRE / LIEBE ZUM SCHÖNEN UND ZU DER HEIMAT

das sind die Hauptmerkmale der
 humoristisch-satirischen Erzählung

FRÄNZCHEN

VON MÜLLI-MULLI

Je Band gebunden nur M. 17.50, fein geheftet
 nur M. 14.50. Beide Bände gebund. nur M. 34.—
 fein geheftet nur M. 28.—. Vom ersten Bande
 eine billige Ausgabe zu M. 10.—.

Durch jede gute Buchhandl. Wo nicht vorrätig, liefere direkt.
 Postkonto Nr. 8759 Essen, Nachnahme M. 1.25 Aufschlag.

Bitte, betrachten Sie dieses Bild genau. Es wird Ihnen als Wandschmuck in Mehrfarben-
 Steindruck sehr gefallen. Preise: 13x18 cm, einfacher Rahmen, M. 6.—, 10x15 cm,
 schöner Rahmen M. 11.—, desgleichen mit Goldrahmen M. 13.—, 42x43 cm, ungerahmt
 M. 22.—. (Zur Probe als Muster) 12 verschiedene dieser Karten zum Preise von nur M. 3.—

MULLI-VERLAG FRITZ GÖRRES, ESSEN ELEONORENSTR.

Presseurteile: „Süddeutsche Monatshefte“: Dieser Witz ist urwüchsig, die Satire ist fein,
 Der Hauptwert liegt in dem pädagogischen Gedanken der ganzen Arbeit.

Immer mehr Freunde erwirbt sich das

Harmonium

als das schönste und vollkommenste
Hausinstrument. Auch von jedermann
ohne musik. Vor- und Notenkennt-
nisse sofort 4stimmig spielbar. Illustr.
Katalog umsonst.

Aloys Maier, Fulda,
Päpstlicher Hoflieferant, gegr. 1846.

Filz

Stiche, Decken, Sitzauflagen

Rölnner Filzwarenfabrik

Ferd. Müller, Köln



Sie kaufen enorm billig

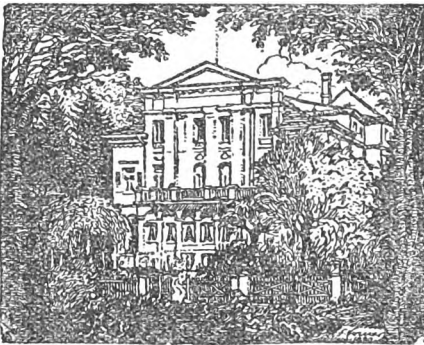
Fahrräder, Zubehör sowie Pneumatiks, Nähmaschinen,
Kinderwagen, Klapprahnenstühle, Leiterwagen, Musik-
Instrumente aller Art, Taschen- und Wanduhren, Schmuck-
waren, Hausgeräte u. Küchenartikel, Gebrauchs-Gegenstände
und Geschenkartikel, Spielwaren usw.

Illustrierter Hauptkatalog kostenlos.

„Sigurd“-Gesellschaft
m. b. H., Cassel 263







Sanatorium Villa Hildegard

Bad Homburg v. d. H. Frankfurt a. M.

**Kuranstalt für Nerven-
und innere Kranke sowie
für Erholungsbedürftige.**

Beschränkte Frequenz, familiärer Charakter, strenge Indi-
vidualisierung. Das ganze Jahr geöffnet. Mäßige Preise.

Leitender Arzt: Dr. med. Rhaban Pierß.

Wollen Sie das praktische, technische

Zeichnen und Rechnen

für Walzwerk, Masch.-Bau, Kesselschmiede, Brückenbau und Eisenkonstrukt. vollständig
und sicher, ohne Vorkenntnisse und ohne Berufsstörung, in 4-6 Mon., f. 60 Mk.
(Katen 7.50 Mk.) unter Garantie erlernen, so verl. Sie kostenlos Ausf. von August
Krenz, Zivil-Ingen., Düsseldorf, Berger Allee 6. Die von mir ausgebildeten über
3500 Personen im Alter von 16-52 Jahren bekleiden Stellen als: Betriebsleiter,
Techniker, Obermeister, Maschinemeister, Monteure, Vorzeichner und dergleichen.
Gegründet 1886. Zahlreiche Anerkennungen. Hohe Auszeichnungen.

In unserm Verlage erschien:

Peter Hille, Eine Dichterseele

Von Hans Roselieb (Firmin Coar).



Mit seltener Feinheit hat Roselieb die Seele dieses Dichters aufgedeckt. Nicht die starre Form einer Biographie hat Roselieb gewählt, sondern er hat des Dichters Seele, die „Seele, der im Leben ihr göttlich Recht nicht ward“, gezeichnet, und zwar mit Farben, die aus des Dichters Werken genommen sind und ebenso eigenartig berühren wie Hilles Leben und Schaffen selbst. Zwar liegt über Hille schon einiges Biographische von seinen Freunden vor, aber diese haben kein Seelengemälde gegeben. Für die Literaturgeschichte bedeutet dieses Buch ein Ereignis. Kein Freund des Dichters, kein Literat und Literaturhistoriker, kein Psychologe und kein Aesthetiker wird an diesem Buche achtlos vorübergehen können. Preis des Buches: 154 Seiten, gebunden 9,60 Mark. Zu haben in jeder guten Buchhandlung.

Gebr. Lensing + Verlag + Dortmund.

Ein Genuß ohnegleichen ist das gute Buch, insonderheit ein gutgewähltes

Herder-Buch:

Dante, Die Göttliche Komödie. Übertragen von R. Boozmann.

Dörfler, B., Der Mäffellöcher Erzählung.

Federer, G., Der Fürstentümer. Geschichten von der Ur Schweiz.

— **Das Wunder in Holzschuhen.** Geschichten von der Ur Schweiz.

— **In Franzens Poetenstube.** Umbr. Reisekapitel.

— **Gebt mir meine Wildnis wieder!** Umbrische Reisekapitel.

— **Eine Nacht in den Abruzzen.** Mein Lucifinus-geschichtlein.

— **Patria!** Erzählung aus der irischen Gegenwart.

Ganther, A., Heimerle mit dem Korb. Erzähl.

Brehmsing, R., Don Antonio. Ein Briefroman.

Bertelli-Roch, Max Buchwaldel, der Ameisen-kaiser. Ein Buch für Kinder und große Leute.

Collobi-Grumann, Die Geschichte vom hölzernen Bengele. Eine lustige Kasperlgeschichte.

Homtscheid, M., Der Schleuderer und andere Knabengeschichten.

Kiesgen, L., Der Märchenvogel. Ein Buch neuer Märchen und Nären.

Kalubczyk, A. Dante Sein Leben u. seine Werke.

Stodmann, A., Die deutsche Romantik. Ihre Wesenszüge und ihre ersten Vertreter.

Seilmann, A., Zwischen Alltag und Ewigkeit. Sonntagsgedanken.

Timpe, G., Der selige Weg. Gedanken zu Jesuworten für jeden Tag des Jahres.

Jahrbuch d. angew. Naturwissenschaft. 31. Jhrg.

Sacher, G., Der Bürger im Volksstaat. Eine Einführung in Staatskunde und Politik.

Wenn die kleine Auswahl nicht genügt, bestelle auf untenstehendem Bestellzettel „Herders Bücherschatz“, der jedem etwas bringt. Das Buch ist, trotzdem es naturgemäß auch teuer werden mußte, noch immer **die billigste, wertvollste und schönste Freude, die wir uns bereiten können.**

Bitte ausschneiden und in offen. Umschlag an Herder & Co. G. m. b. H., Berlin, zu senden. Fr. einj.

Senden Sie kostenlos direkt — durch die Buchhandlg.

1 Bücherschatz.

Unterschrift:

Ort u. Tag:

Wachen Sie Ihre schlummernde Begabung!!

Die meisten Menschen sind durch äußere Umstände, wie Stellung der Eltern, Bestimmung des Vaters, augenblickliche Vorliebe des Kindes für einen Beruf, dessen Pflichten u. Schwierigkeiten es aber nicht kannte, zu ihrem Beruf gelangt. Die wenigsten sind auf ihre Fähigkeiten hin gründlich geprüft und ihr Beruf danach ausgewählt worden. So lebt wohl mancher als mittelmäßige Kraft mit sehr mittelmäßigem Einkommen dahin, der es in einem anderen Fache zu einer hervorragenden Stellung gebracht hätte. Was nützt mich das, wird mancher sagen, ich kann heute nicht mehr umfassen! Das ist in vielen Fällen anscheinend richtig, aber mancher hat etwas zuerst als Liebhaberei betrieben und allmählich solche Erfolge erzielt, daß der Umschwung ganz von selbst kam. Was Sie sich selbst und der Menschheit schuldig sind, ist, daß Sie Ihre geistigen Fähigkeiten ausbilden, um sich selbst und der Menschheit so gut wie nur immer möglich zu dienen. Wählen Sie hierzu die jahrelang erprobte Anleitung, die Ihnen Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre bietet. Sie bleiben dabei nicht sich selbst überlassen, sondern stehen in laufendem Verkehr mit dem Verfasser, der auf Ihre Individualität eingehen und Ihnen mit seiner reichen Erfahrung dienen kann. Ein Zeugnis aus vielen: „Der Vortrefflichkeit Ihrer Methode verdanke ich es, daß ich mein technisches Examen vor 15 Jahren mit „Sehr gut“ bestanden, seither, ohne jemals mich überanstrengt zu haben, mich vielfach mit bestem Erfolg erfinderisch und journalistisch betätigte, in meinem Beruf stets Bestes leistete, auf einigen Musikinstrumenten das Spielen erlernte, fünf europäische Sprachen vollkommen beherrsche und außerdem mich noch in einigen anderen Sprachen bestens unterhalten kann.

Dies alles erzielte ich dank Ihrer Lehre, obgleich ich, offen gestanden, mit keinen besonderen Talenten begabt gewesen war,

sodaß ich jedermann Ihre Methode als vorzüglichstes

Mittel zu seinem Lebenserfolg und zu seinem

Lebensglück empfehlen kann. R. W., Jng.“

Verlangen Sie sofort Prospekt von

L. P O E H L M A N N

Almaienstraße Nr. 3,

München D 198.





(Kühlen, M. Gladbach)

Franziskus unter den Tieren

von J. v. Führich

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Gedezehnter Jahrgang * Heft 3 * Essen, im Dezember 1921

Nachtsunde

Ein kühler, göttlicher Gedanke, ragt
Der Ruhe Bogen über meinem Haupt.
Gleich Orgelklängen wogt die dunkle Nacht.
Der Sterne Flimmern: Altarterzenschein!
Die Sorge starb, die wütend bohrt und nagt.
Ein warmer Segen löschte jedes Leid . . .
Im Alltag stand die Seele, ganz bestaubt. —
Allgütiger, du hast sie frei gemacht
Von Niedrigem. Nun klingt sie, hell und rein,
In deine mahnende Unendlichkeit! —
Du hobst die wundermilde Vaterhand.
Du hast von meinem Fühlen abgestreift
Jedwede Enge wie ein hart' Gewand. —
Hilf auch, daß meine Seele höher reißt!
Mein inniges Gebet schwebt himmelwärts.
Mit meinem tiefften Glühen bin ich dein,
Und lächelnd siehst du in mein volles Herz.

Ernst Noelschen

* * *

St. Franziskus und neuestes Naturgefühl

Von Friedrich Muckermann S. J.

Ein Bestes kann Franziskus nur denen geben, die sich jetzt beim 700. Gedenktag in stillen Kapellen oder weiträumigen Kirchen versammelt hatten, um sich an einem Heiligen zu erbauen, aufzurichten und zu begeistern, der bei aller Strenge so liebenswürdig war. Was an solchen Stätten geschieht, ist Kulturarbeit in der tiefsten Schicht, ist Vorbedingung für alles Weitere. Aus Habgier, Wucher und Materialismus rettet zuletzt doch nur der Mensch, der im Blick auf Christus alles Irdische wie Rot erachtet und in heroischer Liebe jenem Einzigen nachfolgt, der allein stärker war und stärker ist, als Götz Mamon.

Aber über diese religiöse Gemeinde hinaus hat Franziskus seine Kulturjüngerschaft in allen Ländern und in allen Kreisen der Bevölkerung. Der Arme von Assisi ist sogar da bevorzugter Freund, wo Reichtum und Luxus jeden Gedanken an ein Übernatürliches ausschließen. Wo Johannes der Täufer nicht kommen dürfte, da läßt man ihn noch ein, den Troubadour des Sonnenliedes. Und über der Jugend der Zeit, dieser singenden Jugend, die mit Zupfgeige und Stab hinauswandert durch Flur und Wald, schwebt nicht auch über ihr seine Führerschaft, die vor so viel hundert Jahren die Menschen lodte, wie mit Gesang und Kinderlachen?

Es ist etwas Erquickendes darum, zu beobachten, wie in allem Rummel und Trubel und Vorkampf der Zeit die Jugend mit dem Instinkt der Selbsterhaltung sich der Natur zuwendet, der stetigen, der stillen, der ewig alten und immer neuen, der Natur, die Gottes Anstich trägt und Gottes Gesetz noch immer in den Sternen verkündet, die so innerlich ruhig und vertrauensselig durch die Zeitalter hindurchgeht. Hatte ein Modegeschlecht von gestern sich aus der Seelenlosigkeit ihrer Tage retten wollen in das Land des Geistes, der doch nichts geben konnte, mochte er noch so aktivistisch um seine eigene Äre kreisen, so suchten und suchen nun die Tieferen Erlösung in etwas anderm, das in wogender Fülle uns umloßt, uns blüten- und fruchtschwere Äste entgegenstreckt, uns mütterlich nährt und pflegt, eben in Gottes Natur . . .

Ob sie hier nicht Franziskus begegnen müssen? Es ist eine Hoffnung, denn allzuvielen sind auf Wegen, die niemals zu ihm führen.

Schließlich ist Natur — ich nehme sie hier in uns und außer uns, im weitesten kosmischen Sinne — doch in sich wieder stumm und einsam. Sie will erfüllt sein von unsern Träumen, und erst dann kommen ihre Echos. Und wie man hineinruft, so schallt es heraus. Dem Trohigen gibt sie harte Antwort und

dem Kindlichen geschwisterlichen Gruß. Franziskus war ein Kind, und so sang er von Bruder Sonne und von Schwester Mond. Ganz anders geht durch diese gleiche Natur viel Jugend von heute. Sie kommt aus dem Geist der Revolution. Sie stürzt sich in die Fluten wie ein Überhitzer im heißen Sonnenbrand. Sie ist wie einer, dessen Muskeln und Glieder eingeschlummert, erlahmt waren im Dienste eintöniger Arbeit. Und nun reckt sie sich, und nun wühlt sie sich ein in den Boden, nun will sie Wotans Stürme und Donars Donner, nun soll Natur, diese große, stille, heilige Natur, sie soll hergeben unerhörte Begeisterungen, abgründige Mystik, Brunst und Blut Leben, Leben!

Da erfüllt sich eine uralte, schreckliche Menschheitserfahrung noch einmal. Natur kann den Menschen nicht erlösen, der selbst das Unerlöste in sich trägt. So wird das rauschgierige Sichhineinstürzen in den Strom der Welt nur ein Versinken in einem Geschöpflichen, in einem Begrenzten, und es beruhigt nicht den Trieb, der auf das Unbegrenzte geht, und es gibt eine gewaltige Tragik. Natur wird der lockende Pan, der noch einen alten Gerhard Hauptmann betört. Was erlösen soll, wird Versuchung; denn dem Menschen ähnlich, ist Natur doch unter ihm und zieht ihn hinab, wenn sie aufhört als Bild des persönlichen Gottes betrachtet zu werden. Hier braucht's weder Offenbarung noch Dogma, hier braucht's zunächst nur die Erfahrung aller Großen von Plato bis Augustin und von Augustin bis Newman: In rein menschlichen Bezirken schon wurden sie gewahr, wie Natur nicht erlösen kann. Und das Christentum hat dieser Erfahrung Licht gegeben aus dem übernatürlichen Geheimnis. Erbsünde heißt das entsetzliche Wort, ist es gleich gemildert durch den Erlöser, den es gerufen. Viel starkes Menschentum lehnt heute Dogma und Überlieferung ab, aber nicht ablehnen kann es die Erfahrung, die sich nun fürchterlich in ihrem eigenen Schoße entwickelt. Nicht leugnen kann es die Tatsachen, nicht vortüber an Wyneken und Mud-Lamberty. Betrogene waren sie, Selbstbetrogene. Führer, die heute ideal von reinem Menschentum sprachen, die wie unbeschwert von Leidenschaft durch eine glückliche Menge schwebten, zu Tanz und Gesang aufrufend, als wäre die Welt wieder seliges Kinderland. Und dann kam die Enttäuschung, und dann war wieder einer dem alten Fluch verfallen. Dann kamen Gericht und Behörden. Und dann das widerliche Steinewerfen von Menschen, die am Ende Ähnliches hinter Vorhängen zu verhüllen haben und nur darum so laut sein dürfen, weil ihre Vorhänge dichter schließen. Ja, der Weg zum Mythos wäre eine schöne Sache, wenn der Mensch nicht allzumenschlich wäre und darum alle Mythen und alle „Religionen ohne Gott“ im Sumpfe geendet hätten.

Und Franziskus?

Er war Natur, echte, reine, kindhaft jungfräuliche Natur. Er durfte sich ihr hingeben, weil er ein Heiliger war. Weil er im Niederen immer nur das

Bild des Höheren erschaute. Weil Ströme aus überirdischen Welten in ihn flossen, die das Geistige in ihm stärkten, so daß es in der Vermählung mit dem Sinnlichen nicht die Herrschaft verlor und mit ihm zusammenklang in herrlicher Harmonie. Er hat gewußt um das Geheimnis aller irdischen Paradiese, daß sie nur erblühen um den Baum des Kreuzes herum, der hier zum Lebensbaum geworden. Er empfing die Inbrunst nicht allein von der mütterlichen Erde, sondern aus dem Feuergeiste der Himmel, und so stieg aus der erhöhten inneren Spannung herauf das reine Lied seiner Liebe.

Auch im Naturgefühl aller Zeiten werden die beiden Ströme sichtbar, der des Segens und der des Fluches. Der eine begann mit jenem Ereignis, das, von allem Übernatürlichen abgesehen, doch auch ein Naturereignis höchsten Ranges war, mit der Verweisung aus Eden, von anderer Seite aus gesehen, mit dem Untergang des Paradieses für die Menschheit. Zerstörung war ihr erstes Werk und Klage ihr erster Gesang. Und diese Naturpoesie ist immer dem Vulkanischen, dem Chaotischen, dem Wildstürmischen treu geblieben. Immer war sie ohne Ehrfurcht und immer untertan dem innerlich wirkenden Fluch, der mit der Sünde über die Schöpfung fiel. Die andere aber kommt von der Verheißung des Erlösers, hat wie süße Hoffnung büßender Arbeit Trost gesungen, war immer dabei, wenn innerliche Menschen sich heiligem Aufbau widmeten, hatte soviel im Herzen, daß sie nicht nötig hatte, durch starke Worte ihr mangelndes Innenleben wegzutauschen, erhob sich aber freilich in den Feststimmungen ihrer lichtvollen Geheimnisse zu rauschenden Chören und jubelndem Benedicite.

Das jüngste Geschlecht ist sich seiner Not bewußt. Es lehnt — die Katholiken allein haben hier eine Sonderstellung — selbst in freideutschen Kreisen geistige Bindungen nicht mehr grundsätzlich ab, will es auch einstweilen nur die freigewählten gelten lassen. Zwischen Autonomie und Heteronomie bewegen sich die Pforten stöhnend und ächzend auf und zu. Noch sind Wege offen nach lichten Ausgängen und freudiger Zukunft. Möchten die Ehrlichsten und Fähigsten einmal tiefer nachdenken über St. Franziskus und jenes Geheimnis, wie sich ein Mensch so in die Natur versenken konnte, ohne unterzugehen, wie er sich mit ihr erheben konnte, verklärt und verklärend, wie St. Franziskus zum Dichter des Sonnenanges wurde



Kleine Legenden

Sechs Gedichte von Margarete Windthorst

Die Legende von der Kettenblumenwiese

Ging Maria über eine Kettenblumenwiese,
Blühten alle Blumen golden wie im Paradiese.

Und der Wiesenanger lebte wohl von tausend Engeln,
Die die Blumen pflückten mit den hohlen goldnen Stengeln.

Sprach die Mutter zu dem holden Kind an ihrer Seite,
Das wie traumverloren hinsah in des Ungers Weite:

„Willst du denn nicht, lieber Jesus, mit den Englein spielen?
Schau, sie pflücken Blumen, binden Ketten aus den Stielen.“

Sprach der Knabe: „Nicht zu binden kam ich neue Ketten,
Sondern aus den alten zu erlösen, Euch zu retten.“

Maria unter dem Apfelbaume

Saß Maria unter'm Apfelbaume,
Trug ihr Kindchen weder Hemd noch Schuh,
Und ein Engelschen im hohen Raume,
Aus den Zweigen hin zum Wiesenraume,
Warf ihm den gepflückten Apfel zu.

Saß Maria und war still versonnen;
Und die Kinder jauchzten zu dem Spiel,
Wenn, im Hin und Wieder kaum gewonnen,
So aufs neue noch einmal begonnen,
Wie ein Ball der rote Apfel fiel.

Saß Maria mit dem Herzen zage,
Schaute zu dem Spiele her und hin,
Und es zog wie eine leise Klage
Ihr die alte Paradiesesfage
Vom gepflückten Apfel durch den Sinn.

Kreuzblumen-Legende

Ging Maria hin am Bergesrain,
Lief ihr kleiner Sohn ins Feld hinein.

„Gia, Mutter, sieh, wie wunderschön
Hier die Blumen blühen an Bergeshöhen!

Wie sie heißen, Mutter, sag's geschwind,
Und warum so rot die Blumen sind?“

Sprach Marie: „Kreuzblumen, lieber Sohn,
Hieß man sie am Tag der Schöpfung schon.

Und darum, darum sind sie so rot,
Weil sie sind wie Blut im Kreuzestod -- “

Sprach sie, und die Stimme bebte bang
Von dem Schwert, das ihre Brust durchdrang.

Lied vom Vöglein

Wollt ein Vöglein niederfliegen
In Mariens Schoß.
Tat sie drin ihr Kindchen wiegen
Mit den Füßen bloß,
Mit den Füßen bloß.

Liebes Vöglein, du mußt warten,
Sieh, wie's schlummernd liegt.
Such ein Bäumlein dir im Garten,
Wo der Zweig dich wiegt,
Wo der Zweig dich wiegt.

Wollt mich ja nicht lassen wiegen,
Sang das Vöglein süß,
Wollt nur einmal niederfliegen,
Singen leif': Gott grüß',
Singen leif': Gott grüß'.

Die Legende vom Edeltannenreis

Schließ der Jesusknaue unter'm Edeltannenbaume,
Lag er ruhlos, und er wachte auf aus wirrem Traume.
„Mutter,“ rief er, und er rührte an die Zweiglein leise,
„Warum bauen Kreuze alle Edeltannenreise?
Darum — ja, ich weiß es, denn ich bin im Traum gegangen
Eben schon den Kreuzweg, und ich sah am Holz mich hängen.
Aber — wie denn jeder Zweig mit stehen will zum Bilde,
Warum stechen nicht die Nadeln, sind wie Tau so milde?“
Sprach die Mutter: „Weil, wenn wir empor zum Kreuze schauen,
Uns vom Marterholz die Glüte wird herniedertauen.“

Die Legende von der Schlehdornblüte

Einsam flog die Jungfrau über Stein und Wege
Zu Elisabeth;
Starrten Dornen aus dem Schlehbusch im Gehege.
Und wie finst're Häupter auf gerechten Hälften
Hob der Tannicht
Düster sich und dräuend aus den weißen Felsen.
Über'm Hange rauschten dumpf die Winde droben,
Aus dem Grunde
Ward ein Wort wie aus empörter Brust gehoben:
„Schauet dort, wer ist sie, die uns so begegnet?
Keines Gatten Hand
Führt den Weg sie, doch ihr Leib gesegnet —?
Soll nicht Felsgeröll sich ihr entgegen werfen,
Und im Zeugnis der Natur
Sich der Stacheldorn am Wege ihr verschärfen?“ —
Einsam flog die Jungfrau über Stein und Wege;
Ihre Kleider
Streiften hier und dort die Dornen im Gehege.
Und wo sie gegangen, gleichwie im Behüten
Ihrer Schritte,
Gingen auf im Lenz alle Schlehdornblüten.
Lagen wie der Unschuld bräutlich weißer Schleier —
Zeugnis der Natur —
Über ihres Weges einsam hoher Feier.

Die Himmel erzählen . . .

Eine Novellenreihe von Franz Friedrich Oberhauser

1.

In später, traumbelagerter Nacht schlug Tristan Lukasser die Augen auf. Wunderbarer, mattsilbern durchglühter Samt, hing die Nacht in den breiten Fenstern. Über das Gedächter der Stadt, welche tief unten lag, wogte eine Flut unsagbar köstlichen, blauen Lichtes. Das war nicht mehr Welt, nicht mehr Ding, nicht mehr Erde. Aber traumhaftes Ahnen, Fühlen, ungewisses, entrücktes Erleben. Irgend etwas, Berauschung, abstraktes Geschehen. Der Begriff ertrank in einem Silbermeer von Wonne.

Noch nie fühlte Tristan sich so leicht, merkwürdig wohl, wesenlos. Er fühlte sich aufgehoben, getragen, er verstand nicht das matte, warme, schwere Licht, begriff es nicht, er stand mitten im überströmten Atelier, und sah alles untergehen im blauen Strom.

Alle mondlichen Nächte sind so. Keine Nacht mehr. Strahlen, Leuchten, neues Leben, andere Welt. Schon in seiner Jugend empfand Tristan die Nacht als etwas Seltsames, Unbegreifbares, abgerückt von der Verständlichkeit des sonnevollen Tages.

Das Wunder der Gestirne, der Schmutz der Sternhaufen, der unerschöpfliche geheime Quell des silbernen Mondlichtes.

Duchesse-d'Albe-Rosen hingen aus einer Vitrinenvase wie große Tropfen in der Wärme der Nacht. Glühend aufschäumender Abendbrand. Lichtsegel glitten traumhaft an den Wänden entlang, auf goldenen Bilderrahmen schäumte es jäh auf, aus den Bildern sprangen die Menschen, die er gemalt, Wiesen dehnten sich, Frühlingsbäume streuten einen Schneefall feiner Blüten über das ganze Land. Über die Himmel seiner Bilder brauste die Leidenschaft wilden Gewölkes, herrlicher Wolkenphantome, leuchten, glühen und blinken lichtgetränkte Figuren. Oder es sprang in letzter Blut gespanntes und in wunderbare Form geblasenes Glas über das südliche Land. . .

Die Erde war ein Garten von Lautenorchestern, in denen Abenteuer, Tanz und Liebe brauste. Blendend, verblendete Lust und Wonne, von Stürmen aufgewühltes Meer . . .

Tristan glitt an das breite Mittelfenster.

Das war Endlosigkeit saphierblauen Wunders. Sternflocken überstreuten die Stadt, es funkelte prächtig, und weit draußen im Lande glänzte der Orion. Der Mond, das strahlendste Schmuckstück an leise glühender Perlenkette kleinen Gewölkes.

Die Dächer eingesäumt von Sternen, über Kirchentürme schimmerten zarte Figuren. In den Gassen floß Silber, über den Wiesen lag Schaum. Aus den Bäumen tropfte funkelnder Regen.

Tristan begriff nichts mehr.

Er fühlte ein unsagbar feines Rauschen in seinem Blute. Melodie war die Erde. Die Fernen sangen!

Geschmeide. Rausch. Licht und unerforschte Finsternis in den Schattentiefen.

Grotest empfand er plötzlich diese Welt. Jetzt: die Kleinigkeiten, die Siebensachen, der philiströse Alltag, der Kleinram des Lebens, die törichten Eitelkeiten, — wenn sie wenigstens echt und stark wären! —, die Erlebnisse, die Wünsche, die Erfüllungen — und der Mensch!

Der Mensch!

Wie lächerlich er ihn empfand, ein Spielzeug, ein unvernünftiges, eine Gebärde der Schöpfung, dieser Erde Erkennen, Retter und Verwüster. Klugheit und Verblendung, Weisheit, um sich selbst zu geißeln, mehr sein wollen als Mensch, über sich hinaus. Rätsel: dessen einzige Lösung diese ist: das Geheimnis der Erde zu enthüllen, die Hand auszustrecken über die Schöpfung dieser Erde, ihre ungezählten Wunderwerke, immer mehr sein zu wollen, selbst in der Erkenntnis des Unerreichbaren, selbst als Geschöpf dieses zu vergessen: selbst geschaffen, selbst die Tatsache einer Gnade, einer unermesslichen Gnade, ausgehend aus einer Nacht.

Süße, vernichtende Tollheit, kindliches Beginnen: mehr sein zu wollen, über sich hinaus zu wollen, und zu wissen, je näher diesem Geheimnis auf der Spur, um so verwirrter wird die Fahrt. Allen Anfang zu vergessen: daß die eigene Seele nicht uns gehört.

Ferne, answellende Musik erfüllt die Nacht.

In den Himmeln tönen Chöre, und dunkel hallen sie die Erde wider.

Silbertränen fallen funkelnd in die Nacht.

Über den Dächern her kommt eine Gestalt: Springt über Giebel, schreitet wesenlos über Gassenschluchten, tanzt berauscht im Licht, gleitet beseligt durch den Glanz von blanken Silbernieten über Weiher und Flüsse. Turnt über das gotische Schmudgeflecht der Kathedrale, schlägt einen großen Bogen durch die endlose Nacht um den breiten Turm des Domes, klettert lusterfüllt die eiserne Feuerleiter des Nachbarhauses hinan, und schreitet langsam und den Blick ruhig auf das breite Fenster heftend, über das letzte Dach zu seinem Atelier.

Warm und mild strömt die Nacht herein. Fenster strahlen in den tiefen Gassen. Ueber den breiten Bord das Mondlicht in leifestäubenden Raskaden. Rosen heben sich blaß und schmal empor wie betende Frauenhände. Jäh liegt eine scheue Furcht und Angst auf allen Dingen. In namenloser Sehnsucht klingt die Erde nach dem Himmel. Verhallen und gedämpft schwingen die Glockentöne in die Zeit und fallen auf den Brokat der Nacht.

Tristan zu seinem nächtlichen Besucher:

„Es ist mir, als ob ich dich irgendwo gesehen habe . . .?“

Der Fremde schweigt. Unsicher halten seine Hände den dunklen, mattglänzenden Mantel, als wäre er aus der Bläue der Nacht geschnitten.

„War es in Spaniens glutdurchatmeten Gärten, in den Höfen maurischer Versunkenheit, in den Winternebeln an der Seine in Paris, in atemloser Haft in London, im Blumenrausch an der Riviera, in den von Mandolinen durchschwärmten Kanälen Venedigs, in den Abendbränden Konstantinopels, in den klaren Fernen Dänemarks, im Schiffsgewirr der Grachten Amsterdams . . . Wo sah ich dich? . . . Fremd und doch verbunden mit dir . . . Fremd und doch in mir!“

„Ich bin nicht, und doch bin ich. Bei jedem Menschen, in jedem Menschen, selten erkannt. Die Erkenntnis ist mein Ziel und Abschied . . .“

„Dann bleibst du weiter in der Entwicklung, und als treibende Kraft!“

„Nicht Geist bin ich, nicht Suggestion!“

„Dann bist du Traum?“

„Sind Träume nicht berechtigt?“

„Im Persönlichen!“

„Ich bin persönlich. Ich bin nur für dich, du für mich. Du findest dich nur in mir.“

„Wo kommst du her?“

„Du schufest mich! Ich war nicht, ich bin nicht. Ich bin Augenblick oder ein ganzes Leben lang. Ein Teil deiner Gedanken, deiner Ideen. Mit mir hältst du Zwiesprache. Deine Dialoge, die du über alles, was Möglichkeit sich nennt, hältst — und was wäre das nicht? —, sprichst du mit mir. Ich bin auch, wenn du willst, unbewußt der Registrator deiner Erlebnisse, deiner Handlungen. Dein anderes Gesicht . . .“

„Und was nun?“

„Ich sah dich wachen. Ich sah dich in Zwiespalt, im Zweifel, in Streit. Ich will dir die letzte Zeit deines Lebens schildern. Seit nicht allzulange hattest du die Güte, mich zu rufen, um dein Begleiter zu sein.

Dein Leben war in der letzten Zeit nichts als Rausch, als grenzenloses Verlangen nach Lust, nach Tanz, nach Festlichkeit. Du wiesest alles, was tiefer und reiner war, ab, du verweigertest deiner Seele Nahrung, der sie bedarf. Du glaubtest von goldenen Pokalen des Lebens zu trinken, indessen war dies Schein, vergoldeter Stoff, entnommen dieser Erde. Aber du warst leichtgläubig und der Drang, die entfesselte Leidenschaft, die Sehnsucht machte dich trunken. Du hingst dem Traum und leeren Spruch des Landes nach: die Jugend ist's, die allein selig macht, und man lebt nur einmal, ist nur einmal jung. So schwelgest du in Herrlichkeit von Land zu Land. Und überall tat sich dir Gottes Erde auf, mit allen Zärtlichkeiten und nie ergründeten Geheimnissen des Schöpfertums. Du aber nahmst dies alles nach dem Maß der Weltlichkeit. Das war Genuß. Jeder Genuß fordert Opfer. Er ist dieses Lebens schönster lodendster Verderber.

Du trankst die Seligkeit der Erde. Und fandest den Himmel. Und was du maltest, das war nichts als Schein des Lebens. In Schönheit warst du berauscht. Ohne zu wissen, wie schnell Schönheit vergeht. Deine Frauenbildnisse sind die schönsten, die es gibt. Aber sie sind seelenlos. Gütelos, kalt, frigid.

Mädchen schufest du, selbst in der Verdorbenheit schön, aber du logest. Nie war das Leben anders, als es in der Bibel steht. Und kein Künstler könnte es anders machen. Er kann es mit Hilfe von Leidenschaft und trunkener Schönheit wunderbar machen und verklären. Aber er kann keine neue Seele schaffen. Denn die Seele ist Gottes eigenstes Gut. Er kann strahlend und unbeschreiblich schön sein, aber er verliert die Güte, Gläubigkeit, die Demut.

Du idealisiertest im Rausch deiner Wonne alles. Es war die Zeit der Erfüllung aller deiner Wünsche. Und diese ist der Verführung engste Helferin. Darin verarmtest du. Und bist nun müde . . .“

Veilchenblau schloß die Nacht.

In leiser Beständigkeit funkelten die Sterne.

Und Tristan, erregt und all sein Leben übersehend, suchte plötzlich nach dem feinen, innigen, gläubigen, milden Ton. Nach Kindlichkeit, die selig macht.

„Weiter!“

Seltamer Druck lag auf ihm. Eine Hand voll Sterne nehmen und sich damit die heißen Augen kühlen. Oder in das tauüberschimmerte Gras. Nein, bleiben, die Welt erzählt, Vergangenheit berichtet: und über die inbrünstiger gehobenen Rosenhände hinweg, Tristan:

„Weiter . . .!“

„Es kam eine Zeit, da stöhnstest du unter neuer Sehnsucht. Du sahest ein, daß Sehnsucht unerschöpflich ist, und daß sie nur deshalb berechtigt ist, weil sie eben unerschöpflich ist. Aber du erkanntest sie nicht! Und du gingest unter im Glück! Aber dieses Glück betrog dich!“

„Glück!“

„Ja, dieses Glück war Schein. Denn Glück ist alles und nichts! Man weiß nie, was Glück ist. Es kann ein Augenblick sein, es kann Monate dauern, nie und immer. Leid, Qual, Freude, Erfüllung, Sehnsucht, Mensch, Ding, Gefühl, all dieses kann Glück sein. Schmerz und Wonne. Aber nie ist Glück Genuß.

Nie ist Glück gänzliche Erfüllung.

Die Erfüllung verliert im Augenblick ihres Eintretens in unser Leben den Wert. Nur in der Erwartung herrscht sie.

So war alles zur Welt geworden. Einmal zerbrachst du deine Palette, um nicht mehr malen zu können, zerbrachst deine Pinsel, warfst sie in das Feuer. Aber unser Wille geht immer über die Dinge hinaus. Und in einer Stunde darauf arbeitest du bereits an einem indischen Nachtfest, berauscht vom Farbenreichtum der tropischen Nacht.

Ein andermal warfst du deine Palette und deinen Requisitenkasten von einem japanischen Felsgrat in die stahlblau und hart ausgebreitete See. Aber am nächsten Tage kauftest du schon wieder das wunderbare kleine Farbzeug der japanischen Maler, Tusche und seltsam weiches Papier, verführt durch den wunderbaren Drang, aus diesen Dingen neues zu schaffen.

Soll ich dir alles dies weitererzählen? Von deinen kleinen Abenteuern, deiner Flucht ans Meer, in Parke, deinen nächtelangen Wanderungen, deinen unermüdlichen Spaziergängen im kleinen Gassenwerk fremder ferner Städte, oder in den Schneefürmen der Alpen? Du warst gefangen, und wußtest es nicht. Entkamst nicht mehr. Du glaubtest nicht. Das war ein Resultat deines Lebens . . .“

Zarter, feiner Nebel deckte die Erde zu. Sterne glommen gedämpft. Glocken hallten leise. Schwerer Traum.

„Warum hältst du Rede mit mir? Wer gibt dir das Recht? Bin ich dir Rechenschaft schuldig? Geh, verlasse mich! Ich lebe, und will leben! Was ist der Grund deiner Anklage, warum enthüllst du Dinge, die man nicht enthüllen soll? Reißt die Maske vom Gesicht? . . .“

„Weil ihr seltsame, kleingläubige Menschen seid! Weil ihr mehr sein wollt. Selbst aus Staub Leben schaffen wollt! Selbst dieser Erde anvertraut und geliebt, Neues, Lebendes hineinstellen wollt. Schöner machen. Und seid doch mehr, als alle eure Werke, denn ihr lebt einmal, euch ist das Leben gegeben worden, ihr aber wollt es weitergeben, Neues geben! Warum ist die Eitelkeit so groß unter euch?“

„Weil alles Verführung ist, jede Kleinigkeit, das ganze Leben. Und man will doch siegen, man will doch das Gefühl, den Taumel des Sieges haben: denn alles ist Kampf. Und aller Sieg ist irgendwie der Anfang der Eitelkeit!“

„Auch das ist Verführung, wie du es nennst!“

Und nach einer Weile der Fremde:

„Aber sieh! Siehe hinab auf die Erde! Auf die Häuser! Sieh hinein in das Land, und nichts findest du stärker und größer, als eine grenzenlose Armut, die aus den Menschen kam. Immer war die Erde gut! Sieh diese Menschen! Was ist übrig geblieben von all dem Land, den Eitelkeiten? . . . Zerschlagen und zermürbt ist alles. Und jeder trägt eine Riesenlast. Qual und Not stöhnt aus den Städten. Aber vielleicht muß das alles so sein? Verirrt in grenzenloser Armut an Liebe. Gottes Angesicht verlangt die Erde. Soll er abermals gekreuzigt werden? Ist keine reine Hoffnung unter dieser Menschheit? Der Erwartung bar?“

Und du, alles was du tust und treibst, in jedem Kleinsten liegt das Wunder des großen Könnens, der Gnade, des Künstlertums! Aber du verlorst dich im Rausch dieses Glanzes, in der Pracht, und tatest nichts, das den Früchten deiner schaffenden Gegenwart Wert für dich selbst und für deine Zukunft gibt. Ruhe, und ein wunderbares, feines, gütiges Licht. Aber alles erhaben ist ein reiner Wille, seine Tugenden strahlen unerschöpflich. Schön und begeisternd ist die Leidenschaft und verführerisch herrlich die Welt in ihrem Glanze, aber nicht mehr, als das Feuer eines Abendbrandes, das bald verloht . . .

Millionen Hände greifen zu unsichtbaren Himmeln, und Millionen irren durch die Straßen dieser Zeit.

Der Himmel ist klar und rein in alter Schönheit, und unvergänglich schafft die Erde nach dem Willen Gottes. Das ist der großen Herrlichkeit blendender Bestand! . . .“

Der Fremde schwieg.

Wunderbare Losgelöstheit erfüllte Tristan. Flügel wuchsen seiner Sehnsucht, hinaus in diese wundersame Nacht, in den unendlichen Raum, in dem es tausendfältig Neues gibt. Hinauf und weg über diese elende Erde, über die Erde dieses Elendes, ertrinkend darin. Segengefüllte Wolken. Dumpf der Erde inbrünstiges Verlangen.

Hinab, hinab, nicht ertrinkend im Lichtschaum der fernen Welten. Der Erde Sohn sein und bleiben, aber die Brust gefüllt mit aller Herrlichkeit.

Und in Melodie ertrinkt alles. Alles braust im Leben, wie es geschaffen. Alles ist wunderbar in seiner Art. Und Licht und Schatten und Höhen und Tiefen:

Die Himmel erzählen . . .

Hände strecken sich dem Himmel entgegen. In Kammern wird es Licht. Herzen strahlen, Tränen, in dichtem Nebel gefunden, schimmern leise: Glaube!

Die Nacht wird ein Wunder Gottes, neu und unübertrefflich, und Milliarden Sterne erwachen, und alles erklingt im Chor: die Herrlichkeit Gottes . . .!

* * *

Als Tristan erwachte, lag er vor der Staffelei.

Morgensonne füllte den großen Raum, und rosiggesäumte Wolken fielen in den Tag. Die Duchesse d'Albe trank das Licht in leiser Durstigkeit. In maßloser Sanftmut und angeglüht in Seligkeit sprang der Himmel über die erwachende Erde.

Tausend Fenster der Stadt waren entflammt und glühten.

Ferne Wälder, starrgewordenes dunkles Meer ertranken in der ersten Lichtflut.

Herrliche, frische, köstliche Kühle strömte in das Atelier.

Die Rosen öffneten leise ihren Blättermund und tranken, dem Licht entgegengeneigt, das junge Leben. Auf den Bildern sprang die tolle Lust und der Taumel des Lebens.

Aber groß und gewaltig, gigantisch beinahe, gelb und erwartungsvoll stand die Leinwand für das neue Werk.

Und Tristan, nicht fragend nach den Ereignissen dieser im Traum verwirrten Nacht, nicht fragend und grübelnd nach Bedeutung und Sinn . . ., aber erfüllt von einem neuen kraftdurchströmten Drange, begeistert und dahingetrieben in der Schönheit, in der nie umschließbaren, nie gänzlich erfassbaren Größe, Mannigfaltigkeit, dem unaufhörlich neuen Reichtume des Motives, begann den ersten Entwurf:

Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes . . .!

Und die ungezählten Wolken trugen all ihr silbernes Licht herbei, und Gottes Erde stand unermesslich schön und klar in der Sonne.

Von den Kirchen sangen die Glocken, gläubig erfüllt zur Arbeit.



Ich war ein Mensch* / Von Ernst Noeldchen

Ich war ein Mensch! — O kurze Wanderzeit,
Wieviele Wünsche hebten durch dich hin! —
Nach Sternen griff ich im vermessenen Spiel.
Obgleich mich hart enttäuschte jedes Ziel,
Glaubt' ich doch an der Dinge Wichtigkeit —
Und eines nützigen Lebens Lust und Leid
Erschienen riesengroß vor meinem Sinn.

Es ward mein Herz gestillt durch keinen Sieg —
So unterlag ich immer in dem Krieg,
Dem kleinen Krieg, der Weltenwirrsal heißt! . . .

Vom Kelch der Leidenschaften trank mein Mund:
Der grüme Zwiespalt ward in mir entfacht.
Es rangen in mir Licht und finstre Nacht,
Und nackte Zweifel drohten meinem Geist. —
Bestäubt schritt ich und tief im Herzen nund,
Bis Staub zum Staube leblos niedersank,
Bis das Vergessen meinen Leib umschlang.

Mein Name? — Schweigen lastet grau und schwer —
Und wuchsend dringt das kalte Schweigen ein
Auf jeden, der betrachtet meinen Stein . . .
Ich sündigte, — doch Sehnsucht hob empor
Zuweilen mich aus einem Nebelmeer:
Ich hing als Glut. — Die Sehnsucht ward gelohnt! —
Das Licht, das gutes Fühlen mächtig reißt
Zum Herren, der im Klang der Wahrheit wohnt,
Den ewig in dem Flug der Ewigkeit
Mit immer neuen Lobgesängen preist
Der glückberauschten Himmelsgeister Chor,
Hat mich befreit.

*

Ich war ein Mensch Längst schwand der Erde Bild. —
Ich bin ein Haß, der strahlend, flammend quillt,
Daß jenen blaffen Daseins Melodie
Vor mir im jähen Schreck versinken muß.
Ich bin des höchsten Glückes Überfluß! . . .
Vom Herrn bezwungen, starb der bittere Tod:
Die große Liebe sog mich lächelnd ein. —
Ich bin, ich bin — und werde ewig sein.
Ich bin, ich bin, ich bin und ende nie!
Ich gleite trunken durch lebendigen Glanz.
Mich trägt ein unbegrenztes Morgenrot.
Der Tag brach an, den keine Nacht bezwingt.
Ich fliege, fliege, wunderbar beschwingt. —
O heiliger Rausch, — o Lichter, linder Tanz! —
Ich bin in Gott!

* Wortlaut einer verwitterten Grabchrift.

Die Festspiele von Langenbieber*

Ein Bericht von Dr. Leo Weismantel

Im Sommer dieses Jahres fanden auf der Höhe der Rhön bei dem Dorfe Langenbieber Festspiele der umliegenden Bauerndörfer statt; der offizielle Veranstalter derselben war der Bühnenvolksbund, zur Aufführung kam mein Spiel „Fürstbischof Hermanns Rhönfahrt“, dessen Titel wir später (damit er Aufführungen auch an anderen Orten nicht im Wege stünde) in „Das Spiel vom Blute Lucifers“ abgeändert haben. Das Spiel war eigens zum Zweck der Langenbiebener Festaufführungen und im Auftrag des Bühnenvolksbundes im letzten Winter von mir geschrieben worden. Auf Ersuchen der Schriftleitung des *Gra*l gebe ich hier selbst einen Bericht über die Ziele dieses Unternehmens, das unter der Fahne „Deutsche Heimatspiele“ ja keine Einmaligkeit bedeutete, sondern über diese Einmaligkeit hinaus einen allgemeinen kulturellen Willen bekundete.

„Heimatspiele“ sind an sich nichts Neues. Haben wir ihrer nicht sehr viele? Von Oberammergau bis Rothenburg, — Spiele, die vom Leiden des Christ oder einer Historie einer Stadt künden. Was mißt sich Langenbieber an, das erste einer neuen Art zu sein? — Langenbieber hat kein religiöses Spiel wie Oberammergau sich durch die Jahrhunderte erhalten, noch führt es eine eigene Historie auf, — das bietet rein äußerlich den Trennungsschritt von dem, was an Heimatspielen vorhanden ist. Aber hier offenbart sich nur eine Verneinung des bisherigen; hier wird keine literarische Ausgrabung aus dem Mittelalter versucht, in die sich die ratlose Theaterwelt selbst von Berlin W. heute flüchtet, um das Mirakulum einmal als Spektakulum, das Christentum, den Katholizismus neben den Kulte des Ostens als eine höchst interessante Modernität zu befaunen — was anderes ist den vielen europapilgernden Amerikanern heute selbst Oberammergau noch? — aber Langenbieber will auch kein Hiftörchen aus einer Zeit, die dahingeschwunden ist, keine „Denkwürdigkeit“. Oberammergau und Rothenburg zeigen uns, daß es eine doppelte „Heimat“ gibt, eine Heimat des Geistes und eine Heimat der Erde. In den Jahrhunderten, die seit dem Mittelalter über uns hinweggegangen sind, hat das deutsche Volk in seiner Gesamtheit diese doppelte Heimat verloren, denn als Volk sind wir keine durch den Glauben zusammengeschmiedete gläubige und im Glauben und aus dem Glauben lebende Einheit, keine „Christenheit“ mehr, aber wir sind auch keine rein irdische Einheit, keine Reichseinheit, obwohl sie äußerlich besteht, das innere Leben spricht dieser „Einheit“ Hohn. Nur der Einzelmensch ist noch im Glauben an Gott, im Katholizismus, im Protestantismus, in einer Sekte, in einer politischen Partei verhaftet. Wie der zersetzende Geist einer nur zweifelnden Philosophie jede Glaubenseinheit zerstörte, hat der technische Siegeszug der

* „Das Spiel vom Blute Lucifer“ von Leo Weismantel, erschienen im Patmosverlag, Frankfurt, im Sachsenlagen 1. Der Totentanz 1921. Ein Spiel vom Leiden und Sterben unserer Tage“, ebenda.

Naturwissenschaften uns ganz naturgemäß als Volk entwurzelt. Das ist das gemeinsame Schicksal aller Völker der Erde, durch deren Mitte heute die Eisenbahnen, die Telegraphenstangen, die Zeitungen ihre zertrennenden und anders, neu verbindenden Wege legen. Diese Feststellung ist zunächst noch nicht einmal eine Anklage der Jahrhunderte, die dies vollbracht. Es sei ganz außer acht gelassen, ob diese Veränderung des Angesichtes der Erde notwendig war oder nicht, ob sie zum Heile war oder zum Fluch — für uns besteht heute nur die Tatsache der Zersplitterung alles Glaubens und aller Reiche, die himmlische wie die irdische Heimat besteht nicht mehr für ein Volk, sondern nur noch für den einzelnen, — eine gewaltige Sehnsucht aber nach einer neuen Volkwerdung hat uns alle ergriffen, seien wir Katholiken oder Protestanten, seien wir Anhänger dieser oder jener Partei, Städter oder Bauern. Diese gewaltige Sehnsucht zur Volkwerdung erwächst aus der Erkenntnis der Gefahr des Todes, die uns bei weiterem Fortschreiten der Zertrümmerung alles Geistes auch im Körper anfällt.

Wo die geistige Zersplitterung vorhanden ist, läßt sie sich für uns Menschen nur durch Aussprache der Getrennten heben. Hier gibt es nur zwei Stätten, an denen wir uns heute noch als „Volk“ versammeln, — die politische Volksversammlung und das Theater; — die Kirche, die gewaltigste Volk schaffende Kraft, scheidet hier aus. Die Kirche — und nur die katholische existiert noch als Kirche über die Zeiten und die Meinungen der Individualitäten — kann dies Amt der Volkswerdung nicht übernehmen, sie darf nicht „disputieren“, — sie steht und geht und waltet unter den Menschen wie eine Naturkraft, wie Feuer, das auf dem häuslichen Herde brennt, — wer des Feuers bedarf, muß zu ihm kommen. Anders der Laie, — er mag, er muß disputieren, denn er ist Individuum und kann und darf und muß dem Nebenmenschen als Mitringender dort gegenüberstehen, wo die Kirche nur lehren darf. — Die politische Volksversammlung bringt die Kräfte zum Austrag, die der Volkswerdung die äußeren Formen geben, — aber die Volksversammlung untersteht noch der Partei, — in ihr herrscht der Streit, der Hader, hier wird die Uneinigkeit der Menschen ausgetragen, — aber es fehlt, damit dies unbeschadet geschehen kann und darf (und gewiß muß es ja sein) — aber es fehlt die Stätte einer von Anfang an gegebenen Einigung, die Stätte der „Erhebung“. Nur die Kunst ist für alle noch die Stätte des Friedens, und wehe uns, wenn wir die Schaubühne zum verschärften Austrag des politischen Kampfes erniedrigen, wenn es uns nicht gelingt, ihr die Würde zurückzuerobern, die ihr in diesem gewaltigen Schicksalswerden zusteht. Der Spielplan unserer städtischen Bühnen zeigt noch die restlose Ahnungslosigkeit, mit der die heutige Theaterwelt ihrer eigenen kulturellen Lebensaufgabe gegenübersteht, indem sie (und hier sei ganz abgesehen von der Operetten- und der Schwanzbühne) entweder dem Tendenzstücke der politischen Verhehung unter der geheiligten Fahne „moderner“ Kunst dient, oder sich zum „Kunsttempel“ macht, die Kunst um der Kunst willen pflegt, durch Aufführung nur „guter“ Stücke aus dem Erbe der eigenen Vergangenheit

oder der Vergangenheit fremder Kulturen sich erschöpft und dabei „Kulturarbeit“ zu leisten vorgibt, in Wahrheit aber dem Bildungsrummel der Wissens-Volkshochschulen den Bildungsrummel der Theatermuseen hinzufügt. Der wirtschaftliche Zusammenbruch, vor dem unsere heutigen Bühnen stehen, ist die ganz natürliche Erwiderung des Volkes auf den Spielplan unserer Theater, die keine Volkstheater sind. Die Überschätzung der Oper und die Unterschätzung des Schauspiels sind gradmessend für diese Verkenntung der eigentlichen Aufgabe der Bühne, auf der das feierliche Wort zu uns als Volk kommt, — dem „besten“ Spielplan unserer „Kulturbühnen“ ebenso wie den besten, d. h. gelehrtesten Vorlesungsverzeichnissen unserer nur Wissen popularisierenden Volkshochschulen setzt das „Volk“ aus dem gesunden Empfinden für alles, was lebendig und was tot ist, den Streif seines Fernbleibens entgegen. Enttäuscht wendet sich der „Kunst- und Wissenschafts-Beflissene“ hinweg vom „Pöbel“; mit dem Spruch von den Perlen, die den Säuen vorgeworfen werden, und den Säuen, die man eben nur mit Trebern füttern könne, ziehen sich der Ästhet und der Philosoph zurtück in ihre „Tempel der Kunst und der Wissenschaft“.

So bleibt dem Volk zur streitfreien Vereinigung nur der Tag und der Ort des Volksfestes. Am sonntäglichen Fest muß das „Volk“ sich immer wieder als „gut und ehrlichen Willens“ kennen lernen und so aus sich selbst die Kraft gewinnen, das Werk der sechs Tage zu vollbringen und das Vertrauen auch zum Gegner im Streit um die Güter der Erde zurückzugewinnen.

Nicht nur der Städter, auch der Bauer hat seine Güter der alten Kultur verloren. Umsonst bemühen sich die „Freunde des Volkes“ durch Trachtenschau und inszenierte Auflebung alter Gebräuche, Wotansfeste und Mittsommerfeuern den Menschen einzuhalten auf seinem Gange, der sich über den Willen der Menschen hinweg als Welttschicksal vollzieht. Der berühmte „Mann aus dem Volke“ kennt keine „Kunst“ und kennt keine „Wissenschaft“ und keine „Werte an sich“, er kennt nur den Wert des Lebens. An ihm mißt er den Tod. Nichts ist ihm verhaßter als das „Theaterspielen“ — das ist die „Kunst als Kunst an sich“ —, aber er liebt das Spiel, sein Spiel, das in seinem naturhaften Leben eine Kräfte schaffende Macht ist, wie das Lied, das er bei seiner Arbeit singt, der Schlaf, zu dem er sich des Abends niederlegt, die sommerliche Wallfahrt, da er einmal die Gekränktheit unterbricht, weil die innere Weisheit, daß der Ort, der seine Heimat zu sein scheint, nur eine Gaststätte ist, ihn auftreibt, — denn „unruhig ist unser Herz“.

Dieser „Mann aus dem Volke“ hebt eines Tages selbst an zu spielen, und unbekümmert um Theaterkrisen und das Theater der Zukunft schafft er sich, was er gegenwärtig braucht, — sein Spiel.

II.

Es war im September 1919, daß ich in einem Dorfe oben in Schleswig-Holstein scherzhaft jene kleine Anekdote erzählt erhielt, daß die Rhöner in der Fremde nicht gerne sagten, woher sie stammten, weil sie sich der Armut ihrer

Heimat schämten. So sei auch einmal ein Bischof — so erzählte jene Anekdote — nach der Rhön gekommen, habe bei jedem Dorfe gefragt, ob er nun in der Rhön, im Lande der Armut, angekommen sei, — aber immer hätten ihn die Bauern auf das nächste Dorf als „das erste der Rhön“ hingewiesen, so daß der Bischof schließlich durch die ganze Rhön hindurch und drüber hinaus gekommen sei in Gegenden, in denen man ihm erstaunt erklärte, er komme ja eben aus der Rhön, und das „letzte Dorf“, das er soeben verlassen, sei das erste der Rhön, wenn er nur wieder rückwärts ginge.

Einige Wochen später erhielt ich aus Berlin einen Brief, in dem ein mir Unbekannter mich bat, ich möge ihm für ein Sammelbuch, das er herauszugeben beabsichtige, eine Legende schreiben, in der ich dem verarmten deutschen Volke die Güter zeige, die ihm verblieben. Da fiel mir die alte Rhönanekdote ein, und ich schrieb eines Tages, da gerade die Lust mich anwandelte, jene Legende „Fürstbischof Hermanns Fahrt in die Hohe Rhön“, in der ich jene Rhönfahrt mit einem bestimmten Würzburger Fürstbischof in Verbindung brachte und von eben diesem Fürstbischof Hermann erzählte, er sei einst auf einen lustigen Vorschlag seines Hofnarren hin mit prunkvollem Hofstaat in die Rhön gezogen, um dort die sagenhafte Armut einmal von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, da ward er nun gar sehr beschämt, als die Rhöner Bauern, Holzschnitzer und Moormädchen, nach deren Armut er fragte, ihm ihren Reichtum zeigten, den heldenhaften Sinn, mit dem sie ihre Not ertrugen, den Reichtum der Familie und der Rindschaft Gottes, so daß der Hofstaat des Bischofs beschämt umkehrte, Fürstbischof Hermann selbst aber auf der Höhe der Rhön sieben Tage Buße tat. Da ich diese Legende geschrieben hatte, erinnerte ich mich des „Bestellers“, — aber ich habe nie mehr etwas von ihm gehört, — doch die Legende war da, erwarb sich, als sie im Patmosverlag (Frankfurt) als kleines Buch erschien, viele Freunde.

Da, eines Tages kamen solche Freunde und baten mich, die Legende zu dramatisieren. Einige Bauerngemeinden in der Rhön hatten mich durch Vermittlung des Bühnenvolksbundes mit dem Wunsche angegangen, ich möchte ihnen aus dieser Legende ein Festspiel schreiben, das sie auf der Höhe ihrer Berge in freier Natur an den Sonntagnachmittagen des Sommers spielen könnten. Und viele wollten mitspielen! O, ihrer mindestens dreihundert, Bur-schen und Mädchen, Kinder und Steinmehzen, Männer und Frauen, auch die Lehrer der Dörfer, — und die Musikanten wollten auch dabei sein. —

So herzlich solche Wünsche freuen, — mir wurde angst und bange —, der kleinen Anekdote hatte ich eine Legende abgerungen, — nun sollte ich der kleinen Legende ein umfassendes Bühnenwerk von neuem abzwängen — es handelt sich hier nicht lediglich um das Problem der künstlerischen Gestaltung, die aus einem Samenforn einen Baum mit Blüte und Frucht erzeugen und gebären soll, — viel gewaltiger als die Riesenlast dieses dichterischen Schaffens ist die der volkerzieherischen Verantwortung; um ibret- und der Allgemein-

gültigkeit dieses Geschehens willen erwähne ich diese prinzipielle Umstellung der Kräfte des Dichters, die heute gefordert wird: der Dichter darf seine Werke nicht mehr allein aus seiner eigenen Sehnsucht schaffen, er darf nicht mehr nur schöpferisches Individuum sein, er muß die Sehnsucht jedes einzelnen, für die er sein Werk gestalten soll (ebenso auf „Bestellung“ schaffen soll wie aus eigener Begeisterung), in sich aufnehmen. Hier stehen wir an einem Wendepunkt unserer Dichtung überhaupt, und ihr ist hier die Schicksalsfrage vorgelegt, ob der schöpferische Geist zaristisch herrschen oder der Gemeinschaft dienen will, — die alte Prüfungsfrage tritt erneut an uns heran und versucht uns, ob wir das „Ich will nicht dienen“ eigenen Herrscherstolzes oder die ergebene Unterwerfung unter eine Aufgabe wählen. (Franz Herwig hat bereits im letzten Jahrgange des Gral auf diese Fragen hingewiesen, als er über die Entstehungsgeschichte seiner Weimarer Mysterienspiele in ganz ähnlicher Weise berichtete.)

Das Geschehen des neuen Volksspieles ist gewissermaßen das neue geistige Heimatland der ganzen Spielgemeinde, der Spieler wie der Zuschauer. Die einzelne erdichtete Gestalt wird der geistige Wohnraum für den Spieler auf lange Wochen. Die Welt, in der sein Spiel, seine Sehnsucht sich bewegt, wird hinübergreifen in sein eigenes Leben, — die Worte des Spieles, die er durch Wochen hindurch dem Gedächtnis einprägt, die er vor den Zuschauern laut bekennt, werden Leitlinien seines Lebens, auch wenn er das Spiel verläßt und in den Alltag des Lebens zurücktritt. Vom Augenblick an, in dem sich ein ganzes Dorf oder, wie in Langenbieber, gar mehrere Dörfer zu einer solchen Spielgemeinde vereinigen, schaffen sie sich einen neuen geistigen Mittelpunkt, auf den durch Wochen und Monate ihr ganzes Sinnes hinstrebt, nicht nur in den freien Stunden der Erholung, — dies Sinnes tritt auch in die Stunden der täglichen Arbeit. Um des Spieles willen, in dem er an einem ganz bestimmten Posten steht, bleibt der junge Bursche, das junge Mädchen, das sonst vielleicht in die Ferne gestrebt hätte, zu Hause, — seine Verwurzelung im Dorfe erhält einen neuen, erhöhten Sinn.

So besitzt von dem Augenblick an, in dem das Volk wieder selbst spielt, nicht nur ins Theater geführt wird, das Spiel eine ganz neue, ganz anders geartete, ganz anders wirkende, Leben gestaltende Kraft. Aus diesem Selbstspiel der Massen, das eine gewaltige, das Volk erst wieder aus der Zersplitterung zum Volke zusammenschweißende Kraft besitzt, erbellt die ungeheuere Verantwortung aller derer, die hier zum gemeinsamen Werk zusammentreten: Spieler, Zuschauer, Bühnenorganisation und Dichter.

III.

Auf einer Anhöhe über dem Dorfe Langenbieber ist ein großes Schaugerüst errichtet, rechts ein Dom mit blauen Mauern, blau, wie vom Himmel gefallen, steht das ganze Haus Gottes da, und geheimnisvoll ist seine dunkle Pforte, an der smaragdgrünes Schmiedegeranke wie ein mystischer Schmuck auf jene überirdische Welt hinweist, die sich hinter ihm den Menschen noch verbirgt;

links hocht blutrot das Gerüste einer Burg, das Zeichen der irdischen Herrschaft prangt über dem Torweg, — dazwischen die weite Fläche des Spielraums der Erde, — rundum die Berge der Rhön, die weltfrohe Burg Bieberstein, im Rücken die Sarggestalt der Milseburg geben den Rahmen.

An den Mai- und Juniabenden kommen sie hier zum Proben zusammen, all die „Teufel“ und „Engeln“, die „streitsüchtigen Menschen der Stadt“ und „die Ärmsten der Rhön“, „Fürstbischof Hermann“ mit seinem ganzen „Hofstaat“, „Adel und Klerisei“, die „Bürger“ und „das niedrige Volk“, — selbst zwei „arme Seelen aus dem Fegfeuer“ und die „Allerheiligste Dreifaltigkeit“ spielen mit in diesem Spiel, so daß die ganze streitende, leidende und triumphierende Kirche friedlich beisammen und durcheinander auf dem Rasen sitzt, — selbst das liebe Vieh muß mit heran!

Was aber ist das für ein Spiel, das sich das „Spiel vom Blute Luzifers“ nennt? Eine alte Mär erzählt, daß Luzifer, als er mit Michael an der Pforte des Paradieses stritt, verwundet wurde, und das Blut des Teufels tropfte auf die Erde, barg sich in deren Schoß neben die Keime des Wachstums, die Gott hineingelegt hat, und seit der Stunde irren die Menschen auf ihrer Suche nach den Schätzen der Erde hin und her, — bald lockt sie das Blut Luzifers, das zu Gold geworden, bald ahnen sie, daß uns Menschen keine andere Kraft gegeben ist, uns aus der Not zu erheben, als die uns von Gott geschenkte natürliche Kraft der Arbeit des Werktags unter dem Segen des Himmels. Wehe denen, die das Blut Luzifers, das Gold, höher schätzen, als die Kraft des eigenen von Gott uns geschenkten Leibes, — das soll das Spiel euch sagen!

Es ist an einem Sonntagnachmittag im Juli, daß zum erstenmale der Zuschauerraum, der mehrere tausend Menschen zu fassen vermag, sich füllt vor den Spielern, die heute sich hinter den Gerüsten verbergen. An Kirchentüren der Rhöndörfer waren die Plakate der Spiele angeschlagen, mancher Pfarrherr hatte Spieltag und Spielstunde von der Kanzel verkündet und führte gegen Mittag in Scharen und Prozessionen seine Gemeinde herbei, — andere kamen auf laubgeschmückten Wagen, — aus der Großstadt im Auto, — mit der Bahn kamen Neugierige, Hoffende und Argwöhnische. Nun sitzen sie alle vor dem Schaugerüst unter freiem Himmel, — von dem Kirchturm des Dorfes schlägt die dritte Stunde, — da hebt ein Glodengeläute an, erst die große Glocke, schwer und dumpf, dann eine zweite, eine dritte, eine vierte, sie läuten über das ganze Tal und Gebirge weg zur Kirche, — ein feierlicher Schauer legt sich über die Zuschauer, jetzt setzt eine Musik ein, als kämen Wallfahrer gezogen, und auf dem Spielplatz erscheinen die ersten Bürger und unter ihnen ein Fremder und Neugieriger, der wie all die vielen hundert Menschen, die vor dem Spielgerüst schauend sitzen, fragt: was gibt es hier? was soll das Läuten, was der Kirchengesang? Fürstbischof Hermann, ein neuer Fürstbischof ist gewählt worden und wird heute gesalbt, tritt heute seine geistige und weltliche Herrschaft als Bischof und Fürst zugleich an. Mit dem „Kyrie“ ziehen die Mönche und Nonnen, die

Kleriker in den Dom, mit dem „Gloria“ in Prunk und Glanz der Adel, — beim „Sanctus“ aber kommt der Neugekürte selbst, das Hochamt im Dom nimmt sie alle in sich auf, — vor der Dompforte aber hungert noch das Volk, hat Sorge vor neuen Steuererlassen, die den Antritt jeder neuen Regierung begleiten, schon schleicht der Jude unter ihnen, der Heimatlose unter denen, die Heimat haben und die ihm selbst keine Heimat gönnen, so daß er auch ihnen nun die Heimat nehmen will, — eine Gestalt, die durchaus nur tragisch, niemals verheißend, erfaßt und gespielt werden darf. Was wird dieser Tag diesem Volke bringen?

Und da auch das Volk in den Dom gegangen ist, entpuppt sich der zurückgebliebene Fremde: auf seinen Pfiff kommen aus allen Ecken und Enden die Rudel der Teufel, — aus dem Grad des Fremden selbst enthüllt sich eine kleine geschwänzte, gehörnte Höllegestalt, die spionierend sich unter die Menschen gemischt hatte. Die Hölle ist in großer Not, — diesem neugewählten Fürstbischof Hermann wird es gelingen, den von den Teufeln unter den Menschen geschürten, um Gold und Güter der Erde dem Entbrennen nahegebrachten Streit zu verhindern, er wird durch die gärende Erhebung des Volkes gezwungen, keine neuen Steuern zu verkünden, er wird auf die äußeren Großtaten, die Adel und Klerisei begehren, verzichten, das Gold als das Blut Luzifers offenbaren und die Menschen von den Schätzen der Hölle zu jenen des Himmels führen. Um das zu verhindern, beschließen die Teufel, den Fürstbischof selbst zu versuchen, indem sie ihm einen großen Goldschatz in einer Truhe zutragen. Der Anschlag der Teufel scheint zu gelingen, doch da die Menschen gierig nach dem Golde greifen, verbrennen sie sich die Hände, — nur einer, der ohne Gier ist, Fürstbischof Hermann selbst, vermag das Gold zu greifen. An dieser Auserwähltheit — so begehrt es die Hölle — soll Fürstbischof Hermann in Hoffart entbrennen und zugrundegehen, — aber auch der Himmel sendet seine Geister aus, und ebenso verumumt wie ehemals der Teufel, kommt der Schutzengel und verkündet, daß der Schatz wohl dem Auserwählten gehöre, der den Schatz greifen könne, daß dieser Auserwählte aber zugleich „der Ärmste aller Menschen“ sei. Da fehlt Fürstbischof Hermann die letzte Demut, er vermag sich selbst in seiner Auserwähltheit nicht für „den Ärmsten vor Gott“ zu halten, — so bricht er auf in die Berge der Rhön, in das Land der Armut, dort jenen Allerärmsten zu suchen.

Vergeblich sucht Fürstbischof Hermann unter den Ärmsten der Rhön nach dem „Ärmsten der Erde“; wohin Fürstbischof Hermann mit seiner Goldtruhe kommt und nach dem Ärmsten fahndet, aufgestachelt von dem Hochmut, daß er selbst es nicht sei, da bringt er Unheil über die Menschen, er lódt die wehrhaften Söhne von den schußbedürftigen Eltern hinweg, dem Golde zuliebe läuft die Tochter dem Kriegsknecht in die Arme, dem goldenen Ball nach laufen die Kinder von der Mutter fort in den Abgrund der Felschlucht, — ein Moormädchen aber, an dem das hoffärtige Gefolge endlich die größte Armut gefunden zu haben glaubt, weil sein Vater ein Dieb, seine Mutter eine Hure war, läuft vor dem johlenden Geschrei dieser die Ärmste Suchenden ins Moor, aus dem nächtlich die armen Seelen von Vater und Mutter, die im Fegfeuer brennen, als

glimmende Flämmchen aufsteigen. So läßt Fürstbischof Hermann, da er den Ärmsten sucht, Schuld um Schuld auf das eigene Gewissen, — durch die Berge der Rhön, als Mönche vermunmt, ziehen die Teufel und preisen Fürstbischof Hermann als den Auserwählten, singen ihr höhnisches „Heiliger Hermann, bitt' für uns“, da wendet sich das Volk entsetzt von diesem Gezeichneten Gottes, der nun einsam auf der Höhe mit seiner Goldtruhe liegt, flieht in die Tiefe, da durch die Wolken das Herannahen der Dreifaltigkeit im Sturme hörbar wird, die den Hochmütigen vor ihr Gericht ruft. Da erkennt Fürstbischof Hermann seine tiefste Armut, — denn wo wäre ein Gut des Leibes, der Seele und des Geistes, das ihm nicht von Gott gegeben wäre, auf das er pochen könnte als auf ein Eigentum. So wirft er sich ganz demütig vor Gott in den Staub und schreit selbst zum Himmel um Strafe, um alle Leiden der Erde. Und da Gott ihn noch einmal versuchen läßt, wirft Fürstbischof Hermann den Schatz der Hölle von sich in die Tiefe einer Schlucht. Allsogleich auch öffnet sich der Himmel und Engel treten hinzu und dienen dem Demütigen, Engel der sechs Tage und Engel des Festes mit Zimbeln und Schalmeien.

IV.

Wurde nun der Zweck des Spieles, die in Glaube und Wissen zerspaltete Menge der Zuschauer zu einer Einheit zusammenzuschweißen, erreicht?

Es ist klar, daß das dichterisch Gestaltete seine Formen erhält durch die im gestaltenden Menschen lebende Weltanschauung. Dies gilt nicht nur vom Dichter, denn er ist nicht allein der „Gestalter“, — „Gestalter“ ist ebenso der Spieler und ebenso jeder einzelne Zuschauer. Soweit der Dichter in Frage steht, ist das Problem leicht lösbar: der Katholik wird in all seinem Gestalten bestimmt durch sein Verhältnis zur Kirche. Ebenso kann der Zuschauer das Gesehene in sich nur gestalten nach seinen eigenen Lebensbeziehungen zu Gott, Natur und Menschheit. In den eigentlichen Brennpunkt rückt die Frage erst dann, wenn sie erforscht, ob der Katholik einer Zuhörerschaft religiöser Zerrissenheit ein Wort zu sagen vermag, das in der nach Glauben und Wissensbildung zerspaltenen Menge des Zuschauerraumes eine diese Zerspalteten zur Volkwerdung hindrängende Kraft besitzt. — Der Satz: „Wäre hier auch nur eine Spur einer rein konfessionellen Einstellung vorhanden, müßte der stärkste Protest erhoben werden“ — dieser Satz, den Max Geisenheimer als Berichterstatter der Frankfurter Zeitung schrieb, befundet nicht etwa eine Beargwöhnung, die der Nichtkatholik der katholischen Bühnendichtung und Bühnenbewegung entgegenbrächte, sondern ist Fundament, ohne das der Bau der Volkwerdung gar nicht denkbar wäre. Ebenso wahr wie dieser Satz ist aber andererseits auch die Tatsache, daß der Katholik der außerkatholischen Welt nicht unter der Flagge eines Liberalismus entgetreten kann, der unter dem irreführenden Schlagwort der „Toleranz“ zu Kompromissen im Geistigen führt, die glauben, den Nichtkatholiken durch „Zugeständnisse“ gewinnen zu müssen. Nicht „Toleranz“ in seinem mißbrauchten liberalpolitischen Sinne, sondern nur folgerichtigster Radikalismus im

Katholischen ermöglicht heute dem Katholiken jene Weite und Liebe („Liebe“, nicht „Duldsamkeit“, ergibt die einzig mögliche Einstellung), die es uns ermöglicht, zur Hebung der uns Menschen in der Gesamtheit umfangenden Not zum gemeinsamen Hilferwerb zu treten, nicht als Lehrende, die glauben, die Toren belehren zu müssen, sondern als Armselige, die alle armselig wissen und sich einander erbarmen. Schreibt Mag Geisenheimer im gleichen Bericht der Frankfurter Zeitung über die Langenbiebener Spiele, daß das dortige Spiel ein schöner Beweis dafür sei, „wie eine Volksfeste, die auf rein katholischem Boden gewachsen ist, so erweitert werden kann, daß sie zu einer allgemein menschlichen Angelegenheit wird, bei der das so oder so gerichtete Glaubensbekenntnis des Zuhörers keine Rolle mehr spielt“, — so darf uns dies Lob nicht darüber täuschen, daß es nicht dem Dichter als Schöpfer zukommt, sondern darin seine Wahrheit findet, daß der Dichter sich der Katholizität des Stoffes unterwerfen mußte, um dies bejahende Urteil der Nichtkatholiken zu erreichen. Es muß bei der stark anschwellenden Flut unserer Legenden schaffenden Dichtung der Gegenwart, was leider unsere Kritik bis heute versäumt hat, hier einmal in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit ausgesprochen werden, daß nicht nur von der kath. Kirche, sondern auch von der außerkatholischen Welt an den katholischen Dichter die Forderung erhoben werden muß, daß er sich niemals um noch so origineller, subjektiver Einfälle willen verführen lassen darf, den Weg der Wahrheit — und nur sie ist das allein Menschen gemeinsame Gut — zu verlassen und eine Menschenmeinung, weil sie „geistreich“ sei, der Wahrheit der kirchlichen Lehre oder der Schicksale der Menschen vorzuziehen. Von grundlegender Bedeutung ist hier das Verhalten des Dichters dem Stoff gegenüber. Es darf den Stoff gewiß verändern, „zerfingen“, — aber nur innerhalb jener Bezirke, die außerhalb des Dogmatischen liegen. Es wäre an anderer Stelle und ausführlicher darüber zu sprechen, in welche Irrtümer wir hier schon geraten sind. Aber auch unsere Stellung zu Natur und Geschichte erhält ihr Gepräge durch ewige Wahrheiten; am Anfang aller Tragik steht die freiwillige Sünde der Menschen und der Tod. Nur im Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit dürfen wir richten, — nur im Gefühl der eigenen Schicksalverhaftung vermögen wir die weitere Sünde des Pharisäertums zu vermeiden, auch dort, wo der Nichtkatholik das weltliche, das vergängliche Kleid der Kirche angreift. Weh dem Katholiken, würde er sich gebärden, als sei er und seine Kirche — soweit sie in die Menschen und ihre Sünde hineinwachsende Organisation ist — der Tragik alles Irdischen nicht unterworfen. Das Wissen und Bekennen dieser Tragik ist von Gott geforderte Voraussetzung allen gnadvollen Hinfindens zum unversehrten, unversehrbaren, weil in der Wahrheit selbst wurzelnden und aus ihr in all seinen Kräften aufsproßenden Haus des ewigen Lebens.

So wird das Spiel der Bretter wieder große Frage und Angelegenheit der Kirche selbst. Wie weit es möglich werden wird, die Schaubühne in unseren Tagen dieser ihrer Sendung im geschichtlichen Prozeß auch unserer, der deutschen Volkswerdung zuzuführen, wird davon abhängen, wie die Kirche selbst sich ver-

pflichtend zur Schaubühne der Gegenwart stellt, wie weit sie sich selbst für das werdende mitverantwortlich fühlt. — Das Spiel, das vor Jahrhunderten aus der Kirche auswanderte, kehrt zur Kirche zurück.

Sollte ich nur einen „sonderbaren Zufall“ darin sehen, daß im Augenblick, da ich diese meine Anschauung bekenne, mir die Nachricht zukommt, daß mein gleichzeitig mit dem Langenbiebener Luziferspiel in diesen Wochen fertiggestelltes letztes Bühnenwerk „Der Totentanz 1921, ein Spiel vom Leiden und Sterben unserer Tage“, nicht auf den Brettern einer Großstadtbühne, sondern als erstes Spiel nach jahrhundertlanger Verwaisung in der Katharinenkirche zu Nürnberg, in der alten Kirche der Meisterfinger, seine Uraufführung erleben wird? Gewiß, es ist keine dem katholischen Gottesdienst noch geweihte Kirche, jahrhundertlang war sie nach der Zeit der Meisterfinger ihren heiligen Zwecken entzogen und diente zuletzt nur als Pferdestall, — und doch, es ist gleichwohl eine Kirche, unter dem abgeklappten Kalk der Tünche erschienen wieder die alten Bilder und über dem Chor, in dem gespielt werden wird, schwebt, umgeben von den vier apokalyptischen Tieren mit segnenden Händen, nach tausend Jahren wieder erschienen, die Bildgestalt des Erlösers über der Szene des tragischen Spiels.



Abendlied / Von Peter Bauer

Blaue Matten schläfern ein.
 Wilder Wind verstummt.
 Da die Vesperglocke summt,
 Huscht ein flüchtig gold'ner Schein
 Über Gasse, Baum und Beet.
 Schauernd trinken Herz und Blüte,
 Sich aufblättern im Gebet,
 Atemleisen Strom der Güte,
 Der aus weißen Sternen weht.



Auf der Gralwarte

Von Friedrich Mußermann S. J.



Zur Katholiken-, Protestanten- und Anthroposophen-Aussprache in der „Zat“: Dem katholischen Manifest im Aprilheft der „Zat“ ist im September ein religiöses Ausspracheheft gefolgt. Darüber erschöpfend berichten ist unmöglich. Es ist so gut wie von allen Kirchen, Konfessionen, Philosophien, Mystiken, Magien, Anthroposophien und Ähnlichem darin. Wer darauf angewiesen ist, in solchen Heften Wahrheit zu suchen, hat es gewiß nicht leicht. Geistreiche Menschen haben hineingeschrieben, das leugne ich nicht. Zum Beispiel Kaiserling. Hätte ich einen Springbrunnen im Garten, der dauernd Regenbogen perlte, ich sähe ihm wohl den halben Tag zu. Nun habe ich keinen Springbrunnen und erst recht keine farbigen Wunder darin, und so lese ich Kaiserling ganz gern. Es ist wirklich ein Genuß. Es geht so gar nie ans Lebendige. Es ist etwas absolut Harmloses in dieser ganzen Metaphysik. Dagewesen ist übrigens das Inhaltliche des Heftes durchweg schon. Hundertmal verhandelt in ähnlicher Weise auch schon. Die von drüben werfen den Katholiken oft vor, daß sie ewig beim Alten blieben, nun, das machen die drüben doch auch. Ihre Läden strotzen geradezu von ehrfürchtig aufbewahrten Ladenhütern. Und so bleibt eben beides beim Alten. Inzwischen ist nur das passiert, daß die katholische Jugend, die, wie ich persönlich festgestellt habe, einer der Hauptabnehmer dieser für Protestanten geschriebenen Hefte ist, sich nun über Sätze unterhalten kann, wie etwa folgende: „Gehört Gott in die Religion? Wir kennen ein religiöses Genie, für das die Existenz eines Gottes gegenstandslos war, es ist Buddha. Und nun ist auch für uns die Zeit erfüllt — Nietzsche war ihr Wegbahner — die Zeit, da auch auf europäischem Boden eine Religion ohne Gott möglich wird und wirklich werden muß.“ (Seite 483) Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß die Wirkungen dieser Veranstaltung auf solche Jugendlichen einfach verheerend sind.

Politische Nebenabsichten hätte ich aus dem Heft gern entfernt gewünscht, so etwa Sätze wie: „Das Zentrum vermag ja auch — es wird verglichen mit der Kirche — all-n alles zu sein: je nach Bedarf monarchistisch oder revolutionär, aristokratisch oder demokratisch, kriegerisch oder pazifistisch, konservativ oder fortschrittlich, wirtschaftlich liberal oder sozialistisch, tolerant nach allen Seiten, solange die Opportunität es gebietet.“ Sich etwas dabei zu denken, muß ich jedem überlassen, ich meine nur, es habe dies doch mit religiösen Problemen nichts zu tun.

Ohne Frage sind die katholischen Beiträge von Siegfried Behn, von Joseph Weiger und Guardini die besten, schon weil sie auf tragfesten Fundamenten stehen. In der relativistischen Umgebung werden diese Fundamente freilich mehr als verhüllt.

Bei einigen Stellen mußte ich lächeln, wie ich denn all diese Versuche nicht allzutraglich nehme, am besten noch wie etwa ein interessantes Eisenbahngespräch in schieberfreien Abteilungen; also die Stelle lautet: „Doch kann ich auch einige Bedenken nicht unterdrücken, und dabei muß ich sonderbarerweise als Nichtkatholik für die Katholiken sprechen“, der Verfasser wünscht, daß die Katholiken es beachten, „wie sie gegenwärtig sich mit den Kulturbegriffen und der Kulturatmosphäre einlassen. Ich denke da fast noch mehr an die liturgische Bewegung der Benediktiner. Wir verdanken ihr ohne Zweifel viel, und die Bewegung ist eine berechtigte Zeltererscheinung, aber sie ist eine revolutionäre Bewegung gegenüber der katholischen Tradition. „Die Liturgie als Erlebnis“ bedeutet eine gefährliche Konzession, ja ich möchte sogar behaupten: eine unnötige, weil die katholischen Kultur-

politiker, ich denke da noch mehr an die Jesuiten, trotz aller Beweglichkeit, mit der sie den Zeitströmungen zu folgen trachten, doch als zu innerst Unbeteiligte nie ganz das Tempo einhalten können und daher entweder Gegner bekämpfen, die von der Kulturbewegung schon überholt sind, oder sich mit einem Schmutz versehen, der nicht zu ihnen gehört, und der gerade dem besten Teil derer, die in der KulturmWelt leben, die katholische Habe verkleinert oder sogar entwürdigt und daher nur die Geringwertigen — verführt! So ist der Kampfruf gegen das Erlebnisdogma schon in der KulturmWelt erhoben worden lange vor der katholischen Bewegung, und es ist daher äußerst bedenklich, wenn sich die Katholiken, nun um gutes Wetter zu finden, wohlgerne in aller Ehrlichkeit, vielleicht selbst ein bißchen angefleckt, in das Erlebnisdogma auch nur halbwegs einlassen.“ Es erübrigt sich wohl hier, Jesuiten und Benediktiner — ich habe die „liturgische Bewegung“, besonders wie sie aus Beuroner Atmosphäre kam, kennen gelernt und kann nur sagen, daß ich innerlichst dafür begeistert bin — zu verteidigen. Ich mußte nur lächeln bei der Vorstellung, es hätte einiges von dem hier Gesagten einmal zufällig im Gral gestanden es wäre in diesem Falle doch gewiß äußerst reaktionär!

Was Übernatur ist, hat — außer den Katholiken — keiner der Teilhaber auch nur ahnend zu betasten versucht. Man wird darum auf diese Weise bis zum Ende der Welt weiter aneinander vorbeireden können.

Sehr richtig scheint mir ein Wort Wilhelm Hagens: „Nicht nur uns, sondern allen in tiefer protestantischer Wesenstradition (nicht Kirchentradition) aufgewachsenen Menschen, wiederholt sich die Erfahrung, daß bei Gesprächen mit Katholiken (und mit Steinerleuten — für Wilhelm Hagen scheint das so ungefähr das Gleiche —) bei aller gegenseitigen liebevollen Einstellung ein Augenblick kommt, an dem eine Verständigung mit dem andern unmöglich wird. Unmöglich nicht an sachlichen Meinungsverschiedenheiten, sondern durch die Verschiebung des Niveaus. Wir erleben es immer wieder, daß, sobald das Gespräch Dinge berührt, die an die letzten Fragen des Daseins tasten, Dinge, deren Erörterung und Durchkämpfung lebensgefährlich ist, daß dann beim andern plötzlich ein Vorhang fällt, daß sich die Seele des Menschen, mit der ich ringe, mir entwindet, und daß ich es statt dessen mit etwas Fremdem, Kaltem zu tun habe. Mit einer außermenschlichen Gewalt, die sich apodiktisch zwischen uns schiebt. Eine Gewalt, der sich die Seele des andern willenlos unterordnet und in der sie sicher geborgen ist. Eine Gewalt, deren Unantastbarkeit und Erhabenheit über jeden Versuch triumphiert, ihr die Maske vom Gesichte zu reißen und sie zum Kampfe zu zwingen.“ In ähnlichen Erkenntnissen haben schon manche „Bekehrungsversuche“ ihr mehr oder weniger tragisches Ende gefunden. Es spielen eben in diese ganzen Fragen mehr Dinge hinein, als in diesem Tatheft von den meisten Mitarbeitern auch nur geahnt wird. Der Glaube ist eine freie Sache und darum allen jenen Willensbedingungen unterworfen, die in der Sphäre der Freiheit Geltung haben. Das ganze Problem ist nicht nur Aufklärungs-, nicht nur Verständigungsfrage. Viele der Bellarminischen Argumente sind heute noch so durchschlagend wie damals. In einer Apologetik, wie der Mausbach-Efferschen, sind so gut wie alle Fragen, die inzwischen dazu gekommen, ausgiebig behandelt worden. Aber die Psyche der Andersdenkenden ist eben nicht so, daß sie diese Argumente anerkennt. So bleibt nur die harte Lebenslogik So viele Gotteshäuser in Thüringen und Sachsen sind wie ausgestorben. Die Kirche, von Rom getrennt, war ein Organismus ohne Haupt. Der Organismus zerfiel, und man beschönigte den Prozeß und begann die Religion vom Kirchenbegriff zu trennen. Befreit von Dogma und Kirche zerfiel diese Religion nun weiterhin und floh ins Erlebnis des rein Gefühlsmäßigen. Das wieder ließ die letzten festen Begriffe zerbröckeln und zerfließen, und so müssen nun die

Gestalten der Götter sich wandeln, und man sinnt nach, ob es nicht am Ende auch eine Religion ohne Gott geben könne. Und das ist doch das Ende.

Bezeichnend wirkt in all dem noch so wohl gemeinten Kulturstil die einfache schlichte Frage von Christoph Schrempf, daß er nämlich gern wissen möchte, wozu er eigentlich auf der Welt wäre. Das ist eine sehr vernünftige Frage, die eine durchaus vernünftige Antwort wert ist, die sich nicht bescheiden kann mit irgendeiner Gefühlsäußerung, einem Erlebnis oder einem metaphysischen Gedankenspiel. Sie verlangt einfach eine Antwort, wie sie im kleinen Katechismus steht. Ja, diese ganze neuartige Apologetik ist in dem Absurdum, zu dem sie in diesem Sathefte führt, nur ein einziger erschütternder Schrei nach den klaren, wohldurchdachten Methoden alter und ältester Schulen. Schließlich haben wir doch den Verstand, um zu überlegen, was wahr ist und was nicht, und soll diese Art auch nicht reine Mathematik sein, so bin ich doch sicher, daß reine Lyrik es noch viel weniger tut.

Ich leugne nicht, daß solche Aussprachen eine gewisse Bewegung in träge Masse bringen, ich habe volle Würdigung für die gewiß echt apostolischen Motive, die auf unserer Seite zu dergleichen treiben, ich verstehe auch die Geschlossenheit der katholischen Kultur durchaus nicht so, daß wir aufhören sollten, ein Sauerteig zu sein, ja, ich meine, die hier zugrunde liegende Frage sei eine der allerwichtigsten der Zeit, ich stehe sogar selber mit in der Bewegung und habe das Problem praktisch lösen müssen in vieljähriger Tätigkeit, aber eben deshalb frage ich: Bringt diese Art, anderen das Christentum zu verkünden, mehr von unserm Evangelium zu jenen oder von der „Religion“ jener zu uns? Ja, um es einmal brutal zu sagen: Wer macht bei diesem Unternehmen Geschäfte, jene oder wir? Wohin führt diese Tendenz, nun katholische Bücher bei nichtkatholischen Verlagen herauszugeben, die damit verbundene Schwächung unserer Verleger, die Entführung junger Talente aus unseren Reihen in den allgemeinen Strom? diese rapid fortschreitende Nivellierung des Religiösen im Nationalen? Ich weiß wohl, daß auf katholischer Seite an jungen Talenten viel gesündigt worden, ich weiß wohl, wie Unverstand und Kurzsichtigkeit Hemmungen setzten, die durchaus überflüssig waren, ich weiß auch, daß manche rein katholische Gegend sich nicht rührt und ein Christenleben für ein Ausruhen im Besitz der Wahrheit zu halten scheint, und doch: Was wir an katholischer Presse haben, was wir an katholischen Kultur-einrichtungen sonst besitzen, wie z. B. Görresgesellschaft und Zeitschriften, alles das ist aus Not geboren, unter ungeheueren Opfern aufrechterhalten, ist uns ganz unentbehrlich. Unsere Organisationen sind uns Wehr und Waffe, wo man uns doch eine ruhige Entwicklung nicht gönnt, wo man katholische Schulen bekämpft, wo man katholische Eigenart als störend empfindet. Die Hälfte unserer Mitbürger mindestens gehören Weltanschauungen an, die sich zu uns verhalten wie Feuer zu Wasser. Wir sind verloren, wenn wir nicht zusammenhalten und unsere Kräfte sich zersplittern lassen. Im wirtschaftlichen und politischen Leben sind die Schranken durchbrochen, — die Fragen sind dort ja andere, — im literarischen Leben hat ein gleicher Prozeß begonnen. Sollte es wirklich nicht möglich sein, katholische Literatur in andere Kreise zu tragen, ohne daß jene schädlichen Nebenwirkungen eintreten? So viel Gutes ich Eugen Diederichs, dem Menschen, den ich achte, wünsche, es kann eine Stärkung der „Zat“ niemals eine Entwicklung „für die Zukunft deutscher Kultur“, wie wir sie uns denken, günstig beeinflussen. Von denen, die im Ausspracheheft auf jenes erste Manifest der Augustnummer geantwortet haben, zeigt auch nicht einer, daß er aus jenem katholischen Manifest auch nur das Geringste gelernt hat.

Bühnenvolksbund, Diehenschmied und noch Einiges. Nur eine Stimme ist darüber, daß der Bühnenvolksbund organisatorisch eine Leistung hohen Ranges darstellt. Ebenso erfreulich ist der volkserzieherische und künstlerische Wille, der seine programmatischen Veröffentlichungen durchpflast. Über manche verfehlte Formulierungen ist bei der durchaus ernsten und christlichen Grundeinstellung hinwegzukommen. Das Ganze ist wohl der erste großzügige Versuch, dem Theater wirklich beizukommen und an jenen Stellen einzusetzen, wo über die Dinge nicht bloß geredet wird, sondern wo sie gemacht werden. Unter Ausnützung der finanziellen Not der meisten Stadttheater lassen sich im Augenblick zweifellos ganz große Erfolge erringen. Nur eines bedarf noch sehr der Entwicklung. Was denn? Man betrachte den Fall Diehenschmied. Im letzten Hochlandheft bespricht der bekannte, geistvolle Kritiker Joseph Sprengler unter anderm auch die St. Jakobsfahrt. Er anerkennt willig manche Vorzüge des Dichters, kommt aber doch an Ausdrücken nicht vorbei, wie etwa: „Verwandtschaft mit dem Kino besteht“ . . . bei der Auffassung der Beichte ist „mehr germanisches Treuegefühl, als christliches Reuegefühl“ . . . Ja, es wird nach Einführung einer wie mir scheint entscheidenden Stelle etwas aufgezeigt, was an den „Satanismus“ Baudelaires erinnert. Joseph Sprengler sieht sich endlich genötigt festzustellen daß hier ein christliches Drama nicht vorliegt und das religiöse Gefühl durch einen ungesundem ertischen Einschlag gefälscht erscheint. Gewiß läßt sich über Einzelnes verhandeln. Auch kann die Art des Spielens manches unterstreichen und abschwächen. Persönlich neige ich zu der Ansicht, daß Joseph Sprengler durchaus recht hat. Der St. Jakobsfahrt sind ja inzwischen die „Nächte des Bruders Vitalis“ gefolgt. Mir liegt nur der Entwurf aus der Quartalschrift des B. B., dem „Theater der Zukunft“, vor. Behandelt wird darin, alter Legende gemäß, die Geschichte eines Mönches, der nächtlich Wirtschaften und Dirnen besucht, dafür von den Menschen verurteilt, von Gott aber nach seinem Tode verherrlicht wird, da er aus Liebe gehandelt und sich rein gehalten. Die Moral von der Geschichte ist dann: Urteile nicht! Auch in diesem Stück werden die Stimmungs- und grobenteils aus der Spannung Fleisch-Geist genommen, aber die Spannung scheint mehr ihrer selbst, als ihrer Überwindung wegen da zu sein, und so rückt der Triumph der Tugend ganz aus dem Blickfeld vor der Schilderung einer Reihe von äußerst pridelnden Lagen. Ich kann mich für das Werk nicht erwärmen schon aus rein ästhetischen Gründen, einmal weil mir jede Verquickung von überspannter Religion und ebenso überspannter Sexualität an sich schon ein Greuel ist und weil die ganze Darstellungsweise objektiv darauf angelegt ist, statt ästhetischer ganz andere Gefühle zu wecken, kurz, weil das Ganze ungesund in seinem Empfinden ist. Die weitere Entwicklung Diehenschmieds scheint das auch zu bestätigen. Dazu kommt noch, daß in einem Drama doch manches nicht geht, was in einer Legende oder einem Gottfried Kellerischen Märchen harmlos genug aussähen mag. Ein frommer Mönch, der mit Gelübde und Versuchung spielt, ein Oberer, der so wenig Sinn für den guten Ruf seines Klosters und so wenig Verantwortungsgefühl für das geistliche Wohl seiner Untertanen hat, das sind psychologische Ungeheuerlichkeiten, die durch Legende weggetäuscht, durch dramatische Handlung aber erst recht hervorgekehrt werden. Die Beichte sinkt durch die ganze Handhabung zu einer Bagatelle herab. Im Unterstrom des Stückes webt eine von verhängnisvollen neuzeitlichen Gedankengängen deutlich beeinflusste Auffassung von der menschlichen Natur. So treten vielfach künstlerische und psychologische Unzulänglichkeiten zutage. Natürlich urteile ich hier über das Werk, nicht über die Persönlichkeit des Dichters. Er hat vielleicht schwerer gerungen mit seinem Gott, als mancher satte katholische Philosoph.

Nun ist noch ein großer Unterschied, ob man ein solches Stück vor einer kleinen

auserlesenen Gemeinde gibt oder vor breiter Öffentlichkeit. Hier treten volkserzieherische Gesichtspunkte hinzu, und der B. V. verlangt ja ausdrücklich, daß sich die Kunst in das große Ganze des Lebens einordnen muß — ist es ja lehrlich auch der Kunst nur zum Heil. Mögen auch bei künstlerischer Bewertung verschiedene Meinungen sich nicht immer ausgleichen lassen, im Volkserzieherischen ist das viel leichter. Schon von einzelnen Szenen der St. Jakobsfahrt hätte sich mit Sicherheit voraussagen lassen, daß sie das Volk beleidigen würden. Tatsächlich ist es ja auch in den meisten Fällen so gekommen, wenn auch selten so stark wie in Augsburg. Bei den Nächten des Bruders Vitalis ist das völlig klar. Katholisches Volk besonders erträgt es einfach nicht, daß drei Alte hindurch sich ein Mönch in Dirnenmilieu bewegt. Es fühlt auch in seinem Innersten die durch das Ganze gehende ungesunde Atmosphäre. Hier sieht das Auge des Volkes wie das Kindesauge. Es sieht viel mehr, als mancher Poet sich träumen läßt. Es hat auch Instinkt für Größe: Nie habe ich gehört, daß Shakespeare vom Volke abgelehnt wäre. Selbst wenn die Nächte des Bruders Vitalis — wie „großstädtisch“ ist schon der Titel — künstlerisch zu rechtfertigen wären, so ist doch sein ganzes Niveau jenseits der Sphäre, in denen das kräftige, gesunde Gefühl des Volkes lebt und webt.

Neuerdings verlautet, daß der B. V. den Vertrieb der „Nächte des Bruders Vitalis“ nicht übernehmen wird. Das weckt Vertrauen. Offenbar ist der B. V. ganz und gar bereit, Ideal über Geschäft zu setzen. Das gibt mir auch den Mut, hier einige Vorschläge zu machen, die geeignet sind, Wiederholungen solcher Unannehmlichkeiten in Zukunft zu meiden. Daß eine werdende Organisation, wie B. V., auch einmal fehlgreift, ist ja von vorneherein zu erwarten. Jeder Vernünftige wird zufrieden sein, wenn er nur wahrnimmt, daß man aus den Fehlern etwas lernt. Einmal ist unbedingt nötig, daß vor Annahme solcher Stücke, deren problematische Natur doch einleuchtet, der Rat jener Männer eingeholt wird, die eine solche Sache nach den verschiedenen Seiten hin zu beurteilen vermögen. Es gibt solche Männer im B.-V.; ob sie im Falle Diehenschmied über alles unterrichtet waren? Ferner müßten sich die einzelnen Ortsgruppen verpflichten, Stücke, die von der maßgebenden künstlerisch-volkserzieherischen Leitung des B.-V. abgelehnt wurden, nun auch nicht mehr in die Spielpläne aufzunehmen. Es wird sonst geschehen, daß man Fehlgriffe der Ortsgruppen dem gesamten B.-V. zur Last legt, wie es schon mehrfach vorgekommen. Aus der geschäftlichen Einheit muß mehr und mehr eine geistige werden. Ferner ist der B.-V. viel zu sehr Sache der Allgemeinheit geworden, als daß er sich auf irgendwelche persönliche Risiken einlassen könnte. Gewiß ist es etwas Schönes darum, junge Talente zu fördern. Es kann auch der Dramatiker sich schwer entwickeln, wenn er nicht aus dem Erlebnis seiner aufgeführten Stücke Anregungen und Mut schöpfen darf. Es wird auch immer wahr bleiben, daß man jungen Dichtern, die noch nicht ausgereift sind, viel verzeihen muß. Wenn aber die Bühne eine Volkserziehungsanstalt zugleich sein soll, dann muß Anreiz von ihr fern bleiben. Feiner Takt wird hier schon das Richtige finden. Mit voller Reklame — Werte ohne Schaufensterbeleuchtung scheinen ja heute nicht mehr beachtet zu werden — sollte man sich aber nur hinter solche Dichter stellen, über deren Entwicklung man im allgemeinen wenigstens moralische Sicherheiten hat. Und noch eines: Nach meinem Empfinden nutzt der B.-V. die Möglichkeiten, die seine gewaltige Organisation ihm gibt, bei weitem noch nicht genügend aus. Es ist doch gewiß, daß nur hochidealer Opfergeist die Welt von heute aus dem Chaos retten kann. Es ist auch gewiß, daß die Gäle und Theater sich wie von selber füllen, wenn etwas Echtes, von innerer Blut Befeeltes, geboten wird. Man hungert danach. Ich weiß, daß der B.-V. manche Anregungen gibt, sollte es denn nicht möglich sein, die Produktion in einer

Richtung leise zu beeinflussen, daß wir nach und nach Stüde erhalten, die sich einmal andern Themen zuwenden, als dem immerfort problematisch Seguellen. Es ist ja beinahe, als ob außer dem Geschlechtlichen für moderne Dichter nichts mehr existierte. Unser Volk ist müde geworden, es ist überreizt, es ist krank. Auch die Dichter sind es, und ihr Versinken in der Segualität ist gewiß auch eine Nervenfrage. Es scheint manchmal, als würde alles krank, was sie nur anrühren. Es bekommt so müde, so übernäßigte Augen, solch sterbende Wehmut. Dazu bedenke man, wie alle möglichen Zweifel die Rückkehr zu dem großen Heilmittel — sogar auch Nervenheilmittel — der Religion verbaut haben. So mancher hat schon wundervoll über das Mysterium der Eucharistie geschrieben, von dem ich den Eindruck hatte, daß ihm diese Sonne, wenn schon in den Verstand, doch nicht wahrhaft ins Herz geleuchtet hatte. Es sind zuviel Nebel darüber. Wenn ich das so erwäge, dann meine ich, es sollte der B. V. eine Abteilung schaffen — das Wort ist viel zu prosaisch, zu nüchtern — sagen wir, einen Kreis haben, in dem tiefere seelische Kultur in innigster Verbindung mit der Religion gepflegt würde, wo junge Dichter sich Wärme und Kraft holen könnten, wo so etwas geschähe, wie es etwa in Beuron manchem geschehen, der mit Verkade gesprochen. Mein Traum wäre es ja, irgendwo in der Stille ein Haus zu bauen, mitten in den Bergen, wo Kultur und Religion einen schönen Bund geschlossen hätten schon im Bau, in der ganzen Umgebung, in den Personen, die dort verkehren, in den Bildern an den Wänden, in den Wandelgängen, im Park. Nicht Rotenfels allein, nicht Beuron, nicht Lojola, sondern etwas von all dem und doch etwas anderes, etwas, was gerade der Dichter und Schriftsteller von heute braucht . . . Ob einer der vielen Milliarden der Zeit etwas übrig hätte, daß man solchen Plänen nähertreten könnte? Es brauchte nicht einmal den vollen Reinertrag von einem einzigen Pferderennen, und vielen der Besten des Volkes wäre geholfen. . . . Fast alle großen Schaffenden der Geschichte haben das Glück gehabt, in irgendeinem anregenden Kreise zu verkehren. Unsere Frühromantik verdankt so viel dem Umstand, daß sie gesellschaftlich war. Ich weiß es, wie so manche junge Dichter geradezu danach verlangen, in der Nähe verstehender älterer Freunde zu sein. Wie überhaupt der Freiheitsdrang der modernen Jugend, den ferner Stehende gern unter die Formel Mangel an Autoritätsgefühl bringen, in vielen Fällen jedenfalls seine Einschränkung erfährt in dem Bewußtsein gerade der Ernstesten, daß Jugend lernen muß, und wo sollte sie lernen, wenn nicht bei jenen vom älteren Geschlecht, die sich das Jugendlische der Seele bewahrt haben. . . . Über dem Eingang dieses Schriftstellerheims der Zukunft aber sollten die Worte leuchten: Wenn ich die Liebe nicht hätte, so wäre ich wie ein tönenbes Erz und eine klingende Schelle.

Zur Literaturarbeit der deutschen Katholiken schreibt Philipp Funk in der literarischen Beilage des „Bayerischen Kurier“ (Nr. 34, 1921) beherzigenswerte Sätze. Ich bin zwar mit vielen Imponderabilien des Artikels nicht einverstanden, bedauere es außerordentlich, daß da eine wirklich häßliche Bemerkung über P. Baumgartner, die offenbar aus einer gewissen Gereiztheit geschrieben wurde, stehen geblieben, und hätte überhaupt dies und das einzuwenden, aber statt darauf einzugehen, will ich lieber durch alles hindurch in das Herz eines Menschen sehen, der mit innerster Begeisterung für seinen Glauben etwas Schönes und

¹ Leider hat eine bayerische Provinzzeitung aus meinen Bemerkungen über die Opportunität verschiedener Äußerungen Dr. Philipp Funks im Augustheft der „Zat“ gefolgert, ich hätte dem Verfasser seine Orthodogizität absprechen wollen. Tatsächlich habe ich darüber nichts ausgesagt und auch nicht im entferntesten daran gedacht, daß so etwas aus meinen kurzen Worten in Gral und Stimmen der Zeit entnommen werden könnte. Ich habe allerdings Vorwürfe darüber hören müssen, daß meine Kritik zu milde gewesen. Nun, die lassen sich ertragen.

Tiefes niederschreibt, was auch der Gral als seine zentralen Gedanken empfindet:

„Eine wirkliche Dichtung muß von einem ganzen Menschen und ganzen Künstler geschaffen werden. Blut muß durch sie brausen, glühendes Blut. Die Frömmigkeit und gute Absicht tut's noch nicht. Die katholische Dichtung muß zuvörderst Dichtung, Kunstwert sein. Ihr Stoffgebiet ist dann so weit und reich, als die Welt des menschlichen Erlebens und künstlerischen Gestaltens ist. Es braucht nicht notwendig gotische Hallen und Spitzbogen, es braucht nicht immer Kerzen und Gloden und Heilige. Das Höchste und Tiefste, Gott und der Teufel, vor allem aber die weite, weite Skala des menschlichen Herzens und seiner frohen und traurigen Erlebnisse, die Welt der ganzen Schöpfung, so weit unser Auge sie erfährt, aber doch meist die unendlich mannigfache und interessante Welt des menschlichen Lebens, das sind die Stoffgebiete auch des katholischen Kunstschaffens.

Im Stofflichen, in der Materie des Schaffens liegt also das Besondere der katholischen Kunst und Literatur nicht. Die Materie ist hier gemeinsam mit jedem Kunstschaffen, das diesen Namen verdient. Aber in der Art der Gestaltung, näherhin in der gestaltenden Idee, in der geistigen Form (wohlgerne, nicht in der stilistischen Form, die bleibt für jede Kunst frei und rein ästhetischen Gesetzen untertan), offenbart sich das Katholische. Diese geistige Form ist der katholische Glaube und seine Auswirkung in der Zeit, Menschheit und Kultur. Der Glaube aber, der solche Wunder wirkt, ist kein bloß äußerer und bekennnismäßiger, er ist ein die ganze Welt mit Gottes Kraft durchdringendes und schmelzendes Feuer. Darum ist er nicht eng und nicht prüd, nicht zänkerisch und pharisäisch, sondern geistgetragen, von Gottes Güte und schaffender Universalität, die kein dunkles und kleines Weltwinkelnchen verschmählt und liegen läßt, — aber ist auch voller Unentwegtheit, Unbeirrbarkeit, ohne Zweifel und Kompromisse, voll kraftvollem Radikalismus, für den es nichts gibt, was nicht im Lichte Gottes und seiner Offenbarung gesehen werden müßte.

Da ist nun die Grundlage, ob, wie der moderne, nervös zerrüttete und analytisch zerfressene Mensch überhaupt, so auch der heutige Katholik, der ja ein Kind seiner Zeit bleibt, zu solchem Radikalismus und wahren „Integralismus“ (in größerem und wahrerem Sinne als jener sogenannte „Integralismus“ von Querulanten und Denunzianten) noch Kraft und Gnade hat.

Die zweite Hauptfrage ist die, ob wir deutsche Katholiken, wenigstens zurzeit, über solche Vollmenschen verfügen, die in ihrem Gemüt und innerstem Wesen alle lebenswesentlichen Erlebe und menschlichen Kräfte umfassen in einer Art, daß ihre künstlerischen Ausgeburten wirklich gesättigt und durchdrungen sind von jener Universalität des menschlichen Seins, die allein ein Werk zum künstlerischen Erzeugnis stempelt. Zur Literatur, zu mehr oder weniger interessant beschriebenen oder bedrucktem Papier vielleicht reicht es da und dort — ob aber zur Kunst? Wie wir schon oben sagten: Der ganze Stoff der Welt muß umfaßt werden, nicht bloß ein Ausschnitt fürs Familienblatt, für Töchterinstitute oder Knabenseminare. Nicht bloß das „Schöne“ im landläufigen Sinn, das Sanfte und Brave — auch das Furchtbare, Schwere, Sündhafte, Gottferne gehört herein in das Nachbild der Welt, das der Künstler zu schaffen hätte. Wo ist der Große und Unbefangene unter uns, der das meistert, ja der es wagt oder wagen dürfte! Und wo wären die reifen und verständigen Leser? Diese Vorfragen wären erst zu beantworten, ehe eine Voraussage über die Möglichkeit einer katholischen Literatur, über den nahen oder fernen Zeitpunkt ihrer Blüte gemacht werden könnte.

Beide Grundvoraussetzungen, der volle, radikale Glaube und das volle, ungebrochene (wir sagen beileibe nicht „ungebändigte“) Menschentum, sind nicht voneinander zu trennen.

Ob sie einmal in einem oder mehreren Menschen bei uns vereinigt sein werden, das ist eine andere Frage, deren Beantwortung nicht bei uns steht. Solche Menschen werden nicht gezüchtet, auch durch die krampfhafteste „Literaturarbeit“ oder „Literaturbewegung“ nicht, sie sind Kinder der Gnade, freie Geschenke von oben. Man mag noch so emsig nach der Richtung hin, in der sich solche Gipfel erheben müßten, arbeiten und streben, darf aber jene Lehre der Schrift nicht vergessen, die in dem Psalm liegt, der alle menschliche Geschäftigkeit zu korrigieren bestimmt ist: „Nisi Dominus aedificaverit domum . . . Wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten umsonst, die daran bauen.“ (Ps. 126 hym. 127.)“

Die Berliner Calderongesellschaft teilt mit: „Danke der rührigen Werbearbeit unserer Berliner Ortsgruppen und der tatkräftigen Unterstützung seitens führender Berliner Katholiken ist es für den kommenden Winter der Calderon-Gesellschaft ermöglicht, jeden Sonntagnachmittag im Neuen Theater am Zoo, Hardenbergstraße, Reihenvorstellungen zu veranstalten. Jedes der 8 in Aussicht genommenen Stücke wird viermal gespielt.“ Persönlich konnte ich mich davon überzeugen, daß sich in der Calderon-Gesellschaft in Berlin neues Leben offenbart. Bekanntlich arbeitet die C.-G. auf konfessioneller Grundlage, und viele von den Gründen, die sich für eine konfessionelle Schule beibringen lassen, gelten natürlich auch für ein konfessionelles Theater. Wird nun Konfession im richtigen großen Sinne aufgefaßt, nicht als eine Verengerung des Religiösen, sondern vielmehr als seine Blüte, sein vollgültiger Ausdruck, so ist ersichtlich, daß alle Werte der Kultur in einem konfessionellen Theater zur Ausstrahlung kommen müssen. Sollte es der C.-G. gelingen, ihr Ideal in Berlin tatkräftig und erfolgreich durchzusetzen, so wäre das durchaus zu begrüßen. Soweit ich weiß, stehen dem von seiten des B.-V. keine grundsätzlich abweichenden Meinungen entgegen, hat ja doch seiner Zeit der dem B.-V. nahestehende Dr. Grundel in der „Germania“ ausdrücklich versichert, daß es nur zu begrüßen sei, wenn neben einer interkonfessionellen Organisation auch eine konfessionelle vorhanden sei. Auf letzte Tiefen dieses Problems sei hier nicht eingegangen. Was beiden Vereinigungen aber innerlich erwünscht sein muß, ist, daß die Reibungen untereinander wegfallen, daß Polemiken, wenn man schon nicht ganz darauf verzichten zu können glaubt, würdig geführt werden, daß man Hand in Hand arbeitet, wo die Verhältnisse es fordern. Wünschenswert schiene es mir, wenn sich die literarische Höhe der Mitteilungen der C.-G. mehr und mehr entwickelte, wozu einige Ansätze Hoffnung geben. Überhaupt habe ich den Eindruck, daß bei rein katholischen Organisationen die Idee des Schöpferischen der Religion sich leicht umstellt in die der bloßen Abwehr, die das innerlich Große und Starke nicht recht hochkommen läßt und eine Atmosphäre schafft, in der kleinliche Vereinsinteressen und Kirchtumspolitik vergnüglich wuchern. Eine C.-G. in Berlin, wo trotz allem Kinowesen doch so viel ernstes geistiges Streben herrscht, wo die ganze Riesengstadt die Triebkräfte des Lebens ins Gewaltige drängt, daß dort, wenn schon eine katholische Firma auftritt, diese aber auch auftritt mit dem ganzen Schwung, mit der ganzen Blut, mit der vollen Entfaltung des Besten der katholisch durchwehten Kultur. Nicht bloß Frage der Idee ist das, sondern wesentlich auch Frage der Persönlichkeiten. Möchte es der C.-G. beschieden sein, erhöhter Betriebsamkeit entsprechend auch wachsende Intelligenz und starkes Künstlertum in ihren Kreis zu ziehen. Übrigens ist es für manche Verhältnisse im Westen beschämend, wie der Diasporakatholizismus so viel selbstbewusster, so viel opferfroher für unsere Ideale eintritt. Ich muß dabei oft denken an den Unterschied von Etappe und Front. . . .

Dichtung und Leben



Jugendschrift u. literarische Erziehung / Von Laurenz Riesgen

Im Schaufenster einer Hauptbuchhandlung in einer rheinischen Großstadt liegen friedlich (friedlich?) nebeneinander: Anna von Krane, Am kristallinen Strom; Waldemar Bonsels, Eros und die Evangelien; Hanns Heinz Ewers, Die Alraune! Mit beklemmendem Gefühl und schmerzlichem Kopfschütteln betrachtet der Volksfreund und literarische Erzieher diese höchst merkwürdige Bücher-Nachbarschaft. Ach, was liest unser Volk! Kann es überhaupt lesen? Fehlt es nicht an allen Ecken und Enden in der literarischen Erziehung? Neben dem lauterem, kristallinen Strom einer von Gottesliebe überfließenden Seele liegt da das Erzeugnis des Modeschriftstellers, der seine schöne Gabe immer mehr überstrudeln läßt von den schmutzigen Wellen ungebändigten Trieb Lebens, der immer mehr sein naturfeliges Talent dem Moloch der Leidenschaft auszuliefern scheint, der ihm dafür willig die Lesermassen und — die Honorare zutreibt! Und daneben die in mehr als ein Viertel Million verbreitete Sumpfbülte übelster Literatenmache, die Alraune, über die man am besten schweigt. Welche Perspektive für die Leser von heute! Man überlege nur einmal die Abstände: Goethes Werther, seine Wahlverwandtschaften, die unsern Altvordern als der Ausdruck ungebändigter Leidenschaftlichkeit erschienen sind, — und Hanns Heinz Ewers Alraune oder Mayrinds Sölem!!

Was nützen Klagen? Mit einem Worte: Es fehlt an der literarischen Erziehung. Sonst müßte das deutsche Volk in seiner Gesamtheit Bücher mit krankhaft-perversem Inhalt, die seinem Wesen durchaus nicht entsprechen, aus sich heraus zurückweisen; sonst dürfte es läppische Moden, wie die zur Zeit grafisierende Courths-Mahler-Seuche, durchaus nicht mitmachen. Man kann nun nicht sagen, daß es bisher an Bemühungen zur literarischen Erziehung völlig gefehlt habe; wenn man unsere ernsthaften literarischen und anderen Zeitschriften bis hinein in einen großen Teil unserer Tagespresse verfolgt, dann soll man sogar meinen, alles sei in bester Ordnung. Und doch diese entmutigenden Tatsachen?

Die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer literarischen Jugenderziehung ist noch nicht so sehr lange zum Bewußtsein der Allgemeinheit gelangt. Gewiß hat es immer Führergeister gegeben, die solche Forderungen aufstellten und aussprachen; eine öffentliche Angelegenheit ist die Frage der Jugendliteratur und der Erziehung zur Literatur erst seit einem Menschenalter geworden. Immer haben, das muß gesagt werden, Pädagogen und pädagogische Vereinigungen diesen Fragen ihr Augenmerk zugewendet, selbstlos, mit dem ganzen in diesem Stande flammenden Idealismus; und gerade der katholische Teil der Lehrerschaft hat bei diesen zeitraubenden Untersuchungen vollauf seinen Mann gestanden.

Der ganze Tiefstand der Jugendliteratur kam daher, daß die Betrachtung des Problems falsch eingestellt war. Jugend-Literatur: das Wort hat zwei Be-

griffe. Je nachdem man den einen oder den andern ausspielte, hatten ja beide Teile recht, die Literaten und die Pädagogen. Aber man hatte eben meist den Pädagogen die Provinz-Jugendliteratur ganz allein überlassen, hatte übersehen, daß dieses Gebiet schon gemäß seines Grundwortes Literatur eine literarische Provinz ist wie etwa Volksliteratur, und daß, wollte man aus dem Elend herauskommen, man aufhören müsse, von seiten der eigentlich literarischen Kritik dieses Gebiet einfach vornehm zu ignorieren. Diese heute so selbstverständlich erscheinende neue Auffassung brach sich im Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Bahn. Es würde zu weit führen, auf diese Tatsache hier des weiteren einzugehen. Nur soviel, daß die Entdeckung des Kindes zeitlich dem Aufschwung in der Jugendschriftenkritik entgegengam.

Naturgemäß war, daß das frühere Extrem, das pädagogische, nun in seinen Gegenpol, das literarische, hinüberschlug. Die Jugendschrift sollte nur noch literarisch gewürdigt und gewertet werden! Eine ebensolche Einseitigkeit wie die wörtlich aufgefaßte Einseitigkeit des Stormschen Paradoxons: Wenn du für die Jugend schreibst, mußt du nicht für die Jugend schreiben. Storm sagt damit für jeden, der klar sehen will: „Wenn ich jetzt auf Zul. Lohmeyers Anregung eine für die Jugend passende Erzählung schreibe, dann will ich es nicht machen wie die bisherigen Jugendschriftenschaiber, sondern ich will der Dichter Storm bleiben, der ich bin.“ Und so ist's eben recht. Daß er aber doch für die Jugend schrieb, bewies er mit der Stoffwahl, und daß er noch etwas besser für die Jugend hätte schreiben können in seinem Puppenspielerstück (Pole Poppen-späler), das zeigt jedem Kundigen die Schwierigkeit, die dieses so kräftig von der neuen Bewegung propagierte Buch bei unsern Jugendlichen nun einmal verursacht.

Das Entscheidende ist, daß sich nunmehr die wirkliche literarische Kritik des Jugendbuches annahm. Und darum stehen diese orientierenden Zeilen im „Oral“, der als Literaturzeitschrift der deutschen Katholiken auch der Jugendschriftenfrage und der literarischen Erziehung dienen will. Kurze Übersichten über wichtige Neuerscheinungen, auch die aufklärende Führung über die Theorie und die buchpolitischen Strömungen will er bieten. Eine fortgesetzte aufmerksame Betrachtung dieses Gebietes wird Eltern, Erzieher und Volksfreunde in den Stand setzen, das Gute für ihre Zwecke auszunutzen. Jugend- und Volks-erziehung zum Lesen sind nur gradweise, dem Alter nach voneinander verschieden.

Es sei erlaubt, hier auf die Ausführungen eines Kundigen, leider zu früh von uns Geschiedenen, hinzuweisen. P. Hermann Alder sagte in den Stimmen der Zeit, Aprilheft 1914, S. 53: — „daß die Jugendschrift schon ihrer Natur nach eine hohe literarische Wertung fordert. Sie gehört als erzählende Dichtung dem Gebiete der allgemeinen Literatur an und ist somit nach literarischen Grundsätzen zu beurteilen.“

Dann fährt er fort: „Die Eigenschaften der echten Jugendschrift ergeben sich aus dem allgemeinen Zweck der Dichtkunst, der nichts anderes ist als das begierdelose Entzücken des ganzen Menschen im einheitlichen Anschauen der

durch das Wort dargestellten Wirklichkeit. Daraus folgen drei notwendige Eigenschaften: erstens sinnensällige, nicht gedanklich begriffliche Darstellung, weil sonst nur der Geist, nicht aber zugleich auch Herz und Phantasie erregt werden; zweitens einheitliche, straffe Komposition, da lockeres Gefüge Verwirrung und Überdruß, niemals aber ästhetische Befriedigung hervorruft; drittens innerliche Wahrheit, weil Unwahrheit den Widerspruch des Verstandes weckt und deshalb kein volles Entzücken aufkommen läßt."

Damit sind wir schon mitten drin in der Lösung unserer Aufgabe, von der wir diesmal nur die allgemeine Grundlage festzulegen versuchten.



Dichtung und Volksbildung / Von Theodor Seidenfaden

Eit in unserer kulturellen Abwärtsbewegung, deren Stufen wesentlich durch Reformation, Renaissance und Humanismus vorbereitet und getrieben wurden, die deutsche Volkseinheit immer heftiger zerriß,¹⁾ kennt man das Wort „Volksdichter“ in seiner urtümlichen Bedeutung nicht mehr. Trotz der einheitlichen Sprache und der schließlich errungenen Reichseinheit sind wir, zumal in den letzten Jahrzehnten, immer weniger „Volk“, dafür aber mehr und mehr ein Nebeneinander, ja ein Wirrwarr von Klassen geworden, deren stärkste Merkmale auf der einen Seite Bildungs- und Besitzdünkel und auf der anderen taumelnder Radikalismus und innere Haltlosigkeit waren. Der Individualismus, die notwendige Folge und nachher eine Triebfeder unseres kulturellen Niederganges, unseres Abstieges also von der Kultur zur Zivilisation, hat die Gemeinschaft, das heilige und heiligende Für- und Miteinander, zerschlagen, die Einsamkeit des „modernen“ Menschen, die lebendigem Christentum entgegenschreit, gezüchtet und damit das Volk seiner tiefsten, seiner schöpferischen Kräfte beraubt. Einem innerlich so zerrissenen, wenn auch äußerlich, d. h. in technischen Dingen hochentwickelten Volke, kann eine wirkliche Volkskunst, eine von der ganzen Volksgemeinschaft getragene, verstandene, gebetete, gelebte Kunst, die den Stempel des Ewigen, des Offenbarten und Ursprünglichen und damit des Naiven, des Schlichten trägt, der für jeden weltüberwindende und weltgestaltende Kräfte entströmen, nicht entwaschen. Das Mittelalter war eine Zeit großer, deutscher Volkskunst, einer Kunst, die den Armen und den Reichen, den geistig geschulten und ungeschulten Volksgenossen in der Phantasie, im Erlebnis, teilnehmen ließ an den höchsten geistigen Schätzen der Nation. Die Neuzeit dagegen verdrängte, trotz aller Bücher und Reden über die Kunst, die Kunst von ihrem Menschheitsthron und glaubte, mit der Wissenschaft, mit der Aufklärung weiter zu kommen. Schon beim Kinde begann und beginnt sie

¹ Vergl. Richard Benz; Die Renaissance, das Verhängnis deutscher Kultur. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.

mit einem Wissensbetrieb, mit einem Rationalismus, der allem Geschaffenen auf die Spur kommen, jedes Geheimnis enträtseln, aus allem Lebendigen eine Rechenaufgabe, eine wohlgebaute Maschine machen möchte und nicht ahnt, wieviel Menschheitsgut und freudige Schöpferkraft er dadurch ausschaltet — weil er die Phantasie, die eigentliche schöpferische Kraft der Seele,²⁾ versanden läßt. So mußte die Kunst verfallen, Aestheten-Kunst werden, die sich an wenige Aus-erlesene richtet, die körperlich-geistige Zweiheit der Schöpfung vergißt und für die „Bildung“ der Volksgemeinschaft wertlos ist.

So kam es, daß unser Volk, daß „wir“ Volk immer weiter aus den Vater- und Mutterländern deutschen Volksgeistes, aus dem Quidborn unseres Schaffens vertrieben wurden und ein großer Teil, vielleicht gar der größte Teil der Volksgenossen, seinen Kunst hunger, in unserem Falle das Sehnen der Seele nach Dichtung, das zutiefst, einer schöpferischen Urkraft gleich, in jeder Seele schlummert, stillte in Ersäzen, im Ritsch, im Schund.

Recht verstandene Volks-Bildung nun, die nicht Bildung für das Volk (die geistig ungeschulten Schichten), sondern Bildung eines Volkes, Zusammenwachsen einer wirklichen Gemeinschaft, einer Schicksalsverbundenheit,³⁾ sein will, ist nur möglich durch Verlebendigung des deutschen Kulturgutes in der Volksgesamtheit. Das deutsche Kulturgut, das Wesen der deutschen Seele, ist am tiefsten und reinsten gestaltet in der deutschen Kunst, einheitlich und wesentlich vor allem in der deutschen Dichtung. Nibelungenlied und Gudrun, der Parzival des Wolfram von Eschenbach, Volkslieder, Märchen, Sagen und Legenden, die mittelalterlichen Volksspiele, die Schwänke des Hans Sachs, der Reineke Vosz in der niederdeutschen oder goetheschen Fassung, die wesentlichen Werke Goethes und Schillers, die besten neuhochdeutschen Lieder und Balladen, das Werk Brentanos, Eichendorffs und der Drostke: Ist mit diesen wenigen, aber wesentlichsten Namen nicht eine große Linie vom Werdegang der deutschen Seele gezeichnet? Eine Linie, die ihr Erleben von ihrem Eintritt in das Licht der Geschichte über das Mittelalter hinweg bis zur Gegenwart in dichterischer Gestaltung der Nation unvergänglich festhält?

Und diese Gestaltungen der Phantasie der Volksgesamtheit zu vermählen, der Zukunft dies Wesen der deutschen Seele zu stärkstem Erleben zu bringen: das ist wichtige Aufgabe recht verstandener Volksbildung, die keine Schöngeister, sondern lebendige, schöpferische Menschen werden lassen will. Kunst und Dichtung dieser Art ist kein Spiel leerer Stunden, kein beschäftigter Müßiggang: Kunst, volkhafte Dichtung ist Lebensgestalterin, die aus dem Chaos der Erscheinungen zum Ewigen dringt und dadurch die unvergänglichen Lebenswerte gestaltet. Das Volkslied, das die Freude der Mutter an der Wiege des Kindes in Dichtung und Melodie so froh und selig formt, einem Ewigkeitserlebnis also

² Vergl. „Volksbürgerliche Erziehung“. Von Wilhelm Stanzel. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1917. S. 61.

³ Die Volksbildung im deutschen Aufbau von Emil Ritter, München-Gladbach. Volksvereinsverlag 1920.

in Dichtung und Melodie so froh und selig formt, gibt einem Ewigkeitserlebnis Ausdruck. Nicht aus dem Wissen, nicht aus dem Gelde: Aus dem Gemüt heraus lebt der Mensch sein bestes Leben.

Und deshalb muß die Forderung für den seelisch-geistigen Neubau des Deutschtums heißen: Pflege des deutschen Kulturgutes, des dichterischen Erbgutes bei allen Volksgenossen, in Schule und Heim, in Vereinen und auf der Bühne! Ein neues Lebensgefühl, dem, so hoffen wir, mit neuen, schöpferischen Kräften auch einmal eine neue Volkskunst, eine neue wahrhafte Volksdichtung entströmen wird, kann nur wachsen, wenn die Seele in dem alten Erbgute wirklich lebt, nicht an ihm als einem abstrakten Wissensstoff herumarbeitet, sondern in ihm lebt, an ihm sein Lebensgefühl entzündet. Nicht irgend eine großstädtische Literaturwelle und -mache kann uns helfen. Sie ist eben „Mache“ und bleibt stets in einigen Jahren irgendwo stecken.

„Dichtung und Kunst werden gesund und groß in dem Maße, als sie aufhören, eine Angelegenheit bloß großstädtischer und bürgerlicher Scheinbildung zu sein. Wie die bildende Kunst notwendig eng und klein wird, wo sie sich ausschließlich ins Atelier gebannt sieht, so der Dichter, dem nicht das Ganze eines Volkes vor dem schauenden Geiste steht. Dem Dichter das Volk, dem Künstler die Wände, dem Schauspieler die Massen! Im Monumentalen kann man nicht niedrig sein, ohne der Lächerlichkeit zu verfallen. Die „intimen Theater“ sind die „Chambres séparées“ der Literatur geworden.“⁴⁾

Volkskunst ist stets schlicht. Volksdichtung sagt das Ungewöhnliche einfach — nie umgekehrt. Das Einfache aber läßt sich noch weniger „machen“ als das „Geschraubte“. Es kann nur wachsen aus innerem Zwang. Diese Schlichkeit, in der die Seele unserer Zeit wahrhaft widerklingt, wird ihre Volksgemeinschaft finden.

Im Hinblick auf dieses Ziel muß alles in der Volksbildung ineinandergreifen. „Es gibt keine isolierte Erziehung zum Lesen. Die Erziehung geht immer auf den ganzen Menschen. Wir können ihn zu nichts Gutem und Großem heranbilden, ohne den ganzen, ungeteilten Menschen zu fassen.“ Ich kenne niemand, der gegenwärtig diesen Ausspruch Rob. von Erdbergs in bezug auf die Dichtung so in die Tat umzusetzen versteht, wie Anton Heinen. Sein Buch „Feierabende“⁵⁾ darin er im Anschluß an wesentliche Schätze des deutschen Kulturgutes über Leben und Lebensgestaltung plaudert, wird jedem zum Erlebnis, das ihn ganz und zutiefst packt.

Und das ist der Weg, auf dem wir, durch das deutsche Kulturgut, wieder zu einer Schicksalsverbundenheit zusammenwachsen, Volk werden können. Sind wir wieder Volk, so erblüht uns eine neue Volksdichtung, die zwar anders klingen wird als die unserer volkhaft gebundenen Frühzeit, die aber auch wesentlicher Ausdruck der deutschen Seele sein wird.

⁴⁾ Karl Muth in der einl. Betracht. zum neuen Hochland. Jhrg. Hochland XIX. 1. S. 6.

⁵⁾ Feierabende. Plaudereien mit jungen Staatsbü. gern. Von Anton Heinen. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Zwei Jahre Bühnenvolksbund. Die große Frankfurter Theaterorganisation, in der die christliche Bevölkerung Deutschlands ihre Vertretung sieht, ist anfangs Oktober in München zum ersten Male als das an die Öffentlichkeit getreten, was sie ist: eine machtvoll ausgebaute Organisation, die schon tief in die Massen des Volkes hineingeht und von keinem mehr tot geschwiegen werden kann, der sich ehrlich über den Stand der Bühnenfrage innerhalb des kulturellen Wiederaufbaugesbiets unterrichten will. Diese Tatsache bewies äußerlich schon die Anwesenheit hoher Würdenträger beim Begrüßungsabend am 6. Oktober im Festsaale des Bayrischen Hofes. Kein Geringerer als der päpstliche Nuntius Pacelli selbst erschien, um für die Bedeutung, die er dem Bühnenvolksbunde beilegt, Zeugnis abzulegen. Und auch von hoher weltlicher Stellung aus würdigten Berufene das Werk von Frankfurt. Der bayrische Kultusminister Matt war zugegen und der frühere Ministerpräsident von Kahr, um nur diese Verantwortlichen zu nennen. Als aber am Morgen des 8. Oktober der Bundesvorsitzende Geheimrat Prof. Dr. Adolf Dyroff (Bonn) die Hauptversammlung im Sitzungssaale der Handelskammer begrüßt hatte, da erhoben sich nacheinander die Vertreter des bayrischen, des württembergischen und des badischen Kultusministers, da sprachen der Vertreter des Rektors der Universität, der Generalintendant der bayrischen Staatstheater, der Vorsitzende des Theaterkulturverbandes, ein Beamter des Deutschen Gewerkschaftsbundes und der Münchener Oberbürgermeister. Warm und herzlich klangen die Grüße des am Erscheinen verhinderten Reichskanzlers, des preussischen Ministerpräsidenten und des badischen Staatspräsidenten. Ja, diese Briefe wiesen klar und bestimmt dem Bühnenvolksbunde programmatische Bedeutung zu und sprachen es offen aus, daß aller politische und kulturelle Aufbau im deutschen Vaterlande die Arbeit des B. V. B. einfach nicht entbehren könne.

Und in der Tat, auch der Fernstehende, der vielleicht nur zufällig in diese Versammlung gekommen wäre, hätte aus den grundsätzlichen Darlegungen der drei Führer des Bundes, Geheimrat Dyroff, Generalsekretär Gerst und Dramaturg Thormann, entnehmen müssen, welch mächtige Bewegung hier auf das große Ziel christlicher deutscher Theaterkultur losmarschiert. In diesen drei Vorträgen wurden wir philosophisch, praktisch und literarästhetisch mit der Arbeit des Bundes und ihren Erfolgen vertraut gemacht. Auf der breiten Grundlage christlicher Weltanschauung erhebt sich, fest in ihr wurzelnd, das große, nach zweijährigem emsigen Schaffen schon hochragende Gebäude der starken Organisation. Wir haben viele Dutzende von Theatergemeinden, Hunderte von Ortsgruppen, eine Vertriebsstelle für dramatische Werke christlicher Ausprägung und, was noch wichtiger ist, wir haben die Überzeugung von der Notwendigkeit christlicher Interessierung am Leben der deutschen Bühne in Massen getragen, die nach Millionen zählen.

Während noch vor wenigen Jahren im christlichen Lager die Männer und Frauen, die von einer kulturellen Theaterfrage überhaupt nur wußten, an den Fingern abzuzählen waren, gibt es heute kaum noch einen Verein, kaum noch eine berufsständische Organisation, die nicht mindestens die Notwendigkeit erkannte, ihre Mitglieder auch nach dieser Richtung hin aufzuklären. Und die berufenen Führer des Volkes beider Bekenntnisse, Geistliche wie Laien, arbeiten im Bühnenvolksbunde oder für ihn, damit er seine gewaltige Sendung erfüllen könne.

Weiter sind auch die Theater selbst, die wir reformieren wollen, von dem Werk unserer Arbeit durchdrungen. Nicht als ob sie alle uns mit Wohlwollen entgegenkämen. Versetzte und offene Feindschaft aus ihren Reihen wird nicht selten sichtbar. Aber mit uns rechnen müssen alle, und unsere Bestrebungen einfach abzulehnen, dazu ist heute wohl keine

deutsche Bühne in der Lage; es sei denn, daß sie grundsätzlich mit dem sozialistischen Volksbühnenverein verflochten ist.

Liest man die Presseberichte über die Münchener Tagung, so findet man diese unsere Behauptung bestätigt. Selbst ein so offensichtlich voreingenommenes Blatt wie das „Berliner Tageblatt“, meint, nach einigen hehrischen Sticheleien, man könne „mit freundlicher Objektivität die Entwicklung der ganzen neuen Bewegung mit ansehen.“

Aber selbst hier Respekt vor dem Erfolge. Freilich: wir geben nicht viel für die Objektivität von jener Seite, und es müßte uns vielleicht stutzig machen, wenn uns von dort Lob gesendet würde. Die starken Wurzeln unserer Kraft liegen in einem Gebiet, auf dem das „Berliner Tageblatt“ und seine Gefinnungsgenossen sich nicht wohlfühlen pflegen. Das wird die Bundesleitung nie vergessen, und das ist auch in München wiederholt und deutlich zum Ausdruck gebracht worden. Der Bühnenvolksbund ist eine christliche Bewegung.

Darum auch wollen wir zu ihm stehen in freudiger Mitarbeit und ihm helfen und ihn anregen. Er marschiert zwar, aber vor ihm liegt noch ein weiter Weg. Das Theater der Zukunft, das er bauen will, braucht viele Bausteine und viele Werkleute. Sie anzuerwerben und zusammenzuhalten, ist eine Aufgabe, die auch zu den Programmzielen des Tralls zu rechnen ist.

Theodor Hüppens.

Die religiöse Stoffwelt bildet für die Dichtung eine unverflegbare Quelle. Die in ihr verwirklichte Verknüpfung der Überwelt mit der Welt, des Überfinnlichen mit dem Sinnlichen, des Zeitlosen mit dem Historischen, gibt der Dichtung eine Fülle von Assoziationen und Beziehungen, auf die sie in neuerer Zeit zu ihrem eigenen Schaden viel zu viel vergessen hat. Welcher Schatz von Überlieferungen knüpft sich z. B. an die Reliquien des Herrn (Kreuz, Dornenkrone, Nägel usw.) und wie selten begegnet man ihrer poetischen Verwertung in unserer Dichtung! Welcher Reichtum steckt in den sich an die evangelischen Gestalten anschließenden prächtigen Legenden und wie spärlich verwertet die Literatur des 20. Jahrhunderts diese Fülle der Traditionen! So atmet man dann erfreut auf, wenn man dem Mysterienspiel „Blut Christi“ begegnet, das Eugen Drexler kürzlich (Kösel und Pustet, Regensburg 1921. 118 S. 3,80 Mk.) hat erscheinen lassen, und das in Verbindung mit der Weingartner Blutprojektion die Gestalt des hl. Longinus zum Helden gewählt hat. Drexler ließ sich in seiner Versdichtung erfreulicherweise von den poesiedurchtränkten Betrachtungen A. R. Emmerichs leiten, die schon Steinle und Führich in ihrer reichen künstlerischen Tätigkeit entscheidende Anregungen boten, aber doch nicht die Originalität verdienen, die ihnen das Vorwort (S. 7) zuschreibt, denn die Blutreliquien von Mantua konnten Brentano sehr wohl aus den weitverbreiteten, eine Anmenge von Reliquien Geschichten erwähnenden Reisebeschreibungen des Protestanten Kypfeler (18. Jahrh.), aber auch z. B. durch Gräffers Konversationsblatt Jahrg. 1819, 2 Bd., S. 521, bekannt sein. Um aber in unserem Gedankengang fortzufahren — wenn doch wenigstens unsere Mariendichtung, statt in ermüdender Breite immer wieder nach denselben Stoffen zu greifen, tiefer in die reiche Fülle der alten Marienlegenden hineingreifen wollte! Wie reich unsere Kultur daran ist, das ist in Veröffentlichungen, wie denen von Muffasia und Salzer mehr angedeutet als erschöpft. Einen schwachen und überdies aufs Lokale beschränkten Hinweis gibt auch die eben erschienene Sammlung „Unsere liebe Frau in Österreich. Sagen und Legenden“. Hrsgg. von Franz Strunz (Amalteha-Verlag, Wien, 1921. 172 S. 5 Mark.) Obwohl der Herausgeber in seiner Einleitung

durchaus auf dem Boden des Rationalismus steht und alle möglichen Religionen zur vergeblichen „Erklärung“ der Mariengestalt heranzieht, blickt er doch bewundernd auf zur Ebenbedeiten unter den Weibern, zum reinsten, ja zum einzigen Frauenideal auf der ganzen Erde und bemüht sich unter Zugrundelegung des Buches von Kallenbeed (1845) eine Auswahl österreichischer Marienlegenden, vornehmlich der Wallfahrtsorte, zu geben. Obwohl er die Literatur nicht vollständig kennt, (z. B. das Buch von Hoppe über die Wallfahrtsorte nicht), bietet er doch einen Strauß von Erzählungen, die mit Ausnahme der internationalen Legende von der Himmelspfortnerin (in Vollmöllers „Mirakel“ verwertet) bisher poetisch nur wenig oder garnicht verarbeitet sind. Welchen Umfang nimmt aber die religiöse Stoffwelt an, wenn wir die Marienlegenden der ganzen Welt mit ihren tausenden und abertausenden Überlieferungen betrachten? Und welcher Umfang erst, wenn wir die unzähligen Berichte und Legenden vom Leben und den Taten der Heiligen überhaupt vom 1. bis zum 20. Jahrhundert in die Stoffwelt der Dichtung einbezögen?

Oskar Katann.

Den Kunstschatz unserer Lesebücher dem modernen Geschmad anzupassen, und auch die neuere deutsche Dichtung der Schule einzugliedern, dieses Bestreben ist heute fast schon zum Gemeingut der Lesebuchverfasser geworden, und manche neuere Lesebücher gehen in diesem an sich sympathischen Bestreben vielfach sogar zu weit. Was aber an dieser Strömung erfreulich ist, das ist zum Großteil gewiß dem Einfluß der weit verbreiteten, nun im 205. Tausend vorliegenden Anthologie von J. Löwenberg: Vom goldenen Überfluß (R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 332 S.) zuzuschreiben, die bei aller Oberhand eines guten ästhetischen Geschmades doch von der pädagogischen Tendenz sich leiten läßt, den Kunstschatz unserer Lesebücher zu ergänzen, in dem sie übersichtlich zusammenstellt, was von den Gedichten Drostes-Hülshoffs, Mörikes, Storms, Kellers, R. F. Meyers, Fontanes, Strachwits, Greifs, Piliencrons, Falkes, Münchhausens, Strauß-Torneyss usw. sich eignet, unseren Lesebüchern einverleibt zu werden. Man mag über Anthologien im übrigen denken, wie man will: das Bedürfnis, Anthologien zu besitzen, liegt zu tief in der menschlichen Psyche begründet, die sich nur mit dem Besten begnügen will, da sie alles doch nicht beherrschen kann. Löwenberg löst denn auch seine Aufgabe, das Beste dem Kunstschatz des Lesebuches einzuverleihen, mit großem Geschick; nur in zweifacher Hinsicht möchte man die Sonde der Kritik anlegen: einmal daran, daß die Auslese zu feinnervig ist, daß sie, mit anderen Worten, Gedichte mit zu speziellen kleinen, geringen Erlebnissen und Gefühlen in den Vordergrund stellt; es ist das ja auch eine Eigentümlichkeit unserer neueren Lyrik überhaupt, daß sie so wenig das Große und Bedeutende herausarbeitet. Daher kommt es, daß das religiöse Leben, wenn es auch in diesem Buche nicht fehlt, in ihm doch nicht jene zentrale Stellung einnimmt, die es im Leben tatsächlich besitzt. Hätte Löwenberg bei unseren katholischen Dichtern der Neuzeit ebenso eifrig Umschau gehalten wie etwa bei Otto Ernst oder Alberta Puttkammer, ich zweifle nicht, daß ihm die katholische Dichtung in dieser Hinsicht einen Ersatz und eine Ergänzung geboten hätte — wie denn schon Joseph Neumaier in seinem Lesebuch gar manches Gedicht neuerer katholischer Dichter der Schule eingegliedert hat.

O. R.



Besprechungen



E. T. A. Hoffmann: Das Leben eines Künstlers. Dargestellt von Walther Harich (Meinem Lehrer Professor Dr. Philipp Witkop gewidmet). Zwei Bände groß 8°. (290 und 386 Seiten; als Anhang: Chronologisches Verzeichnis der künstlerischen Arbeiten [Hoffmanns] und Personenregister). In Halbleinenband 55,25 Mark.

Seit Ellingers Biographie (1894) ist Hoffmanns geraume Zeit verkannte Persönlichkeit mehr und mehr zur Geltung gelangt. Grisebach, Paul Hensel, Ricarda Huch, Franz Blei, Arthur Sakheim, Johann Cerny, Karl Georg v. Maassen (in den umfangreichen und eingehenden Studien, die in seiner historisch-kritischen Ausgabe der Werke niedergelegt sind), Ellinger selbst (in den Einleitungen und Anmerkungen der auf Grund der Vorberger-Hempelschen gründlich erneuerten und vervollständigten Bongschens Ausgabe der Schriften) haben zur Erkenntnis des größten Romantikers mehr oder minder Bedeutendes beigetragen, immer wieder aber wird der Hoffmann-Schäher vorzugsweise Hans von Müllers unermüdlich tätige Liebe preisen, die forschend, sammelnd, erläuternd und berichtend die Quellen zu des einzigartigen Mannes Leben und Schaffen erschlossen und, wohlverwandt, seine lebendige Anschauung erst ermöglicht hat. Seine Ausgaben von Hoffmanns Briefwechsel (1912) und Tagebücher (1915), seine vortrefflichen kritischen Ausgaben („Märchen der Serapionsbrüder“, 1906; „Meister Floh“, 1908; „Die Brautwahl“, 1910), seine Komposition des „Kreislerbuchs“, 1903, (die sein „Kater Murr“, 1916 ergänzt); sind neben einer Fülle wichtiger Abhandlungen eine erstaunliche Leistung gelehrten Fleißes, peinlichster Sorgfalt, glänzender Darstellung. Es hätte nahegelegen, die zerstreuten und zum Teil schwer zugänglichen Ergebnisse dieser unendlichen Arbeit zusammenzufassen zu einer Lebensbeschreibung, die ein erschöpfendes Gesamtbild wäre des von seinem Werk untrennbaren Künstlers; aber einer Meisterhand war diese großartige Aufgabe vorbehalten gewesen. Walter Harich hatte sich dazu als befugt erachtet, weil er Hoffmann, dessen Werk er gründlich kennengelernt hat, bewundert und in seinem tiefsten Wesen zu verstehen glaubt. Er hat sich der keineswegs geringen Mühe unterzogen, alles, was namentlich Hans von Müller entdeckt und festgestellt hatte, zu vereinigen. Sein breites Buch enthält die Tatsachen, Wesentliches und Geringfügiges, in nahezu lückenloser Folge. Aber das Bild des unsterblichen Kammergerichtsrates ist er uns schuldig geblieben, so sehr er es sich auch angelegen sein läßt, es in wortreichen Wendungen zu deuten, weil ihm, außer manchem anderen, künstlerische Anschauung durchaus mangelt. Der einigermaßen fragwürdige Vorzug seiner Arbeit ist — abgesehen von den sauberen Inhaltsangaben der Schriften und manchen verständigen Bemerkungen — ein entschiedenes, freilich keineswegs immer maßgebendes und selbstständiges Urteil über die einzelnen Schöpfungen, das den musikalischen, gegenüber Ellingers grundlegender und erschöpfender Würdigung, einige gute sachliche Besprechungen hinzufügt; auch die in die Zusammenhänge der Kreisler-Julia-Dichtung liebevoll eingehende Zergliederung dieses Hauptthemas des wundervollen Kapellmeisters seiner Lebenssymphonie fördert manche glückliche Erkenntnis, und die Kombination einer Ergänzung der Kreislerfragmente ist interessant. Aber im ganzen bleibt das durch unablässige Wiederholung von Daten und meist abgeschmackten Formeln ermüdende Buch eine wissenschaftlich unselbständige und darrerisch unzulängliche Auffassreihe, die nur ihr Gegenstand äußerlich, keineswegs eine Autorpersönlichkeit innerlich verbindet. Die besten Kapitel sind die über die „Eligiere des Teufels“, die Künstlernovellen und „Nürnberg und seine Meister“, gänzlich verunglückt ist das über „Prinzessin Brambilla“, in der aus modernem, schalen Literatenstud geschöpfte vermeintliche Tiefinn den auch sonst leicht in leeren Schwall ausartenden Ausdruck — flüchtiges Papierdeutsch, das sich nur zu oft in gelesenen Schwulst, zumal in einer durch stete Entgleisungen lächerlichen Wüßersprache gefällt — zu völligem Unsinn „aufblodert“, wie einer der schönsten Termini dieses unerträglichen Gauklerjargons lautet. Zu bemerken wäre noch, daß Harich auch seine mit zerblasener „Geschichtsphilosophie“ flunternden „all-

gemeinen" Abschnitte durchweg aus zweiter, feuilletonistischer Hand bezieht, wie denn überhaupt seine literarische Bildung einen dilettantischen Leser, nicht einen besonnenen Kenner verrät. Es ist jammerschade, daß nun Hans von Müller wohl auf lange Zeit die Lust verleidet sein dürfte, seinen „Hoffmann“ zu schreiben, zu dem er in zwanzigjähriger Mühe das Material zusammengetragen hatte.

Richard von Schaafal.

Waldemar Bonsels: *Gros und die Evangelien*. Aus den Notizen eines Vagabunden. Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. Main, 1921. 214 S. 13,50 Mark.

Es mochte manchem auffällig erscheinen, wenn er als 6. Heft der „Studien des apologetischen Seminars in Wernigerode“ ein Schriftchen des Pastors Karl Stange über „W. Bonsels, seine Dichtung und Weltanschauung“ (C. Bertelsmann, Gütersloh 1921. 42 S. 5,— Mark) angekündigt sah. Und mancher mochte darin nicht mehr als ein neues Dokument für die traditionelle innige Beziehung des protestantischen Pfarrhauses zur Literatur erblicken. Aber wenn einmal ein Autor wie Bonsels mit manchem seiner Bücher über 200 000, ja sogar über 300 000 mal verbreitet ist, und wenn dieser Autor überdies die Liebe zum Zentrum seines Glaubens macht, vielfach ein Evangelium der Sinnlichkeit zu predigen scheint, und dem Christentum insbesondere in seiner pietistischen Gestalt durchaus kritisch, ja manchmal spöttisch gegenübersteht, dann findet man diese Auseinandersetzung des Seminars mit Bonsels durchaus begreiflich. Freilich ist sie, kaum erschienen, auch schon etwas überholt. Denn Bonsels' neues Buch „Gros und die Evangelien“ äußert sich über Liebe und Christentum viel ausführlicher als seine bisher vorgelegenen Werke. Wie seine „Menschenwege“ gibt sich auch „Gros“ wieder als Notizen eines Vagabunden, aber es ist nicht ein romantischer „Lagenichts“, der hier aufs Geratewohl durch die Welt wandert, sondern ein Dekadenter. Denn Bonsels verwendet in der 2. Hälfte des Buches den ganzen Zauber und die volle Musik seiner Sprache und Stimmungsgewalt darauf, das Liebeserlebnis mit einer Dirne so berückend und entzückend, so pridelnd und verführerisch als möglich zu zeichnen und unterscheidet sich in dieser Hingabe ans Raske und an den Geschlechtsgenuß in nichts von den andern Dekadenten der letzten 40 Jahre. Man weise uns nicht darauf hin, daß gerade der 2. Teil am Schlusse eine deutliche Absage an die Liebe in ihrer sinnlichen Gestalt ausspricht, indem die Gestalt Asjas, die im 1. Teil die Lehre von der reinen Liebe verkündet, den Gefallenen sich aus dem „geistigen Tode“ zu erheben heißt. Denn mag auch ideell und gedanklich dieser Schluß befriedigen, ästhetisch betrachtet genügen diese wenigen Worte nicht, die während 100 Seiten uns umfangende schwüle, sinnliche Luft zu verschleuchen, die den Leser noch lange im Banne hält, auch nachdem er die Schluszzeilen in sich verarbeitet hat. Ideell freilich stehen sich die beiden Teile wie die irdische der himmlischen Liebe gegenüber. Die perlende und darum helllichtige Asja, die die reine, unsinnliche Liebe verkörpert, die Bonsels auch hier als Gott und als Weltgesetz hinstellt, sie gibt auch, soweit Bonsels' dunkle Darstellung es ermöglicht, Klarheit über seine Stellung zum Christentum; sie glaubt nicht an Christus, sondern wie Christus; der Weg, den der Mensch sucht, liegt in ihm selber, es ist der Weg der Liebe. Nach der Art so vieler Pastoren, die durch einen doppelten Sinn ihrer Worte ihren Glauben und den ganz anderen Glauben ihrer Gemeinde zu „versöhnen“ suchen, umschreibt auch Bonsels mit doppelstinnigen Ausdrücken die Begriffe des Reiches Gottes, des täglichen Brotes, der Auserwählung und der Nächstenliebe, dabei in seiner Diktion immer wieder an die Sprache der Evangelien anklingend. Grund genug, daß das Christentum, dem in der Gestalt einer alten bibelfesten, aber von dem Dirnenleben ihrer neben ihr lebenden Nichte nichtsahnenden Tante, manch seiner Hohn zuteil wird, sich mit einem Schriftsteller auseinandersehen muß, dessen offenkundiger Rationalismus in Verbindung mit manch schönen Ideen und vieler Sprach- und Stimmungsgewalt dem Christentum um so gefährlicher werden kann.

Oskar Ratann.

Anna, Freilin von Krane: Die Leidensbraut. Geschichte eines Sühnelebens. Mit 1 Titelbild. J. P. Bachem in Köln, 1921. Gebunden 18,— Mark.

Diejenigen, die die Wendung der Romantik zum Katholizismus lediglich aus ästhetischen Gründen erklären wollen, vergessen, daß ihr in der Person Sailers und Klemens Maria Hofbauers auch die Welt des Moralisten imponierend gegenübertrat, und daß schließlich das Wunderbare in der Erkenntnis und Erfahrung der Romantiker eine ausschlaggebende Rolle spielte. Im Leben Zach. Werners ist es das Januarius-Blutwunder in Neapel und ebenso im Leben des Historikers Friedr. Hurter; auf Brentano ist die Erscheinung A. Rath. Emmerichs von ausschlaggebender Wirkung geworden, wie denn auch Görres ohne diese Erfahrungen (er hat übrigens auch die stigmatisierte Maria Mörl besucht) schwerlich seine „Mythik“ geschrieben hätte. Auf diese genialen Menschen, die ja auch naturwissenschaftlich und medizinisch auf Entdeckungen ausgingen, mußten solche Phänomene ganz anders wirken als auf die Philisterseelen, die um alles in der Welt nur kein Aufsehen und keinen Konflikt mit den Behörden herbeiführen und lieber die außerordentlichsten Vorfälle vertuschen, verheimlichen und verkleinern wollten, statt das Licht auf den Scheffel zu stellen und es vor aller Welt leuchten zu lassen. Vielfach muß überhaupt erst das Interesse für A. R. Emmerich wieder geweckt werden. Es war darum ein glücklicher Gedanke Krane's, eine neue Lebensbeschreibung A. R. Emmerichs zu verfassen: sie versichert, jahrelanges Studium auf die Materie verwendet zu haben und stellenweise z. B. in der Notiz über den Vortrag P. Hehenauers in Rom (S. 65) teilt sie auch neue Tatsachen mit. Aber der Hauptwert des Buches liegt doch in der lebensvollen Auffassung und Schilderung der Personen der Umgebung A. R. Emmerichs, die hier zum größten Teil als Philister, als ungeniale Menschen geschildert werden, die weder den Phänomenen A. R. Emmerichs noch Klemens Brentano gewachsen waren. A. v. Krane hat als Dichterin eben einen feinen Blick für menschliche Charaktere, und das macht ihre Biographie, die übrigens ein gar nicht poetisches, schlichtes Volksbuch ist, wertvoll. Im übrigen hätte man natürlich erwartet, daß Krane, die sich mit so vieler Liebe in die Evangelien versetzt und sich als Christuserzählerin „spezialisirt“ hat, in ihrer Biographie gerade auf die Gesichte der Dülmener Nonne, die ihrem Schaffen gewiß schon viele Anregungen gegeben, und denen sie kongenial sein mußte, den Hauptakzent gelegt hätte. Das ist aber nicht der Fall. Außer in der Schilderung der Jugend finden die Visionen nur gelegentlich eine Stelle. Krane legt ganz im Sinne der Seligsprechungstendenzen auf das sühnende Leiden A. R. Emmerichs sowie ihre äußeren Lebensschicksale und die Umgebung den Akzent, bietet aber auch hier in manchem weniger als Schmöger und Brentano, und läßt die vielumstrittenen Visionen so ziemlich aus dem Bereich ihrer Darstellung. Da das Büchlein mehr in der Art einer Erzählung als einer Biographie gehalten ist, fehlen natürlich auch Belege und Quellennachweise. Daß A. R. Emmerich (S. 35) Einblicke in die Revolutionsereignisse hat und S. 42 erst 12 Jahre alt ist, scheint mir ein zeitlicher Widerspruch zu sein.

Oskar Katann.

Franz Werfel: Der Spiegelmannsch. Magische Trilogie. Verlag Kurt Wolff, München, 1920. 223 Seiten.

Diese magische Trilogie, in der Werfel seine Menschheitsdichtung nach dem Vorbilde Gauts, Peer Geyels und von „Nach Damastus“ zu geben sucht, gründet sich auf die der katholischen Asese wohlbekannte Selbsttäuschung des Gewissens, zugleich aber auch auf die moderne psychologische Lehre vom „Doppel-Ich“. Werfel findet für beide Tatsachen einen hübschen Ausdruck in seinem „Spiegelmannsch“, der das selbstfüchtige Ich des Helden symbolisiert, es nach außen projiziert und in dem Momente aus dem Spiegel springt und ein eigenes selbständiges Leben zu führen beginnt, als der Held in einem christlich-buddhistischen Kloster seinem Selbst zu entfliehen sucht. Was sich vor uns in einer Art Traumvision entfaltet, das ist ein Prozeß der Selbsterkenntnis und der Läuterung; der Spiegelmannsch hat die Aufgabe, die innersten Fäden der Handlungen des Helden, ihre

wahren Motive, und all die Vorwände, Entschuldigungen und Beschönigungen bloßzulegen, indem er, sein Doppelgänger und Schatten, sich ihm bald als untertäniger Diener, bald als Freund und Warner, bald als Tyrann und Despot zur Seite stellt, ihn antreibt, ihm schmeichelt und ihn höhnt. Schön formuliert Werfel am Ausgange seines Werkes, daß wir erst dann hoffen können neugeboren zu werden, wenn die verschiedenen täuschenden Formen der Ich-Sucht in uns erstorben sind, wenn der Mensch sich ganz auf selbstlose Ziele einstellt, woraus allein wahre Liebe und wahre Vollendung entstehen könne. Aber trotz dieser und manch anderer Berührung mit dem Christentum haben wir doch kein christliches Drama vor uns; von direkt dem Christentum widersprechenden Stellen, z. B. der Verhöhnung des Theologischen Beweisganges (137) abgesehen, sind schon die Grundgedanken der Trilogie stark mit buddhistischen Elementen (z. B. der Vorstellung von Nirvana) vermischt und vollends die Mönchsgestalten, die „mild grüßend hoden“, sowie der geheimnisvolle Ritus der Aufnahme, noch mehr aber das Gemisch von christlichen und heidnischen religiösen Gebräuchen und Vorstellungen dort, wo eine niedrige Religionsform symbolisiert werden soll, berühren in ihrer, von religiösem Indifferentismus eingegebenen Mischung (der Buddhismus ist die Fräse des Christentums) tief verlegend. Aufgebaut ist die Trilogie sehr geschickt; in einem schönen Parallelismus und in wirksamer Steigerung reiht sich Szenenbild an Szenenbild und gliedert das reiche phantasiervolle Geschehen der Dichtung, die uns den Helden zunächst als Mörder seines Vaters, dann als Verführer der Frau seines Freundes und in den Armen der käuflichen Liebe vorführt, bis er sich schließlich zum Heiland und Gott ausrufen läßt; dieser aufsteigenden Szenenfolge entspricht die absteigende Linie, die durch die auftauchenden Gestalten des Vaters, des Freundes, der Geliebten und schließlich seines an den Folgen der Syphilis zugrunde gegangenen Kindes gebildet wird, so daß er zum Bewußtsein seiner Schuld und zur Buße kommt. Sieht man von dem schwer verständlichen Anfang und Schluß der Trilogie, dem Rahmen der Vision, ab, so ist, sobald man den Spiegelmenschen als Symbol lügenhafter Ich-Sucht erkannt hat, dem Gedankengang der Dichtung nicht allzu schwer zu folgen. Ihr Hauptreiz wird immerdar die Gestalt des Spiegelmenschen bleiben; dieser ist eine echt romantische Doppelgängerfigur, voll Ironie und Witz. Er ironisiert als komische Figur sich, den Helden, das Stück und das Publikum. Schon in seiner Sprache erinnert er immer wieder an Mephistopheles. Das Drama ist voll von Anspielungen auf Geistesströmungen und literarische Richtungen unserer Zeit (z. B. die Strammgruppe), obwohl es in seinen Motiven immer wieder an den Zeitgeschmack (z. B. Hasenclevers Sohn) erinnert. Auch Goethes Faust hat solche Anspielungen gebracht, an ihn erinnert auch die wechselnde Fülle der Versmaße und stellenweise auch die Sprache, z. B. wenn es (130) heißt: „Gott sei Dank! Das Wunderbare kommt in Mode, kommt in Schwung. Und es folat auf Forscherjahre Wissenschafts-Ernüchterung. Vornehm läßt man gern sich blicken Heut als Neo-Katholiken!“

Oskar Katann.

Rafimír Edschmid: Die Fürstin. Paul Cassirer, Berlin 1920. 79 S. 10,— Mark.

Das Wesen von Edschmids expressivistischer Prosa scheint mir darin zu liegen, daß er sie als bewußte Dichtung pflegt und sich demzufolge bemüht, jedesweches abgegriffene Wort, jede abgenützte Wortverbindung, jeden gangbaren Vergleich peinlichst zu vermeiden. So kommt eine in Satzbau und Wortwahl durchaus originelle Sprache zustande, die allerdings häufig schwer verständlich und in Wendungen und Vergleichen an den Haaren herbeigezogen ist, ansonsten aber doch bis in die Fingerspitzen nervös, neu und originell, voll Curhythmie und poetischer Kraft ist. Leider ist aber Edschmid, um ein von ihm selbst geprägtes Wort zu gebrauchen, ein „Tänzer mit anarchischer Seele“. Denn seine durch und durch lyrisch gehaltene Prosadichtung verherrlicht das Weib lediglich als „schönes Tier“; seine Frauen sind vom Glanze des Lebens umgebene mondäne Gestalten, zu denen er in all ihrer Sinnlichkeit, ja gerade deswegen, entzückt und anbetend aufblickt. Nicht die keusche deutsche Frau, nicht das reine Madonnenideal ist in Edschmids Fürstin verkörpert.

sondern die nackte Dirne mit einem Pantherfell um die Taille, die trotz ihres erotischen Kostüms und Milieus leicht als solche erkannt wird. Dieser Wortkünstler und Satzbildner ist ein Verkünder seelischer Formlosigkeit, er ist ein „Tänzer mit anarchischer Seele“.

Oskar Ratan n.

Hanns Schönhöffer: Die Fioretti oder Blümlein des hl. Franziskus. Herder, Freiburg i. B., 1921. 146 S.

Die Fioretti scheinen mir so recht ein Gegenstück zum Dekameron des Boccaccio zu sein. Ist dieser Novellenzyklus aus der höfischen Umwelt, dem Salongespräch hervorgegangen und durch ein Produkt der geistreichen, aber frivolen Frührenaissance, so ist der Legendenzyklus der Fioretti dem Geiste der klösterlichen Gemeinschaft entsprossen und in jeder Hinsicht eine Frucht tiefter mittelalterlicher Frömmigkeit. Der Begründung der Novelle stellt sich das unvergängliche Urbild der Legende gegenüber. Vor allem in ihrer zyklischen Einheit sind die Fioretti bis auf den heutigen Tag unübertroffen; denn die 52 wohlgefeilten Kapitel gruppieren sich alle um die Person des Poverello; entweder tritt er selber in den Geschichten auf oder seine mit ihm im gleichen Geiste verkündeten engsten Schüler und Ordensgenossen. Man würde fehlgehen, wenn man das Volksmäßige der Fioretti allzustark betonen wollte; sie sind viel kunstbewußter als man denkt; ihr Stil, mögen ihm auch alte Überlieferungen zugrunde liegen, ist so kultiviert und gefeilt wie etwa der Stil der Grimmschen Märchen, und es würde der stets gleichlautenden Schlussformel und zahlreicher anderer, durchaus festgehaltener sprachlicher Eigentümlichkeiten gar nicht bedürfen, um sofort auf ihren literarischen Charakter hingewiesen zu werden. Es ist ein Hauptverdienst des Herausgebers Hanns Schönhöffer, daß er diese Stileigentümlichkeiten und überhaupt die Kunstform des franziskanischen Legendenkranzes in seiner Übersetzung wunderbar zum Ausdruck bringt, so daß wir den Zyklus und seine Teile stets als eine überwältigende geistige und formale Einheit empfinden. Wie in den tief religiösen und naiv einfachen Geist der Franziskus-Familie und ihr unvergängliches Ethos, so ist er auch, überall auf den Handschriften fußend und streng philologisch vorgehend, zu tiefst in die Formenwelt der Geschichten und religiösen Anekdoten eingedrungen. Das entzückende Kleid, das der Herder'sche Verlag diesem Kleinod einer „immerwährenden“ Erbauungsliteratur, das zugleich ein Meisterwerk der Poesie ist, gegeben hat, vermag das Seiniae dazu beizutragen, für das wunderschöne Büchlein auch in den Kreisen der mehr ästhetisch als religiös Interessierten eindringlich zu werden.

Oskar Ratan n.

Rudolf Herzog: Die Buben der Frau Opterberg. Roman. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart und Berlin, 1921. 396 S.

Der Roman Herzogs ist ein Unterhaltungsrroman. Alle Vorzüge, welche einem solchen zukommen, sind ihm eigen. Deren sind aber nur wenige: technische Geschicklichkeit im Aufbau und ein eleganter, flüssiger Stil, sonst nichts. Die Fülle von schlimmen Eigenschaften, welche der Unterhaltungsliteratur im allgemeinen anhaften, finden sich um nichts verringert, auch in ihm wieder. Für die bessere deutsche Gesellschaft bestimmt, vertritt er den Standpunkt der Vaterlandspartei in einer kaum erquicklichen und künstlerisch kaum befriedigenden Weise. Alle Mittel, welche die Konvention zu patriotischen Zwecken bereit stellt, sind ausgenützt (ein Lieblingsmotiv Herzogs, das jetzt seine politische Wendung erfährt): der deutsche Rhein, die deutsche Mutter, die deutsche Jugend usw. Der Verfasser bringt selbstverständlich auch eine ergreifende Unterredung Hindenburgs und des Deutschen Kaisers mit dem einen Helden seines Buches und gibt selbstverständlich auch seinen Helden die Voraussicht des deutschen Zusammenbruchs, eine derjenigen posthumen Prophezeiungen der deutschen Literatur, von denen im allgemeinen gesagt werden kann, daß sie nicht sonderlich schwer fallen. Daß des Verfassers Helden, die beiden Buben der Frau Opterberg, auch Edelmenschen sind, ist nicht besonders hervorzuheben. Deshalb führen sie auch das Sozialisierungs-Programm der Sozialdemokratie aus freien Stücken in ihrer eigenen Wert durch und bewahren dadurch ihren Ort und sich selbst so ziemlich

vor den Schreden des Bolschewismus. Das Buch schließt in der freudigen Zuversicht eines neuerlichen Aufstieges Deutschlands. Auf andere Mängel des Romanes einzugehen ist kaum nötig, so schwer sie auch sein mögen. Unwahrscheinlich und gewaltsam, ganz dem Charakter des einen Helden widersprechend, ist die Geschichte von dessen unglücklicher Ehe. Dieser Ehe fehlt alle psychologische Möglichkeit. Sie ist kein guter Beweis für die Menschenkenntnis des Dichters. Herzog bewährt sich als flotter Erzähler, der durch sein Plaudern die Zeit besonders in zerstreuter Umgebung zu vertreiben vermag.

Hermann Goja.

Willy Aishauer: Die erwachende Seele. Ein stilles Buch für besinnliche Menschen. Heimatverlag der J. Schnell'schen Buchhandlung, Warendorf im Münsterland, 1921. 7,50 Mark.

Besinnlichen Menschen hat dieses stille Buch etwas zu erzählen. Der kubistische Zweifarben einband läßt einen expressionistischen Inhalt erwarten. Aber nichts dergleichen enthält das Büchlein. Schlicht und stimmungsvoll sind die Verse, wohl tiefen eigenen Erlebens reicher Ausdruck, besonders „Advent“, „Weihnacht“, „Pfingstrosen“, „Entsagung“. Das sind Perlen, tropfend aus dem Jungbrunnen reiner Poesie. Und auch die Prosastücke — Geschichten möchte ich sie nicht nennen, diese kleinen Abschnitte — sind des gemeinsamen Titels wert, sie erzählen von der erwachenden Seele, bald ernst und leidvoll, bald humorvoll übersprudelnd. Möchte dieses Büchlein es vielen sagen, was der Verfasser auf einer der ersten Seiten schreibt: „Alles auf Erden hat eine Seele.“ Und diese Seele will gesucht und verstanden werden.

Leona.

Fritz Mielert: Verträumte Städte. Deutsche Kleinstadtbilder. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag, 1921.

Wer Liebe zu seiner deutschen Heimat hat, der greife zu diesem Buch, auch jeder, der es lernen möchte, die eigenartige Schönheit „verträumter Städte“ mit Dichteraugen zu schauen. Da ist nichts von langweilender Chronologie und ermüdender Topographie. Es kommt dem Verfasser nur darauf an, die Seele der Städte wieder leuchten zu lassen. Die allerfeinsten und anziehendsten — im ganzen 20 — hat er ausgewählt, so: Allendorf an der Berra, Lauffen am Neckar, Meersburg am Bodensee, Rothenburg ob der Tauber. Die einschlägigen 32 Zeichnungen erläutern treffend und anschaulich die Schilderung. Es sind zumeist solche Städte, die im Mittelalter eine erhöhte Bedeutung gehabt haben. Der weitgerihte, land- und leutekundige Verfasser hat sich vortrefflich in die Eigenart einer jeden einzelnen Stadt hineingebacht mit ihren landschaftlichen Reizen, dem Zauber gemüthlicher Enge und der einzigartigen Mittelalterlichkeit der Situationen. Die bilderreiche Sprache und die plastische Darstellung überraschen immer wieder bei jedem neuen Städtebild.

Leona.

Legenden vom heiligen Franz. Übertragen von R. Toth. Bilderschmuck von Max Liebenwein. (M. Amalthea-Bücherei, 1. Reihe, Bd. III). Amalthea-Verlag, Zürich, Wien, Leipzig.

Dominkaner-Legende. Aus dem Lateinischen des Gerhard v. Frachet ausgew. und bearb. von P. Raph. M. Stadtmüller, O. P. Dülmen, A. Laumannsche Buchhandlung. Preis 12 Mark.

Märchen von der Mutter Gottes. Aus polnischen Volksfagen gesammelt. 2. Auflage. Volksvereinsverlag, M.-Gladbach. Preis 8 Mf.

Diese 3 Legendenfassungen geben Zeugnis, daß der rationalistische Geist, der eine Zeitlang auch in den Köpfen katholischer Intellektueller spulte und gerade die schönsten Blüten der Heiligenlegende als „unhistorisch“ und „unwissenschaftlich“ in die Rumpelkammer werfen wollte, sich vergeblich bemüht hat. Die nach dem „Fioretti“ bearbeiteten Franziskuslegenden bedürfen wohl keiner Anpreisung mehr; die kindlich-selige Frömmigkeit der ersten Franziskusgemeinde erscheint hier mit einem so wunderbar poetischem Hauch

übergossen, daß auch der Unfromme angezogen wird. — Ähnliche Blüten frommer Poesie finden wir in der Dominikanerlegende, in der auch das hier und da hervortretende Lehrhafte durch den treuherzigen mittelalterlichen Legendenstil einen neuen Reiz gewinnt. — Die Märchen von der Mutter Gottes sind zum Unterschiede von den soeben genannten Legendenfassungen, die aus Aufzeichnungen von Schülern der Heiligen entstanden sind, Blüten der Volkspoesie, in welchen sich die Frömmigkeit des katholischen polnischen Volkes zu einer ganz eigenartigen Poesie verklärt. Franz Eichert.

Schotte Heinrich: Hans Heiner Roseliebs ewiger Sonntag. 1921. Kösel-Pustet, Rempten-München. Geb. 22,— Mark.

Ein heißes Verlangen zieht uns immer wieder heraus aus den wirren Nöten und zermürbenden Kämpfen des Tages, hin zum stillen friedlichen Lande der Sonnensehnsucht und des tiefen inneren Glüdes. Und dieses Verlangen quillt und strömt in Hans Heiner Roseliebs ewigem Sonntag, einem deutschen Heimatbuche voll der zartesten Stimmung und goldigsten Anmut. Das Werk des Dichters — und um einen wirklichen Dichter handelt es sich — es ist kein Roman in des Wortes landläufiger Bedeutung. Nicht graue und große Tatsachen bringt es, keine weltbewegenden Geschehnisse regen die Seele des stoffhungrigen Lesers auf. Aber Stimmung, zauberhafte Innigkeit, getragen von einer herrlichen, bildhaften und kräftigen Sprache, machen uns die Wege Hans Heiner Roseliebs so sonnenwarm und verklären sie schon dort, wo sie beginnen im liebevoll ersauten Land der roten Erde bis hin zum ewigen Rom mit der Majestät des Petersdomes. Auch unter der südlich heißen Sonne Italiens bewahrt sich Hans Heiner seine echt deutsche Seele, und treudeutscher Gemütsreichtum tritt uns entgegen bei den zartduftigen Schilderungen seiner seligen Liebe zu Clarissa.

Man möchte es wünschen, daß diesem reifen Buche viele freudige Leser würden, die sich mit verstehendem Gemüte hineinversenkten. Sie würden in unserer freudearmen, trostlosen Zeit Gewinn daraus ziehen für Kopf und Herz. F. A s a n g e r.



Mitteilungen

Die Fortsetzung der Übersicht über die neue Danteliteratur mußte auf die folgenden Hefte verschoben werden.

Wärmstens empfehlen wir „Rheinisches Land“, Monatschrift für ländliche Wohlfahrt und Heimatpflege in den Rheinlanden, im Verlag H. Z. Gonfti, Köln, und „Rheinlandkunde“, einen „Heimatkundlichen Ratgeber für die deutschen Länder am Rhein“. Unter Mitwirkung zahlreicher rheinischer Heimatforscher herausgegeben von Dr. R. A. Keller, Verlag Altkriengeseilschaft A. Bagel, Düsseldorf. Wir kommen auf beides zurück. Es erübrigt sich wohl, die besonderen Gründe hervorzuheben, die uns im Augenblick bestimmen müssen, im ganzen Reich unserer Rheinlande zu gedenken. „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“.

Hingewiesen sei auch auf die von Prof. Dr. Andreas Hupperth herausgegebene Zeitschrift „Gottesehr“, die christliche Kunst pflegt vor allem auf Grund rheinischer Denkmäler.

Auf die Gedichtsammlung „Das heilige Antlitz“ von Alfons Hayduk sei aufmerksam gemacht. Leider ist dies Antlitz zu früh enthüllt, doch hat der junge Dichter Talent. Sehr für den Weihnachtstisch kunstfönniger Freunde empfehle ich die eben im Grünewaldverlag

erschienenen Gedichte „Von der Liebe Gottes“ von Ernst Noeldchen (18 Mk.). Es gehört dies Bändchen zu dem Echten, das die aktivistische Lyrik hervorgebracht hat.

In ganz neuem Gewande erscheint heuer der Herdersche Wochentaler 1922. Der Name „Bergquell“ kennzeichnet vortrefflich die Aufgabe dieses außerordentlich vielseitigen Kalenders, der übrigens an praktischer Brauchbarkeit gegenüber seinen Vorgängern bedeutend gewonnen hat. Mit seinen 65 Bildern und dem farbigen Deckblatt von Rudolf Schiefl zum Preise von 10 Mark ist der „Bergquell“ berufen, allen den Labetrunk echten, erquickenden, stärkenden Heimatfinnes zu bieten.

Für den Weihnachtstisch unserer Kleinen bringt die Bonifazius-Druderei in Paderborn zwei Sammelbändchen der sinnigen Märchen des allzufrüh verstorbenen Dichter-Priesters Pater Ambros Schupp S. J. Schupps Märchen haben der Jugend wirklich Dauerverwertigkeit zu bieten. Die bildliche Ausstattung ist prächtig. Das sind echte Märchenbilder. Zwei weitere Bändchen sollen folgen.

Herrlich danke ich für einige Spenden zum Gralfonds. Dieser Fonds dient in erster Linie der Unterstützung von Schriftstellern, die starke Talente sind, aber bei der Unterwertung geistiger Arbeit und der Not der Zeit in ihrem Schaffen gelähmt sind. Einsendungen bitte vorläufig an die Schriftleitung des Gral, Bonn, Hofgartenstraße 9. Einem gleichen Zweck wie der Gralfonds dient ein Preisausschreiben des Herderschen Verlages, dessen Einzelheiten wir im nächsten Heft bekanntgeben. Es handelt sich um Prämien im Werte von 50 000 Mark.

Wir bitten die Freunde unserer Zeitschrift, uns doch bei der Erweiterung der neuen Gralgemeinde zu helfen. Es ist schwer, in einer Zeit, die erfüllt ist von Valutasorgen, Zeitschriften am Leben zu halten, die rein idealen Interessen dienen. Genau besehen sind diese Ideale aber doch das, was uns retten muß, was allein imstande ist, die moralische Einheitsfront zu schaffen, die Deutschland heute braucht. Fr. Mudermann S. J.

Berichtigungen

Da einige Korrekturen beim Danteheft verloren gingen, sind verschiedene Druckfehler stehen geblieben. Die wichtigsten sind: Zeile 15 von unten auf Seite 2 ist zu zerstören. Zwei Namen sind zu ändern in Siegfried Behn und Irene Behn. Auch heißt der spanische Mitarbeiter Eguia Ruiz. Die letzten 6 Strophen von Seite 66 sind natürlich eine Fortsetzung der auf Seite 62. Seite 1 Zeile 4 Qual statt Weh.

Die einmal angenommenen Arbeiten von früher werden gedruckt, ich bitte aber dringend darum, nichts ohne Vereinbarung einzusenden. Wir arbeiten nach bestimmten Plänen und können nicht vom Zufall abhängen. Die Redaktion.



Verantwortliche Hauptleitung: Friedrich Mudermann S. J., Bonn, Hofgartenstraße Nr. 9.

Herausgeber für Österreich: Franz Eichert, Wien 18/1, Rostergasse 11.

Es wird gebeten, keinerlei Manuskripte ohne vorherige Vereinbarung einzusenden.

Verlag und Druck: Fredebeul & Roenen, Essen (Ruhr), Ribbelstraße.

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Sechzehnter Jahrgang * Heft 4 * Essen, im Januar 1922

Bischof Dr. von Keppeler:

Der Katholik und die schöne Literatur

Von Friedrich Muckermann S. J.



Immer freut sich katholisches Volk, wenn es in entscheidenden Kulturfragen die Führerstimme seiner Bischöfe vernimmt. Gerade heute liegen die Zusammenhänge zwischen Kultur und Religion entschleiert vor uns. Der kommunistische Agitator sogar weiß es, daß man mit Brot- und Lohnfragen allein die Masse nicht dauernd sättigt und daß nur eines den Glanz des Ideals in ein Menschenauge bringt, die Religion, und sei es auch nur so viel von ihr als Religionserfaß. Darum bei allen von Marx bis Lenin der mythische Unterstrom. Darum bei Spiritismus und ähnlichem Spuk von vorneherein die Verquickung mit einem „Neuen Evangelium“. Darum selbst im Film religiöse Tendenz. Wenn nun Religion uns oberster Leitstern des Lebens ist, wenn es weiterhin berufene Hirten für uns gibt, die uns immer wieder zu diesem Leitstern die Wege weisen, wenn ferner in der Kultur der Zeit, vorab der literarischen, Religion als wertvollste, klangtiefste Saite mitschwingt, ja, wenn sie für viele der Meistgenannten das eigentlich schöpferische Element ist, dann ergibt sich von selber, daß auch auf diesem Gebiete ein Hirtenwort nicht nur als durchaus innerlich berechtigt, sondern geradezu als erlösend und klärend empfunden wird. Nicht als ob es in solchen Hirtenworten zunächst um das Literarische und Ästhetische ginge, nein, um das Religiöse, um das Sittliche ist es uns dabei zu tun, sagen wir einmal das Volkspädagogische. Es mag manchem verwunderlich erscheinen, wenn ich diese Gedankengänge mit einem Abschnitt aus der „Frankfurter Zeitung“ vom 8. Dezember weiterführe. Dort heißt es nämlich in einem Artikel über den „Reigenprozeß“:

„Es ist ein sehr verbreitetes Mißverständnis, daß es sich mit künstlerischen Dingen ganz ebenso wie mit allen anderen verhalte und der Sachverständige in jeder Hinsicht das höhere Urteil habe. Sicherlich wird ein Maler in der Regel besser als ein Laie beurteilen, ob ein Bild verzeichnet ist, aber ob es geeignet ist,

unsittlich zu wirken, das weiß der Laie ebenso gut und gerade er oft besser. Denn er hat keine Altstudien gemacht, ist nicht so wie der Künstler an den Anblick des Nackten gewohnt und hat daher in der Frage der sittlichen Wirkung dasjenige Empfinden, das im allgemeinen maßgebender ist. Das gilt freilich nicht von jedem Laien und nicht von jedem Künstler, aber wir sprechen hier von den Kategorien. Hans Thoma, der berühmte Maler, hat sich gegen die Übung ausgesprochen, Künstler als gerichtliche Sachverständige zu berufen. Das komme ihm so vor, wie wenn man den Bock zum Gärtner mache. Und er sagt, man möge die Erzieher der Jugend fragen, die Lehrer, die Geistlichen, deren Beruf es sei, der Seelenverlockung, der Verwilderung der Sitten entgegenzuarbeiten. Auch Ärzte, Juristen, Väter und Mütter seien immer noch in dieser Frage eher zuständig als Künstler. Das ist, wie uns scheint, ein bißchen stark aufgetragen, aber im Kerne ist es richtig, und wie für die bildende Kunst gilt es auch für die Literatur und das Theater.“

Wohlgemerkt, das hat nicht in einem alten Gral-Jahrgang gestanden, sondern im Kopfsartikel der „Frankfurter Zeitung“. Es sollten sich übrigens solche, die auch im praktischen Leben nicht ängstlich genug die von Juristen selbst schwer zu bestimmende Grenze der geistlichen Gewalt ziehen können, doch darüber klar sein: Es gibt kaum je eine Wahl zwischen Führer oder Volk, sondern immer nur zwischen Führer oder Führer, — die „Masse“ wird immer geführt bzw. angeführt oder verführt — und da meine ich, es war alles in allem doch auch für die Literatur besser leben unter dem Krummstab als unter dem eisernen Kommandoprügel marxistischer Organisationen. So volkspsychologisch hirnverbrannte Meinungen, wie sie sich mancher Sachverständige im Reigenprozeß geleistet hat, solche Urteile, wie sie da von „Berufenen“ gefällt wurden, sind bei der Bildung auch des einfachsten katholischen Landpfarrers ausgeschlossen. Dafür hat er viel zu viel Menschenkenntnis und Kultur.¹

Wenn nun erst ein Mann wie Bischof von Keppler, ein anerkannter Meister des Stils, ein Kenner von Kunst, Literatur und Leben, auf einem Volksbildungstag in Rottenburg das Wort ergreift zu dem Thema: Der Katholik und die schöne Literatur, dann treffen für diese Autorität so viele glückliche Bedingungen zusammen, daß seine Rede neben der religiösen Weihe eine ganz außerordentliche, auch kulturelle Schwerkraft für uns in sich hat. Wurden seine Ausführungen selbst in der nichtkatholischen Presse mit bedeutendem Beifall aufgenommen, so dürfen wir gewiß an ihnen nicht vorübergehen.

¹ Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß hiermit nicht Urteile gerechtfertigt werden sollen, die aus Brüderie, Lebens- und Kunstfremdheit hervorgehen. Das wäre das andere Extrem. Wenn in den Abönspielen männliche Teufel außer dem Eriktot noch ein solides Wams trugen, aus dem dann die nackten Beine herausragten, so sollte man denken, daß hierin für kräftiges Landvolk kaum eine Versuchung begründet sein dürfte. Wir sollen wohlmeinenden Dichtern ihre Arbeit nicht unnötig erschweren durch „Moralforderungen“, die in der Moral gewiß keine Stütze finden.

Gleich die Einleitung weist hin auf Lebenswichtiges:

„Ist es auch Sache des Bischofs, über so weltliche, geringwertige Dinge zu reden, wie die schöne Literatur, Gedichte, Romane, Theaterstücke? Die so zweifeln und fragen, unterschätzen Wert und Bedeutung der schönen Literatur. Kunst und Poesie ist die duftigste und lieblichste Naturgabe, die der Schöpfer dem Menscheng Geist verliehen hat zur Verschönerung des Daseins, zur Geistesveredelung und Geisteserquickung. Sie dient durchaus nicht bloß dem Zeitvertreib und der Unterhaltung. Sie ist eine geistige Macht, die viel vermag und tief ins Seelenleben und Volksleben eindringt, zum Segen oder zum Fluch, als Frühlingstau oder als fressender Raureif, als stärkender Wein oder als schleichendes Gift. Darum soll und darf auch der Bischof über die schöne Literatur reden und über katholische Literaturpflege¹.“

Über die Frage der „Minderwertigkeit“ katholischer Literatur ist meines Wissens niemals mit solcher Trefflichkeit geurteilt worden, wie in den nun folgenden Sätzen:

„Wir werden ja ohnedies hierin als sehr rückständig angesehen. Dafür fehle dem Katholiken Interesse und Sinn. Daran sei die engherzige Erziehung schuld, die geistige Gebundenheit durch das Dogma, durch die Kirchenzucht und gar durch den Index. Das Bildungsbedürfnis sei im katholischen Volk gering; die Volksbibliotheken werden von ihm am schwächsten benützt; man trete an alles Moderne mit Mißtrauen heran, lehne die berühmtesten Werke der Neuzeit ab und was der katholische Volksteil selber beitrage zum literarischen Leben der Nation, sei minderwertig.

Ist das wahr? Jawohl, daran ist viel Wahres. So viel Interesse, Zeit und Geld können und wollen wir diesen Dingen nicht zuwenden, wie die Weltmenschen, die zum Teil nichts Höheres kennen, als Kunstgenuß, Roman und Theater und darin sogar einen Ersatz für Religion finden wollen. Solchen Schwindel machen wir nicht mit. Uns geht Religion und Gebet, Pflicht und Arbeit allem anderen vor, und das erste Buch, das Buch der Bücher, ist und bleibt für uns die Heilige Schrift, die uns ewige Wahrheit bietet in einer Form, deren Schönheit und Adel noch kein Dichter und Künstler erreicht hat.

Es ist auch wahr, daß wir im allgemeinen der modernen Literatur, dem modernen Kino und Theater mißtrauisch und ablehnend gegenüberstehen. Aber dessen brauchen wir uns nicht zu schämen, dessen dürfen wir uns rühmen. Denn der Grund ist ein durchaus ehrenhafter. Wir sind wählerisch und vorsichtig und gehen nicht nach dem Tamtam der Reklame. Wir folgen dem Grundsatz: *Prüfet alles und nur das Beste behaltet*. Und wir lehnen unbedingt alles ab, was nach sittlicher Fäulnis riecht und nach Sodoma und

¹ Die Auszüge sind entnommen dem Stuttgarter Deutschen Volksblatt Nr. 31/32.

Gomorrha stinkt, auch wenn man mit noch soviel Parfüm über diesen Gestank wegtäuschen wollte. Wir machen da auch nicht unmögliche Unterscheidungen und sagen nicht: dieses Werk ist zwar schandbar in seiner Tendenz und voll schwüler Fleischeslust, aber es hat doch große dichterische Schönheiten; ich lese und empfehle es selbstverständlich nur wegen dieses poetischen Wertes. Nein, was moralisch häßlich ist, kann nicht wahrhaft poetisch schön sein, und was moralisch Gift ist, darf ich nicht ändern als poetischen Wein kredenzen, und was moralisch stinkt, kann nicht ästhetisch nach Rosen und Lilien duften.

Damit lehnen wir freilich einen großen Teil der modernen Roman-, Theater- und Unterhaltungsliteratur ab. In dieser sittlichen Entartung der modernen Literatur sind aber wir nicht schuld. Und diese Ablehnung kann uns nicht als Rückständigkeit, sie muß uns als Verdienst angerechnet werden. Wenn einst eine spätere, gerechte Literaturforschung sich genötigt sehen wird, auf diese moralische Minderwertigkeit, auf diese weitverbreitete Syphilis der Literatur unserer Tage strafend hinzuweisen, so wird sie nicht umhin können, beizufügen: In jenen Zeiten des moralischen Tiefstandes waren es die Katholiken, die fast allein laut und mutig Proteste einlegten und Dämme gegen die Schlammslutenerrichteten.“

Schöne Hinweise auf die Pflege der Meisterwerke schließen sich an, auf den literarischen Unterricht in den Volksschulen, der für das Verständnis von Odyssee und Nibelungenlied, der Divina Commedia, des Parsival, des verlorenen Paradieses, des befreiten Jerusalem u. a. vorbereiten sollte und vor allem auf das Buch der Bücher, dessen Schönheiten in herrlichen Worten gefeiert werden.

Sehr beherzigen müssen wir die Mahnung, die nun folgt, nachdem uns ein Blick in die Reichtümer unseres Glaubens dafür eingestimmt hat:

„Wir sollen und wollen aber auf dem Gebiet der schönen Literatur nicht bloß der empfangende und genießende Teil sein; wir wollen auch gebend, schaffend, schöpferisch uns betätigen. Das haben wir schon bisher getan, und unser Anteil an der Produktion war keineswegs so ärmlich und minderwertig, wie katholikeneindliche Literaten glauben machen wollten. Wir haben unsere gediegenen Volkserzähler, tüchtige Vertreter des eigentlichen Kunstromans, Lyriker, Epiker, Essayisten. Wir haben auch einige Namen ersten Ranges, die selbst die Gegner anerkennen mußten. Wenn wir zahlenmäßig im Rückstand sind und die hohen Auflagenziffern nicht erreichen, so hat das seinen guten Grund. Wir haben nicht so günstigen Platz an der Sonne, der noch immer steif festgehaltene Grundsatz: „Das ist katholisch, das wird nicht gelesen“, schränkt unsere Schriftsteller ein auf den engen Kreis der katholischen Leser. Sodann können und wollen sie alle jene gewagten und bedenklichen Mittel nicht anwenden, um sich beim Publikum anzuschmeicheln, um den Ab-

satz in die Höhe zu treiben; sie spekulieren nicht auf das Fleisch, sie locken nicht an mit roher oder feinerer Sinnlichkeit; sie verschmähen es, durch modernen und hypermodernen Aufpuß die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Auch das ist uns als Verdienst zu buchen, nicht als Rückständigkeit.“

Das sind rechte Worte in schwerer Zeit. So oft sind ähnliche Erörterungen in einer Weise angestellt worden, daß jedem katholischen Schaffenden dabei der Mut hätte entschwinden können. Was auch wir brauchen, ist der Glaube an unsere Kraft. Mag hier und da übertrieben worden sein, mögen kritische Dithyramben auch da noch wuchern, wo ein einfaches anerkennendes Wort besser am Platze wäre, solche Mißstände, die doch nicht bloß bei uns herrschen, sollen nicht eine Kritik heraufbeschwören, die dann das Kind mit dem Bade ausschüttet und alle Freude am Eigenen verschüchtert und vernörgelt.

Es folgen Erörterungen über den Expressionismus, die von geradezu erfrischender Deutlichkeit sind. Ich wiederhole sie nicht, weil sie sich vollkommen mit dem decken, was auch der Gral in dieser Richtung immer vertreten hat. Übrigens wird in weitherzigster Objektivität zu verschiedenen Malen auch das Gute im Expressionismus anerkannt.

„Dabei soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß sich unter der Fahne des Expressionismus viel redliches und eifriges Wollen und Mühen und Streben zusammenfand und auch manche tüchtige Werke entstanden sind. Aber die katholischen Schriftsteller und Künstler mußten auf die Schattenseiten aufmerksam gemacht und davor gewarnt werden, dieser angeblichen Seelenkunst ihre Seele zu verschreiben, zumal da die ganze expressionistische Strömung bereits abzuebben beginnt. Begeisterte Anhänger und Führer der expressionistischen Kunst wie Picasso in Frankreich, Hausenstein und Roselieb in Deutschland, geben ihre Sache verloren. „Wir leben heute, wir, die wir den Expressionismus bewußt erlebt, die ihn geliebt und seinen Wagen gezogen haben, mit dem verzehrenden Gefühl, vis-à-vis du rien angekommen zu sein“; „man nimmt einen leisen Modergeruch wahr, der ausströmt von den kaum entstandenen Werken“ — derartige Geständnisse mehren sich. Und die weiteren Ausgeburten des Expressionismus werden wahrhaftig den Niedergang nicht aufhalten können: der Kubismus, Futurismus, in der Literatur der Dadaismus, der nicht mehr vernünftig redet, nur noch lallt — ach, es ist nicht das melodische Lallen des Kindes, es ist der Zungenschlag des Betrunknen, das häßliche Lallen des aberwitzig gewordenen Greisen.“

Gerade diese Sätze empfehle ich denen besonders zu weiterem Nachdenken, die jetzt eben nach Ablauf der Saison nun endlich die verkannte Fahne des Expressionismus aufgreifen, expressionistische Ausstellungen veranstalten, in geheimnisvollen Tönen davon reden und einer tieferen Schicht die Kleiderabfälle mit mondäner Geste verkaufen, die die bessere Gesellschaft soeben ab-

geworfen hat... Dann ein Marschlied: Wir Katholiken können jetzt auch expressionistisch dichten, wahrhaftig, wir sind noch immer an der Spitze der Kultur... Was dann auf die anderen wirkt, so wie auf uns etwa eine Puritanerprozession mit katholischen Heiligenfahnen und Weihrauchfässern...

„Katholische Kunst und Literatur wird sich dessen immer klar bewußt bleiben müssen, daß sie katholisch ist, katholisch glauben, denken, reden und schaffen, katholische Lebenswerte bieten soll. Wie sie das vergißt oder vergessen machen will, wie sie sich schämt, katholisch zu sein, wie sie sich nach der Weltmode kleidet, wird sie verächtlich und wird sie verachtet. Nur mit dem, was wir als Katholiken sind und haben, können wir dem katholischen Volk, dem ganzen deutschen Volk nützen, nicht mit dem, was wir der Welt entlehnen, abbetteln, absehen, nachäffen. Je klarer, je bestimmter, je entschiedener daher die katholische Gesinnung und Tendenz hervortritt, desto besser; nur darf sie sich natürlich keiner Formen und Ausdrucksmittel bedienen, die mit wahrer Kunst nicht vereinbar sind.“

Freilich, die so etwas unter katholischem Expressionismus verstehen, sollen nicht getadelt werden, bedienen sie sich auch besser aus praktischen Gründen weniger mißverständlicher Ausdrücke. Solche suchen das Neue eigentlich nur in einem zeitgewandlich erneuerten Alten, dieser Expressionismus ist so alt wie die Poesie selber, und auf ihn hat unser Geschlecht das Recht so gut wie jedes vor uns.

Auch den trefflichen Schluß will ich hierher setzen, wenn ihn auch die Zeitungen schon gebracht haben, so daß man fast der Meinung sein könnte, außer diesem Schluß habe überhaupt nichts in der Rede gestanden, wenn es auch freilich wahr ist, daß dieser Schluß mehr sagt, als manches langatmige Literaturprogramm. Und Humor ist darin, Humor! Ich glaube, die Betroffenen lachen selber mit und sagen: Donnerwetter, aber recht hat er doch!

„Ich möchte nur zum Schluß den Jüngsten unter ihnen einen Verleger für die Erstlingswerke empfehlen, da es heute nicht leicht ist, einen zu finden, einen verlässlichen Verleger, verschwiegen wie das Grab; er zahlt zwar kein Honorar, aber er weist auch nichts zurück. Schriftsteller ersten Ranges haben sich schon an ihn gewendet und ihm ihre Geheimnisse anvertraut und an der Entstehung der größten Meisterwerke war er mitbeteiligt. Dieser Verleger heißt — P a p i e r k o r b. Lassen Sie sich nur in Geschäftsverbindung mit ihm ein und suchen Sie ihm nicht vorzuenthalten, was ihm von Rechts wegen gebührt. Es wird Ihr Schaden nicht sein. Denn es ist durchaus unwahr, daß die ersten Einfälle und Entwürfe immer die besten seien und daß es kleingeistig sei, R o n z e p t e zu machen und das erste, zweite, dritte Konzept großmütig dem Verleger Papierkorb zu überlassen. Das ist für gewöhnliche Sterbliche der einzige Weg zur literarischen Höhe und Größe und selbst die außergewöhnlichen haben ihn nicht verschmäht.“

Die Technik der Roman-Eingänge

Zugleich ein Beitrag zur Romanteknik Dostojewskis / Von Dr. Paul Wohlfahrt

Die weitverbreitete Ansicht, daß der Roman der realistischen Darstellungsweise besonders leicht zugänglich sei, erweist sich bei näherem Zusehen als recht bedenklich. Ohne auf die grundsätzlichen Gesichtspunkte einzugehen, sei dies im folgenden in einem ganz besonderen Sinne dargelegt an der Technik der Romaneingänge, wobei sich beim ersten Blicke zeigt, daß sie der Wirklichkeit nicht im geringsten entsprechen.

S häufig beginnen diese so, als ob vorher sich nichts ereignet hätte, was den Leser interessieren könnte. Die handelnden Personen haben sich zwar geistig bis zu einem bestimmten Punkte entwickelt, aber diese Entwicklung ist so uncharakteristisch und einleuchtend, daß sie, wenn überhaupt, dann dem Leser nur in wenigen Sätzen oder Worten vorgeführt zu werden braucht. „Eduard — so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter“, mit diesen Worten beginnen die Wahlverwandtschaften, indem sie hiermit dem Leser über Eduard alles das bekanntgeben, was zu seinem Verständnis erforderlich ist. Ein derartiger Beginn ist völlig unrealistisch. Er schafft in dem Leben des oder der Helden eine Lücke, die es in Wirklichkeit nicht gibt. Das Leben des Menschen ist eine dauernde Entwicklung, es gibt keinen Stillstand, sondern rastlos läuft oder stürmt es dahin. Nach dem Ausspruch des Heraklit kann niemand zum zweiten Mal in denselben Fluß steigen, denn im nächsten Augenblick ist es ja schon ein anderer Fluß. Mit demselben Recht können wir aber auch sagen: denn im nächsten Augenblick ist es ja nicht mehr derselbe Mensch. Der Roman des genannten Typus setzt aber voraus, daß der Mensch bisher derselbe gewesen ist, ein reicher Baron, und daß nunmehr erst seine Entwicklung beginnt. Von dieser einfachsten Form gibt es nun mannigfache Varianten. Häufig fehlt es überhaupt an jeder einleitenden Charakterisierung. Oder diese folgt erst im Laufe der Erzählung, entweder durch den Dichter oder durch eine andere handelnde Person oder durch den Helden selbst, etwa, indem er die Bilder der Vergangenheit vor seinen Augen dahingleiten läßt oder einem Dritten erzählt oder sie niederschreibt (Die Jugenderzählung im grünen Heinrich). Wird die Mitteilung der Vorgeschichte weit hinausgeschoben, so wird die Spannung erheblich gesteigert, ein sehr wirksames Mittel der Darstellung, besonders, wenn vorher gelegentliche Anspielungen fallen, die der Leser nur halb versteht. Im Grunde aber liegt doch ein anderer Typus nicht vor. Mag die Vorgeschichte noch so interessant oder umfangreich sein, sie hat doch den Helden zu einer bestimmten, festumrissenen Persönlichkeit gestaltet, ihn auf einen festen Strand gelandet. Und nun setzt der Roman ein und die Welle des Lebens ergreift sein Geschick von neuem, um es auf Gipfel zu heben oder in Tiefen zu schleudern oder zu neuen Ufern zu führen. Auch hier finden wir also jene Lücke, die wir als unwirklich und lebensfremd gekennzeichnet haben.

Wie nun aber, wenn der Roman mit der Geburt des Helden beginnt? In der Tat ist diese Form des Eingangs sehr beliebt. Hier hat es doch den Anschein, als ob die Lücke vermieden, der Held von Anbeginn seiner körperlichen

und geistigen Entwicklung vorgeführt wird. In Wahrheit liegt aber hier nur scheinbar eine Ausnahme vor. Das Individuum ist ja kein abgeschlossenes, autochthones Wesen, sondern die Fortsetzung einer langen Reihe von Generationen, deren Blut in ihm strömt und zu neuem Leben erwacht ist, damit zugleich aber uralte Eigenschaften und Instinkte ihm vererbend. Diese lange Kette abzuschneiden, ist ebenso willkürlich und unwirklich, als wenn der Roman mit der Schulzeit oder der ersten Liebe des Helden begönne, bedeutet eine ebenso lebensfremde Zäsur. Folgerichtig schildert auch Goethe in Dichtung und Wahrheit und nach ihm so mancher andere die Eltern und deren Wesen bis ins einzelne. Freilich ist auch diese Beschränkung willkürlich. Das zeigt sich gerade bei den ganz großen Menschen. Das Genie können wir uns nur dann als gesetzmäßig und nicht als bloßen Zufall vorstellen, wenn wir annehmen, daß die ganze geistige und sittliche Kraft eines Geschlechts in langen Generationen und mit immer neuen Werten gearbeitet und sich vermehrt hat, Brücke zu dem einen Großen gewesen ist, um nun in diesem in ihrem ganzen Umfange und in vollster Intensität zu erscheinen, ähnlich wie chemische und physikalische Kräfte viele Jahrhunderte ungestört und ungebrochen zusammen gewirkt haben müssen, um einen jener riesenhaften, vollendet gestalteten und strahlenden Edelstein zu erzeugen, die, unverkäuflich und unbezahlbar, nur in wenigen Stücken die Kronschätze und Museen zieren.

Im Ringen um einen natürlichen Anfang sind nun manche Romanschriftsteller auf einen anderen Ausweg gekommen. Sie suchen den Leser mitten in den Lauf der Ereignisse einzuführen, indem sie erzählen, wie sie, insbesondere auf Reisen, Menschen kennengelernt haben, die von vornherein ihr Interesse in hohem Maße in Anspruch nahmen, zumal sie sich von allen anderen fernhielten, wie sie allmählich den Unbekannten immer näher traten und schließlich ihr Vertrauen in solchem Maße gewannen, daß sie ihnen ihr eigenartiges Schicksal bis in alle Intimitäten erzählten. Dieser besonders von Heyse in reichem Maße benutzte Romantypus stellt aber durchaus keine Ausnahme von der bisher behandelten Gruppe dar. Die Icherzählung des Dichters bildet hier nur eine mehr oder weniger konventionelle Form, die schließlich auch weggelassen werden könnte, während die eigentliche Erzählung des Unbekannten dieselbe der Wirklichkeit fremde Zäsur aufweisen wird, wie die vorstehend behandelten Typen.

Dieselbe Beurteilung gebührt einer Reihe von Rahmenerzählungen eines verwandten, besonders bei Storm nicht seltenen Typus: Der Dichter oder eine dritte Person erzählt einem Freunde oder einem Kreise von Bekannten eine Geschichte aus seiner Jugend oder aus seiner beruflichen Tätigkeit.

Wollen wir dagegen Romaneingänge von ganz anderer Art kennenlernen, einer Art, die sich dem wirklichen Leben in verblüffender Weise nähert, so müssen wir uns vor allem mit den Romanen Dostojewskis beschäftigen.

Hier stößt uns schon der Beginn mitten in den Konflikt hinein; selbst wenn, wie etwa in den Brüdern Karamasoff oder den Dämonen, einige einleitende

Seiten oder Kapitel vorausgeschickt werden, so bilden diese eher eine Art Vorrede, die mit der Handlung kaum etwas zu tun hat. Es treten Personen auf, die dem Leser ganz fremd erscheinen, er versteht nicht, was sie wollen, wozu sie da sind, was sie bewegt. Es kommt schon in den ersten Kapiteln zu Zusammenstößen, die oft so peinlich und unerquicklich wirken, daß wir uns fragen: Wozu das alles? Oder vielmehr die Wirkung ist deswegen eine solche, weil wir die treibenden Kräfte noch nicht kennen, kaum ahnen. Erinnert sei nur an den Zank des alten Karamasoff mit seinem Sohn Dmitri im Kloster. Man hört, die beiden sollen sich versöhnen. Aber man erfährt nicht, was sie trennt. Der Versöhnungsversuch scheitert, es kommt zu gräßlichen Schimpfereien. In den Dämonen wird der Held gar im Salon seiner Mutter gänzlich unerwartet und völlig unverständlich von einer sozial tief unter ihm stehenden Persönlichkeit geohrfeigt, ohne darauf irgendwie zu reagieren. Der Leser greift sich an den Kopf, findet sich in dem Chaos nicht mehr zurecht und fühlt sich, an die alte Romantechnik gewöhnt, versucht, das Buch beiseite zu legen. Dieses Chaos wird noch gesteigert durch die ungeheure Lebendigkeit, mit der alles sich abspielt, durch eine Glut, die der Dichter, der als Epileptiker seine Romane gewöhnlich zwischen zwei Anfällen und häufig im Fieber geschrieben hat, auf den Leser zu übertragen versteht. Erst ganz allmählich erfahren wir etwas Näheres über die treibenden Kräfte, aber auch nicht akzentuiert, sondern oft beiläufig, mit Betonung auf dem schlechten Taktteil, zuweilen erst ganz spät. Ein Beispiel. Im Garten fühlt sich Welschaninoff, ein nicht mehr ganz jugendlicher Salonheld, dauernd von einem Unbekannten verfolgt. Eines Nachts um 2 Uhr erscheint dieser an seiner Tür, er läßt ihn ein. Plötzlich erkennt er in ihm einen alten Bekannten, Trussozki, mit dessen verstorbener Frau er vor Jahren intime Beziehungen unterhalten hat. Trussozki verfolgt und quält ihn nun unter dem Deckmantel der Freundschaft in entsetzlicher Weise, aber ohne die Karten aufzudecken. Welschaninoff ahnt, daß er Näheres über das Verhältnis mit seiner Frau weiß, kann sich aber nicht erklären, woher, da er an diese nie geschrieben hat. Schließlich sucht Trussozki sogar, ihn im Schlafe zu ermorden, rechtzeitig erwacht er noch aus einem fürchterlichen Traum. Jetzt endlich kommt die Lösung. Trussozki reißt ab und sendet Welschaninoff einen alten, im Nachlaß seiner Frau gefundenen Brief, den diese an Welschaninoff geschrieben, aber aus nicht ersichtlichen Gründen abzuschicken unterlassen hat. Dieser Brief, der den verbotenen Verkehr der beiden unzweifelhaft erkennen läßt, wird nun etwa nicht, wie dies wohl jeder andere Romanschriftsteller getan hätte, wörtlich, sondern nur dem Inhalt nach wiedergegeben, also ganz akzentlos, obwohl er doch die Spannung zu lösen bestimmt ist, also besonderen Nachdruck verdient.

Die Inhaltsangabe gerade dieses weniger bekannten Romans Dostojewskis erschien deshalb geboten, weil hier die Handlung verhältnismäßig eindeutig verläuft, auch die Kürze des Buches eine solche Übersicht überhaupt erst ermöglicht, obwohl diese freilich auch hier ein gewisses Aktienstudium erfordert. In den großen Romanen aber gehen die Fäden noch viel wirrer durcheinander, es

vergeht noch viel längere Zeit, ehe wir begreifen, worauf es ankommt. Doch können wir auch beim Gatten feststellen, daß erst ganz allmählich etwas Ordnung in den Stoff kommt, freilich strömen von anderer Seite immer wieder neue Motive überraschend ein, so daß der Leser nie zu voller Klarheit gelangt. Fontane arbeitet häufig bei Beginn mit gewissen Andeutungen, die auf den Ausgang hinweisen und dem Interesse des Lesers von vornherein eine bestimmte Richtung geben. So erwähnt er in „Unterm Birnbaum“ auf den ersten Seiten mit deutlichem Akzent die zum Keller führende Falltür, durch deren Zuschlagen am Schluß der Mörder beim Vergraben seines Opfers lebendig eingefangt wird. In Cécile wird der Oberst von St. Arnaud, der am Schluß den jungen Gordon im Duell erschießt, von dem sportlustigen Berliner in einer der ersten Szenen mit dem Oberst Butler aus dem Wallenstein verglichen, gleichfalls mit bezeichnender Tongebung. Ganz anders Dostojewski. Bei ihm ahnen wir häufig bis zum Schluß nicht, worauf er hinauswill, ja wir fühlen uns dauernd wie in einem Labyrinth herumgeführt.

Es erschien notwendig, ausgehend von der Eingangstechnik Dostojewskis auf seine Romantechnik überhaupt einzugehen, insoweit sie von dieser nicht trennbar, nur im Zusammenhang mit ihr verständlich ist. Jedoch bedarf dieser Überblick der Ergänzung, da er den Eindruck erwecken muß, daß die Werke Dostojewskis bloßes Chaos, unverständlich, wirr und im besten Falle aufpeitschend sind. Zweifellos wären sie auch nicht mehr, wenn sie nicht diese wunderbare und unnachahmliche Lebendigkeit hätten, von der oben schon kurz die Rede war. Der durchschnittsmäßige Dichter schafft entweder Typen, die zwar verständlich sind, aber kein eigenes Leben haben, oder ausgeflügelte Sonderlinge, die niemand versteht. Dostojewski weiß auch seinen sonderbarsten und verrücktesten Menschen ein solches Leben einzuhauchen, daß sie im Handeln und Reden wie wirkliche Menschen auf uns wirken. Selbst, wenn er Typen schaffen, etwa in Dmitri, Iwan, Alexei Karamasoff, den russischen Menschen in seinen drei charakterischen Prägungen darstellen will, immer sind es Menschen von Fleisch und Blut, Menschen, die sich nicht auf eine bestimmte Formel bringen lassen, voller Widersprüche, Tiefen und Untiefen, Vorder- und Hintergründe, Himmel und Hölle in sich bergend, Menschen, wie wir sie in dieser ausgeprägten Individualität und Typenlosigkeit nur noch bei Shakespeare finden. Und diesen Menschen entspricht auch die Handlung, wie sie oben kurz an einem Beispiel skizziert wurde. Auch sie ist voller Leben oder vielmehr volles Leben. Denn sobald wir wirkliche Menschen in ihrem Handeln und Reden beobachten, bieten sie uns zunächst Rätsel über Rätsel und nur eine gewisse Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit läßt uns an diesen nächstliegenden und schwierigsten Problemen vorübergehen. Erst ganz allmählich gelingt es uns, falls wir uns überhaupt die Mühe geben, in das weite Land einzubringen, das wir mit Schnitzler die Seele nennen dürfen. Daß den Dichter diese Entdeckungsfahrt weiter führt als uns in der Wirklichkeit, ist sein Recht und seine Kunst; bei einem Dichter wie Dostojewski freilich, dessen Kunst aus denselben Quellen fließt wie das wirkliche

Leben, muß noch genug des Ungeklärten und Unvereinbaren übrigbleiben; das Leben ist eben keine Gleichung, die sich glatt auflösen läßt.

In einem Aufsatz aus dem Jahre 1797 „Über epische und dramatische Dichtung“ sucht Goethe die Grenzen zwischen diesen beiden Dichtungsarten zu ziehen und gelangt dabei zu folgendem Ergebnis: Während der Epiker wie ein Rhapsode das vollkommen Vergangene und Abgeschlossene vorträgt, in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersehend und die Zuhörer bei gleichmäßiger Verteilung des Interesses beruhigend, wirkt der Dramatiker wie ein Mime, er will, daß die Zuhörer in steter sinnlicher Anstrengung die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühlen, sich selbst darüber vergessen. Diese Gegenüberstellung dürfen wir getrost auch auf unsere beiden Eingangstechniken zur Anwendung bringen. Dostojewski wirkt in der äußeren Form des Epos wie ein Dramatiker im Sinne der Goethischen Begriffsbestimmung, und wir können hierin vielleicht das tiefste Geheimnis seines Stils erblicken, soweit sich dieser überhaupt auf eine bestimmte Formel bringen läßt. Denn von allen seinen Dichtungen können wir sagen, daß wir in steter sinnlicher Anstrengung die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühlen, uns selbst darüber vergessen, weil wir alles nicht als geschrieben, sondern als von uns selbst erlebt empfinden.

Mit dieser Bestimmung des Dostojewskis soll nur ein Gegensatz zu der an erster Stelle umschriebenen Eingangstechnik festgestellt werden, nicht eine Minderbewertung der letzteren. Die Wahl eines Stils hängt ja bei dem wahren Künstler nicht von seinem freien Willen ab, ist von Zweckmäßigkeitsgründen oder Wirkungsabsichten jedenfalls ganz unabhängig. Sondern sein inneres Muß ist es, das seinen Schöpfungen die Formen gibt, jenes zwar nicht starre, aber doch stets triumphale Gesetz, von dem das Goethewort gilt:

„Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.“

In weit höherem Grade ist der Künstler bei der Wahl seines Stoffes frei, aber die Form, in der er ihn ausgestaltet, ist von seinem tiefsten Wesen unzertrennlich. Darum ist es ebenso unmöglich, den Stil von Dichtern, und sei es auch auf einem so beschränkten Gebiete wie dem der Eingangstechnik miteinander wertmäßig zu vergleichen, wie ihre künstlerische Qualität überhaupt.

Noch nach anderer Richtung muß es abgewiesen werden, einen Unterschied zwischen den beiden Techniken zu machen. Empfinden wir die Vorgänge auch bei Dostojewski in höherem Grade als unser eigenes Erlebnis, weil die Darstellung der Wirrnis, Gestaltlosigkeit und Lebendigkeit der Wirklichkeit in höherem Maße gleicht, so ist hier von einem Abschreiben ihrer doch ebensowenig die Rede wie bei jenem anderen Typus. Gleichviel, ob Dostojewski den Stoff seiner Romane erfunden hat oder irgendeiner äußeren Anregung verdankt, seine Ausgestaltung hat er der Wirklichkeit unmittelbar jedenfalls nicht entnommen. Bezeichnend hierfür ist der Roman „Der Spieler“. Auf seiner großen Reise durch Deutschland und Italien kam Dostojewski auch nach Baden-Baden,

wo er im Spiel nicht unerhebliche Beträge verlor. Diesem Erlebnis und den begleitenden Sensationen und Eindrücken verdankt der Spieler seine Entstehung. Doch hat er mit ihm mehr als das Motiv nicht gemein. Sondern dessen Ausgestaltung im Roman zeigt in überquellender Lebendigkeit jene Fülle von Personen, Temperamenten, Vorgängen und Überraschungen, die von dem anregenden Erlebnis selbst völlig unabhängig ist. Das Künstlertum Dostojewskis beruht eben gerade darauf, daß er, ausgehend von einem Motiv, das ebenso gut unmittelbar erlebt als erdacht sein kann, Phantasiegebilde von einer Rhythmik, Intensität und Glut erschafft, die sich wie wirkliches Leben vor uns abrollen, freilich auch so formlos und häufig so abstoßend wie dieses. Wenn wir daher nach dem Vorbild Simmels die großen Künstler in typische Schöpfer und typische Gestalter scheiden dürfen, so kann die Rubrizierung Dostojewskis nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Seine Gestaltung läßt fast durchweg jenes Ebenmaß, jene Abgeklärtheit und Formvollendung vermissen, welche gerade die großen Meister dieser Reihe, etwa Raffael und Goethe, auszeichnet. Dafür ist er Schöpfer und nur Schöpfer und gerade deshalb so einzigartig, weil keiner der andern großen Schöpfer, weder Shakespeare, noch Beethoven, noch Rembrandt, das Schöpferium mit solcher Vernachlässigung und Abweisung der Gestaltung verkörpert.

In dieser Stelle wird vielleicht als letzte Lösung und Erlösung das Wort Rußland erwartet werden. Doch hieße dies den Sinn vorstehender Zeilen völlig verkennen. Vielleicht ist es möglich, die Eigenart Dostojewskis durch den Hinweis auf das Land zu erklären, dem er entstammt, auf seine ungeheuren Weiten, die tiefen Widersprüche seiner Menschen, Dulder- und Empörertum, Abgestumpftheit und leidenschaftliches Aufflammen, vielleicht würde eine derartige Betrachtungsweise ihre Rechtfertigung finden in dem bewußten Russentum Dostojewskis und der politischen Entwicklung Rußlands in diesen letzten schicksalschweren Zeiten, obwohl sich schließlich, erst jetzt und erst recht, das eigentlich künstlerische Problem erheben würde, warum gerade Dostojewski all dieser Motivreihen zur Erklärung bedarf und nicht oder nicht in diesem Maße die andern großen Russen, Puschkine und Lermontoff, Gogol, Turgenjew und Tolstoi. Alle derartigen Erörterungen wären aber historischer Natur und die vorstehenden Gedankengänge sollen alles andere eher sein als historisch. Jenseits aller geschichtlichen und völkischen Gegebenheiten sollte versucht werden, aus der Masse des Schrifttums zwei festumrissene Typen zu entwickeln und gegenüberzustellen. Daß für den einen gerade Dostojewski als Muster gewählt wurde, hat seinen Grund nicht in seinem Russentum, sondern weil dieser Typus gerade in seiner Kunst zum vollendetsten Ausdruck gelangt ist.



Die Himmel erzählen . . .

Eine Novellenreihe von Franz Friedrich Oberhauser

2.

Eines Tages lag Tristan Lufasser in der Talwiese unter einer Stadt. Silberglanz der Ferne waren die Berge. Im Tale schiefen alle lauten Stimmen. Feinstes Traumlied des Sommers hing zitternd in der Luft. Wolkenschatten flossen über die Hügel. Aus dem grünen Lichtschimmer des Waldweges trat ein Wanderer.

Vögel umschwärzten ihn und frohlockten. Bäume neigten sich und fächerten Kühle. Wiesen schlugen liebevolle Wellen von Gräsern und Rissen an seine Füße. Auf breiten Stöcken neigten sich die Rosen, ihr Geflod schimmerte in abendlich roten Rüschen. Eine Schar treuer, freundlicher Wolken eilte aus der Ferne her, tranken noch vom Licht der Sonne, vom Glanz des weißen Bergschmuckes. Über Wald, Wiese, Gärten und Stadt der Sommer. Feinste Musik schwebte im Raum.

Erstaunt, ergriffen und leise sah Tristan zu dem fremden Wanderer auf und fragte: „Wer bist du?“

Der Wanderer setzte sich schweigend neben ihn in das hohe Gras. Blumen drängten sich schmeichelnd ihm zu. Eine Schar selig erregter Vögel schwang sich in das Geäst. Die Stadt flog wie ein Lichttraum aus der goldensten See auf. Zahllose Fenster funkelten und gleißten wie eine Perlenkette im Haar einer Frau.

Und wieder fragte Tristan: „Ein Freund des Himmels! Sieh diese Freude! Er und die Erde grüßen dich! Und haben dich lieb! Was sind deine Wege, die du wandelst, wie ist dein Leben, das du führst . . .? Lebst du — geschieht dies — oder ist es nur ein Traum? Seliger, wunderbarer, gütiger Traum!“

Der Chor der Vögel erscholl lauter. Die Rosen hatten ihre süßen, kleinen Lippen geöffnet und atmeten mit leiser Hektigkeit.

Da sagte der Fremde mit klarer, herzlicher, aber weher, tief im Innern marternder, anklagebarer Stimme:

„Wer ich bin? Nichts bin ich. Denn ich weiß, mein Leben ist nur kurz, und ich kehre zurück, woher ich in Gnade kam. Aber überall bin ich der Freund des Himmels, aber überall, wohin Gott mich den Fuß setzen läßt, versuche ich ohne Zwiespalt mich mit der Einfachheit zu beschäftigen, und will nichts als der großen Gnade dieser Schöpfung simpelster Genießer sein. Fern allen Hektigkeiten, fern allen Gluten, denn des Feuers Rauch trübt Blick und Himmel. Und trotzdem, wohin ich komme, fragt man mich, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich gehe. Und ich weiß doch nichts darauf zu antworten. Auch du fragst mich! Mein großer, einziger Gott, was hast du mit mir vor, du erhebst mich

über die anderen, ich sehe es wohl, machtlos bin ich, dir zu danken, diesen Zweck zu erfüllen!"

Das Vogellied erfüllte das Thal. Silbernes Glodengeläute waren die Bäche.

Nach einer Weile, während der Wald ein grünes, sanftes Dämmerlicht über beide warf, aus dem fernen See leichte, flinke Blitze stiegen, streifte der Fremde den Arm Tristans, dann legte er eine kühle, weiche und tröstliche Hand auf seine und sagte: „Bruder!"

Tristan sieht ihn an.

„Bruder, in deinen Augen ist es dunkel, dein Herz stört ungelöstes Weh, hat dir die Welt ein Narrenspiel gespielt, hast du des steten Narrenspiels Komödie nicht erkannt? Mensch, und deinesgleichen haben dir einen Himmel geraubt? Sieh in das Land: nichts ist verzagt, alles atmet, hör' der Vögel Chor, sieh an, wie schön die Erde ist. Unsterblich ist ihr Lob für ihren Schöpfer. Und unsterblich und nie gedämpft soll das unsere sein, denn wir erkennen dies alles!"

Und er sah in das weite Land hinein, er faltete die Hände und sprach: „Großer, guter Gott, unerschöpflich wie du, ist dein Werk, ist deine Erde! Nimm mir alles, aber laß mir die Erkenntnis, daß du bist! Darin liegt alle Arbeit, alle Raft und aller Friede! Güte . . . Liebe!"

Die Vögel schwiegen. Leise rauschten die Bäume fort, und das Lied der Wasser hob sich über den Ufern.

„Bruder!"

„Wunderfamer Klang!"

„Sprich!"

„Kann ich's denn?"

„Glücklicher mit deiner Laft!"

„Deine Stimme klingt in Güte!"

„Sie ist wie alle anderen!"

„Und deine Augen! Nie sah ich solche Augen! Sie malen können! Es gibt keine Farbe, die dem Zauber deiner Augen gleichkommt! Mangel in der Schöpfung!"

„Wo sprichst du hin? Willst du zweimal ein und dasselbe schaffen. Bist du Gott, der Einzige? Alles kann nur einmal sein. Nichts ist gleich, so wie das andere. Aller Sinn der Schöpfung liegt im Einmaligen. Wäre es sonst Schöpfung?"

„Seligkeit im Glanze dieses Lichts zu schaffen. Befriedigung und Triumph!"

„Nie wirst du es vermögen. Nichts ist in meinen Augen, als der Widerschein der Welt! Verstehst du das, bist du soweit?"

„Berauscht von der Schönheit dieser Erde!"

„Um der Schönheit willen, äußerlich! Auch deine Augen sind schön, schön im geheimen Weh. In Lust, zu weinen, und vermögen es nicht! Wolken,

die nicht regnen, um sich zu erlösen! Was trägst du für eine Last, ist sie größer, unbewußter, als die der anderen Menschen?"

Tristan sah mit großen, tränenlosen, brennenden Augen den Fremden an. Alles schmolz in der Liebe dieser Sterne. Langsam begriff er die Schönheit dieser Augen, trank daraus eine herrliche Rühle, ein See voll Morgenlicht. Ach, dieser Schimmer, diese Farbe, dieser unbeschreibliche Glanz, der diese Augen erreichte.

Da hub ein Waldvogel zu singen an. Atemlos wurde die Stille ringsumher. Der Fremde schwieg. Und über sein armes, kahles, hartes und demüthiges Haupt floss das Lied in seiner ganzen Seligkeit. Und in seinen Augen wurde es licht, wie ein Morgen, der über ferne Berge steigt.

Tränen, große, blanke, schwere Tränen drängten sich langsam aus den schimmernden Sternen und klopften auf das abgeriebene, alte, zerschlossene Habit.

Seligste Erfüllung eines Vogelliedes!

In Tristans Augen brannte Dual und Sehnsucht. Flehen. Die Bäume sächerten Rühle. Aber er spürte nichts davon. Jäh erkannte Wüste war um ihn. Der Drang und Rausch dieses Lebens sang in seinem Blut. Wogen überfluteten ihn, und er vergaß im stolzen Bewußtsein, Schönheit zu suchen, Schönheit zu erstreben, zu erkennen, und vergaß, daß Glanz und Blendwerk, Schein und Schimmern allein nicht Schönheit sind.

Drüben funkelte die Stadt im Sommerlicht.

* * *

„Ist es nicht wunderbar, dieses Vogellied? Und daraus zu erkennen, welch ein Vöglein es sang, nach Stimme und Laut und nach der Melodie: ein Fink, eine Amsel, Goldammer oder Wachtel. Und die Blumen zu erkennen, wie sie aufgeschrieben stehen seit altersher. Sieh, ich hab die Sommerrose über alles lieb, sie ist so schön, daß sie Dornen hat zur Wehr. Und wenn ich ein Mädchen hätte, ich würde ihr mit Rosen ihre Güte danken!“

Der Pokal des Tages neigte sich. Bienen sangen metallisch vorbei. Drüben zwischen den Bergwänden und den Wäldern flossen dunkelblaue Schatten.

Tristan sagte unvermittelt: „Es bleibt nur noch von all dem das Wunder Gottes!“

„Wunder Gottes?“ fragte der Fremde zurück, und es mischte sich eine leise Verwunderung in seine kindliche Stimme. Und er wischte sich eine selig nachgelaufene Träne aus dem schütterten Bart.

„Was nennst du Wunder Gottes? Ist es sichtbar? Läßt es sich bloß fühlen? Ahnen, Glauben machen? Ist es nicht etwas so überaus Einfaches, daß man darüber vorbeigeht? Wird es nicht sichtbar und fühlbar, wenn man bloß daran glaubt? Ist es angeboren, mitgebracht, oder lernt man es zu? Siehst

du, ich weiß das alles nicht! Muß ich das wissen? Ich fühle es, ich fühle Gott, ich sehe Gott in der Kirche und weiß von ihm durch die Apostel. Und ich weiß, daß ich's fühle, und daß dieses Fühlen den meisten Menschen fehlt! Sie wollen es so: nichts fühlen und doch wissen davon, sehen! Ist es so: zuerst fühlen und dann erkennen oder zuerst erkennen und dann fühlen! Ich verstehe von Philosophie nichts, vielleicht habe ich deswegen keine Kämpfe, keine Anfechtungen und ist mein Tag klar und rein.

Dir geht es wohl besser, Bruder? Du warst auf der Schule und hast gelernt?"

„Besser? Nein, ganz arm! Kampf, immer Kampf! Fragen, wo andere nichts zu fragen haben. Dann kommen die Zweifel und zerren hin und her, man sucht alle Mittelchen und Spitzfindigkeiten zusammen, um gegen einen Feind etwas auszurichten. Und oft, siehst du, und oft ist dieser Feind nichts anderes als das Opfern, die Entsagung, die Energie über die Kleinigkeiten, über den Tand dieses Lebens hinaus: man will es doch bequem haben. Ist dies keine Irrung, falsche Fährte? Man will soviel als möglich Genuß und Bequemlichkeit, Erfüllung und trotzdem ein ruhiges Gewissen haben, und da hilft man sich mit den Grundsätzen und Erkenntnissen, mit der Philosophie. Auch sie ist eine Falle, in die man fallen kann. Auch sie kann man für bessere Zwecke verwenden, und es ist auch da nicht anders, als überall: du mußt es in dir haben, jenes geheimnisvolle, unerschöpfliche: das Glauben!"

„Das alles mag richtig und wahr sein, ich weiß nichts davon. Ich glaube, du kannst aber doch viel leichter deine einmal errungenen Erkenntnisse behalten und verteidigen. Du hast den mächtigen Helfer, kannst leichter erkennen und finden, weniger leicht verlieren, was du einmal hast!"

„Bist du doch nicht der Glücklichere von uns zweien? Wie zufrieden dein Gesicht ist, wie kampfflos und dankbar scheinst du durch das Leben zu gehen, nichts ficht dich an, du bist mit allem fertig und im klaren!"

„Kampf der Gegensätze ist Leid. Alles verändert sich stets, es bleibt nichts gleich auf dieser Erde. Alles lebt, lebt fortwährend, noch im Ende lebt es. Und weiter hinaus. Und der Mensch, das ewige Rätsel, ist vielen gleichgültig geworden."

„Wie gut hast du es, dein Herz schlägt den Takt zu einer einfachen Lebensmelodie. Du begrüßt den Morgen, weil er Licht und Tag bringt, freust dich des Tages, freust dich der Nacht, weil sie Schlaf und Ruhe bringt. Du empfindest etwas, nimmst es, besitzt es. Nicht im Kampf und Streit, alles ganz natürlich; so stelle ich mir dein Leben vor! Wo hast du diese Weisheit her?"

Da huschte ein leises Lächeln über das stille Gesicht des Fremden:

„Alles erscheint dir geschenkt! Wann und wie du es erhältst, so bleibt es in dir. Es ist doch alles so einfach, nur die Menschen nörgeln und sind nie zufrieden. Man will immer mehr sein, man will diesem Dasein abringen, was doch nie der Körper und der Geist aushält. Bis zu einer gewissen Grenze geht

die Gnade, aber alles, was drüber hinaus ist, ist Dunkelheit. Der schönste Augenblick ist der, daß man eines Tages seine Niedrigkeit einsieht, daß man erkennt, daß doch alles nichts nützt, denn vor uns geht ein Stern, der wir selbst sind. Aber es ist auch das gut, wie alles richtig ist. Was wäre der Mensch ohne Zweifel und ohne allen Irrwegen. Er wäre vielleicht untauglich, diese große Macht zu erkennen. Ich halte es mit der Einfachheit. Ich quäle mich nicht, ich gehe meinen Weg durch alle Täler, über alle Berge, und vergesse nie, daß dies Gottes Erde ist, in der ich wandle, und daß ich sie am besten verstehe, wenn ich nichts von vieler Flausenmacherei weiß, wenn ich einfach bin, wie es mir ansteht, arm, und wenn ich weiß, daß ich in Gottes Gnade entsandt, meinen Teil durchwandere, zu ihm zurückkehre, und ihn erkenne."

Der Tag schüttete alle seine Schönheiten aus seinem Pokal. Gärten leuchteten unter der Stadt. Ein warmer, herrlich gespannter Himmel sprang über das ganze Tal. Trompetengold brannten die Häuser. Ferne Berge warfen schwerviolette Seide über Wälder. Feiner, zarter blauer Dunst hing sich an die Bäume. Im Walde hinter den beiden Männern flüsterte das Laub. Goldener Regen stäubte funkelnd auf den Waldboden.

"Bruder," sagte der Fremde nach einer Weile, "Bruder, es geht nichts ohne Kampf auf dieser Erde. Nur erträgt man vieles leicht. Und dieses Leichte ist meist Lust, obwohl das Schwere manchmal ebenso in Wonne empfunden wird.

Aber, wenn ich diesen Baum ansehe, in all seiner Unerklärlichkeit, die Blumen, diese Rosen da auf allen Stöcken, und mir denke, wie mannigfaltig, wie zart und unnachahmlich und wie verschieden eines von den anderen ist, nie nachzumachen durch eines Menschen Hand, siehst du, dann ahne ich es: das Wunder Gottes! Das vollständigste Produkt, das vollgereifteste Werk ist diese Erde, der Himmel und alle Elemente und alle Kleinigkeiten. Bis in das undenkbarste Feinste hinein hat alles seinen wohlweislichen Grund, und der Mensch nörgelt und kritisiert nur deswegen, weil er oft den Grund nicht kennt. Also wunderbar ist dies alles. Und hörst du das Wort wunderbar? Warum gibt es ein solches Wort, und kein anderes, welches uns in gewissen Augenblicken so erfüllt als dieses . . ."

"Du magst recht haben, mein lieber Freund," sagte Tristan nachdenklich, "aber, ist dann nicht auch alles recht und gut, was der Mensch beginnt und ausführt? Gibt es nicht auch hier Kräfte und rätselhafte Gründe, ist nicht auch der Mensch das Eigentum Gottes? Und warum macht man Vorwürfe, bessert aus, klagt an, kritisiert?"

Der Fremde lächelte.

"Ja, das ist wohl eine leichte und glückliche Falle. Aber weißt du, ob der Baum, der Stein, das fallende Blatt denken kann? Du weißt aber, daß dem Menschen diese Gnade gegeben wurde, um das Gleichgewicht zu halten mit seinem Handeln. Dem, der arm an Geist ist, wird im voraus verziehen, der aber glücklich bei vollen Sinnen ist, der soll dies auch zur Ehre Gottes benutzen."

Nun schwiegen beide.

Und indessen sank der erste Stern aus dem warmen Blau des Himmels. Füllte der Abend den Horizont mit roten Wellen. Mattgrün erhob sich der Himmel daraus, und wurde erst in der Mitte, wo er am weitesten und höchsten ist, wieder blau.

„Glück!“ sagte Tristan leise.

Und der Fremde:

„Was nennst du Glück? Ein eitles Wort. Du bist doch immer glücklich oder nie. Ein Spiegel ist es. Alles oder nichts. Oft kannst du glücklich sein: wenn du genießt, erlebst, empfindest . . .“

„Gibst!“

„Nimmst!“

„Wann aber bist du vollständig, bis in das letzte Winkelchen deines Herzens glücklich? Alle Zeitwörter lassen sich im Glück erschöpfen. Alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.“

„Ich meine nichts anderes: so wie du bist, oder was du dir zufügst, so wie du tust, so kannst du glücklich sein. Wie du bist, so bist du glücklich. Es ist ein Wort, das schon viele Opfer gefordert hat, ein unergründlicher Begriff. Oft sollen mehrere Eigenschaften zusammenwirken, um es erbringen zu können. Es ist ein Rätsel, ein Irrgarten, man trägt es mit sich herum, und sehnt sich danach!“

Jetzt war der Abend ein lobender Brand, der Himmel warf weißes Gewölft in das flammende Rot, das Grün überfloß ein graues Blau, und die Sonne sank, zerrann, wie heißes, tropfendes Wachs, der Kirchturm sprang wie eine glühende Feuerfontäne auf, und zahllose Fenster sprühten gleich Edelsteinen.

Da sagte der Fremde:

„Ich höre schon die Nachtigallen schlagen. Der Abend liegt über dem Lande, und ich habe noch ein gut Stück Weg.“

Zärtlich und gütig legte er seine Hand auf die Schulter Tristans: „Leb wohl, Bruder, und vergiß nicht: in allem und jedem sind wir untergeordnet, auf die Probe gestellt, in die Versuchung geführt. Und doch bleibt alles schön auf dieser Erde, die stets verflucht, gehaßt, ersehnt und geliebt ist.“

Ehe er die Hand von der Schulter nahm, war Tristan aufgesprungen und hatte nach ihr gegriffen:

„Du! gütiger, stets alles liebender Mensch, willst du mir nicht deinen Namen sagen?“

Der Fremde sah in den Abend hinaus. In seinen Augen lag der Widerschein des Flammens.

„Muß es der Name sein, der alles ist?“

„Nicht immer und überall. Aber oft hängt sich an Namen alles Resultat des Lebens, und bleibt bestehen darin, lange, über die Zeit hinaus.“

Der Fremde lächelte einem Vöglein zu, das über ihm in dem Gezweige saß.

„Wenn du willst, dann sage einfach Franziskus zu mir!“ Damit reichte er ihm die Hand.

„Franziskus? Was ist das für ein seltsamer Klang, ich weiß es nicht im Augenblick!“

Lächelnd Franziskus: „Siehst du, nun versteh ich dich, du hast den Weg verloren und noch nicht gefunden. Sieh dich um, über allem atmet Gott, und die Himmel erzählen Gottes Herrlichkeit!“

Mit leichten, ruhigen Schritten zog Franziskus den Weg in das Tal entlang.

„Franziskus!“ rief Tristan, „Franziskus, bleib', geh' nicht fort von mir!“

Aber der Chor der vielen Wald- und Wiesenvöglein, der wieder laut und kräftig über dem abendlich überflogenen Lande hing, nahm die Worte weg. Der Abend fiel dunkler ein, silbernes Wassergeläute schlug aus den Bächen heller und froher, und den Wanderer, den Tristan nicht erkannt, nahmen die ersten seidnen Mantelfalten der rasch niederfallenden Nacht hinweg.

Es dunkelte.

In blauen Wogen schwamm das Land. Berge deckte leise glühender Brokat. In Dunkelheit entschliefen die Rosenwälle. Die Stadt erlosch und lag verborgen unter einem Kranz zaghaft erzündeter Lichtfädchen.

Tristan starrte noch eine Weile in die zusammenschlagenden Schatten der Nacht, worin Franziskus verschwunden war.

Dann sah er plötzlich einen hellen und frohen Stern erglücken und sah ihn langsam feldeinwärts ziehen, lebhafter und inniger strahlend, als alle anderen am Himmel.



Von der Tragik liberaler „Lebenskunst“

Von Dr. Gustav Kneiss

I.

Es gab eine bedeutungsvolle Zeit, da rief die Romantik in unser literarisches Leben. Eine beseelte, von einem weitgreifenden Willen durchpulszte Welt wollte werden. Eine harmonische Einheit von menscheitsumspannender Geistigkeit und sprühender Dichteranlage zog selbst im Grunde ihrer Natur widerstrebende Begabungen zum Ideenkreis, worin die Menschennatur als ein von der Kraft der Seele durchdrungener, nie rastender Organismus betrachtet wurde. Um die Seele, diesen seiner Bestimmung gemäß unbeschränkt vollendungsfähigen „Stoff“, den Mitmenschen darzustellen, beschritt der Dichter im wesentlichen zwei Gestaltungswege. Entweder versuchte er, die unsagbar differenzierbare Seelenkraft ihrer göttlich urregegebenen Gewalt in einem Mythos des geschichtlichen Werdens klarzumachen und so ihren Anfang und ihr Wollen und zwischen diesen zwei Endpunkten ihre Richtung schöpferisch zum Bewußtsein zu bringen. Oder er unternahm es in der Gegenwart, sei es mit eindringlichen realistischen Mittheilen, sei es in prophetischen Visionen die feinen, das ganze Dasein verästelt umspannenden Wirklichkeiten eines bereits hochentwickelten Lebens mannigfaltig zu gestalten und in weiteren Möglichkeiten ahnen zu lassen und gerade dadurch die Auswirkung der nie ruhenden Seelenkraft im Dasein lebendig vorzustellen, die zwischen Gott und der geschaffenen Natur, beide Grenzen berührend, das Reich der Menschheit erdenwallend erobern will und soll. Die romantische Kunst war nichts anderes als der in voll-erfasster Wirklichkeit aufstehende und treibende Wille zur bestimmungsvollen Menschheitsvollendung, wobei die Seele sich Gottes Gnade nicht entzog und in ihren Werken — den Quadern, Pfeilern und Diensten des Menschheitsbaus — das Leben vom Geiste dessen sättigte, der es geschaffen hatte und erhält. Das geistig-sinnliche und soziale Wesen des Menschen hatte eine große und würdige Richtung genommen. Des Adels der freien Selbstbestimmung bewußt, dem Zwecke des unvergänglichen Individuums in uns, der Seele, in allen Erscheinungen des natürlichen Lebens Ausdruck gebend, brach die Romantik mitten im irdischen Dasein die Bahn auf das übernatürliche Sein zu. Eine überaus reiche Wechselwirkung von seelischem und leiblichem Leben, von Geist und Form, Idee und Gestalt wollte beginnen und verheißungsvoller Schönheit Anfang sein. Diese romantische Bewegung hatte bald einen weithin fühlbaren Sieg errungen. Es schien, als ob es ihr gelingen könnte, die literarische und künstlerische Entwicklung, die in der vorangegangenen klassischen Literaturepoche sich vom nationalen Leben losgetrennt hatte, wieder einzutauchen in den großen Strom der Geschichte. Aber ihr fehlte ein mitwirkendes Volk. Ein Gemeinschaftsbewußtsein fehlte, das die Bewegung dauernd zu tragen vermochte, — und Führernaturen, die ein solches Bewußtsein in erst kleinen, dann größeren Kreisen zu schaffen verstanden, zeigten sich nicht in einer Zeit, die dem Materialismus und Rationalismus nicht widerstehen konnte. Schließlich sahen sich die romantischen Künstler und Dichter sich selbst überlassen: sie arbeiteten ohne die Möglichkeit, ihr eigentlíchstes Sehnen zu erfüllen, sie wirkten auf einzelne Dichter bloß und traten, aus Mangel an einem allgemeinen Resonanzboden, in verhängnisvollen Widerspruch mit der romantischen Idee, die vom Einzelnen und dessen Subjektivität weniger wissen will als vom Ganzen und allgemeiner Geltung, von dem Individuum weniger als vom Volk, von lyrischen Ergüssen weniger als von epischen Erfassungen, vom gelungenen Einzelwerke weniger als vom produktiv wirksamen Geist. Eine wahrhaft große Wiedergeburt katholischer Kulturanschauung versprühte in einer Masse, die den Geist nicht erfaßte, und an

der Beeinflussung, die von der Masse auf die ihre Idee unvollkommen betätigende Romantik ausging.

Zwischen diese Romantik und unsere jüngste Vergangenheit hat sich dann eine Kunst- und Lebensauffassung gedrängt, die sich selbst die verschiedensten Namen ersann, die aber doch einen wesentlichen Grundzug aufwies: den die katholische Überzeugung zurückweisenden liberalen Geist. Im Romantiker, im Katholiken ganz besonders, nur einen halben Erdenbürger erblickend, die Meinung verfechtend, als wüßten wir mit unserm „Trämental“ überhaupt nichts Rechtes anzufangen, Gottes Macht und Gesetz aus autonomistischer Selbstüberhebung ausschaltend, strebte die liberale Kunst nach unbedingter Freiheit des „Ichs“. Die romantische Idee von der aus einem allgemeinen Sittengesetz erwachsenden Pflicht der Menschheitsvollendung wurde vergessen, und man war fürderhin nur darauf bedacht, die Einzelpersonlichkeit durch Einverleibung aller irdisch gewinnbaren Lebenswerte abzurunden. In polarem Gegensatz zur Romantik wich der Künstler einer bekenntnisfrohen, freies Opfer bringenden Einordnung in eine letztlich außerirdische Bestimmung aus und begnügte sich: ein ohne Voraussetzung existierendes und nur obenhin in eine vage kosmische Harmonie gebrachtes Diesseits anzunehmen oder für sich zu schaffen. Das Göttliche nicht einmal leugnend, aber in der Meinung, persönlich ohne Göttliches auszukommen, das sittliche Recht zur freiesten Lebenserfassung behauptend, an irdischen Heroen, an der vorplatonischen Lebenskunst, an Goethe entzündet, blieb das liberale Literaturschaffen durch allen Formenwechsel seiner Ismen hindurch der einen Grundauffassung: das künstlerische Werk sei die erfahrungs-, erkenntnis- und genusspendende Beziehung des Einzelmenschen zum Diesseits. Diese Beziehung äußerte sich unter glücklichen Umständen in einer auf sinnlicher Schönheit und Formenfülle ruhenden Lebenskunst. Der ohne Religion, ja gerade ohne sie, idealistische, von einer bedeutungslosen Kosmodizee überschirmte Mensch, dieser von einem Kantisch „höhern Selbst“ erdachte kleine Gott der Erde, durchsetzte während der langen Vorherrschaft der liberalen Literaturepoche die Wirklichkeit mit der formalen Genusssteigerung der Phantasie. Entdeckungsfahrten mit vollen Segeln, freilich ohne das Steuer einer jenseitsbewußten Seele, zeigten die Schönheit der Erde in Gegenwart und Geschichte im Spiegel des Geistes. Werke von einer die Wirklichkeit formal veredelnden, fast uncharakteristisch-zeitlosen Schönheit entstanden in der klassischen und von ihr abhängigen liberalen Kunst. Das Begehren, irdischer Relativität durch die Kraft „autonomen“ Geistes die Fiktion einer absoluten Form zu geben, fand meisterhafte Dichter.

Das nannte man „Lebenskunst“. Eine solche hatte aber, wie bereits Hellas und viel später der ins Nordische verschlagene Grieche Goethe erwiesen, doch immer wieder die Konflikte zu erdulden, die aus der vom Jenseits abgelösten Beziehung von Mensch und Diesseits entsprangen und die jene Fiktion zersetzten. In der irdischen Isolierung machte vor allem ein Stachel sich bemerkbar, der der Lebenskunst schließlich tief ins wohlgeformte Fleisch brannte und die Schwären schmerzlicher Bitterkeit an der Schönheit erscheinen ließ. Der Kampf mit der Vergänglichkeit, die schicksalsreiche Tragik, die aus dem Nichtauslebenkönnen des Ichs in der Relativität der Wirklichkeit, zwischen Geburt und Schwinden der Jugendkraft, wie aus einem Riß der Lebenskunst aufstieg, hob immer wieder an. Die Beschränkung der Genussfähigkeit durch die Hemmungen der Natur und das Sterben aller Dinge, machte sich fühlbar. „... Mich quälte das Leben selbst, wo mir eine Magnetnadel fehlte, die mir um so nötiger gewesen wäre, da ich jederzeit bei einigermaßen günstigem Winde mit vollen Segeln fuhr, und also jeden Augenblick zu stranden Gefahr lief.“ Diese bewegliche Klage des großen Weimarer Lebenskünstlers, der

in bewunderungswürdiger Kraftanspannung doch wie kein anderer Nichtdauerhaftem den Schein der absoluten vollendeten Ruhe zu leihen vermochte, tönt ins 19. Jahrhundert hinein, worin kleinere Begabungen ihr Lebensboot bald bei ungünstigerem Winde und schließlich im Sturm entfesselter Elemente nicht mehr zu meistern vermochten und Schiffbruch litten.

Das waren die Dichter, die nicht wissen wollten, daß sie, im Menschen die Menschheit deutend, der Vergangenheit wie der Zukunft als Glied einer Kette verantwortlich sein sollten. Das waren die diesseitig-ziellosen Spiegel der Zeit. Sie verloren sich bald an ihre Stoffe, sie gingen unterm Druck des Materiales, das sie wohl formen, doch nicht der Erden schwere entlasten konnte, zugrunde. Selbst große Talente vermochten den ohne höheres Gesetz als das eigene ringenden Menschen nur mitleidig zu betrachten und Rätsel zu sehen, wo sie enträtseln sollten. Es fehlte ihnen die aus geoffenbarter Religion erzogene Menschheitsanschauung. Sie verfügten nur über eine Anschauung der menschveränderten Zeit.

Solange ist die autonome Einbildung der klassischen Persönlichkeit, das genüßfordernde, Ausleben verlangende Recht des phantastevollen Menschen den rohen und ungeistigern Elementen vorgestellt worden, bis diese, die aristokratische Alleinmöglichkeit solcher unsozialer Auffassung verkennend, auch in ihren weiten Kreisen die Einschränkung zeitloser Kultur in epochale Zivilisation vornahmen. Und je weiter das 19. Jahrhundert unter der Wirkung der liberalen Kunst- und Lebensauffassung fortschritt, um so mehr zeigte sich, daß die Ausbreitung der ausschließlichen Diesseitsidee das zeitliche Diesseits selbst paradoxerweise zu zerstören begann.

Dieser Verwerfungsprozeß der liberalen Lebenskunst, der als eine historische Kategorie immer wieder erfahren wird, machte sich dort am frühesten spürbar, wo die feinsten Früher für die Erscheinungen am Werke waren: in der Literatur selbst.

Die autonomistische liberale Kunst- und Lebenskunstanschauung hatte das Wesen der Seele geleugnet und damit ihre Kraft verkannt. Immer mehr zeigte sich, daß die Degradierung der Seele zur Magd bloß diesseitiger Abrundung einfach auf eine seelenlose Existenz hinauslief, die das sinnliche Leben nicht mehr vergeistigen konnte, vielmehr das Geistige immer tiefer ins Sinnliche hineindrückte. Der Vermaterialisierungsprozeß griff um sich und begann aus der Sphäre der Einzelpersönlichkeit, wo er immer noch geistige Bindung zu erfahren vermochte, in die Masse überzugreifen und hier wie eine Seuche zu wirken. Erst zu spät begriffen die Literaten des 19. Jahrhunderts, daß sie die vermeintliche Dienstbarmachung der Seele mit seelischer Leerheit ihrer Werke verwechselt und einer Literaturentwicklung Bahn gebrochen hatten, die zum Abgrund führen mußte. Erst zu spät sahen sie ein, daß die geheimnisvolle Macht der Seele wirksam blieb und daß die Seele, weil ihr das in der herrschenden Literatur verwehrt war, ihren Einfluß außerhalb der Literatur und gegen sie betätigte. Und die Seele predigte die Zwecklosigkeit und endliche Verwüstung des geistigen Menschendaseins durch bloß irdische Beschränkung und verkündete die Lüge und Blindheit der aufs Diesseits eingeengten Kunst. Eine Spur dieses vollauf berechtigten Kampfes wider die Kunst und mehr noch die Literatur des 19. Jahrhunderts hat sich dann tief in die Erinnerung und Auffassung mancher Katholiken eingegraben. Doch vollzog sich leider dabei eine wichtige Verschiebung des Urteils, indem die Animosität gegen die herrschende Literatur in den Köpfen eifriger, aber nicht ebenso einsichtsvoller Erzähler sich in eine Abneigung gegen die Literatur schlechthin umwandelte, welche Verschiebung um so näher lag, als neben der liberalen Literatur

eine katholische wenig Kraft und Einfluß besaß. In der irrigen Meinung mittels Abschließung das Volksleben vor der verhängnisvollen Wirkung der liberalen Literatur schützen zu können und überhaupt in der Auffassung, daß Belletristik bestenfalls eine müßige Spielerei bedeute, unterbanden manche einflußreiche Katholiken die künstlerische Literaturpflege geradezu und erzeugten durch diese „leichteste Art der Seelsorge“ (Ketteler) jenen Zustand, den man dann unsere „Inferiorität“ nannte.

Das waren bei uns die Folgen einer im Grunde verständlichen Reaktion gegen eine fremde Literatur, die dann in der Tat ihr möglichstes leistete, um ihre Lebensanschauung ad absurdum zu führen. Das geschah von dem Augenblick an, als die verkündeten liberalen Ideen von allen begriffen worden waren, und als eine Allgemeinheit die Verwirklichung — an den untersten Grenzen freilich — erstrebte. Immer mehr widersetzte das bedrohlich sich verändernde, das der Geschichte seiner Sünden unterliegende Diesseits sich dem Begehren einzelner nach irdischer Selbsterhöhung im kunstvoll abgerundeten Genuß. Das Diesseits — entfachten Trieben überliefert — entfernte sich immer mehr von der Vorstellung, die der liberale Dichter für sich brauchte. Auch der mächtigsten Phantasie glückte die Ergänzung dieser Wirklichkeit zur lebenskünstlerischen Genußbasis nicht mehr. Die mehr und mehr zerreißen Zivlisation spottete des harmonisierenden Gestaltungsversuchs, zerriß jene, die sich ihr naturalistisch näherten, und sprengte endlich, als die Masse noch blind dafür war, wohin sie trieb, die verwirrten Literaten und Künstler auseinander. Das Schicksal war naturnotwendig aus den von den Menschen „autonom“ hergestellten Vorbedingung geschaffen. Mit feiner Ironie hat Schiller diese Entwicklung einmal im kleinen so skizziert: „Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterjoch ihr Träume. Die wärmste war mir die wahre. Ich forschte nach den Gesetzen der Geister — schwinde mich bis zu dem Unendlichen; aber ich vergesse zu erweisen, daß sie wirklich vorhanden sind. Ein kühner Angriff des Materialismus stürzte meine Schöpfung ein.“

Kurz vor dem Krieg war die liberale Kunstauffassung zersprengt, und man sah ihre Jünger auf höchst sonderbaren Wegen einander fremd werden. Die restlose Zusammengehörigkeit von Mensch und Diesseits wurde dem Traum von einer feinsollenden Welt überlassen oder je nach Temperament zornmütig oder resigniert verabschiedet. Die einen gelangten zum sensitiven Rückzug aus dem roh gewordenen Leben auf einen weltfremden oder doch berührungsfeindlichen Schönheitskult voll heimlicher Schwermut. Andere aktivere, auch jüngere Geister verharrten trotz im Zusammenbruch bisher gewohnten Lebens. Sie waren die ersten, die erkannten, daß die Katastrophe auf die Seelenlosigkeit und auf die folgerichtige Verflüchtigung einer verwahrlosten Metaphysik zurückzuführen sei, und sie suchten unter Führung von liberalen Juden, dieser Genies der schmiegsamen, doch letzten Grundes unschöpferischen Anpassung, nach dem neuen religiösen „Erlebnis“. Daß sie nur fiktive „Überzeugungen“ in der Eile zu bilden vermochten, daß sie ihre Formen, ihre Ausdrucksweise sich hastig und krampfhaft zusammensuchen mußten, kümmerte diese Expressionisten wenig und konnte sie im Drang der Zeit wenig beschäftigen. Erst später, als man bereits an sie zu glauben begann und ihre Art Schule machte, besannen sie sich auf die eigene fiktive Gläubigkeit und erklärten die Bewegung für beendet. — Wiederum andere, die zynischen, doch wohl aufrichtigsten der großen Schar gaben die Bankrotterklärung des klassischen Persönlichkeitswillens unverholen zu, meinten jedoch, im Innersten unbelehrt, daß dieses Fazit mit dem allgemeinen Absterben der aristokratischen Kunst in einer tödenden Gleichförmigkeit des sozialen Lebens, also mit der endgültigen Zerstörung der diesseitigen Kunstvoraussetzung zusammenhänge. Den Glauben an andere Grundlagen

künstlerischen und dichterischen Lebens, den Glauben an eine Menschen- und Menschheitsbestimmung wiesen diese „letzten Künstler“ müde von sich.

Doch heute will sich in jenen, die den Glauben an die Fortdauer der Kunst nicht verloren haben, eine neue Scheidung in „romantische“ und „klassische“ Kunstauffassung vollziehen und wirft gerade in unser katholisches Literaturleben die Frage nach entscheidender Haltung.

Sollte aus dem Zusammenbruch, den wir erlebten, und aus der expressionistischen Pseudo-Reaktion gegen den irdisch-befangenen Angeist der Vorkriegszeit, etwa neben der Erneuerung eines Naturalismus durch die sinnlich beschwerten Elemente, eine Erneuerung des „klassischen“ Kunstgedankens durch die ästhetisch-gehobenen Köpfe sich anbahnen, so müssen wir Katholiken befürchten, daß dieser wiederholte Neuklassizismus seinem Wesen nach noch einmal von Geistern inspiriert und in Formen und Folgerungen gepflegt werde, die der christlichen Offenbarung und Menschheitsbestimmung zum mindesten fremd bleiben. Was viele begeisterte Verehrer an der vorplatonischen Kultur und an Goethe in erster Linie als künstlerische Kraft- und Erfahrungsquelle priesen, war gerade das gegen eine schwache Religiosität gestellte Selbstgefühl des Menschen und die — wenn auch verschleierte — Unabhängigkeit der „schönen Seele“ von der aus dem Jenseitsgedanken erwachenden mythischen Erhöhung des Lebens.

Ungebundene Freiheit zu jeglicher Erfahrung beherrscht das liberale Denken und die liberale Lebenskunst. Und das ist es auch — und muß uns nachdenklich machen —, was aus des Expressionismus' unecht-religiöser Stimmung schließlich heraustrat: das Spiel mit einer undeutlichen Transzendenz, eine leidenschaftlich antidogmatische, eine bekennnischeue, die Mitarbeit an Gottes Plänen ablehnende Auffassung, die letztlich doch auch nur das alte (nur anders markierte) autonome Ich als einziges Aus schöp f ungsmaß des Seienden anerkennen vermochte. Der Ton klingt uns oft vertraut ans Ohr — der uns fremde Sinn ist geblieben. Gerade dieser egozentrische Geist hat denn auch die so hochbeteuerte Gottessehnsucht des Expressionismus Lügen gestraft und hat die Bewegung in ihre alten Bestandteile auseinandergetrieben und als Ganzes vernichtet. Schon werden wieder Stimmen lauter, die an der dogmatischen Religion nur gebundene und bindende Lebensverneinung und Lustablehnung und deshalb Kunstfeindschaft betonen und aus diesem Grunde zum hundertvierten Mal die Unabhängigkeit der Persönlichkeit und namentlich des Künstlers vom Kirchenglauben fordern. Der alte Versuch, die uralte Versuchung schlängelt sich von neuem um den Baum des Lebens.

Dieser Ich-Kult, so fein und glänzend seine mannigfachen Werke sind, wird auch die neue „klassische“ Bewegung, unter welchem Anpassungsprogramm sie auch auftreten mag, wieder auseinandersprengen. Der natürliche Prozeß jeder Diesseitskultur ist ihre sporadische Blüte mit der immerwährenden Zersetzung, ihre Neuhoffnung und Verzweiflung: ihre Tragik.

Eine progressive Universalpoesie dagegen, wie die Romantik sie freilich nur verkündete, kennt solche Tragik nicht. Die tiefsten Grundes heitere Gewissheit ist ihr eigen, daß alles Vergängliche in uns in die Menschheit überfließt und dort zeitlichen Bestand erhält, während das Unvergängliche in uns im Jenseits verewigt wird.

Daß eine künstlerische Gebundenheit durch die Gemeinschaft von Kunst und Religion entsteht, ist ohne Zweifel. Wir Katholiken betrachten diese aber nicht als lästige Fessel, sondern als eine Umrahmung unseres Schaffensgebietes und als eine seelische Einbürgerung der Kunst in die gesamte Weltanschauung. Eine Beeinträchtigung der Kunst könnte

lediglich durch eine falsche Kunstpädagogik dann entstehen, wenn etwa Eiferer aller Schattierungen diese natürliche Umgrenzung der schöpferischen Tätigkeit ungebührlich verengen und so dem höchst lebensempfindlichen Künstler die innerhalb des weltanschaulichen Rahmens unerläßliche Bewegungsfreiheit nehmen wollten. Gewiß, der überaus reizsame und im Schaffensdrang glühende Künstler und Dichter steht dem Werke anders gegenüber als der kühler nachempfindende und möglicherweise aus kunstfremder Sphäre herkommende Beurteiler, in dem das Werk erst die nötige Wärme zu erregen versucht. Gewiß, nicht alle Schöpfungen sind reine Ausstrahlungen, die wie das Licht von der Sonne ausgehen; es gibt Protuberanzen am Wärmeball der künstlerischen Natur, die freilich dadurch am deutlichsten werden, daß man den Schatten einer lieblosen oder gar argwöhnischen Betrachtungsweise auf den Künstler wirft. Aber seien wir nicht allzu mißtrauische Polizisten des dichterischen Schaffens. Lassen wir unsern Talenten die Arbeitsfreude. Nehmen wir ihnen die so unumgänglich nötige Sicherheit des Schaffens nicht in splitterrichterischer Absicht. Verstärken wir in ihnen vielmehr die alte Wahrheit, daß unterm Krummstab gut wohnen, daß die katholische Kirche die größte und dauerhafteste Kulturförderin ist. Dann erst werden wir die brechenlose Einheit zwischen Volk und Künstler in einem neuen katholischen Stilgefühl erarbeiten können. Dann erst werden wir Katholiken zuversichtlich gewappnet sein gegen eine bloß ästhetische Erziehung des Menschen, deren Endfolgerung immer der Ersatz der Seele durch den autonomen Geist, der Wahrheit durch die Schönheit, der Religion durch die Kunst, des ewigen Lichtes durch die Fadel des Prometheus ist. Demgegenüber werden wir dann in unsern Werken darlegen, daß bei aller Wirklichkeitsfreude, die auch wir uns nicht absprechen lassen, doch nicht dingliche Sinnensfülle und irdische Schönheit uns höchstes künstlerisches Streben bedeutet, sondern daß dieses in der Ausdruckskraft und -form, in der Dynamik der Seele zutage tritt. Und Dynamik der Seele ist künstlerisch gesprochen: Verbindungsfuchen irdischen Gestaltungsvermögens mit göttlichem, mit des Schöpfers Sinn und Schönheit.



Meine Mutter / Von Martin Rodenbach

Ich lag im Bettchen. Zärtlich fuhr die schwere,
Verhornte Hand der Mutter, kosend langsam
Und mit dem Daumen klein ein Kreuz bezeichnend,
Mir über Stirn und Haar. Dann ging sie schwebend.
Ich schloß die Augen. So. Nun kann ich schlafen.
Der Mutter Segen ließ wie zarten Schimmer
Die Weihe ihrer Liebe still im Zimmer.

Deutscher Heimatsinn

Gedanken über Volksliebe und Volkskunde / Von P. G. Lehmann

Deutschland über Alles," welch erhebender Klang aus besserer Zeit! Mit welch stolzer Bekenntnistreue haben wir einst dies Lied gesungen! Und heute? Sollte man glauben, daß es Deutsche gibt, die jede Begeisterung für Volk und Vaterland verbannen möchten? Vom Kriegswucherer, vom Kommunisten, vom Frömmeler rede ich nicht. Aber so mancher Niedermann, dessen Herz im Grunde noch recht warm für alles Edle schlägt, scheint der Vaterlandsiebe abständig geworden, will in ihren Äußerungen nichts als Selbstüberhebung und Selbstsucht finden. Die besondere Liebe zum eigenen Volke soll unrechtfertig sein? Fragen wir einmal das arme Bettelkind am Wege dort: „Wen hast du denn am liebsten?“ „Die Mutter,“ antwortet es gleich. „Wie kannst du fragen?“ sehen die staunenden Auglein hinzu. — „Aber weißt du nicht, daß es viel reichere und schönere Frauen gibt? Wärest du deren Kind, du brauchtest nicht barfuß die Straße zu durchhuren.“ „Aber die mag ich nicht. Mutter ist mir lieber. Ziehst du denn nicht, wie gut, wie schön, wie lieb sie ist? Wie Mutter ist doch keine.“ Wer hat hier das Herz, von Überhebung und Stolz zu reden? Nein, Mutter ist wirklich die Schönste, die Liebste. Deutschland über alles! Und wäre Mütterchen verstoßen und ausgeplündert, dann, gerade dann gehört ihr mein Herz, meine Hand. Gerade dann will ich den Mut haben, zu sprechen: „Deutschland über alles!“

Deutschland, was bedroht der vielgeliebte Name? Die Antwort scheint leicht. Deutschland ist eben das Land der Deutschen. Doch wer ist ein Deutscher? Diese Frage hat zweifachen Sinn. Völkisch bin ich ein Deutscher, wenn ich der großen, durch Sprache und Sitte geeinten deutschen Volkstippe angehöre, ganz gleich, ob ich auch in Österreich, der Schweiz, dem Elsaß oder gar in Brasiliens Schneisen das Licht der Welt zuerst geschaut. Staatlich bin ich ein Deutscher, wenn ich als Bürger der Obrigkeit des Deutschen Reiches Ehre und Gehorsam schulde, mag man mich auch völkisch unter die Polen, Wenden oder Dänen zählen.

Germanentum ist ein weiterer Begriff als Deutschtum. Auch der Däne, der Schwede, Norweger und Isländer, selbst der Engländer ist ein Germane. Ihrer aller Zunge hat ja das Urgermanische zur Wurzel. Der Niederländer aber, der Holländer und der Blame, steht uns näher. Mit dem reichsdeutschen Niederländer gehört er zum echt deutschen Stamm der Niederfranken, hat seine Sprache noch in junger Zeit als Deutsch oder Niederdeutsch bezeichnet. — Warum sind denn unsere Beziehungen nicht enger? Wir wollen hier nur den Teil der Schuld betrachten, der auf uns selber fällt. Der gebildete Niederländer weiß um unsere neuhochdeutsche Sprache und um unser gesamtes Geistesleben wahrlich besser Bescheid als umgekehrt. Wie wenige von uns haben sich ein Verständnis für den Wohlklang und die Herzlichkeit des Niederländischen angeeignet? Es handelt sich hier doch nicht um eine zurückgebliebene, vernachlässigte deutsche Mundart, wie manche in selbstsamem Mißverständnis der grimmischen Lautregeln behaupten. Das Niederländische ist eine deutsche Schriftsprache, genau so gut wie das Neuhochdeutsche. Und seine Dichter, seine Schriftsteller, die Vondel und Conscience, um nur ganz wenig anzudeuten, brauchen das Licht wahrlich nicht zu scheuen. Wenn doch wenigstens unsere Germanisten über den Zaun sähen! Aber die sind am Ganges besser zu Hause als an der Mündung des deutschen Rheins!

Einen deutschen Staat, ein deutsches Volk kennen wir. Gibt es auch eine deutsche Rasse? Mit anderen Worten: Bilden wir eine Einheit, die sich vor aller Erziehung, allem Staatsleben schon in gemeinsamen, durch Blut und Abstammung übertragene Körper- und Geistesmerkmalen abhebt? Von einer germanischen Rasse dürfen wir mit gutem Gewissen reden. Seit das Eis zum letzten Male Europas Norden freiließ, findet sich hier als Kern der Bevölkerung ein hochgewachsener Schlag mit gestrecktem Haupte und breitem Antlitz. Sechs Eichenfänge, in Schleswig und Jütland gehoben, nach mäßiger Berechnung dem Anfang des letzten vorchristlichen Jahrtausends entstammend, enthalten noch die Reste lichtbraunen und blonden Haares. Die Augen des Nordländers trugen seit Menschengedenken ihre blaue Farbe.

Haben wir hier, wie man uns so gerne belehrt, die unverfälschten, ungemischten Arier oder Indogermanen, jenes Volk, dessen Sprache in den Mundarten fast ganz Europas fortlebt und darüber hinaus in Persien und Indien, ja heute bis in die fernsten Erdteile? Dürfen wir auf unserm Boden die Heimat der Gesittung, der großen Männer aller Zeiten suchen? Leider müssen wir diese Ansicht, die der Franzose Gobineau begründen wollte, die im erobrerungsfüchtigen England und seinen Besitzungen nach britischem Zeugnis zum „Credo fast aller Gebildeten englischer Zungen“ wurde, die der Engländer Chamberlain weiten deutschen Kreisen mundgerecht zu machen verstand, als unbegründet ablehnen. Wir haben es mit einem jener glänzenden Lehrgebäude zu tun, die, in sich selber nicht übel erbaut, blos mit der Wirklichkeit nicht so recht stimmen wollen. Die Anthropologie und Völkerkunde geht an ihr vorüber, weil sie mit ihr nichts anzufangen weiß. Mehr Aussicht auf Erfolg dürfte jene Ansicht haben, die Paudler in seinem Aufsatz „Ero Magnonstudien, Anthropolos XII—XIII, Seite 641 ff.“ darlegt. Nach dieser ist allerdings die oben beschriebene germanische Rasse auf europäischem Boden uralt, da sie mit dem altsteinzeitlichen Menschen von Ero Magnon übereinstimmt. Die „Uranier“ aber waren wohl ursprünglich ein mittelasiatisches Hirtenvolk, lichter und kleiner als die Ur- oder Vorgermanen, und namentlich durch ihr schmales Gesicht von diesen wohl zu unterscheiden. Ein Teil dieses Stammes gelangt nach Nordeuropa, wo er, mir scheint gegen 800 v. Chr., mit seinen Vorgängern verschmolz. Das Ergebnis dieser Kreuzung wären die Germanen aus den Gräbern der Völkerwanderungszeit, sowie die durch ihre Schönheit vor allen „Barbaren“ so ausgezeichneten Germanen der Römerkunst. In diesem Falle hätten die Urgermanen Sprache und Sitten der „Arier“ angenommen, aber ganz mit eigenem Geist durchsetzt. Die Annahme stimmt vorzüglich zu den Ergebnissen — soweit es Ergebnis sind — die Schliß in dem Aufsatz: Rassefragen, Reallexikon der deutschen Altertümer von Hoops, bekannt gibt. In Griechenland, Gallien usw. scheinen die gleichen Verhältnisse obzuwalten, doch wollen wir keineswegs die endgültige Sicherheit der dargelegten Meinung behaupten. Mit unserer vaterländischen Ehre hat die Frage nichts zu tun. Oder hat etwa Vater Arndt von den „Ariern“ gesungen, ist Körner für's Ariertum verblutet und all die Helden mit ihm und nach ihm? Braucht etwa das starke Vaterlandsgefühl des Franzosen den Rassebegriff?

Noch bleibt die Frage, ob Nordeuropa der Ausgangspunkt menschlicher Gesittung genannt werden kann. Wilde, halbtierische Menschen kennt hier weder Geschichte noch Vorgesichte. Wer sich die Mühe macht, die Leistungen der letztgenannten noch jungen Wissenschaft in sich aufzunehmen, wer die Werke von Sophus Müller, Kaufmann, Montelius durcharbeitet, wer erwägt, daß schon seit Beginn der jüngeren Steinzeit Ackerbau und Viehzucht in unsern Landen der Lebensnerv der Bevölkerung bilden, wird von der deutschen „Barbarei“ eine andere Meinung hegen, als vielleicht bisher. Wie früh haben doch diese „Bärenhäuter“ angefangen, sich in Wolle und Linnen zu kleiden. Obermaier, jener große Forscher, der über den Verdacht falscher Vaterlandsliebe hoch erhaben ist — schon sein enges und freundschaftliches Zusammenwirken mit Franzosen und Spaniern sichert ihn dagegen — steht nicht an, die heidnischen Deutschen ein echtes Kulturvolk zu nennen, dem nur Städtebau und Schrift fehlten. In Wirklichkeit besaßen unsere Väter übrigens auch ihre Schrift, doch haben sie ihr wohl ausgebildetes Runenalphabet nicht zu literarischen Zwecken verwendet. Ein gedrängtes Bild von den Leistungen unserer Voreltern gibt Cosinna in seinem Werkchen: „Die deutsche Vorgesichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft.“

Aber Cosinna schießt übers Ziel hinaus, indem er dartun will, all jene Errungenschaften seien ohne fremde Einflüsse zustande gekommen. Jene Forscher, die im Ernst und mit tiefem Stilverständnis in die Zusammenhänge einzudringen suchten, kommen zu einem anderen Ergebnis. Wer leugnen will, daß bei der Entwicklung der äußeren Gesittung Altgermaniens gründliche Verarbeitung und freie Wiedergabe fremder Anregungen eine überaus wichtige Rolle spielten, wird nie einen folgerichtigen, zu den Tatsachen stimmenden Überblick gewinnen. Römer, Kelten, Etrusker, mykenäische Griechen, mittelbar vielleicht Ägypter, gehören in das Bild hinein. Ich rede, wohl gemerkt, von der äußeren Gesittung und leugne eine weitgehende Befähigung eigener Erfindungsgabe nicht. Zum Beweis einer solchen mögen unter anderem die Luren dienen, jene

herrlichen, wahrscheinlich zwischen 800—400 vor Christus verfertigten Bronzetrumpeten, für die ein eigentliches Vorbild nirgends aufgefunden wurde. Aber auf den Ruhm, das einzige Volk zu sein, das seine Gesittung ohne fremde Anregung schuf, verzichten wir. Eine solche Ab-sperrung vor auswärtigen Einflüssen ist, nebenbei gesagt, mit Verknöcherung und Rückgang nur zu oft gleichbedeutend.

Kann eine hervorragend nationale Wissenschaft in Eosinnas Sinn zu Recht bestehen? Wie wäre sie zu denken? Die Antwort ist bereits gegeben. Weder mit urteilsloser Liebe durchforschen wir unseres Volkes Vergangenheit, noch mit lieblosem Urteil. Liebevolltes Urteil sei die Lösung. Die Liebe, mit der wir uns der Tugenden und Leistungen unserer Väter freuen, mit der wir als bescheidene und dankbare Söhne auch ihre Schwächen und Mängel schonend zu begreifen suchen, das Urteil, das Wahrheit, nur voll begründete Wahrheit will, macht die Erforschung unserer Vergangenheit zu einer hervorragend nationalen Wissenschaft (vergl. hier P. Duhr S. J., Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, I. Einleitung).

In noch wahrerem Sinne kann, ja muß sie das werden. Unser ganzes Volk soll inmitten Anteil an ihr haben. Unmöglich? Dann müßten wir uns vor unsern dänischen Vettern in den Boden schämen. Denn die dänische Vorgeschichtsforschung ist nach Sophus Müller, dem erprobten Vorsteher des dänischen Nationalmuseums, „stolz darüber, aus dem Schoße des Volkes hervorgegangen zu sein“. Auf ihrem Feldzeichen steht der Wahlspruch: „Ebenso populär als wissenschaftlich.“ Sie ist hervorgerufen und getragen vom „Drange des Volkes nach Selbstkenntnis und seiner Liebe zu den Denkmälern seiner Vorzeit.“ (S. Müller: Nordische Altertumskunde II, Seite 308.) Ihren erzieherischen Einfluß übt diese Wissenschaft durch Sammlungen und Vereine, vor allem durch die vorbildliche dänische Volkshochschule aus (vergl. Die dänische Volkshochschule von A. Meyer, Stimmen der Zeit 1920, Seite 350 ff.).

Daß ein solches Volk von echter Heimatliebe glüht, verstehen wir. Weiß es doch, was es an seiner Heimat hat. Wir wissen's nicht, trotz mancherlei Bemühungen älterer und neuerer Zeit. Gesehen wir's nur ein! In allen Bildungsschichten kann man auf unglaubliche Lücken stoßen. Wenn ein Volksschüler der zweitobersten Klasse, auf dessen Zeugnis „Geographie sehr gut“ steht, halstarrig von den Provinzen Deutschlands redet, so dürfte wohl etwas mangeln. Wollte Gott, der Fall wäre erfunden oder einzig! — Mäßig stets um die Kenntnis. Und um die Liebe? Gewiß, die Schule könnte mehr bieten. Doch nicht sie allein. Unser Volk findet Zeit fürs Kino, für minderwertige Schauspiele, Detektivromane. Sollte es, sollten wir alle keine Zeit finden, unsere Kenntnis von deutschem Land und Volk auszubauen und zu vertiefen, den Geist, der aus Denkmälern der Vorzeit spricht, in uns aufzunehmen? Wie das im einzelnen geschehen könnte, darüber denke ich ein andermal Vorschläge zu machen. Aber erst, wenn wir die traurige Unwissenheit abzulegen suchen, wenn der Name Deutschland seinen wahren Inhalt in unserem Bewußtsein gewinnt, können wir einmal von Herzen sprechen: Deutschland über alles!



Auf der Gralwarte

Von Friedrich Muckermann S. J.



Zum Dostojewskijubiläum (hundertjähriger Geburtstag) bringt Dr. Froberger in Nr. 813 der Kölnischen Volkszeitung einen inhaltreichen, wegweisenden Artikel, der so gut wie die gesamte neuere Dostojewskiliteratur kritisch beleuchtet. Ich hoffe, daß es bei dem steigenden Interesse für Rußland möglich sein wird, noch in diesem Jahrgang ein ganzes Gralheft diesem großen, so oft verkannten russischen Dichter zu widmen, den Dr. Froberger als „sehnüchtigen Sucher“ neben Dante den „wahrheitsbegeisterten Räucher“ stellt, und in einer andern Linie neben und über Strindberg und Ibsen. Für diesmal nur eine für das Glaubensbekenntnis Dostojewskis bezeichnende Stelle, für solche besonders, die bei dem russischen Dichter immer nur an den „Großinquisitor“ denken, in diese freilich geniale Szene die Ansichten des Dichters selber nach berühmten Vorbildern hineinlegend. Dostojewski schreibt einmal: „Ich glaube, daß es nichts Schöneres, Tieferes, Sympathischeres, Männlicheres und Vollkommeneres gibt als den H e i l a n d. Ich sage nur mit eiferfüchtiger Liebe, daß es dergleichen nicht allein nicht gibt, sondern nie geben kann. Ich will noch mehr sagen: Wenn mir jemand bewiesen hätte, daß Christus außerhalb der Wahrheit steht, und wenn die Wahrheit tatsächlich außerhalb Christi stünde, so würde ich vorziehen, mit Christus und nicht mit der Wahrheit zu bleiben.“ (Entnommen aus dem sonst in mancher Hinsicht unvollkommenen Buch: Dostojewski von Michael Grusemann, Rösl & Cie., München 1921.)

Das Ereignis der Bühne ist Weismantels Totentanz. Viele Zeitungen haben schon darüber berichtet, alle freundschaftlich, manche begeistert, in jedem Falle Zeugnis dafür, daß hier ein Werk vorliegt, an dem sich die Geister scheiden.

Gern gebe ich hier den Ausführungen eines Ehrlichen Raum, der sich tief in die Seele dieses Stückes versetzt hat, dessen Uraufführung er beiwohnte. Steht er nicht in allem auf unserm Boden, so drängt doch der ganze Gedankengang zu uns. Mag unser Besitz uns doppelt freuen, wo wir andere so schwer nach letzten Sicherheiten ringen sehen.

Das Mysterium des Todes.

Anmerkungen zu der Totentanz-Dichtung von Leo Weismantel.

Introduction.

Was ist das Leben, das uns täglich wider Willen zwischen den Fingern durchgleitet, als eine aus unbekannten Ewigkeiten erregte Diskussion über Wertbegriffe; ein Spiel mit Worten, über dem wir, holden Leichtsinnes voll, den Sinn zu vergessen neigen, soweit wir nicht Anachoreten sind, die sich das Bewußtsein staubgeborener Erdhaftigkeit mit täglicher Herkürschung einhämmern und das Seelische als besseres Teil unsrer Mischnatur starken Glaubens stündlich retten. Sie leben gleichsam von jenem Memento, das für den Erde-befangenen die Diskussion beendet; das diesem der Punkt des Archimedes ist, von dem aus dieser Welt Getriebe in kreisenden Angeln zu heben und wenden ist.

Alle große Kunst sucht die Jenseitigkeit der F o r m, d. h. dessen, was ihrem Trachten das Heiligste ist. Form ist mehr als Traum; sie hat ein Chaos überwunden! Sie will — ja, sie muß — auch den Stoff absorbieren, der als Modelliermasse unentbehrlich ist, aber nicht mehr an den gestaltenden Fingern kleben darf. Das ist nun des Künstlers größter Schmerz; „ein Erdenrest, zu tragen peinlich“. Mit dem Schaffenden teilen auch wir Nachschaffende, soweit und wenn unsre Seelen zum Klingen und Mitschwingen gebracht sind, den Gram über die Trübung der Quelle des Transzendenten, die unsre Geistigkeit erquickend speisen soll. Die Kunst hat ihren besten Helfer in unsren Wünschen. Alle Kunst ist Wunschgestaltung. Ihr stärkster Anreiz ist die Versagung, die quält und zugleich beredt macht. Wie natürlich ergibt sich so die Dialektik ihrer Formungen im Zeitlichen! Als es uns gut ging, wollten wir Naturwahrheit aus dem Kreise der

Armut; heute, da wir notgemarterte Mitteleuropäer dieser Spiele Inhalt schauernd erleben, am eignen Leibe geschlagen und aus tausend Wunden blutend, — heute, meine Freunde, sprengt unser Wunsche Blut die Tore der ehernen Wirklichkeit und wir stürzen — gar oft mit blinden Augen — in eine Jenseitigkeit, die wir uns selber schaffen, wenn wir den naiven Glauben verloren haben. Wir verdammen in unsrer Geistigkeit die intellektuelle Vorherrschaft, wir sind auch künstlerisch Voluntaristen geworden. Das, glaube ich, ist das Antlitz des „Expressionismus“, wenn wir alle Masterade (von seinen Propheten und Gläubigen) beiseite lassen. Er will es erzwingen, daß Blümenträume reifen, und wirft sich mit heißer Liebe denen an die Brust, die vielleicht n i e reifen werden. Er leidet die Nöte des Kindes und erhofft all seine Seligkeit; wohl, daß er weiß: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .!“

Genesis.

Leo Weismantel ist solch ein „Expressionist“, einer von den echten, denen diese Form einer überzeichneten Wirklichkeit aus einem gläubigen Bedürfnis fließt. Man darf vielleicht sagen: ohne sie wäre er nicht, der er ist! Keine Mode ist sie ihm, sondern einfach Zwang, Denkform, geistige Konstitution, Kategorie. Und darüber hinaus Wille, Bekenntnis und Vorsatz; wie er es sieht, und mehr: wie er es will!

So ist also seine Dichtung, die den Namen „Totentanz 1921“ führt, geboren aus dem Körper, den wir alle bilden, denen dieses Lebens Last vor allem A u f g a b e ist. Wie der Dichter selbst gesteht, haben die Kriegs- und Revolutionsjahre ihm dieses Werk a b g e z w u n g e n; so ist er uns Rinder von dem, was wir in zusammenhangslosen Bruchteilen alle erleben und sagen könnten, was uns aber nicht gegeben ist mit der synthetischen Kraft des Voeten zum blickenden Ketten-geschmeide zu schmieden.

Das Spiel vom Leben und Sterben unserer Tage.

„Den Unverwandten und Freunden“, lautet die Widmung, einen Kreis ziehend von überraschender Weite; denn w i r, wir sind diese vom Ungeheuersten getroffene Sippe, deren Blutsbruderschaft vom Tode stammt, die sich mit bleichen Lippen aneinanderdrängt, Erbarmen suchend bei Bruder und Schwester in der letzten Verlassenheit. Mit der Rede Schall übertönen wir den Jammern, der aus allen Winkeln uns entgegenkreischt. Des unerbittlichen Spielmannes Geigenspiel hub an, als wir in diese Zeitlichkeit eintraten; mit schrillum Mißklang, selten nur mit einem weich-schluchzenden Bogenstrich mahnt er uns zum endgültigen Heimgang.

Sieben packende Szenen — fünf „Geschehnisse“, sowie Vor- und Nachspiel — sind die Spiegel des furchtbaren Treibens jenes knöchernen Mannes, der das Böse will und — zum Ende — doch das Gute schafft. Seine Musterung aber ist Schrecken. . . .

Da windet er dem Knechte des Lebens die Tänzerinnen aus dem Arm und schlägt aller Kreatur seinen eisigen Griff ins Genick, um zu foltern und auf der anderen Seite den gebundenen Geist zu fesseln („V o r s p i e l“).

Da entläßt er den hilflosen Greis, von dessen Dasein alle Werte abfielen wie herbstmatte Blätter, in die neue, jenseitige Vereinigung mit der toten Gattin, die ihm geehrte Kammeradin war; doch seiner sinnendurstigen Tochter wandelt er den Lebenswillen in den Haß des Rains, der Abel erschlug; sie mordet das Kind, dessen Geist sie zuvor vergiftet hat, und dann sich, um noch in jenem dunklen Land ihrem Groll die Flügel schießen zu lassen („D e r d o p p e l t ö p f i g e T o d“).

Oder: er hält in galligem Zynismus seine Auktion im Wüten des Schützengrabentkampfes und lacht ob der Grübeleien des Führers und Untergebenen über Werte und Sendung zu Höherem, da er als „wahrer Jakob“ seinen Ausverkauf mit vollem Reingewinn hält, nur daß e i n e Seele ihm entrinnt, die ein gereinigtes Leben führen will und die Werte dieser Erde zu ensündigen streben darf („A u k t i o n d e s T o d e s“).

Oder: er tanzt den Werbetanz mit der Schönen, die den blutigen Krüppel, den einstigen Geliebten, vergiftet über dem schönsten Luxus des fetten Prassers („D i e s c h ö n e M a i d“).

Schärfer faßt er zu, als er den Vergifter des Geistes, der als Pressetönig die Menschen beherrscht mit Schund und Verleumdung, dem sich aber der Menschheit besseres Teil zu entwinden weiß in der Gestalt des Dichters, der den Schaden der Seele zu heilen gesandt ist und im Unter- gang einer bresthaften Welt die Mühseligen zur Reinheit führt („Der Pressetönig“).

Dann aber rechnet der unerbittliche Schnitter fürchterlich ab mit den wuchernden Bauern, denen er ein grelles Spiegelbild zeigt ihrer Verworfenheit, so sie ihre Güter verschachern um sündhaften Lohn („Bauerntod“).

Kalt greift er also nach dem Leben, das voll Schmutz ist und nach seiner Ansicht nur wert ist des Unterganges; da aber erfährt er, daß schließlich doch auch seinem negativen Amt ein Ziel gesetzt ist, weil der Wille Gottes das Leben, das er geschaffen, segnet und mit dem erneuten Menschen den Bund eingeht, auf daß seine Saat immer und immer Früchte trage — Pulsschlag eines reineren Lebens sei („Nachspiel“).

Moral.

Dieses Werk ist eine in jeden Glanz künstlerischer Erhabenheit getauchte ungeheure Moral- predigt; und lehnen Endes soll sie es nach dem Willen ihres Schöpfers sein, der (wie Ibsen von aller Dichtung sagt) „Gerichtstag halten“ will, — nicht zuletzt „über sein eigenes Ich“. Denn das ist das künstlerisch Große an diesem gestalteten Bekenntnis: es vermeidet jedes Pharisäertum; . . . „die feindlichen Kräfte aber, die das Spiel erfassen und niederzwingen wollen, sitzen in der Brust eines jeden von uns, — keiner schiele heuchlerisch nach seinem Nachbar“ (so der Dichter selbst!). Hier fehlt auch die wohlthuende Distanz zwischen Spiel und Zuschauer, die so bequem und höflich „die Anwesenden ausnimmt“, wenn Unangenehmes auszulauern ist. Hier reißt der Dichter Leo Weismantel unser Fleisch und Blut ins Licht der Szene, daß wir an die Brust schlagen müssen und bekennen: *tu ares agitur!* Wir spielen alle mit und nähren (vielleicht heimlich vor uns selbst!) die Mächte, die das Spiel durchweben! Hier können die Komödianten uns lehren — und wirklich darum, weil wir, bei Gott!, selbst die Komödianten sind. . . .

Metaphysik.

„Das Spiel will eine Wirklichkeit zeigen und eine neue, gereinigte Wirklichkeit im Zuschauer auslösen“; so Leo Weismantel selbst. Er zielt also „*meta ta physica*“. Und fürwahr! Dieses Werk enthält geradezu ein Stück aristotelischer Philosophie, denn seine Metaphysik betrachtet, wie diejenige des Weisen von Stagira, die Dinge nach ihrem typischen Wert; alle Zufälligkeiten fallen von ihnen ab als gleichgültiges Akzidenz. Die Dinge schreien sozusagen nach Gott, der in ihnen sich auswirkt. Weismantel hält in seinem Werk auch eine Lektion; die Lektion des Ewigen, vor dem alles Menschenschaffen schwächliches Taster ist. Das Leben schwebt über Abgründen, von denen nur reizfame Dichterseelen träumen können. Denn, ach, noch regt sich nicht die volle Kraft der geistigen Substanz in dieser unseren Welt! Noch stoßen im Raume sich die Sachen mit der Kraft der Brutalität des rohen „Wirklichen“, das „liegt und besitz“. . . . Ohnmächtig ist noch der im fortgeschrittenen Geiste sich ausbäumende Gedanke des dritten Reiches, das nicht von dieser Erde ist und sein kann. Die süße Rache aber glüht in gereinigter Kraft im Herzen des Dichters, der die beste Menschheit vertreten soll. Ihrer ist die Rache, wo unzulängliches Vermögen den Kurs der harten Sachen nicht zu bezwingen imstande ist. Wenn sie, die vorgezogenen Geister, nur die Luft erschüttern, dann freilich sind wir Menschen am Ende. . . . Sie haben die Formen vorzutragen, in denen das Wirklichkeitsfehlen des Geistes Vertörperung sucht. . . . Wir dichten alle unseres Seins Kreise und Wellenberge und die angsterfüllten Wellentäler; doch wir werden oft mehr geknetet als daß wir kneten! Der Dichter aber muß Hammer sein, wo wir anderen mit dem Fluch des Amboskes geschlagen sind. Muß uns die Hand führen in dem wahnwitzigen Kampfe gegen das unerlöschliche Schicksal, das keine Kritik verträgt, sondern an solcher Auf- lehnung maßlose Rache nehmen will. . . . Und doch brauchen wir ein starkes „Trotz alledem!“

Das ist des Dichters Sache, der — in welcher Form es auch sei — gewiß zu den Gläubigen gehört; denn nur eigene Ergriffenheit vermag so viel über des anderen Herz!

Das Theater.

Ist dieses „Spieles“ dramatisches Kleid nicht stillose Wahl der Willkür? Ist seine epische Breite nicht ein Feind der ergriffenen Schau? — Die Uraufführung in der ehemaligen Katharinenkirche zu Nürnberg, altwo einst der Meistersinger Weisen fromm und hilflos ertönten, gab eine — trotz verschiedenster Auslegungen — ziemlich eindeutige Antwort. So nahe diese sieben Bilder an die Gefahr herantreten, daß ihren Einklang das Publikum doch zerpflücken wird, so gewiß ward man nachdenkend inne, daß hier eine Form zur Wirkung kam, die Seelen fangen muß! Mag die Dramaturgie, die auf saubere Grenzen sehen muß, dem „überkünstlerischen Willen“ dieses Spiels das und jenes vorzuwerfen haben: es gibt hier ein Höheres als ihr Recht-haben: die große Konfession eines glühenden Geistes! (Der aber sicherlich noch nicht am Ende seiner Gestaltungskraft ist, sondern zu schönerer Klarheit geführt werden wird!) — Daß sein Spiel im kirchlichen Rahmen (äußerlich und innerlich genommen) seine Urfestung feierte, war dem Dichter und seiner Gemeinde Symbol eines gewaltigen Zuges zum Drama einer Volksgemeinschaft, wie sie historisch dereinst auch dem Mysterienspiel des Mittelalters und seiner geschlossenen Glaubensgemeinde Voraussetzung war. Die Verbindung von Kirche und Schauspiel würde also einen Firkel schließen, der seinen Ausgang nahm in grauen Schöpfungstagen des Dramas, da es dem religiösen Kult entstieg. Kein Zweifel: das würde für den Dichter zunächst Verengung bedeuten, die aber eine reinere Scheidung der Geister ermöglichte und den heute noch zu theatralischen „Apparat“ mancher Mystik durch Echtheit ablösen würde. Der allgemeinen Bühne würde dann freilich eine Möglichkeit, als moralische Anstalt zu wirken, weggenommen; sie hat aber Spielraum genug, auch extra ecclesiam den großen Gedanken der Ewigkeiten zu dienen, die hinter unseres Daseins buntem Schleier liegen.

Dr. O. S. (Würzburg).

Darf ich dazu etwas bemerken? Die aristotelische Form deckt sich nicht mit dem Begriff Typus. Aber vielleicht meinen Sie das Richtige. Doch dieses nur nebenbei.

Verehrter Herr Doktor, Sie setzen Expressionismus gleich Voluntarismus. Nun aber ist reiner Voluntarismus gleich Pessimismus, vergleiche Schopenhauer. Sie wollen das Reifen von Blütenträumen erzwingen? Hat Menschenwille je Lenze erblühen lassen? Und Sie werfen sich Frühlingen an die Brust, die „vielleicht nie reifen“ werden? Da ist Leo Weismantel doch ein Expressionist aus ganz anderm Stoff. In seinem Leben und Dichten geht der Wille nach dem, woran er glaubt. Für ihn existiert dieses dritte Reich in der Wirklichkeit des Glaubens. Und weil er weiß um sein Ideal, darum lohnt sich sein Lebenswille danach, darum sein Gestaltungswille. Darum in allem Grauen die siegesichere Hoffnung, darum in der Verzweiflung doch der Mut zum Propheten.

Für mich hat Weismantel etwas Dämonisches. Er ist einer, der weniger schafft, als daß etwas in ihm schafft. Wie manche Stellen in der Marie Madlen verraten, ist er mit der Natur so verbunden, daß er sich in sie wandelt, wie in der Hölle Dantes die Diebe in Schlangen. Diesem Naturhaften, Wogenden, Chaotischen entspricht nun in ihm ein metaphysischer Drang, eine in harter wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeit geschärfte Intelligenz, ein geistiges Schauen. Beide Welten wirken in ihm nebeneinander; wo sie sich aber berühren, da sprühen funkelnde Diamanten. Ich sehe oft das Geistige neben seinen Verszeilen herlaufen wie ein kleines metaphysisches Männlein. Manchmal verschwindet es, dann kommen ganz chaotische unentwirrbare Stellen. Manchmal tritt es in den Vordergrund, dann entsteht reiner Gedanke. Oder aber, es schlüpft in die Worte selber hinein, und dann haben wir leuchtende Poesie. Weismantel muß das Volk finden: Was keine Retorte zusammenbringt, das lebt in ihm: Starke Erdbständigkeit verflärt im Glauben. Leo Weismantel ist auf dem Wege zu diesem Volk und er wird es finden, eben weil er glaubt, schlicht und innig, wie ein Kind dieses Volkes.

Dem Bühnenvolksbund muß man Glück wünschen, daß er das Risiko solcher Stücke — es bleibt doch auch beim Wertvollen und gerade da ein Risiko — auf sich nimmt. Es ist auch ein gutes Zeichen, daß sich große Bühnen, wie z. B. in Bonn, auf seine Anregung hin für solche und

ähnliche Werke einsetzen. Ein schöner Erfolg ist auch das, daß das Interesse der katholischen Zeitungen am Bühnenwesen steigt; es dringt das Gefühl durch, daß es hier jetzt langsam auch um unsere eigene Sache geht und um Ideale.

Bei der Masse von der Mittellgut, das der „fromme“ Büchermarkt auch heute noch hervorbringt, freut man sich aufrichtig, wieder einmal auf zwei prächtige Werke hinweisen zu können, die zum wenigsten hohes Niveau halten. Das eine ist *Lucie Christines Geistliches Tagebuch* (1870 bis 1908), L. Schwann, Düsseldorf. (Warum nicht in schönerer Ausstattung?) Nichts ist geeigneter, die verwirrten Begriffe über Mystik zu klären — übrigens kommt es doch noch mehr an auf das Leben als auf die Begriffe — als das Studium von Vorbildern, die wirklich Mystiker waren und uns von anerkannten Forschern, wie *Poulin* einer ist, nahegebracht werden. Wenn wir hier eine Frau der vornehmen französischen Gesellschaft als Hochbegnadigte finden, wenn wir inneres Leben so schön vereint sehen mit der vollen Tätigkeit einer Weltkame, so werden wir daraus den Trost schöpfen, daß es auch in unserm Jahrhundert in all der fliegenden Eile und all dem Wirrwarr noch möglich ist, in sich die stille Zelle zu bewahren, in der Gott bei den Menschen wohnt. In zehnjähriger Arbeit hat der Sprachkünstler Dr. *Romano* *Guardin* immer wieder die Feder zur Hand genommen und gebessert und gefeilt und so ein Beispiel dafür gegeben, was Übersetzungskunst vermag, wenn die Seele dabei ist. Eine maßvolle, treffliche Abhandlung über Mystik hat *Guardini* in der Einleitung vorausgeschickt.

Eine zweite Musterleistung ist der *Heilige Vorgias*, General der Gesellschaft Jesu von *Otto Karrer S. J.* (Herder, Freiburg). Prächtige Zeitschilderungen, feine Psychologie, Darstellung aus ersten Quellen, feinsten Takt in sehr heiklen Fragen, traditionell klarer und doch neuzeitlich bewegter Stil kennzeichnen dieses bedeutende Buch. Man sieht auch hier wieder, wie Ausgehen von sicherer Erfahrung und wissenschaftliche, namentlich auch psychologische Vertiefung dieser Erfahrung zu ganz andern Ergebnissen führt, als jenes heute beliebte aprioristische Schematisieren, wobei denn ein Jesuitismus, ein Benediktinismus, ein Franziskanismus herauskommt, der mit der Wirklichkeit nur noch so viel zu tun hat, daß er „wirklich“ in einem, vielleicht genialen, Kopfe existiert, aber auch nur in diesem. Auch auf das Leben des hl. *Ignatius* fallen bedeutende Streiflichter, so daß die Verschiedenartigkeit zweier Menschen offenbar wird, die doch nach dem Plane Gottes am gleichen Werke wirken. In größerem Zeitzusammenhange betrachtet, gehört das Buch in die Reihe jener, die das religiöse Leben und die religiöse Dichtung von heute neu zu befruchten und zu erfrischen berufen sind. Die Geschichte ist immer eine große Lehrmeisterin gewesen, und das gibt solchen Werken, die auf die lebendigen Quellen und auf ursprüngliche Ideen zurückgehen, eine hohe praktische Mission. Erwähnt sei noch, daß *Franz Borgias* auch dichterisch begabt war, kirchenmusikalische Kompositionen schrieb und bei seinem Abschied von *Sandia* ein *Auto sacramental* verfaßte, das dann Jahr für Jahr von den „religiösen und kunstliebenden“ Spaniern seiner Heimat gespielt wurde.



Dichtung und Leben



Der Borromäusverein und die Gebildeten / Von Alois Zielich S. J.

Der Gebildete von heute ist in eine sonderbare Lage gekommen. Wirtschaftlich geschwächt, aus seinem Einfluß auf das politische und soziale Leben vielfach verdrängt, findet er so recht keine Möglichkeit, wirkend in die Zeit einzugreifen.

Inzwischen scheint sich aber doch diese Lage in etwa zu wandeln. Die Masse merkte, daß sie ohne Bildung nicht auskommt, sie erfuhr zudem, daß Bildung nicht ein Geschäft ist, das von heute auf morgen erledigt wird. So mußte man, erst heimlich, dann offen, den Gebildeten zurückerufen. Noch einmal hält der Zug der Zeit vor den Wohnungen der einst Gebietenden und fordert auf zum Einsteigen. . . . Trotz allen Parteigezänks, trotz allen Chaos will sich doch so etwas gestalten, wie „Deutsches Volk“, wie eine moralische Einheitsfront. Endlich!

Auch auf literarischem Gebiete müssen wir mit aller Kraft auf ein Zusammenarbeiten hinarbeiten. Ein dankbares Feld dafür ist der Borromäusverein.

Es gibt auch heute noch Gebildete, die sich von dieser ältesten katholischen Organisation, die zugleich auch die älteste und größte deutsche Bildungsorganisation überhaupt ist, abgestoßen fühlen, weil sie „Volks“-Büchereien schafft. Wären es „Gebildeten“-Büchereien, so würden von diesen „Gebildeten“ vielleicht manche dafür zu haben sein.

Ich weiß wohl, daß der Gründe für das Fernbleiben aus dem Borromäusverein für manche gebildete Katholiken verschiedene sind. Gründe, deren Berechtigung nicht ohne weiteres abzuweisen ist. Die manchenorts recht ungemütlichen Räume, in denen die Büchereien aufgestellt sind, die zuweilen sehr zerlesenen und nichts weniger als sauber gehaltenen Bücher, die oft ungeschickte oder gar unfreundliche Bedienung bei der Ausleihe und ähnliches mehr mag viele Gebildete fernhalten.

All das trifft nicht den Kern der Sache.

Erschreckende Unkenntnis in Sachen des Borromäusvereins und seiner Ziele einerseits und mangelnde Kenntnis der Werte unserer katholischen Literatur auf allen Gebieten des Wissens andererseits, sind wohl die Hauptgründe, die weite Kreise der gebildeten Katholiken den Borromäusverein vornehm übersehen lassen.

Der eine spricht es dem andern urteilslos nach: der Borromäusverein sei eben fürs Volk, nicht für die Gebildeten!

Zunächst einmal die Frage: Gehört der Gebildete etwa nicht zum Volk? Das wäre eine mehr wie naive und anmaßende Ansicht, die übrigens eines guten Tages sehr unangenehme Folgen haben könnte!

Sodann: Hat der gebildete Katholik vielleicht keine Pflichten innerhalb der katholischen Volksgemeinschaft zu erfüllen? Kann, darf er sich ihr entziehen? Obliegt nicht gerade dem Gebildeten als Gebildeten eine besonders heilige Pflicht der Mitarbeit und tatkräftigen Unterstützung aller Bestrebungen, die unserem Volke wieder heraushelfen wollen aus dem moralischen Niedergang, in den eine glaubens- und sittenfeindliche Literatur es hineingewirksam hat?

Die wenigsten bedenken es ernstlich, was es heißt, daß z. B. im vergangenen Jahre in Deutschland rund 32 000 Bücher gedruckt wurden, von denen die meisten nicht einmal christliche, geschweige denn katholische Anschauungen verbreiten. Welch ungeheure Gefahr für Glauben und Sittlichkeit liegt nicht in diesen 32 000 Büchern, die, mit einer durchschnittlichen, niedrig gerechneten Auflage von je 2000 Stück, in 64 Millionen Exemplaren unter das Volk gebracht werden.

Dazu kommt seit der Revolution das Aufhören jeglicher Zensur. Neuerdings scheint sogar die Rechtsprechung uns völlig im Stich zu lassen. (Reigenprozeß!)

Wer da gleichgültig oder gar ablehnend den Bestrebungen des Borromäusvereins gegenüber stehen bleibt, der ist mitschuldig am schließlichen Zusammenbruch aller sittlichen Kräfte des deutschen Volkes!

Eine Riesenaufgabe erwächst hier den Gebildeten.

Dem Borromäusverein gebührt das Verdienst, die auch vor Krieg und Sturz rastlos fortgeschrittene freie Bildungsarbeit zahlreicher katholischen Vereine geeinigt und gesammelt zu haben. Am 5. September 1919 wurde auf seine Anregung hin der „Zentralbildungs-Ausschuß der katholischen Verbände Deutschlands“ in Bonn gegründet.

Niemand war berufener zu dieser Tat als der Borromäusverein. Ist doch das gute Buch das stärkste und wirksamste Bildungsmittel. In den 75 Jahren seines Bestehens hat der Verein durch seine 4550 Einzelvereine mit rund 385 000 Mitgliedern bereits mehr als 30 Millionen gute Bücher unter das katholische Volk gebracht.

Es geht nicht an, auf den Borromäusverein deshalb verächtlich herabzusehen, weil er sein Hauptziel in der Gründung und dem Ausbau von Volksbüchereien sieht.

Mag sein, daß in den ersten Jahren seines Bestehens der Blick allzusehr auf die Bedürfnisse des Arbeiters und des einfachen Volkes gerichtet war. Jedenfalls hat der Verein unermüdlich daran gearbeitet, den Geschmack des Volkes zu läutern, den stets vorhandenen Bildungstrieb in rechte Bahnen zu leiten, das Volk auf immer höhere Bildungsstufen zu heben. Ein flüchtiger Blick in den Vereinskatalog, den literarischen Ratgeber der Bücherwelt, die Gabenverzeichnisse, muß jeden, der sich belehren lassen will, überzeugen, daß der Einwand, der Borromäusverein biete den Gebildeten wenig oder nichts, durchaus unberechtigt ist.

Mit der wachsenden und steigenden Volksbildung hat der Borromäusverein — immer die Bedürfnisse der Allgemeinheit im Auge — stets Schritt gehalten, oder besser eigentlich: die erhöhte Bildungsaufnahme im Volke ist nicht in letzter Linie gerade der Arbeit des Vereins zuzuschreiben.

Darum braucht man nicht zu leugnen, daß der außerordentlich gesteigerte Literaturbetrieb der letzten Jahre, die Verschiebung der Bildungsziele der verschiedenen Schichten, die Vereinigung der Ansprüche besonderer „literarischer“ Kreise mit denen eines breiteren Publikums, die Einhaltung der rechten Mitte — gleich weit entfernt von engherziger Prüderie und charakterloser „Großzügigkeit“ — in der Auswahl „moderner“ Bücher Fragen und Schwierigkeiten mit sich bringen, deren restlose Lösung nicht an einem Tage zu erwarten ist.

Wer heute noch zu behaupten wagt, der Borromäusverein sei nichts für die Gebildeten, der beweist damit eine beschämende Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse in den Vereinsbüchereien, oder er ist unheilbar dem Wahne verfallen, daß seiner „Bildung“ im andern Lager, in städtischen, sogenannten „paritätischen“ oder „neutralen“ Leihbibliotheken, Warenhausbüchereien und ähnlichen besser gebient sei. Dann habeat sibi!

Für jeden Kenner der Verhältnisse aber steht es fest, daß unsere Borromäusbüchereien im großen ganzen wirkliche „Bollwerke des christlichen Geistes“ sind, „Magazine, wo all das geistige Rüstzeug gelagert ist, das der moderne Mensch nötig hat zur Befestigung und Vertiefung seiner christlichen Weltanschauung“. Wo es noch nicht so ist, da schiebe man die Schuld nicht auf den Borromäusverein, sondern auf die Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit jener „Gebildeten“, die da helfend und fördernd eingreifen könnten, wenn sie ehrlich wollten! Wie sorgfältig und gründlich der Borromäusverein für seine Bildungsziele arbeitet, zeigen die alljährlich stattfindenden Konferenzen und Lehrgänge zur Schulung der Geschäftsführer der Einzelvereine und ihrer Mitarbeiter. Damit sind regelmäßig verbunden Bücherausstellungen, Besichtigungen von Büchereien und praktische Übungen.

Dazu kommt seit Ostern 1921 die von der Zentrale in Bonn gegründete und unterhaltene Bibliothekarschule, die in viersemestrigem Lehrgange Bibliothekare und Bibliothekarinnen für hauptamtliche Tätigkeit vornehmlich im Dienste der Borromäusbüchereien ausbildet.

Die Vereinsleiter und Mitarbeiter werden durch periodisch erscheinende Veröffentlichungen über aktuelle Zeit- und Bildungsfragen unterrichtet und auf dem laufenden gehalten. Die im

Jahre 1916 erstmalig erschienenen und in zwangloser Folge herausgegebenen „Mitteilungen“ dienen diesem Zwecke.

Für plötzlich auftauchende Probleme, als Material für Vorträge und zur Deckung der Teilnahme weiterer katholischer Kreise an den Bildungsfragen der Zeit leistet wertvollste Dienste die ebenfalls in freier Folge vom Verein herausgegebene Schriftenreihe: „Buch und Volk“.

Nach streng literarischen Grundsätzen zusammengestellt bietet der „Literarische Ratgeber der Bücherwelt“ das auf breitester Grundlage angelegte, zuverlässige literarische Hilfsmittel für die Bücherwahl. Dieser ständig wachsende, immer wieder durchgeprüfte Musterkatalog enthält eine ganz erstaunlich reichhaltige Auslese der guten und besten Bücher katholischer wie nichtkatholischer Verfasser für alle Kreise und Schichten von Lesern und Bücherliebhabern. Er ist wohl der beste und zuverlässigste Ratgeber, den wir Katholiken besitzen.

In der monatlich erscheinenden „Bücherwelt“ finden sich ausführliche Abhandlungen und Würdigungen einzelner Schriftsteller und Bücher. Durch die Mitteilungen über die neuesten literarischen Erscheinungen ist eine ständige Ergänzung gegeben für das Bücherverzeichnis des „Ratgebers“. Keine andere deutsche Literaturzeitschrift enthält — bei solcher Einstellung auf die Allgemeinheit — so reichen Stoff an Mitteilungen und Besprechungen von Büchern und Schriftstellern, wie die „Bücherwelt“. Für vollstündliches Bibliothekswesen, das ja täglich erhöhte Bedeutung gewinnt, ist die „Bücherwelt“ die einzige katholische Zeitschrift. Man kann deswegen gerade unsern Gebildeten nur dringend raten, die „Bücherwelt“ fleißig zu studieren, ehe sie ein Urteil über Borromäusverein und -büchereien abgeben. Wäre das bisher mehr geschehen, hätten die gebildeten katholischen Kreise sich eingehender über all diese Fragen und Dinge unterrichtet, dann ständen wir heute nicht vor der beklagenswerten und beschämenden Tatsache, daß der Borromäusverein bei unsern Gebildeten noch so sehr verkannt wird. Ihn gilt es daher heute mehr denn je zu fördern.

Gerade die wirtschaftlich Leistungsfähigeren unter den Gebildeten sollten ausnahmslos dem Borromäusverein angehören. Nur so kann der Verein auch ihren berechtigten Forderungen und Bedürfnissen immer vollkommener dienen.

Und dann noch eins: Sollte nicht gerade der Gebildete am ehesten erkennen den Wert des Buches, seine tiefgreifende, oft fürs Leben entscheidende Wirkung, seine wunderbar starke aufbauende Kraft?

Der Aufbau muß bei der Familie anfangen, hört man immer wieder betonen. Man hat es sogar dem allzu wild aufwuchernden Vereinsleben zum Vorwurf gemacht, es reiße die Familie auseinander, die sowieso durch Vergnügungen, Sport und Spiel gefährdet ist. Hier haben wir einen Verein, der die Familiengemeinschaft wieder herzustellen sucht, indem er die Familie um ein gutes Buch versammelt.

Was wäre also notwendiger und zeitgemäßer zur Begründung und Wahrung echten Familienfinnes als der Borromäusverein?

Der Borromäusverein arbeitet in engster Fühlung mit der Gemeinschaft der katholischen Kirche. Mitarbeit der gebildeten Kreise, auch der Akademiker, der Jugendverbände — es bleibt ihnen ja unbenommen, auch noch auf andern Wegen spezielle literarische Forderungen zu befriedigen, wie sie jedem Stande eigentümlich sind — wäre hier zugleich Mitarbeit für die Ideale der Religion und somit auf diesem Wege ein Schritt getan zur Lösung der Frage von der Rückgewinnung der Gebildeten für praktisches religiöses Kirchenleben, also zur Lösung des „Königsproblems“ der neuzeitlichen Seelsorge.



Schundliteratur u. Rettung ihrer Opfer / Von Julius Maria Worms

I.

Schundliteratur? ... Ich sagte am liebsten mit dem Danteschen Vergil: Genug davon, schau weg und geh vorüber! ... Aber wie vorübergehen an einer dunklen Nacht, die unausgefüllt Gebäude und Fundamente der guten Literatur unterwühlt. Wie wenige der berufenen Hüter echtdeutschen Schrifttums sind sich klar über die Bedeutung dieser dunklen Nacht! Wie viele Eltern versäumen es, ahnungslos wie sie sind, ihre Kinder zu schützen!

Worauf es mir bei der Behandlung der Schundliteratur, ihrer Verbreitung, Wirkung und der Rettung ihrer Opfer vor allem ankommt, ist die Untersuchung konkreter Fälle, wie ich sie auf meinem eigenem Forschungsgebiet, bei der studierenden Jugend, selbst beobachtet und methodisch ausgewertet habe. Es wird sich daraus von selber eine ganz neue, wie mir scheint pädagogisch sehr ergiebige Betrachtungsweise für das ganze Gebiet der Jugendliteraturpflege ergeben.

Was ist nun Schundliteratur? Diese Frage ist zuerst klarzustellen. Fassen wir hier einmal alles das darunter, was den Geschmack verwirrt und verdirbt und dadurch den Leser zum Genuß wertvoller Bücher unfähig macht; ferner die Büchergattung, die, literarisch wertlos, das sittliche Urteil des Lesers verwirrt und seine Phantasie verwüftet.

Diese Literatur erscheint nun in außerordentlich verschiedener Gewandung. Nicht immer die niedrigste, aber die verbreitetste Form sehen wir täglich vor unsern Augen in kleinen Zigarrenläden, Papierläden, Zeitungsständen: die kleinen Hefte und Bücher mit dem schreienden Titelblatt: Detektiv-, Verbrecher-, Räuber-, Diebs-, Seeräuber-, Indianer-, Abenteuer- und Gespenstergeschichten, okkultistische und erotische Erzählungen.

Diese Hefte brauchen nicht mit bescheidener Auflageziffer in die Welt zu treten, 1 500 000 Exemplare wurden von einem Hefte in der ersten Auflage gedruckt, und sie verschwanden wie Spreu vor dem Winde. Es war die erste Lieferung eines in 150 Heften gelieferten Romanes. Die Auflageziffer sank mit der steigenden Zahl der Lieferungen rapid, Heft 25 hatte nur mehr eine Auflage von 60 000, Heft 100 nur 25 000, und als die Auflageziffer mit der 150. Nummer auf 13 000 sank, schien es dem Verleger nicht mehr rentabel: Der Roman wurde kurzerhand abgeschlossen. Ein anderer Schauroman, der eine Skandalgeschichte weiblich ausschaltete, sammelte 200 000 Abonnenten und brachte es auf nicht weniger als 200 Hefte.

Ein außerordentlich ertragreiches Unternehmen ist die Fabrikation solcher Lektüre zweifellos. Die kleineren Hefte sind meist nur 1—2 Bogen stark, so daß auf ein und derselben Maschine gleichzeitig zwei Hefte gedruckt werden können. Das Papier ist meist nicht viel besser als Zeitungspapier. Die Honorare für die Zeilenschmierer, die die Mißgeburten ihrer Phantasie hier der Menge preisgeben, sind äußerst gering. So verdiente ein solches Schundverlagshaus vor dem Kriege an einem einzigen Roman niederster Art (Auflage 600 000) unter Abzug aller Unkosten 40 000 Mark. Am „Scharfrichter von Berlin“ verdiente der Verlag vor dem Kriege $1\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Million. Ein anderer hatte dieselbe Gewinnsumme zu verzeichnen. Und welche Verbreitung diese Ware hat, zeigt die Feststellung, daß in den Jahren 1907 und 1908 jährlich — die Umsatzkosten des Buchhandels sind nicht eingerechnet — in Deutschland etwa 50 000 000 Mark in den schlimmsten Arten der schlechten Literatur angelegt wurden. Dann setzte eine starke Bewegung gegen die Schundliteratur ein, zeitigte bis 1911 einen Rückgang des jährlichen Gesamtumsatzes auf 20 bis 30 Millionen. Damals kosteten die meisten Hefte dieser Art 20 oder 10 Pfennig. Nun kam der Krieg, mit ihm die Listen der Generalkommandos, die Hunderte von Schundheften und Reihen verboten. Die ganze Bewegung zentralisierte sich wohl in der Person des literarischen Beraters des Berliner Polizeipräsidenten, Herrn Prof. Brunner. Doch war dies ganze Unternehmen zweifellos ein Schlag ins Wasser; dies hier weiter zu erörtern, würde uns zu weit führen. Nehmen wir nur die eine Tatsache, daß, während der Verkauf von Schundheften verboten war, die Dresdener Schundverleger monatlich ein Bezugsrecht auf 1400 Zentner Papier hatten. Und dann, nach dem Kriege, nach den Wirrnissen der Revolution, da in der Praxis kein hemmendes Gesetz mehr

im Wege stand, hat die Schundliteratur eine solch ungeheure Verbreitung gefunden, daß wir wieder die Verbreitungszahlen von 1908 erreicht haben. Damit ist auch die Gesamtumsatzsumme ins Unberechenbare gestiegen; bedenkt man nur, daß heute, statt vor dem Kriege 10—20 Pfennig, diese Ware 40, 50, 80 Pfennig und 1,20 Mark kostet.

Ein einziger Berliner Verlag gab im Jahre 1908 offen an, daß er in einem einzigen Jahre 25 000 000 Kolportagehefte verbreitet habe; das macht also für die Erzeugnisse eines einzigen Schundliteraturverlages — jedes Heft kostete 10 Pfennig — 2 500 000 Mark in einem Jahre.

Ein Verzeichnis von Schundliteratur nach dem Kriege (Bücherei- und Bildungspflege I, 1) weist u. a. folgende Firmen auf, die augenblicklich mit ihrer Schundware (manche fabrizieren wahllos Gutes und Schlechtes) Deutschland überschwemmen: Mignon-Verlag, Dresden; Mitteldeutsche Verlagsanstalt, Theodor Kemert, früher Dresdener Roman-Verlag; Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst, Berlin; Verlag moderner Lektüre, Berlin; Verlag O. Wessel, Lübeck; Verlag H. Richter Nachf., Berlin; Verlag J. Deubler, Wien; Verlag R. Klinger, Berlin; Verlag F. Fechners, Berlin; Blochhaus-Verlag, Dresden; Verlag Jul. Bagel, Mülheim a. Ruhr; Merkur-Verlag, Berlin; Verlag F. Rietisch, Landshut; Verlag Willi Pinter, Berlin; Werner Dietrich-Verlag, Leipzig; Schlager-Verlag (Paradies-Bücher), Leipzig; Apachen: Aus dem Dunkel der Großstadt, Anonymer Verlag; Reford-Verlag jetzt auch Sonnen-Verlag, Gebr. Krömer, Breslau; Sternbücher-Verlag, Koch & Co., Leipzig; Verlag Vogel & Vogel, Leipzig, jetzt auch mit „Frank Allan“ als Ostra-Verlag; Verlag R. Zimmer, Stuttgart; Monopol- oder jetzt auch Diana-Verlag, Berlin.

Dieser kurze Überblick über die Verbreitung sagt uns aber noch nicht, wer die Abnehmer dieser Ware sind. Gerade die wirtschaftlich Schwächsten sind von jeder die eifrigsten Leser dieser Literatur. Dann aber besonders unsere studierende Jugend, zumal der 12—17 jährige Gymnasiast. Die eifrigsten Käufer der Schundliteraturgattung, die sexuell am weitesten geht, ist, wie jeder Kenner der Frage weiß, unsere Mädchenwelt zwischen 12 und 17 Jahren. Für Taschengeld, Frühstücksgeld oder in außerordentlich häufigen Fällen — auch bei der studierenden Jugend — für veruntreutes und gestohlenen Geld wird diese Kost erstanden, und einzelne Jugendliche haben es nachweisbar vor dem Kriege bis zu dem Besitze 1500 einzelner Hefte gebracht.

Und dafür geben wir in Deutschland jedes Jahr unberechenbare Summen, Millionen und Millionen aus, wir bezahlen den Unterhalt der Gefängnisse, die sich mit den Opfern dieser Lektüre füllen, wir bezahlen die Verluste der durch sie ausgeführten Verbrechen: Unterschlagungen, Diebstähle, Einbrüche, Erpressungsversuche, Brandstiftungen, Morde und Selbstmorde, alles das — um jährlich ein paar Schundliteraturverlegern die Taschen zu füllen. Das ist die höchste Steuer an Gut und Blut, die das deutsche Volk in dieser Zeit erbringt. —

Und noch haben wir nicht gerechnet den Schaden an Gesundheit und Geist, den diese Literaturgattung unserem Volke, besonders der Jugend, zufügt.



Von Menschen und Büchern



Kassimir Edschmid / Anmerkungen zu einem neuen Dichter v. Laurenz Riesgen

D b Edschmid den Expressionisten zuzuzählen ist oder nicht, soll bei diesen Erörterungen keine Rolle spielen. Er hat in seinem Büchlein „Über den Expressionismus in der Literatur und die neue Dichtung“ (Berlin, Erich Reiß) manches kluge, fähle Wort darüber geschrieben. „In Deutschland hält der Ahtzehnjährige den von zwanzig für einen Idioten.“ „Als ich vor drei Jahren, wenig bekümmert um künstlerische Dinge, mein erstes Buch schrieb, las ich erstaunt, hier seien erstmals expressionistische Novellen. Wort und Sinn waren mir damals neu und taub. Aber nur die Unproduktiven eilen mit Theorie der Sache voraus. — Eitel ist dies ganze ä u ß e Kämpfen um den Stil, um die Seele des Bürgers. Am Ende entscheidet lediglich die gerechte und gutgerichtete Kraft.“

Weiter betont die 1917 gehaltene Rede den kosmischen Zug der neuen Dichtung. Der Künstler „kommt bis an Gott als die große, nur mit unerhörter Ekstase des Geistes zu erreichende Spitze des Gefühls.“ — „Die Menschheit weiß noch nicht, daß die Kunst nur eine Etappe ist zu Gott.“ (Das hat sie allerdings immer schon gewußt, sofern sie wirkliche Kunst erfaßte!) Aber dann ist Edschmid, nach einer Erläuterung der neuen Sprach- und Stilmethoden, ehrlich genug, zu bemerken: „Es gab Expressionismus in jeder Zeit. Keine Zone, die ihn nicht hatte, keine Religion, die ihn nicht feurig schuf.“ Und noch deutlicher: „Man ist nicht genial, wenn man stottert, man ist nicht schlicht, indem man niggert, man ist nicht neu, indem man imitiert.“

Edschmid hat noch ein weiteres dickes Buch literarischer und politischer Aufsätze geschrieben. (Die doppelköpfige Nymphe)¹. Bei seinen dichterischen Büchern ist es unsere Absicht, lediglich einen Begriff des Erzählers Edschmid zu geben und Stellung zu etwa folgenden Fragen zu nehmen: Ist Edschmid ein Dichter, den man genießend, sein Inneres bereichernd lesen kann, lesen soll? Ist sein erzählendes Werk für weitere Volkstriebe wirksam? Schafft er eigenartige Dichtung in dem Sinne, daß er unser deutsches Schrifttum fortentwickelt nach irgendeiner besonderen Richtung? Wie stellt sich sein Schaffen dem dar, der, nicht eingenommen von literarischen Schlagworten oder Parteitendenzen, an Edschmids Bücher vom Standpunkt des Lesers herantritt?

Edschmid hat fünf erzählende Bücher geschrieben: „Die sechs Mündungen“ (6 Novellen), geschrieben 1913/14, „Das rasende Leben“ (zwei Novellen), erschienen 1915, „Timur“ (drei Novellen), geschrieben 1915/16 (alle bei Kurt Wolff, Leipzig), „Die achatischen Kugeln“ (fünf Novellen geschrieben 1914—18, „Die Fürstin“ (fünf Novellen und Skizzen), geschrieben 1916, erschienen 1920 (bei Paul Cassirer, Berlin).

Um einiges Außerliche vorwegzunehmen: die einzelnen Bücher geben nicht nur an, in welchem Jahre, sondern auch in welchen Monaten dies oder jenes Stück geschrieben worden ist. Diese Eitelkeit prägt sich auch in der Fassung der Überschriften aus. Die sechs Mündungen. Edschmid erklärt selbst: „... weil sie von verschiedenen Seiten einströmen in den unendlichen Dreiklang unserer endlichsten (!) Sensationen: — des Verzichts — der tiefen Trauer — und des grenzenlosen Todes.“ Viel denken kann man sich dabei schwerlich. Ebenso die Einzeltitel der Novellen. Eine heißt: Der ausfällige Wald. Es ist aber ein Wald, in dem Ausfällige hausen. Die Überschrift ist direkt falsch. Sie erinnert an die „reitende Artillerietaferne“ lustigen Angedenkens in Berlin. Oder ist es bewußter Protest gegen die Bürgerlichkeit grammatisch-logischen Denkens?

Überhaupt das Bürgerliche! Wer Sprachpflege gewohnt ist, wem der Dichter als Ränder eines sprachschöpferischen Ausdrucks vorkommt, muß sich in Edschmids Novellen ständig verlegt fühlen. Manches ist bewußt auf den Kopf gestellt, zerhackt, zusammenhanglos nebeneinander gesetzt oder erscheint wie explosiv aus wirrer Anstrengung hervorgeprubelt. Darum macht das Lesen Arbeit, gewährt schwerlich Genuß. Manches ist echt semitischer Schmus, z. B. in „Joussouf“ des Buches

¹ Berlin, Paul Cassirer. Das Buch wurde, soviel ich sehen konnte, von grundverschiedenen Richtungen des literarischen Lebens abgelehnt wegen seiner snobistischen Unwahrscheinlichkeit und wegen der darin sich breit machenden Fremdbilderei. „R. Edschmid als Persönlichkeit verdient nicht eingehendere Beachtung. Aber als mittlerer Vertreter einer Generationsnebenform ist es aufschlußreich“ heißt es in einem Referat der Kölnischen Volkszeitung. (Privatdozent Dr. Paul Janamer.)

Sechs Mündungen, S. 186, wo Las Casas wohlgemerkt: mit dem Dolch im Mund!! sagt: „O alles . . . hätte ich auf den Bauch geschmissen, Dreck gefressen, drei Monate oder vier . . . wären meine Gedärme zerfetzt daran . . . hätte ich den Bart säubern müssen des Bassa jeden Tag von Eiern und Speisen usw.“

Daß man sich unter einer Folge von deutschen Worten so wenig denken kann, ist ebenso überraschend wie betrübend. Ob es am Leser liegt? Ich wage zu zweifeln. Oder wenn man einen Satz der Schilderung liest, wie diesen (S. 100 desselben Buches): „Und wie das Wasser das Trisierende aus der Luft sog, schritten die Menschen über die Straßen wie über Bilder von Signac oder Croix: Eine Viertelstunde brannte die Stadt in einer stillen Glut von gelbem Getupf.“ Was heißt das? Ich weiß es nicht. Der Schmod sagt: Ha, wie herrlich! Hier ist etwas Neues, das verstehe ich nicht! Was er verstehen, auffassen kann, kommt ihm gewöhnlich vor.

Wir wollen nicht verkennen, daß Edschmids Manier — denn Manier ist wohl das meiste, manches auch mangelnde Anschauungsklarheit — zuweilen blüffend wirkt. So lasse man auf sich einwirken den Abschnitt aus „Achatnen Rugeln“ (S. 76): „Der Steuermann am Morgen stand auf der Diele, zerknitterte den Hut, winkte mit dem Nacken, breitete das Maul aus, fletschte, hatte einen Sohn im Bureau, spritzte Kautabak, fuhr Pelze seit Jahren, Schiffe, Städte, Stapel . . . laute seine Frau heraus, gab ihr Reiz, Alter, ein schiefes Ohr, Zufriedenheit . . . riß den Hut hoch, die Tür auf.“ Die Szene steht vor uns, kein Wort ist zuviel. Ob es aber schön ist, ob es der Ausdruck für die Szene ist? Und wenn man das Ganze der Edschmid'schen Erzählungskunst in ähnlich schmerzlichem Kinogeschnurr fortgesetzt an sich vorbeirasseln sieht oder hört, dann geht es einem doch auf die Nerven.

Ferner: Was bei einer solchen Einzelszene noch wirksam, also berechtigt erscheint, das wird bei der Überleitung und Veralgemeinerung doch leicht zur Farce. Oft fragt man sich: Ist das noch Dichtung, Literatur oder sonst etwas Künstlerisches, oder ist es Bizarrie, zu Deutsch Blödsinn? B. V. auf S. 322 der „Achatnen Rugeln“: „Sie ließ Minsk, kam mit Empfehlungen nach Kiew, sah Contis Liste nach, traf die Zentrale, ward nicht abgewiesen, mißtrauisch behandelt, trat in ein offizielles Bureau, sah die Taktiken, kam durch politische Korridors höher, spürte den Gegenschlag, enträtselte ihn nicht ganz, fiel vor der letzten Erkenntnis, zog eine Meute Männer, über die sie gesprungen, hinter sich her, verschwand.“ Usw. Das Weitere ist nämlich auch nicht verständlicher. Soll der Eindruck einer großsprecherischen, unkontrollierbaren Betriebsamkeit erweckt werden? Dann ja, und es paßt vorzüglich in den Rahmen dieser rätselhaften Geschichte.

Wer annimmt, daß solche Einzelstellen ein schiefes Bild vom Gesamten geben, irrt. Daß wir uns in solchen Beispielen vor allem die Ausdrucksart des Erzählers Edschmid vor Augen führen, hat sicher seine Berechtigung. Der Stil ist der Mensch.

Was nun den Inhalt dieser Erzählungen betrifft, so gebraucht Edschmid selbst ein treffendes Bild, das den Unterschied seiner Welt von der des „Bürgers“ andeutet: „Die Sensation eines Expres, der eine kleine abendliche Station durchrast — und das Erleben eines Ladens mit ausgebreiteten Seiden an einem allzusehnellen Frühlingstag auf der Meisengasse zu Straburg.“ Edschmid stellt den Menschen im rasenden Fluge der Leidenschaft und des Erlebens dar, in Kraft alle Fülle des Geschehens an sich reißend in jedem Sinne. Selten, daß er wie in dem Stücke „Fifis herbittliche Passion“ einmal „im Lande“ bleibt; in diesem Stück gelingt ihm auch einmal eine Herzerührung des bürgerlichen Lesers. Meist locken ihn Abenteuer, ferne Zeiten und erotische Länder. Hauptpunkte der Schilderung sind das Weib und die Macht.

Schwer ist das Unternehmen, von irgendeiner Novelle oder gar vom Roman Die Achatnen Rugeln eine einigermaßen zureichende Vorstellung zu geben. Dieses Flimmern und Flirren, Abbrechen und strupellose Antknpfen, dies Rasen und Blicken seltenester und widersprechendster Geschehnisse findet sich nicht so leicht bei irgendeinem anderen Schriftsteller. Darin ist Edschmid neu. An Abenteuerlichem und Erotischem müßte man schon zu den freilich mit ihm nicht vergleichbaren Mustern gehen, die unsere stoffhungrige Jugend verschlingt: Münchhausen paßt nicht, weil Edschmid durchaus ernstgenommen sein will, und Karl May geht nicht, weil der diesem Vielschreiber so charakteristische Zug in die verwässernde Breite fehlt. Aber der Gedanke, daß hier eine mit Abenteuerergeschichten gefütterte Jugend literarisch lebendig geworden zu sein scheint, ist nicht so absurd, daß man ihn ganz verwerfen könnte. Zahlreich sind die Szenen, in denen Edschmid

hart an dem Grotesken seiner abenteuerlichen Erfindungen scheitert. Nur ein Beispiel. In der Novelle „Der Bezwingen“ (Timur S. 191) wird die Belagerung einer Stadt erwähnt. „Jakou stellte Schleudern auf. Aber der Tartar errichtete die gleichen und schoß im selben Abzug wie Jakou, daß die Granitblöcke sich knirschend in der Luft trafen und zermalnten.“ Einen ähnlichen Einfall hatte mein braver Middelgidel¹ bereits 1915. Der Unterschied ist, daß Middelgidel ein lustiger Lügenbeutel ist und Edschmid mit ernstem Gesicht berichtet. —

Die Abenteuerlichkeit verführt zur Scheußlichkeit. Kaum glaublich ist, was Edschmid an wüsten Abscheulichkeiten in seinen Erzählungen zusammenhäuft. Der „Bezwingen“ besonders ist voll davon. (S. 212): „Er ließ die lebenden Gefangenen zusammenschichten zu Türmen, legte feuchten Lehm und Gebäck dazwischen, mörkelte sie ein. Die Türme schwankten wie Schlangen bis in die Nacht. Dann erstarrten sie.“ Pfui Deibel! Dazu sagt dieser selbe Timur S. 206: „Ich kann kein Blut sehen, aber ich muß es vergießen, um daran zu steigen wie keiner.“ Verhöhnung der „bürgerlichen“ Empfindung vom Wert des Menschenlebens? Oder man lese die Gemeinheiten, die sich Villon leistet, oder der Johan Bodel Sire d'Arras, oder die Ubelkeit erregenden Vorgänge im Lazarett (Achatne Kugeln) und dergleichen: Der Mensch wird Bestie, Blutvieh.

Gewiß bemüht sich Edschmid, den wüsten Abnormitäten seiner Menschen einen tieferen seelischen Gehalt zu geben; aber die vorurteilsloseste Prüfung kann nicht dazu kommen, einer einzigen dieser vielen Gestalten Sympathie entgegenzubringen. In den andern lebt meist ein überheblicher Machtkitel, eine unersättliche Lebensgier mit dreister Rücksichtslosigkeit gepaart, man sieht in ihnen nur den nackten Willen nach Erfüllung ihrer egoistischen Triebe, und ihr Lebenszweck scheint der, ihren Mitmenschen dazu auszunutzen und zu mißbrauchen. Man braucht nicht einmal an das Symbol des eben erwähnten Timur zu denken, dieser blutrünstigen Teufelsfratze eines Machtmenschen. Auch die anderen sind, genauer gesehen, solche Machtmenschen und ihr Gemeinsamkeitszug ist — Geschlechtsgier.

Die unter dem Gesamtnamen „Die Fürstin“ vereinigten Geschichten sind voll einer schwülen Erotik. Widerlich ist auch das Brunnstgebarren in den Rasereien des Villon, ferner des Dichters Bodel von Arras. Dieser „größte Dichter der Picardie“ lebt wie ein Schwein und stirbt im Ausfaß. Und was ist mit Daisy, der „Heldin“ in den Achatne Kugeln? Daisy ist nach „körperlich“ gestempelter Anschauungsweise nichts anderes als eine Dirne, nicht allein dann, wenn sie als solche in Paris lebt, sondern auch in ihrem Vorhaben in Genf und anderswo, mag sie auch politische Missionen mimen oder als Millionärstochter (!) der „Welt“ auf den Kopf spucken. Die — Kühnheit, mit der hier intimste Dinge breit geschildert werden, ist allerdings bemerkenswert.

Das Wesen dieser Kunst ist Sensation. Rauschwirkung erzielt sie, keine befreiende Stimmung, ungesunde Reizung. Niederzwingung in die tiefsten sinnlichen Sphären, keine Erhebung. Auch der Leser fühlt nach der Lektüre die Wahrheit des Goethe Spruches: Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein. Meist der peinvollen Erkenntnis, daß der neue Mensch ein erbärmlicher Egoist ist, der nur der Befriedigung seiner Erdentriebe zu leben scheint.

Und damit sehen wir, daß Edschmid versuchte, sein Diktum in dem eingangs erwähnten Büchlein vom Expressionismus (S. 32) in die Tat umzusetzen: „Wir wollen nicht schemenhafte Arien, die viele heute singen. Wir wollen den Naturalismus aufspießchen zu fanatischer Vision. Das Ding vergewaltigen im Geist . . .“ Wie wahr! Es steckt überhaupt zuviel „Wollen“ hinter diesen Erzählungen, viel mehr als bescheidene, durch die Ganzheit und Fülle des Gewordenen und Gereiften bezwingende Kunst. Die Peitsche des rasenden Roland hinter den Dingen und hinter der Leidenschaft klatscht uns unangenehm immer wieder in die Ohren. Fast sind solche „Künstler“ zu bedauern. Und die vorn uns gestellten Fragen erledigen sich gewissermaßen von selbst.



¹ Köln, Bachem, Middelgidels Abenteuer.

Über Jakob Kneip / Von Martin Rößnerbach

Es ist eine bekannte Sache: Von Gedichten und Gedichtbüchern will der Mann aus dem Volke und auch mancher „Gebildete“ nicht viel wissen. Man hat es nicht gelernt, hinter Vers und Reim und der ungewohnt geziert oder gespreizt anmutenden Sprache mehr zu suchen als einen Gedanken, der sich eigentlich viel besser in einem kurzen, trockenen Satz ausdrücken ließe. Man weiß nicht hinreichend davon, daß sich hier ein Mensch hat aussprechen müssen, weil es wie ein Druck auf ihm lag, den er loswerden wollte. Man spottet über den „Beruf“ des Dichters.

Wenn man an die Lyrik der Modernen denkt, besonders an die Lyrik der letzten Jahre, mit der uns eine Berlin-Prager-Richtung überschüttet hat, läßt sich diese Klust, die nicht geleugnet werden kann, in etwa verstehen. Ganz abgesehen von aller Eigenart des Gehaltes ist diese „Lyrik der Moderne“ Wege der Form gegangen, die von dem Alltag recht weit entfernt liegen und oft nur mit Mühe gefunden werden können. Ein starkes Pathos bedingt eine Flut von Bildern und unterdrückt die Ausführung ihrer Einzelwerte. Das einzelne Bild kann erst aus dem Ausdruckskomplex des betreffenden Dichters heraus ganz und wesentlich erfasst werden. Oder, was noch weiter abführt: Eine bewußte Traumseligkeit will absichtlich verschleiern, um gerade in der bloßen Andeutung neue Reize zu schenken.

Jakob Kneip ist kein Moderner im Sinne solcher Formentwicklung oder Formentartung. Er könnte und sollte eigentlich an jeden Gebildeten herantreten. Seine Kunst stellt keine „höheren“ Anforderungen. Sie verlangt nichts weiter als einen gesunden Sinn für Schönheit, wie ihn sich jeder unverbildete Mensch erhalten haben muß. Jakob Kneips Sprache ist schlicht und volkstümlich. Sie haßt alle „schöne Dunkelheit“. Das Wort hat bei Kneip seinen ursprünglichsten, eigenartigen Sinn bewahrt. Es ist kein Symbol. Was es ausspricht, ist Ding, Handlung oder Seele. Kneip vermeidet die Metapher der Verschleierung. Kneips Kunst ist schlicht und volkstümlich.

Und dann die Fülle Kneipscher Motive! Kneip tritt den Dingen in kindlichem Sinn gegenüber: bald scheu und herb, bald unruhig und voll Drängens und Sehns, bald schalftast und voll köstlichen Frohsinns, bald voller Ergriffenheit und in Andacht zusammenschauernd, immer aber wahrhaftig, immer in sich zufrieden und seiner Kunst bewußt.

Kneip ist Romantiker. Seine Kunst will nichts Geringeres als: mystisches Erleben gestalten, „gestalten“ im eigentlichsten Sinne des Wortes. Kneip formt Heilige und Menschen, beide auf dem Hintergrunde seines Heimatlebens als Hunsrückleute. Das ist ihm die rechte Lust, an Wunder glauben zu machen. (Und die ganze Welt ist ja eine ewige Kette von Wundern!) Kneips Romantizität ist landschaftlich bedingt. Kneips Kunst ist heimatlich gebunden.

Nicht jedoch: mystisch erlebte Heimat. Es wäre gegen den Willen des Dichters, auf das Wort Heimat ein überstarkes Gewicht zu legen. Kneip hat dem Schreiber dieser Zeilen einmal das wunderbare Wort geschrieben: „Heimat: in mir nur: Vorgefühl der ewigen, die wir ahnen.“ So wollen seine Gedichte, die sich zu einer neuen Gattung, Kneipscher Legendenform, herausgebildet haben, aufgefacht sein. Daher die Verwischung aller Namen, auch der Konturen.

Was uns Jakob Kneip bis heute geschenkt hat, das „Bekenntnis“ und „Der lebendige Gott“ (Eugen Diederichs, Jena), verdient schon volle Anerkennung! Was uns Kneip in nächster Zeit weiter beschenken wird, dürfte die Tiefe seiner Begabung noch voller offenbaren. Das nächste Werk wird wohl ein autobiographischer Roman „Porta Nigra“ sein, aus dem Kneip schon bei Gelegenheit von Vortragsabenden Einzelnes mitgeteilt hat. Aus der Fülle von Plänen, Entwürfen und angefangenen Dichtungen sei nur eines erwähnt, das dem Schreiber dieser Zeilen besonders am Herzen liegt: ein Kinderbuch mit Bildern von Kneips Freund Rudolf Schiefl. Hier scheinen zwei gleichgesinnte schlicht-freudige und lebenbejahende Menschen einen Weg zu gehen, der allen großen und kleinen Kindern viele Freuden verspricht.

¹ Anm. Dies muß ich doch einschränken. Jakob Kneip hält in seinen Bekenntnissen die „vornehme“ Distanz, die uns nicht fühlbar werden läßt, ob er glaubt oder nicht glaubt. Das ergibt eine ganz unvolkstümliche Kühle. Wäre das „Bekenntnis“ eine Schilderung eines noch heidnisch durchsehten Christentums, es könnte hingehen; ist es aber wirkliches Bekenntnis dazu, ja, so verstehe ich, warum gerade Eugen Diederichs sich dafür so einsetzt, daß er den „Jäger“ und die „Waldfahrt zur Schwarzen Mutter Gottes“ in seinen Verlagsjubiläumssammanach aufgenommen hat. Friedrich Wudermann.

Neue Dante-Literatur / Von Richard Zoosmann

Die Sturmflut von Dantebüchern hält noch immer an. Ich glaube, das Gedächtnisjahr 1921 hat soviel Druckerzeugnisse ans Licht gebracht, wie das ganze letzte Jahrhundert nicht. Von Stefan Georges Dantelübertragungen in Bruchstücken gibt Georg Bondis Verlag eine zweite erweiterte Auflage heraus. (Auf dem Pappdeckel steht 1912 — statt 1921; oder soll an das erste Erscheinen dieser Übertragung im Jahre 1912 noch einmal erinnert werden?) Es setzt in Erstaunen, daß der vielgerühmte Dalai-Lama aller Ästhetiken nicht selbst herausgefühlt hat, welch ein Vergehen an diesem erhabenen Kunstwerk begangen wird, wenn sich die Übertragung in solchen zusammenhanglosen Bruchstücken und Fetzen verzettelt. Bietet George, dem man Gewalt über die Sprache nachrühmt, und der so häufig nur Gewalt wider die Sprache offenbart, nun wirklich etwas Besseres, als seine Vorgänger? Ein Vergleich wird diese Frage am besten beantworten. Karl Gustav von Berner übersetzte 1840 den Schluß der Francesca-da-Rimini-Erzählung folgendermaßen:

„Wir lasen einst, wie Amors Fesseln trug
Held Lancelot, des Tafelrunds Gefelle —
Wir ganz allein, wo Niemand nach uns frug.

Mehrmals ließ unsern Augen funkelnd helle
Der Inhalt glühn und färbte rot die Wangen;
Doch uns bezwungen hat nur eine Stelle.

Wir lasen, wie das Lächeln voll Verlangen
Hinweggeführt der Liebende; und Er,
Der nie von meiner Seite mehr gegangen,

Rüß mir den Mund ganz zitternd drauf, wie der!
Galeotto hieß das Buch und der's geschrieben:
An jenem Tage lasen wir nicht mehr.“ —

Indes der eine Geist dies sagte, blieben
Des andern Augen weinend, daß ich krank,
Ohnmächtig wurde von des Mitleids Trieben
Und wie ein Sterbender zu Boden sank.

Bei Stefan George heißt diese Stelle so:

Wir lasen eines tages zum vergnügen
Von Lancelot — wie liebe ihn bedrückte.
Ich war allein mit ihm und sah kein trügen.

Mehrmalen schon in unsren augen zückte (kann ein Lesen zücken?)
Dies lesen und verfärbte uns die wange.
Doch eine Zeile wars die uns berückte:

Da stand wie unter dem sehnüchtigen drange
Götanen freundes sich die lippen heben —
(Götaner Freund ist Ranzleiprofa)

Als er der nun auf ewig an mir hange
(nein: hängt muß es heißen!)

Mich auf den mund geküßt hat ganz in beben . . . (!)
 Verführer war das buch und ders verfaßte
 Den tag war unser lesen aufgegeben. (aufgegeben!!)

Als so der eine geist gesprochen — faßte
 Den andern solches schluchzen daß vor weiche (?)
 Mir die besinnung schwand und ich erblaßte —
 (erblaßte steht nicht im Urtext)

Und ich fiel hin als fiele eine leiche.

Ich habe absichtlich Berned (der sich auch Bernd von Gusef nannte) gewählt, weil er einer unserer ungelenksten und abgeschmacktesten Übersetzer ist; dennoch wird jeder Leser einräumen müssen, daß er an Klarheit den George übertrifft. So seltsam der „fotane Freund“ anmutet, er wird noch übertroffen durch das scheußliche „Aufgeben des Lesens!“ Nicht mit kühler Absicht ward das Lesen auf gegeben, nein, tausendmal nein! Hingerissen, überwältigt vom Gefühl ihrer Leidenschaft, lassen die Liebenden das Buch fallen und . . . lasen weiter nicht an diesem Tage!

Hunderte solcher Entgleisungen, hunderte von prosaischen, aus nackter Reimnot geborene Worte ließen sich aufzählen, auch hunderte von falsch gebrauchten Konjunktiven (noch schlimmer, als das hange hier oben), wo der Sprachgeist nach dem Indikativ geradezu schreit und man seine Vermeidung als einen Schlag ins Gesicht empfindet! Georges Danteübertragungsversuch zeigt sich von jedem gesunden Sprachgefühl entblößt und als eine Todsünde gegen den Geist der deutschen Sprache. Unbefriedigt legt man das Buch zur Seite, das eine Qual zu lesen ist, und das dem Leser den Dichter verleidet mehr als die ungelenken hölzernen Versuche mancher verkräfteten Danteübersetzer, deren Licht dagegen „flammender als Kiene“ leuchtet, um mit dem Oberpriester sämtlicher Konjunktive zu sprechen. (S. 109.) Ich kann mirs nicht versagen, dem geduldigen Leser die leht angeführte Stelle zum Beweise meines harten aber gerechten Urteils hier noch genauer mitzutheilen. (Läuterungsberg 31, 118—123).

Und tausend wünsche — flammender als Kiene —
 (Von Kiene sagt Dante nichts — Reimnot!)
 Drängten mein aug in jenes auges helle
 Das stets den greifen traf mit gleicher miene (??)

Ich sah wie gleich der sonne in der quelle
 Ganz so das doppelthier sich drin entfalte
 In bald der einen bald der andern stelle.
 (Kein Orts-, sondern Gestaltenwechsel!)

Dante will mit diesen Versen ungefähr folgendes sagen:

Wohl tausend Wünsche trieben, feuertrunken,
 Die Augen mir zu ihren strahlendreinen,
 Die auf dem Greifen ruhten starrversunken.

Wie Sonnenlicht im Spiegel, sollt ich meinen,
 Ganz so sah ich das Doppelthier darinnen
 In zweierlei Gestalt getrennt erscheinen.

Darauf kommt es an: „Zweierlei Gestalt“ und „getrennte Erscheinungen“. —
 Zu vergleichen bitte ich auch Läuterungsberg 29, 106—108 u. 115—120, die besonders typisch sind.

Man muß sagen, daß die alten Übersetzer noch nicht die schlechtesten waren. Den schon von mir erwähnten Karl Bertrand (Dantes Komödie, Heidelberg, Gustav Koefer, 3 Bände nur 15 Mk.), Julius Franke (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 3 Bände nur 21 Mark) und Karl Bartsch (Leipzig, F. C. W. Vogel, 3 Bände 30 Mark) kann man jedem, der sich mit Dante vertraut machen will, mit bestem Gewissen empfehlen: schon wegen der Billigkeit dieser auch schön und klar auf bestem Friedenspapier gedruckten und gutgebundenen Ausgaben!

Hübsch ausgestattete und wertvolle Dantebücher verdanken wir wiederum dem Herderschen Verlage (Freiburg i. Br.). Eine herrliche Festgabe zum fünfzigsten Geburtstage des Philalethes-Enkels, des Prinzen Johann Georg von Sachsen, bildet die Sammlung, die aus dem Artikel: Zu Dante, von Dr. Adolf Dyroff besteht, aus einer anregenden Untersuchung Die Dantezeichnungen der Prinzl. Sekundogeniturbibliothek zu Dresden, im Rahmen der neueren deutschen Kunst, von Alfred Hadel, und dem lehrreichen Artikel Erlebnis und Allegorie in Dantes Komödie von Dr. Engelbert Krebs. — Diese drei längeren oder kürzeren Aufsätze müssen Schmuckstücke dieser Ehrengabe deutscher Wissenschaft genannt werden, die von katholischen Gelehrten dargeboten und von Franz Feßler herausgegeben wurde. (Mit 34 Bildern und 7 Bildertafeln.) Hier möchte ich auch auf den Franziskus hinweisen, den Friedensfang von M. Mages (auch bei Herder erschienen), weil dieses Buch auch ein Dantewerk genannt werden kann und jetzt zum Jubeljahr des Dritten Ordens des Heiligen gerade zurecht kommt. In 36 kleinen Sängen singt es poetisch und anschaulich vom wunderbaren Wirken und Leben dieses vorbildlichen Mannes, den Dante so hochschätzte wie kaum einen anderen Ordensritter. Wie alles, was aus dem berühmten Verlage kommt, ist auch dieses Buch würdig und vornehm ausgestattet und wohlfeil — den schlechten Zeiten zum Trost! — Man übersehe in diesen Tagen auch nicht Dr. Joh. Huds Albertin von Casale und dessen Ideenkreis als einen wichtigen Beitrag zum Zeitalter Dantes, worüber in Abschnitt 5 eingehend gehandelt wird. (Gleichfalls bei Herder erschienen, VI und 107 Seiten).

Von Elise Hasses Weisheitsbuch „Dantes Göttliche Komödie, das Epos vom inneren Menschen“ (Verlag Jos. Kösel und Friedr. Pustet Komm.-Ges., Verlagsabt. Rempten, 1921) ist diese vorliegende dritte Auflage der zweiten von 1920 überraschend schnell gefolgt. Die zweite kenne ich nicht, aber die dritte ist gegen die erste — abgesehen von geringen aber bedeutsamen Einschaltungen auf S. 534–536 und 539–540 — eine unveränderte zu nennen. Dieses Buch will keine gelehrte oder künstlerische Würdigung des Dichters und seines gewaltigen Werkes geben, will das Lebendigbleibende und Ewige darin, den religiösen Gedanken, losgelöst von seinem aus Wohlklang und Schönheit gewobenen Kleide, als Wertvollstes herauszuheben. Es ist sehr erfreulich, daß von diesem schönen Werke bereits die 3. Auflage erscheinen konnte. Wehmütig berührt nur der Unterschied von Papier und Druck zwischen 1909 und 1921!

Jeder Dantefreund wird sich über den großen und berechtigten Erfolg freuen, den Paul Pochhammer mit seiner Stanzendichtung noch nach seinem Tode findet. (Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stansen. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1920 und 21. Große Ausgabe XCVI und 462. Kleine XVI und 400 Seiten). Der kleinen zweiten Ausgabe von 1919 konnte schon 1921 die dritte folgen und von der großen liegt jetzt die vierte vor. Ich habe schon a. a. Orten auf die vortreffliche Umdichtung hingewiesen und kann es mir hier ersparen.

Doch möchte ich bei dieser Gelegenheit, anknüpfend an P o c h h a m m e r s Vorliebe für Skizzen, Pläne, Grundrisse, Notenblätter usw., etwas sagen, was ich schon lange auf dem Herzen habe. Ich bin nämlich gar kein Freund von dieser Manier, mit der Uhr oder dem Zollstab in der Hand hinter Dante herzumarschieren. Mir ist es immer höchst gleichgültig gewesen, die Länge oder Richtung eines Weges, die Ausmaße eines Höllentrichters zu wissen; ja es störte mich fast immer im Genuß. Dante selbst sagt schon genug, manchmal nach meinem Geschmack zuviel darüber. Er bezeichnet genau die Tages- oder Nachtstunde, mißt seine Wege nach Schritten oder Bogenschußweiten und gibt die Richtung nach Ost oder West an. Er zerstückt sich, finde ich, oft selbst dadurch die Wirkung. Und hält man es da überhaupt für ein besonderes Lob, wenn man Dante noch überbantet, und nach seinen Angaben genaue Grundrisse der drei Reiche anfertigt? Ist es nicht viel großartiger und wirkt es nicht viel geheimnisvoller, wenn man Dantes unirdische Welt nur in unbestimmten Umriffen erkennt, anstatt ihr bis ins kleinste mit dem Metermaß nachzugehen, um das visionäre Halbdunkel mit künstlichem Lichte aufzuhellen? Ich halte diese mathematische Arbeit an Dantes Traum- und Gedankenwelt für überflüssig, stimmungstörend und vollends für töricht, wenn man wie manche Erklärer obendrein daraus Aufschlüsse von Dantes Ansichten über das Jenseits zu erhalten glaubt. Diese trodene Architektenarbeit zerkniet den Flügel zum geistigen Aufschwung und tötet die lebendige Begeisterung. Mir sagen alle diese Pläne wenig oder nichts: meine Phantasie haben sie nie befruchtet, meine Anschauung kaum erweitert, mein Verständnis selten vertieft!

Dantes Ewiges Lied (*Divina Comedia*) durch Versenkung (!) und Eingebung (!) wiedergeboren von Siegfried v. d. Trend (Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha, 1921, mit Dantebild). Auch diese freie Nachdichtung wird wie die von Geisow (Oktoberheft S. 82), der hiermit übrigens schnell einen Nachfolger gefunden, Kopfschütteln bei den Danteleuten hervorrufen — ja, wohl in noch höherem Grade. Man wird sagen: „Das ist ja gar nicht mehr Dante! Hier ist der Rat befolgt worden, den wir f. Zt. Kohler gaben, nämlich statt einer Umdichtung eine ganz neue Komödie zu schreiben! Und wieso „wiedergeboren“? Dantes Gedicht war doch noch lange nicht tot? Und diese Nachdichtung soll „alle Übertragungen an Bedeutung weit überragen“, und sie soll der Dante des „lebendigen Menschen“ sein? Haben wir für „tote“ Menschen geschrieben? Was meint der Verleger damit in seinem Prospekt? So etwa werden die Dantisten (übrigens ein häßliches Wort) über dies recht ungewöhnliche Werk urteilen. Zunächst befreundet schon die Form. Trend reiht die drei Terzinenreime dicht aneinander, braucht sogar öfter fünf-, sechsmal Schlag auf Schlag denselben Reim und — bringt sich damit um jede Wirkung, was schon der sprachkundige Schopenhauer feinhörig erkannte und rügte. Da vorwiegend männliche — d. h. einsilbige Reime aneinanderstoßen, erinnert es stark an den englischen, bekanntlich an weiblichen Reimen äußerst armen Blankvers und tönt zuweilen allzu blechern und klapperig. Man urteile: „Ins Unermeßene erstreckt sich weit — Die Wüste göttlicher Gerechtigkeit, — Auf die das Höllenfeuer nieder scheint. — Nur Fläche. Nirgend's Gras und Baum und Strauch. — Ringsum, der Wald. Hörst du das Schreien auch? — Ganz fern der Fluß. Vor dir der Wüstenrauch. — Wie die Arena trocken, dicht und fein. — So mochte Cato wohl gewandelt sein — Durch Libyen hin, geschlagen und in Pein. — Rächer der Gott, wie kannst du furchtbar sein.“ (Hölle 14.) Oder Paradies 33: „Und schwebt der Geist inmitten Licht und groß? — Und gibts ein Etwas, übergöttlich groß, — In dem ich Mensch mit meinem Menschenlos — Seit Ewigkeiten, zeit- und verdenslos — Und schauenslos, in mir verschlungen wohne? — Und ist des ewigen Lichtes größte Krone — Ein Widerspiel der tiefsten

Seele bloß?“ — Und endlich: „Nur unvollkommen ist das Wirkliche. — Doch wunderbar die Kirche als Idee. — In ihr verkörpert sich das Ewige. — So sprach sie, und verschwunden war mein Weh. — Und zu dem Schauerbild sprach ich: vergeh — Und vor mir öffnete sich Eunoë!“ (Läuterberg 33.) Auch die häßliche, schier unausrottbare, aus bloßer Silbennot geborene „Beatrice“ (statt Beatrice) ist vorhanden! Aber im übrigen hat Trend z. T. denselben Schwung der Sprache wie Geisow und gleich ihm berauscht er sich allzuleicht in der eigenen Wortschönheit und wird dann wortreich, statt gedankenreich zu sein — an den Stellen nämlich, wo ihn nicht Dantische Gedanken tragen. Denn Trend erinnert oft an einen Musiker, der über ein gegebenes Thema die zerfließendsten Variationen schreibt; so nimmts nicht wunder, daß ihn der Strom des Wohllautes dahinreißt und zu breitem Schwallen verführt. So nimmts nicht wunder, daß sein Epos etwa 19 000 Verse umfaßt gegen 14 200 bei Dante. Der Gesang Hölle 20 z. B. hat bei Trend 355, bei Dante 130 Verse! Läuterberg 1 sogar 462 Verse! Der wichtige Gesang 31 des Läuterberges hat aber nur 11 Verszeilen! Dante im Prokrustesbette! Und zudem springt er froh und frei mit dem Inhalt um, noch freier als Geisow. Denn bei Trend verschwinden ganze Geschehnisse, Erzählungen, Erläuterungen, ganze Scharen von Personen in der Versenkung: er müßte also weniger Platz brauchen als das Vorbild. Der überschießende Raum wird eben durch eigene Zutaten ausgefüllt. Oder durch fremde! So legt er dem Arnaut Daniel (Läutbg. 26) ein Dörmelisches Gedicht in den Mund! Dante wird darüber nicht erfreut sein. Übrigens hat schon Gerstenberg in seinem Agolinodrama den kleinen Anselmo eine Klopstock'sche Strophe singen lassen — im Hungerturm! Seite 173 erinnert bei Trend an Wilhelm Busch's: „Jede legt noch schnell ein Ei — Und dann kam der Tod herbei.“ Dem Trend's Agolino sagt: „Und weder Ruf erstand in mir noch Schrei . . . Und endlich, endlich kam der Tod herbei!“ Hübsch sind auch die Reimunterbrechungen. 3. B.: „Und „Feuer läutert, Feuer läutert, Feu — er läutert,“ tönte hier ein lauter Schrei!“ (Seite 296—297) Oder: „Petrus war wie fort — geweht — Vertreter Christi — seltsam Wort.“ (S. 425.) Hier kann sich Herr v. d. Trend allerdings auf Dantes „differentemente“ berufen. Zu welchem langweiligen Schwäzer sich der gerade hier wortfarge Vergil bei Trend ausgewachsen hat, zeigt die Mündigkeitserklärung (Läutbg. 27, Schluß), wo Dante in sechzehn unsterblichen Zeilen sagt, was Trend in etwa 76 Zeilen ausdrücken zu müssen glaubt. Und man vergleiche auch z. B. die Hölleninschrift, die Franzeska die Agolinofzene, das Vaterunser, den Siegeszug der Kirche, (S. 12), Paradies 6, 15 (Die Cacciaguida-Erzählung) 23 usw. Und wer so weit nicht kommt, lese den Anfang: Nel mezzo etc., und er wird staunen, was aus Dante alles werden kann!



Neue Bücher

Franz von Assisi Sonnengesang. Eingeleitet und erklärt von P. Wendelin Meyer O. F. M. Vier-Quellen-Verlag, Leipzig.

Ein Sohn des Heiligen von Assisi hat sich in die Gedanken und Empfindungen, die der Liebes-Verzückte in seinem „Sonnengesang“ aussprach, so tief eingelebt und gibt Erklärungen oder vielmehr Erläuterungen mit einer derart unmittelbaren dichterischen Kraft und Anschauung, daß sich dieselben mit den Worten der Dichtung zu einem harmonischen Ganzen von tiefster Eindrukskraft zusammenfügen. Der Verlag hat das Seinige getan, das Büchlein durch eine erlesene Ausstattung aus dem Buis des Alltäglichen hinauszuhoben. Möge es in viele empfängliche Herzen einen Funken franziskanischer Liebesglut werfen!

Franz Eichert.

Franz Ferdinand Baumgarten: Die Mutter. Eine Erzählung. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin, 1921. 67 S. 14 Mart.

Daß Theorie und Praxis verschiedene Dinge sind, daran erinnert mich diese Erzählung Baumgartens wieder einmal. Kaum jemand hat in neuerer Zeit so sehr die feste Führung des Erzählers in der Erzählung betont, kaum jemand ist so scharf gegen die psychologische Zerfaserung der modernen Erzählungsart aufgetreten, als Franz Ferdinand Baumgarten. Man erwartete daher, daß er seine Forderungen und Erkenntnisse auch selber erfüllen werde. Aber weit gefehlt; seine Erzählung ist geradezu das Gegenteil seiner Theorie: sie psychologisiert, sie ist durch und durch lyrisch gehalten, eigentlich eine Art Zwiegespräch zwischen Sohn und Mutter, und als die Mutter verstummt, geht der „Zwiegespräch“ zwischen Vater und Sohn fort und dieser Wechselgespräch verläuft so regelmäßig, daß wir den wirklichen Gang der Ereignisse zu sehen glauben. Dazu kommt, daß der Stil durchaus von Sentimentalität getränkt ist und zwar von jener verlogenen, dem Leser gleichsam stets zuglänkernden Art, die uns heute so mißfällt, weil sie der ganzen zeitgenössischen Erzählung eigentümlich ist.

Baumgarten selbst tadelt (48) an seinem Helden „die uneingestandene Schwäche der feierlichen Worte“; nun diese Feierlichkeit haftet auch seiner Erzählung an. Der Konflikt ist der Gegensatz zwischen Sohn und Eltern, wie er in neuester Zeit durch Wildgans, Hasenclever, Bronner u. a. bekannt geworden ist; natürlich wird die fortschrittliche Jugend der konservativen Mutter gegenüber gestellt. So sehr Baumgarten sich sonst unserer Zeit entgegensetzt, in dieser Erzählung scheint er in Konflikt und Technik doch im Banne der Zeit zu stehen.

Oskar Katann.

Karl Bröger: Die vierzehn Nothelfer. Ein Legendenbuch. Mit Bildern von Rudolf Schiefl. Verlag Friß Heyder, Berlin-Zehlendorf (1921).

Unter den 14 Nothelfern werden in der Regel die Heiligen: Agatius, Achidius, Barbara, Blasius, Christoph, Cyriacus, Dionysius, Erasmus, Eustachius, Georg, Katharina, Margareta, Pantaleon und Vitus zusammengefaßt, von denen allerdings eine oder die andere Gestalt an diesem oder jenem Orte durch einen anderen Heiligen ersetzt wird. Aber Karl Bröger ersetzt nicht nur einen oder den anderen Heiligen, er behält eigentlich nur Christoph, Eustachius und Wendelin bei und nimmt statt der anderen die Gestalten Franziskus, Gebaldus, Hieronymus, Kilian, Chrispin, Joseph, Antonius, Hilarius, Augustinus, Korbinian und Florian. Seine Verslegenden sind nicht im Tone des Evangeliums, sondern etwa in einem modernisierten Stile Hans Sachs und Goethes

erzählt und haben, wie die Legenden dieser Dichter, einen humorvollen und zugleich lehrhaften Einschlag. In der Gesamthaltung kann man unschwer den Sozialisten und Protestanten erkennen; so preist die Legende vom Feuerofen die Arbeiter einer Walze als Märtyrer, so richtet sich die Legende vom Sauerkraut und die Schmetterlingslegende gegen die Askese Augustinus und Hieronymus, die Franziskuslegende gegen die Lippenfrömmigkeit und das Wendelinsstück gegen die bischöfliche Pracht. Himmel und Natur, Religion und Heiterkeit werden im Sinne des Pantheismus allzusehr identifiziert; die 14 Nothelfer sind Brüder im Grunde nicht die Heiligen, die nur den Namen und die Fabel hergeben, sondern die Unschuld des Kindes, die Nächstenliebe, die Arbeit, die Fröhlichkeit und Lebenslust, die Naturstimmung, die rationalistisch in den Legenden symbolisiert werden. Und so darf der im übrigen ansprechende Versuch nicht darüber täuschen, daß der Sozialist Brüder versucht hat, den Legenden einen ganz unchristlichen Geist einzuhauchen, den er für einen modernen hält und den man auch in den Prosalegenden eines Gottfried Keller entdecken kann, so verschieden sonst beide Legendenarten sein mögen.

Oskar Katann.

Friedrich Panzer: Scheffels Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. In 4 Bänden. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. In Halbleinen gebunden 28,— Mark mit Feuerungszusatz.

Wie immer man über Scheffels literarische Bedeutung denken mag — und ich gestehe unumwunden, daß ich sie nicht eben hoch veranschlage —: daß einem Dichter von der heispiellofen Wirkung dieses Vielgeliebten auch historisch-kritische Aufmerksamkeit gebühre, muß der Unbefangene einräumen. Es ist daher mit bedingungsloser Anerkennung der hingebenden wissenschaftlichen Leistung — die man freilich lieber vernachlässigten Würdigeren, wie insbesondere dem großen Jean Paul, gewidmet sähe — die vortreffliche Ausgabe zu verzeichnen, die der Dichter des „Ekkehard“ und des „Gaudeamus“ der liebevollen Mühe Friedrich Panzers und der bewährten Gestaltungskunst des musterhaften Verlages dankt. Auf das sorgfältigste hergestellte Texte, ein sauberer Apparat, ausführliche Einleitungen und ein auch das Geringfügigste nicht übersehendes anschauliches Lebensbild, das eine feinfühligte Charakteristik krönt, ergeben eine abschließende Darstellung von Werk und Schöpfer.

Richard v. Schaukal.

Gustav Frenssen: Grübeleien. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1920. 359 S. 16 Mark.

Diese Tagebuchaufzeichnungen, die von 1890 bis 1905 reichen, geben uns einen reichen Einblick in die Entwicklung Frenssens und können nicht anders als eine Bestätigung des Bildes aufgefaßt werden, das man vom Werke auf den Menschen rückschließend sich von Frenssen bereits gemacht hat. Ihr Verfasser zeichnet sich in einer wohlthuenden und wirklich einnehmenden Aufrichtigkeit als einen von Jugend an innerlich unsicheren, der Sinnlichkeit zugewandten Mann, der zu allem andern eher als zum Pastor taugt; denn er hat schon in seiner Studienzeit kein Interesse für seinen Beruf, glaubt schon als Theologiestudierender weder an Transzendenz, noch an die Kirche, sieht in Christus einen bloßen Menschen, und erblickt in fast allem, was die Kirche Sünde nennt, Tugend und Lebensbejahung. Die Aufzeichnungen, die er zwischen seinem 27. und 32. Jahr macht, brechen für die freie Liebe und Heirat auf Probe eine Lanze, und wie er in eigenwilliger Konstruktion Religion und Sittlichkeit säuberlich trennt, so verzweifelt er auch an dem ethischen Einfluß der Religion auf das menschliche Leben. Kein Wunder, daß er, der das Amt ohne Weltanschauung antrat, bald mit der Amtsniederlegung liebäugelte, man begreift nur sein Gewissen nicht,

das ihm gestattete, diesen Plan solange Jahre nicht auszuführen. Freilich, er fiel in Schulden und fühlte sich zu keinem Beruf geeignet, bis er den Schriftstellerberuf entdeckte, den er nun z. T. leider dazu verwandte, einen „richtigeren“ Begriff der Sünde zu predigen, nämlich die Schönheit und Kraft der Sünde zu verherrlichen. Und den er weiter leider dazu verwandte, das Christusbild der negativen Theologie, das er allmählich kennen gelernt habe, und das den unzulänglich unterrichteten Theologen leicht überwältigte, in „Hillsigenlei“ zu popularisieren, eine Absicht, die er in den „Grübeleien“ offen zugibt (246) und mit keinerlei künstlerischen Entschuldigungen verbrämt. Es ist natürlich, daß auch in diesem Buch das hübsche Plaudertalent Frenssens bei der Schilderung eigenen und fremden Erlebens immer wieder durchschlägt, aber so oft er auch betont, zum Philosophieren keine Begabung zu haben, er philosophiert und theologisiert doch immer wieder: Nur ist die Weltansicht, die er sich nun gebildet hat, nicht ein Produkt klaren, ruhigen Denkens, sondern vielmehr Ergebnis und Niederschlag seines Erlebens. Weil er von Jugend an seinen sinnlichen Neigungen nachgibt, darum kommt er zur „Überzeugung“, daß das Sinnliche sittlich indifferent sei, daß nicht der keusch und stark zu nennen sei, der widersteht, sondern der, der nicht widerstehen kann (100); weil er eine reiche Einfühlungsgabe und ein hübsches Erzählertalent besitzt, gehört seine Liebe den drei ersten Evangelien und „biegt“ er sich ihre Erklärung zurecht, indem er das seinem Erzählertalent am meisten Konforme, das Menschliche in den Evangelien herausgekehrt; und weil er keine philosophische Alder hat, gilt ihm das hochphilosophische 4. Evangelium und die paulinische Theologie nichts. Seine Weltansicht ist das Resultat seiner Neigungen. Auf den Katholizismus, von dem Frenssen nur wenig zu wissen bekennt, kommt er einigemal derart freundlich zu sprechen, daß er sogar von ihm, und namentlich von dem westfälischen Katholizismus die Wiedergeburt Deutschlands zu erwarten scheint. Trotz dieser günstigen Meinung und obwohl er eine neue Religion der Zukunft zum Teil begründen will, z. T. sie erwartet, ist es ihm nicht eingefallen, sich mit dem Katholizismus näher auseinanderzusetzen. Und doch hätte er gerade bei ihm Klarheit über den Begriff der Sünde erhalten können, der ihn immer wieder beschäftigt und der nun, einmal falsch gefaßt, die Wurzel seiner Entwicklung vom Christentum weg zu sein scheint — lange bevor eregetische Schwierigkeiten ihn überhaupt beschäftigten.

Oskar Katann.

Wilhelm von Scholz: Gesammelte Werke. Bd. 1: Der Spiegel. Bd. 2: Die Balladen und Königsmärchen. Georg Müller, Verlag, München. 1920. Pro Band 7 Mark.

Auf über 500 Seiten legt W. v. Scholz, der sich durch seine dramaturgischen Theorien einen bedeutenden Namen gemacht hat, seine Gedichte vor. Es ist im ganzen keine erfreuliche Welt, in die wir da blicken. Das lyrische Empfinden dieses Mannes hat einen düsteren, tief melancholischen Charakter. Seine Welt ist einfarbig und eintönig, sein Leben spiegelt eine Welt des Herbstes und der Nacht, des Nebels und des Schattens, des Schlafes und Traumes und diese Motive, namentlich das des Traumes, kehren in den Gedichten immer wieder. Scholz hat keinen rechten Platz für Freude und Humor, wie auch seine Verse der Musik und Melodie entbehren; das Erlebnis der Liebe spielt in seiner Lyrik eine verschwindende Rolle, er ist ein einsamer abseits stehender Mensch, der sich in seine Gedanken- und Traumwelt einspinnt und dessen Weltansicht von der unbefriedigenden Vorstellung eines träumenden Gottes getragen ist. Und diese Welt des Halbdunkels und der Düsterei lebt auch in seinen erzählenden Gedichten. Überaus charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Vorstellung des Dichters von der Kultur des Mittelalters, die er augenscheinlich nach den finsternen und trüben Quellen der „Aufklärung“

schildert und das er selbst dort, wo Gelegenheit für freudige Züge wäre, doch der echten Freude und des Friedens bar zeigt, wie so manche Mönchs- und Bischofsgestalten beweisen. Auch in seinen erzählenden Dichtungen hat man eben stets das Gefühl, in einer Welt schwerer alptrürender Träume, einer stöhnenden Schattenwelt zu leben. Während aber die Lyrik Scholz' die übliche Armut an poetischen Gattungen aufweist, die die moderne Dichtung charakterisiert (oder haben wir diese noch nicht nach autochthonen Gattungen durchgearbeitet, und betrachten wir sie immer noch zu sehr nach dem Gattungsschema früherer Zeiten?), so hat Scholz in seinen erzählenden Gedichten besonders den „Königsmärchen“, das interessante technische Experiment gemacht, seine Stoffe und Themen in kleinen Zyklen von kurzen „Gesängen“ zu erledigen. Dieses Experiment ist interessant, aber ästhetisch deshalb nicht geglückt, weil die Themen Scholz' zu unbedeutend, gekünstelt und kärglich sind, als daß sie eine solche Teilung in einzelne Kapitelchen oder Gesänge vertragen. Analog sind auch die Inhalte seiner lyrischen Gedichte zu unbedeutend, zu wenig tragfähig, zu individuell, und können niemals jene allgemeine und tiefgreifende Anteilnahme hervorrufen, die noch allezeit das Merkmal einer großen sowohl wie einer volkstümlichen Kunst war.

Oskar Katann.

Robert Petsch: Deutsche Dramaturgie. I. Von Lessing bis Hebbel. In neubearbeiteter Auflage. Paul Hartung Verlag, Hamburg 1921. 194 S. Gbd. 26 Mk.

Dieses Buch Petschs erinnert mich an die philosophischen Lehrbücher von Dessoir, Menzer, Frischeisen-Köhler usw., es ist gleichsam ein „Dramaturgisches Lehrbuch“. Freilich sind es nicht nur zünftige Dramaturgen, die hier zu Worte kommen, sondern in erster Linie unsere Dramatiker von Lessing bis Hebbel. Petsch gibt aus ihren Schriften charakteristische Auszüge, von Lessing natürlich die Stelle über Mitleid und Furcht und das Verhältnis des Dramas zur Geschichte, von Herder und Goethe charakteristische Stellen über Shakespeare, von Lenz Nelle über die Einheit des Dramas und über die Komödie, von Wieland über das Schauspiel, kurz, von jedem Dichter und Ästhetiker jene Erörterungen, die für die Geschichte der deutschen Literatur besonders wichtig sind. Von den Philosophen kämen nur Schelling, Solze, Hegel und Schopenhauer zur Sprache. Das Werk ist ein sehr gutes Handbuch zur Geschichte des deutschen Dramas, weniger der deutschen Dramaturgie; die „Einleitung“ freilich ist trotz ihrer Angleichung an einen Poetrapismus doch zu knochenweich, aber die Anmerkungen sind sehr dankenswert. Wie gegen jede „Auslese“ kann natürlich auch gegen diese vorgebracht werden, daß sie — eine Auslese und als solche einigermaßen subjektiv ist. Ich würde jedenfalls auch die Ansichten von M. Ent und Zul. Moser gerne vertreten sehen. Moser, weil er nicht nur Dramaturg, sondern auch Dramatiker war und Michael Ent, weil er nicht nur eines der originellsten Bücher über das Tragische geschrieben hat, sondern auch auf die Dramen Fr. Salms von großem Einfluß war, der dann doch als Dramatiker nicht unterstützt werden sollte und als solcher manche Ähnlichkeit mit Heyse aufweist.

Oskar Katann.



Kleine Mitteilungen



Dr. P. Cuypers. Am 5. März d. J. wurde in seiner Vaterstadt Roermund der im Alter von 94 Jahren gestorbene „Altmeister der niederländischen Baukunst“, Dr. P. Cuypers, im weißen Kleide des hl. Dominikus bekränzt. Wie kaum ein anderer katholischer Künstler verdient er es, daß der „Gral“ sich seiner erinnert, denn sein Leben wie seine große Kunst sind als harmonische Einheit aus jenen Grundsätzen hervorgewachsen, die das Leben und Wirken unserer Zeitschrift tragen und bestimmen.

Cuypers war ein Künstler von Weltruf. Als solcher hat er nicht nur vielen Städten seiner Heimat, namentlich dem „Venedig des Nordens“, dem schönen Amsterdam, durch hervorragende Schöpfungen seiner Baukunst ein neues architektonisches Gepräge aufgedrückt, er schuf und restaurierte auch Kirchen und Bauwerke im Rheinland, in Bayern, ja bis nach Spanien, Norwegen und Rußland erstreckte sich seine künstlerische Tätigkeit. Seine Schaffenskraft war schier unverwundlich, noch als 90jähriger Greis war er als Reichsarchitekt tätig und erklimmte die höchsten Türme.

Sein künstlerisches Glaubensbekenntnis hat er mit klaren Worten ausgesprochen, als er sich am Ende seiner Lehrtätigkeit von den Hörern der Reichsmuseumschule verabschiedete: „Die Grundsätze, die das Fundament meines Unterrichtes waren, stammen nicht von mir, sie sind höheren Ursprungs. Sie sind von Gott in unsere Seelen gelegt. Nicht Künstler oder Lehrer haben sie aufgestellt, sie bestehen von allem Anfang der Dinge an. Wie alles Geschaffene sind sie eins in ihrem Ursprung, so sind auch alle Künste eins. Die Schönheit besteht nicht in den Schwingungen, die das Sehen eines Kunstwerkes in unserm Gehirn auslöst; sie ist ein Abglanz des Wahren und Guten, welche Eigenschaften in Gott ihre Vollkommenheit finden.“ Seine letzte Mahnung an seine Freunde und Schüler klang aus in die Worte: „Erkennt immer, daß alle Schönheit, alle Kunst vom Schöpfer kommt und in ihm ihren Endzweck hat. Das ist die Wahrheit, die einzige Wahrheit in der Kunst.“ Und bei der Feier seines 90. Geburtstages sprach er im Amsterdamer Reichsmuseum zu einer erlesenen Schar von Künstlern, unter jubelndem Beifall die mannhaften Worte: „Ich erkenne es und spreche es öffentlich aus, daß mein Dank an diesem Tage vor allem Gott gebührt, dem Geber alles Guten, und daß von allem, was ich auf dem Gebiete der Kunst habe leisten können, die Ehre an erster Stelle Gott gebührt, dem größten Baumeister und Künstler, dessen Herrlichkeit sich spiegelt in den Werken seiner Hände, die dem bildenden Künstler als Vorbilder seines Schaffens gegeben sind. Ihm sei Dank für die mir verliehenen Gaben, für die Arbeitslust, die mir die Arbeit nicht als Last, sondern als Genuß erscheinen ließ; für die Lebenskraft, die es mir ermöglichte, weit über die Grenze des normalen Menschenalters hinaus mein Schaffen ausdehnen; für die Begeisterung, die mich das Ideal der Kunst suchen und finden ließ in ihm selbst, in der Quelle von allem, was wahr und gut und schön ist.“

Das Leben dieses großen Christen und Künstlers bewegte sich zwischen zwei Polen: Arbeit und Gebet. Täglich ging er frühmorgens in die Kirche zur hl. Messe, und am hl. Fronleichnamsfeste sah man ihn, die Brust übersät von Ordenszeichen, eine Kerze tragend und den Rosenkranz betend, dem Allerheiligsten folgen. Und kurz vor seinem Tode meißelte er mit zitternder Hand auf seinen Sarg den heiligsten Namen Jesu und darunter die Zeichen Alpha und Omega, auf diese Weise den großen Leitgedanken seines Menschen- und Künstlerlebens ausdrückend: „Christus mein Anfang, Christus mein Ende.“

Franz Eichert.



Verantwortliche Hauptleitung: Friedrich Muckermann S. J., Bonn, Hofgartenstraße Nr. 9.

Herausgeber für Österreich: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11.

Es wird gebeten, keinerlei Manuskripte ohne vorherige Vereinbarung einzusenden.

Verlag und Druck: Fredebeul & Roenen, Essen (Ruhr), Ribbelstraße.

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Sechzehnter Jahrgang * Heft 5 * Essen, im Februar 1922

Magnificat

Dh, meine Seele tanzt im Heile Jahwes!
Tritt mächtig auf! Tritt mächtig auf! Mein Geist,
Erhebe dich und werde Jahwes trunken
Und deines Gottes voll! Hei! ejja! hei!
Es sah der Herr, der Heiland, an die Niedrigkeit
Der schlechten Magd, da hüllte Er sie ins Düstere,
Ins Düstere Seiner heiligen Wolke, hob sie hoch empor!
Hei! ejja! Denn Demütige erhebt Er
Und stellt sie ganz ins Licht und macht sie siegreich.
Die Stolzen mäht Er hin mit heiliger Sense.
Er füllt die Hungrigen mit Gütern hoch.
Die Reichen stürzt Er nieder von den Thronen.
Die Satten schlagen hungernd sich die Seiten!
Hei, ejja, Seele, hei, sing, jauchze, spiele
Dein Lied Gott Israels, sing Jahwe,
Der Israels gedenkt, Israels Heiland, der Israel
Mit Küssen herzt und hält in Seinem Arme
Liebkosend! Wie Er Abraham verhieß
Und unseren Vätern und durch heilige
Seher es kundtat vielemal. Mein Haupt
Liegt unter Deinem Herzen, herze mich!

R. J. Gorge

Das religiöse Gefühl in der zeitgenössischen Dichtung

Von Franz Herwig

I.

Es gibt einen Namen, bei dessen Klang sofort das Bild einer verdunkelten Welt aufsteigt, einer sonnenlosen und entlaubten Welt, von Regengüssen gepeitscht, von Stürmen überheult, sehr kalt und durchaus trostlos — es ist der Name Strindberg. Er bezeichnet den großen Unbedingten, den Individualisten schlechthin, der mit unbestechlichem Richterblick alle menschlichen Verhältnisse durchdringt, die bunten Seidenlappen verbrennt, mit der Nachsicht, Gewohnheit und Mitleid sie behängte. Ihm kann man nichts vormachen, bei ihm verfängt das schmeichelnde Geschwätz von Fortschritt nicht, er läßt nicht ironisch-bitter die Lebenslüge bestehen, sondern er bohrt mit fanatisch gesenktem Kopf nach dem Kern, seine unerbittlichen Hände wühlen unter dem Plunder nach dem Wesentlichen, vor ihm halten keine Ausreden stand und keine Entschuldigungen. Das Ich, die Freundschaft, die Ehe, der Titel, die Familie, mit prunkender Fassade sich vordrängende Systeme, Staaten, Kirchen — nichts läßt dieser Dämon bestehen, die Trümmer fliegen unter seinen Fußtritten umher, nichts bleibt, alles geht in Scherben, die Bäume verlieren ihre Blätter und stehen kahl, wie Besen, wie Ruten, die, schon erhoben, im nächsten Augenblick auch auf dich selber niedersaufen werden.

In dieser Strindbergschen Welt blüht keine Blume, singt kein Vogel, keine blaue Traube lockt der Hand, kein fernes Bachwehr raunt träumerisch in der Abendstille, oder vielmehr: das Blühen, Singen, Loden und Träumen ist arglistige Täuschung, die dich tausendfältig verwirrt, dich ablenkt vom Wesentlichen, es ist alles eitel, hinter allem steckt das grinsende Elend, das gegenseitige Zerfleischen, Not und Tod. Jahrzehnte unerhörten Aufschwunges haben glänzende Städte erstehen lassen, deren schnurgerade Straßen nachts noch heller erstrahlen als am Tage, Denkmäler aus Marmor und Bronze stehen darin, lautlose und glänzende Wagen schnurren eilig, Tafeln sind von der Appigkeit zum Brechen gedeckt, überall schimmert es von seidnem Gewand, alles lächelt, Ströme von Geld rauschen Tag und Nacht, und mit lächelnder Kühnheit durchstoßen die künstlich fliegenden Menschen die Wolken des Himmels. Du meinst: dies alles sei wesentlich, sei das wahre Gesicht der Welt, wir hätten es herrlich weit gebracht? Der Dämon Strindberg verwendet keinen Blick auf alles dies, er setzt es mit einer einzigen Handbewegung beiseite, kein äußerer Glanz besticht sein unerbittliches Auge. Er sucht das, was hinter dem Scheine liegt, den Kern, das Bleibende, das Göttliche — er sucht Gott.

Vielleicht ist man sehr erstaunt, den Namen Strindbergs, des großen Zerstörers, zusammen mit dem Namen Gottes zu hören? Aber Strindberg zerstört ja nicht um zu zerstören, hinter seinem Verneinen steht das große Bejahen,

er ist der ins moderne Leben gesetzte alttestamentarische Prophet. Gott bedient sich nie der gleichen Werkzeuge. Er wiederholt sich nicht, ist immer neu und kann sogar modern sein. Im Zeitalter des schrankenlosen Individualismus, zum scheinbaren Triumph einer seit vier Jahrhunderten schleichend und offensichtlich wirksamen Pest, erweckt er den Propheten, den großen Sezierer, der mit unerbittlichem Fanatismus, grausam wie eine Naturgewalt, nun die in Agonie sich wälzenden Lazarusgestalten aller menschlichen Verhältnisse demonstriert, die so krank wurden, weil sie verlernt hatten, „du“ zu sagen und zu denken, die nur noch und immer nur „ich“ dachten und sagten. Strindberg selber, als Mensch in seiner Beziehung zur Frau, zum Freund, zu jedem Nächsten, zu aller menschlichen Einrichtung kannte nur das „ich“, nie das „du“; die Schläge, die Stöße, die Stiche, die er austeilte, fielen auf ihn zurück, natürlich, da die anderen auch nur immer sich fühlten, niemals ihn, je rasender er mißhandelte, desto wilder trafen ihn die Mißhandlungen, denn er war mit den anderen ja nur ein Leib: Menschheit, die Menschheit raste gegen sich selber wie ein Wolf im Eisen.

Niemand hat dieses schreckliche Leiden in unserer Zeit so bitter-schmerzlich erfahren wie er. Niemand ist aber auch, endlich, nach jahrzehntelangem Leiden so klar zur Erkenntnis der Ursachen dieses Leidens gekommen wie er. Wenn ihm, dem Individualisten, zum ersten Male die Ahnung von Gott aufdämmert, wenn ihm zum ersten Male der Name „Gott“ über die sich sträubenden Lippen kommt, so wirkt das erschütternder als irgend eine Predigt, die da oder dort von einem sicheren Standpunkt aus gehalten wird. Der verlorene Sohn hat in der Fremde die Säue gehütet und Treber gefressen, und nun geht er in sich und spricht: „Ich will heimkehren und zu meinem Vater gehen“.

Im neuen Blaubuch, das Strindberg „Die Synthese meines Lebens“ nennt, steht im Beginn ein Goethewort, oder vielmehr es kommt gleich nach einem echt Strindbergischen Wort über Professor Deliksch' Dunghausen, in dem er gewählt habe. Es handelt sich um das Goethesche Bekenntnis Eckermann gegenüber, elf Tage vor seinem Tode: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Höheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nie hinauskommen.“ Das war — sagt Strindberg (wie Goethe am Ende seiner Laufbahn) — die Frucht eines Lebens von 80 Jahren, das Gott und seinen Sohn gesucht hatte! Nach langen unnützen Umwegen fand Goethe sie am Ende seines Lebens wieder, wie auch aus dem Schluß des Faust hervorgeht, nämlich des zweiten Teils, nicht des ersten.

Und am Schlusse der „Synthese meines Lebens“, nachdem er die Wissenschaft als verheerend und hohl bezeichnet hat, schreibt er sein Testament hin, das nicht weniger denkwürdig ist wie das Goethische: „Und ein Prophet mußte geboren

werden, der dem Menschen den einfachen Sinn des Lebens in wenig Worten sagt, der doch schon so gut gesagt ist: Fürchte Gott und halte seine Gebote, oder: Bete und arbeite! Das ist wohl der Sinn des Lebens, über den die verstockten Unbußfertigen grübeln, um dem Ungemach zu entgehen. Bete, a b e r arbeite, leide, a b e r hoffe, das eine Auge auf die Erde gerichtet, das andere auf die Sterne; nicht sich niederlassen und festsetzen, denn es ist ja eine Fußwanderung, kein Heim, sondern eine Station; die Wahrheit suchen, d e n n d i e g i b t e s , aber nur an einer Stelle, bei dem Einen, der selber der Weg ist, die Wahrheit und das Leben!“

Das sind die letzten Antworten auf die vielfältigen Fragen des Lebens, die letzten Antworten auf die einfachste Formel gebracht. Alle nebulösen Gebilde, die stürmischen Titanen an Ausmaß glichen, sind zerplatzt, haben sich zerteilt, es bleibt ein demütig-glückliches Hinknien vor Gott. Diese Stimmung hat den reifen Strindberg durchaus beherrscht. Wie er einmal einen neuen Kant, den er ersahnte, für überflüssig erklärt, da wir ja den Dekalog haben, so vereinfacht sich sein Weltbild in seinen letzten Werken so sehr, daß ihnen der Hauch der alten Mysterienspiele entsteigt: Der Mensch ist aus Gott und muß wieder zu Gott streben. In „Advent“ werden der betrügerische Richter, die habüchlig-grausame Richterin durch Leiden geläutert und feiern Weihnachten als reine Menschen, in „Ostern“ zeigt sich das Fortwirkende, Unverlorene guter Taten, in „Mittsommer“ wird ein überheblich-einsamer Mensch, der moderne junge Mensch schlechtthin, der menschlichen Gemeinschaft wieder zugeführt — das sind Moralitäten im gotischen Sinne, wie sie unsere Vorfahren erschütterten und erhoben. In dem großen dreiteiligen Mysterium „Nach Damaskus“ sieht Strindberg noch einmal den Weg, den er gegangen, jenen Weg durch die Hölle des Individualismus, durch das Fegfeuer der Leiden und bitter-heilsamen Erkenntnisse, bis zum Aufgeben, dem gänzlichen und fanatisch-asketischen Aufgeben der Persönlichkeit, bis zur freiwilligen Übergabe an Gott.

Vielleicht ist noch hinzuweisen auf die Reihe seiner letzten geschichtlichen Dramen, in denen er den Geist seiner geschichtsphilosophischen Abhandlung „der bewußte Wille in der Weltgeschichte“ konkretisiert. Strindberg erscheint, wenn man die ganze Erscheinung dieses Menschen überblickt, mit seinen Abgründen und Finsternissen, seinem dumpfen, aber sehr deutlichen Drang nach oben, seinem endlichen Verschwimmen und Verschweben im blendenden Strahlenschein, der Gott umgibt, — er erscheint als ein Faust, ein moderner Faust, trotz und wegen der Alchymie und Goldmachersucht, die eine seiner Epochen magisch dampfend einhüllte. Es gibt kaum einen heutigen Dichter, dessen Expressionen nicht irgendwie durchaus mit Strindbergischen Expressionen zusammen erdröhnten oder erklingen. Es ist hierbei nicht an Abhängigkeiten von Strindberg zu denken, sondern an gemeinsame Abhängigkeiten vom Geiste der Zeit. Wie aber ist dieser

Geist der Zeit, dieser gottschmähende, fluchende, knirschende, mörderische, in krausen Geheimlehren an Gott vorbeistreichende, dieser trotz alledem nach Gott schreiende Geist der Zeit so vollkommen im Werk eines einzelnen Menschen ausgedrückt wie in Strindberg.

Es sei gestattet, in einer Nebenbetrachtung die Frage flüchtig zu erörtern, welcher Form der religiösen Bindung Strindberg in seiner letzten Zeit zugestrebte hat. Mit einem großen Staunen und einer ernststen Rührung gewahrt man, wie sein Empfinden sich durchaus der katholischen Formen bedient, der letzte Strindberg-Faust wie der letzte Goethe-Faust. Es ist nicht dichterisches Spiel, sondern seelische Notwendigkeit, nicht Form, die man aus zufälliger Liebhaberei ergreift, sondern wesenhafte Heimkehr der von Natur christlichen Seele. Die Träger der höheren Idee, die Vertreter einer höheren Art Mensch sind Geistliche, Mönche, Nonnen. Er weiß sehr genau Bescheid in kirchlichen Riten, das dies irae ertönt dem „Unbekannten“, man segnet sich mit dem Kreuzzeichen, der lateinische Hymnus ist ihm geläufig, er verwendet die Beichte, das Kreuzifix gibt Menschenmahnungen Weihe, und wunderbar erheben sich in der siebten Szene des ersten Teiles von „Nach Damaskus“ die vereinten Stimmen von Männern, Frauen und Kindern, die im Chor den Schluß des Engelgrußes beten: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.“ Dieser Anruf, dieses rührend-gemeinsame Flehen von Menschen, die sich als arme Sünder bekennen, und die sich gewaltig fürbittend an die Füße der allerseligsten Jungfrau drängen — dieser Chor klingt durch die letzten Werke Strindbergs dominierend, für feingestimmte Ohren immer hörbar, als Unterton, als Grundton, als Hintergrund, als Symbol für das Empfinden der ganzen Menschheit.

Ich glaube, man wird nach dem Gesagten bereits gefühlt haben, was mit der Bezeichnung „religiöses Element“ in der zeitgenössischen Dichtung gemeint ist. Es soll nicht die Ruhe des Besitzes gezeigt werden, nicht etwas vollkommen Erreichtes, sondern der Weg, das verzweifelte Händeaufrecken nach Gott, der Aufschrei nach Gott — wie bei Strindberg, so auch in dem Werke anderer Dichter. Wir wollen uns aufmachen und Umschau halten, wo etwa die religiöse Stimmung — ingrimmig — widerstrebend, schüchtern, extatisch oder einfach fromm sich in der zeitgenössischen Dichtung ausdrückt, und es sei auch an den Ausbrüchen gotthassender Geister nicht vorübergegangen, denn letzten Endes sind sie auch verkapptes Bekenntnis, wie Luzifer ein Gottesbeweis ist.

Alfred Döblin, der mit bohrender Inbrunst um eine neue epische Form ringt, sagt einmal: „Man sage nicht, daß Gott tot sei für die Ungläubigen. Als etwas, das nicht lebt und nicht stirbt, als ein Gespenst geht er unter ihnen um in einem schrecklichen erschütternden Marasmus.“ Und muß gleich darauf bekennen: „Dieser Anthäus findet immer wieder zu dem Boden zurück, von dem er

sich Kräfte holt.“ Sein wütender Sturm Lauf gegen den Gott, den er „alt“ nennt (wir nennen ihn ewig), sein verschwommen-ekstatisches Predigen des neuen Gottes (der nur für ihn, den Kurzsichtigen, „neu“ ist), erscheint uns bei allem Überschwang, den er verbraucht, als ein zweckloser Versuch, sich vor Gott überhaupt zu retten, den er immer wieder ungeheuer, weltenüberschattend vor und hinter sich, rings um sich aufragen sieht. Wie sollte es auch dem Hochmut des Individualisten, dem Stolz des in Gottlosigkeit Ragenden, möglich sein, sich zu beugen? Erbittert dozieren er etwa so: „Wendungen von Sternen, Blumen, Mond sind im Munde jehziger Dichter nur noch Redensarten. So verhält es sich mit Gott und was damit in Zusammenhang steht: feierliche Sentenzen aus vergangenen Zeitaltern, historischer Mummenscherz.“ Oder: „Es gibt mit Sicherheit nichts, was „Gott“ wäre. Eine üble und peinliche Anstrengung, Gott noch irgendwie unterzubringen . . .“ „Heraus mit der Leiche „Gott“, los von Gott.“ Man entsinnt sich, daß man schon sehr oft versucht, Gott totzuschlagen mit dem Schrei „Gott ist tot“. Triumphierender hat ihn nie einer ausgestoßen wie Nietzsche — um gleich darauf nach einen neuen Begriff für das Göttliche zu suchen. Dieser Prozeß muß sich bei jedem kleineren Geist wiederholen. Auch Döblin macht diesen Lustsprung, bei dem er sich um seine eigene Achse dreht und genau da wieder auf die Füße kommt, von wo er absprang. Ja, die Leiche Gottes ist also herausgeschleift. Gut. Aber Döblin sagt: „Dabei stehen wir auf der Straße herum, mit leeren Händen. Wie Vagabunden lauert man vor den Türen der Kirche, giftet hinter Prozessionen, lacht über Zeremonien verärgert.“ Ja, leider, „die Religionen sitzen ungehindert auf den ererbten Grundstücken, obwohl ihnen theoretisch kein Platz mehr in unserem Leben zukommt oder zukommen sollte“. Was ist da zu tun? Sie brauchen schon — diese Menschen der neuen Zeit — Kirche und Religion. Aber eine neue Kirche, eine neue Religion — ohne Gott und Zauberei. Ohne Gott? Mit nichts, sie wollen schon einen Gott haben, aber nicht den ewigen und allmächtigen Gott, sondern einen Gott, dessen man selbst ein möglichst sichtbarer Teil ist: die Menschheit. Den Schöpfer treibt man aus, das Geschaffene bleibt, statt des Ganzen der Teil, Religion wird erniedrigt zum Mittel, zur Vergesellschaftung.

Diesen Vorgang ist man in der Lage, vielfältig zu beobachten. So etwa in Thalhoff's Drama „Nicht weiter, o Herr“, worin man gegen das Kreuzifix tobt und es doch nicht vom Nacken abwerfen kann. Haß schäumt auf gegen die ewigen Augen Gottes, denen man nicht ausweichen kann.

Man sieht: Form ist nicht etwas, das so oder so ist, das man nach Belieben wählen kann, sondern, sofern das Gefühl, das nach Entladung ringt, echt ist, so wird Form Notwendigkeit, etwas Wesenhaftes, Natürliches, so seltsam, kraus und unnatürlich die Form dem Laienohre auch erscheinen mag.

Liebe, in der das eben gehörte Gedicht gipfelt, ist das Gefühl, das in allen Dichtungen unserer Tage am häufigsten und lautesten erklingt. In der Liebe zu

aller Kreatur wird der Sinn des Lebens erblickt, deshalb ist sie ein religiöses Gefühl, sie ersetzt geradezu bei denen, die eine feste Bindung an das Absolute nicht finden — oder: n o c h nicht finden — die Religion. Sie ist das Vorland der Religion, hinter dem die Hochgipfel des christlichen Bekenntnisses majestätisch und ruhevoll aufragen. In dieses Vorland brechen die jungen Dichter, die in den kalten Finsternissen einer materialistisch betonten Welt gefroren und gedarrt haben, extatisch ein, wie in das Gelobte Land. Uns, die wir von der sicheren Hochburg des Glaubens aus diesen Einbruch sehen, möge sich dabei immer die Erkenntnis einstellen, w o h e r diese jungen Dichter kommen und w e s h a l b ihre Ekstase so laut überschäumt. Das Gefühl der im Hungergebiet des Individualismus und Egoismus entkräfteten und erkälteten Dichter ist echt. Hoffen wir, daß dieses Gefühl sich eines Tages nach dem ewigen Urquell orientiert, der das Vorland des Glaubens bewässert und befruchtet.

Man kann nicht kalt dabeistehen, wenn Oscar Schürer ruft:

„O beugt euch allen Kämpfens geheimsten Willen,
Der euch umloct, seit solches Wüten tobt!
Ach — L i e b e n schreit ja alles verzückende Herz!
G o t t s c h m i e d e t v i e l e W a f f e n , e u c h z u e i n e n .
Heut ward ein Krieg sein Schwert! O seht den Glanz!
Beuget euch endlich! Werdet Menschen! Brüder!
Aus Not und Wunden schrei'n wir solch Gebet,
Wir Feinde, die ein weinend Grüßen tauschen,
Beladene wir des gleichen Brudersfluchs.“

Wie nahe der wahren Erkenntnis solche Menschen kommen, zeigt der Schluß eines anderen Gedichtes von Schürer:

„Bis in den Gründen laut wird der Schrei: E r b a r m e n !
Bis aus dem Schlagen der Glieder, dem Röcheln der Leiber bricht
K l a g e e r k a n n t e n G e r i c h t s !
Buße! O, Buße!
Sehet, wir neigen das Haupt unseren armen Geschicken,
O p f e r n u n d d u l d e n u n d w a r t e n d e s l ö s e n d e n
G o t t s ,
Nun uns aus Klagen und Gräbern bricht
Purpurn Gewölke versöhnend unendlicher Liebe,
Zu wölben seinen Dom!
„Die Seele suchend, hungernd und zerschunden
Erschaute ich die Welt. Die Sonne sank.
Am Himmel lag Jehova mit den roten Hunden
Und lachte, daß die Welt in Blut ertrank,“

singt Adolf von Haxfeld. Und weiter:

„Ich weiß, Gott, daß du auch Henker bist,
Der tausendmal und täglich Mörder ist.“

Gott grinst zur Not der Welt, er knallt mit der Peitsche, und wir ducken uns, wir begreifen ihn — und trotzdem:

„Wenn ich aus meines Daseins purpurnen Gefühlen
Den Schimmer schon der Todesstunde ahne,
Weil du, o Gott, den Durst an mir mußst fühlen,
Dann fahr' ich trotzdem auf dem Silberkähne,
Wie schöner Mond auf blauem Himmelsland.
Ausfahrt und Ende sind in deiner Hand.“

Sie kommen von ihm nicht los, wie sie sich auch winden, wie sie schäumen.
„Genug! Genug!“, schreit Paul Ader.

„Oh, ist ein Gott? — Und auch hier diese Not!
Immer wieder dieser immer wiederholte Tod!
Der Tod des Herzens und tiefster Betrug.
Und war das alles nicht genug?
Wozu denn? Erde! Taub und blind.
Welch ein Vater, Gott im Himmel zu deinem Kind!“

Mehr wie Mörder, nennt er Gott, irrer Irrenmörder, der alles totschlägt.

Und mitten in qualvoller Lästerung ein rührendes Zusammenlegen der Hände:

„Und hat dich Thomas nicht gespürt?
Nicht die Dirne, jetzt im Garten dich gerührt?
Und jener war doch ein Heiliger.
Und ich? Bin ich der Böse?
Ich bin doch ein Jammer und kein Hund!“

Es gibt heute kaum einen Dichter, der nicht irgendwie und irgendwann die höhere Bindung: Religion sucht. Es wird hier natürlich nicht von jenen Versemachern gesprochen, die heute dies, morgen jenes besingen, weil es sie reizt und weil doch schließlich Gedicht oder Dichtung überhaupt eine Ware ist, die man verkaufen kann, sondern von jenen Menschen ist allein die Rede, die ihr ganzes Wesen, bildlich geformt, auszukosten vermögen. Mag immerhin zuweilen Schaum statt Wesen hervorkommen — auch Schaum kann echt sein. Und wer nie als Jugendlicher den verlorenen Schrei, das gewaltsam gesteigerte Pathos, das Sichnichtgenugtunkönnen im Ausdruck gehabt hat, der ist auch nie so recht jung gewesen. Gott ist spürbar auch im Negativen. Und selbst da, wo aufschäumender, fäustereckender Promethidentroz (der zuweilen lächerlich sein mag — zum Weinen), da klammert sich irrtastende Kinderhand immer noch an Begriffen, Bildern: wie Engel, Dom, Altar, Tag der ewigen Anbetung, Jüngster Tag, Ewig-

keiten, Sündenfall, Schild des Glaubens, Schwert des Engels, Reich Gottes, Gebet, Jenseitsgärten, Reigen Gottes, Weltgericht, Heiligenschein, Kyrie, heilige Messe, Maria, Priester, Verkündigung, Opfer. Es ist, als grause man sich in der selbstgeschaffenen oder vorgestellten Leere, als hänge an jenen Begriffen und Werten noch so viel Tröstliches und still Leuchtendes, daß man sich nicht getraut, auch diese letzten Lichtlein noch auszutreten.

Heimkehrstimmungen dämmern auf. Der Mensch ist in die große, brausende und gefährliche Ferne gezogen, hat mit den Mächten der großen — entgotteten Welt gerungen, enttäuscht, zerschlagen hört er die Lockungen des Rinderlandes. Die erschütterte Menschenseele singt, wie etwa in Kurt Heynicks:

Heimkehr.

O leise Nacht verschollener Gesänge,
Da meine Seele noch der Stille Bruder war,
An Träumen hing,
Die aus dem sternberauschten Herzen flogen
Und weiße Kraniche bei Nacht,
Gewiegt von meiner Sehnsucht Wind
Gen blaue Rüsten zogen.
Dann schließ ich an der Brust der großen Städte traumlos ein,
Wer brach mich auf mit goldner Peitsche aus der Tiefe?
Ich lege meine Hände hin
Und weiß:
Nun wehen Monde wieder groß um meine Stirn,
Die Sterne rufen meinen Namen wieder hin in ihre blaue Tiefe,
Und aus den Wäldern taumelt der Gesang der Winde:
Komm!
Und ich fülle meine Seele wieder
Still mit Dämmernis und Nacht,
Einfach-süße Kinderlieder
Sind aus ihrem Grab erwacht.
Barsten auch der Liebe Säulen,
Gottes Lenz umblüht den Stein.
Lächle wieder, Menschenseele!
Komm! Wir wollen Liebe sein!

Hier stoßen wir auch auf das geheimnisvolle, von der Absicht unbeeinflussbare Werden der Form. In weitgeschwungenen, ruhelos sich bewegenden Rhythmen entläßt sich das Gefühl zunächst, der Ozean wogt. Dann aber, mit der Beruhigung und Klärung des Gefühls, wird der Rhythmus einfach, liedhaft: „Und ich fülle meine Seele wieder. . . .“

Der Weg ins Leben

Novelle von Dr. Lilla Lindner

Da er dieses schrieb, erfüllte ihn die ganze Lust und Kraft, das rätselvolle Lächeln und aller sinnfällige Schmerz der Einsamkeit. Erinnerung, Erinnerung!

„Du sollst mich nie vergessen!“

Mächtig bewegte ihm der Klang dieser Worte das Herz.

Sie sprachen sie so oft, da sie froh und selig selbender schritten.

Nach der reichsten Erfüllung eines Sommers gaben sie sich die Hände.

Zum letzten Mal und noch einmal.

Dann warf der Frühherbst die ersten welken Blätter von den Baumtronen ihrer alten, lieben, fränkischen Heimat.

Der Gedanke des Abschieds stimmte sie nicht mehr traurig, denn wie eine Kraftquelle durchtränkte sie schon die Hoffnung auf ihr nächstes Wiedersehen.

Inzwischen war es Herbst geworden.

Nun lebten sie beide, räumlich getrennt, von dieser Stimmung der Natur und des Lebens, die jeder Mensch in Höhepunkten des Glückes erproben muß. Rückschauend dünkte ihnen der Tag der Trennung wüst und fern. Gleichwohl reichten sie sich stündlich die Hände, beseelt von der Sehnsucht und dem Willen, glücklich zu sein.

Von allem, was geschehen war, hatten sie eine unendlich schöne Erinnerung.

Jede sterbende Dolde klagte es dem lieben Gott, daß sie einst schön und glücklich war.

Wer liebte nicht solchen Herbst, voll Traum und Angst und Blumentod!

Von aller Jugend auf beseelte er sie beide. Von Kindheit an bewachten sie mit feindseliger Energie sein unsagbares Schmerzgefühl, sein selig-unseliges Leid, seine herzklöpfende Resignation, seine lebenspendende Totenerinnerung. Noch wußten beide, daß sie dem Herbst wie keinem Frühling aus innerem Antrieb all ihre Lust und Neigungen schenkten.

Inzwischen reihte sich Jahr an Jahr und Tag an Tag ihrer Jugendzeit.

Da sahen sie sich zum ersten, zweiten und dritten Male.

Da hatten sie sich tiefer und tiefer kennengelernt. Mit ihrem Wesen erfüllte sie ihn, und gemeinsam brachten sie sich manche Erkenntnis des Geistes in Demut und Ergriffenheit. Unter der unsichtbaren Berührung ihrer Hände fühlten sie den Auftrieb, das starke Blut und die Kraft zu neuen Zielen des Lebens. Die zugreifenden Arme Gottes schoben sie auf eine neue Bahn.

Er war ein Geistiger und sie ein Weib, eine Träumerin. Wohin er sah, erblühte ihm der Lenz und gab ihm neue Worte, Bilder und Träume ins Herz. Sein Himmel war blau und seine Nacht voll Sterne.

Das ward durch sie vollbracht in dem Augenblick, wo sie beide in Stunden der Demut und des Heiligen Geistes das Wesen ihrer Liebe erkannten.

Eines Unmaßes von Entsagung, eines dornigen Aufstieges, des Opfers einer menschlichen Jugend beinahe bedurfte es, damit ihm Gott bewies, daß sie — und keine andere — die Gütige, die Makellose, die Jungfrau aller Frauen seiner Sehnsucht war.

Durch eine rasche Begegnung, durch eine blutwarme Freundschaft mit all ihren Hoffnungen und Erschütterungen, erkämpften sie sich den Weg zu diesem Anfang der Liebe und des Lebens. Nun fühlten sie alles Geschehene wie fernes Schicksal, Gesang der Nacht und Erinnerung.

Jahrzehnte durften sie sich gemeinsam nach demselben Ziele sehnen, ohne es zu erreichen, weil die Opfer für das Glück einer solchen Erfüllung vor den prüfenden Augen Gottes ungenügend waren. Mit erneuter Demut hieß man sie kämpfen und leiden, entsagen bis zur Nichtigkeit, treu sein und bluten, bis die letzte Sehnsucht gekreuzigt war. So durften sie hoffen, im Mittag des Lebens und der Kraft ein Schicksal zu erfüllen und zu erkennen, daß dieses Schicksal ihre Freundschaft war. Im Glauben daran bestärkten sie die Offenbarungen ihrer Seelen, von denen sie wußten, daß sie trotz ihrer Zartheit unzerbrechlich waren.

Eine Fülle tiefer Treue, eine Fundgrube des Lebens und der Liebe ward ihnen gemeinsam ihr jugendliches Herz. Selbst die Erkenntnis vieler Dinge, von denen sie niemals sprachen, weil sie in entscheidenden Augenblicken nie der Sprache bedurften, gewannen sie durch den seelischen Verkehr miteinander, ein Verkehr, der in seiner schlichten Demut und Offenherzigkeit die stärkste Probe ihrer zielstrebenden Sehnsucht wurde. Schweigend erkannten sie beim ersten Kusse, daß, wie sie ihm selbst sagte, der liebe Gott in ihrer Mitte war.

Da er ihr einst erzählte, wieviele Menschen in seiner Hand erstarrten, während sie sich um sein dämonisches Herz bewarben, hätte sie ihn in aller Stille herzlos schelten können. Sie tat es aber nicht, denn schon fühlte sie, daß all seine Liebe und Freundschaft ihr gehörte, daß die heilige und schrankenlose Wut seiner Liebe jeden zermalmte, der ihm die Neigung zu ihr erschwerte.

So schufen sie aus tiefstem Ursprung und ohne allen Zwang die Fundamente ihrer Freundschaft, die Basis ihrer Liebe.

So wuchsen, gediehen, wurden sie.

So fiel es ihnen auch nicht schwer, an Dinge zu glauben, die die Welt um sie mit öden Zweifeln und schnöder Verleumdung bedeckte: Die Lauterkeit der Liebe und die Erhabenheit der Ehe.

Gemeinsam hatten sie bis in die tiefste Reife der Jugend ihrer Pflicht und Arbeit gelebt. Das Wesen der veräußerlichten Welt, die Umtriebe des Böbels und der verfeinerten Gesellschaft waren ihnen nicht unbekannt, sie rissen vom unheimlichen Antlitz „Leben“ beherzt die Maske und schufen sich ein Ziel und Ruhepunkt in der Einsamkeit.

So waren sie beide Einsiedler geworden.

Mit tausend Redensarten von Freundschaft und Liebe biederte die Welt sich an, aber sie hatten tausend Reserven und fühlten sich glücklich, entsagen zu dürfen, eine Wendung, die die immer tiefer schürfende Erkenntnis des wahren Wesens aller Dinge zur Reife brachte. Indem sie sich nach Möglichkeit in schöner Abseife der Mitwelt verbargen, gerieten sie immer sicherer auf dem Weg in die eigene Tiefe. Indem sie sich selbst formten, erfüllte sie der große Wille aller wahrhaften Erzieher der Menschheit.

In der zunehmenden Erkenntnis ihres Wesens schmückte er sie mit innigem, vielholden Rosenamen.

Eine „Heilige“ nannte er sie.

Da war sie glücklich, und in aller Demut des Weibes genoß sie den Klang dieses schönen Wortes.

Sie fühlte aber auch, wie sie mit der Macht ihres seelischen Wertes seinem Wesen eine neue, nie geahnte Richtung gab.

Sie erinnerten sich.

Die Fülle ihrer Gestalt, die beinahe herbe Geste ihrer Haltung, ihr unergründlich zartes, fast feindseliges Lächeln, ihr Auge und ihr schlichtes Dasein, ihr ganzes Wesen ließ ihn erkennen, daß sie für den Preis ihrer Neigung von der höchsten Bedingung des Mannes erfüllt war.

Mit unsagbarer Leuchtkraft überkam sie sein Inneres bei der ersten Begegnung. Zusehens fühlte sie, wie sie von ihm Besitz ergriff, wie seine alten Träume brachen und neue auferstanden, wie sie mit der Unruhe eines kommenden Glückes die Schaffenslust seines Geistes erhöhte.

Zum Kinde ward er vor ihr, nichts Fertiges, nichts Vorbildliches, im Werden begriffen und unberechenbar. Gleichwohl pries sie sein Herz und seines Geistes Arbeit und Wissenschaft. In Worten und Gedanken hatten sie sich gefunden, wiewohl ihm ihre „Probe des Schweigens“ — jene göttlichste Reserve des Weibes — noch manche Träne erpreßte.

In erschütternden Geständnissen an ein junges Weib hatte er seinen Liebesfrühling vor sie hingeblickt. Es war ihr gemeinsames Schicksal, Gottes Wille und menschlicher Plan zugleich, daß er ihr diese Geständnisse schrieb, noch ehe er sie kannte und ihren Namen wußte. Die zitternde Qual und Angst, die stolzen Erhebungen und geheimnisvollen Visionen seiner Seele erfüllten sie schon damals mit dem Vorzeichen eines Schicksals, dem sie nicht mehr entinnen konnte.

So erlebte sie an sich jenes wunderbare Ereignis, jene Mensch- und Geistwerdung der Liebe, die unter unzähligen Menschen wenigen beschieden ist. Mit einem Male war es ihr klar, daß er sie liebte von Anbeginn, daß er ihr Bild im Herzen trug, daß er sie Tag und Nacht in Anspruch nahm, daß er jeden Zug des Lebens aus der überreichen Quelle ihres Wesens schöpfte.

Einige Zeit verging.

Tiefer Stille und Einsamkeit überließ er sich. Vor die große Probe des Schweigens stellte er sie. Mit dem Schmerz einer ungeheuren Abzuse und Entbehrung kreuzigte er sie.

Da gab ihr Gott die Lust, die Stunden zu zählen, bis sie sich wiedersehen. Zu schönen Spaziergängen schenkte sie ihm dann all ihre Heimat. Gemeinsam genossen sie Berg und Thal, Gesang der Vögel, Wald und Himmelsluft. In engstem Verkehr mit der Natur und ihren ewig geheimnisvollen, wunderbaren Offenbarungen erfüllte sich das Ursprüngliche und Seelische ihrer Freundschaft tausendmal. In schönen Reden formten sich die Bekenntnisse der erwachenden Liebe und Anhänglichkeit. Die wichtigsten Dinge bekamen durch ihre Worte Gestalt und Inhalt, und wenn sie ihm auch manchmal durch Schweigen die tiefste weibliche Macht ihres Gemütes zu spüren gab, so ward er doch ganz erfüllt von der wunderbaren Diagnose ihrer Augen.

Was für viele eine Episode, für andere ein beseeligendes Ereignis von kurzer Dauer war, das ward für sie Problem. Ihre Gespräche glichen einem Gesang vom Leben mit einer inbrünstigen Sehnsucht nach dem unendlich Guten und Schönen. Hoch standen sie, den Aufstieg beginnend, über einer gedankenlos genießenden, strauchelnden und sich wieder erhebenden Jugend. Je mehr sie sich in das Glück des Sichfindens und des Verstehens hineingelebt hatten, um so mächtiger wuchs das Verlangen in ihnen, und der Himmel gab ihnen die Sehnsucht nach dauerndem Glück. Einzig und allein in der Tiefe des Begriffes Harmonie glaubten sie das Glück finden zu müssen.

Schweigend reichten sie sich dann manchmal die Hände.

Ihre Stille war oft ängstlich, ja erschütternd, und sie selbst schuf ihm Augenblicke, in denen ihm beinahe die letzte Kraft der Hoffnung versiegte.

Doch je mehr die Worte in die Tiefe schürften und je größer die Anforderungen an die Herzen wurden, um so stärker wurde die Schwingung, die sie in den Mittelpunkt ihrer Liebe riß. Die eherne Konsequenz ihrer Leidenschaft, das starke Mißtrauen, das seine gleichwohl frohsinnige Seele der Umwelt entgegenbrachte, kam selbst in der großen Liebe zu ihr nicht ganz zum Schweigen. Die schweren Stunden, in denen er sich fragte, ob sie ihm nicht auch einst Enttäuschungen bringen werde, kämpfte er siegreich nieder.

Gleichwohl ließ sie durch manches Wort, durch manche Ausdrucksform in ihren Briefen, durch manchen weiblichen Zug, der sich an der Oberfläche bewegte, das Herz ihres Freundes stürmisch branden. Indessen dienten auch diese kleinen Hemmnisse, die immer nur von außen kamen, dazu, früher als sonst in allen Dingen die gemeinsame Linie des Geistig-Seelischen zu gewinnen.

Sie verlangten mehr von der Liebe, als die bloß physische Differenzierung von Mann und Weib im Leben. Sie konnten sich nie damit abfinden, nur das Herz sprechen zu lassen und im zerbrechlichen Gut ihrer Körper den Gegenstand ihrer

letzten Verehrung und zärtlichen Neigung zu sehen. Sie suchten in sich den Typ des Menschlichen überhaupt, die Freundschaft in des Wortes höchster Bedeutung.

So hofften sie, dazu ausersehen zu sein, gemeinsam ineinander aufzugehen, in der harmonischen Eintracht von Seele zu Seele zur Schöpfung eines Wesens berufen, wissend von der Musik und dem Rhythmus, den Gott von Anbeginn ins kleinste Lebewesen legte.

Was bedeutete ihnen, mit tausend Nichtstuern verglichen, mancher Tag, manche Stunde, mancher Augenblick! Wie klangen ihre Bekenntnisse stark und zuversichtlich, ernst und vertrauensvoll, wie erfüllte sie mit Quellen des Trostes und der Kraft die wunderbare Schöpfung ihrer Liebe!

Wie öffneten sie Herz und Geist allem, was sie für schön und gut erkannten! Besaßen sie nicht die Schlüssel zu allem, was in ihr Inneres führte? Ergab es sich nicht von selbst, daß sie immer tiefere Blicke in ihr seelisches Leben tauchten?

Und wo sie nur etwas zu entdecken glaubten, das nicht ganz auf der Höhe ihrer Forderungen stand, quälte es sie nicht so lange, bis es in vollem Einverständnis zueinander geläutert war?

Erblühten sie nicht in der Freude, immer von neuem den geheimen Gedanken und intimen Gesprächen zu lauschen, bis er in ihren Augen erkannte, daß sie lächelnd das Leben und die Träume in Einklang brachte?

Die Erörterung über die Form, die ihnen in der Gesellschaft der Menschen eine Stellung gab, hat sie kaum beschäftigt. So mächtig waren sie sich bewußt, daß sich schon damals ihr Leben ganz um die letzte Beziehung ihrer seltenen Liebe und Freundschaft drehte.

Nun hatte sich auch dieses erfüllt, und unvergleichlich begingen sie den Tag, wo sie das Wort zum äußeren Bündnis fanden. Noch eine Weile bedrückte sie jener Lebensabschnitt, den der liebe Gott nach einem alten Worte mit Wundern und mit Träumen bis zum Rande füllte. Liebe, selbstlose Liebe, unverbrüchliche Treue und Wahrheit gab ihnen die Kraft und die Lust für jeden Zukunftsplan. Mit Blumen aller Art, mit allen Farben und Wohlgerüchen des Gartens ward ihnen dieser Tag geschmückt.

Schweigend reichte er ihrem Munde Ruß und Wein.

Zahllos waren die Beweise mitempfindender Freude bis in die letzte Peripherie ihrer Freunde und Blutsverwandten. Und doch erfüllte sich nach Gottes Plan ein Traum an ihnen, der ihren Tagen fremd geworden war. Traten zwei Menschen ins Leben, die die höchsten Anforderungen an sich und ihre Liebe stellten, und denen es darum zu tun war, allem aus dem Wege zu gehen, was ihrem Leben eine nüchterne, alltägliche Note geben konnte. Eine Spanne Zeit, die reich war an seelischer Arbeit und Hingebung, geprüft von der Konsequenz dämonischer Energien, aber auch begnadet von der Fülle himmlischer Demut und Daseinslust.

So krönte Gott selbst ihr reines Streben und hob ihre Seelen über das Gefängnis der Körper in eine Sphäre des Denkens und Anschauens, die mehr göttlich als irdisch war.

Sie fühlte weit voraus, indem sie sprach, daß sie zusammen all ihr Glück der unendlichen Nähe Gottes dankten.

Und wieder kam ein Abschiedstag. Gleichwohl lebten sie gemeinsam, reichten Tag an Tag und Glück an Glück. Nur scheinbar war die Trennung, die sie noch auseinanderhielt, keine Kluft, sondern ein Zwischenraum, der sie die Güte und Reinheit ihrer zielstrebenden Neigung erst voll erkennen ließ.

Wiewohl sie manchmal klagte, daß er dem schönen Bereich ihrer Häuslichkeit entrückt war, wiewohl auch er die unterdrückte Sehnsucht nach ihr nicht immer bändigen konnte, so fühlten sie doch gemeinsam, daß es keinen Stillstand gab und kein Nachlassen der Fähigkeit, ineinander einzudringen, sich anzupassen und Helfer zu sein. So fühlten sie auch, daß ihr Besitzergreifen von Seele zu Seele unhemmbar war.

Da er dieses schrieb, war er erfüllt von allen geheimnisvollen Kräften ihres Lebensmutes. Unendlich war die Aufgabe, die Gott hier durch ein Weib am Manne erfüllen ließ. Der Alltag, die unheiligen Hände der Welt, berührten sie nicht. Die kostbare, in den Augen der Welt zerbrechliche Schönheit ihrer Neigung war nicht für die vielen. Sie galt nur ihnen und jenen, die im Reiche der Seele voll Frohsinn und Entfagung wurzelten.

In aller Stille und mit demütigen Briefen bat er sie, mutig zu sein, um sieben weiße Engel flehte er täglich zu Gott für sie. Sie sollten sie schirmen, wie einst, als sie über allen purpurnen Neigungen der Jugend eine Heilige und Makellose geblieben war.

Von Anfang an war er der Ründer ihrer Reinheit und Schönheit.

Er wollte es immer sein.

In dieser Erkenntnis nahm sie ihn einst errötend an ihr Herz.

Es war eine heilige Stunde.

Dann gab er ihr jedes Opfer, das sie von seiner Liebe verlangte.

Jedes Wort, das er sprach, war ein Gebet vor ihr.

Zum heiligen Hügel ihrer toten Eltern führte sie ihn. O, unvergeßlicher Tag. Aus der Scholle eines geliebten Grabes blühte ihr erster, größter, seligster Liebestraum.

Aus innerstem Antrieb Gottes und der Seele folgte sie ihm — folgte er ihr.

Und beide ahnten, daß der Weg ins Leben ging . . .



Mutter-Lieder

Von Ilse Franke-Dehl

Vor sieben Jahren wuchs das Kreuz im Grund.
Nun ist der winzige Hügel eingesunken.
Seit jener Zeit hat sich mein durstiger Mund
Aus zwei Goldbechern Glück und Leid getrunken.
Ach, Glück und Leid, süß-bitter, heilige Flut!
Und du, mein Sohn, ruhst still im kleinen Grabe . . .
Ich denk' an dich und seh, was ich noch habe:
Kampfschweres Leidglück, und es war sehr gut.

*

O schwerer Kampf mit unfrem wilden Knaben,
Der zäh und trotzig um ein Thronlein ringt.
Er will die Welt mit allen Wundern haben,
Mit wirren Wünschen, die er nicht bezwingt.
O feinste Kunst, die wilde Kraft zu leiten,
Nichts zu zerbrechen mit der Strenge Last!
Dann, junges Ich, darfst du die Flügel breiten,
Wenn du in dir den Grund gefunden hast.

*

Du blonde Reinbild, süße, kleine Frau!
Noch nicht zwei Jahre zählt die emsige Biene.
Sie sorgt und schafft mit wichtig ernster Miene,
Sanft starkes Licht im klaren Augenblau.
Und tapfer ist sie, daß sie selten schreit,
Wenn sie bei Lauf und Spiel sich wehe tut.
Doch alles Bösein schafft dem Herzlein Leid.
Mein Sonnenkind, o bleib so fein und gut!

Das Kindlein Fromut träumt in weißen Rissen,
Von weiß und grünen Schleiern überronnen.
Aus Märchenaugen staunt noch Himmelswissen,
Verblaßtes Licht von heiligen Liebesonnen.
Sein Lächeln streichelt mir die Seele lind,
Wie es die liebste Erdenhand nicht konnte.
Voll Demut knie ich vor dir, Fromutkind,
Das mir die tieffste Schicksalsnacht durchsonnte.

*

Ich lebe ganz in holder Gegenwart.
Die Zukunft liegt vor mir als Nebelland.
Mein Weg und Wandern waren heiß und hart;
Von Staub und Wunden hat mein Fuß gebrannt.
Nun schläft mein Wünschen in den Kindern ein.
Sie wachsen und erkämpfen sich die Zeit.
Ich bin ihr Tor und bin nun nicht mehr mein.
Erfüllter Erntetag schenkt Ewigkeit.

*

Und wie nun meine Kinder größer werden,
Wacht manches auf, was ich schon tot geglaubt.
Aus eignen fernen Himmeln, Höllen, Erden
Blickt meine Jugend, sehnend und bestaubt.
Und eine Angst fällt meine Seele an,
Und sie erbebt in sorgendem Verstehen.
Ich will euch helfen, Kinder, wie ich kann,
Die eignen falschen Wege nicht zu gehen.

*

Die neuere katholische Belletristik in Ungarn

Von Dr. Jolt von Alszegeh, Budapest

Die katholische Belletristik ist in Ungarn durchaus nicht so umfangreich, wie der Fremde, der sich dafür interessiert, wohl annehmen möchte. Trotzdem schon die ältesten Legenden dieses Land als das Reich der Gottesmutter nennen, trotzdem alle ausländischen Geschichtswerke das „luterani comburantur“ erwähnen und die Klagen der auf die Galeeren geschleppten Prädikanten schildern, hat diese Nation — wenigstens nach den Behauptungen der in Gebrauch befindlichen Literaturgeschichtlichen Handbücher — eher eine protestantische als katholische Literatur hervorgebracht. Und wenn auch dieser Behauptung durchaus nicht volle Berechtigung zugesprochen werden kann, müssen wir doch eingestehen, daß wir den Anforderungen unseres katholischen Gewissens nicht Genüge geleistet haben, wenn wir die Vergangenheit unserer Literatur beleuchten, oder ihre Gegenwart einer Beurteilung unterziehen.

Die Vergangenheit hat uns eine Menge Namen und Werke hinterlassen, ohne daß jemand auf deren Bedeutung auch nur hingewiesen hätte; so die reichhaltige Mariendichtung von Martin Ropcsányi (1631), die interessante Liedersammlung der Patres von Gyulaférvár: „Lelkiparadiesom“ (Seelenparadies), 1700, usw. Den lauten Klagen über die Mißbräuche der katholischen Zensur wurde niemals das Bührenverbot eines Damianus, Timon oder Martin Biró, zur Zeit Maria Theresias, entgegengestellt, und es wurde auch nicht ein einziger nennenswerter Versuch gemacht, einen Überblick der Entwicklung der katholischen Literatur zu bieten.

Die Ursache des Übels liegt darin, daß sich die katholische Literatur immer nur in ihrer Gegenüberstellung zur protestantischen Literatur entwickelte. Nur die Namen jener alten katholischen Schriftsteller entgingen der Vergessenheit, die mit den neuen Kirchen im Kampfe lagen; und selbst das ganz von katholischem Geiste durchdrungene Werk Nikolaus Zrínyi's: *Obsidio Sigethiana* (1651), das erste klassische Epos Ungarns, würde ohne diesen polemischen Einschlag kaum als katholisches Kunstwerk in unserem Bewußtsein leben. Nur in dieser polemischen Gegenüberstellung erblickte das katholische Publikum Ungarns das Kriterium katholischer Differenzierung. Was sonst noch in katholischem Geiste geschrieben wurde, war ausgesprochen religiöse Poesie, Kirchen- und Kanzeldichtung.

Lange Zeit hindurch war das ungarische Publikum sich über das eigentliche Wesen katholischer Literatur nicht im klaren; es begriff die Bedeutsamkeit der Weltanschauung nicht. Auch dies hat seine besonderen Gründe. Erst in neuester Zeit ist das ungarische Lesepublikum zur Erkenntnis der tief bedeutsamen Zusammenhänge zwischen Weltanschauung und Literatur erwacht. Zusage des eigenartigen Verhältnisses des Landes zur Habsburg-Monarchie war die Literatur in Ungarn ein nationaler Faktor. Jahrhunderte hindurch bildete sie den nationalen Damm, an dem alle Germanisierungsversuche scheiterten. Keine ausländische Kunstströmung konnte hier Wurzel fassen, ohne sich alsbald in den Dienst des nationalen Gedankens zu stellen; so wurde die humanistische Lyrik, die in den Werken Valentin Balassas ihren Triumph feierte, die Vorläuferin der klagenden Gefänge der Kruzienkriege (zu Beginn des 18. Jahrhunderts); so entsprang dem Sentimentalismus die Idealgestalt, die der Piarist Andreas Dugonies zu Ende des 18. Jahrhunderts in seinem Romane „Egy eredeti

magyar léány" (ein Mädchen aus ungarischem Stamm) zeichnet. Die politische Tendenz gab dem ungarischen Romantizismus eine eigenartige Färbung, überall herrschte das Politicum vor.

Die zweite Ursache lag darin, daß die katholische Kirche zu ausschließlich Priesterkirche war; eine richtige Belletristik ist aber aus nur priesterlicher Feder nicht recht möglich. Der ungarische Klerus hütete eifersüchtig die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten; den Laien blieb in der Kirche nur die Musik, das Amt des Ministranten und des Glöckners übrig. Eben deshalb fühlten die Laien außerhalb des Gotteshauses kaum den Zusammenhang mit ihrer Kirche; dort waren sie viel mehr durch das Politicum in Anspruch genommen als durch das Catholicum. Dies erklärt die begeisterte Zustimmung, mit welcher die Laienwelt die Religions-Union des Benediktiners Gygimics begrüßte; dies läßt es begreiflich finden, daß die katholischen Priester sich im Jahre 1792 in ungarische Nationaltracht zu kleiden begannen. Nicht das Catholicum siegte, sondern das Politicum fesselte auch die Priesterschaft an sich.

Das Erwachen des Selbstbewußtseins erfolgte gleichzeitig mit den Autonomiebestrebungen. Leider zog auch hier übertriebene Zurückhaltung nur zu bald die Schranke, durch welche die wertvolleren katholischen Elemente, so auch Franz Deák, abgestoßen wurden. Immerhin blieb die Fühlung zwischen Klerus und Laienwelt bestehen. Das Politicum hörte langsam auf, Lebensbedingung zu sein. Der Ausgleich des Jahres 67 brachte, wenn auch nicht vollständig, doch einigermaßen Beruhigung. Die neuen Kunstströmungen, die seither in Europa die Geister in Bewegung setzten, konnten sich nun auch bei uns frei entwickeln. In diesen Kunstströmungen herrscht immer mehr und immer offener der Liberalismus vor. Er fand bei uns einen wohl vorbereiteten Boden. Die mit den nationalen Bestrebungen Hand in Hand gehenden Freiheitsideen hatten die Herzen gepflügt, und die Propheten Jungdeutschlands den Samen hineingelegt; der Liberalismus brauchte die Saat nur reifen zu lassen. Leider begriff der ungarische Klerus auch erst damals den Zusammenhang von Literatur und Weltanschauung, und beeilte sich, die Sturmglode zu läuten. Von dem unerschütterlichen Kampfesmut des gegen den Josephinismus streitenden Leo Sais belebt (18. Jahrh.), begann er, die weltliche Literatur des katholischen Ungarns zu begründen. Es war höchste Zeit; die kirchenpolitischen Kämpfe der 90er Jahre im ungarischen Parlament zeigten nur zu klar, in welchem Maße der auch in belletristischer Verkleidung einherschreitende Liberalismus bereits erstarkt war, welche mächtige Waffe der Katholizismus seinen Gegnern überlassen hatte, indem er die Belletristik vernachlässigte.

Das Auftreten des Naturalismus diente den anfänglichen Versuchen zur Förderung der ungarischen katholischen Prosadichtung. Es hieß, den Kultus des Häßlichen zu bekämpfen, der Verherrlichung der Sünde ein Gegengewicht zu bieten. Der Naturalismus appellierte an das Leben, und das Leben selbst legte Zeugnis dafür ab, daß die wahre Gerechtigkeit hier auf Erden nicht zu finden sei. Gibt es wohl einen Menschen, der nie den Triumph des Bösen gesehen und den Untergang des Guten beklagt hätte? Der Katholizismus aber stellt der irdischen Gerechtigkeit die himmlische, dem Urteilspruch des Richters das göttliche Urteil entgegen. In der Auffassung der Gerechtigkeit stießen die beiden Weltanschauungen aneinander. Der Naturalismus sah mit den Augen des Leibes, der Glaube horchte den Worten der Verheißung. Der Naturalismus

schlug nieder, die Religion erhob. Das Lesepublikum setzte dem Naturalismus keine literarischen Prinzipien entgegen, sondern den Glauben. So mußte die Literatur, die sich dem Naturalismus entgegenstellen sollte, naturgemäß im religiösen Denken fußen. Wie der Naturalismus die materialistische Weltanschauung, so hob sein Gegner die religiöse Auffassung auf den Schild. Der naturalistischen Wirklichkeit steht die ideale gegenüber; diese aber kann sich nur auf eines stützen: auf die Lehre von der göttlichen Vorsehung.

Nun ist es nur der Katholizismus, in welchem die Lehre der göttlichen Vorsehung wirklich ausgebildet erscheint; so wird die katholische Weltanschauung zum differenzierenden Faktor der ungarischen Literatur. Der Begriff der katholischen Dichtung geht nun auch in die Prosaliteratur über. Der Glaube an die göttliche Vorsehung wird zum leitenden literarischen Prinzip.

Von nun an ist die katholische Literatur nicht mehr das ausschließliche Erzeugnis geistlicher Schriftsteller, sondern wird zum Sammelnamen für alles, was dem Glauben an die Vorsehung, der spezifisch katholischen Weltanschauung Ausdruck gibt. Sie fordert nicht unbedingt Idealisierung, schließt aber eine vollständig pessimistische, keinerlei Trost bietende Schilderung des Lebens aus. In ihrem Sinne kann der Weltschmerz nicht das Ziel der Kunst sein: sie soll erheben, beruhigen. Der Künstler soll nicht in Teilwahrheiten stecken bleiben, sondern weiter blicken. Sein Auge soll durch die Wolken dringen, der Sonne entgegen.

Diesem Ziele strebt die Romanliteratur auf drei Wegen entgegen. Sie schildert entweder in realen, aus dem Leben gegriffenen Bildern den Triumph der Wahrheit, oder sie bietet eine idealisierte, verschönerte Darstellung des Lebens, und schließlich in ausdrücklicher, bewusster Betonung des Glaubens an die Vorsehung. Diese drei Wege sind gleicherweise schlüpfrig und schwer zu gehen; die Schwierigkeit, dem Leser das Dargebotene glaubwürdig zu machen, ist bei allen drei gleich groß. Am geringsten vielleicht, wenn die Sünde die verdiente Strafe empfängt, desto größer aber, wenn das Gute zur Verherrlichung gelangen soll. Die Wahl des Stoffes wird durch das angestrebte Ziel in zweifacher Weise bestimmt: Der Kampf der Guten findet seinen Lohn, die Bösen werden beschämt.

Da dieser Ausgleich der Gerechtigkeit sich jedoch meistens erst im Laufe der Jahre abspielt, bietet das literarische Verarbeiten der historischen Vergangenheit mehr Wahrscheinlichkeitsgehalt, als Schilderungen aus der Gegenwart. Dies erklärt, warum die katholische Literatur Ungarns mehr Wertvolles auf dem Gebiete des historischen Romanes als des Gesellschaftsromanes geleistet hat. Besonders zwei Namen sind hier hervorzuheben: Crescenz Dedek und Georg Tarczai. Letzterer ist nicht nur Belletrist, sondern auch ein gelehrter Kunstgeschichtsforscher, und dies gibt seinen Romanen ihre besondere Färbung. Mit Vorliebe schildert er das Leben der alten ungarischen Künstler und Kunsthandwerker und verewigt in mehreren großartigen Zeitbildern die blühendste Kunstperiode der ungarischen Vergangenheit, die ungarisch-italienische Renaissance. In sorgfältiger Kleinmalerei läßt er in seinen Büchern das alte ungarische Kunstleben wieder erstehen, jene Zeit, als das Kunstgewerbe noch in den Händen der Künstler lag. Mit der wissenschaftlichen Genauigkeit des Geschichtsforschers entfaltet er im Rahmen irgend einer altertümlichen Festlichkeit vor den Augen des Lesers charakteristische Szenen aus der Vergangenheit, wobei seine Kunstgeschicht-

lichen Forschungen dazu dienen müssen, die Glaubwürdigkeit des Erzählten zu erhöhen. Er schildert nicht nur wirklich Geschehenes; durch die noch vorhandenen Denkmäler aus jener Zeit beweist er die Wahrheit des Erzählten. Indes die sorgfältige Übereinstimmung der äußeren Umstände mit den hervorstechendsten Momenten aus dem Leben des Helden die historische Wahrheit verstärkt, ergibt sich eben dadurch eine größere Bewegungsfreiheit bei der Ausfüllung der Lücken, wobei dann die katholische Auffassung in einer allen Zweifel ausschließenden Weise zum Ausdruck gelangen kann. (Masolino, *Vitus mester alma* -- Meister Vitus Traum --, 5 Novellen.)

Auf dem Wege der religiösen Betrachtung findet Crescenz Dedek den Stoff seines Romanes (*Tu me sequere*), wobei er mit seinem Takt die Memoiren eines Konvertiten und das reichhaltige Material, das ein gewissenhafter Gelehrter zu deren Wiederbelebung anhäufte, zur Erzählung verwebt. Hier spielt bereits die Ruhe katholischen Lebens ihre Rolle unter den Faktoren, die in der Befehrung einer protestantischen Seele mitwirken, und damit geht er von den Schilderungen der Kämpfe zwischen Tugend und Laster auf ein zweites Gebiet über, die Beschreibung der katholischen Vergangenheit.

Hier nun ist es Géza Gárdonyi, der sich mit seinem gewaltigen Roman „*Az Isten rabjai*“ (Die Sklaven Gottes) nicht nur in der ungarischen, sondern in der Weltliteratur einen Namen gemacht hat. Gárdonyi läßt, wie in dem eigenen Talent, so auch in den Gestalten seines Romanes die Urkraft des ungarischen Volkes wieder aufleben, und verleiht dadurch seinen Helden ihre mit suggestiver Kraft wirkende Lebenswahrheit. Er weiß nicht nur die Gestalt der heiligen Nonne Margareta, der Tochter König Bélás aus dem Hause Arpád vor unsere Blicke zu zaubern, sondern selbst den herzerquickenden Duft wiederzugeben, der von dieser reinen Seele ausgeht. In künstlerischer Beziehung steht er über Dedek und Tarczai, obzwar gerade dieser in seiner, warmen Glauben atmenden Bearbeitung der Legende von der Königstochter Margareta eines der beliebtesten Werke der katholischen Prosadichtung geschaffen hat.

Der reiche Kranz der Mirakeldichtung, darunter Gárdonyi's „*Tengerjárók s allaga*“ (Der Stern der Meerfahrer), Tarczai's Ungarisches Legendenbuch, leitete zur Schilderung des wirklichen, gegenwärtigen Lebens hinüber. Auf diesem Gebiete ist die Produktion außerordentlich reich. Den ersten namhaften Erfolg erntete „*Márta naplója*“ (Martha's Tagebuch). In diesem Buche wird eine feine weibliche Seele den schmalen Steg geführt, der für das Mädchenleben so viele Gefahren birgt. Die Liebe einer reinen Frauenseele ist das Problem, das den Schriftstellern den Stoff für ihre Gestaltungen bietet. (So dem fruchtbaren Johann Sziklay, dem nach Vertiefung strebenden Karl Kovács.) Manche untersuchen die seelischen Konflikte der gemischten Ehe, andere wieder zeichnen das Leben einer bestimmten Gesellschaftsklasse (wie Kaspar Bodnar das Leben der Handwerker), wieder andere stellen den Häßlichkeiten des Naturalismus das Bild eines reinen Lebens entgegen (Julius Városv). Keiner jedoch bietet ein so vollständiges Lebensbild, wie es die Feder Joseph Andors hervorgebracht hat. Andor ist der moderne Poet der ungarischen katholischen Belletristik; mit starkem Gefühl für die Entwicklung der Kunst begabt, beobachtet er die Veränderungen, die der Geschmack des Publikums durchmacht. Seine edle Persönlichkeit verband ihm sämtliche katholische Schriftsteller seiner Zeit zu Freunden und begründete die in künstlerischer Beziehung vollendetste Zeitschrift des ungarischen

Ratholizismus, „Elet“ (Das Leben, 1909). Zwei Besonderheiten seiner Kunst erhoben Andor an führende Stelle: sein tiefes Verständnis für die künstlerische Bedeutung der modernen Stilentwicklung, und sein sympathischer, das Epos durchdringender Lyriismus. Reich an Erfindungsgabe, fehlte ihm nur größere Gestaltungskraft und Wirklichkeit der Erzählung, um unter den anerkannten Größen der ungarischen Belletristik seinen Platz einzunehmen. Auch so hat er sich unschätzbare Verdienst um die Entwicklung der ungarischen Belletristik erworben; seine ermunternde oder tadelnde Kritik begleitete alle literarischen Ereignisse des letzten Vierteljahrhunderts. Aus der Schule der „Magyar Szemle“ (Ungarische Rundschau) hervorgegangen, — dieser ersten, wirklich bedeutenden belletristischen Zeitschrift des katholischen Ungarns, gab das starke katholische Bewußtsein, das sein geistiges Leben durchdrang, auch seinem belletristischen Wirken die spezifisch katholische Differenzierung. Er brachte aus der „Magyar Szemle“ nur das lebhafteste Gefühl für die Moderne mit, wenn auch bei ihm der katholische Gefühlsinhalt von Anfang an stärker war. Wie seine eigenen Versuche sich in den verschiedenen Stilarten des Romanes bewegten, erblühte um ihn eine reiche, an Stil und Ton wechselvolle Prosadichtung. Von seinen Mitarbeitern sind vor allem zu bemerken Stefan Kincs, ein geschickter Erzähler historischer Novellen; Ladislaus Zsoldos mit seiner lebendigen Skizzierung naiver und wunderlicher Leute; Aurel Karpathy gibt stimmungsvolle Bilder aus dem alten Ofen; Olga Dárday-Szende vertieft sich in gesellschaftliche Probleme, indes Helene Miklósy Heiteres und Ernstes aus dem Leben der Schauspieler- und Gentrywelt erzählt. In den Erzählungen von Hermine Kovács spiegelt sich das tägliche Leben in reicher Mannigfaltigkeit; Koloman Urkósy-Ferency zeichnet sich durch seinen künstlerisch vollendeten Stil aus. Ernst Abraham ist ein beliebter Erzähler für die Kinderwelt. Stefan Domonkos und Johann Báth vertiefen sich in Bildern aus der Provinz in die Seele des Volkes; Domonkos schildert vornehmlich die Raaber Gegend; Báth das Fischervolk um den Plattensee. Stefan Toma's Feder wird von bewusster Künstlerschaft geführt; auch in der Wahl der Themata strebt er nach größter Mannigfaltigkeit. Aber nur zwei Schriftstellerinnen konnte Andor die Kraft seines unerschütterlichen Katholizismus übertragen: Margarethe Pokorny, die über die schmerzhaften Wunden klagt, die das Leben schlägt (A föld — der Boden), und Maria Blaszkó mit ihrem tiefen Verständnis der Kinderseele (Új honfoglalók — Neue Landnehmer). Hingegen verlor sich Franz Herczeg, der in einer seiner mächtigsten Schöpfungen das wahre Problem des Katholizismus zum Romane verarbeitet hat, in nichtsagenden, oft geradezu leichtfertig unterhaltenden Novellen. Dabei ist sein Werk „a Pogányok“ (Die Heiden) — darunter die Schilderung des Priesters Martin, der sich inmitten der heidnischen Vorfahren in den Dienst des neuen Glaubens stellt — mit seinem eigenartigen ungarischen Milieu von machtvollerer Kunst, als die einen ähnlichen Gegenstand behandelnden „Pfadfinder“ von Vermontoff, einfacher und fesselnder in seinen Verwicklungen als Scheffels „Edhardt“. Auch Gárdonyi's herrlicher Roman „Az Isten rabjai“ (Die Sklaven Gottes) schildert das Klosterleben weit mehr in katholischem Geiste als Scheffel, bei ihm weht der Odem edelster Gottesliebe durch die Zelle. Aber auch aus der Seele des heutigen Volkes weiß Gárdonyi das darin verborgene Edelmetall an den Tag zu fördern: Die Nächstenliebe, die Ehre und die Achtung vor der Arbeit und ist auch darin katholischer als Herczeg.

Georg Szemere sucht nach den alten, aus der modernen Großstadt entschwindenden Tugenden in jenen Schichten, die die magyarische Rasse am reinsten bewahren: in der Gentry und der Bauernschaft, vor allem nach dem edlen Glauben des Magyarentums, der den heidnischen Fatalismus besiegte, der ruhespennenden Überzeugung von dem Walten der göttlichen Vorsehung. Auch aus den Novellen Stefan Domonkos spricht oft die sieghafte Kraft ererbten Seelenadels (Huszár a zárdában — Der Husar im Kloster), wobei der Konflikt der katholischen Seele mit den modernen verlogenen Schlagworten in wahrhaft künstlerischer Weise, jedoch verhältnismäßig selten zum Ausdruck kommt.

Joséf Andor ist der schärfste Beobachter; Johann Szilay versteht es, Situationen nachzuspüren; aber Felician Rupsay versenkt sich in die tiefsten menschlichen Probleme (A szeretet vize — Das Wasser der Liebe). Die berufsliebenden Frauen Malvine Bokor, die edlen, gemütvollen Mädchen der beiden Schwestern Büttner, Frau Csapodis großherzige Mütter trugen dazu bei, den Begriff der katholischen Frau auszugestalten. Dem gleichen Zwecke dient die beliebte belletristische Zeitschrift der katholischen Mädchenwelt, „Nagyszonyunk“ (Unsere liebe Frau), indes Emerich Sebök mit der reichhaltigen und interessanten Zeitschrift „Zászlónk“ (Unsere Fahne) die Knabenwelt unter die katholische Fahne sammelt. Nebst dem mehr für die frühen Rinderjahre schreibenden Albin Gombos (Hájas Muki kalandjai — Die Abenteuer des Muki Hájas) war Sebök der beliebteste Erzähler der ungarischen Jugend, der sich sowohl mit seinen geistprühenden Zeichnungen aus dem Studentenleben (Az én naplóm — Mein Tagebuch) wie durch seine, mit staunenswerter Geschicklichkeit wiedergegebenen Reiseabenteuer in die Herzen der ungarischen katholischen Kinder einmischte. Zur Pflege der katholischen Jugendliteratur besteht heute ein eigener gesellschaftlicher Verein (Magyar Jövő — Ungarische Zukunft).

Das Gebiet der katholischen Lyrik trägt noch reichere Blüte. Der Katholizismus erzieht zur inneren, seelischen Vollkommenheit. Diese Erziehung führt zur seelischen Vertiefung, zum Streben nach der Harmonie unseres Ich mit der Weltordnung und den Zielen der göttlichen Vorsehung. Hieraus fließen drei gewaltige Themata: Die Selbstprüfung und in Verbindung mit dieser vor allem die Reue, unser Verhältnis zur Welt, zu den Menschen und zur Natur, und endlich unsere Beziehungen zu Gott. Diese Gedanken gehören nicht nur der Lyrik an, sie bilden das Gemeingut aller religiösen Seelen, und eben deshalb hat diese Lyrik so anziehende Gewalt. Interessant ist es, daß den in die Erhabenheit der Natur versunkenen Menschen lange Zeit hindurch die Gottes Größe bewundernde Andacht (Joséf Szűcs) mit dem Pathos feierlicher Naturhuldigung (Joséf Komocsy, Edmund Gyürki) und den sich der Epik anschließenden lyrischen Gemütsbewegungen (Meinhard Riß) gleichbedeutend schien; jedoch wahrer weil der Individualität des Dichters enger verbunden war die der Schönheit der Natur entstammende Stimmung.

Mit ihrem, aus dem eigenen Geschick fließenden Hymnus erhob sich die neue katholische Lyrik über die alte. Die Jahrhunderte hindurch gebrauchten, teils glanzvollen, teils abgenützten Perlen katholischer Kirchenpoesie wurden beiseitegeworfen; der Dichter wollte die Andacht nur mit dem seinem eigenen Schicksal entstammenden, in seiner eigenen Gefühlswelt wurzelnden Gemütsbewegungen nähren. Diese Verbindung mit dem individuellen Leben sichert in erster Linie eine reiche Mannigfaltigkeit des Tones und der Motive: Der Ab-

schied des Ordensmannes von Welt und Familie, die Mutterhoffnung der Frau kristallisierten sich zum Liede.

Wahre Individualität zeigt die katholische Lyrik erst seit neuerer Zeit; wie früher das nationale Gefühl, so gab nun die ganz persönliche Gefühlswelt dem religiösen Liede seine Färbung. Dabei durfte keine einzige dichterische Nuance verkümmern. Eben in einer kürzlich erschienenen Nummer dieser Zeitschrift weist Seidenfaden auf die reiche Scala der religiösen Lyrik bei Renée Erdős hin. Seitdem hat diese Schriftstellerin einen neuen, bisher auch in der weltlichen ungarischen Poesie noch vermischten Ton gefunden: das Zwiegespräch der zur Mutter Gewordenen mit ihrem Gott (Egy perccel alkonyat elött — Ein Augenblick vor der Dämmerung). Minder reich ist die Lyrik Ladislaus Kocsis. Von der Andacht der klösterlichen Stille befeelt, entströmt seinen Lippen „das Spiel andächtiger Reime“; er erschöpft sich jedoch schnell, und trotzdem seine Gottesliebe stärker und hinreißender ist, als bei Renée Erdős, wirkt sein erkünstelter Ausdruck leicht erkaltend. Josef Rozmans Dichtungen zeigen das Infrischelbstzurückgehen einer mimosenhaften Seele, indes in den Versen Valentin Magyars das stolze Bewußtsein priesterlichen Berufes zum Ausdruck gelangt. Ihre wirklich katholische und zugleich künstlerische Entfaltung erreicht die neue religiöse Lyrik in drei Priester-Poeten: Sif, Harfányi und Szalay. Im Tone neigen alle drei zum Symbolismus und Mystizismus, aber ihr Seelenleben ist verschieden. Bei Alexander Sif entzündet uns nicht nur das Schöpferlob der „Cantico del Sole“, die aus der Gottesliebe strömende Lebensfreude, sondern auch das Aufblicken des von dem Rufe der Natur geweckten Mystikers; die Seele, die sich beim Anblicke der Schönheit von Fluß und Lu in dem von symbolischem Liebesfeuer glühenden Eliawagen zum Herrn erhebt (A Vág himnusz — Die Hymne des Wäges). Aus dem Kreise der Familie tritt er auf den einsamen Weg des priesterlichen Berufes; über ihm schwebt der Adler der Liebe, der ihn Gott entgegenführt, und die Taube der Erinnerung, die ihm die Bilder von Mutter und Geschwistern vor die Seele zaubert. Die sanfte Musik der eigenen Seele erhebt sich zum Hymnus der Verherrlichung Gottes; dann aber, angesichts des Niederganges der nationalen Tugenden, geht er in bittere Klagen und Warnungen über.

Auch Mathias Szalays tiefste Inbrunst wird durch den Anblick des Niederganges der Nation geweckt; auch in seinen Augen ist die Gott unterworfenen Moral nationale Tugend. Er bringt diesen Gedanken aber nicht in einzelnen Oden oder Elegien, sondern verwebt sie in den mächtigen, symbolischen Zyklus der „Hunnia nagyhete“ (Hunnias Karwoche). Im phantastischen Glanze der Visionen das bittere Weinen der Lamentationen, das flehende Klagen der Psalmen, die Selbstanklagen erwachter Reue mit den Flammen des hervorbrechenden Hasses zusammen. Bitter klagt er über die leichtsinnige Güte, die hier das Judentum brüderlich aufnahm, zwischen fluchendem Haß und jammernder Verzweiflung schwankend, bis er den Bruder und die Mutter aller Sünder auf Kalvaria schaut. Es ist ein zwar eigenartiges, aber gewaltiges Werk, in dem sich Kraft, Gefühl, Mystik und Symbolik begegnen. Die Inbrunst der Bibel und eine gewisse orientalische Fülle atmen aus den Bildern, Worten, Gefühlen.

Der großartige symbolische Palast Ludwig Harfányis „Hagia Sophia“ ist die reifere Schöpfung einer ruhigeren Kunst. Über wundererfüllte Symbole

läßt er das Mysterium der sieben Sakramente aufleuchten, die Flügel seines Geistes über abgründige Tiefen entfaltend, in die noch kein ungarischer Dichter zu blicken wagte. Es ist die erhabenste Schöpfung der ungarischen katholischen Poesie. Harfányi besingt jedoch nicht nur das religiöse Mysterium; wunderbar versteht er es, die landschaftliche Stimmung der Umgebung des Neusiedlersees, ebenso wie die Regungen des eigenen leicht beweglichen Herzens wiederzugeben.

Der Harfenklang erhabener Mystik ist es, der auf eine verwandte Atmosphäre bei den drei Dichtern hinweist; es ist der Ton, den der gefeiertste Verfasser geistlicher Betrachtungen des jehigen Ungarns, der Führer durch das Labyrinth modernen Seelenlebens, Bischof Ottokar Prohászka, in ihren Seelen anklingen ließ. Sein Einfluß macht sich aber nicht nur in der inbrünstigen Auffassung der Weltprobleme, der wichtigen Fragen Himmels und der Erde geltend, sondern auch ihr Stil bildete sich an der farbenreichen, sozusagen symbolisch glänzenden Prosa seiner Vorträge. Prohászka zeigte im Symbolismus das neue Wort für den neuen Geist.

Leider läßt sich über die Schätze katholischer Dramatik nicht viel sagen. Das ungarische Theaterpublikum nimmt — besonders in der Großstadt — die erhabene Theodice von Madách „Az ember tragédiája“ (Die Tragödie des Menschen) ebenso verständnislos auf, wie das Großstadtpublikum auf der ganzen Welt. Heute verlangt das Publikum die Sinne erregenden, zwischen den das Individuum und die Gesellschaft quälenden Problemen schwankenden, oder — wie bei Shaw — leichtsinnig Ernstes und Perverbes vermischenden Dramen-erzählungen des Auslandes. Ganz richtig stellt Arnolds Buch von uns fest: „In der Gegenwart zeigt sich auch bei den Magyaren Widerstreit zwischen Naturtreue und Wirklichkeitsflucht, Sozialismus und Individualismus“. Die Bühnen der Hauptstadt beherrscht das ungarische Exportdrama, das zu dem wirklichen ungarischen Geiste so wenig Bezug hat, wie Schnitzler zu dem deutschen. Die ungeschickte und nicht durchdachte Führung vermag selbst jene Theater nicht auf künstlerischer Höhe zu erhalten, die noch nicht in den Händen des Juden Blumenthal sind, die Staatstheater. Nur hier und da gelangt ein von katholischer Weltanschauung getragenes Stück zur Aufführung, aber nur, um durchzufallen, wie „A Szerelmek útjai“ (Wege der Liebe) von Franz Ferenczy, dessen Kunst wir dabei in einem herrlichen mittelalterlichen Akt bewundern konnten; oder es verschwindet aus materiellen Ursachen von der Bühne, wie einige künstlerisch gelungene Stücke Alexander Hevesis. Das Theater ist ein rein merkantiles Unternehmen; der ungarische Katholizismus erwartet noch immer die weiße Bühne, die Bischof Prohászkas gesellschaftliche Aktion plant. Darum gelangte René Erdős' mächtiges biblisches Drama „János tanítvány“ (Der Jünger Johannes) und in letzter Zeit das an den Lyrismus Claudels gemahnende Legendenstück „Franz von Assisi“ bei uns nicht zur Aufführung. Mit der Aufführung des an lyrischen Details so reichen Stückes Alexander Siks „Merius“ wurde nicht einmal ein Versuch gemacht, ebensowenig mit seinem „Trinbi“, darin er die seelischen Konflikte der ungarischen Katholiken im 17. Jahrhundert dramatisch verarbeitete.

Die Situation des Protestantismus ist freilich eine andere. Nicht nur die importierten Stücke kämpfen gegen den Katholizismus, wie Knoblauchs „Schwester Maria“, auch unter den einheimischen: Szamuely Génesz „Kuruczfejű Dávid“ ebenso wie der die Frage der Ehelosigkeit des katholischen Klerus

aufwerfende Priester, Stefan Gál (Hivatás — Beruf). Die Helden katholischer Geschichte und katholischer Ideen, die veredelnden Bilder katholischen Lebens können heute nur auf den Gelegenheitsbühnen der Klosterschulen und Jünglingsvereine dem Publikum vorgeführt werden, wie einst in den Kinderjahren weltlicher Bühnenkunst. Das Drama kann nicht ohne Bühne bestehen; folglich gibt es heute noch kein ungarisches katholisches Drama. Behaupten aber die anderen Zweige der katholischen Belletristik ihren Platz, ist unsere katholische Renaissance nicht nur Strohfeuer, dann wird der Sinn des Publikums für das Notwendige es schaffen. Und dieser Augenblick wird die Vollendung der ungarischen katholischen Belletristik bedeuten.



Mystische Lebenskunst (Aus: Die minnende Seele, Grünewaldverlag.)

Fünf Vögel fliegen durch das Himmelreich und singen also.
Der erste singt:
Laß, was dich läßt, und heft dich an das, was nicht zergeht.
Der andere Vogel singt:
Kehr' ein, kehr' ein, wo du ewiglich willst sein.
Der dritt' Vogel singt:
Heft dich nicht an das, was mag zergeh'n,
Willst du bei der Wahrheit besteh'n.
Der vierte Vogel singt:
Willst du Jesum Christum han,
So mußt du alle Kreaturen lan.
Der fünfte Vogel singt:
Untergeh'n, untergeh'n,
Willst du das ewige Leben sehn.

*

Zwischen dir und Gott soll immer die Minne sein.
Zwischen irdischen Dingen und dir soll Angst und Furcht sein.
Zwischen Sünden und dir soll Haß und Streit sein.
Zwischen Himmelreich und dir soll stete Hoffnung sein.

*

Laß deine Eigenwilligkeit;
Bleib fest in Widerwärtigkeit;
Durchbrich die Unerstorbenheit;
Nicht such' zuviel Ergöglichkeit,
So wird dein Herze wohl bereit
Zu Gottes tiefer Heimlichkeit.

*

Auf der Gralwarte

Von Friedrich Muckermann S. J.



Zwei Dichtungen sind eben erschienen, die zueinander stehen wie Christ und Antichrist. Es sind Josef Windlers „**Irrgarten Gottes**“ (Eugen Diederichs) und „**Gericht über Zarathustra**“, Vision von Reinhard Johannes Sorge (Köfelscher Verlag). Das erste von einem Dichter, der wenigstens in der Dichtung übergang von seiner Kirche in ein anderes Lager, das zweite von einem, der von Nietzsche den Weg fand zu Christus.

Über den „**Irrgarten Gottes**“ schreibt Martin Rokenbach an den Gral:

Es ist eine eigene Sache um diesen neuen Windler, und ich glaube das Urteil aussprechen zu dürfen, daß ganz selten ein Künstler so starkes Können unverhofft entfalten, zugleich jedoch auch so brutal den Lesern des gleichen Glaubensbekenntnisses ins Gesicht schlagen konnte.

Dichtungen, die von der Selbstzerfleischung abendländischer Kultur im Verlauf und in den Folgen des Weltkrieges Zeugnis gaben und geben, sind wahrhaftig nicht allzu selten und lassen auch an Verheit und brüllender Unmittelbarkeit des künstlerischen Ausdrucks nichts mehr zu „wünschen“ übrig. Josef Windler aber, der Katholik und Formkünstler, übertrumpft eigentlich alles bisher Gehörte; gibt ein wertvolles „Kunstwerk“ und ist doch nur der Marktschreier, der Franz Werfel und Anton Wildgans und Leonhard Frank über alles Maß hinaus steigert bis zur Groteske des nackten Un-Sinns.

„**Irrgarten Gottes. Die Komödie des Chaos.**“ Ja, das ist der richtige Titel: Was bisher als Chaos in die Welt hinausgeschrien worden ist, hat Josef Windler in der Form breit ausholender, farbenfatter und unheimlich bildsicherer Legende und Ballade „gestaltet“, trotz der Vollendung der „Gestaltung“ andererseits jedoch auch ins Maßlose verzerrt, ins Diabolische, Antichristhafte hineingepeitscht.

Das Gesamtmotiv des Buches ist schauerlich rasch auszusprechen: „Nirwana“. Alles ist unsinnig, Leben und Wirtschaft und Sitte und Recht, Wissenschaft und Religion und Kirche und Katholizismus. Alles wird in teuflischer Blasphemie negiert; ein totaler Untergang der Welt ist gefordert, und nichts Heiliges bleibt, das das Chaos überdauern dürfte. Immer eindeutiger, zielsicherer, beisspiellos roher wird das allgemeine Welt-Nicht-Sein verkündigt; der Schluß des Buches, die „Metaphysische Burleske“, ist geradezu der entsetzliche Hohnschrei einer leibhaftigen Hölle.

Es ist, als habe dieser Windler moralischen und weltanschaulichen Selbstmord verüben, als habe er sich bewußt zum „Besessenen“ im biblischen Sinne machen wollen. Wer verbürgt da, daß dieser „Besessene“ nicht auch über seine grauenhafte Schöpfung hinterher sein Hohngelächter auszusüßten imstande ist? Zu einem „Mephistopheles“ künstlerischer Gestalt gehört schon viel; aber uns will scheinen, Josef Windler, der Dichter der „Eisernen Sonette“, der „Mythischen Zeit“, der Gedichte „Mitten im Weltkrieg“ und der Hymnen des „Ozean“ gehört seit dem Dezember 1921 mit einem Male einer Dimension an, der auch das eindeutig „Übersteigerte“, die „absolute Konsequenz“ der Verneinung nicht mehr zugehört und entspricht.

Es ist so letzten Endes eine t r a u r i g e Angelegenheit um den „**Irrgarten Gottes**“. Wer vom Übermaß des positiven Superlativs umschlägt in das Übermaß des negativen Superlativs, darf es nicht verwunderlich finden, daß ihm eine ins Gewissenlose hineingewachsene romantische Ironie zugeschrieben wird. Wer sich des diabolischen Spiels mit dem Heiligsten seiner Glaubensgenossen befleißigt, muß einer entschiedenen Absage in Angelegenheit des „Motivs“ nicht böse werden. Wer den Papst aus dem Vatikan hinauszuerwerfen sich erdreistet, hat einstweilen nicht das Recht, sich einen „katholischen“ Künstler zu nennen.

Soweit Martin Rokenbach.

Gott sei Dank, daß neben dem Schatten aus Dantes Hölle ein Cherub erscheint mit dem Flammenschwert aus dem Paradiese.

„Verleugnet ein Kind denn die Brust, die es sog?
Oder ein Felsen das Wasser, das aus ihm springt?
Oder ein Bettler, von dem er die Fülle empfing?“

Das ist der Vorspruch zum Gericht über Zarathustra. Die Hauptideen Nietzsches werden hier in gewaltigen Gedankenhymnen überwunden. Nicht allen liegt diese Art Dichtung. Wer aber überhaupt ein Organ dafür besitzt, der wird hier das Höchste begrüßen, was inbrünstig aufjubelnde Lyrik vermag. „Welchen Geist zu richten unternehme ich da? Er erschüttert allenthalben die Welt, der Erde Altar sucht er zu zerspalten. Dem sehe ich aus meinem Geist entgegen, mein Geist ist meines Herren Geist.“ Eine Keuschheit, eine Innigkeit, eine Süße und Kraft herrscht hier, wie sie nur bei begnadeten Mystikern gefunden wird. So lautet der Dichtung „Ausgang“:

Engel rühren mein Leben an
Herauf, herab
Feierlich —
Tränken mich, wo ich nicht weiß,
Speisen mich, wo ich nicht weiß,
Hüllen mich in weißes Linnen,
Gießen über mein Haupt
Schalen weißen Lichtes aus. —

Bis daß meine Stunde kommt,
Wo ich aufstehen darf und zeugen
Unter euch allen
Vom weißen Licht auf meinem Scheitel,
Vom hohen Sohn in meinem Herz. — —

*

Die Bücher des Grünwaldverlages (geistiger Leiter Richard Knies, Berater Johannes Mümbauer) erregen durch vornehme Ausstattung und bewußte Einstellung auf die Zeit mehr und mehr Interesse. Die Idee der gesamten Arbeit liegt in dem Leit- und Leuchtwort beschlossen: Das Neue Münster, Baurisse zu einer neuen deutschen Kultur. Die ethisch-religiöse Grundauffassung (Natur-Übernatur als Lebens- und Lateinheit) ist ignatianisch. Die Art und Weise, wie Kühnel, der Herausgeber der Zeitschrift „Heliand“ — die ich weitesten Kreisen von Gebildeten sehr empfehlen möchte —, sowohl in seinem Buch „Vom Reichtum der Seele“ wie auch in der Zeitschrift religiöse Probleme anpaßt, geht immer darauf aus, religiöse Werte in den seelischen Organismus hineinzuarbeiten, sie mit dem Gewebe all unserer Vorstellungen und Leidenschaften zu verknüpfen und somit auf die natürlichste und wirksamste Art ins Leben zu überführen. Bevorzugt wird von den verschiedenen Menschentypen wohl der Erlebnis-Mensch — das Wort im guten Sinne genommen. Das zeigt z. B. die Auswahl der Persönlichkeiten, die — übrigens in der durchweg musterergültiger Weise — in der Sammlung: „Religiöse Geister“ behandelt werden. Es sind Franz von Sales, Kardinal Newman, die Dostoe mit ihrem Gotteskampf, als Gegenbild und Zeitausdruck auch Strindberg. Freilich wird auch die Menschenart, die ein inneres Leben führt ohne das, was man „Erlebnis“ nennt, berücksichtigt. Solche werden die Briefe Lacordaires über das christliche Leben besonders zu schätzen wissen, spricht hier doch mehr blühender Geist und demosthenische Glut als — sagen wir einmal Gemüt, und zwar nicht deshalb allein, weil Lacordaire Franzose ist, sondern weil sich in seiner ganzen inneren Form lapidare Echo- laus in themistischer Strenge offenbart.

Vor dem eigentlich Literarischen ein Wort noch über die „Streitschrift“ Dr. Ernst Michels wider die *Anthroposophie*. Wenn der Verfasser nach den gründlichen Ausführungen O. Zimmermanns in den Stimmen der Zeit und nach dem vorzüglichen Buch des orthodox-protestantischen Dr. L. Joh. Frohnmeyer und nach einigen andern, die er auch z. T. anführt, doch der Meinung ist, es sei von gläubiger Seite die Auseinandersetzung mit der Anthroposophie „noch kaum in Angriff genommen“, so geht es ihm vor allem um das Methodische. Nicht geschichtliche Entwicklung will Dr. Michel in den Vordergrund stellen — obwohl allein dieses Kapitel bei Dr. Frohnmeyer z. B. durchaus vernichtend ist nicht nur für die Madame Blavatski, sondern auch für Steiner, der mehr als er zugibt von ihr übernommen —, auch will er nicht die Gegensätze betrachten in ihren Endstadien: Hier Atheismus, dort Glaube an Gott, hier historischer Christus, dort mythologischer, hier übernatürliche Mystik, dort nebelhafte Phantasterei, hier ungeteilte Menschenseele, dort verschiedene „Seelen“, hier Auferstehung, dort ewige Wiederkehr usw. — so tut es in durchschlagender Weise O. Zimmermann —, nein, Ernst Michel will echt phänomenologisch auf die allem zugrunde liegende Wurzel gehen, auf das eigentliche Wesen der Sache, auf Wesensunterschiede. Diese Methode wird um so reizvoller, wo Ernst Michel die Idee durchaus nicht getrennt vom Leben, sondern mit ihm verwoben erfasst, im Zusammenhang mit Grundtrieben. Wenn „Hochland“ diese Ausführungen „wundervoll tief“ nennt und die Frankfurter Zeitung sogar sagt: „Hier wird Endgültiges geleistet,“ so kommt dieser Eindruck wohl auch daher, daß Ernst Michels Art ganz die eines mit den Fragen und Rätseln ringenden Menschen ist, der mit heimlicher Entdeckungsfreude jedes gewonnene Ergebnis zu begrüßen scheint und den Leser in diesen inneren dramatischen Vorgang mit hineinzieht. Interessant war mir, wie hier manches an Friedrich Schlegel erinnert, vor allem die Auffassung der Sprache, auch jene Prägung: „Am Ende des höchsten Menschendaseins, in seiner vom Göttlichen losgelösten Form, stehen immer Titanismus oder Resignation.“ Schlegel sagt: Prometheus und Niobe. Diese Methode hat vor allem die Aussicht, jenen Menschen näherzukommen, die zur nüchternen Art der Scholastik kein Verhältnis finden, sei es nur wegen persönlicher Eigenart, sei es aus historisch genügsam verständlicher gänzlicher Verzweiflung an jeglicher Metaphysik. Es liegt aber auch in dieser Methode eine Gefahr oder Schwäche. War sie nicht für manche sogar schon eine Flucht vor dem scharfen Licht klarer Erkenntnis in die dämmernde Gegend unklarer Gefühle? Das braucht sie nicht zu sein, kann sogar einen schönen Bund mit der scholastischen Methode eingehen überall da, wo die Weisheit nicht im Schulbetrieb verkündet wird und wo sie überhaupt über das Formale hinaus ist. Ich glaube, daß eine leise Annäherung an die Autoren der scholastischen Vor- oder auch der Neuzeit — mir scheint Kleutgen eine vortreffliche Ergänzung zu Scheeben — auch für den Verfasser dieser Streitschrift seinen Wert haben könnte — lehnt er diese Autoren doch durchaus nicht grundsätzlich ab. Ernst Michel gibt sich nicht als Theologe, um so eher darf ich aufmerksam machen auf die etwas elastische Art, wie er den Glaubensakt erklärt. Mir scheint es bedenklich, aus dem *Credo quia absurdum* — schon dies war hyperbolisch gemeint — nun ein „Paradoxon“ des Glaubens zu machen. Hat doch jeder Mensch das Recht, sich vor dem Glauben darüber klarzuwerden, warum er glaubt. Indem wir dem modernen Menschen zumuten, seinen Weg zum Katholizismus durch ein „Paradoxon“ zu nehmen, versperrten wir ihm doch eher die Tür, als daß wir sie öffnen. Wohl ist die psychologische Auflösung des Glaubensaktes lange ein Kreuz der Gelehrten gewesen, aber die Schwierigkeit damit lösen wollen, daß man das Ganze für ein Paradoxon erklärt, heißt doch eigentlich nur, sie von neuem konstatieren. Trefflich wird ausgeführt, wie der Mensch den Übergang in höhere Welten nicht allein von sich aus machen kann, sondern wie er die Hand der Gnade ergreifen muß. Auf Friedrich Schlegel geht zurück die starke Betonung des Lebens vor dem Denken, wie alles darauf ankommt, den Anschluß an die lebendige Wirklichkeit, Gott, zu finden. Freilich werden wir bei weiterer Erforschung der dem Denken zugrunde liegenden Gegebenheiten — wenn wir nicht ganz in purpurne Abgründe versinken wollen, wie das auch bei allzu mystischen Romantikern ungefähr der Fall war — doch wieder zugeben müssen, daß wir über die Erfassung der

Dinge im abstrahierten Begriff nicht hinauskommen. Ob nicht auch am Ende die Phänomenologie, die jetzt so siegesgewiß ihren Weg zum Herzen der Dinge nimmt, die mit ihren poesievollen und mystischen Einschlägen so wunderbar verlockend ist, wenn sie einmal, durch die Erfahrungen und Irrungen von Jahrhunderten bereichert und geläutert, vor den geheimnisvollen Armütern des Daseins ankommen sollte, plötzlich entdecken wird, daß sie ja auf einem Grunde steht, wo auch Thomas gestanden und der große Albert und über den hinaus bis dahin noch kein Sterblicher gedrungen? Fast sieht es so aus, und vielleicht wäre es tragisch, wenn es anders käme.

Konrad Weiß gibt mit seinem Buch „Zum geschichtlichen Gethsemane“ gewiß Rätsel auf. Aber auf Seite 24 beginnen doch lichtvollere Ausführungen. Jedenfalls soll man nicht über einen Menschen lachen, wenn man ihn nicht gleich versteht. Die Methode ist doch zu billig. Konrad Weiß hat sozusagen sein eigenes Koordinationsystem. Darauf und daran bewegen sich die verschiedensten Ebenen gegen- und ineinander. Beliebte Koordinatenpaare sind: Natur und Geist, Leben und Begriff, Geschichtliches und Individuelles, Rückschau und Gegenwartserlebnis. Manchmal kommt es mir vor, es sei der alte Friedrich Schlegel wieder in die Retorte geworfen, und was da brodelte im schöpferischen Werden, das ist eben Konrad Weiß. Ist es erlaubt, zu versuchen, das Wesentliche kurz zusammenfassen: Christus ist die eigentliche Form der Geschichte, sie muß in ihn zurückkehren zu neuer organischer Einheit. Das geschieht aber nicht dadurch, daß man Geschichte imitiert, sondern daß man sie im Gegenwartsstrom innerlich erfährt. Auch über das Sittliche in seiner Beziehung zur Formbildung wird Gutes gesagt, vielleicht gar Neues. Überhaupt liegt in der Kunstkritik, und zwar in der schöpferischen, dieses Schriftstellers Hauptbegabung. Ich habe Bilder von Karl Caspar gesehen und muß den Urteilen von Konrad Weiß durchaus zustimmen — wenn freilich nur als Vale: „Sie sind eine Synthese von monumentaler hieratischer Form und aus der Natur gewonnener, aber geistig übersehener und verklärter Farbe. Sie sind ein großes Gelingen der modernsten materialistischen Bestrebungen und, trotzdem sie aus dem Innersten heraus Neuschöpfungen sind, doch im Geiste nur eine Aneignahme und Neugestaltung des alten künstlerischen Erbes der katholischen Kirche.“ Hier ist zugleich an einem Falle ein Programmsatz zur Anwendung gekommen, und wer wollte dieses Programm nicht gut und gesund nennen? Ich warte mit Spannung auf die zweite Auflage, die hoffentlich weitere Ausgestaltung des noch Allzuachtischen bringt.

Für einen vielversprechenden Anfang halte ich die Doktorarbeit des nunmehrigen Dr. Werner Thormann über die „Propheetische Romantik“. Hier wird Neuland erschlossen. Ältere Gral-Leser werden sich meiner Ausführungen über Friedrich Schlegel in dieser Zeitschrift erinnern. Sie gehen ganz in der Richtung dieser Arbeit. Der junge Verfasser zeigt richtigen Blick für das Bedeutende, hat nicht gelitten unter dem liberalen Literaturbetrieb der Zeit, sieht über die Grenzen des Faches weg das Leben und seine Werte. Trefflich ist Friedrich Schlegel abgegrenzt sowohl von der Reaktion, wie von den Liberalen, wie auch von den Oberflächlichen im eigenen Lager. Auch sieht man immer deutlicher, wie ganz und gar nicht der katholische Schlegel verjandet ist nach einer an Hoffnungen so reichen Jugend; im Gegenteil und ganz im Gegensatz zu der literarisch sonst wertvollen Auffassung Enders' und anderer, wie sehr die katholische Religion den großen Mann angeregt und befruchtet hat. Vor allem wird die „Signatur der Zeit“ und Wesen und Geschichte der „Concordia“ gewürdigt. Bischof von Keppler bemerkte vor einiger Zeit, wir könnten an die Romantik nicht anknüpfen, und gewiß trifft das zu, wenn man an die Frühromantik denkt — die übrigens viel weniger subjektiv war, als man gemeinlich glaubt, kommt doch ihre Formel im letzten auf die augustinische zurück: Liebe Gott und tue, was du willst, in unserm Falle: Sei ein Genie, und du darfst nach eigener Regel schaffen, die eben die Natur ist —, aber für jene Romantik, die Schlegel in seinen späten Tagen, tragisch unterliegend, vertreten hat, kann das offenbar nicht gelten. Sie darf uns wohl Ausgangspunkt sein, kann überhaupt betrachtet werden als die Keimzelle allen neuerwachenden literarischen Lebens im katholischen Deutschland, ja über das Katholische hinaus. Wie Friedrich Schlegel, der damals mit seinen Worten in der Signatur der Zeit vor allem nach Frankreich schielte — übrigens

Lamartine als Vorboten einer besseren Zukunft begrüßend —, treten auch wir ein für ein vertieftes Christentum und fühlen es dem innerlich Erglühenden nach, wenn er schreibt: „Es ist also hier nicht etwa davon die Rede, daß manche Jüngere oder Ältere, welche die Religion als das Höchste und das eigentliche Rettungsmittel für das Zeitalter mit vollem Rechte anerkennen, der früheren Schülerart und dem oberflächlichen Schein- und Zeitgeiste gemäß, die Sache, die gewiß durchaus die gute und rechte ist, zu sehr ganz äußerlich nehmen und mit einigen üblichen Demutssphrasen und hergebrachten Gehorsamsformen das katholische Christentum genügend abgetan und gründlich abgehandelt glauben, ja wohl oft in weitläufigen Schriften und Reden, ohne alle innere Tiefe und ohne das Geheimnis der Liebe und des Lebens zu ahnen, nach ihrer Weise die Sache des Evangeliums, wie es der katholischen Kirche als ein Heiligtum Gottes anvertraut worden, so höchst programmatisch führen, daß alles mit geringer Modifikation auch von der Religion des Dalli Lamas gelten und gesagt werden könnte. Auch diejenigen meine ich, und diese vorzüglich, welchen es ganz ernst ist, die ihr Leben daransetzen und Gott widmen und die wohl in die Tiefe einzudringen fähig sind; aber nur den absoluten Sinn fürchte ich und das Unbedingte, denn dieser, den organischen Zusammenhang zerreißen, wirkt immer zerstörend und verderblich und kann nur für fanatisch begelsterte Wechabiten taugen, die unserer Kirche fremd sind und bleiben mögen; nicht aber für die christlichen Diener des Friedens und der seligen Geheimnisse.“

Der Geist Friedrich Schlegels, aber schon mehr des auch im Alter noch reichlich wunderlichen Romantikers als des ferngefundenen, scheint auch gewaltet zu haben über einem Buch des geistvollen, außerordentlich belehrenden und scharfblickenden Karl Heinz Herke: *Der Dreifaltigkeitspiegel in der modernen Wissenschaft*. Man kann in kurzen Worten seinen rechten Begriff geben von dem Ganzen. Es handelt sich um Aufstellung einer ganzen Reihe von Typendreiheiten, die nach der Analogie von Vater, Sohn und Heiliger Geist begriffen werden. Ich setze nur eine Tafel hierher:

Gott	Vater	Sohn	Hl. Geist
Ursache	Materialursache aus ihm	Formalursache durch ihn	Zweckursache in ihn
Schöpfung	körperlich	menschlich	geistig
Einstellung	Wissenschaft	Kunst	Religion
Kategorie	Begriff	Typus	Idee
Stil	Impressionismus	Kongruentismus	Expressionismus

Mir will doch scheinen, daß das übernatürliche Geheimnis der Trinität viel zu dunkel ist, um irgendwie eine Grundlage für Typenlehre im Naturbereich abgeben zu können. Wenn auch die Kirchenlehrer, wie Augustin und Ambrosius, sich gelegentlich mit pythagoreischer Zahlensymbolik befaßt haben, so war dies — wenn es nicht gegen die Ehrfurcht ist, auch bei solchen Männern starke und schwache Seiten zu unterscheiden — jedenfalls nicht ihre starke Seite. Weil ich persönlich allen solchen Versuchen von vornherein abhold bin, so habe ich einen feinsinnigen Kenner der Patristik hier um Rat gefragt. Der tiefe Gelehrte kam nicht über ein leichtes malitioses Lächeln hinaus, zumal bei der Trias: Realgymnasium, Gymnasium, Soziale Frauenschule . . . Was kann das wohl zu tun haben mit Vater, Sohn und Hl. Geist? Mir scheint auch, daß die meisten der hier typisierten Männer und Völker durch diese Charakteristik eher verzeichnet als tief aufgefaßt werden und mehr verlieren, als sie gewinnen. Dabei will ich nicht leugnen, daß man, von dieser merkwürdigen Grundeinstellung abgesehen, aus dem Buch im einzelnen auch lernen kann, bedaure aber doch, daß ein so fähiger Mann sich an so unmögliche Aufgaben gemacht hat. Ob es nicht lohnendere gibt?

„Im organischen christlichen Weltgefühl kann die Gesellschaft gerettet werden, freilich nicht auf dem Wege der alten Organisationen, sondern nur in der Durchdringung der Einzelseele mit Geist und Leben.“ Diesen Leitsatz — er stammt aus der Einleitung zu der Gedichtsammlung „Im Zübel des gestoffenen Ringes“ — könnte man wohl unterschreiben bis auf das eine Wort von den „alten Organisationen“. Ich meine nämlich, wenn wir die alten Organisationen nicht hätten, dann müßten wir sie heute gründen. Man könnte den Apparat gewiß mancherorts vereinfachen,

auch Laienmitarbeit in weit größerem Maßstabe einstellen, aber alles in allem sind diese Organisationen doch gewaltige Pfeiler, in unsere Tage hineinragend aus einer herrlichen Epoche der katholischen Kirche Deutschlands, die schließlich doch auch das höhere Kulturleben sichern und tragen. Noch mehr, auch in ihnen selbst, wenn sich einmal das Volk im Dienste seiner Ideale versammelt, liegt die ganz eigenartige Kraftquelle des Massengefühls, das freilich vergewaltigt, aber doch auch von großen Führern zu wundervollen Taten entflammt werden kann. Das Ideal wird wohl sein, daß Männer und Frauen, die sich durchgebildet haben, so wie es dieser idealgerichtete Verlag anstrebt, nach und nach über ihren Kreis hinauswachsend auch im Organisationsleben tätig führend werden und andere mit dem Geist entzünden, der ihnen innerlich in der Seele glüht. (Über Guadagni und andere das nächste Mal.)

*

Auf zwei bedeutende wissenschaftliche Leistungen sei hier nur vorläufig hingewiesen, ich meine das Buch von Dr. F. X. Kiefl: *Katholische Weltanschauung und modernes Denken* (Munz, Regensburg, brosch. 60,— Mk., geb. 75,— Mk.) und Dr. F. P. Steffes: *Eduard von Hartmanns Religionsphilosophie des Unbewußten* (Ohlinger, Mergentheim). Beide Werke zeichnet das Bestreben aus, nicht alles „Moderne“ schlechthin abzulehnen, wie es gewöhnlich die tun, die es nicht kennen, sondern sich mit ihm auseinanderzusetzen, Wert von Unwert zu scheiden und dadurch eine Klärung und Verständigung herbeizuführen. Kiefl geht in weitausholender, geschichtlich tiefgründiger Darstellung durch die Zeit von Luther bis Nietzsche, bis zu Darwin und Eucken. Der deutsche Idealismus — Leibniz vor allem — Marxismus, Monismus, Modernismus, werden von hoher Warte aus betrachtet. Im Hintergrund aber erhebt sich immer gewaltiger über all dem was kommt und geht der Riesenbau der katholischen Weltanschauung, zu dem alle Straßen führen, der allein geblieben mit seinen stillen, grauen Türmen im Chaos der Zeit. Steffes geht in jäher Ausdauer den schwierigen Gedankengängen Eduard von Hartmanns nach und läßt erkennen, wie gerade dieses System, hierin kaum einem anderen vergleichbar, der größte Systemversuch überhaupt ist, ein einheitliches metaphysisches Weltbild ohne Gott zu gewinnen. Ist die theistische Weltanschauung wie ein Baum, der, in der Erde wurzelnd, zu den Sternen ragt, so ist Hartmanns Philosophie das Negativum dazu, etwa die Spiegelung dieses Baumes in einem träumenden See. Wo oben Gott, die lebendige Wirklichkeit, da ist unten im wesenlosen Schattenbild das Unbewußte. Eingehenderes über beide Werke später. Können wir ja im Gral an fundamentalen philosophischen Arbeiten nicht vorübergehen, solange wir auch in ihnen ein Stück Wurzelboden der Kunst erkennen. Ich meine, es müßte auch in Akademikerkreisen noch viel mehr für die Propaganda solcher Werke getan werden. Es scheint mir sogar, die praktische Notwendigkeit, seine Studien in Deutschland an Universitäten machen zu müssen, die dem Christentum, wie wir es verstehen, meist nicht hold, oft gar feindlich sind, führe zu der anderen Notwendigkeit, daß nun der Akademiker sich selbst helfe und sich durch das Studium solcher Werke vor der allgemeinen Ideenverwirrung schütze, die auch die Kreise der Gebildeten mehr und mehr ergreift.

*

Neben Bühnenvolksbund, Calderongesellschaft, Edertgesellschaft, arbeitet mit steigendem Erfolg die „Festspielgesellschaft für das katholische Deutschland“, begründet von dem bekannten Dr. H. Dimmler. In München, Frankfurt, Aachen, Stuttgart und a. a. O. hat die Dimmlersche Truppe seltene Erfolge zu verzeichnen. Diese Gesellschaft will das Theater fördern auf Grundlage der vorhandenen Vereinsorganisationen, die von dem Augenblick an auch lebendiger werden, wo man ihnen lockende Aufgaben stellt. Es seien darum die Vereinsleiter in ihren Theatersorgen darauf hingewiesen, daß man in München bei der Festspielgesellschaft, T u r k e n s t r a ß e 52, Prospekt, Texte, Kostüme und alle erwünschten Anweisungen gut und billig haben kann. Leider ist der Anteil der katholischen Bevölkerung am Theaterleben ein noch viel zu geringer. Wir haben weder Schauspieler noch Intendanten. Wir sind der modernen Bühne geradezu ausgeliefert. Es gilt die Methoden zu finden, hier in einer uns und dem ganzen Volke entsprechenden Weise vorzugehen, wobei gleich bemerkt sein soll, daß es Ideale allein nicht tun, sondern Arbeit und Leistung, im Dienst der Ideale.

Dichtung und Leben



Von der Tragik liberaler „Lebenskunst“ / Von Dr. Gustav Kedeis

II.

Wir sprechen das Bekenntnis unserer Kunst- und Literaturanschauung heute vor bedeutend geneigteren Ohren aus als vor dem Krieg und könnten daraus ein Selbstvertrauen schöpfen, das wir leider persönlich nicht verdienen. Denn nicht wir haben die Zeit belehrt. Ein Zusammenbruch hat sie belehrt und ihr einen neuen Zeitgeist widerwillig genug erpreßt. Vielleicht ist es nötig, hier einen Augenblick zu verweilen und zu erwägen, wie wir uns zu diesem neuen Zeitgeist, zu dieser veränderten Geistigkeit der Umwelt zu stellen haben.

Das Leben der durch den Materialismus erst verführten und durch die Folgen des Materialismus mißhandelten Völker ist über den plötzlich zerbrochenen Rahmen einer ehemals starken zivilisatorischen Bindung dammbuchartig hinausgestürzt und hat überschwemmt und auch versumpft, was ehemals als wertvoll und kunstreich bebaute, wenn auch vielfach allzu intellektualistische und seelenlose Existenz erschien. Nun blieb nichts anderes übrig als eine im Wesen jeder Überschwemmung liegende chaotische Fruchtbarkeit für zukünftiges Werden. Und wenn wir, die einzelnen im Dienste der Allgemeinheit, wissen, was zu säen sei, wird williges Neuland endlich doch entstehen, Neuland, das wiederum der Dämme und Einfriedigung, der weitblickenden Betreuung bedarf, um nicht etwa in geiler Maßlosigkeit erst zu verwildern und dann zu ermatten.

Wie dieses Neuland des europäischen Geistes und des sinnlich-geistigen Lebens an- und aufzubauen sei, dürfte uns zum vornherein klar vorgezeichnet sein. Dagegen herrscht darüber bei jenen, deren materialistische Zwecksetzungen das alte Dasein lange vor dem Krieg zermürbt hatten, ein erstaunlich wortreiches, alle Kulturen und Philosophien des Erdenrundes nervös beschwörendes Suchen. Für sie gilt es einen Standpunkt zu finden, von dem aus sie Atem schöpfen können, und da sie sich bewußt sind, von Grund auf erneuern zu müssen, ziehen sie instinktiv eine Basis her, die etwa dazu, wenn auch bloß vorläufig, dienen möchte. Wir erleben ein Ausbliden nach fremden Kulturen als Erzieher des neuen Zeitgeistes, und da man über diesen im einzelnen die unklaren Begriffe hat, bemerken wir ein buntes, doch nicht eben erhebendes Stelldicheln, die Wiederkehr östlicher und westlicher Weltweiser in dem ad absurdum geführten Erbland der Zivilisation. Erkennend, daß nach dem Umsturz aller geistigen Verhältnisse eine neue Lebensordnung erforderlich sei, wagt der von allen Seiten belehrte neue Zeitgeist, seiner selbst nicht sicher, nur eine Erklärung, daß er, entgegen seinem älteren materialistisch entarteten Vorgänger, in spiritualistischem Sinne sich entwickeln wolle. Seele und Metaphysik sind die ersten Worte, die der zwischen irdischen Trümmern geborene neue Zeitgeist sprechen lernte. Und nun hören wir diese Worte stündlich.

Genieß, insofern die immerhin von außen her und gezwungenermaßen erfolgte Einker der Intellekt in das Seelenleben echt ist, insofern diese Abkehr vom Materialismus zu innern Gütern nicht bloß eine Flucht aus einer überhaupt nicht mehr genießbaren materiellen Welt ist, haben wir allen Grund, uns ihrer zu erfreuen. Aber vergessen wir unsere geringe Bekanntschaft mit dem wie ein Phönix aus rauchender Asche entstiegene Zeitgeiste nicht, obwohl er in Kunst und Literatur so sehnächtig sich gebärdet und das „Jenseits aller Dinge“ verkünden will. Forschen wir, inwieweit diese Einker eine wahrhaftige Selbstbefinnung des Ichs, eine Befreiung der Seele von der naturwissenschaftlichen Bevormundung, eine Erhöhung des Wesentlichen im Menschenleben darstellt. Hüten

wir uns, ohne weiteres als freiwillige geistige Annäherung an unsere Ideale zu nehmen, was allem Anschein nach vielfach nur eine durch unsere Geisteswelt hindurchflüchtende Ratlosigkeit sein dürfte. Das Beispiel, das uns in den letzten Jahren der literarische und künstlerische Expressionismus gegeben hat, ist nicht geeignet, eine seelische und formale Um- und Anordnung, eine Deformation aller Begriffe und Vorstellungen als den geeigneten Bauplatz neuer Ordnung und Erhebung zu nehmen, um so weniger als diese Bewegung nur ein erschrockenes und in einem sublimierten Pantheismus sich verlierendes Ich zum Urheber hat.

Diese Bewegung des Expressionismus ist vor unsern erstaunten Augen in wilder Dynamik wie eine vulkanische Eruption aus einem durchwühlten Innern empor- und wieder in sich selbst zusammengeflürzt. Und ehe das Publikum sich recht bewußt war, was da eigentlich vorging, ehe es sich zwischen den ausgeschleuderten Formen zurecht fand, war diese Bewegung beendet. Freilich als Verkünderin einer „neuen“ seelischen Kunst, als Anknüpferin an manche Werke katholischer Zeit, als Benüherin von uns vertrauten, ja heiligen Begriffen, hat sie auch in unser Kunst- und Literaturleben Einflüsse gehabt. Ich sage leider, weil ich meiner ganzen Auffassung nach nur diejenigen Formen anerkennen kann, die organisch aus unserem Geiste gewachsen sind, und weil ich fremdgewachsene Formen notwendigerweise als Träger fremden Geistes betrachten muß. Denn das, was gut am Expressionismus war, war alt und zumeist auf katholischem Geistesgrund entstanden und hatte deshalb wenig tiefere Berechtigung, gerade uns als Entdeckung gepriesen und von uns als solche begrüßt zu werden. Wirklich neu an dieser geistdynamischen Bewegung war vor allem ein wilder Haß gegen eine zerstörte Gemeinschaft, gegen die sinnlich-gegenständliche Welt des Vorkriegs, ein Haß, der bei vielen aber nur umgeschlagene Liebe sein und der Gewißheit entspringen mochte, daß das Diesseits des anfangenden 20. Jahrhunderts als Genießbasis des Lebens ohne Dauer sein werde. Ich fürchte auch, bei manchen späteren, namentlich nachkriegszeitlichen Expressionisten war die Bewegung nicht viel mehr als die leidenschaftliche Grabrede eines plötzlich Enterbten. Bestenfalls wagte erst hinter dem sich Erbrechenden Laster die Tugend sich an den durch den Krieg zwangsweise entmaterialisierten Tisch und verhielt sich dort in allem wie eine sonderbare Spulgestalt in mitternächtiger Kulturstunde. Geistig vag und vieldeutig, im willkürlich Subjektivistischen sich bewegend, formell ins Erklügelte, Abnormale, ja ins Pathologische sich verirrend, ihrer selbst nicht gewiß und zerstörerisch, scheiterte diese Bewegung an einem alten, großen Übel: ihr fehlte die allgemeine Überzeugung und deshalb die Ursache umfassender geistiger Ordnung. Es fehlte nach einem Theoretiker des Expressionismus selbst „an der am meisten entscheidenden Voraussetzung¹: an geoffenbarter Religion“.

Wir Katholiken, denen so oft fremde Strömungen als eine durchs fortschreitende Leben geforderte Pflicht aufgeredet werden — was zu dem schlimmen Wort „Anpassungskatholizismus“ geführt hat —, wollen in gesundem Stolge bewußt sein, daß wir diese dauerhafte Kunstvoraussetzung, diesen tragfähigen und universalen Boden für die Kunst in unserem Weltbilde vorfinden. Und wir müssen einen alten Mangel verabschieden, dessen Wirkung in weiten und auch einflussreichen Kreisen sehr oft unbeachtet bleibt, wir müssen die Voraussetzungen, Möglichkeiten, die Grenzen unserer Welt- und Lebensauffassung fürs Kunst- und Literaturleben auch wirklich kennen und ihre Einstellung in die Beurteilung der Gegenwart ermöglichen.

Es ist verblüffend und an den Folgerungen gemessen traurig, wie unsere Gebildeten, ja selbst unsere literarischen Gelegenheitsprediger, über das künstlerische Fundament und den

¹ W. Hausenstein, Die Kunst in diesem Augenblick. München 1920, Hyperionverlag, S. 24.

Gestaltungswillen im Katholizismus wenig nachgedacht haben, und wie sehr und oft sie dem unordentlichen Hausvater gleichen, der in seinem Besitze sich nicht auskennt und um teuern Einkauf kauft, was er in seinen Kellern und Kammern verstauben läßt. Wir füllen unsere Vorstellungen arglos und zu sehr mit den Wechselbildern einer in ihrem Verhältnis zu uns stets unsicheren geistigen Außenwelt, die in unserer Religion immer eine der irdischen Schönheit abgewandte und dem künstlerischen Leben hemmend gegenüberstehende Macht angefeindet hat.

Und doch können gerade wir Katholiken im Gegensatz zu den arg verwirrten Erben einer bloß diesseitigen Zivilisation keinen Augenblick im Zweifel sein, daß, um mit Johann Michael Sailer zu reden, „ein ewiger Bund zwischen Religion und Kunst“ für alle Zeit und gerade die nächste Zukunft bestehen müsse. Vielleicht wird diese Erkenntnis noch eindrucksvoller, wenn wir die dünnen Worte eines resignierenden „Expressionisten“ vernehmen, die das Ende einer Kunstbewegung so begleiten: „Kunst hat von nun an kaum mehr eine unmittelbare Entwicklung. Es ist notwendig, die Kunst zu mediatisieren; sie also in Abhängigkeit von einem sachlichen Zentrum zu bringen. Kein sachliches Zentrum aber wäre unserem Erdzeitalter überzeugend, es sei denn das geoffenbarte. In der Tat: Jede andere Gegenständlichkeit scheint ausgeschöpft. Wohl dem, der eine Offenbarung hat! Wir ändern sind die staunenden Zaungäste.“

Gottes Offenbarung und Gesetz gibt unserm Leben, und möge es immer wieder äußerlich erneuert und kulturell anders gespannt werden, einen zuverlässigen allgemeinen Boden, Richtlinien und Rahmen, und katholischer Glauben läßt das so eingefriedigte Leben blühen. Insofern hat bei uns, wie auch das Geistesleben aufgewühlt wird, keine Veränderung der Geistigkeit sich zu zeigen. Es braucht heute bei uns keine höhere Lebensauffassung sich gegen eine niedrigere, keine neue gegen alte Geltung zu verschaffen, sondern es muß lediglich (mit dem selbstbestimmlichen Eingeständnis bisheriger Lässigkeit) eine neuerdings beschlossene, vermehrte Energie zur Vollendung unseres seit zweitausend Jahren im Wesen genau vorgeschriebenen Lebens, eine Freude an der Durchbildung des Ewigen im Veränderlichen, ein Kampf in uns und mit der neuen Zeit im Sinne katholischen Geistes sich entfalten. Das ist das Größte und gerade heute so Offenbare am katholischen Leben und doch bei einigem Nachdenken das Selbstverständliche — daß keine Eruption und Revolution der Zeitalter seine Entwicklung mehr als hemmen, etwa zu vernäueln und abzureißen vermögen. Deshalb, weil sein Tiefstes und Wichtigstes durch eine irdische Katastrophe gar nicht vernichtet, ja nicht wesentlich berührt werden kann. Um diese grandiose Sicherheit literarisch und künstlerisch auszuwirken, erwächst unsern Dichtern, Künstlern und Kritikern, aber nicht minder allen Gebildeten und schließlich dem ganzen Volk eine Pflicht: die Kulturfolgerung dieser Weltanschauung liebend und mit Stolz zu erkennen und die Formen, in denen sie sich organisch ausdrückt, zu unterscheiden lernen von denen, worunter eine andere Triebkraft tätig war. Diese klare Kunstanschauung muß unser Allgemeingut werden.

¹ W. Hausenstein, a. a. O. S. 48.



Von Menschen und Büchern



Karl Wagenfeld / Von Gymnasialdirektor Dr. Joseph Riehemann, Meppen

Wie viele von den Lesern des „Gral“, außer in niederdeutschen Landen, kennen diesen Schriftsteller näher? Wissen, daß er es verdient, neben Friß Reuter und Klaus Groth unter den Führern der niederdeutschen Literatur mit höchsten Ehren genannt zu werden? Und gerade der Leserkreis des „Gral“ darf an ihm mit Rücksicht auf seine vier oder fünf letzten und bedeutendsten Dichtungen, die sämtlich einen religiösen Hintergrund haben, nicht achtlos vorbeigehen.

Wie Friß Reuter und wie auch sein Heimatgenosse Wibbelt ist Wagenfeld bei seinem Schaffen von der anekdotenhaften, komischen Erzählung ausgegangen; aber er hat diese Art der Dichtung, wenn sie solches Namens überhaupt würdig ist, verhältnismäßig rasch verlassen, viel eher als Wibbelt. Von da an ist ein ernster Grundton fast allen seinen Werken eigen geblieben, ohne daß freilich dem Humor Tür und Tor versperrt wäre. In den ersten Werken dieser Periode sind die Verkehrtheit und Bosheit der Menschennatur, insbesondere die Fehler der Bauern, deren guten Eigenschaften er im übrigen so oft gerecht wird, menschliche Leidenschaft und menschliches Leid die Themen, die in den kurzen Erzählungen mit allen möglichen Variierungen immer wiederkehren. Daneben hat Wagenfeld einen hellen Blick und ein treffendes Wort für die Natur und alle ihre wechselnden Erscheinungen, die er in überraschender Weise mit feinsten Stimmungsmalerei in Beziehung zum Menschenleben zu setzen weiß. Solche Wege wandelt er in der Sammlung „ne Göppps vull“, und noch besser und wirksamer zeigt sich dieselbe Art in einer zweiten Sammlung „Un buten singt de Nachtigall“. Hier offenbart er sich auch als der große Sprachschöpfer und Wortkünstler, der jene alte Meinung, das Plattdeutsche sei heutzutage nur mehr gut genug für die gewöhnlichen Vorgänge des einfachen Lebens, gründlich als falsch erwiesen hat. Freilich erst die darauffolgenden Dichtungen „Daud und Düwel“, „Antichrist“ und „Luzifer“ zeigen diese Kunst auf ihrem Höhepunkte. Das erste der genannten Gedichte ist wohl das abwechslungsreichste und überhaupt wertvollste. Eigenartig ist die Idee des Ganzen: Der Teufel hat den Tod geschaffen und dessen Gense mit dem Fluche gesegnet:

„Eni, Seiße, sni —
Allt Volk hört mi!
Jā siāng di, Seiß, mit alle Flöt,
We schallt ut alle Höllenhödt,
Jā siāng di, Seiß, mit Gall und Gift,
Dat vör di nūms am Liāwen blifft!
Eni, Seiße, sni mit Macht;
Eni bi Dage, sni bi Nacht,
Eni mi Vader, Moder, Rind,
Eni se, wenn se rip nog sind,
För de Höll
Op de Stell!
Eni, Seiße, sni,
Allt Volk hört mi,
Jā segg ās Guod nich Amen,
Eni in drei Düwels Namen!“

Als die SENSE aber von ihrer Arbeit stumpf geworden ist, tröstet der Teufel den Tod damit, daß es für ihn der SENSE kaum bedürfe; denn die Menschheit werde nie müde, sich selbst durch Laster und Sünde dem Tode zu weihen. Und nun folgen grandiose Gemälde; in immer neuen eigenartigen Bildern, oft nach Form und Fassung geradezu genial, treten die sieben Todsünden auf und üben der Reihe nach ihr Vernichtungswerk an der ihnen verfallenen Menschheit. Rührend ist das Schlußwort, worin der Dichter den Tod für sich selbst bittet:

„Um een Deel, Daud, bloß bitt' id di:
Wann slippst de Seife äs för mi,
Wocht, bis id mine Arbeit daohn,
De Saot an'n Grunn, int Fack dat Raohn —
Dann hau fast to.

Folgt hüngrig di dann Sourg un Raut —
Se tuemt ümsüß, int Schapp is Braud,
Un an de Saot, we id häßf saiht,
Wann se äs blaiht, sid am're freit.
Dat is mi nog.“

Düsterer und herber ist der Inhalt des zunächst folgenden Epos „De Antichrist“, das deutlich als Frucht der schweren Kriegsjahre zu erkennen ist. Auch hier begegnet uns eine Fülle großartigster Gemälde: St. Michaels Sieg über Satan, der Sieg des weißen Kaisers in der Schlacht am Birkenbaum, der Kampf des Antichrist. Die Sprache ist hier noch kräftiger und schwungvoller geworden. Man höre nur:

„Düor dat Jaornern von de Sledchten,
Düör den Sang von de Gerechten
Mächtig Chriiti Stimme bräckt,
Wu he to de Goden spräckt:
Ji, we hät nin Vader siänget, treckt int hillge Rit nu in,
Wat id för je' baut un richt't häßf vor de Welt iähr Anbeginn,

Häbbt mi Duorjt un Furcht verjaggt,
Friheit, Dad un Fack mi bracht,
Häbbt besocht mi, äs id krank,
Niemt den Himmel nu äs Dank.
Fraogt verwunnert de Gerechten:
,Här, wann is't geschehn?
Denk wi nao auk all Geläggen,
Häbbt di gor nich seihn.'

Snädig tid dao Guod un seggt:
,Ewigt män still, et hät sin Recht:
Wat ji an de Ärmsten deihn,
Riäd id an, äs mi geschehn.“

Oder welche Fülle des Wohllautes ruht in den prächtigen alliterierenden Versen, die die Rufe der Engel enthalten:

„Raude, runne goldne Sunne,
Hiärguodstloek, so schön, so graut,
Slagen hät die leste Stumm,
Staoh nu still! — Din Licht si daud!

Bliv staohn, Maohn, Bliv staohn Maohn!
Wärd swatt! Verswim! Din Wiärks is daohn!
Wöör lang genug de Erd iähr Knecht,
Die Tid is um; t' kämp t' ew'ge Lecht.

Water un Wind,
Hiargod sin Kind,
Göngen daohiär,
Möten dat Wiär,
Nu staohst still!
Guod et will."

Auch die beiden letzten Schöpfungen des Dichters erörtern religiöse Probleme: stiller und inniger die kurze Dichtung „Alse Vadder“ (das Vaterunser) und mit gewaltiger Kraft das letzte, diesmal dramatisch gehaltene Werk Luzifer. Zu Beiden haben offensichtlich die Not des Krieges und der sittliche Verfall der Menschheit nach dem Kriege den Stoff geliefert. —

Bewundernd folgt man bei einem Rückblick auf Wagenfelds Schaffen dem hohen Aufstieg, den er von seinen unbedeutenden Anfängen bis jetzt, wo er im kräftigsten, noch viel versprechenden Mannesalter steht, in eifriger, begeisterter Arbeit vollendet hat. Die Kraft der plattdeutschen Sprache und ihre reine, spröde Schönheit ist, wie wir glauben, seit Jahrhunderten nicht mehr so zu ihrem Rechte gekommen wie bei ihm. Selbst diejenigen, denen das Verständnis des Plattdeutschen Schwierigkeiten schafft, werden es nicht bedauern, sich in die Werke, die wir nun in aller Kürze würdigen konnten, vertieft zu haben.

*

Reinhard Johannes Sorge / Von Martin Rothenbach

„Ja, wir stehen vor einer Höhergeburt. Ich aber war ein erster Funke jener Lohe und erste Ahnung.“ (Der Antichrist.)

Der Name Sorge ist den Grallefern längst vertraut. Weitestreife haben sich dem Kunstwerk des Frühgestorbenen zugewandt. Zwei der dramatischen Dichtungen Sorges („Der Bettler“ und „Metanoite“) haben sich ihren Platz auf der deutschen Bühne bereits errungen. Wilhelm Spael hat eine kleine Monographie der bis 1921 im Druck erschienenen Dichtungen als „Einführung“ in das Gesamtkunstwerk gegeben. (Erschienen bei Fredebeul & Koenen.) Der Name Sorge hat schon einen weithin vernehmlichen, hellen Klang.

Auch der Gral wird sich in der nächsten Zukunft eingehend mit der Kunst Reinhard Johannes Sorges zu beschäftigen haben. Er tut dies in der Überzeugung, daß keiner der Dichter unserer unmittelbaren Vergangenheit eine so große Sendung mit sich ins Grab genommen hat wie Sorge. Er tut dies ferner jedoch im Glauben, daß die Kräfte, die in der Sendung Sorges sich ankündigten, über den Tod des berufenen Erstlings hinaus wirksam sind. Die Antichristworte, die aus Sorges („heidnischer“) Vorbettlerzeit stammen und in ihrer hellseherischen Prophetie uns heute in Erstaunen setzen, zumal sie keineswegs vereinzelt vorkommen, geben uns das Recht zu unserer Mythifizierung des jungen Sorge.

*

Man nennt Sorge einen „Expressionisten“, einen der ersten Künstler jener „Richtung“. Man sollte mit dieser Abstempelung vorsichtiger verfahren. Sorge hat nämlich mit dem Expressionismus der

Berlin-Prager Richtung, wie er sich als ethisch-soziale Ideenströmung in politischem Zeitgewand durch den Verlauf des Krieges entwickelt hat, keine unmittelbaren Beziehungen, weder im Sinn persönlicher Berührung, noch auch im Sinn gedanklicher Gemeinschaft. Wer den „Expressivismus“ Sorges nennt, darf vielmehr nur an die Zugehörigkeit zu der gleichen, etwa 1910 zu Wort kommenden Generation denken. Sorge ist der einzige, der das Wesentliche des Ringens dieser Generation instinktiv an der Wurzel erfaßt und unentwegt festgehalten hat. Sorge stellt sich in Kampfesstellung zur bisherigen Kunst, weil diese unter den verschiedenen Namen „Naturalismus“, „Impressionismus“, „Symbolismus“, „Neuromantik“, die stets gleiche, positivistische Weltanschauung vertreten hat. Er wehrt sich gegen die Enge der Verarbeitung eines Außer-Ich, soweit es dem „inneren“ und „äußeren“ Sinn zugänglich ist. Sorges Kunst verschreibt sich vielmehr einem erneuten Gefühlsleben, einer Verinnerlichung des Gemütslebens, die über zaghafte Andeutung und scheues Symbol hinausgeht zu religiösem Erlebnis und Bekenntnis. Sorges Kunst ist von vornherein Rückkehr zur Wesensbestimmung des Menschen in dem Verhältnis zur Gottheit.

Sorge ist stets Mystiker. Mensch und Gottheit sind die Pole seines Motiverlebnisses. Alles sonstige Außer-Ich hat nur Bedeutung als Förderung oder Hemmnis des mystischen Erlebens. Auch das künstlerische Schaffen ist nur eine besondere Art des mystischen Erlebens, nämlich das Erlebnis der Wortgeburt der Gottheit.

Die Unterschiede Sorgescher Kunst und Berlin-Prager Kunst springen deutlich genug in die Augen. Auch abgesehen von dem „Politischen“, in das die ethische Strömung der Kriegsstimmungen einmündete, sind sie beträchtlich. Bei Sorge entschiedenes Bekenntnis zu rein-religiöser Kunst und Durchdringung aller „irdischen“ Stoffe mit mystischer Gesinnung und Zielrichtung — drüben ein ewiges Schwanken zwischen Sinnenkult und dem anderen Extrem: theosophischer Rauschsucht. Bei Sorge die Ruhe und stille religiöse Verinnerlichung, das Glück des mystischen Magdums, drüben ein krampfhaftes Klagen, Sichanklagen, ein steter Kampf mit Schrei und Blasphemie, eine ewige Zerrissenheit um ihrer selbst willen. Selbst das Kunstwerk des großen Dichter-Denkens Franz Werfel stellt uns bis heute noch nichts anderes dar als die dauernde Disharmonie weltanschaulicher Unausgeglichenheit.

Das Gedicht, das wir „Magnificat“ nennen, entstammt dem Mysterium „Metanoie“, in dem schon das Glück und die selige Ruhe im Besitze mystischer Gottesnähe sich auswirken.

*

Etwas über neuere religiöse Literatur / Von Alois Tielix S. J., Bonn

Die Hochflut religiöser Literatur, die in den letzten Jahren einsetzte, steigt noch immer. Gewiß muß eine erhöhte Nachfrage nach religiösen Büchern vorliegen. Ob das Angebot in jedem Falle dem seelischen Bedürfnis der Menschen von heute entspricht, das darf man freilich bezweifeln. Hat sich doch auch hier alsbald ein Heer von Volschreibern und Geschäftstundigen eingefunden, die schnell erkannt hatten, daß da etwas zu „machen“ sei. Im folgenden erwähnen wir natürlich nur Bücher, die auch literarischen Wert haben.

Seit Dr. J. K l u g, durch seine lichtvollen apologetischen Abhandlungen, durch seine „Jahrbücher der Seele“ und namentlich durch seine religiös-ethischen Werke: „Die Schule Gottes“ und „Lebensbeherrschung und Lebensdienst“ gerade in gebildeten Kreisen kein Unbekannter, sein „Sonntagsbuch“ geschrieben hat, sind uns eine Reihe ähnlicher Sonntagslesungen erstanden.

Da ist zunächst Dr. A l f o n s H e i l m a n n, der feinsinnige, kunstbegeisterte Herausgeber der Zeitschrift „Sonntag ist's“, der unter dem Titel „W e g e z u m G l ü c k. B ü c h e r f ü r

schöne Lebensgestaltung“ (Herder) zwei Bändchen Sonntagsgedanken hat erscheinen lassen: „Stunden der Stille“ und „Zwischen Alltag und Ewigkeit“. Vielen Tausenden sind die „Stunden der Stille“ ein kräftiges Labfal geworden. In sechs Abschnitten weiß dieses Buch mit seiner prächtigen, packenden Sprache die Tiefen der gottsuchenden Seele zu ergreifen. Keine treffenderen Geleitworte konnte Heilmann den „Stunden der Stille“ auf den Weg geben, als des Johannes Tauler schlichte Mahnung: „Wollt ihr immer wertvoller werden, so müßt ihr euer Auswärtssuchen aufgeben und euch einwärts kehren!“ —

Wie brennt doch heute in den Menschen die Sehnsucht: einmal hinauszukommen aus dem ewigen Einerlei, aus der Treitmühle des Alltags, aus den eisernen Fesseln der Materie, die den Geist vergewaltigt, statt ihm zu dienen! Verstehen denn aber heute so manche noch den Sinn des Lebens? „Zwischen Alltag und Ewigkeit“ liegt so unendlich vieles, das die rechten Pfade wieder weisen kann, die Fesseln sprengen hilft, die Seele zu ihrem Rechte kommen läßt und ein Innereich stillen Glückes aufbaut. — „Gib acht, wie du gegen deinen Gott gesonnen bist, wenn du in der Kirche weilst: dieselbe Gemütsverfassung halte fest und trage sie hinaus unter die Menge und in die Unrast und in die so fremde Welt!“ Unter dem Gesichtspunkt dieser Worte des Meister Eckhart stellt Heilmann den Menschen vor uns hin: der Mensch und seine Dinge — der Mensch und sein Glück — der Mensch und sein Bruder — der Mensch und seine Ewigkeit.

Einen besonderen Vorzug der Heilmannschen Bücher darf man auch in der feinfühlgigen Art erblicken, mit der er Dichter und Philosophen, Mystiker und Gelehrte, Laien und Theologen zu Wort kommen läßt. Das Gefühl trockener und langweiliger religiöser Belehrung oder gar gewollter Moralpredigt kommt da nicht auf. Es ist wirklich Feinstoff. —

Anders geartet, schon in der äußeren Anlage, aber denselben Ziele dienend, sind die zwei ebenfalls bei Herder erschienenen Bücher: „Die einzige Seele. Sonntagslesungen“ und „Der Sonntag der Seele. Besinnliche Lesungen“, von Leo Wolpert, dem verdienstvollen und schriftgewandten Herausgeber des Würzburger katholischen Sonntagsblattes.

Wolpert knüpft seine oft von rednerischem Schwung getragenen Lesungen an die Sonntags-evangelien an. Eine überraschende Fülle von Gleichnissen, Bildern und Geschichten belebt die Darstellung, die sich nie in leeres Wortgellingel verliert. Schlicht und klar ist Wolperts Stil, voll Anmut und Seele seine Gedanken, die oft in kernigen Aphorismen Ausdruck finden.

In gleich abgeklärter, besinnlicher Weise hat Wolpert das zweite Werkchen geschrieben: „Der Sonntag der Seele“. In gewisser Hinsicht wird dieses Buch vielleicht noch tiefer wirken als „Die einzige Seele“, weil es unserer zerrissenen, zermarterten, unrastvollen Zeit so sehr viel Tröstliches, Erhebendes und Ermutigendes zu sagen weiß. Hier spricht die warme Menschenliebe eines erfahrenen Menschenkenners. —

Noch ein letztes Sonntagsbuch sei hier genannt, die bei Breer & Thiemann in Hamm i. W. erschienenen „Sonntagsgedanken. Kurze geistliche Lesungen“ von Dr. Ernst Breier. In edler, gehobener Sprache, wie wir sie an Dr. Breiers Schriften gewöhnt sind, wenden sich die Lesungen an alle Kreise des katholischen Volkes. Kurz, aber inhaltreich fesseln die Erwägungen Leidgeprüfte wie Hoffnungsfrohe, Werktagsflaven wie Sonntagskinder. —

In die Reihe dieser Bücher gehört auch das neue Herder-Buch: „Der selige Weg. Gedanken zu Jesusworten für jeden Tag des Jahres“. Von Georg Timpe, P. S. M. Das Werk hat eine ganz persönliche Note, ist aus eigenem tiefem Erleben herausgewachsen. Nicht das rein Lehrhafte so mancher Betrachtungs- und Erbauungsbücher, sondern das Gemütvollste, menschlich Ergreifende herrscht vor. Stil und Ausdruck sind vornehm gehalten. —

Ein hervorragendes Werk der asketischen Literatur, vielleicht „das wertvollste asketische Handbuch, das in den letzten Jahren auf den deutschen Büchermarkt kam“ (P. Hilbrand Bihlmeyer,

O. S. B.), bringt in neuer, gefürzter Bearbeitung durch Bruder Herimann der Herdersche Verlag. Es ist: „Der Weg zur Innerlichkeit in der Schule des Heiligen Geistes“. Von Ludwig Lallemand, S. J. Der besonnenen, klugen, zuverlässigen Führung dieses sehr bedeutenden Meisters der Ascese dürfen sich namentlich gebildete Laien getrost anvertrauen. Sprachlich und stilistisch ist durch die Neubearbeitung das französische Original zu einem auch literarisch vollwertigen deutschen Buch geworden. —

Eine Gabe, die ebenfalls auf literarischen Wert Anspruch erheben darf, brachte uns vor kurzem der Verlag Kösel-Pustet: „Das königliche Gebot. Kleine Kapitel von der Nächstenliebe“. Von P. Bonifaz Wöhrmüller, O. S. B., Benediktinerabt in München. Man mag das Buch wohl mit einigem Rechte neben Kepplers klassisches Werk „Mehr Freude“ stellen. Ob es, wie dieses, auch „zu einem literarischen Ereignis zu werden verspricht“, soll dahingestellt bleiben. Jedenfalls liest man „Das königliche Gebot“ mit hohem literarischem Genuß. Die sprachliche Gewandung ist dem Gegenstande innig angepaßt. Es ist nicht die Art der echten Nächstenliebe, viel und in schönen Worten von sich reden zu machen. Hier spricht ein von edler, tiefer Menschenliebe befeelter und geleiteter Jünger der menschgewordenen Liebe in schlichter und doch so kraftvoll überzeugender Sprache. Was an leuchtender Weisheit von den Großen der Geisteswelt über die Menschenliebe geschrieben wurde, ist in reicher Fülle der Darstellung eingereicht worden. Nur möchte man wünschen, daß nicht gar so oft die Zitate mit der fast stereotyp wiederkehrenden Formel eingeleitet werden: „es sagt einmal einer“. Man wüßte doch gern, wer es denn sagt; denn die wenigsten Leser werden so beschlagen sein, das gleich herauszufinden. Ein besonderer Vorzug liegt in der Kürze der einzelnen Kapitel, die der Allseitigkeit und Gründlichkeit keinen Abbruch tut. —

Zum Schluß seien noch zwei Neuerscheinungen des Herderschen Verlages hervorgehoben, die der religiösen Erbauung und Vertiefung bei unserer Jugend dienen: „Friedensglöcklein. Beichtgeschichten für größere Kinder“. Von Maria Müller (M. Huth). Hier hat eine erfahrene Jugendschriftstellerin von unzweifelhaft literarischer Begabung den Erstbeichtenden wie reiferen Kindern einen Weggenossen geschenkt, der zu ihnen nicht in langweiliger Lehrhaftigkeit, sondern in der frischen, sprudelnden, hinreichenden Sprache des Lebens von Sünde, Belüte und Gnade redet. Aszetisch gesunde, feine und reife Erzählungskunst.

Ein Freudenbringer im wahren Wortsinne ist nach Inhalt und Ausstattung das Buch einer Ursuline der Calvarienberger Kongregation, der Schwester Maria Natalia: „Ich klopfe an! Kommunionsgeschichten für die Jugend“. Das sind keine zum besondern Zweck erdichtete oder zurechtgestuften Erzählungen, sondern dem Leben abgelaufte Begebenheiten. Der kindliche Ton ist meisterhaft getroffen, dabei jedoch in so fein abgewogener Sprache geboten, daß es auch für den Erwachsenen ein Genuß ist, den Geschichten von Kinderleid und Kinderglück, von Elternfreude und Elternsorge wieder nachzusinnen. Dieses reizende und ergreifende Jugendbuch gehört wegen seiner Lebensfrische und Natürlichkeit zum Allerbesten unter den vielen Sammlungen von Kommuniongeschichten, um so mehr, weil ein Meister wie der Benediktinerbruder Rotter Beder seine hohe, abgeklärte Kunst mit lebenswarmen Bildern hier in den Dienst des eucharistischen Kinderfreundes gestellt hat.



Neue Bücher

Die musikalischen Probleme der Gegenwart und ihre Lösung. Von Karl Bleßinger. 8°. (IV. u. 148). Stuttgart (ohne Jahr), B. Filsler.

Düsterer Gegenwartspessimismus und frischfröhlicher Zukunftsoptimismus sind die Stimmungen, von denen sich unsere heutige Jugend tragen läßt. Sie sind auch das leitende Motiv dieses Buches. Der Schwerpunkt liegt weniger im Aufbau als in der Kritik, im ersten Teil des Titels, nicht, wie ein neugieriger Leser vielleicht erwarten möchte und der Verfasser wohl gedacht hat, im zweiten. Bleßinger erweist sich Seite um Seite als ein gründlich durchgebildeter, mit der theoretischen und praktischen Literatur wohlvertrauter, tätig im Kunstleben stehender, in der Geschichte und Psychologie seiner Kunst erfahrener Musikgelehrter, dem es wohl gelang, das Problembündel aufzuschüren und den Inhalt in seine Teile zu zerlegen. So bekommt der Leser, stets im Rahmen kritischer Auseinandersetzungen, einen ganzen Abriß der Musikästhetik.

Der Verfasser ist sich wohl klar, daß der Grund unserer musikalischen Übel in der Erkrankung unserer gesamten Kultur liege, die „oberflächlich, zersfahren und verlogen“ sei, die den meisten Menschen „nur als Schamhülle ihrer auf rein materiellen Genuß gerichteten Sinnesart“ diene. Mit erfreulicher Bestimmtheit wendet er sich darum von aller materialistischen Lebensauffassung ab, da sich der Sinn des Lebens im Diesseits nicht erschöpfe. Sein Ideal ist „das Humanitätsideal“. Ein Humanitätsideal aber, das nicht tief in der Religion verankert ist, wird immer Flakso machen. Wie sich der Verfasser diese Religion denkt, dürfte dem Leser kaum klar werden. Die verschiedenen Religionsgesellschaften hält Bleßinger für durchaus materialistisch orientiert, die Kirche ist ihm nichts Lebendiges mehr, „sie ragt in unsere Tage hinein als ein machtvoller Überrest vergangener Zeiten; dem heutigen Denken und Fühlen steht sie durchaus fremd gegenüber“. Auf den Gedanken, daß der Fehler vielleicht im modernen Denken und Fühlen liege, kommt der Verfasser nicht, trotz seiner scharfen Worte über die moderne Kultur.

Eine schwierige Frage ist die nach der zeitlichen Bedingtheit der Musik. So gewiß es ist, daß manche Musikformen veralten und uns wie Mumien erscheinen, so gewiß ist es andererseits, daß das Veralten nicht so rasch geschieht, wie es von manchen Reformeisenern erträumt und als Tatsache hingestellt wird. Auch der Verfasser scheint in dem idealen Bestreben, das übermäßig historisch gerichtete Musiktreiben unserer Tage einzudämmen und die Bahn für unsere Zeitgenossen frei zu machen, den Lehren der Erfahrung zu wenig Gewicht beizulegen. Es ist wirklich nicht bloß die Lust der Nachempfindung, die uns so manche Werke alter Meister begehrenswert macht, sondern der Umstand, daß sie Empfindungen auszudrücken wissen, die auch heute noch in uns lebendig sind. Daß das nicht bei jedem Werke in gleicher Weise geschieht und uns dieses oder jenes fremdartig anmutet, ist freilich gewiß; es fesselt uns ja auch nicht jedes moderne Werk. Trotzdem bleibt es bedauerlich genug, daß fast unsere ganze Musikpflege von Werken der Vergangenheit gespeist wird, daß das Volk kein richtiges Verhältnis zur Kunst der Gegenwart mehr gewinnt. Wenn der Verfasser dann meint, es sei ein Ding der Unmöglichkeit, das Volk ausschließlich mit einer Kunst zu fesseln, die der Vergangenheit angehört, daß das Volk ein feines Gefühl dafür habe, daß ein rein historisch orientiertes Kunstleben ein Unding sei, so ist darauf zu sagen, daß das Volk nur danach fragt, was ihm gefällt, gleichgültig, ob es alt ist oder neu. Das Volk ist seinem innersten Wesen nach durchaus konservativ. Daß das Gewöhnen ans Neue Fachgenossen schwerer wird als den Laien, glaube ich darum nicht. Der Grund, warum das Volk immer wieder lieber zum Alten greift als zum Neuen, liegt in der formellen und psychologischen Kompliziertheit des letzteren. Der Verfasser empfiehlt darum selbst Rückkehr zur Einfachheit, zum Ausdruck des allgemein Menschlichen an Stelle der heutigen Spezialisierung der Stimmungen, Verwischung des großen Gegensatzes zwischen der höheren und populären Musik, ein Schaffen nach Zwecken. Wie das alles gemacht werden soll, ist eine Frage, über die der Verfasser auch nicht viel mehr wie die Wünsche allgemeiner Art beizubringen vermag. Auch die Gründung von Volksmusikinstitutionen, die er so warm empfiehlt, gibt noch keinerlei Gewähr für eine Besserung. Eine solche scheint mir überhaupt nicht durch Anklagen, papierene Forderungen und Organisationen erreichbar, sondern ausschließlich durch geniale Meister. Solche aber werden vom Geiste geführt und nicht von Büchern. Wenn sich die Komponisten nun gar den Forderungen der Volksmusikinstitutionen anpassen sollten (S. 142), so ist viel eher ein Niedergang der

künstlerischen Form zu fürchten als eine Belebung. Bevor man Volksmusikinstitute gründet, muß man erst ein Volk haben. Hier liegt der Kern des ganzen Problems: wir haben kein Volk mehr, sondern nur noch Volkschichten, die aneinander fremd vorbeigehen.

Josef Kreitmaier S. J.

Gloria Anton Bruckners, von Ernst Lissauer. 8^o (66). Stuttgart, 1921, W. Meyer-Jessen.

Ein liebewarmes Bekenntnis zu Bruckner, eine dichterische Weiterleitung der magischen Lichtstrahlen, die Bruckners Musik in die Seele des Verfassers geworfen hat. Das innige Verwachsensein des Meisters mit naiver, von keinem Zweifel angefassener katholischer Gläubigkeit, ist gut und treffend als die letzte Grundlage seiner Kunst herausgearbeitet, mag auch manch überschwenglicher und absonderlicher Gedanke wie „Sankt Bruckner“, „Bischof der Orgeln, Abt der Vasse“, etwas seltsam anmuten. Die menschlich so bescheidene Gestalt des Meisters reißt sich vor dem Auge des Dichters zu heroischer Größe empor, von seinem Zauberstab berührt, werden Register und Orgelpfeifen zu heiligen Persönlichkeiten, die sich dienstfreudig vor dem Meister neigen; er belauscht und beobachtet ihn in den Augenblicken seiner schöpferischen Inbrunst, in den bangen Stunden seines Ohnmachtsgefühls und folgt ihm an sein Grab unter der Orgel von St. Florian. Geistvoll ist in dem Essay, der den zweiten Teil des Büchleins bildet, das Wesen der Brucknerschen Musik aus seinem Verhältnis zu Gott und Kirche im einzelnen abgeleitet. Nicht die Manigfaltigkeit irdischen Erlebens fügen seine Sinfonien, sondern eintönig in grandioser Einseitigkeit immer das eine, bald in barock-strahlenden, bald in gotisch-dämmerigen Motiven. Josef Kreitmaier S. J.

Grünewald, der Romantiker des Schmerzes. Mit 26 Bildern. Ausgewählt und eingeleitet von Aug. L. Mayer 8^o (24). 26.—55. Tausend. München, 1921, Delphin-Verlag.

Kein Künstler des Mittelalters hat ein gewaltiges Können so eigenwillig in Gegensatz zur herkömmlichen Art und Norm gestellt wie Grünewald. Alles, was er schuf, ist so ganz anders als die Arbeiten seiner künstlerischen Zeitgenossen. Alles ist aus einem aufgewühlten Empfindungsleben förmlich herausgeschleudert. Was Wunder, daß er heute als Patron der neuen Kunst angerufen wird! Mit Bruckner hat er „die grandiose Einseitigkeit“ gemein, insofern er seine inneren Gesichte und seelischen Regungen nur in religiösen Bildern wiedergab. „Ihn reizte es, weder ein Historienstück, noch ein mythologisches Gemälde zu schaffen, weder besitzen wir ein gemaltes Einzelporträt von seiner Hand, noch einen weiblichen Akt, keine Venus und keine Eva, die doch sonst jeder Künstler jener Zeit gemalt hat. Er lebte eingeschlossen in seinem anscheinend engen Darstellungsbereich, der aber doch mehr als bei irgendeinem anderen das ganze Universum und das ganze Reich menschlicher Gefühle und seelischer Stimmungen umfaßt.“ Also, ebenso wie bei Bruckner, eine gänzlich unerotische, ganz in Gott und Kirche wurzelnde Kunst. Ihre Problematik hat der Verfasser, soweit es bei dem allzu knappen Raum möglich war, geschickt und überzeugend zur Darstellung gebracht. Nur der Untertitel, „Der Romantiker des Schmerzes“, hätte bei der Unklarheit, die über das Wesen der Romantik herrscht, eine nähere Erläuterung vertragen. Josef Kreitmaier S. J.

Gotische Bildwerke Schwabens. Von Julius Baum. Mit 128 ganzseitigen Bildern. 4^o. (XII. u. 184). Stuttgart, 1921, Benno Filser.

Joseph Nadler hat in seiner Literaturgeschichte nach Stämmen und Landschaften einen erfolgreichen Entdeckerweg beschritten, der auch die Geschichte der bildenden Künste zu neuen Erkenntnissen führen könnte. Es sind deshalb Monographien von der Art der vorliegenden lebhaft zu begrüßen. Baum gibt nicht nur wie die so verdienstvollen Denkmälerausgaben Material, sondern zieht aus den beigebrachten, heftsam ausgewählten, vielfach unbekannten Bildwerken seine Schlüsse über die Art, wie die Stilwandlungen der Zeit sich in dem süddeutschen Stammbezirk der Schwaben auswirkten. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, wollen wir nur mit den Worten des Verfassers die Kurvenlinie der Entwicklung ziehen: „Das Wollen des 13. Jahrhunderts ist im Diesseits weiter gespannt, das des 14. Jahrhunderts langte nach dem Jenseits. Das Streben des beginnenden 15. Jahrhunderts ist irdischer beschränkter.“ Es ist eben dieselbe Linie, die sich im Laufe der Kunstgeschichte immer wiederholt: Klassik, Mystik, Naturalismus mit ihren zahlreichen Spielformen, oder Schönheit, Ausdruck, Naturtreue. Von der Naturtreue weg führte die Entwicklung wieder zu einer stärkeren Anstraffung der Form nach der klassischen Seite hin, um gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts abermals unruhiger, malerischer zu werden.

Nach Darlegung der formalen Gesichtspunkte zeigt der Verfasser des weiteren an einigen ausgewählten Beispielen, daß alle diese religiösen Bilder des Mittelalters Sinnbilder sind und die religiöse Stimmung der Zeit unmittelbar widerspiegeln, wie sie darum „als Schlüssel zu einem hinter ihrer Oberfläche liegenden geistigen Reiche dienen“. Es ist eine ikonographische Studie, die uns im zweiten Abschnitt vorgelegt wird an folgenden Themen: Geburt Christi, Anbetung der Könige, Regina misericordiae, Christus und Johannes, lignum vitae, Marienklage. Da die heutige Kunstgeschichtsschreibung sich allzu einseitig auf Formprobleme verlegt, sind gerade solche Studien besonders wertvoll. Der dritte Abschnitt bringt die kunstgeschichtlichen Nachweise. Besonders mächtig zeigt sich der Einfluß der Straßburger Münsterbauhütte, vorab in West- und Südschwaben. Erreicht der schwäbische Künstler auch nicht leicht die Klarheit und Feinheit der Form, die ober-rheinische Arbeiten auszeichnet, verhält sich die Kunst dieser beiden alemannischen Stämme „wie die Feldblume zur Gartenblume“, ist der Schwabe in der Aufnahme neuer Formgedanken zurückhaltender, konservativer als der Franke und Elßasser, neigt er mehr zur Behaglichkeit als zur Beweglichkeit, so wußt er andererseits seine Werke mit jener gemütvollen Innerlichkeit zu beseelen, welche der deutschen Sprache auf dem Resonanzboden des schwäbischen Volkscharakters einen so anheimelnden Klang gibt. — Die Behauptung des Verfassers, der heilige Augustinus sei der erste gewesen, der Gott nicht mit dem Verstande nur, sondern mit dem Herzen suchte, enthält einen zu schwachen Prozentfuß von Wahrheit, als daß sie unwidersprochen bleiben dürfte. Die Ausstattung des Bandes ist von hervorragender Güte.

Josef Kreitmaier S. J.

Hartmann Grisar S. J. und Franz Heege S. J.: *Luthers Kampfbilder. I. Passional Christi und Antichristi. Eröffnung des Bilderkampfes (1521).* (Lutherstudien. Herausgegeben von Hartmann Grisar S. J.) gr. 8° (VI u. 90 S.) Freiburg i. Br. 1921, Herder. 14,— Mark und Zuschlag.

Vier Hefte der von Grisar herausgegebenen „Lutherstudien“ sollen sich mit Luthers Kampfbildern beschäftigen. Die erste Untersuchung befaßt sich mit dem „Passional Christi und Antichristi“ von 1521. Darin wird in einer Holzschnittfolge dreizehnmal je eine Szene aus dem Leben Christi einem Bilde aus dem Leben des Papstes gegenübergestellt. Unterschriften aus dem Evangelium erläutern die Bilder aus dem Leben Christi, Zitate aus dem kanonischen Rechte und andere Beisätze stellen den Papst als den „Antichrist“ hin. In einer sorgfältigen Untersuchung wird Luthers Anreiz an der Entstehung dieser Bilderfolge nachgewiesen. Soviel ist auf jeden Fall ersichtlich, daß Luther seit 1518 von den Ideen der Spottbilder erfüllt ist. Hufschissige Darstellungen verwandter Art gaben eine Art Vorbild ab. Cranachs Hand schuf die Vorlagen für den Holzschnitt, Melanchthon und Schwertfeger lieferten die Unterschriften und Luther ist vom Ganzen hochbefriedigt. Die Verfasser geben eine genaue Beschreibung aller Holzschnitte und danach eine Würdigung nach der religiös-polemischen und kunstgeschichtlichen Seite. 5 Abbildungen unterstützen den Text. Lehrreich sind die Ausführungen über die Nachbildungen und die Verbreitung der Bilder. Einige Detailausführungen sind in die Nachträge verwiesen.

Verschiedene unbekannte Momente in der Bilderpolemik werden hier vorgeführt und wir erhalten das erstemal ein Gesamtbild dieses wenig erfreulichen Kampfes. Ergänzende Einzelheiten dürften sich noch auffinden lassen. Gegenbachs „Totenfresser“ sind übersehen. Das Verhalten der katholischen Gegner könnte in die Untersuchung einbezogen werden. Grisar-Heeges Publikation ist natürlich keine Streitschrift gegen die Protestanten, sondern eine wissenschaftliche Ergänzung zum großen dreibändigen Lutherwerke.

Dr. Johann Ranftl.

Bernhard Bernson: *Die Pest.* Drama. Verlegt im Jahre 1920 bei Paul Cassirer, Berlin. 80 S.

Es ist die Absicht des Dichters, uns in diesem zeitlosen Drama ein Bild unserer Zeit vorzuführen. Die Pest, die schreckliche Geißel von Jahrtausenden und Millionen, wird von ihm als eine Zeit des Lasters geschildert, als eine Zeit ferueller Orgien und wahn sinnigen Täu mels, als eine Zeit der Selbstsucht und des Wuchers, als eine Zeit der religiösen Verwilderung und antisemitischer Tendenzen. Wir erkennen in dem trüben, aber in seinen fcheußlichen feruellen Greueln sich gefallenden Drama ein Bild der Gegenwart. Diese

fatirische Tendenz wäre — wenn man von der Vorliebe für sexuelle Scheußlichkeiten ab-
sieht — löblich. Aber Bernhard Bernson versteht es nicht, ein erlösendes und befreiendes
Wort zu sprechen. Wohl läßt er die Hauptpersonen seines „Dramas“ immer wieder die
Befreiung der Menschheit von Pest und Laster fordern, wohl verkündet er, daß diese
Erlösung einzig durch Liebe geschehen kann, aber wenn er am Schlusse die Hauptgestalten
der 2 Teile seines Stückes gemeinsam den Tod suchen läßt, so sehen wir darin nicht Tragik,
sondern nur den Ausdruck von Verzweiflung an der kranken Menschheit, der auch nicht durch
die Liebe zu helfen sei. Freilich, durch „religionslose Liebe“, wie sie Bernson verkündet,
ist ihr auch nicht zu helfen, und so ist auf diesem Standpunkt nur ein unbefriedigender,
pessimistischer Schluß konsequent. Bei seiner antireligiösen Haltung muß eben Held Jakob
den Mißerfolg seiner Lebensarbeit und zahlreicher Opfer — die z. T. auch Verirrungen
sind — anders bewerten, als es jener zu tun imstande ist, dem eine ausgesprochen religiöse
Verankerung einer Pflicht einen festen, durch einen etwaigen Mißerfolg nicht erschütterten
Boden gibt.

Oskar Katan.

Hans Brandenburg: Die ewigen Stimmen. Gedichte. 109 Seiten. Walter Seifert, Ver-
lag, Stuttgart.

Keine reingefeilten, klingenden Verse: Auffassen eines Erlebnisses oder einer atmen-
den Landschaft in einen kristallklaren Stein. Sorglos, nüchtern sprechende Gedichte, die
manchmal Interesse wecken, aber nichts von heimlicher Seelenmelodie geben. Aus-
einandersehung mit allzu gerunzelter Stirne bei Problemen; Suchen nach neuen Worten, die
stets schlecht passen, weil sie keinen natürlichen Klang haben durch ihre Zusammensetzung.
Manchmal ein wenig nachdenklich scheinend; gar nichts von großer Verinnerlichung. Ein
Mittklang im großen Wellengang der Gedichtbücher.

Franz Friedrich Oberhauser.

Paul Ernst: Komödiantengeschichten, Spitzbubengeschichten. Georg Müller in München 1920,
454 Seiten.

Paul Ernst nenne ich einen der wenigen gegenwärtigen Prosakisten, die Stil besitzen, Stil
im engsten Sinne des Wortes, eine Einheit in der Form seiner Erzählungen, in ihrer Technik und
Sprache. Unverkennbar ist darum auch ihre künstlerische Verwandtschaft mit seinen früher ver-
öffentlichten Novellen. Aber hat Paul Ernst vorher den Kreis, in dem seine Novellen zyklisch
erzählt werden, in einer Rahmennovelle mitgeschildert und die Geschichten als Exempel, als
Beispiele für Thesen aufmarschieren lassen, die in der Unterhaltung des Kreises aufgestellt wurden,
so sucht er in den beiden vorliegenden Bänden die zyklische Einheit vor allem durch eine strenge
Beschränkung des Stoffgebietes zu erreichen. Einmal sind es ausschließlich Szenen aus dem
Schauspielerleben des 17. Jahrhunderts, der Zeit der Wandertruppen, die er offenbar einem
Kreise von Schauspielern und Schauspielerefreunden vorträgt, und zudem bemüht er sich immer
wieder, dieselben stehenden Typen auftreten zu lassen, die den typischen Charakter ihrer Rolle
auch im Leben bewahren. Durch diese beiden Umstände erreicht er eine künstlerische Geschlossen-
heit und Einheit, wie sie nicht so bald zu finden ist. Und ein ganz ähnliches Prinzip wendet er
bei den Spitzbubengeschichten an. Sie sind sämtlich im Rom des 16. Jahrhunderts lokalisiert und
die paar Hauptspitzbuben, die in sämtlichen Geschichten auftreten, suchen ebenso das Wesen des
Diebes zu erschöpfen, wie die Komödiantengeschichten das Wesen des Schauspielers zu treffen
suchen. Namentlich die Spitzbubengeschichten sind voll köstlichster Lustigkeit und feinsten Ironie
sie zaubern eine ganze Reihe prächtiger Lustspielfiguren und Lustspielsituationen vor unser Auge.
Ich will ganz absehen von der genauen Kenntnis und Beobachtung des Lebens, die sich trotz aller
Stilisierung allüberall in diesen Novellen, besonders auch in der Schilderung der Markt- und Ge-
schäftsleute verrät, und will auch über zwei oder drei vereinzelte heikle Stellen hinweggehen;
ich will nur noch hervorheben, daß sich mir die ästhetische Wirkung des Parallelismus und des
Kontrastes kaum irgendwo drastischer und überzeugender dargestellt hat, als z. B. in der Komö-
diantengeschichte „Der Balkon“ und den Spitzbubengeschichten „Hauptmann Tromba“ und „Die
Ostermesse“.

*

Oskar Katan.

Weitere Besprechungen in der Beilage: Mitteilungen des Wolframbundes.

Zu unserem Kunstblatt

Von Karl Gabriel Pfeill

Matthaeus Grünewald, sonst Matthaeus von Alschaffenburg genannt, dürfte unter allen den besten Geistern der alten Deutschen in der edlen Zeichen- und Mahlkunst keinem weichen, oder etwas nachgeben, sondern er ist in der Wahrheit den fürtrefflichsten und besten, wo nicht mehrer, doch gleich zu schätzen. Es ist aber zu bedauern, daß dieser ausbündige Mann dermaßen mit seinen Werken in Vergessenheit gerathen, daß ich nicht einen Menschen mehr bey Leben weiß, der vor seinem Thun nur eine geringe Schrift oder mündliche Nachricht geben könnte. Damit jedoch seine Würdigkeit an Tag gebracht werde, will ich mit besonderem Fleiß, soviel mir bewußt, anziehen, ohne welches ich glaube, daß diese schöne Gedächtnis in wenig Jahren ganz völlig erlöschen würde. —“

Mit vorstehenden Worten leitet Joachim von Sandrart, der Begründer der deutschen Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft, in dem 1675 in Nürnberg erschienenen ersten Band seiner „Deutschen Akademie der Edlen Bau-, Bild- und Mahlerey-Künste“ seinen kurzen Bericht über Matthias Grünewald ein, in dem er alles zusammenträgt, was ihm zu jener Zeit von dem größten Genius der deutschen Malerei bekannt war. Und das war nicht viel, und der gesamten späteren Forschung ist es bei allem Eifer nicht gelungen, mehr als Vermutungen über die Hauptumstände von des Meisters Erdenwallen aufzustellen. Geheimnisvoll wie seine Kunst ist auch sein Leben geblieben. Alschaffenburg scheint seine Heimat gewesen zu sein, wo er gegen 1480 vielleicht auch geboren ist, um in der mainfränkischen Gegend aufzuwachsen, als Zeitgenosse Dürers und Holbeins. Er wird, dem Künstlerbrauche gemäß, viel gewandert sein; möglich, daß er in den Niederlanden war, beglaubigter ist seine Anwesenheit in Italien, vielleicht im Jahre 1500. Man nimmt an, daß er ein Schüler Holbeins d. Ä. gewesen. Dessen Passionsaltar in Frankfurt hat seine frühesten Werke beeinflusst, wenn auch das erste uns bekannte, die um 1503 in Alschaffenburg entstandene „Verspottung Christi“, jetzt in der Alten Pinakothek in München, bereits seine starke Eigenart aufweist. Nicht lange danach malte er in Basel, für die dortigen Antonitermönche, eine Kreuzigung Christi mit den Frauen, Johannes und Longinus, die sich heute in der Baseler Öffentlichen Kunstsammlung befindet, und dann 1509 vier Flügelbilder für einen Altar in Frankfurt, dessen Mittelstück Dürers berühmtes Heller'sches Bild der Himmelfahrt Mariä war, in der dortigen Dominikanerkirche. Nur zwei davon, „Der heilige Laurentius“ und „Der heilige Cyriakus“ sind erhalten (im Frankfurter Städtischen Historischen Museum), die beiden anderen, „Der heilige Stephanus“ und „Die heilige Elisabeth“, sind verloren gegangen. Man vermutet, daß bei Gelegenheit dieser Arbeit Matthias Grünewald mit Dürer in Nürnberg zusammengekommen ist, und will sogar gegenseitige kleine Einflüsse in ihren derzeitigen Bildern erkennen. Zwischen 1508 und 1511 entstand sein berühmtes Hauptwerk, der Isenheimer Altar, auf den wir noch zurückkommen werden, und von 1517 bis 1519 der Altar für die Mariaschnee-Kapelle in Alschaffenburg, ein jetzt in seine einzelnen Teile zerrissenes Tafelwerk, von dem das Mittelbild, die bekannte „Stuppacher Madonna“, in die Dorfkirche zu Stuppach in Württemberg geriet, wo es, beschnitten und mehrfach übermalt, erst Ende des letzten Jahrhunderts wiederentdeckt wurde. Der linke Flügel ist verschollen und der rechte mit der Darstellung der Gründung von Santa Maria Maggiore in Rom (Maria Schnee-Legende) befindet sich im Städtischen Museum in Freiburg i. Br. Im Auftrage des Kardinals Albrecht von Brandenburg, der ihn zum Hofmaler an seinen Mainzer Bischofsitz berufen, arbeitet der Künstler dann für den Mainzer Dom und in den Jahren 1523/24 für die Stiftskirche in Halle. Die drei Altarwerke für Mainz, darunter eine Madonna in der Wolke mit sechs weiblichen Heiligen, sind von den Schweden im Dreißigjährigen Kriege als Beutestücke entführt worden, aber bei einem Schiffbruch versunken. Das Prunkstück für Halle, die heiligen Mauritius und Erasmus darstellend, beherbergt jetzt die Münchener Alte Pinakothek. Zu erwähnen ist namentlich noch der Kreuzaltar der Stadtpfarrkirche in Tauberbischofsheim, dessen

beide Hauptdarstellungen, eine reife und großartige Kreuzigung mit Maria und Johannes und die nicht minder erschütternde Kreuztragung, uns in der Karlsruher Kunsthalle aufbewahrt sind, und dann die einzig kühne und stimmungsstarke Tafel der Stiftskirche zu Alschaffenburg, mit Christus in der Totenruhe, als eines der letzten Werke des Meisters, von gedrängtestem Ausdruck. Außerdem gibt es noch mehrere Zeichnungen von Grünewalds Hand, darunter Vorstudien zu einem verloren gegangenen Hauptwerk des Künstlers, einer Verklärung Christi, sowie Sadelers Kupferstich nach einer zugrunde gegangenen „Kreuzigung“ von ihm, die im Besitze Herzog Wilhelms von Bayern gewesen. Von Grünewalds Leben im allgemeinen weiß Sandart (s. o.) nur noch mitzuteilen, „daß er sich meistens zu Mainz aufgehalten, und ein eingezogenes, melancholisches Leben geführt, und übel verheiratet gewesen“. 1529 oder 1530 ist der große Maler an unbekanntem Orte, vielleicht in Mainz, verschieden; 1531 erwähnt Melanchthon in seiner Rhetorik seiner als eines Verstorbenen. —

Grünewald steht, ohne Vorgänger im Eigensten, ohne Nachfolger, in der deutschen Malerei einsam, gewaltig da, wie Beethoven etwa in der deutschen Musik. Wie in diesem, erkennen wir auch in dem Maler-Genius einen letzten, reifsten und tiefsten Ausdruck deutschen Wesens. Und beide haben uns unter den Werken ihres Schaffens ein Hauptwerk hinterlassen, in welchem sie, unter Zusammenfassung ihrer Kräfte, wie ihrer Lebens- und Leiderfahrung, der Menschheit gewaltige Botschaft geben von ihrem Siegeswege, der über Golgatha, durch letztes Erdenleid und letzte Erdenschwere, zur Auferstehung, zur höchsten mystisch-jubelnden Welt- und Lebensüberwindung führt: Beethoven in der neunten Sinfonie und Matthias Grünewald in seinen *Jesum im Altartafeln!* Der Vorsteher des Antoniterklosters in Hienheim bei Kolmar, Jean d'Orliac (nach anderen dessen Nachfolger, der Abt Guido Guerfi) hatte sie ihm für den Hochaltar der Klosterkirche in Auftrag gegeben. Die Tafeln sind jetzt im Kolmarer Museum und gelangten durch den unglücklichen Kriegsausgang in französischen Besitz. Grünewald hat darin eine ganze, vollklingende Sinfonie der Heilsgeschichte, ein an Umfang wie Eigenart und Inhalt einziges Werk geschaffen. Wenn der große Wandelaltar geschlossen ist, sieht man in der Mitte die übermenschliche, erschütternde Kreuzigungsgruppe, links und rechts davon auf feststehenden Seitenflügeln die Heiligen Antonius (der Vater des Ordens) und Sebastian, in welch letzterem man ein Selbstbildnis des Künstlers vermutet. Unter der Kreuzigung die Predella mit der Beweinung Christi. Bei den, z. B. an Marienfesten, geöffneten äußeren Flügeln kommt in der Mitte das große Marienbild, die Madonna in der Landschaft, mit dem — in diesem Hefte im Ausschnitt wiedergegebenen¹ — Engellkonzert zum Vorschein, an den Seiten die „Verkündigung Maria“ und die „Auferstehung Christi“. Zum zweitenmal öffnet sich der Schrein, um eine Reihe plastischer Bildwerke freizugeben, in der Mitte die machtvolle Holzfigur des heiligen Abtes Antonius. Diese mit zum Besten der deutschen Holzbildnerei gehörenden Skulpturen entstammen neueren Forschungen zufolge einem Meister Nikolaus von Hagenau und sind nur zum Teil noch im Kolmarer Museum erhalten. Auf den Seitenflügeln sieht man nun den „Besuch des heiligen Paulus beim heiligen Antonius“ und die stürmische „Versuchung des heiligen Antonius“ von Grünewalds Hand.

Das erwähnte Engellkonzert auf dem Marienbild des Altars mit der verklärten, knieenden Gestalt in dem gotischen Tempelchen hat der Deutung viele Anregung und große Schwierigkeit geboten. Am einleuchtendsten erscheint uns die neuerliche Auslegung der Szene (so Dr. Johannes Damerich in „Die Kunst dem Volke“, Sondernummer: Matthias Grünewald, München 1919) als des Gnadenkinds Maria als *Templejungfrau*, von Engeln umgeben, während einer Verkündigung, in welcher sie, wie in der Hauptdarstellung des Bildes, wohl ohne schon zu wissen, daß sie selber die Auserwählte ist, als Gesicht die Mutter des Erlösers mit der ganzen Weite und Bedeutung

¹ Mit Erlaubnis des Delphin-Verlages, München. Entnommen dem dort erschienenen Bändchen: „Grünewald, der Romantiker des Schmerzes“, von Aug. S. Mayer. Dort, wie in dem weiter unten angegebenen Grünewald-Hefte von Dr. J. Damerich, die geschichtlichen Angaben.

dieser Aufgabe erblickt. Die Legende berichtet, wie Maria mit sieben Jahren, einer damaligen Sitte gemäß, dem Dienst der Jungfrau im Tempel zu Jerusalem geweiht wurde; hier ward sie „gar oft entzückt, daß sie leiblicher Speis nicht nuget, wenn also viel ihr die Engel von Gott dem Allmächtigen brachten“ („Der Heiligen Leben und Leiden“, Insel-Verlag, Leipzig, 1913, Bd. I, S. 120). Erwähnt sei hier auch eine auf denselben Gegenstand bezügliche Vision der Anna Katharina Emmerich, die das Kind Maria bei seiner Einführung und Opferung im Tempel zu Jerusalem in der Verkörperung sieht: „Ober ihr war der Himmel offen; und die Mitte des himmlischen Jerusalems, die Gottes-Stadt, schwebte über ihr mit allen Gärten, Palästen und Wohnungen der künftigen Heiligen. Und alles war mit Engeln erfüllt, wie auch die Glorie, welche Maria umgab, mit Engels-Ange Gesichtern erfüllt war.“ (Vgl. die Emmerich-Ausgabe bei Pustet, IV. Auflage, S. 105.) Schlagend ist die Übereinstimmung dieses Gesichtes der stigmatisierten Dülmener Nonne mit der ebenso wunderreichen und geheimnisvollen Darstellung des Jsenheimer Altars. Mit welchem Seherblick und mit welcher Gewalt einer selbstherrlichen Phantasie weiß Matthias Grünewald uns, wie auf der Versuchung des heiligen Antonius die bösen, so hier die lichten und seligen Geister, in diesen musizierenden, von grünen, blauen, gelben und roten Lichtsphären umgebenen Engelsgestalten vors Auge zu führen, bis zu den von einer strahlenden Sonnenscheibe umrundeten, ganz durchleuchteten und durchgeisteten Antlitz der kindlichen Jungfrau (auf unserem Ausschnitt nicht mehr sichtbar); wie es nur noch in dem Lichtjubiläum und der blendenden Strahlenfülle des auferstandenen Christus vom Flügelbilde seinesgleichen hat.

Die *Farbe* ist ein Hauptausdrucksmittel bei Grünewald; er „sieht nicht linear und plastisch, sondern malerisch“ (J. Danrich, s. o.) und ist „Maler“ im eigentlichen Wortsinne. Mit vollendeter Meisterschaft weiß er dies Mittel, in das er die ganze Glut seiner Empfindung hineinlegen kann, zu gebrauchen und ist darin, wie auch in der Einführung des Lichtes und der kühnsten Verwendung von Lichtwirkungen, seiner Zeit weit voraus, wie er in der eigentümlichen Erregtheit der Gebärde und des Ausdrucks schon das Barock vorwegzunehmen scheint, wenn diese Kunst des folgenden Jahrhunderts sich auch in ihrem mehr *formalen* Überschwang von der aus letzten Tiefen der Intuition schöpfenden Grünewalds unterscheidet. Seine Hauptbedeutung liegt darin, daß er den von Italien hereindringenden Renaissanceinflüssen, dem selbst seine größten Zeitgenossen, wie Dürer, mehr oder minder anheimfielen, durch die Wucht und innere Notwendigkeit seiner Persönlichkeit widerstanden hat und am Ausgang des Mittelalters ein letztes, weithin leuchtendes Mal des deutschen, des germanischen Geistes, in seinem tiefsten und edelsten Sinne verstanden, aufgestellt hat. Jenes übersinnlich gerichteten germanisch-gotischen Geistes, dem alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist, der immer der äußeren Anmut die Wahrheit, die Herbe eines Charakters und der Schönheit sinnlichen Eindrucks die Kraft und Tiefe geistigen Ausdrucks vorgezogen hat. Jenes Geistes, auf den wir uns heute erst zurückzubefinnen beginnen, nachdem mit der Renaissance schon im geheimen der große *innere* Abfall der europäischen Menschheit vom Übersinnlichen, und damit auch von Christus, einsetzt, jener heimliche Verrat Europas an seinem Heiligsten, der, über den trassen Materialismus der Lechtheit hinweg, die Welt in das Unglück und Entsetzen unserer Tage gestürzt hat. So ist es nicht verwunderlich, daß der Schöpfer des Jsenheimer Altars und seine Art heute vielen der Besten Sinnbild und Wegweiser für das *eigene* Streben geworden ist, wie auch unserer Zeit in weiterem Maße erst der Blick wieder geöffnet wurde für die Bedeutung und Größe Matthias Grünewalds, des „ungemeinen Meisters“, wie ihn Sandrart („Deutsche Akademie“, 1679) nennt, „bei dem Natur und Geist Wunder getan“.





China, Felsklöster: Bodhisattva

(Sammlung Zerner, Frankfurt)

Aus dem Werk Karl With, Asiatische Monumentalplastik
Verlegt bei Wasmuth, A.-G., Berlin

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Sechzehnter Jahrgang * Heft 6 * Essen, im März 1922

Benedikt XV. und die schöne Literatur

Nachklänge zum Dantejubiläum / Von Friedrich Muckermann, S. J.

Das ist das Bezaubernde in der Persönlichkeit des hingegangenen Benedikt XV.: Er war ein Papst der Liebe. Durch alle seine Regierungsakte, seine Gesandtschaften, seine Vermittlungen, seine Ansprachen geht dieser Grundton der Versöhnung zwischen Staat und Kirche, zwischen Völkern und Gemeinwesen, zwischen Klassen und Interessen. Bei all dem Weltbewegenden seines Tuns hatte er den leisen Gang des zart und liebevoll Besänftigenden und Helfenden. Rauschende Popularität ward ihm weniger zuteil, als der stille Dank von Millionen, die er aus Gefangenschaft, Hunger, Not und Tod befreite, und die ihm ein Denkmal setzten in ihren Herzen. Soweit der Sinn für die Liebe geht, weit über die Mauern der Kirche hinaus, ja bis in Kreise hinein, die uns sonst befehlen, soweit hat man seine Wärme, seines Hirtenherzens sanftes Wohlwollen gefühlt und gewürdigt. Solange man von den Schrecken des Weltkrieges erzählen wird, so lange wird man auch von ihm sprechen, der seinem Heiland vergleichbar über die empörten Wogen ging, Ertrinkenden die rettende Hand reichend. Und so lange auch das katholische Dogma sich zu verantworten hat vor dem Pauluswort: Wenn ich die Liebe nicht hätte . . . , so lange wird man auf ihn hinweisen, der wie alle seine Vorgänger auf Petri Thron wohl der Wahrheit Hüter war, zugleich aber auch, wie es nur wenigen gegeben und von den Zeitumständen gestattet war: Ein Papst der Liebe. . . .

Indem Benedikt durch seine Gestalt und seine Tätigkeit in Zeiten des allgemeinen Hasses eine Atmosphäre der Versöhnung mitschuf und miterhielt, war er einer der stärksten Förderer jeglicher Kultur und der schönen Künste im besonderen . . . Inter arma silent Musae . . . Der Zauberstab der Liebe weckt sie wieder auf.

Neben diesem weniger greifbaren, wenn auch vielleicht bedeutenderen Verdienst, steht ein anderes, jedem einleuchtendes: Benedikt hat aufgerufen zur Dantefeier. Er hat die Welt der Dichter und Forscher aller Länder und aller Richtungen gesammelt vor einem Kolossalbild der Schönheit und hat sie genötigt, sich selbst und ihre Zeit zu vergleichen mit ihm, vor seinen Idealen sich zu beugen, sie doch irgendwie anzuerkennen, ihre lebendige Macht an sich zu erfahren.

Was das bedeutet und noch bedeuten kann, sei nur an einem hier aufgeführt, an dem, was Dante sein mußte für Deutschland und die deutsche Kultur und Literatur.

Ich will einmal von der Tatsache ausgehen, wie die Stellung der Katholiken im Volksganzen sich infolge jüngster Ereignisse wesentlich verschoben hat. Wir kamen aus der Öde und Verelendung des Staatskirchentums, fanden uns zum ersten Male als Kulturfaktor im Gegensatz zur Revolution um 1848, gingen dann erobernd vor und hatten Schlachten zu schlagen, wie den Kulturkampf. Dieses Ringen wurde endlich gekrönt durch einen Sieg weithin. Wir sind es jetzt, die die wichtigsten Staatsämter bekleiden, die machtvolle Ideen stellen oder jedenfalls zu stellen haben, die über die lebenskräftigsten Volksteile verfügen. Unsere Kampfrolle ist übergegangen in eine Führerrolle.

Nun ist es für Führer, vor allem solche, die es mehr durch ihre Ideen als durch ihre Persönlichkeit sind, von größter Bedeutung, daß sie wissen, was sie wollen, was sie sollen. Dantes Weltgedicht enthält alles, was wir in diesem Augenblick brauchen. Es ist doch schließlich die Rettung der Menschheit durch Vergil und Beatrice, die den Verirrten aus dem Chaos des Waldes zur leuchtenden Höhe des Ideals führen, der Kerninhalt der Göttlichen Komödie.

Ist Vergil nicht auch entscheidend für uns heute? Wir entsinnen uns, wenn wir seinen Symbolwert betrachten, was die Natur uns alles sagen kann. Wie sie das nächste Prinzip der Kultur ist, Leitsäge an die Hand gibt für alle Gebiete der Weltanschauung, Wissenschaft und Kunst. Alles, was für die menschliche Persönlichkeit und Gesellschaft irgendwie in Betracht kommt, ist tatsächlich schon weithin gegeben durch jene Stimme der Natur, die in jedem Menschen ruft und lockt, die durch keine Philosophie zu beseitigen, durch keine Irrung gänzlich zu verwirren, durch keinen Niedergang zu vernichten ist. Diese Natur verbindet uns mit allen, wenn sie auch andern Glaubens sind, mit allem, was positiv schafft. Und dies ist ein göttliches Band, schon darum göttlich, weil es keinem Menschen und keinem System gegeben ist, es zu zerreißen. Mit Vergil können wir zu vielen gehen, die für Beatrice noch kein Verständnis haben, wenn schon die Sehnsucht nach ihr in allen Herzen schlummert.

Indem die Offenbarung neben der ihr eigentümlichen Aufgabe doch auch noch jene erfüllt, warnend, klärend und sichernd im reinen Naturbereich zu wirken, indem Christus, der Sohn Gottes, zugleich den idealen Menschen verkörpert, indem die Kirche, der fortlebende Christus immerfort sich mit der Menschennatur verbindet und dadurch die Mutter der Kultur geworden ist, sind eben die Träger dieser Offenbarung, die Jünger Christi, die Kinder der Kirche, zugleich die geborenen Führer auch im Naturhaften.

Aber freilich, es kommt die Stelle, wo Vergil strauchelt, wo er sich nicht mehr auskennt, wo er nach Hilfe von oben schaut, wo er verschwindet — es ist vor dem Eingang ins irdische Paradies. . . .

Da erscheint Beatrice. Erst sie bringt der Welträtself letzte Lösung. Erst sie ist höchste Reinheit. Erst sie verkörpert in überirdischer, ätherischer Schönheit die größte Liebe, die Gott der Menschheit je erzeugt hat. Sie muß Vergil senden, sie muß ihn innerlich beseelen, sie muß sein Wesen mit ihren Wundern umleuchten, dann erst kann auch Vergil führen, und nur so kann er die Menschheit geleiten bis hart an ein Paradies auf Erden. Wir sind es, die Beatrice haben. In unsern Mysterien ist sie, in unserer Liturgie ertönt ihre Stimme, in unserer Kunst ist ihre Schönheit und in unserer profanen Wissenschaft noch der matte Abglanz ihrer Wahrheit. In unserem Wissen aber um die Dinge jenseits ist sie die einzige Leuchte, die Hüterin wundervoller Offenbarungen, die Spenderin überirdischer Kräfte.

Menschen sind wir und können darum ihre göttlichen Geheimnisse noch nicht in jenen Formen gestalten, wie wir sie einst durch ein Wunder schauen werden. Unser Kulturschaffen geht wesentlich mit Vergil. Beatrice bleibt das, was wir erwarten, was wir nur im Geheimnis besitzen. Aber wo und wie Vergil versagt ohne sie, da und ebenso werden auch wir versagen ohne Beatrice. Unsere Aufgabe wird es sein, die Kultur unseres Volkes immerfort in Verbindung zu halten mit ihr. Menschen sollten wir sein voll tiefen kindlichen Glaubens, voll Erfülltheit von den Dingen, die wir einstweilen nur glauben und hinter Schleiern ahnen, dann würde dieses überirdischen Erbteils Segen sich auch im Irdischen offenbaren.

Beide Pole umfassend, Erde und Himmel, in der ungeheueren Spannung, die im Kräftefeld zwischen ihnen wirkt, werden wir Menschen stärkster Lebendigkeit, gewaltigster Tatkraft sein, Menschen, die aufrecht stehen, wenn alles erliegt, Menschen, die eben nicht zu brechen sind.

Es ist nicht wahr, daß Katholizismus gleichbedeutend ist mit Schläfrigkeit, Ruhe im Traditionellen, Verknöcherung im Gegebenen. Nein, Leben ist er — hat denn das Mittelalter nicht gelebt? Wo es doch noch keinen Protestantismus gab und noch nicht jenes Dämonische des Widergeistes von heute? Hat Paulus nicht gelebt? Ist Christus nicht das Leben?

Das herrliche Ethos Dantes, das ist es, was ich das neue Ethos des katholischen Deutschlands nennen möchte. Das Ethos von Menschen, die wissen, daß sie die Welt zu retten haben. Von Menschen, die wissen, daß sie die kostbarsten Erbgüter unseres Volkes nicht in Trüben verbergen dürfen oder in Untätigkeit verkommen lassen. Von Menschen, die wissen, daß sie alles vermögen, wo doch unerschöpfliche Kräfte ihnen zu Gebote stehen. Von Menschen, die Christus-träger sind, ihm ebenbildlich im Göttlichen, ihm ebenbildlich auch im Menschlichen, jenes Christus Träger, der das Leben ist, und der die Welt erlöst hat.

Benedikt, der Papst der Liebe, ist dahingegangen. Aber die Botschaft jener Liebe, deren herrlicher Herold er war, soll nicht verklingen. Wir müssen die Welt erobern für die Wahrheit, aber wenn ich die Liebe nicht hätte.

Das religiöse Gefühl in der zeitgenössischen Dichtung

Von Franz Herwig

II.

Man hat oft, wenn man in den Dichtungen unserer Tage liest, das Gefühl, als hätten sich ungezählte Kerker für ungezählte Gefangene geöffnet, diese tasten sich hervor, zuerst scheu und ungläubig, dann aber explodiert in ihnen ein jubelnder Rausch: sie stürzen aufeinander zu, umarmen sich, umarmen Fels, Baum, Feind, Tier, alles — die ganze Welt, das Licht ist heilig, die Welt ist heilig, das Leben ist heilig, sie sehen Gott in allen Dingen. Wenn man durchaus dieses Gefühl begrifflich zu fassen und es damit — zu töten sucht, so könnte man sagen, ein extatischer Pantheismus schwärmt sich hier aus. Blicken wir aber menschlich auf das Menschliche, so finden wir, daß dieses Gefühl nichts ist als die Reaktion auf das Gebunden- und Gefangensein in einer Welt, die man vorher nur als Materie sah — eine entgottete Welt. Diese Dichter, ganz dem Gefühl hingegeben, können gar nicht sorgfältig abwägen, was Gottes und was des Teufels ist, sie haben, bestürmt von unennbaren und vorher für unglaublich gehaltenen Empfindungen, noch keine Zeit gehabt, sich begrifflich zu zergliedern. Sie schweifen noch in den endlosen Ebenen des Vorlandes herum.

Aus der gleichen Welt, aus diesem Vorland kommt Reinhold Johannes Sorge her, der weiterwandernd dann den Gipfel: Glauben und Bekenntnis gewann. Auch er kommt von jener schweifenden Liebe her, die Gut und Böse verklären will. Auch er hat einmal gesungen, in Wesen und Ton ganz wie die anderen:

(Am Fenster.)

Der Tag wird grau . . . Ihr! . . . Glühend mein Phantom
Flog euren Dächern über, bog um Türme —
Gigantisch wob es sich in euren Dunst,
Hob ihn gigantisch und stob auf zum Thron. —
Ihr saht es nicht. Ihr seht mich nicht . . . Ich finde
Nicht Antwort! Antwort! Meine Worte sollen
Brausend und Flammen durch die Lüfte schlagen,
Herniederfahren, über euch in lohen
Zungen hintanzen, daß ihr endlich mich
Gewahrt. Ihr! Ihr! Bereitet mir die Pfade!

Seht an, ich stürme unter euch, die Fackel
Rot in geschwungener Hand. Man öffne mir
Der Irrenhäuser Tore, daß ich zündend
Des blöden Lachens trübe Spinnenetze
Verwandle in ein glühendes Geäst.
Verworfenne Leichen breche man auf! vor mir —
Ich hebe euch aus stinkender Verwesung
Blinkend den Stern, daß ihr zu Boden brecht
Vor Glanz und Glut! Donnernd gewölbte Hallen
Mit finstrem Himmel: schweren Wolkenrauch,
Gepreßt aus Leibern stöhnender Maschinen,
Bestreue meiner Fackel heiliges Blut!
Tut auf! Tut auf! Die stieren Reihen der
Lüftlinge reißt mir auf: der Laster und
Der Lüfte schwarze Perlen reißt mir auf;
Ich schmücke euch die Götterbilder, daß

Die Perlen und die Lüfte musisch klirren.
Tut auf! Tut auf! Ich will die Bilder gierig reden
Die Götter türmen — Ewiges Geschlecht —
— Er bricht nieder — Stille —

Man sieht auch an diesem Bruchstück, wie ein unklar-schwärmerisches, aber sehr inbrünstiges Gefühl sich mit Naturnotwendigkeit in eine ebenso unklare und schwärmerische Form entlad.

Vielleicht erinnert man sich noch an das vorhin gebrauchte Bild von den befreiten Gefangenen, die in ihrer Ekstase zunächst alles umarmen, was sie sehen. Jrgendein Stück Dichtung mag das veranschaulichen:

Meine Glieder blühen, die Fußwurzeln saugen.
Froh bin ich Frühling, stark bin ich Werde.
Ich mag an keinen Gott mehr glauben, —
Ich hebe meine Grönländerstirn!
„Ich“ brandet es in meinem Stromgehirn,
„Mein ist die Erde!“

Ein Kind, ein Tier — ein Naturgeschöpf taumelt selig verzückt in der neu-geöffneten Welt umher, der Dichter (Gerrit Engelke) ist ganz Urgefühl. Aber einmal bleibt er stehen, irgend etwas Geheimnisvolles, im ersten Jubel der Befreiung nicht Gefühltes, wacht auf und klopft. Tese Nachdenklichkeit, vages Sicherinnern, bitter-süße unerklärliche Sehnsucht. So singt denn derselbe Dichter:

Warum nur immer meine Sehnsucht treibt,
Und nach den Flügeln alle Sinne stürzen?
Zu und zu, und niemals schlafend bleibt —
Wie nutzlos Tag und Leben sich verkürzen —,
Brich auf, flieg auf mit hundert Segelwinden!
Einmal mußt du die Heimat wiederfinden,
Daraus man dich ins Leben schuf!
Es wölbt vom Anfang sich der Vater-Auf
Und groß wie Mutterewigkeit umfächelt
Singt deine sphärenferne Seele jugendlich
Und singt erlöst und glänzt und lächelt
Und wartet nur auf dich!

Nun steht man an den Füßen der ewigen Höhen, im äußersten Vorhofe Gottes. Eine ähnliche Gefühlserweiterung und Vertiefung läßt sich bei vielen zeitgenössischen Dichtern feststellen. So etwa bei Ernst Lissauer, für den zunächst alles Gott ist. Da Lissauer viel weniger ursprünglich ist, wie die jungen Ertatiker, weniger naturhaft und mehr kulturgefättigt, gebildeter — so fließen in seine Dichtung oft die Stimmungen der alten christlichen Mystiker hinein, freilich nur ästhetisch und redensartlich verwertet. Gott und Ich vertauschen sich, fließen ineinander über; eben war es noch Gott, nun ist es das Ich, eben war es das Ich, nun ist es Gott:

Wenn ich zu Gott, dem Geiste, bete,
Wölbt sich in mir eines Domes steinern Licht,
Und ich fühle, daß ich in mich selbst eintrete,
Und ich steh' vor meinem eignen Angesicht.
Selber reich ich mir Hand zu Hand,
Die Rede tu ich ab, denn nun ist heilig Land,
Und wachse, von mir selbst gespeist,
Kraft von Kraft und Geist von Geist.

Bejahend umfaßt er das Gegenfächlichste:

Du hast in Lorenzo gestrahlt und in Savonarola verdammt,
Du fachtest Loyola, du zündetest Luther,
Du bist froh erglänzt in Goethes Mutter,
Du bist in Hebbel dunkelblendend aufgeflammt!

*

Ich bete zu einem Gott, der Gott ist groß,
Ich bete zum Gotte Beethovens und Michelangelos.

*

Es haben Männer gegessen in den tausenden Jahren,
Männer in Rutten, Stolen, Talaren,
Und Handwerker standen auf und haben die Schrift gedeutet,
Und Münzer und Karlstadt riefen wider Marien,
Und Brudner kniete vor ihr in Domsymphonien.
. . . Ich bete zu dem Gott, der aus den großen Stimmen
großer Bekenner schreit.

Er beugt sich vor den Herren, in denen er Gott sich entladen sieht. Und Gott selbst? Die Ursache, statt der Wirkung? Zuweilen merkt man, daß der Dichter auch von diesem Absoluten und Letzten angeweht wird. Dann wird er ganz einfach, ganz klein, ganz gespannt Lauschender:

Leise! Ruft mich nicht an,
Ich spüre ein Sehnen,
In dem engen Gehäus
Will sich die Seele mir dehnen.

Die Herren genügen nicht mehr, der Durst erwacht von neuem. Keine klare Erkenntnis ist zunächst möglich. Aber eine leise und selige Ahnung, die dem Glauben sehr nahe verwandt ist, meldet sich:

Ich habe gespürt,
Gruß an Stirn und Haar: ich werde geführt.
Gelassen geh ich hin.
Ich fühl in meinem Glück und Gram Gesetz und Sinn.

Es ist immer ein Weg, der in den jungen Dichtern sichtbar ist, eine Bewegung, ein widerwilliges, zögerndes, ein scheues oder ein beschwingtes Hin zum Urquell. Oft wird die Erkenntnis deutlich, daß der noch gestern hochgepriesene Verstand, die Skepsis Schuld daran trägt, daß eine Welt in Trümmer ging. Das ehemals so hoch gepriesene Individuum sitzt auf dem Scherbenberg und stöhnt, wie Ernst Schmitt:

So unermesslich war mein Glaubensreich! —
Was ich mit Fleiß zerdichtet und zerdacht,
Herr, laß mich's wiederfinden diese Nacht!

Müde der frechen und mörderischen Spekulation erscheint sich derselbe Dichter wie eine Leiche, die aufgebahrt daliegt, die Seele, dieses tausendmal in ihrer Existenz Gelegnete, wird frei.

Vorbei, vorbei! Ich liege weiß gebahrt,
Die Sonne strahlet in die goldnen Kerzen,
Unfließend dies erstarrte Mahl der Schmerzen,
Und ruft die Seele nun zur letzten Fahrt.

Ist's denn kein Träumen mehr, was ich verwahrt
Von Kindertagen her in meinem Herzen,
Was schen ich barg vor euren grimmigen Scherzen?
Ich seh die Seligen, um Gott geschart!

Ich glaube! Herr, ich glaube! Welch ein Heben!
Vom Leib entzweit reißt es mich nun hinan —
In leeren Weiten faßt mich furchtsam Beben —.

Doch lichtwärts, immer lichtwärts zuckt die Bahn!
Ich höre Stimmen in dem Strahlenmorgen,
Den Schöpfer schaue ich und bin geborgen!

Höher hinauf, das ist der Drang in den jungen Unbedingten. Man will verehren, bewundern, sich hingeben, besser werden und größer. Es braucht mit keinem Wort von Gott die Rede zu sein, man spürt den staunenden Blick, der von dem schmierigen Fußboden des Daseins, auf dem man wie in einem unterirdischen Gefängnis herumtrotzt, sich löst und Ausblick wird. So etwa bei *Max Barthel*, dem Arbeiterdichter:

Wie du den Blick und den Donner
Und den Regenbogen nicht fassen kannst,
Und immer wieder stehst und staunst
Und trunken bist —
Also gibt es Menschen,
Die neben dir schreiten
Und doch über allem Erdreich stehn;
Zu denen du aufblickst,
Gläubig wie ein Kind,
Das den gestirnten Himmel preisen will,
Der doch Jahrmillionen ein Rätsel ist,
Und die Gier in uns weckt, ihm gleich zu sein:
Ruhig, sicher und glanzgefüllt.

Barthel steht auf der letzten Station vor Gott, denn der Mensch, den er gefunden hat, ist der gotterfüllte Mensch, das Zeugnis Gottes. Vielleicht wird der Dichter immer auf der letzten Station bleiben, vielleicht wieder umkehren und abwärts oder seitwärts wandern, in der Meinung, daß es höher hinauf nicht mehr geht. Vielleicht wird er nie ein Gebet sprechen wie *Franz Nitsche*, der ganz einfach und kindlich spricht:

Du Gott, der du zu mir sprichst,
Dem ich mich beuge, willenlos,
Weil ich nicht anders kann —
Bin ich so einfältig wie ein Kind,
So blind, so dumm in menschlichen Dingen,
So laß du doch dein heilig Kleid,
Dein weites Reich mich sehen.
Ich weiß nicht, ob ich schwach, ob stark,
Ich weiß nicht, ob ich Kämpfer, Streiter,
Ich weiß nur, daß ich dir folgen muß
Und deines Mundes Sprecher bin.

Zuweilen fügt sich das religiöse Gefühl schon zu der monumentalen Wucht eines singbaren Chorals zusammen, wie bei *Victor Meyer-Eckert*.

Wir können ohne dich nicht sein,
Und haben wir dich ganz vergessen,
Weil Tages wir im Sonnenschein
Mit Weib und Mann zu Tisch geseßen —
Es kommt die Nacht, die dunkle Pein,
Wir können ohne dich nicht sein.

Du reichst durch alle Sterne,
Der Himmel ist dein Leib und Kleid,
Drum bist du niemals ferne,
Kein Weg zu dir ist steil und weit.
Und doch — im Wehn der Nächte
Weint oft mein Herz, wie tief im Wald der Wind,
Weil ich dich küssen, wie ein Kind,
Und still dir danken möchte.

Du glühst so sehr inmitten
Von aller Liebe, die uns brennt,
Daß, wer dich wollte bitten
Um deine Güte, dich nicht kennt.
Und doch — wenn im Erwärmen
Des Blutes fröhlich deine Nähe kreist —
Dann möcht ich einmal, süßer Geist,
Dich halten mit den Armen.

Die Beispiele ließen sich leicht in stundenlanger Wiedergabe vermehren. Schon eine einfache Aufzählung von Namen zeitgenössischer Dichter, die alle in ihrer Entwicklung irgendeine Wendung zum Religiösen genommen haben, zeigt eine Fülle von Geistern, untereinander oft unbewußt verbunden. Der Vorkämpfer und Bahnbrecher des konsequenten Naturalismus, Johannes Schlaf, schreibt eine große epische Dichtung „Das Gottlied“, Thomas Mann und Paul Ernst, die beiden erlesensten Köpfe unserer heutigen Literatur, offenbaren eine mehr und tiefer religiöse Grundstimmung als mancher Katholik, Jakob Wassermann in seinem Wahnschaffe-Roman stellt in der letzten Entwicklung seines Helden ein deutliches christliches Ideal auf, selbst Hasenklovers Salto ins Mystische kann man mit den geheimnisvoll wirkenden Kräften der Zeit in Verbindung bringen. Hermann Bahr hat den Anschluß an den Glauben der Kindheit wiedergewonnen. Rilles religiöse Stimmung wird man auch nicht durchaus als ästhetische Spielerei bezeichnen können. Heinrich Lilienfein beschäftigt sich ehrlich mit dem christlichen Problem. Eine Anzahl weniger bekannter Talente, wie Fr. von Gagern, Eduard Reinacher, Paul Zech, Victor Kurt Habicht u. a. neigen sich, zum Teil mit erstaunlicher Wucht, dem Religiösen zu. Das alles sind nur solche, bei denen eine *Wendung* deutlich ist. Dahin gehören schließlich auch Dieckenschmidt, der ganz vom Mysterienspielgeist Erfüllte, Richard Schaukal, Börris von Münchhausen, Max Fischer, Jakob Hegner. Es ist zweifellos ein großer Strom religiöser Stimmung, der die Dichtung unserer Tage durchrauscht. Dabei fehlen noch die Dichter katholischen Bekenntnisses, die nun nicht mehr an Glanz und Eindringlichkeit des Ausdrucks hinter den anderen zurückstehen. Es sei nur erinnert an Karl Gabriel Pfeill, Josef Windler, Konrad Weiß, Leo Sternberg, Schwarzkopf, Weinrich, Weismantel, Jakob Kneip, Heinrich Versch, Rudolf Clemens, Max Pulver und nicht zuletzt Ernst Thrausolt, die Handel-Mazzetti, schließlich darf man auch Dörfler und mich selber dahin rechnen.

Aus den Werken aller dieser Dichter eine Probe zu geben, ist natürlich unmöglich.



Uhasver

Von Br. Willram

I.

Er wandert wirklich. Es ist nicht Dichtung, sondern Wahrheit, daß er ruhelos wie Rain durch die Länder irrt, von seiner Unrast gepeitscht, das Mal des Fluches auf der Stirne — ein Gott-Verfehmter und von den Menschen Gemiedener. — Ich bin ihm selber zweimal begegnet.

Das erstemal war es in den Bergen meiner Heimat. Ich war damals noch Student — ein flaumloser, grasgrüner Springinsfeld zwar, aber doch schon gewohnt, den Menschen und Dingen, mit denen ich zu tun hatte, mein Augenmerk zu schenken. Es war ein schwüler Augustnachmittag und ich ging — schon Anno dazumal war es mir Wonne, allein zu sein — den herrlichen Höhenweg vom Loppacher Jöchl zum sogenannten Speitboden. Heute führt ein gut eingehaltener Alpensteig, der sogenannte Kellermannsweg, in schönen Windungen und Serpentinaen hart unter den Höhen hin und macht die Partie zu einer der lohnendsten und genußreichsten Gratwanderungen der dortigen Alpenwelt.

Die Zillertaler zur Linken brannten im Glask grell flutender, die Augen schmerzender Lichte; und wo die Felsen den Firn überthronten, wirkten tiefblaue Schatten Märchenstimmung in die blendende Schneewildnis. Raum, daß ein Lüftchen sich regte, und das Schweigen lag wie ein gleißender Traum über allen Höhen und Tiefen. Wollust war es, einsam des Weges zu wandern, von Thymian umduftet und von Bienen umsummt; ab und zu der monotone Hall einer Herdeglocke; hie und da leise aufschrellend ein Vogelschrei und in der Ferne — wie eine in süße Erinnerungen verlorene Musik — der verworrene Braus der Gletscherwasser. In solchen Stunden fühlt man die Einsamkeit fast wie etwas Körperliches um sich. Es ist wie ein Streicheln und Schmeicheln unsichtbar wehender Schleier und wie das leise unhörbare Sich-Bauschen und Rauschen duftfeiner Seidengewänder. Ich war bereits zwei Stunden am Wege und stapfte eben die Steinstufen des letzten Anstiegs empor, als sich plötzlich bei einer Wegkrümmung hinter vorspringendem Fels — wie aus dem Boden gewachsen — vor mir die Gestalt eines Menschen aufreckte, nein, eines Riesen, der im Stehen noch immer zu wachsen schien. Fast, daß mir augenblicklicher Schreck die Zunge lähmte. Und nur zag, furchtsam kam das „Grüß Gott“ mir vom Munde.

Keine Antwort! Aber ein Blick in dies Menschenantlitz sagte mir mehr als genug. Ein Kopf, wie aus Granit gehauen und kahl wie nacktes Gestein; das Gesicht von tausend Falten und Fältchen durchpflügt, die der Griffel herber Schicksale wie eine Runenschrift ins vergilbte Pergament der Haut geätzt; die Linien aber, die von der kühnen Habichtsnase zu den Mundwinkeln abbogen, waren schon nicht mehr Falten zu nennen; eher klaffende Risse, von wildem Kummer und verzehrender Leidenschaft aufgewühlte Schründe, die geradezu schreckten. Unheimlich drängten bei eingesunkenen Schläfen über den Augen die Knochen der Stirne vor, auf welcher — einem fatten Bluteigel nicht unähnlich — eine blaugeschwollene Ader wie ein Rainsmal dräute; aber das Entsetzlichste waren die beiden Abgründe unter den buschigen Brauen, die eher erloschenen Lichtschächten als Menschengenügen glichen. Jetzt aber — war es Täuschung oder Wirklichkeit? — glomm ein Feuer in diesen Höhlen und schlug eine Lohe heraus so heiß und dämonisch, daß mich ein Zittern überkam. Und

dabei verzog sich der Mund des Alten zu einer Grimasse, die ein Wetterleuchten von Haß und Ingrimme war, doch ebenfogut eine Fuge wildesten Jammers und Herzeleids sein konnte. — —

Ein Windhauch war aufgeslaut, der hier auf der Höhe zur immer stärkeren Brise answoll und den braunen Mantel des Fremden wie ein Segel hin- und herwarf, während der Greisenbart, der wie schmutziggrauer Baumbast tief über die Brust herabwogte, in wirren Strähnen zerflatterte.

Gruflos griff er zum Stock, schritt stumm an mir vorbei und stieg — mächtig ausholend und ohne sich jemals umzuwenden, mir voran der Höhe zu. —

Ich gestehe ganz offen, daß ich während des Weiterwanderns einer gewissen Beklemmung nicht los wurde. Und als ich den Alten oben am Aussichtspunkte — wie aus Stein gemeißelt — in einsamer, drohender Größe ragen sah — ganz in sich verloren, kämpften Unbehaglichkeit und Neugier in mir lange miteinander, bis endlich letztere die Oberhand gewann. Und ich beschloß, den Fremden schärfer ins Auge zu nehmen. Vor dem starken Jochwind suchte ich hinter ein paar hohen Steinen Schutz und ließ mich auf weichem Moospolster nieder.

Anscheinend gleich ihm mich in die Gegend vertiefend und die Zauber der Ferne genießend, waren meine Blicke doch wie Stoßgeier, die ihn immer und immer umkreisten. Es mochte ihm aufgefallen sein, denn plötzlich war er von der Höhe verschwunden.

Und ich war dessen froh. Ich beschloß, seiner keine weitere Notiz mehr zu nehmen und trank nun durstig in gierigen Zügen die Poesie der Hochwelt.

Mein Gegenüber — ein in sanften Linien sich dehnender Höhenzug — bot eine Landschaftsdichtung voll wechselnder Schönheit. Über sonnebeglänzte Triften geisterten Wolkenschatten; weiße Schutthalben und Felsstürze durchquerten und sprengelten das matte Grün steiler Mähder; in wildem Zickzack, wie eine Phalanx blinkender Speere, hoben sich die Wipfel des Waldes, der wie ein dunkler Mantel bis an den Talgrund schleifte, ins Hell der Lüfte; und zwischendurch — von Fels und Wiesengrün umrandet — äugte der tiefschwarze Spiegel eines Alpensees. Unten in der Tiefe rauschte der Wildbach weiß gischend talaus, und Silberadern gleich schossen rieselnde Wässerchen bergnieder; jauchzten voll junger Sehnsucht an Einödhöfen vorüber; sprangen hier frohgelaunt in die Leitung einer Mühle, oder warfen dort kühnen Sprunges sich kopfüber ins Rad einer Holzsjäge, um ahnungslos mitschuldig zu werden am Mord ihrer Schwestern, der Fichten vom Berge. —

Dörfer blinkten in sauberer Helligkeit zu mir herauf, und über dem Rauch der Hütten funkelte der Helmknauf schlanker, schmucker Türme.

Es war ein wonniges Schauen, als mich jählings ein fernes dumpfes Grollen aufblicken ließ. Da war der Nordhimmel hinter mir bereits eine einzige drohende Wolkenwand, die vom Schwarzenstein herüber wie ein Nachtvogel ihre Riesenfittiche spreitete; und sieh! — oben auf der Höhe — in gigantischer Größe sich vom dunklen Hintergrund abhebend, reckte sich wieder die Gestalt des Fremden, fahlhäuptig, mit wehendem Bart und fliegendem Mantel — einem Dämon gleich, unheimlich wie eine danteske Vision aus dem „inferno“, wie ein Spuk der Hölle.

Und mir ward tatsächlich unheimlich zumute. Ich machte mich denn auch sofort auf den Weg; der Tanz mußte ja gleich losgehen. Wenn ich mich recht beeilte und jede Abkürzung ausnützte, konnte ich die Almhütte am jenseitigen

Berghange in einer guten Viertelstunde erreichen. Also voran! Es war kein Schreiten, es war ein Springen von Stein zu Stein, über Felsplatten und Graswülste, ein oft atemloses Vorwärtshasten in jagender Angst, ein Schwanken und Stolpern, ein Stürzen und sich wieder Hochreißen, ein taumelndes Flüchten vor — — — nun, vor dem kommenden Wetter, das jetzt prasselnd und blühend und wie aus hundert Schlünden brüllend losbrach; aber auch ein Fliehen vor einem Grauenhaften, Unbekannten, Namenlosen, das ich mir im Rücken wußte.

Ich hatte die Almhütte erreicht; bis auf die Haut durchnäßt, warf ich mich auf die Bank am offenen Herd, stand dem Senner, mehr leuchtend als atmend, Red' und Antwort, bat um ein wenig warme Milch und glogte dann lethargisch durch die offene Fensterlücke ins Freie. Ja, der Tanz war losgegangen. Ein wahrer Herensabath voll Feuer und Schwefel! Das waren nicht Blicke; das waren Feuersträhne, die sich knirschend in die Erde bohrten; Flammendrachen, die mit rot gestäubten Rämmen fauchend um die Hütte flogen; Riesenringelnattern, schwelgend und schwelend in Blut, Gift und Geifer; Vampyre, in allen Farben schillernd, mit glühenden Fangarmen Baum und Stein umschnürend, Felsen sengend und knorrige Stämme im Nu verkohlend. —

Und dazu immer Blik und Krach in einem! Ein Dröhnen wie von tausend Schmiedehämmern und ein Zischen und Prasseln wie in der Feuereisse der Hölle! Hier flogen Rasenstücke, Äste und Stämme in wilden jauchzenden Wirbeln, dort hellsten Bäume plötzlich lichterloh auf wie Todesfackeln, und entzündete Stämme, entzweigerissene Fichtenleiber, entästete Spelte grausten im Wetterscheine wie geschändete Leichen vor meinen Blicken.

Was war mit dem Fremden geschehen? Ich schaute zur Höhe, und sieh! ohne sonderliche Eile, gemächlich fast, als ob ihn das Toben ringsum nicht berührte, schritt er den Felsensteig nieder. Einen breitkrämpigen Hut am Kopfe, fest in den Mantel gehüllt, mit dem Stoc mächtig ausgreifend, kam er näher und näher; dann stand er wieder sekundenlang still; trotz des Einschlags in aller nächster Nähe, trotz fliegender Steine und wild um ihn schnaubender Blicke stand er, das Haupt dem Himmel zugewandt, und mir war es, als gestikulirte er mit den Händen und als redete er mit einem Unsichtbaren über ihm. Ein sonderbarer Alter! Und wieder überkroch mich eine Art Grauen, und schon bangte mir vor dem Gedanken, er könnte auch in die Hütte treten und sich zu mir an den Herd setzen. Daher war ich eigentlich froh und atmete förmlich auf, als sein dunkler Schatten draußen vorübergeglitten war und sich der Hall seiner Schritte verloren hatte.

Doch konnte ich mir's nicht versagen, ihm nachzublicken. Etwa hundertfünfzig Schritte von der Hütte entfernt steht ein Wegkreuz hart am Rande des beginnenden Hochwalds. Windschief zwar, aber immer noch fest im Boden verankert.

Was ich jetzt erlebte — doch ich gestehe gern, daß mein Blick durch den dichten Schleier von Regen und Hagel behindert war —, das lebt in mir heute noch als unumstößliche Wahrheit, so sehr es dem Leser vielleicht nur als eine Täuschung der Sinne erscheinen mag. —

Wie nämlich der unheimliche Alte sich plötzlich vor dem Wegkreuz fand, gab es ihm einen Ruck; und es war wie ein Zurückprallen in jähem Schreck; dann wie ein fassungsloses Staunen und Starren mit gelähmten Gliedern —, und jetzt unsteten Blicks ein kurzes, irrendes Suchen am Boden; ein hastiges Bücken sodann — — —, ich reiße mein Glas ans Auge, um deutlicher zu

beobachten, da glöht mit einmal eine Flammengarbe in züngelnder Lohe wie Höllenglut um die Hütte, gefolgt von einem so brüllenden Donnerkrach, daß der Herd erzittert, die Balken beben und der Holzbau aus den Fugen zu gehen droht.

Und am Wegkreuz, in Flammen gehüllt, ein ragender Hühne — der Alte — eben im Begriffe, einen Stein nach dem Kreuzifixus zu schleudern! Ein Bild voll plastischer Schärfe und so entseßlich, daß mir der Atem stockt und das Winokel aus der Hand gleitet. Ahasver! schnellst in mir der Gedanke auf, und unwillkürlich — wie von einer inneren Macht gedrängt, zwingt es mich, den Gedanken laut auszudenken. „Ahasver!“ brüll' ich — soweit es die Lunge erlaubt — durch die Fensterlücke und sehe — wieder in grellrote Wetterlohe gehüllt — die Gestalt des Fremden hochaufgerichtet nach mir sich wenden und höre — mit dem Donnerschlag um die Wette ringend — eine Lachsalve aufgellen, die mir das Blut erstarren macht. Ein wahrhaft satanisches Gelächter war es, wie ich es nie wieder im Leben gehört und wie es nur abgrundtiefer Haß und ohnmächtige Wut ausspeien können.

Und als ich nochmals nach dem Frevler Ausschau hielt, war er verschwunden.

Eine Stunde später, nachdem sich das Gewitter verzogen und wieder goldener Glanz sich über die Felsen und Matten und den dampfenden Wald gelegt hatte, trat ich in Begleitung des Senners den Heimweg an.

Hundertfünfzig Schritte von der Hütte stand das Wegkreuz — windschief zwar, aber immer noch fest im Boden verankert und — der Stein schien fehlgegangen — der Dülder am Kreuze war unverletzt; aber in seinen Blicken — so schien mir — lag unsägliche Trauer — — — und ein Wehen kam von den Höhen und harfte in den Birbeln wie ein stilles, hoffnungsloses Weinen. — —

Dies war meine erste Begegnung mit Ahasver anno 1887.

II.

Vor mir — als Briefbeschwerer — liegt eine Marmorhand, schmutziggrau zwar, aber im Bruch den glänzendsten, parischen Marmor zeigend; ich fand sie einst in der Hadriansvilla bei Tivoli und habe sie als teures Andenken an schöne Stunden mit mir genommen.

Es kann ebenfogut die Hand eines Apollo cytharödos, als auch die einer kriegerischen Amazone sein, denn das Stück geschweiften Bogens, das die zarten Finger umspannen, scheint den restlichen Teil einer Waffe oder einer Lyra vorzustellen.

Oft schon hat mir diese Marmorhand, wenn ich träumend am Schreibtisch saß, ihre Geschichte erzählt, und immer und immer wieder läßt ihr Anblick die sanften Linien der Sabinerberge, den silbernen Schimmer der ölbaumumgrüntten tiburtinischen Hänge, das Brausen und Gischen der Aniosfälle und den romantischen Zauber der Tederone-Schlucht mit ihrer Sybillengrotte in meinen Gedanken aufleben; zugleich damit aber auch die Erinnerung an eine Begegnung, die zu schildern der Zweck dieser Zeilen ist. —

Wenn schon die italienische Frühlingssonne empfindlich brennen kann, so ist die Julisonne — zumal, wenn sie im Zenith steht — geradezu eine Mörderin, die das Mark aus den Knochen sengt, einem siedendes Blei durch die Adern jagt und im Gehirne wie mit glühenden Griffeln bohrt und herumwühlt, daß man das entseßliche Gefühl nicht mehr los wird, dem Wahnsinn nahe zu sein. Das Auge schmerzt vom zuckenden, grell auflachenden Licht wie mit Nadeln

gestochen; im Ohr ist ein ständiges Singen und Tönen von tausend undefinierbaren Stimmen und Geräuschen und in den Schläfen ein Druck und eine Hochspannung — hervorgebracht durch ein Fluidum, das man wohl fühlt, aber weder sehen noch greifen kann. Über der weiten Campagna gegen Rom hin liegt ein zitternder Glast, der alle Bodensenkungen verschwinden — und nur die Hügelwellen ab und zu wie die Wogen eines Ozeans aufleuchten läßt. Und in diesem Ozean von Licht dürsten auf einsamen Höhen verstreut verschmachtende Pinien zum Himmel; wie gemartert recken Zypressen ihren Asketenleib, und der Lorbeer neigt die dunklen Blätter, die rissig und rauh, wie fiebergeborstene, lechzende Menschenzungen ein gellendes „sitio“ in die Landschaft schreien.

Aber herzlos, erbarmungslos wie ein Mörderauge flammt diese Sonne nieder, um der verruchten römischen Erde, dieser tausendjährigen Sünderin Herz und Nieren zu durchforschen; daß sie doch wenigstens unser — der drei deutschen Kapläne — schonte, die wahrlich an dieser Sünderin keinen Teil haben! Vergeblicher Wunsch!

Sie schonte uns nicht; sie jagte uns mit ihren Giftpfeilen durch die Gartenanlagen der Villa d'Este; wo einst fröhliche Raskaden und frische Sturzwasser rauschten — heute zerbröckelte Mauern, an dieser grausamen Sonne zerborstener Sandstein; verärgert, mit ausgedörrten Leibern grüßen uns bemooste Amoretten, die einst kristallene Springsbrunnen und perlende Wasserkünste bestäubten.

Neidischen Auges blickt die Liebesgöttin nach mir, d. h. nach meiner leichten Ferajola und schickt ihr süßestes Lächeln aus, um mich zu ködern! O, ich verstehe dich, schamloses Weib, aber du lächelst umsonst! Nun wär' dir mein Mantel recht, um deine Nacktheit vor den Stichflammen dieser Hölle zu schützen? — Ei, wie bist du, die du einst in blühender Schönheit strahltest und in Wollust deine milchweißen Glieder dehntest — von tausend Sprüngen zerfurcht — nun zur alten runzeligen Bettel geworden! Also büße deine Nacktheit!

Doch wir büßen mit; diese Sonne verfolgt uns hinaus zur Villa, wo Horaz der römische Salondichter, des Mäcenass Wein und Gastfreundschaft genoß.

Selbst unten im Orkus der Anioschlucht, im Dämmer ihrer Tropfsteingrotten, vom feinen Sprühregen des Wasserstaubs benezt, will der Schweiß, den dieser sengende Julitag auf unsere Stirnen zwingt, nicht weichen.

Die aus hundert Meter Höhe abstürzenden Wasser bellten und brüllten wie verschmachtendes Ungeheuer und gleißen und funkelten wie flüssiges, in Siedehitze aufzischendes Blei.

Und wo sie unten im Abgrund zerschellen, gelst es aus dem brodelnden, dampfenden, brandenden Gischt wie das Hohngeläch und die Verwünschungsflüche ewig Verdammter zu uns herauf. Der Regenbogen steht über dem Ratarakt wie ein lächelnder Hohn und nicht als veröhnendes Symbol des Friedens.

Wir stehen oben im Sybillentempel; wundersam malerisch krönt der schöne Rundbau die Schlucht, und wollüstig baden seine korinthischen Säulen in der zehrenden Glut; ihren alten, von tiefen Kanellüren zerrissenen Leibern tut diese Hitze wohl; uns aber martert sie die Augen und Nerven.

Wohl flüchten wir in eine Schattenlaube des Albergo della Sibilla, um unsern Durst und unsere Mattigkeit in einer Flasche tiburtinischen Hügelweins zu erlösen. Vergebenes Unterfangen! Ward dieser Trank in der Hölle gebraut, oder ist es das heiße, sündige Blut, welches dir — altes Tibur — einst durch die Adern rann?

Wir haben tatsächlich erst aufgeatmet, als wir am Spätnachmittag im „Boschetto“ der Villa Hadriana unter dem Schattendach wilden Lorbeers Siesta hielten. Über mich war wieder das große Träumen gekommen. Und über den spärlichen, staubbesmukhten Rasen, den Hunderte von dunklen Mohnblumen wie frischgefallene Blutstropfen sprenkelten, schweiften meine Blicke hinaus ins melancholische Tempetal, das sich Kaiser Hadrian hier in seiner tiburtinischen Villa einbauen ließ. Und der Monte Gennaro wurde mir zum Olympos, und im Ohr vernahm ich des Peneios melodisches Wellengeriesel; die Unsterblichen sah ich auf Purpur-Wolkensitzen thronen — — — als sich plötzlich etwas wonnig Kühles wie ein Diadem um meine Stirne schmiegte, und meine beiden Kollegen in steifer Feierlichkeit — mit an der Brust gekreuzten Armen sich vor mir neigend — gleichzeitig wie aus einem Munde riefen: „Ave poeta laureate!“

Das war meine Dichterkrönung mit wildem Lorbeer in der Villa Hadriana. Und, der ich soeben das Land der Griechen mit der Seele gesucht hatte, lud nun die Genossen zur Besichtigung der gleich an unser Wäldchen angrenzenden griechischen Bibliothek ein. Ich kannte die dürftigen Ruinenreste schon von früheren Besuchen und wußte unter der fingertiefen Sandschicht, die wachsame Custoden hier ausgestreut, einige Quadratmeter gut erhaltenen, buntfarbigen Mosaikbodens. Ein handgroßes Stück davon ziert heute die bescheidene Antikensammlung meiner Poetenklause.

Ich wollte eben mit meinen Erklärungen beginnen; doch der eine meiner beiden Begleiter, der riesenlange Kaplan Sch., verlangte ungestüm nach dem Kanopus geführt zu werden. Dieser Kanopus — auch eine Nachbildung der gleichnamigen ägyptischen Landschaft, die Kaiser Hadrian auf seinen Weltreisen gesehen und hier in seiner Villa wiedererstehen ließ — ist heute nicht mehr der Wasserkanal von früher, auf dem man mit Barken zum Serapeion — zum Heiligtum des Traumgottes — fuhr, um das Orakel zu befragen. Der breite Graben — vollständig mit Erde und Steinen ausgefüllt und von Alkanthus, Distelkraut und Ginster in wilder Üppigkeit überwuchert, zeigt wohl noch an seinen Rändern Reste von Gemächern und im Hintergrund eine große Nische mit einer darunterliegenden halbverfallenen Cella — die einzigen Überbleibsel des alten Serapistempels. Warum mein Riesenlanger gerade dahin wollte? Ihm, dem Philosophen, dessen Nüchternheit mit seinen katastrophalen Dimensionen gleichen Schritt hielt, konnte es doch wahrlich nicht um den Traumgott zu tun sein? Und mir — dem Dichter — den dieser Traumgott leider nur allzuoft quälte, erst recht nicht! Doch der liebe Kamerad sollte seinen Willen haben. Und während die beiden sich in den unterirdischen Gängen, die zur Tempelcella führen, verkrochen, schlenderte ich müßig in der grünen Wildnis umher. Da bäumte sich plötzlich kaum zwei Schritte vor mir ein Reptil — es dürfte wohl eine Viper gewesen sein, die sich auf dem dunkeln Samt des mächtigen Alkanthusblattes gesonnt hatte — in unzweideutiger Kampfesstellung empor. Mir aber ist alles, was kriecht — sei es Mensch oder Tier — in der Seele zuwider; und — war es dieser angeborene Ekel oder eine aus jähem Schrecken erwachsene Erregung — ich holte mit meinem Stocke zu kräftigem Schlage aus. — — Klirrend flog die Eisenspiße vom Holze; ich hatte das Reptil verfehlt, aber offenbar auf etwas Hartes aufgeschlagen; das schöne Alkanthusblatt war mitten durchtrennt, und als ich es zur Seite schob, lag vor mir — allerdings von einer schwarzen Erdruste überzogen — aber immerhin in ihren For-

men erkennbar — die Marmorhand, deren ich am Beginn dieser Zeilen bereits Erwähnung getan. Selbstverständlich erregte sie den Neid meiner Genossen, die sich nun auch — freilich weniger glücklich als ich — aufs Suchen verlegten.

Inzwischen war es Abend geworden: draußen über dem Meere standen prangende Wolkenbänke — leuchtend und lichtverklärt wie der selige Thronsiß der Götter. Wundersam duftige Abendtinten legten sich über die Campagna, und einsame Siedlungen, alleinstehende Pinien und altes, auf Hügelwellen verstreutes Gemäuer verschmolzen zu einer Silhouettendichtung voll weihvoller, feierlicher Ruhe und Sabbatstimmung.

Ich machte den Vorschlag, die sogenannte Piazza d'Oro aufzusuchen, einen größeren Ruinenkomplex im Norden, von wo aus der Blick auf das Tempetal zur Abendstunde voll eigenartigen Reizes und poesievoller Schönheit ist. —

Die Piazza d'Oro — nach Mutmaßung der Archäologen einst ein Prachtthof der alten Kaiservilla mit Säulenhallen und Wasserbassins geschmückt — bietet heute — die erwähnte Aussicht abgerechnet — ja eigentlich nichts besonders Sehenswerthes. Mehrere mächtige Pfeilerbasen, umherliegende Säulentrommeln, auf denen sich Eidechsen tummeln, da und dort Kapitäle korinthischer und dorischer Ordnung, vom Regen ausgewaschen und vom Zahn der Zeit zu Skeletten entstellt, Reste von Architraven, über die schwarzpolierte Räder spazieren — und ein Paviment (Fußboden), auf dem Gras wuchert und stellenweise schmutzgrünes Moos wie eine Patina leuchtet — ist so ziemlich alles, was die Piazza d'Oro aufzuweisen hat.

Und doch ist es herrlich viel zu dieser Abendstunde und in dieser Abendbeleuchtung; die Sonne liegt wie Gold auf den Steinen, formt das Grinsen der Ruinen in ein schönes, wehmütiges Lächeln um, legt glitzernde Traumlichter auf die Schnörkel der Kapitäle und in die Rannellüren der Säulnstümpfe, schmeichelt samtweiche Töne ans rohe Mauerwerk und läßt auf dem Boden ein Licht- und Schattenmosaik von wundervollster Wirkung entstehen. Wo sich in der Nordostecke die Reste einer Credra mit Ruhebank nachweisen lassen, öffnet sich zwischen hohen Mauertrümmern hindurch eine tiefe Durchsicht aufs Tempetal. Meine Genossen hatten sie bald entdeckt.

Die massigen Wände werfen dort tiefblaue Schatten und machen die Durchsicht zu einem nachtdunkeln Schacht, aus dem die Blicke — wie geschreckte Vögel nur um so rascher und sehnächtiger dem draußen flutenden Licht entgegenflüchten, um sich in Glanz und Wärme zu baden. Ich war eben im Begriffe, das Totosmotiv eines argzerbröckelten Kapitäls zu entziffern, als mich der Zuruf eines Kameraden plötzlich aufblicken ließ. Und da sah ich, wie unser riesenlanger Freund, Kaplan Sch., zwei Akroterien — seine Kraft probend — in den Händen schwang und dann — die Muskelleistung aufs Höchste spannend — selbe in wagrecht ausgebreiteten Armen minutenlang stille hielt. Doch nicht das war es, was mich in dem Augenblick fesselte, sondern die Riesensilhouette, die diese Pose auf dem sonnenhellen Paviment vor ihm wie aus dem Boden wachsen ließ. Es war ein Schattenkreuz, in der Verlängerung der Lang- und Querseiten minder dunkel abgedämpft, in der Mitte aber von tiefschwarzer, massiger Lönung, ganz so, wie wenn ein Kreuzifixus daran hänge.

Entzückt starrte ich auf die Schattenzeichnung und wollte schon meinem Interesse Worte leihen, als mir eine Stimme zuvorkam, die grollend und rollend wie aus einem Grabgewölbe vom Dunkel der Durchsicht her an mein

Ohr drang. Ich kann nicht sagen, was die Stimme eigentlich rief; — auch meine Kollegen wußten dessen nicht Antwort; nur darin waren wir einig, daß es zornig wie ein Fluch und ungestüm wie eine Verwünschung klang. Unvergesslich aber ist uns allen das Bild geblieben, das sich jetzt im Rahmen der Durchsicht unsern Blicken bot. Aus dem Dunkel schob sich die Gestalt eines Menschen — nein — eines Riesen, der im Stehen noch immer zu wachsen schien. Ein Kopf wie aus Granit gehämmert und kahl wie nacktes Gestein; das Gesicht von tausend Falten und Fältchen durchpflügt, die der Griffel harter Schicksale wie eine Runenschrift ins vergilbte Pergament der Haut geätzt; die Linien aber, die von der kühnen Habichtsnase zu den Mundwinkeln abbogen, waren schon nicht mehr Falten zu nennen; eher klaffende Risse, von wildem Kummer oder verzehrender Leidenschaft aufgewühlte Schründe, die geradezu schreckten.

Unheimlich drängten bei eingesunkenen Schläfen über den Augen die Knochen der Stirne vor, auf welcher — einem satten Blutegel nicht unähnlich — eine blaugeschwollene Ader wie ein Rainsmal dräute. — —

Dies alles war so rasch geschehen, daß unser hünenlanger Freund nicht einmal Zeit gefunden hatte, die Arme einzuziehen; noch schattete die Zeichnung des Kreuzes am Boden, als die Gestalt mit einem Satz vorsprang und zornig auf das Schattenbild spuckend mit gellem Hohngeächter grußlos an uns vorübereilte.

Wo hatte ich doch dieses infernale Lachen schon gehört? Wir schauten unwillkürlich dem Fremden nach, der auch wirklich noch einmal stehen blieb und sich nach uns umwandte. Und nun sahen wir erst das Entsetzlichste an ihm: die beiden Abgründe unter den buschigen Brauen, die eher erloschenen Lichtschächten als Menschaugen glichen.

Waren es diese Augen, oder war es die Grimasse um den Mund des Alten, die wie ein Wetterleuchten von Haß und Ingrimme ausah? — Plötzlich flog wie ein Bliklicht die Erkenntnis durch meine Seele. Abasver! rief ich in höchster Erregung, und jähling war mir klar, wo und wann ich diesen seltsamen Alten zum erstenmal gesehen. Er war schon hinter den Mauerresten des sogenannten Trikliniums verschwunden; und es war uns, als hörten wir noch ein leises, dumpfes Hohnlachen, oder war es nur der Hall seiner mächtig ausgreifenden Schritte?

Lange, lange schwiegen wir beengt und betroffen. Uns allen lag es wie ein Alp auf dem Herzen.

Auf dem Heimweg erzählte ich mein Erlebnis von damals, und keiner meiner beiden Kollegen erschwang sich zu einem skeptischen Lächeln, als ich mit der Behauptung abschloß: „Das war meine zweite Begegnung mit Abasver!“ —



Ritas Briefe von E. v. Handel-Mazzetti

Von Dr. Eilsh Lindner

Manirgends finden sich häufiger mangelhaft fundierte Hypothesen als bei Untersuchungen, die Geist und Wille eines Kunstwertes auf eine allgemein gültige Formel zu bringen suchen. Dies rührt wohl davon, daß wir uns, festen Überlieferungen folgend, immer mehr daran gewöhnt haben, Dinge und geistige Tatsachen der verschiedensten Art mit ein und derselben aprioristischen Voraussetzung zu deuten. In dieser Unzulänglichkeit, die gleichwohl bereits eine auf persönliches Bewußtsein eingestellte Erkenntnis in künstlerischen Dingen fordert, trankt deutlich oder distret jede Berufskritik. Analyse und Synthese bilden gemein- hin die beiden Hebel der Diagonale, an denen die Wagschalen für die Wertung geistiger Schöpfungen hängen. Doch wird das Zünglein immer nur nach einer Richtung schwanken, denn es ist immer der individuelle Standpunkt, die Einstellung auf ein von nicht zählbaren und wägbaren Faktoren bedingtes Prinzip, die Sonderart der Begabung und die begrenzte Kraft der Seele, die die anziehenden oder abstoßenden Pole im endgültigen Urteil über ein Kunstwerk beim nachempfin- denden Genießer vorausbestimmt. In erhöhten Maße gilt das für eine Schöpfung, mit der uns ein Künstler in eine dem Tageslicht verschlossene camera obscura seines Herzens führt. Eine Schöpfung dieser Art ist E. von Handel-Mazzettis neuestes Werk, das unter dem Titel „Ritas Briefe“ vollendet vorliegt. (Verlag Haufen, Saarlouis). Die nachfolgenden Gedan- ken über Ritas Briefe sollen eine bedingungslose Empfehlung für die Wenigen, aber auch eine Warnung für die Vielen sein, denn hier handelt es sich (der Idee nach) um das letzte Wort über eine künstlerische Angelegenheit, die nur von tiefster seelischer Bereitschaft erfüllte Leser als das empfinden werden, was Ritas Briefe sein wollen und sollen: eine von der Erdruste in den Himmel blühende Landschaft der Seele. Wanderer, die, unfroh alles falschen Scheins der greif- baren Welt aus innerem Antrieb die Wegstrecke zwischen Zeit und Ewigkeit durchmessen, wird es erfahrungsgemäß nicht viele geben. Die Andersgearteten aber werden kaum die Bedingung haben, die man braucht, um mit heiler Haut und Seele die schwebende Brücke vom Diesseits ins Jenseits dieses Wertes zu passieren. — Schon äußerlich lassen ja, an Hand unserer Literatur gemessen, die Beziehungen zum Kulturwillen in ihrer Einstellung auf Ding und Geist viel zu sehr die Perspek- tive zum absolut Göttlichen vermissen, weil diese Beziehungen für einen Großteil unserer Gesamt- heit noch durchaus diesseitig und materialistisch verankert sind. Es ist der ungeheure Radar eines mit Händen zu greifenden Realismus, der entseelt daliegt und immer noch von unendlich vielen geistig Hungernden zernagt und zerbissen wird. Trotz des hier und da einsetzenden mystischen ja gotischen Zuges unserer Zeit nach einer neuen seelischen Basis kann man einstweilen noch nicht von einer erlebnismäßigen und formalen Einung des Kunstwerks in einer Tatsache (einer Lebensanschauung etwa) sprechen.

Als ich mich im Einverständnis mit der Dichterin entschloß, über Ritas Briefe zu schreiben, da war ich mir auf dem Umweg einer dunklen Empfindung bewußt, daß es hier kein zulängliches literaturgeschichtliches Hilfsmittel gab, um darüber Handgreifliches, Neues und Niegezagtes zu sagen. So wird auch das Nachfolgende nicht so sehr bewußt Konkretes, als vielmehr die seelen- wandernde Beziehung von Dichter zu Dichter sein. Johannes Mumbauer, ein tiefer und geistig nachschaffender Verstehender der Kunst dieser Dichterin hat über das äußere Verhältnis von Ritas Briefen, die Entstehung und wechselseitige Verknüpfung mit den übrigen Werken Handel-Mazzettis im ersten Bande der Ausgabe dieser Briefe sich hinlänglich geäußert. So richtig mir die Auffassung Mumbauers hinsichtlich des künstlerischen Willens der Dichterin zu sein scheint, so sehr vermiße ich bei ihm die unerläßliche Begrenzung der allgemein gültigen Formel, die Kon- statierung der Relativität dieses Wertes in Bezug auf den Leserkreis. Es hat meines Erachtens keinen Wert, das Wesen dieser Dichterin gegen die okkulte, sym- bolische und theosophische Strömung eines Teiles unserer modernen Literatur (aus der es von „Gott“ weit intensiver tropft und träufelt als bei E. von Handel-Mazzetti) zu verteidigen, der Streit für und wider die Gottinnigkeit dieser Dichterin wird dadurch nicht verstummen. Gleichwohl hat auch Mumbauer von Ritas Briefen die allgemein gültige unanfechtbare Ahnung verspürt, indem er sagt: Qui capere potest, capiat. In diesem Schriftwort liegt alles menschliche Ermessen, von dem aus diese seltene und auch technisch eigenartige Schöpfung Handel-Mazzettis beurteilt werden muß. Zu sehr grenzt dieses Werk einer fessellosen Dichterin an die Linie, auf der sich Gott

und Teufel berühren. Zu sehr fordert dieses Werk das Bekenntnis aller Ahnungen und Zeugnungen, die Summe aller geistigen und sensitiven Tatsachen, für die wir die Bezeichnung Weltanschauung zu gebrauchen pflegen. Die Wahrheit und Unerbittlichkeit, die aus dem intimsten Willen dieser Schöpfung spricht, duldet keine Kompromisse mehr. Für oder wider — kalt oder warm — eine laue Brücke zwischen beiden, ein Teilgeständnis würde zur befleckten Sünde gegen die Konsequenz der Offenbarung, zur Schamlosigkeit gegen die unberührbare Nacktheit, mit der sich hier das Brautgemach einer Menschenseele aufzutut.

Schon auf den ersten Blättern dieses Buches werden sich die Geister scheiden. Eine Rolle, wie die der subjektiven und naiven, eben deshalb konzeptionslosen Trägerin dieses Werkes, kann und wird belächelt werden, solange es Menschen gibt. Im Milieu von Leuten, denen Gott aus Prinzip ein spröder Komiker ist, wird auch die gleich weißen Händen ineinandergefaltete Inbrunst eines betenden Kindes Albernheit. Aber es gibt auch Menschen, deren eigenes Leben ein freudvolles, leidvolles Sich-Hinstrecken zur Höhe, eine ewige schöne Umarmung Gottes bedeutet. Für sie sind Ritas Briefe in erster Linie. Nicht aber für jene, die die Welt zwar „schauen“, aber keine „Anschauung der Welt“ besitzen, weil ihnen Tod und Leben ein unvereinbares, indiskretes Rätsel ist.

Die S a n d l u n g in Ritas Briefen ist schnell in eine Plastik eingegrenzt — perspektivisch aber vielleicht überhaupt in kein Raummaß zu bringen. Es ist der Streit Gottes und des Teufels um eine menschliche Seele: Der Aufruhr zwischen jenen sich umfauenden Elementen, aus denen den größten geistigen Menschen aller Zeiten der Urstoff zu ihren Werten wuchs. Ein Schachbrett, auf dem das geniale Schwarz gegen das noch genialere Weiß zu Felde zieht. Ein Waffengang mit zentrifugalen und ungleichen Mitteln. Hier Rita, „unter deren Füße Engel ihre unbefleckten Hände legen, daß keine Unlauterkeit sie beflecke — dort Schlangen, Rattern und Setier, das aus der seelenhungrigen Hölle züngelt.“ (III, S. 71). Hier Rita, die entkörperte mythische Menschenseele, die schon greifbar in der Nähe Gottes steht — dort die entseelte körperliche Welt, die in ungeheurer Gottferne mit großen Augen die eigene Verwesung genießt. Ein Waffengang mit ungleichen Mitteln deshalb, weil Rita einer Unsumme dynamischer Kräfte kämpferisch gegenübersteht und gegen die numerisch überlegenen Heerhaufen der Welt — menschlich gesprochen, nur in einer physisch von ihr getrennten Klosternonne die einzige, von Gottes Vorräten gespeiste Reserve besitzt. Die geheimnisvolle Vorbereitung, der Ausbruch, der Höhepunkt und die Entscheidung dieses Kampfes, die List und Strategie dieses Feldzuges, die Schilderung der Kampfzonen auf beiden Seiten — das ist mit wenigen Worten der Inhalt dieser Briefe. — Immer und überall steht Rita im Mittelpunkt, in kompositorischer Hinsicht und perspektivisch eine Linse, die alle Strahlungen zusammenfaßt und weitergibt. Mit der Deutung Ritas steht und fällt also alles, was in diesem Werk gedacht und geschrieben ist. Aber zu hart sind die Blutgefäße dieser Mädchengedanken, um sich, wenn auch noch so vorsichtig und liebevoll, von einer schreibenden Hand sezieren zu lassen. Sie vertragen das anatomische Messer nicht, denn hier ist kaum mehr materielle Gestaltung, hier ist nur mehr Atemhauch der Seele — eine unendlich zärtliche Tatsache des Lebens.

M a r i e v o n E b n e r - E s c h e n b a c h war meines Wissens die erste, die mit erleuchtetem Herzen die geistige Schönheit und den idealen Wert Ritas erkannte. Die äußere Handlung ist auf die Basis einer Reihe von deutlich ausgearbeiteten divergierenden Charakteren hingestellt oder besser: Eine Reihe divergierender Charaktere schafft sich die Handlung. Rita, ein reif werdendes Mädchen, aber noch kein Weib, mehr Kind als Jungfrau, mehr verhüllte als aufgebrochene Blume — ein in die erste Erkenntnis des p r o f a n e n Lebens hineingejagtes Klosterkind — soll mit bewußten Mitteln ihrer bisherigen Weltanschauung entfremdet und mit den amurösen, aber für sie bluttriefenden Striden aller möglichen Henkerstnechte in die Welt zurückgeführt werden. Die irdische Gattungsiebe, der von Samt und Parfüm umkleidete Geschlechtstrieb gottferner Jugend soll gegen die Liebe Ritas zu ihrem himmlischen Gottjüngling losgelassen werden. Mit dieser Absicht reichen sich Blutsverwandte und Freunde all in eins die Hände.

Im ungleichen Kampf gegen sie steht Rita, konzeptionslos und entschlossen, denn auf tausend unsichtbaren Anwegen empfängt sie die Reserven Gottes zu diesem Streit. V i e r B e z i e h u n g e n sind es, die die Kampfzonen in Ritas Briefen gleich immer wieder aufflammenden Leuchtugeln erhellen: Die Beziehung zur r é v é r e n d e m è r e, die Beziehung zu Vater und Mutter, die Beziehung zur Gesellschaft und als Wichtigstes ihr Verhältnis zu Gott. Durch alle diese Bezie-

hungen geht sie ihren eigenen Weg. Aber dieser Weg führt nicht gerade, dieser Weg ist nicht von Anfang an vorhanden. Wachsend und reisend, sich immer höher hinaufentwickelnd, bahnt sie sich diesen Weg. Ein dorniger Pfad, ein Klettern über Höhen und Steilwände, ein Schweben über Schluchten und Abgründen, eine Tour zu den rosenroten Firnen des Himmels. Erst dort, wo sie die Verbindung mit der Welt zerbricht, an der Grenze des Höhenklimas, zwischen Firmament und Erde, fundiert sie sich zu einem neuen Wesen und schafft sich den Anspruch auf erhabenste Menschlichkeit — Gottähnlichkeit. Nach langem Kampf (im dritten Bande etwa) erreicht sie endlich jene Stufe der Entwicklung, auf der ihr alles Vergängliche nur mehr Gleichnis ist. Hier schwebt sie, von keiner Verührung der Welt mehr betastet, dank der geformten Kraft ihrer Seele durch jene Ekstase, mit denen sie ihre physisch unterdrückte Existenz zwischen Himmel und Erde ordnet. Als geistige Bewegung steht Ritas „Umweg zu Gott“ im Vordergrund und Hintergrund der aus allen beteiligten Charakteren wachsenden Handlung. Von geistig-seelischen Gesetzen ist ihr Schicksal regiert. Die geistig-seelischen Gesetze aber beweisen sich dadurch, daß sie Raum und Zeit überwindet. Von solchen Gesetzen erfüllte Menschen sind über das Leben hinausgeschritten, denn sie erkennen nur den Tod als die Erfüllung und letzte Offenbarung des Lebens. Eine Basis und Konflikte, Standort und sich widersetzende Energien aber brauchen auch solche Menschen, um sich zu vollenden. Zunächst bannt uns die Beziehung Ritas zur Nonne.

Wie ein Hauch seelenverknüpfender Selbstgespräche schwebt es von der einen zur anderen. Das sind nicht eigentlich Briefe, sondern Geständnisse, Sammlungen und Entlastungen, schmerzliche und glückvolle Schreie, wie Atemzug für Atemzug getauchte Lebensbedingungen. Diese Auffassung muß betont werden, denn sie gibt eine Anschauung dafür, wie wichtig die äußerlich passive Rolle der Nonne für den inneren Entwicklungsprozeß der kleinen Rita ist. Die äußere Passivität der *révérende mère* hat (bei aller geahnten Aktivität) für Rita noch einen besonderen Grund. Durch die Rauntrennung von Welt und Kloster soll sich die physische Formung Ritas konstant und unbeflüßigt vollziehen, um dadurch auch äußerlich die Wahrheit zu gewinnen, von der ihr Wesen nach innen erfüllt ist. Die Rauntrennung dieser wesensuntrennbaren Seelen soll aber auch dazu dienen, den innigen Kontakt beider, der durch die zeitlich voraufgehenden Briefe in der Kunstform dieser Dichtung als etwas Historisches vorausgesetzt wird, zu vertiefen. Von Brief zu Brief fluten sie unzerreißbarer ineinander. Dazu offenbart sich in der lust- und leidvollen Gegenliebe beider eine Kraft, die das gleichgesinnte gotische Wollen ihrer Neigung in unmeßbare Höhen und Fernen weiterstrahlt. Wir fühlen förmlich, wie die ruhelosen Blutwellen in den zarten Nonnenhänden all die inbrünstigen Stohgebetlein Ritas süß und schäumend in den Himmel weiterleiten. Die Dichterin hat uns die Gegenbriefe der *révérende mère* bewußt verschwiegen, aber wir ahnen den Rhythmus und die reise Haltung dieser Frau, wir ahnen den bildhaft sich erneuernden Lebensinhalt ihres Angesichts, so oft sie Ritas Briefe aus- und ineinanderfaltet. Wir wissen um die Briefe, die so zarte, fürchtende Handgelenke geschrieben haben. Kein wildes, im Weltsturm zerschlagenes Herz, keine Seele, die die Linie der Scham je überschritten hat, vermöchte im Leben so feine Memoiren des Auges zu verstehen und auszukosten wie diese reife, mit Demut und Keuschheit gebundene Jungfrau. Es scheint, als wisse und erschau diese Nonne im Geiste ein Bild, auf dem Gott selbst, einem schimmernden Jüngling gleich, die Arme um dieses blumengleiche Mädchen schlänge, daß es nicht von den blütenverderbenden Frösten dieser Erde zerschlagen werde. Es ist die Vision, aus der heraus einst die Minnelyrik einer Mechthild und Hroswitha von Sandersheim entstanden ist. Aus dieser Ahnung und diesem Glauben erwächst der Nonne alle Gemeinschaft zu Rita, mit der sie leidet und glücklich ist. Es ist hier jene Stufe klösterlicher Asteife versinnbildet, auf der die seelische Kraft und Schauung ins Jenseits stärker als alle Einprägung des physischen Leibes ist. Dabei ist die seelische Vollendung dieser Nonne doch von ganz bestimmter Art. In ihrer Person ist jene himmlische Begierde zum Teil schon erfüllt, um deren Erlangung Rita unermesslich leidet und blutet. Dort, wo sie beide die Sinnestore des Körpers schließen und zusammen — immer die eine für die andere — die Traumtüren der Seele öffnen, erheben sie sich, — wieder zusammen — ins Mystische, ins Stadium der Religion, in die völlige Befreiung der Seele vom Leibe. Der Effekt einer solchen Stufe wird bewußter Reiz des Geistes, wird etwas, was mit menschlicher Hand nicht betastet und mit physischen Mitteln des Körpers nicht gedeutet werden kann. Unter der Führung der Nonne und mit Hilfe des Kontaktes zu diesem reinen, mystischen

Weib, das alle herrlichen und gesicherten Resultate seines Herzens in Ritas Seele weiterprojiziert, wird diese die weltfeindselige Pfadfinderin zu Gott, als welche sie sich gefällt und glücklich ist. Nonne und Rita verkörpern also zusammen in ihrem kosmozentrischen Ringen nach Gott ein ungeheures Kräftespiel, ein einziges ungeheures Leben. In diesem Sinne ist auch das ganze an die Nonne gerichtete Tagebuch Ritas ein im Geistigen gegenständlich versinnbildeter Werdegang, der nach Entfaltung und Erlösung drängt: Die höchste Form der jungfräulichen Ehe, die *unio mystica*, bewußte leibliche Ehe der Seele mit Gott. So erweist sich die Tatsache, daß diesen beiden Seelen alles gemeinsam ist, als Notwendigkeit, die keine Irreführung duldet. Nirgends fühlen wir den Umweg einer Ohnmacht oder Bewußtfeinstrübung, sondern die höchste Ekstase von Schmerz und Glück zugleich, das klare, augenblendende Licht, das Gott in sie hineinstrahlt. Damit ist der in allen Teilen funktionell verbundene Organismus des Kunstwerkes erreicht, den E. von Handel-Mazzetti hier zu schaffen sich bemühte: *L i e b e i n d e r h ö c h s t e n W o l l e n d u n g*. Trotz der Vereinigung ein und derselben Idee in zwei ähnlich gearteten Seelen bleibt noch Spielraum genug für einen wunderbar zärtlichen Gegensatz. Rita in ihrer physischen Hilfslosigkeit ist in die Stürme des Schicksals hinausgegeben, greifbar von keiner Hand verteidigt, aber dennoch schön, einem im Universum treibenden Kosmos vergleichbar und nur von Gottes Kraft gebündelt und gebunden. Die Nonne im Kloster ist bewahrt vor allen zerstörenden Kräften der Außenwelt, ein Fruchtkern im Blumenkelch, durch feste Mauern und eiserne Gitter geschützt vor den Versuchern in Menschengestalt. Rita ist eine Pilgerin in ein weites Land, das vorerst nur in ihrem Herzen blüht — die *révérènde mère* dagegen der bereits erfüllte Ausdruck klösterlicher Übung, ein Beispiel immerwährender Brautchaft des Weibes, Glück, das sich selbst speist, und Sehnsucht, die vom Blut und warmen Atem eines Kreuzifixes lebt. Dort Hoffnung und hier Erfüllung, dort Aufstieg und hier erreichter Gipfel, Überschau über ein Land, das im Transcendenten, Ewigen mündet.

Zu einem ganz anderen Ergebnis führt uns die Betrachtung der Beziehung Ritas zu ihren Eltern und dieser zu ihrem Kinde. So wie uns Handel-Mazzetti das Entree dieser Familie schildert, gewinnt Rita in den Augen des Lesers ein gar nicht mehr steigerungsfähiges, tragisches Mitgefühl. Durch stärkste kontrastierende Milieuschilderung wird dieses tragische Mitgefühl vorbereitet, mit eruptiven Stoffen geladen und von beiden Seiten komprimiert: Die steingewordene Verkörperung des Gegensatzes von Leib und Seele, Fleisch und Geist, Diesseits und Jenseits. Beinahe für jeden geistigen, weißgekleideten Engel Ritas auf der einen Seite ist hier ein ungeistiger, dunkler Teufel auf der anderen Seite zum Angriff bereitgestellt. Aus jeder fahrlässigen Laune und Leidenschaft der Eltern schaut hier der Satan und langt mit klügsten Handgriffen nach seiner Beute aus. Es würde zu weit führen, die komplizierte Anatomie vom Diesseits und Jenseits dieser weltlich blasiierten Familie, von der Rita durch die prophylaktische Klostererziehung den letzten Rest von Vererbung verlor, zu zerpräparieren. Es fällt nicht schwer, auf den ersten Blick zu fühlen, daß Ritas Eltern gefügigen Marionetten gleichen, die der Weltgeistteufel wohl vorbereitet und nach den Gesichtspunkten einer sinnverwirrenden List dirigiert. Dies alles aber ist notwendig, man könnte sagen, durch Rita selbst herausgefordert. Damit erst beweist ja dieses Kind jene tiefe Lebenswahrheit, die darin gipfelt, daß alles Böse den Sinn hat, das Gute zu erkennen. Damit erfüllt Rita an sich die allein wahre menschliche Harmonie, die das Böse durch das Gute zu überwinden vermag, weil diese Harmonie auch im Bösen noch eine Huld und Sendung Gottes erblickt. In diesem Sinn spricht Rita immer wieder von ihrem „guten“ Vater, als bemitleidete sie ihn ob seiner gewollten Unwissenheit in Dingen, die, *sub specie aeterni*, der einzige Sinn des Lebens sind. Zu deutlich fühlt Rita, wie ihr immer guter Papa, ohne es eigentlich zu wollen, durch eine stumme Wand von ihr getrennt bleibt und auf der Strickleiter des Teufels glücklich pendelt. Für ihre Strebungen und Ziele zu Gott hat er kein Verständnis mehr, seit er mit der Parole der Loge und dem Fußtritt auf das Kreuzifix die geheimen Zuleitungen der göttlichen Gnade zerrissen hat. Selbst dort, wo er sie lieblosend mit väterlicher Hand berührt, stößt er ihr lächelnd immer wieder das schneidende Messer seiner Gottesfeindschaft in ihr religiös erzitterndes Mädchenherz. Noch größer, tiefer und grausamer ist die Divergenz, die die Mutter von ihrem Kinde scheidet. Diese Mutter, dies Weib, eine Marketenderin des Augenblicks, ist der versinnbildete Typ des hyperkultivierten Weltweibes, ein konventioneller Mensch, der schal und willenlos von einer fremden Seele in die andere schlüpft, als befähe er keine eigene. Den Typ

jener gefährlichen Rasse, die mit allen List im Guten und Bösen gewappnet ist. Eine hartweiche, schmiegsame Ratter, die sich um jedes Opfer ringelt, das ihr den Weg vertritt. Rita gegenüber wird der Charakter und die Antagonie dieser Mutter zum erregenden Moment für eine Tragik, von der Rita nach langer Pein und konsequenter Qual endlich zermalmt wird. Sie ist es, die ihr Kind von der jungfräulichen Bahn des Lebens in den sexuellen Prozeß einer mannweiblichen Liebe abzudrängen sucht. Sie ist es, die (äußerlich) hemmend in die Verbindung von Rita und Nonne eingreift. Sie ist es, die mit salbungsvollem bösen Maul die heiligsten Ideale Ritas bespeit und besudelt. Sie ist es auch, die nicht nur die demütig sittlichen Übergangsjahre ihres Kindes, sondern auch die Gefühlscham ihres Mannes in Stücke reißt. Dort, wo sie zornkochend mit beiden rechnet, ist ihr parfümierter Charakter am deutlichsten bloßgelegt. Ich erinnere an die vereitelte Klosterweihnacht Ritas, an die Besuche Lorenzens im Hause von Ritas Eltern, an die Einsprüche der Mutter gegen Ritas Briefe an die Nonne. Von einem Gespenst, von den Gangarmen einer Spinne, wird hier dies kleine, makelloso Kindesherz erdrückt und ausgequetscht. Von Anfang bis ans Ende sehen wir diese Rabenmutter im zarten Bereich der Seele Ritas gleich einer Ratte wühlen. Rita aber trägt alles mit schmerzlicher Ruhe und heroischer Duldung. Mit süßer, mürber Sanftmut erfüllt sie das ehrene vierte Gebot, mit dem Gott einst die Beziehung zwischen Eltern und Kindern geordnet wissen wollte: *U n t e r t ä n i g s t e L i e b e*. Auch in dieser diametralen Gegensätzlichkeit, die hier durch die Charaktere der letzteren alles Sinnfällige aufzulösen scheint, liegt, auf Rita angewendet, die Zusammenfassung eines Menschenschicksals, das glaubhaft ist bis in die letzte Möglichkeit. Das wandelnde Auge Gottes leuchtet auch hier gleich einer Pupille, die nach allen Seiten ihre Strahlen wissend hinauschißt. —

Von höchster Folgerichtigkeit ist auch die Haltung Ritas zur übrigen, sie verstridenwollenden Außenwelt. Was ihr hier in den Weg tritt, marschirt meist unter der amorösen Maste der Sinneliebe. Während ist da die Sprödigkeit, mit der sie alle sorgsamst servierten Höflichkeiten, Aufmerksamkeit, Liebenswürdigkeiten und Sympathien hinnimmt oder zurückweist. Die Stepsis und das Raffinement, mit der sie sich hier aus allen Schlingen zieht, ist für ihr Alter beinahe superklug, erschütternd und sarkastisch zugleich. Sie will nichts wissen von jener mannweiblichen irdischen Neigung, von der sie sieht, wie sie täglich die Menschen mit dunklen Leidenschaften besiedelt. Die Stellen, die die peinlichen Situationen Ritas zu dem ihr aufgezungenen Liebhaber schildern (ein Jüngling, dessen Charakter ihrer Wesensart unendlich ferne steht), gehören zum Fesselndsten in diesen Briefen. Wir fühlen hier, wie es beiderseits um Sein und Nichtsein geht. Es ist der Kampf durch die dicke Luft moderner Snobs, die aus Geschmack und Sorge für ihre Bügelfalte jede Leidenschaft und reizbare Erregung im Salome meiden. Gegen diese neutrale Umwelt bleibt Ritas Stellung gebieterisch persönlich. Auch dort, wo sie fast lässig mit wüsten Worten und weltlichen Rosenamen tändelt, zeigt sie noch tiefe Schürfung in die Quelle ihres himmlischbewußten Daseinsglücks. Mit sieben Siegeln verschließt sie das Geheimnis, um das ungerufene Hände vergeblich tästeln. Tausendmal seliger gestaltet sich ihr der leibliche Tod, als die Befriedung einer Quelle, aus der Gott selbst mit purpurem Herzblut träufelt. Nur äußerlich muß sie gleichsam bangen, ihr wahres Antlitz zu zeigen, innerlich ist sie zu jedem Kampf gerüstet. Wie einen ehernen Heerschild hält sie immer wieder das erhabene Beispiel der Askese, das sie aus den Lebenserinnerungen ihres liebsten Heiligen, des Klosterbruders Labre schöpft, gegen die Angriffe der ihr feindlichen Umwelt. Es wäre eine Aufgabe für sich, die zarte Seelenfreundschaft Ritas mit dem seligen Klosterbruder Labre, ihrem einfielhaften, tollpatschigen grand saint ami zu beschreiben. Vom Wesen nie ganz zu begreifender Heiligkeit gebannt, lebt sie selbst nur mehr dem Gedanken, heilig zu sein. All das Müde, Zukende, Boden- und Schlaflose in ihrem Mädchenleib sidert ab vor der blendenden Schönheit und Tiefe ihres Glaubens an das Gute, das Gott jedem Menschen gab. Kein Wunder, daß sie den lebendigen Freier zurückweist und gleichwohl vor dem toten Freunde Salis wie vor einem Heiligen kniet.

Die letzte Urform Ritas, die reißlose Verpersönlichung ihres Wesens und Charakters aber sehen wir einzig und allein in ihrer Beziehung zu Gott. Die ganze Fülle der Erlebnisse, von denen dieser Schriftwechsel zwischen Rita und der Nonne spricht, ist in die geheimnisvolle Verührung Gottes und einer Menschenseele zusammengedrängt. Aller höchste Anspruch auf Poesie ist hier erfüllt, Übung in der Schöpfungsthat, Gott ähnlich zu werden. Darin erblicke ich den Willen einer

Dichterin, die Großes, aber nicht allen Verständliches wollte und leistete. Es ist das Resultat einer Anschauung, die in der absoluten Überwindung des sinnlich Beschränkten durch Seele und Geist den Zweck des Leibes sieht. Alle Innervationen, alle feinsten seelischen Handlungen drängen hier gegen die Widerstände lebensroher und unreifer Charaktere zur Vollendung dieser Erfüllung. Es ist also die Erkenntnis, daß die franziskanische Weltanschauung der freiwilligen Armut, des Gehorsams und der Keuschheit die tiefste, wenn auch nur von wenigen erreichte Bilanz des Lebens ist. Schon mit Rücksicht auf die Konzessionslosigkeit, mit der in Ritas Briefen eine nicht gewöhnliche Persönlichkeit ihre heiligste Lebenserkenntnis verkündet, wiederhole ich die anfängliche Behauptung, daß diese Dichtung nicht für die Vielen ist. Menschen, die sich nie mit den für alle Zeiten gültigen Idealen der christlichen Religion beschäftigt haben, fehlt jede Voraussetzung für den Anblick einer Architektur, wie sie hier, Himmel- und Weltmenschheit verbindend, versucht und vollendet ist. Menschen dieser Art müßten in Ritas Briefen eine den Takt des Diesseits verletzenden Materialisierung seelischer Dinge erblicken, von denen sie freilich weder Ahnung noch Bewußtsein haben. Leute dieser Art kämen also psychologisch zu dem gegenteiligen Ergebnis von dem, was die Dichterin uns sagen und glaubhaft machen wollte. Die dumpfen Impulse banaler Gehirntakte und die nur auf einer Diesseitsbasis verankerten Lebensgefühle genügen nie und nimmer für einen Begriff, der im Ausdruck geistiger Brauttschaft mit Gott versinnbildet ist. Die Briefe Ritas aber sind und bleiben dies Hohelied eines Zustandes, den wir mit dem Worte *unio mystica* veranschaulichen und erfassen können. In diesem Sinne freilich offenbart Rita in höherem Maße als Stephana Schwertner jene elementare biblische Wahrheit, mit der das Himmelreich „den Kindern“ verkündet ist.



Grundzüge der gegenwärtigen katholischen Literatur in Frankreich

Von Hermann Plah

Eit etwa drei Jahrzehnten hat die religiöse Idee in ihrer katholischen Prägung in der französischen Literatur schöne Blüten getrieben. Es ist nicht mehr die religiöse Idee in ihren unbestimmten Formen als romantische Sehnsucht, als spiritualistische Allgemeinheit, als russisches Mitleid mit Armut und Not, als neuchristliche Halbheit, es ist die katholische Idee in ihrer vollen Wirklichkeit, in ihrer übernatürlichen Totalität, die am literarischen Horizont wieder aufgegangen ist. „Das Heilige“, schrieb Charles Péguy, „und das Übernatürliche sind für uns die Geschichte, vielleicht die einzige Geschichte, die uns interessiert, die einzige tiefe und tief wirkliche Geschichte.“ Diese katholische Literatur lebt nicht mehr kümmerlich in abgeschlossenen Kreisen und in beständiger Angst vor der Berührung mit der Welt. Mit Bazin, Bourget und Bordeaux, mit Péguy, Jammes und Claudel hat sie die große Öffentlichkeit weit über die Grenzen Frankreichs hinaus erreicht. Die gewaltigen Auflagen von Bourget sind bekannt. Von Bordeaux hat der Roman von 1909 „*Les Yeux qui s'ouvrent*“ 1917 schon die 126. Auflage, „*La Maison*“ und „*La Robe de laine*“ je die 101. Auflage, „*La Neige sur les pas*“ die 91. Auflage. Was diese Literatur so unähnlich den religiösen Annunzungen und Stimmungen der vorangegangenen Zeit macht, ist der Umstand, daß diese Männer fast alle eine Entwicklung vom Unglauben zum Glauben durchgemacht haben, daß sie mit den seelischen Nöten und geistigen Schwierigkeiten der Zeit gerungen haben, daß sie also neue, drangvoll erlebte und darum packend dargebotene Verdichtungen der religiösen Idee bieten.

Diese Entwicklung der führenden Geister bedeutet im Kern ein Fortschreiten vom weichen, spielerischen, scheinbetörten Sichgehenlassen zu harter, wirklichkeitsensiver, ordnungschaffender Zucht. Diese individuelle Entwicklung ist ihrerseits nur eine Teilercheinung der zeitgenössischen Gesamtentwicklung in Frankreich, die seit 1870/71 vom Dilettantismus, Naturalismus, Defa-

dentismus zur Wiedergewinnung wesentlicher Teile der klassischen Kultursubstanz gelangt ist. Bedürfnis nach Zucht und religiöser Nachfolge führten zur Wiederentdeckung des inneren Lebens und der Vorbilder desselben, der Heiligen. Daher der heroische Zug, der gern in der Mystik untertaucht. Am Anfang der neuen Literatur stand der Wille, aus dem Sumpfe heraus zu echtem Leben, zu lichter Höhen zu kommen. Auf dem Wege zuchtvollen Emporstrebens erscheint als weiteres Ziel die Ordnung, der Kosmos, die Hierarchie der Ideen und Werte. Der Verstand als ordnendes Prinzip, Gott als letzter Grund der Ordnung, das sind die Grundpfeiler des Klassizismus, wie er sich gerade in der katholischen Literatur Frankreichs emporgearbeitet hat. Beides also: der Heroismus einer Natur und Welt überwindenden Liebe und der Intellektualismus einer Natur und Welt im Innersten zusammenhaltenden, weil in Gott gegründeten, Ideenphilosophie ist die Grundlage dessen, was Gustav Lanson, der Vater der wissenschaftlichen Literaturkritik, die Mystik nennt, die die katholische Literatur außerhalb des herrschenden Kreises der reinen Kunstliteratur stelle.

Wenn die katholische Literatur keinen anderen Vorzug hätte als den, im Verein mit der sozialistisch-kommunistischen die französische Literatur allein durch ihr Dasein davor zu bewahren, haltlos in Spielerei und Formzauber aufzugehen, hätte sie schon viel getan. Dabei soll freilich nicht verkannt werden, daß dieses schönheits- und erlebnisbegründete Artstentum der französischen Tradition freier gegenübersteht, daß sie also nicht so leicht in einseitigen messianistischen Kulturimperialismus fällt.

Sehen wir uns nun nach den Schichtungen der katholischen Literatur um, so bemerken wir zunächst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kraftlose Idealisten wie Georges Ohnet und Octave Feuillet, als deren Fortsetzer François Coppée gelten darf. Daneben traten Exzentriker auf wie Barbey d'Aurevilly, Villiers de l'Isle-Adam, Baudelaire, Verlaine, Rimbaud, Huysmans, Léon Bloy, die trotz ihrer Einseitigkeiten und Ungeheuerlichkeiten da und dort Großes geleistet haben und von Einfluß gewesen sind. Ihr verkramptes, an Abgründe entlangtaumelndes, vergebens nach Abgeklärtheit ringendes Künstlertum war der typische Ausdruck einer Seelenlage, die inmitten positivistisch-naturalistischer Siegesfanfaren eigenwillig und doch hoffnungslos einen im Blute liegenden Supranaturalismus herauszuschleudern mußte.

Ruhig und sicher wurzelt von je im katholischen Glauben René Bazin, der schon als ganz junger Jurist die Vorrede zu einer Neuauflage von de Maîtres „Considérations sur la France“ schrieb. Aber erst seine letzten Romane, insbesondere „Le Blé qui lève“ (1907), „La Barrière“ (1910), „Davidée Birot“ (1912) und „Gingolph l'Abandonné“ zeigten ein stärkeres Hervortreten des religiösen Gedankens. Ohne tiefer aufgewühlt zu werden, erleben wir doch die Kämpfe des sozialistischen Arbeiters, des englischen Offiziers, der jungen Lehrerin um die religiöse Wahrheit stark mit. Wie Bazin kam auch Henri Bordeaux aus der Provinz (Annecy). Wie Bazin war er Jurist. Wie Bazin verteidigte er die Tradition. Die Familie „als wahrhaftige Keimzelle des Gesellschaftsbaus“, das ist seine Grundidee, der Individualismus sein Segner. Ein glänzender Erfolg war diesem sympathischen, seiner Aufgabe bewußten und gewachsenen Schriftsteller vom Anfang seines Schriftstellertums an beschieden. Noch fester war der Heimatdichter Mistral mit seiner Provence verwurzelt. Unberührt von Entartung und Verküppelung, durfte der Kreis sein wunderbar einheitliches Lebenswerk, „ganz duftend von den Blumen des ewigen Humanismus“, mit dem „Olivades“ (1912) krönen, das er demütig zu Füßen des Allerhöchsten legte.

Nicht aus der sicheren Ansehung der gesunden Provinz, sondern aus dem notwendigen Erlebnis religiöser Verlorenheit, entarteter Großstadtkultur quoll einer Anzahl anderer Schriftsteller der Glaube an die wiederaufrichtende Kraft der Tradition, der Gemeinschaft, der Religion. Von starken sittlichen Kräften geleitet fand seit 1894 Ferdinand Brunetière verhältnismäßig rasch und sicher den Weg zum Glauben zurück. Obwohl Bourget mit seinem Roman „Le Disciple“ (1889) den Wendepunkt von der artistischen zur religiösen Einstellung bezeichnete, dauerte es doch noch lange, bis er sich von gewissen mondän-naturalistischen Vorurteilen freimachte. Und psychologische Einseitigkeiten bleiben ihm wohl bis an sein Ende anhaften. Nachdem schon seine Vorkriegsromane L'Étape (1902), Un Divorce (1904) und L'Émigré (1908) den Grundwahrheiten des katholischen Traditionalismus dienten, offenbarten „Le Démon du midi“ (1914), „Le Sens de la mort“ (1915) und neuerdings „Un drame dans le monde“ (1921) Höhepunkte seiner Kunst und seiner religiösen Auffassung.

Aber nicht bloß die drangvolle Öde der Großstadt, auch die Einsamkeit der Wüste brachte der französischen Literatur einen Zuwachs gläubigen Geistes und sittlicher Kraft. Schon Rimbaud hatte inmitten seiner Tatbeseffenheit aus dem Sudan die bezeichnenden Worte vernehmen lassen: „Ich sehne mich nach Europa mit den alten Brustwehren“, aber erst nach einem langen Schmerzens-

lager kurz vor seinem Tode den Sinn dieser Sehnsucht erkannt. Ernest Psichari, dem Entel Renans, offenbarte sich in der Abgelöstheit seines kolonialen Soldatendaseins die „Mythik“ seines Berufes und bald die uralte christliche Mystik selbst. (L'Appel des armes. 1913.) Louis Bertrand, der Professor am Gymnasium in Alger, wurde auf afrikanischer Erde ein Ränder uralter Zucht und Ordnung. Er entdeckte unter der arabischen die alten lateinischen Wirklichkeiten, schrieb seinen berühmten lokal geschauten „Saint Augustin“ und tauchte auch seine Romane in die Atmosphäre dieser militärisch-christlichen Randkultur. So vollendete er, was Flaubert in „Salammbô“, France in „Thaïs“, Louys in „Aphrodite“, P. Adam in „La Ville inconnue“, Benoit in „L'Atlantide“ in verschiedenartiger Sinn- und Farbengebung unternahmen, zur Apothese eines traditionsstarken christlichen Nordafrikas. „Kein Kloster vermag so wie die Wüste nicht nur jede Verbindung zwischen uns und der Welt abzuschneiden, sondern auch uns unsere Abhängigkeit fühlen zu lassen und gleichzeitig uns uns selbst zurückzugeben. Nichts deutet mit großartigerer und schrecklicherer Klarheit den berühmten Satz Pascals über die Größe und Not des Menschen aus. Hier erlebt das denkende Rohr am besten das tragische Entsetzen vor den großen leeren Räumen, vor den Unendlichkeiten, die ihn von allen Seiten bedrängen, aber auch den unendlichen Wert dessen, daß der Mensch ein kleiner Lebensschöpfung ist in diesen Räumen des Todes und der Unfruchtbarkeit, ein Gedankenblitz inmitten der grenzenlosen Stumpfsinnigkeit des ganzen Stoffes. . . Es ist unmöglich, in dieser prachtvollen und doch feindseligen Unermesslichkeit zu leben, ohne sich ins eigene Innere zurückzuziehen und ohne zu versuchen, von da nach dem Jenseits zu entinnen. Gebet und Betrachtung sind die einzigen Früchte dieses Landes ohne Schatten und ohne Wasser. Plötzlich außerhalb des gesellschaftlichen und kulturellen Kreises stehend, sieht sich der Mensch so wie er ist in seiner ursprünglichen Not, d. h. schwach und nackt. Er weiß, wie wenig er wert ist, aber auch, was er wert ist. Alle Schranken, die seinen Horizont einengen, sind gefallen, der Tumult der Welt, die ihn betäubte, die Unruhe des Fleisches und des Blutes, die ihn vertierte, all das schweigt. Er begreift, daß er nur ein Teilchen des Seins ist, das sich ihm allmählich in der immer ernster stimmenden Verminderung der sinnfälligen Gestalten offenbart.“ So strömen der französischen Literatur Kräfte religiöser und vitaler Erneuerung zu, die um so eindringlicher wirken, als Charles de Foucauld, der Einsiedler der Sahara, all das Vorbildliche gelebt hat, was Psichari und Bertrand literarisch zu gestalten versucht haben. (Vgl. die Biographien von E. F. Gautier und René Bazin; Pierre Milleville: Un Saint in Le Temps, 27. Okt. 1921.)

Der innerste religiöse Sinn dieser ganzen bisher behandelten Literatur ist nun nicht raum- und zeitenthobene Rückkehr zum Glauben. Es war eine große seelische Not, eine Vernichtung, eine Verkennung all der Wahrheit und Weisheit, an die die früheren Generationen sich gehalten hatten. In dieser Not fand man zu Gott zurück, der allein volle Wirklichkeit ist und daher allein Stütze und Stab des Lebens, Kern und Stern des Denkens sein kann. Daß nun die Taineschüler Bourget und Brunetière (Barrès und Maurras) das Religiöse zunächst in seiner Verflechtung mit dem heimischen Boden und der nationalen Tradition sahen, daß sie also in erster Linie soziologisch den Katholizismus als die Voraussetzung der französischen Wiedergeburt sahen und in der Apologetik pragmatistisch-fideistisch die Wahrheit mehr aus der Nützlichkeit folgerten, all das wirkte vielfach verwirrend und hemmend, mehr natürlich in den theoretischen Abhandlungen, in denen Bourget Bonald erneuerte, Brunetière Comte apologetisch auswertete. Sehr richtig bemerkt Foussier dazu: „Die Wahrheit der Religion hängt nicht von den verschiedenen nationalen Geschichtsstraditionen ab, oder ein Engländer wäre es wohl auch seinem Patriotismus schuldig, Anglikaner zu bleiben. Es ist ein Vorzug für uns Franzosen, daß die katholische Wahrheit in trautem Einklang mit der ganzen Entwicklung unseres nationalen Lebens steht, wir stellen befriedigt diesen Einklang fest, aber Vorzug und Befriedigung hängen ab von der Wahrheit des Katholizismus und bilden zuunsten eben dieser Mehrheit nur ein pragmatistisches Argument, dessen Wert nur relativ, nebensächlich und untergeordnet sein kann.“ (De Taine à Péguy. 1921. S. 286.)

Im Gegensatz zu dieser soziologischen Gebundenheit darf man bei einer anderen Schicht von Literaten eine größere Freiheit, Aufgeschlossenheit, Angelegtheit für das eigentlich Religiöse, für die rein metaphysischen Wirklichkeiten feststellen. Diese jüngere Schicht stammte zum großen Teil aus dem symbolistischen Kreise, in dem ein gewaltiger Drang lebte, dem ehernen Ring naturalistischer Notwendigkeiten zu entinnen. Was Taine nach 1870 wissenschaftlich erlebte, die Notwendigkeit der Tradition, das erlebten einige Symbolisten dichterisch. Und was das Wesentlichste war: sie zogen die Schlussfolgerungen. Verlaine war vorangegangen. Le Cardonnell wurde bald Priester und ist heute der größte katholische Lyriker. Charles Morice und Adolphe Retté waren kampffrohe symbolistische Kritiker gewesen, ehe sie Katholiken wurden. Der Lyriker Charles Guérin hat zwar das „ewige Duell, das sich in ihm zwischen dem Feuer eines heidnischen Fleisches und dem Höfenschwung einer katholischen Seele“ abspielte, nicht zu Ende

gelämpft, aber er hat durch ein begeistertes Gedicht Francis Jammes die Bahn bereiten helfen:

Jammes, quand on se met à ta fenêtre, on voit
Des villas et des champs, l'horizon et les neiges;
En mai tu lis des vers dehors, à mi-voix,
L'azur du ciel remplit les chéneaux de ton toit...

In seinem Pyrenäenstädtchen hat Jammes die Dinge butolisch-französisch sehen gelernt. „La Brebis perdue“ (1910), „Les Géorgiques chrétiennes“ (1912), „Le Curé d'Ozeron“ (1918) sind reife Werke seines religiösen Katholizismus. In dem letzten Werke erinnert das fein durchgeführte Poetensymbol noch an die literarische Herkunft, aber das Ganze hat alle Unbestimmtheit und Halbheit abgestreift und wurzelt sicher in katholischer Wirklichkeit. Während des Krieges hat auch ein weiterer Symbolist, Henri Gêdon, zum katholischen Glauben zurückgefunden und aus tiefster religiöser Ergriffenheit in seinen letzten Werken („Trois miracles de Sainte Cécile“, „Le Pauvre sous l'Escalier“ 1921) Werke von anerkannter Meisterschaft hergebracht.

Über der katholischen Renaissance Frankreichs schwebt als Schutzgeist das gewaltige Genie Bascals. Er ist der unerbittliche Feind alles spielerischen, scheinerlorenen Kunstschaffens. Auch Huysmans war trotz seiner Absonderlichkeiten ein Rufer gegen den wirklichkeitsfremden Dilettantismus und kraftlosen Spiritualismus. Man spürt, wie religiöses Leben in seinen Werken nach Ausdruck ringt. Indem er auch die Dinge des Gotteshauses und der Frömmigkeit realistisch-naturalistisch ansieht, gewinnen sie neue Wirklichkeit und Bedeutung. Jeder Schönmalerei abhold wie Léon Bloy (La Femme pauvre. 1897), rüttelt er auf. Eine Mischung aus beiden scheint Émile Zola in seinem, dessen Romane „Immolé“ (1909), „La Fosse au lion“ (1911), „Le Baptême de Pauline Ardel“ (1914) und „Le Fer sur l'enclume“ (1921) von stärkster dichterischer Begabung und folgerichtigster katholischer Überzeugung eingegeben sind.

Von Rimbaud ging Paul Claudel aus, der wie Péguy ja in Deutschland kein Fremder mehr ist. Seitdem Ernst Robert Curtius in seinen „Literarischen Wegebereitern des neuen Frankreich“ ihnen eine so eindrucksvolle Würdigung hat zuteil werden lassen, erübrigt es sich, auf sie ausführlicher einzugehen, um so mehr als Péguy gefallen ist und Claudels Ruhm durch seine neueren Werke keine wesentliche Mehrung erfahren hat.

Zum Schluß wäre dann noch einer Gruppe zu gedenken, die sich seit 1906 in der Vierteljahrschrift „L'Amitié de France“, zielbewußter seit 1912 in den „Cahiers de l'Amitié de France“ zusammengeschlossen hat. (Daneben bestand noch die Zeitschrift „Les Intimités“). Robert Vallery-Radot und François Mauriac wiesen darin immer wieder auf Claudel, Jammes und Péguy als Vorbilder hin und suchten in ihren Werken einer katholischen Ästhetik Raum zu schaffen. Der naturalistischen und impressionistischen Veräußerlichung setzten sie das christliche Ideal des vertieften, im Ewigen verankerten Innenlebens entgegen. Das ideale Gedicht der Zukunft erwarten sie von dem Christen, der wieder bis in die Tiefen von starken religiösen Spannungen durchglüht ist. Zu dieser Gruppe gehörten noch André Lafon und Maurice Derouze, die beide nun schon tot sind. Keinem ihrer Werke war bis jetzt ein größerer Erfolg beschieden. Die Gegenstände, die sie in ihren Romanen wählten, die keusche Liebe, die Deroute in „L'Eveil“ (1913) und Vallery-Radot in „L'Homme du désir“ (1913) feiern, die Entwicklungsgeschichte des jungen Christen, die Lafon in „L'Elève Gilles“ (1912 von der Académie française preisgekrönt) und Mauriac in „La Robe Prétexte“ (1914) geben, sind auch weniger dazu angetan, ein breiteres Publikum zu erfassen. Es fehlt zutiefst wohl die große Begabung. Es ist „Literatur von Chorknaben“, wie man gelegentlich gesagt hat. Gegen ihre Anpreisung Claudels, Jammes und Péguy's hat neuerdings Lafere in „Les Chapelles littéraires“ (1920) kampflustig Stellung genommen. In ultrakonservativen Kreisen stimmt man dieser Philippika bei. Es sei schwer einzusehen, welche Art Verjüngung die tausendfüßigen Verse Claudels, die lockeren Assonanzen Jammes' und die Papageienmanier Péguy's zu bringen vermöchten. Mit dem gehaltvollen Entwicklungsroman „Les Années d'Apprentissage de Sylvain Briollet“ (1921) ist jetzt auch der Religionshistoriker Maurice Briollant unter die Romanschriftsteller gegangen. Aus gesättigter Bildung und feinsten Ironie gewoben, erstelt ein wohlhabendes Bild eines geistlichen Lebenskreises vor unsern Augen, in dem der eben dem Seminar entschlüpfte Briollet seine ersten Gehversuche in der größeren Welt macht. Während die oben genannten Künstler für ihr tiefes religiöses Empfinden neue Wege und Töne suchten, bemerkt man bei Briollant, ähnlich wie bei Paul Renau din, die beide aus dem sozial und politisch fortschrittlichen Sillonkreise hervorgegangen sind, ein Zurückgleiten in die literarische Tradition.

So entfaltet sich die religiöse Idee in der modernen katholischen Literatur nicht nur in bodenständigem Pragmatismus. In echten Kunstwerken schwingt sie sich da und dort schon zu reinster Glaubensmystik empor, ohne sich um die mehr im Endlichen kreisenden Harmonien des „ewigen

Humanismus“ sonderlich zu kümmern. Die Johanna Péguy, die Violaine Claudels, der Alerius Hérons sind künstlerische Verkörperungen, in denen das Göttliche, das Ewige, um einen Ausdruck Péguy zu gebrauchen, „sich ins Zeitliche einzeichnet.“ Im Umkreis des Menschlichen aber wirkt sich der eingangs erwähnte Heroismus literarisch (!) vor allem aus in verzeihender Liebe. Entschlossen, keine Phrasen mehr zu machen, sondern im Wirklichen zu leben, läßt Bourget den beleidigten Ehemann (in „Un drame dans le monde“) bei der Stelle des Vaterunfers: *Dimitte nobis debita nostra* . . . aussprechen und die Kraft zur Verwirklichung dort suchen, wo er sie weiß, in der Eucharistie. Wie der Anglikaner in „La Barrière“, so kreisen Gedanken und Sehnsucht in der katholischen Literatur Frankreichs mehr und mehr um die spirituelle Wirklichkeit, um den eucharistischen Gott, dessen geheimnisvolle Gegenwart als die innerste Triebkraft des weltgeschichtlichen Fortschritts erlebt wird.



O Schluchzen.

Ich will in seinem Schatten wohnen,
Sein Schatten hat noch tausend Kronen.
Ich starr am Kreuz, an seinen Füßen
Und will die schwarzen Male büßen.
O Buße, himmlischer, o Feuerwein,
O spüle, süße Woge, spül mich rein —
Ein Engel finde mich wie Elfenbein.

Schon zittert das Gebälke
Der Scheuer Gottes schwer.
Ich sterbe ab und welke
Und reife segenschwer . . .
Wann fährt der Wagen kornvoll
Mich donnernd unter seinem Bogen her?

O Schluchzen, Warten
Vor seinem Garten!
O Tau und Träne: Morgenstern!
Siehe, ich bin die Magd des Herrn.

Franz Johannes Weinrich.

Auf der Grafwarte

Von Friedrich Muckermann, S. J.



Graf Keyserlings Erkenntnisweg zum Überjinnlichen zielt eben die Schaulenster. Hübscher gelber Einband, ein lockendes Büchlein von 191 Seiten, kostet nur 60 Mark und trägt die drei Leuchtfammen des Reichlichen Verlages in Darmstadt. Paul Feldkeller tippt darin eingangs das Relativitätsproblem an, widerlegt in einer „Widerlegung zweier Einwände“ bei weitem nicht das Geringste, macht darauf verständnisvoll aufmerksam auf „die philosophische Unzulänglichkeit unseres europäischen Denkens“ und leitet dann über zu des Denkens „dritter Dimension“. Keyserlingsches intellektuelles Tiefersuchen wird dem veralteten „scholastischen“ — die Gänsefüßchen deshalb, weil Paul Feldkeller kaum eine Ahnung von der Scholastik hat, überhaupt mit geschichtlichen Tatsachen umspringt, wie ein Kind mit Seifenblasen — Flächensehen gegenübergestellt, wobei besonders der Begriff der Distanz von den Systemen aristokratisch betont wird. Das ist Keyserlings größte Tat, nicht daß er nach Indien usw. fuhr, sondern „die Umkreisung des Gedankenglobus, des Kosmos intellektualis.“ Man muß ja die Weltweisen beneiden, die in einer Zeit, wo Millionen nach Brot schreien und andere Millionen nach Erkenntnis verloren gegangener Werte, es fertig bringen, sich in ein metaphysisches Phäaakenland zurückzuziehen und „Philosophie als Kunst“ zu betreiben. Doch dies ist eine persönliche Angelegenheit.

Es folgen in einem zweiten Kapitel die hauptsächlichsten Dendialekte: Naturdialekt, südasiatischer Dendialekt, der amerikanische, die Ansätze zu einem neu-europäischen und auf dem Gipfel der Pyramide der Dendialekt des Grafen Keyserling. Diese Dialekte sind in der Weise verschieden, daß zum Beispiel eine Grobheit im Orientalischen ganz gut ein Kompliment im Hoch-europäischen sein kann, daß der nicht mehr „Primitive“ — *odi profanum vulgus et arceo* — natürlich weiß, daß „Christus von denen, die sich seine Anhänger nennen und doch nur seine Begriffe, die aramäische Denkform vom Jahre 50 oder 60 festzuhalten suchen (ohne daß ihnen selbst dies gelingt), ebenso verspottet und verfolgt werden würde, wie die Evangelien es von ihm berichten. Er weiß aber auch, daß die Größe Christi im Geschichtlichen nicht aufgeht, daß die Tiefe und („dynamische“) Wahrheit der um seinen Namen kristallisierten Überlieferung an Erzählungen von aller geschichtlichen Existenz oder Nichtexistenz unabhängig ist. Ja, wenn dies einmal klar geworden ist, der wird nicht mehr verstehen können (weil es nicht verstehenswürdig ist), wie Menschen, statt sich von der erschütternden Wahrheit dieses Mythos erfüllen zu lassen, noch für empirische Nebensächlichkeiten Gedanken übrig haben“ (S. 63). Nebenbei gesagt: Die Kirche Christi hat wilde Ozeane von ihrem Felsen abdrängen sehen, sie fürchtet sich nicht vor etwas metaphysischem Wellengeplätscher. . . . Ich lese weiter bis zu dem Satz auf Seite 64: „Hier nun ist der Punkt, wo alle Beweisführung ein Ende hat und Keyserling von niemandem mehr Gefolgschaft verlangen kann, der nicht von selbst, aufs tiefste von seinen Andeutungen betroffen und ergriffen, freudig mit ihm geht.“ Leider bin ich nun durchaus nicht ergriffen, und so hat das Weitere keinen Zweck. Übrigens sehe ich bei einigen neugierigen Stichproben, daß sich die Grundfragen der ersten Seiten im folgenden unablässig, ermüdend wiederholen. Man könnte die paar Leitmotive des Buches auf zwei Seiten bringen und sparte auf diese Weise viel Zeit. Ich schaue rückwärts: Gewiß, es wird da allerlei gut beobachtet, wenn auch mit unglaublicher Prokerei hingestellt — wirkliche Metaphysiker würden sich gelegentlich bei einem heiteren Mal vielleicht über diese Dinge unterhalten, herzlich dabei lachen und sich so stärken für weitere Arbeit — es wird hier und da sogar glänzend gefilmt. Da kommt mir der Ausdruck. Das ist nicht Philosophie als Kunst, sondern Metaphysik als Film. Unter hunderttausend Beleuchtungen zittern prächtige mathematisch-magische Figuren vorüber. Es ist wirklich packend, es ist phänomenal — der Verfasser braucht in seinem Dialekt dafür das Wort phänomenologisch — ich verstehe die überall mitschwingende Eitelkeit dieses Kurbler, der die ganze Akrobatik seiner Bilder zwischen Himalaja und Neuyork gewiß in seiner Phantasie miterlebt, ja, ich vergesse seitenslang, daß dies doch eigentlich Philosophie sein soll. . . .

Eine der Kernfragen bei dem Ganzen ist, was man sich unter dem „Denken“ eigentlich denken soll, nach welchem Koordinatensystem mein Denken geht und nach welchem das des Herrn Paul Feldkeller, wobei denn die Hauptschwierigkeit ist, daß ich nicht weiß, auf Grund welchen Koordinatensystems ich feststellen soll, auf welchem Koordinatensystem denn eigentlich jener metaphysische Wundervogel herumzwickert. . . . Götter, gebt mir einen festen Punkt! Freilich, der feste Punkt wird behauptet. Er liegt in der Unendlichkeit — allerdings für meine irdischen Beine etwas sehr

entfernt. Das hier geahnte Problem haben die alten Scholastiker längst erkannt. Man lese nur, was sie über appetitus innatus sagen, man vertiefe sich in ihren Synthesebegriff. Auch sie behaupten einen letzten Trieb nach Wahrheit und Glück in der Wahrheit, ein doch schließlich allem Forschenden zugrundeliegendes, was allem Denken erst den Auftrieb gibt und das herrliche Ziel. Die Identität von Denken und Sein finden sie in Gott. Seine Wirklichkeit und nicht das Denken in sich und das Reich der Possibilia sind das Zentrale. Ohne die Wirklichkeit Gott wären alle ihre Syllogismen natürlich nur leere Nullen. Das braucht uns nicht erst Graf Keyserling zu sagen. Und diese Wirklichkeit ist unerschöpflich und bietet jeder Zeit und Philosophie stets neue Entfaltungsmöglichkeiten. Und was den Relativismus angeht, so ist es freilich wahr: Ich kann mich bei meiner Weltbetrachtung in einen Turm versetzen. Bin ich ganz unten, so sehe ich draußen tausend kleine Einzelheiten. Steige ich ein wenig höher, so sehe ich am Boden unklarer, dafür aber in weitere Ferne. Erklimme ich aber die Spitze, so werden die Menschen zu Ameisen und der Horizont rückt ins schier Unendliche. Da hängt gewiß vieles ab von der Perspektive, aber in allen Höhen und Breiten und in allen Dialekten bleibt es doch wahr, daß 2 mal 2 gleich 4 ist. „Ja,“ sagt Dostojewski irgendwo, „so ein zwei mal zwei ist vier . . . es ist einfach unglaublich, daß ich das nicht ändern kann. Es lacht mich aus, es spuckt mich an, es ist einfach unverkündet, aber ich kann es nicht ändern.“ So ungefähr. Also so ganz weit ist es zu den festen Punkten denn doch nicht. Nun, in der Schule der Weisheit treibt man „Philosophie als Kunst“ und man muß schon, um das Interessante des Experimentes im Gange zu halten, den äußersten Subjektivismus, der jede Einigung von vornherein ausschließt, sie sozusagen in eine unbekannte und gänzlich unerfennbare Dimension verlegt — hier wird die Einsteinerie schon beinahe zur Steinerie — verkünden; ist dann das Unternehmen gut finanziert, und das Publikum sorgt ja dafür, bei Manx läßt es die heilige Hildegard verstauben, aber Reichl braucht sie nur ins Schaufenster zu legen und das Publikum bewundert — wenn doch die katholischen Verleger mit dieser Einband- und Ausstattungspsychologie der gebildeten Masse ein wenig rechnen wollten — und das Publikum kauft. Je teurer, um so besser. Außerdem hörte ich aus sehr verlässiger Quelle, daß der Aufstieg zu höheren Stufen der Jüngerschaft in der Schule des Meisters von Darmstadt auch bedeutend abhängig ist von dem tieferen Eingriff in den Geldbeutel — ich habe durchaus nichts dagegen, ich finde das sehr menschlich, steht doch in der Schrift schon in schöner Symbolik — südasiatischer Dialekt! — „dem dreifachen Ochsen sollst du das Maul nicht verbinden.“ Man erinnere sich übrigens, daß Verbrennungen in meinem Dialekt ganz gut Höflichkeiten im Keyserlingschen sein können. Nur die „Primitiven“ können diese Art befremdlich finden, die Adepten der esoterischen Schule aber werden sagen: Nun, der hat eben eine scholastische Brille auf, etwa eine grüne, und darum redet er eben ins Grüne. Verstehst dich, und Paul Feldtkeller und Keyserling? Nun, er hat eben eine blaue Brille auf, und darum redet er ins Blaue. . . . Und so sind wir einander nichts schuldig.

*

Bühnenvolksbund. Im Januarheft des literarischen Handweisers behandelt der unermüdliche Dr. Werner Thormann noch einmal im Zusammenhange die Bestrebungen des Bühnenvolksbundes. Dr. Redekisch schreibt ein Nachwort dazu, das sich im allgemeinen mit den grundsätzlichen Ausführungen des „Gral“ über den gleichen Gegenstand deckt. Wenn Dr. Thormann auffordert, die Frage der Zusammenarbeit von Katholiken und Protestanten noch einmal öffentlich zu erörtern, so ist das verständlich genug. Wir sehen in unsern Tagen glänzende Bauten wie Kartenhäuser zusammenstürzen, weil sie in ihren weltanschaulichen Voraussetzungen Fehler hatten. Immerhin glaube ich, daß jetzt, nachdem der Bühnenvolksbund einmal seine Verfassung hat, wo wir rings umgeben sind von Hader und Not, wo alles darauf ankommt, idealgerichtete Unternehmungen nur irgendwie zu retten, daß wir jetzt von Auseinandersetzungen absehen sollen, die doch auf dem toten Punkt bleiben. Mir scheint weder die Broschüre von Dr. Eckardt, noch die von Gerst, noch auch die Abhandlung von Thormann begrifflich durchschlagend, so viel Unregendes sie auch sonst enthalten, ja, ich hätte sogar Wesentliches gegen manches einzuwenden. Dazu bin ich der Ansicht, daß diese Fragen, wenn sie überhaupt erörtert werden sollen, von jenem neuen Ethos aus anzugreifen sind, das sich in unserer Jugend ausbildet, jenem Ethos, das mehr positiv als abweichend sich von der Tatsache aus entwickelt, daß nur unsere Ideen den inneren Beruf haben, die Zeit zu retten. Einiges habe ich im Eingangsartikel dieses Heftes zu dieser Frage ausgeführt. An anderer Stelle soll baldigst mehr kommen. Vorläufig nur dieses:

Es sind im Bühnenvolksbund hervorragende katholische Persönlichkeiten tätig. Wenn sie in jedem Einzelfalle ihren Einfluß geltend machen, wenn sie wirklich ebenso aufrechte wie im Verkehr

mit Andersdenkenden wohlwollende Menschen sind, dann bestehen zurzeit genügende Garantien für den im sittlich-religiösen Sinne guten Fortgang der Arbeit. Wir brauchen ja nicht von jedem, der mit uns arbeiten will, verlangen, daß er nun gleich katholisch sei, wenn er sich nur halten will an das jedem Menschen ins Herz geschriebene göttliche Gesetz, an die Menschennatur, die die nächste Norm und das nächste Prinzip auch in der Kunst ist. Dafür können die Katholiken im Bühnenvolksbund aber jederzeit sorgen, und zwar um so besser sorgen, je mehr sie sich beteiligen und je mehr sie in diesem Unternehmen auch die Vertretung eigener Interessen sehen. Aborigens bin ich genau darüber unterrichtet, daß sich die Zentralstelle des Bühnenvolksbundes ehrlich bemüht, mit Männern Fühlung zu halten, die das Vertrauen des katholischen Deutschland besitzen.

Je mehr ich deutsches Theaterleben kennen lerne, um so mehr sehe ich, wie wenig Theaterkräfte auf katholischer Seite — aus leicht begreiflichen Gründen — zurzeit vorhanden sind. Das kann auch der beste Wille nicht über Nacht ändern. Es gilt nun mit allen Kräften auf Leistungen hinzuwirken, denn diese werden entscheiden.

Die Polemik mit der Calderon-Gesellschaft ist verstummt, und jeder wird es freudig begrüßen, daß nun beide Organisationen in schöner Harmonie mit andern Unternehmungen, die ähnliche Ziele verfolgen, wenn auch vielleicht auf verschiedenen Wegen, mutig und mit Erfolg arbeiten. Die letzten Mitteilungen der Calderon-Gesellschaft sprechen von einem prächtigen Aufschwung in Berlin, wo sich die gesammte Presse mit den Leistungen der Calderon-Bühne auseinandergesetzt hat. Ja, wenn wir einmal energisch nach unsern Ideen und in ihrem Dienste arbeiten, dann kommen die Erfolge schon — sonst wären ja unsere Ideen nichts wert. Aber nur vor Leistungen wird man sich beugen. Programme sind billig.

Ich schließe hier gleich einige Worte an über die vom Verlag Filser, Stuttgart, herausgegebene Sammlung „Dichter und Bühne“. Es ist eine Reihe von kleinen, äußerst geschmackvoll ausgestatteten Heftchen, die unsere Bühnendichter kurz und packend behandeln. Angegeschlossen ist eine Abteilung „Meister der Oper“. Ohne weiteres ist zuzugeben, daß unter den Arbeiten — nicht alle liegen mir vor — wohlgelungene Stücke sind, von Fachleuten geschrieben, und zwar meistens geistvoll. Nur eines würde ich noch sehr begrüßen, wenn nämlich das Volkspädagogische mehr herausgebildet würde. Das Ganze ist mir für diesen Zweck — es sollen die Hefte an die Theaterbesucher verteilt werden — noch zu viel „Literatur“, noch zu wenig verknüpft mit dem Herzen des Volkes. Ich weiß wohl: Nicht viele können so schreiben, wie es hier verlangt wird. Ob nicht unter den Mitarbeitern mehr solche den Vorzug verdient hätten, die es methodisch verstehen, zum Volke zu sprechen, statt der vielen Professoren, die doch zunächst nicht auf die breitere Masse eingestellt sind? In der Studie über Eulenberg wird zwar der sittliche Standpunkt geltend gemacht, aber mit viel zu wenig Durchschlagskraft, viel zu unklar. Das hätte z. B. Dr. Säbber viel besser geschrieben. Bei der Behandlung Molières hätte man in den Quellennachweisen auf Kreiten hinzeigen können, wie überhaupt unsere katholischen Werke in den Nachweisen fast völlig übersehen werden. Wie viele herrliche Abhandlungen sind verborgen und vergessen in den früheren Jahrgängen der „Historisch-Politischen Blätter“, des „Katholik“, des „Hochland“, der „Stimmen der Zeit“ und in andern Archiven. Auf den Universitäten werden diese Arbeiten nicht erwähnt, und das ist gewiß der einzige Grund, warum Gelehrte, die aus diesem Milieu kommen, sie nicht kennen. Und doch enthalten sie bestes Gut, wenn es auch in vielen Fällen nach Neugestaltung drängt. Alles in allem kann die Sammlung aber empfohlen werden.

*

Wozu so viel Weltanschauliches in einer Literaturzeitschrift? Dem jungen Lyriker, der mich vor einiger Zeit so fragte, antwortete ich folgendes: Es sagte mir einmal ein überlegener Kenner der deutschen Seele: Bei uns in Deutschland interessiert sich überhaupt kein ernster Mann für „schöne“ Literatur. Wer lyrische Gedichte bei uns liest und die meisten Romane, das sind wesentlich Badische. In Frankreich kann ein Roman Tagesereignis sein, in Deutschland nie. Die Männer der Technik, der strengen Wissenschaft, der Politik, was kümmern sie sich um „Literatur“? d. h., halt: Für Goethes Faust haben sie Interesse, Goethes Weisheitsprüche werden von ihnen gern gelesen. . . . Wir leben eben ganz dem Wesen der Dinge zugewandt, und wir können es nicht lassen, auch in der Literatur immer und immer wieder auf das Wesen zu gehen. . . Ich muß gestehen, daß in dieser Auffassung viel Wahres ist. Höchste Wechselwirkung zwischen Leben und Dichtung, das verlangt der deutsche Geist. Und Leben ist hier größtenteils geistige Strömung, Weltanschauung, heute mehr denn je. Dazu beachte man folgendes: Wir leiden in Deutschland wirklich an einem gewissen Ideen-

schwund, an einer Verbreiterung der Bildung auf Kosten ihrer Tiefe. Wir sehen uns genötigt, Ideen einzuführen von China, Indien, aus allen Kreisen der Weltliteratur. Hier greift man nach Erotischem, Merkwürdigem, ja Verrücktem. Die Überslutung des Büchermarktes kommt zum Teil eben daher, daß man die Bücher gar nicht mehr liest. Man kauft sie als Zimmer schmuck. Der Einband entscheidet die Käufe oft mehr als der Inhalt. Es muß auch immer Neues kommen, weil man das Alte schon erledigt hat, wenn man es auf seinem Platz in der reispollen Hausbibliothek gesichert weiß. Was man früher neunmal ein Buch, so überfliegt man heute neun Bücher statt eines einzigen. Tieferes Interesse kann man auch für viele Bücher gar nicht aufbringen, da sie nicht der Ausdruck starker Objektivität, sondern nur Spiegelung eines interessanten, vielfach kapriziösen einzelnen sind. Soll dieser ungefunde Literaturrhythmus anders werden, so kann das nur von einer Gesundung des Lebensrhythmus überhaupt kommen. Dieser wieder wird nur anders werden, wenn die bewegte Masse mehr Schwergewicht bekommt. Der in subjektiven Schwingungen nervös zitternde Rhythmus muß, um im Bilde zu bleiben, wieder mehr angeglichen werden dem großen wuchtigen Wellenschlag der Überlieferung, der ernsten Welt Dinge, der tiefwogenden Gedankengänge. Sonst gibts in Epochen, wie der unstrigen, Alexandrinertum oder reinen „Literaturbetrieb“. Man fällt sich auf der Universität seinen Koffer mit den nötigen Gebrauchsartikeln, studiert etwas den Reisendenjargon, schließt sich irgendeiner Vortragsfirma an und reist eben in Literatur. Hinterher dann die wehmütige Klage, unser Volk habe keine Freude an seinen Dichtern, und unsere Vereine gingen unter im Bananentum. Ich erwarte alles Heil von einer lebendigeren Wechselwirkung zwischen Literatur und Leben. Wir wollen uns doch immer wieder daran erinnern, daß die großen Fragen vom positiv christlichen Standpunkte aus in unserer Literatur noch kaum gestaltet sind, — von einzelnen glänzenden Leistungen natürlich abgesehen. Wir haben uns noch nicht daran gemacht, mit Einfalt aller Energie jenen Zauberworten unserer Religion: Gnade, Rindschaft Gottes, Leben in Christus wirklichen Leitmotivwert zu schaffen, ihre atmosphärebildende Kraft zu entwickeln, die Konflikte des Lebens von ihnen aus auch dichterisch zu lösen. Wir haben auch eine lebenswichtige Verbindung mit unserer eigenen jüngeren Vergangenheit vorschnell abgebrochen. Ich habe das Glück gehabt, noch mit P. Sietmann verkehren zu können, und mit so vielen Männern, die noch aus der Zeit der Reichenperger und der lebendigen Romantik stammten. Ich bedauere immer, wenn wieder einer von diesen Männern hinübergeht. Sie waren in ihrer ganzen Lebensauffassung so jung, daß sie mit selbst im Alter noch leuchtenden Augen jüngerlingsfrisch schafften bis in den Morgen ihres Sterbetages. Ihre Schriften sind zum großen Teil vergessen, weil man über manchen Unzulänglichkeiten der Form das Wesentliche über sah, daß eben diese Schriften den Strom der Tradition weiterzuleiten berufen waren. Wie selten findet man bei den jungen Männer genannt wie Hettinger oder Otto Willmann. Und doch, wie sehr haben es diese Männer verstanden, Poesie, Philosophie und Religion im lebensvollen Bunde zu vereinen. Zu beklagen ist allerdings die metaphysische Schwäche unseres jüngsten Dichtergeschlechtes — wieder freilich gibt es ehrenvolle Ausnahmen. Sie haben wohl den ehrlichen Willen, ja das innerste Bedürfnis, hinter die Erscheinung zu kommen, aber es fehlt ihnen die auch in diesem Gebiet unerläßliche Beherrschung des Technischen, ich meine nicht des Fachtechnischen, aber jenes Grundbestandes an philosophischem Wissen, ohne das sich eine Allgemeinbildung doch nicht denken läßt. So glauben sie tief zu sein, wo sie doch nur verworren sind. Woher sollten sie es auch haben? Eine schier unüberbrückbare Kluft ist zwischen der philosophischen Redeweise der meisten Universitäten und der unserer alten Schulen, und so müssen denn ganze Geschlechter von Gebildeten aneinander vorbeireden, die doch im Grunde das Gleiche wollen.

Hätte ich nur mehr Mittel, ich wüßte schon, wie man in den Bezirken, die zum Stoffgebiet des „Gral“ gehören, Wandel schaffen könnte. Aber Gebuld, mehr und mehr junge Leute schließen sich an, leihen freundlich ihre Hilfe und lassen sich helfen. Das muß werden, machen kann man hier nichts. Wenn aber nicht alles täuscht, so arbeitet die Jugend von heute mit Bewußtsein und Erfolg an einem neuen Lebensstil, der jener Zueinanderwirkung von Dichtung und Leben günstiger ist als der unserer jüngsten Vergangenheit. Die Quelle rieselt. Aus schöpferischem Grund soll sie in schöner Klarheit sprudeln. Aber das Wasserlein, das blütenweckend durch die Wiesen plätschert, es hat eben seinen Ursprung in den Tiefen, und hält die Tiefe kein Wasser, was wird aus Leng und Blumen? . . .

Und endlich noch dieses ganz Entscheidende: Haben wir wirklich heute Zeit, Rosenbeete zu pflanzen, wo rings die Lava strömt? Müssen wir nicht alle auf die Dämme? Nicht auch die schöne Literatur? Unsere Parteipresse findet so oft den großen idealen Auftrieb nicht mehr, wo sie überladen ist mit Tarif und Zahlen. Dem Dichter ist es gegeben, die großen Gedanken im Innersten zu schauen und sie in heiliger Glut zu verkünden. Es hat der russischen Literatur nichts geschadet, daß sie groß wurde im idealen Kampf für die Befreiung von Leibeigenen und für die moralische Seite des Lebens. Neben den Sprechern der Parlamente und der großen Versammlungen hat

auch die Bühne des Dichters ihren unersetzlichen Wert für unser Volkstum. Aber freilich nur so viel Wert, als die Dichter an Können und Charakter selber haben. — Darum suche ich im „Gral“ ganz bewußt die Zusammenhänge zwischen Dichtung und Leben zu pflegen, und ich glaube auch schon Mitarbeiter gefunden zu haben, die es innerlich verstehen, um was es geht, und die sich die passende Form erkämpfen werden.



O komm Du Tausendfalt.

Wenn wir in Dir nicht können sein,
so nimm denn unsre Bitten ein . . .

O dürsten wir in Deine Hürden drängen
und ruhen unter Deines Kreuzes Fängen
und tief in süße Wälder schreiten,
die brausend groß in Übermaßen
vor Deinem Herzen sich ausbreiten,
und zu den Sätzen, drauf wir saßen,
in heiterm Spiel mit Dir und Paradies . . .

O wer uns Freund und Kindlein hieß
und doch uns aus dem Garten wies
mit dunklem Mal . . .

Du bist erhaben ganz allein;
wir lehren tief in Trauer ein . . .

O komm vom Meere der Erwählten,
komm aus dem Kranz von Lobgesängen
zu uns Verbannten und Gepfählten,
komm Vogel Süße in dies Tal.

Wir können ohne Dich nicht sein
und sind von Dir so weit . . .
Nur Deine Nägel halten
uns fest im Rahmen Ewigkeit,
nur deine Hämmer schlagen uns hinein . . .
Wir können ohne Dich nicht sein.

Du Gut der Güter leidest nur Gewalt!
Und kommst Du durch den Räuberwald,
sind wir die Räuber, wolln Dich greifen
in uns Du Vogel Süße,
in uns Du große Melodie —
Du himmelalt —
Du Tausendfalt!

Franz Johannes Weinrich.

Dichtung und Leben



Deutscher Heimatsinn

Gedanken über Volksliebe und Volkskunde / Von P. G. Lehmann, S. J.

II.

Ehe wir einen Abstieg zu den dunkeln Urgründen unseres Volkstums wagen, wollen wir uns nach zuverlässigen Führern umsehen. Genug bieten sich an, aber man muß ihre Dienste zu gebrauchen verstehen, um nicht irre zu gehen. Jede Lesung, die Verstand und Wille bilden und das Gedächtnis bereichern soll, muß, das wissen wir, ein ruhiges, gründliches Schürfen sein, das sich nicht beirren läßt, wenn es einmal über dünnen, steinigten Grund geht, wenn auf die erste Begeisterung einmal Mißstimmung oder üble Laune folgen sollten. Vor allem werden wir den Beweisgang prüfen, nichts Unbewiesenes als gewiß hinnehmen. Anfangs, ehe wir uns mit der Forschungsweise vertraut gemacht haben, hat dies seine Schwierigkeiten, und wir sollten uns da billigerweise vor vorschnellem Aburteilen hüten. Andererseits wissen wir, daß unsere Gelehrten nicht unfehlbar sind; woher sonst die oft zahlreichen, tiefgehenden Widersprüche? Zu den Fehlerquellen gelehrter Schriften gehören zunächst die unwissenschaftlichen Voraussetzungen der Verfasser. Sehr verderblich war z. B. der sogenannte Evolutionismus, die Annahme, daß sich der Mensch aus tierischen Anfängen, die weder Glaube noch Sitte kennen, nach allgemein gültigen Gesetzen und darum überall in wesentlich gleicher Weise voranentwickelt. Heute ist diese Ansicht namentlich durch Dr. Graebners und P. Schmidts S. V. D. Verdienst beseitigt, wodurch halbe und ganze Bände entwertet werden. Verderblich ist ferner die Einseitigkeit. Gibt es doch z. B. Germanisten, für die Rassenkunde, Völkertunde, Vorgeschichte kaum vorhanden sind. Viele Irrtümer entspringen dem Mangel an wissenschaftlicher Vorsicht, namentlich in der sog. höheren Kritik. Wäre man sich stets bewußt, daß man der unveränderlichen Wahrheit dient, daß man also nichts für gewiß ausgeben darf, was nicht für eine Ewigkeit gelten soll, so würde man weniger schnell im Fällen bestimmter Urteile sein. Sehr oft ist es rätlich, hier den Schriftsteller zu verbessern. Statt: „Es ist gewiß“, lese man dann: „Es gibt gute Gründe dafür,“, „es liegt ein gut Teil Wahrheit darin“. Ist von einem allgemeinen Volksbrauch die Rede, so bedeutet das oft nichts mehr, als daß zeitweise eine starke Neigung vorhanden war. Allmählich müssen wir lernen, aus jeder Schrift etwas Gutes zu ziehen; unser Urteil, das wir so oft vorsichtig zurückgehalten haben, erringt nach und nach eine berechtigte Selbständigkeit.

Besser als neuzeitliche Abhandlungen helfen uns vielfach zeitgenössische Quellen. Sie stehen ja den Dingen so viel näher. Wenn wir uns z. B. vergegenwärtigen, welche Kenntnis germanischer Verhältnisse der römische Krieger und Kaufmann zu Tacitus Zeiten selbst dem weniger Gebildeten vermitteln konnte, wie selbst der Sklave die hohen Gestalten unserer Ahnen die Straßen der Hauptstadt durchwandern sah, werden wir uns hüten, den Vater der Germanenkunde ohne gewissenhafte Prüfung, namentlich durch archäologische Untersuchungen, beiseite zu setzen. Gewiß kann man, solange man mit Kenntnis und Wahrheitsliebe eines Schriftstellers noch nicht vertraut ist, solange man nicht genau den Raum und die Zeit, die sein Wissen umfaßt, bestimmen kann, Irrtümer begehen. Aber ich glaube, daß die Zahl der Irrtümer, die der gedankenlose Leser aus vielen Abhandlungen unserer Tage schöpft, größer ist, die wirkliche Kenntnis geringer.

Nicht nur der Gelehrte früherer Jahrhunderte gibt uns Aufschluß. Mit den Verhältnissen, dem Tun und Denken der Vorzeit machen uns namentlich auch unsere alten Dichter vertraut, und zwar auf eine recht leichte und anziehende Weise, welche das Fühlen und Sinnieren der Ahnen oft unmittelbar auf die Nachfahren überträgt.

In diesem Zusammenhang muß ich zunächst auf ein Buch verweisen, das, kaum etwas anderes als eine Sammlung der wichtigsten Quellen bietend, gleichwohl als Jugendschrift gedacht ist und auch dem Erwachsenen hohen Genuß bietet, gleichsam eine Schaubühne, auf der die herrlichsten Gestalten auf- und abtreten: Onno Klopp, Geschichte, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Volksstämme, 2. Aufl., 3 Bde., Freiburg 1907, E. Feßtenberg.

Sehr verdient macht sich Eugen Diederichs in Jena durch Herausgabe der Sammlung: „Thule. Altnordische Dichtung und Prosa.“ Island, die Insel der Götter und Helden, der Feuerberge und Geysirs, ist uns längst nicht mehr fremd. In P. Baumgartners „Island und die Färöer“, dritte, vermehrte Auflage, Freiburg i. Br. 1902, besitzen wir jene vollständige und packende Darstellung, der auch Isländer die höchste Anerkennung zollen. Der unter uns weilende Isländer P. Jón Evensen, S. J. aber ist in Wort und Schrift ein echtes Bild der berühmten Erzählkunst

seiner Heimat. Seine Jugendbücher bringen uns das Eiland und seine lebenswürdigen Bewohner mit ihrer geraden, vom Unglauben des Festlandes noch nicht angefaulten Frömmigkeit und Sitte nahe. Thule führt uns ins heidnische und halbheidnische Island der Vergangenheit. Gewiß sind es nordische Bilder, die uns die Sammlung entbült, keine deutschen. Aber darum nicht weniger wertvoll. Die eisgefrönte Heldenmaid am Nordmeer bewahrt ja unter ihren Schätzen, was anderen Germanenländern längst verloren ging, eine in lebenden heidnischen Vorstellungen wurzelnde Götterdichtung. Manche Züge, namentlich der Odinsfrage, mögen, wie zweifellos ein guter Teil der Heldenfrage, von Deutschland übernommen sein. Wir verstehen den Wert, welchen Männer wie J. Grimm und Simrock der als ältere Edda bezeichneten Gedichtsammlung beilegen. Und das Versmaß der meisten in ihr enthaltenen Lieder steht dem unseres Hildebrandsliedes, unseres Heliand sehr nahe. Wahre Dichterperlen birgt die Edda. Wie weiblich klingt die Sprache der Voluspa, wie kräftig und doch abgerundet tönt die Thrymskvíða, welchen Reichtum an immer neuer Schönheit bieten die gewaltigen nordischen Nibelungenlieder, zu welcher Höhe erheben sich die Helgíðdichtungen! Aber manchem wollte wohl der Mut sinken, wenn es galt, sich in eine zwar kraft- und klangvolle, durch ihre Verwandtschaft mit der Muttersprache anziehende, aber dafür an Formen, Worten, eigentümlichen Wendungen reiche Sprache einzuleben. Und die bisherigen Übersetzungen ließen von dem bald feierlichen, bald trübselig-kantigen Tone der Ursprache gar wenig erkennen. Anders, wenn man den zweiten Band von Thule in die Hand nimmt. Das Staunen wächst mehr und mehr, man glaubt den Urtext wieder zu erkennen, zu genießen, vielleicht im Herzen froh, daß man Cleasby's Icelandic-English Dictionary, oder was man sonst an Hilfsmitteln besitzt, nicht ein einziges Mal aufzuschlagen braucht. Das ist die Edda, eine deutsche Edda. Mehr als das. Nicht nur der Inhalt der eigentlichen Eddahandschriften wird wiedergegeben. Eine Reihe gleichartiger und gleichwertiger Dichtungen, die Heusler und Rasmussen in Eddica Minora, Dortmund 1903, zugänglich machten, fanden hier ihre Übertragung ins Deutsche. Da haben wir das in seinen Wurzeln uralte Lied von der Völserschlacht auf den fatalaunischen Gefilden und das ergreifende Sterbelied des Hjalmarr, die Strophen der Fríðthjófs saga. Die Reihenfolge der Gedichte bestimmen künstlerische Grundsätze, oft auch die der Strophen. Nun ja, der Dichter versteht den Dichter am besten, und für wissenschaftliche Einzelforschungen ist das Buch nicht bestimmt. Einen weiteren Schatz birgt Islands Truhe, die Saga. Die echte Saga ist eine an geschichtliche Ereignisse anknüpfende, aber künstlerisch ausgeschmückte Erzählung meisterhafter Darstellung, mit kernig-knapper Kennzeichnung ihrer Helden. Sie geleitet uns zum Bauernthum und an den Fürstenthron, läßt uns Trübsal und Todtschlag miterleben, reißt uns fort zur tollkühnen Wikingsfahrt und zum erbitterten Landkampf, um uns dann wieder an den Hof des fleißigen Bauern, in das Boot des zähen Fischers zu versetzen. Von Island gehts nach Norwegen und den Ostseeländern, selbst nach Rom und Konstantinopel, ein anderes Mal hinüber an Irlands und Schottlands Gestade, dann nach Grönland und in die neue Welt. Welche Gestalten! Da ist der wilde, abenteuernde und doch wieder vom Strahl echter Treue verklärte Wikingsknappe Egill. Da ist der riesenstarke, bei aller Rauflust gutmütige, uneigennützig Grette, der mit Berserkern und Geistern ringt, den ein trübes Schicksal, zu dem indes sein unbeugsamer Trotz ein gut Teil beiträgt, als geachteter Bewohner eines öden Felseneilands sein gewaltsames Ende finden läßt. Dann wieder die edlen, friedfertigen Freunde Gunnarr und Ríall. Und die Frauen! Unnr, die ehrfurchtgebietende, die trostige Hallgerðr, die lebenswürdige, unglückliche Gattin Hrefna, Asdis, die treue Mutter! Aber wir wollen nur einige der beliebtesten Sögur streifen. Daß die Übersetzungen in der Freiheit die rechte Mitte halten, davon überzeugen einige stichprobenhafte Vergleiche mit dem Urtext. Die zwischen der ungebundenen Rede vorgebrachten Verse, staltische Runst-dichtung, hätten aber, auch mit dem Opfer des ursprünglichen, verwidelten, uns schwer verständlichen Stiles, unbedingt überall in gutes Deutsch übertragen werden müssen. Und wäre es wirklich unmöglich, nach diesem Grundsatz ein, wenn auch kleines Bändchen mit Proben der eigenartigen, im Norden nun einmal so hoch geschätzten Staltendichtung der Sammlung beizufügen! Doch zurück zur Saga! Was ihren Helden den eigenartigen Glanz verleiht, hat mit der Romantik im engeren Sinne wenig zu tun. Da gibt's keine blauen Blumen zu pflücken, da lauscht man keinem Ständchen vor Liebchens Tür. Aber gerade der kernhafte Erdgeruch hat etwas ungemein Anziehendes. Treue gegen Freunde und Angehörige ist unerläßlich, den Grundton aber bildet die ungebrochene Tatkraft. Je länger, je mehr fühlen wir uns wohl in dieser starken, kühnen, trohigen Umgebung, wir empfinden es, daß wir selber einem Kraftgeschlecht angehören, das vor wenigen Jahren noch Ungeheures leistete und auch heute nicht verweigert die Hände in den Schoß legen darf. Aber wiedererwecken möchten wir das Wikingsalter nicht. Was mochte aus unserer Heimat werden, hätte nicht unter Arnulf von Kärnten deutsche Kraft den Nordlandshelden das Wiederkommen verleidet! Je länger wir lesen, um so klarer wird uns die innere Not, das Ungenügen, die Erlösungsbedürftigkeit des Heidentums, um so inniger danken wir Gott für die

Erlösung auch der nordischen Völker, für die unverdiente Gnade, daß der Heiland die trostigen Germanen lehrte, all ihre Hingabe, all ihre Heldenstärke in den Dienst unvergänglicher Ziele zu stellen. Vom Licht des Christentums durchheilt, und nur so kann das alte Heidentum, das deutsche wie das nordische, zur Wiederbelebung und Neukräftigung unseres Volkes beitragen. Aber weh! dem, der uns Christus und seine Güter rauben will!

Thule wird uns nicht veraten, wenn wir trotz aller Anerkennung ihrer unschätzbaren Vorzüge auch ihre in Einleitungen und Anmerkungen aufgestellten Behauptungen nicht immer als bewiesen annehmen, wenn es uns einmal scheinen will, als gingen die Schlüsse über die Vorderfasse hinaus. Wenn man etwa liest: „Damals schufen die Goten, trunken von dem ersten Siege über Ostrom, die Kunst des Stabreimenden Heldenliedes und damit die älteste germanische Heldensage“, so fragt man sich unwillkürlich, ob der Verfasser dieser Zeilen gleich der Völva im Eddaliede in himmlischer Erleuchtung die Zeiten übersehen durfte. Aber das ist eine Kleinigkeit, die den vorichtigen Leser wenig anstößt. Vergessen wir auch nicht, daß wir nicht nur Unterhaltungsschriften, sondern wertvolle Quellen zur Hand haben, die wir selber gebrauchen lernen sollten.

Zum Schluß gebe ich den vollen Titel eines der Bände, nicht nur wegen seines Wertes, sondern auch, weil er eine vollständige Liste der übrigen enthält, auch der bisher noch nicht erschienenen. Er lautet: Die Edda. Bd. II: Götterdichtung und Spruchdichtung. Übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitung und Anmerkungen von Andreas Häusler. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1920.

Auf nach Thule! Saugen wir die kräftige Nordlandsluft hinein in unsere vom Alltagsstaub böser Zeit geschwärtzten Lungen!

Anmerkung. P. Svenssons Freunde seien bestärkt aufmerksam gemacht auf: „Die Stadt an Meere“. Romm's neue Erlebnisse. Von Jon Svensson. Mit 14 Bildern. Freiburg i. B. 1922. Derder M. 43.—, geb. M. 54.—.



Schundliteratur u. Rettung ihrer Opfer / Von Julius Maria Worms

II.

Die höchste Steuer, die das Volk der Dichter und Denker in dieser schweren Zeit erbringt, sind die Opfer an Gut und Blut, die jährlich einigen Schundliteraturverlegern die Taschen füllen. Schon im ersten Teil wurde darauf hingewiesen, wie die Verbreitung der Schundliteratur und das sich häufende Verbrechen Hand in Hand gehen. Werfen wir jetzt einen Blick auf die allgemeine Entwicklung unserer deutschen Volksjugend. Es ist Tatsache, daß die Zahl der gerichtlich bestraften Jugendlichen stärker steigt als die Gesamtbevölkerungsziffer, daß die Zahl der kriminellen Jugendlichen hinwieder in keinem Verhältnis steht zur allgemeinen Kriminalität. (Erwachsene 38 Prozent, Jugendliche 44 Prozent.) An Sittlichkeits-, Noheits- und Eigentumsvergehen ist die Jugend viel stärker beteiligt. Nehmen wir einige Zahlen hinzu: Die Zahl der wegen Konflikt mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch bestraften Jugendlichen betrug 50 000 im Jahre 1902. Im Jahre 1914 betrug sie 54 000; 1915 75 000; 1916 170 000; in der ersten Hälfte 1917 allein schon 90 000. Von allen Vergehen stehen die gegen fremdes Eigentum mit 50 Prozent an erster Stelle. Kann man auch bei diesen nicht so sehr den Einfluß der Schundliteratur behaupten, so ist er doch für die übrigen Vergehen von entscheidender Bedeutung, ja in außerordentlich häufigen Fällen nachweisbar die einzige Ursache. Hier konkrete Fälle anzuführen, erachte ich nicht mehr für notwendig; sie finden sich hinreichend in zahlreichen Publikationen; auch bietet die Zeitung oft genug Beweismaterial für die aufgestellte Behauptung.

„It is a wise father, that knows his own child!“ Aber wo den Vater finden, der seinen Sohn kennt? Es ist meine Absicht, gerade auf das auszugehen, auf die Folgen und Wirkungen der Schundliteratur, die nicht in öffentlicher Gerichtsitzung uns vor Augen treten, sondern die meistens gar nicht gesehen werden in ihren Früchten und nur äußerst selten in ihrem Wirken. Die Eltern sind in den allermeisten Fällen ahnungslos und optimistisch; nur der Seelsorger und oft genug auch

der Arzt schauen das Elend, das wohlweislich aller Blicken verborgen, deshalb auch so schwer zu beheben ist. „Es wird viel Unglück geheuchelt in der Welt; aber noch mehr Glück“, das gilt ganz besonders auch von der Jugend, und ich bestätige es aus der Erfahrung bei den Söhnen der besseren Stände, bei der studierenden Jugend. Was denken die Eltern denn dazu, wenn sie Feststellungen hören, wie z. B. von Reisser (Breslau), daß 30 Prozent der Jugendlichen bis zum 18. Lebensjahre schon Geschlechtsverkehr haben? Was denken sie von dem Ergebnis der Forschungen Mirowska (Breslau), nach dem zwei Drittel der Schüler höherer Lehranstalten der Onanie ergeben sind, nach einer anderweitigen ärztlichen Feststellung 84 Prozent?

Es sollen hier nicht viele Worte verloren werden über die sexuell aufreizende Art der Schundliteratur, die sittliche Verirrungen notwendig im Gefolge hat; findet der Vater, die Mutter oder der Erzieher ein solches Buch, so wird zweifellos aller Einfluß, Güte und Strenge aufgeboten, den Sohn wieder auf den rechten Weg zu bringen. Aber die Wirkung dieser Literatur ist zudem genug geschrieben worden. Aber dieser offenste Gegner ist, zumal für die studierende Jugend, und hier greife ich wieder die schwierigen Jahre von 13—17 heraus, nicht der gefährlichste. Eine gute und gewissenhafte Erziehung wird den Jungen vor dem Schmutz zurückhalten. Wie ist es denn nur möglich, daß ein solcher Junge nun doch zu solcher Lektüre kommt, und wo werden denn so viele andere, die solchen Schmutz nicht lesen und doch gebrochen sind, verdorben? Der gewöhnlichste Verlauf des sittlichen Verfalls, trotz starken guten und religiösen Einflusses, ist viel komplizierter, und in seiner Behandlung müssen wir psychologischen und physiologischen Vorgängen folgen.

Tritt der Junge ungefähr in das dreizehnte Lebensjahr ein, so gehen in seinem Körper und Geiste gewaltige Veränderungen vor sich. Diese Veränderungen haben auch nach außen bemerkbare Folgen, die der Junge wohl oft bemerkt, über deren Wesen und Herkunft er aber sich nicht klar ist. Alles in dem jungen Körper streckt sich, die Organe stehen in sprunghafter Entwicklung, Herz und Lunge nehmen an Kapazität um das Doppelte zu. Vor allem aber dürfen wir nicht vergessen, daß es die Zeit ist, wo die geschlechtliche Reife einsetzt und ihren Einfluß geltend macht. Daß solche Wandlungen in dem jungen Körper auch seelische Einflüsse geltend machen, ist selbstverständlich. Frühlingswehen und Frühlingsstürme! Das innere Gleichgewicht geht sehr leicht verloren; das junge Menschenkind empfindet selber eine ihm unerklärliche, aber kaum zu beherrschende Unruhe, es weiß nicht, wie es seine langen Glieder gebrauchen und in Ruhe halten soll. Tatenrang, Phantastie rütteln den Knaben, wie der Sturm das junge Bäumchen hin und her zerrt. Das ganze Nervensystem wird in Mitleidenschaft gezogen; oft treten in dieser Entwicklung Kopfschmerz, Herzklopfen, Schwindel und andere Erscheinungen auf, die später wieder verschwinden. Vorzüglich aber zeigt sich, und das ist für uns hier das Wichtigste, daß das ganze Nervensystem verfeinert und empfänglicher allen Reizen ist. Es macht sich mit aller Gewalt das Bedürfnis der Anregung, der Reize geltend, sowohl auf dem geistigen, wie auf dem körperlichen Gebiete, das das Kind vorher in dieser Art nicht gekannt hat.

Ich will in der geistigen Entwicklung des Jungen drei Phasen unterscheiden, von denen nur die zweite uns Gegenstand des Hauptinteresses sein wird. 1. Das Alter der kindlichen Willensäußerung und der kindlichen Denkweise; 2. das Alter der männlichen, nach Taten drängenden Willensäußerung, und der kindlichen Denkweise; endlich 3. das Alter des männlichen Wollens und männlichen, reifen Denkens. Wenn wir diese drei Phasen ins Auge fassen, ist sofort klar, welches Alter für die literarische Führung am schwersten zu behandeln ist, und worin die Hauptschwierigkeit begründet ist. Es ist das Zwischenland, das Alter von 13 bis 17, das Alter der großen Disharmonie. Dem Kinde, dessen Denken und Wollen in Harmonie übereinstimmt, geben wir die Perlen unseres Märchen- und Sagenreichtums; dem heranwachsenden jungen Mann, der das 17. Lebensjahr erreicht hat, geben wir Anteil an der schönen Literatur, an der geistigen Nahrung der Erwachsenen. Was geben wir aber dem, der in der zweiten Entwicklungsperiode steht? Wir können

sehen, daß für die erste und dritte Kategorie in allen gut bearbeiteten Katalogen eine erlesene Auswahl sich findet; nur für die zweite wird stets ein ungeheurer Muß von Schriften und Schriftchen angegeben, weil man so schwer auswählen kann. Wir müssen uns ehrlich sagen, daß wir diesem Alter zum großen Teil die gute Literatur schuldig geblieben sind. Und wir müssen auch gestehen, daß es in andern Ländern nicht so ist; blicken wir nur auf Amerika, das vorbildlich für uns sein muß in dieser Beziehung. Ich werde meine Stellungnahme zu dieser Frage an dieser Stelle später noch entwickeln, dann auch praktische Vesprechnungen heranziehen. Jetzt gilt es, zu konstatieren, daß dieses, vom guten Schrifttum vernachlässigte Alter gerade die eifrigsten Leser der Schundliteratur stellt.

Es ist wohl einwandfrei festgestellt, daß durch zu frühe sexuelle Betätigung, durch Störung in der innern Sekretion immer Störungen in der körperlichen und geistigen Entwicklung gezeitigt werden. Alles was die sexuelle Sphäre irgendwie reizt, ist von Einfluß und Schaden für die Entwicklung des ganzen Menschen. Schon zu frühe sexuelle Aufklärung kann Wachstumsstörungen hervorrufen. Daß nun die Lektüre aus dem Bannkreis des Schauerlichen und Verbrecherischen, wenn sie dauernd die geistige Nahrung bildet, fast unbedingt zu sittlichen Verirrungen und damit zu schwerer Schädigung des ganzen Organismus führen muß, wäre zu zeigen. Zuerst mag wissenschaftliche Forschung die Frage beantworten, dann aber will ich auch die Erfahrung sprechen lassen.

Wie schon gesagt, streiche ich aus dieser Lektüre alles das, was unsittlich zu nennen ist und zur Unsittlichkeit führen muß. Ich nehme einen Knaben, der, mitten im Wachstum und der sexuellen Entwicklung stehend, sich mit Eifer auf die aufregende, spannende und nervenaufpeitschende Indianer- und Detektivliteratur wirft. Hier findet er einen starken Reiz, seine Nerven werden erregt, ein starkes Lustgefühl wird ausgelöst. Zumal auf dem durch die Entwicklung so vorbereiteten Boden muß diese Lektüre günstige Aufnahme finden. Er findet da eine Handlung, die seinem Latendrang entspricht. Unwahrscheinlichkeit und andere Momente, die dem Erwachsenen manchmal eine solche Lektüre geradezu unmöglich machen, sieht er nicht, es fehlt ihm noch der kritische Apparat, die Folge der Disharmonie in seinem Wesen. Von jetzt an, wenn er sich solcher Literatur gewohnheitsmäßig hingibt, — ja oft genügt schon ein einziges solches Buch in unreifem Alter — sagen ihm die Bücher der vorigen Jahre nichts mehr, sie sind ihm langweilig, sie bieten ihm nicht die auch von seinem Organismus geforderte Erregung, die er nun gekostet hat; das Prinzip des Kontrastes macht sich geltend. Dabei bleibt es aber nicht! Hat der Junge einmal eine Reihe solcher Schriften in seinen Geist und seine Vorstellungswelt aufgenommen, so fühlt er das Bedürfnis stärkerer Reize. Der Knabe, da er einmal sein Gelüsten befriedigt hat, verlangt nach mehr, und soll er es bei der eintretenden Abstumpfung des Gefühls als gleichen Empfindungswert erkennen, muß der Reiz stärker sein als beim erstenmal; soll er eine Steigerung der Empfindung wahrnehmen, wohin sein ganzes Begehren drängt, muß auch der Reiz bedeutend intensiver sein. So wird er, tritt keine Änderung im Verhalten dieser Literaturgattung gegenüber ein, — und woher sollte sie in dem Alter von 13, 14, 15 Jahren kommen — sich so lange steigern, bis auf diesem Gebiete der Höhepunkt der Empfindung erreicht ist. Und was dann? Die Tatsache, daß mit der Befriedigung das Begehren verflärkt wird, ist unbezweifelt. Es sind wohl zwei Hauptfaktoren, die hier die Entwicklung weiter führen, welcher Faktor stärker beteiligt ist, ist nach den vorliegenden Forschungen noch nicht zu sagen. Ich neige zu einer starken Betonung des zweiten Faktors. Mit dem Begehren wächst das Erregungs-, das Reizbedürfnis, das Begehren ist das Reizbedürfnis; es wächst aber nicht allein für das Gebiet dieser Lektüre, sondern ich kann mich in keiner Hinsicht überreizen, ohne daß auch das allgemeine Erregungsbedürfnis, das Bedürfnis starken Reizes überhaupt, wächst und über das normale steigt. Nun kommt als zweiter Faktor hinzu, daß durch solche gehäufte, oder oft auch nur einmaligen starken Reize, das noch nicht konsolidierte Nervensystem in einen Erregungszustand kommt, der, vom Menschen gleichsam als ein Spannungszustand empfunden, sich einen gedanklichen Inhalt sucht. Wir finden etwas ähnliches bei einem verwöhnten Kinde, das zur Mutter

hingehet: „Mutter, schenk mir doch was!“ und das gefragt: „Was willst du denn haben?“ antwortet: „Das weißt du schon, irgend etwas!“ Es ist ein Bedürfnis, das angezogen, sich nun seinen Inhalt sucht. Es wird aber der Leser aufregender Lektüre sich ständig, wenn auch nicht so schnell, in der Qualität und der Intensität der Reize steigern, und es wird immer einmal der Zeitpunkt kommen, wo man gewissermaßen von einem Bruch reden kann, ein Zeitpunkt, wo er in der Lektüre nicht mehr diese geforderten — es ist nun nicht mehr eine rein geistige, sondern eine kategorische Forderung der Organe — Inhalte finden kann, nach mehr verlangt und bald rettungslos den stärksten Reizen, die sich ihm sowieso schon aufdrängen, sexuellen Natur in die Arme fällt. Und damit ist die Blüte gebrochen, die Lilia verwelkt, und auch der Leib in seiner vollen Kraft und seinem frühlingssonnigen Aufgehen beginnt zu welken und zu verkümmern.

Doch habe ich nur von solchen Schriften gesprochen, die nicht an sich sexuell aufreizend wirken mußten. Aber auch bei dieser Art, wie ich sie annahm, — in Wirklichkeit bleibt fast keiner dieser Leser vom sexuell verseuchten Schrifttum fern — ist, wie in ihrem Wirken gezeigt, diese Lektüre eine große Gefahr für Leib und Seele. Ich möchte an dieser Stelle noch ein Ergebnis meiner eigenen Forschung anführen: Der Knabe ist durch den Einfluß des Wachstums und der sexuellen Entwicklung insbesondere starken Reizen ausgesetzt, während die Willensausbildung und -entwicklung diesen Einflüssen nicht entspricht. Nehmen wir einen Knaben, der seit dem 11. Lebensjahr sich aufregender Lektüre widmete, und einen anderen, den ich als normal sich entwickelnden bezeichne, so habe ich ein Ergebnis, daß ersterer im Alter von 14 Jahren gleich starken Reizen ausgesetzt ist wie der sich normal entwickelnde in einem Alter von 17 Jahren, wo man doch annehmen kann, daß die Willensentwicklung auch entsprechend vorangeschritten ist. Bei allen Berechnungen muß man ja den Einfluß von Großstadt und Kleinstadt, Gymnasium und Volksschule auf die geistige Entwicklung berücksichtigen; denn der Großstädter ist nicht so wie der Kleinstädter, der Volksschüler nicht so sehr wie der Gymnasiast den Einflüssen eines imaginären Weltbildes zugänglich; wir haben aber hier eine Durchschnittsberechnung vor uns, wieder eine Antwort auf die so oft gestellte Frage: Woher kommt unsere entfremdete, innerlich greisenhafte Jugend; woher diese disharmonische, verzerrende Entwicklung.

Ich will kurz noch einige weitere Wirkungen berühren, die wir selbst oft beobachten können, dann aber hineingreifen in das Wirken dieses Elementes im lebendigen, jugendlichen Seelenleben.



Das Vereinstheater / Von Chefredakteur Anton Lübke

Viele unserer katholischen Vereine kranken an Unzulänglichem, an unverständnem Wollen, Halbwillen, krankhafter Agitation und unfertiger Gestaltung des Aufbaus. Das sind Wahrheiten, über die nicht erst hier, sondern schon vor Jahren geklagt wurde. Sehen wir Hebel an zur Beseitigung der Übel, so wissen wir, daß wir Kulturarbeit leisten und unsere Weltanschauung fördern. Das größte Schmerzenskind unserer Vereine war von jeher das Theater. Hier blühte der Ritsch in seiner üppigsten Blüte, und die Bretter, die sonst eine Welt bedeuten, waren hier eine Welt der Flachheiten und des leichtesten Dilettantismus. Man glaubte, wenn man Theater spielte, sei es getan, das Schlechteste, was im schriftstellerischen Dilettantismus zusammengeschrieben wurde, jeder dramatische Gehversuch war für die Vereinstheatern gerade gut genug. Der literarische Absud kam auf dieser Welt der Bretter zu Wort und wurde in allen Schattierungen gefördert. Daher kam es, daß die katholische Intelligenz den katholischen Vereinen, besonders den katholischen Berufs- und Jugendvereinen zum größten Teile und namentlich Veranstaltungen größerer Art, die meist mit einer Theatervorstellung verbunden waren, fern blieb. Es ist ja im Laufe der Jahre, nachdem der Ruf nach besserem Theater laut wurde, in mancher Hinsicht besser geworden, nachdem man eingesehen hatte, daß

die Vernachlässigung der Vereinsbühne eine Vernachlässigung der Vereine selbst bedeutet. Der Bühnenvolksbund hat ja manches Gute geschaffen und der Same, der vor Jahren ausgestreut wurde, hat viele gute Früchte in der jüngsten Vergangenheit getragen. Aber für die Reorganisation unserer Vereinsbühnen hat er jedoch noch zu wenig getan, was ja eigentlich auch nicht direkt in seinen Aufgabekreis fällt.

Was unseren katholischen Vereinen für ihre Vereinsaufführungen fehlt, ist vielleicht eine zielrichtende Direktion, um ihnen das großzügige und künstlerische Verständnis für ihre Aufführungen beizubringen und sie abzubringen von der alten ausgefahrenen Schablone, die den Gebildeten so sehr abstößt. Und wieviel könnte hier geschaffen werden, wenn man es nur richtig anfangen und sich an großen Beispielen Rat und Mut zu großer Tat holen wollte. Derjenige könnte sich ein großes Verdienst um unsere Kultur erwerben, welcher ein Buch schreiben würde, wie unsere Vereine in dieser Hinsicht geleitet werden müßten.

Wir müssen nun einmal dem Trieb, der im Volke steckt, auch in unseren katholischen Vereinen gerecht werden, und da darf uns kein Mittel zu schade sein, diesem Triebe in vernünftiger Form gerecht zu werden und ihn entsprechend zu pflegen. Hans Thoma, der Schöpfer der feinen Heimatkunst, schrieb einmal vor einigen Jahren anlässlich einer Schwarzwaldbilderausstellung, daß ihm vorstünde, als ob wieder eine Kunst aus dem Wesen des Volkes selbst herauswachsen sollte — eine selbstgemachte Kunst — wenn sie auch klein genannt werden muß, die aus der Freude am Schaffen hervorgeht und Freude bereitet. Was der Karlsruher Künstler für die Malerei erhoffte, kann man auch für die Vereinsbühne anwenden.

Von jeher war ja der schauspielerische Trieb im Volke sehr allgemein. Im Altertum und später, stets begegnen wir in der Geschichte der Volksschauspielkunst, der innigen tätigen Anteilnahme an schauspielerischen Darstellungen. Sicherlich ist die Eitelkeit nicht allein maßgebend für den schauspielerischen Trieb im Volke. Das psychische Moment, die Auswirkung seelischer Affekte, das Verweilen in Augenblicken, die einer lästigen Gegenwart entrücken, sind zweifellos die Haupttriebkraft, die hier mitwirken und sich in der Gegenwart in ganz besonderem Maße äußern.

Drei Hauptfehler sind es, tiefeingewurzelte Übel, die auch im Vereinstheaterwesen der Gegenwart noch nicht schwinden wollen, die, wenn auch nicht ganz beseitigt, doch aber auf ein Maß des Erträglichsten zurückgeschraubt werden können, wenn die Überzeugung vorherrscht in unseren Vereinen, daß das Theater ein Hauptmittel sein kann, um neues Leben in die Vereine hineinzutragen neben der Pflege anderer kultureller Bedürfnisse. Es ist nicht wahr, daß wir Katholiken über die Pflege dieses Kulturzweiges hinwegsehen können, wie man es vielfach noch von Vereinsleitern und anderen im öffentlichen Leben Stehenden hören kann.

Die Hauptübel, an denen unser Vereinstheaterwesen krankt, sind vor allem die ganz unzulängliche Darstellungsweise von vielleicht sonst ganz guten Stücken, der mangelhafte Rahmen, ich möchte sagen urhatespearische Dürftigkeit der Ausstattung und die willkürliche Auswahl der aufzuführenden Stücke. Als Normaltyp betrachtet sind unsere Vereinstheater oder waren es meist nur erzählende Darstellungen, bei welchen besonders die Phantasie des Zuschauers in Tätigkeit treten mußte und noch mehr die des Darstellers, diesem es aber nicht darauf ankam, die Zuhörer zu fesseln durch Gegenwart und Spannung auf die Zukunft, sondern nur das Hinführen auf das Weitere im Sinne hatte, wodurch die Momente farblos und unlebendig wurden. Das zweite Übel, das noch ärger ist wie das soeben genannte, ist die gänzliche Unzulänglichkeit der Mittel, mit denen meist diese Theater aufgeführt werden. Die meisten Mitglieder eines Vereins sind in einem größeren Theater gewesen und hatten Gelegenheit, die dort entfaltete Pracht zu bewundern. Es liegt nahe, daß ihnen, nachdem sie Größeres gesehen haben, meist der Reiz für das Vereinstheater abgeht und deshalb auch das Interesse für den Verein zu erlahmen droht. Daß man es dem Intelligenzen nicht verargen kann, derartigen Vorstellungen fern zu bleiben, liegt auf der Hand. Das dritte Übel, das hier zu nennen wäre, ist die Auswahl der Stücke. Was hier gesündigt wird, kann nur der beurteilen, der verurteilt wird von Berufs wegen öfters derartigen Vereinsaufführungen beizuwohnen. Wahlos wird es dem ersten besten überlassen, irgendein Rührstück oder ein anderes Stück, in dem recht viel Pose oder sonstige Verrücktheiten enthalten sind, auszuwählen. Oder gar der Schuster oder der Schneider des Ortes, welcher dem Vereine als treues Mitglied angehört, hat ein Stück verbrochen, das nun mit aller Gewalt aufgeführt werden muß, will man sich die

Mitgliedschaft dieser Leute nicht verschmerzen. Daß unsere Vereinstheaterverleger die Schuld des Übels noch vergrößern helfen, bedarf keiner weiteren Ausführung, denn man wüßte nicht, wo man anfangen und enden sollte.

Wie ist nun diesem Übel unserer Vereine abzuhelpen? Es kann nicht verlangt werden, daß sich plötzlich alle Vereinstheaterspieler als Schauspieler ausbilden lassen müssen. Es wurde bereits oben angedeutet, daß das Vereinstheater mehr die Darstellung von lebenden Bildhandlungen erzählender Art war und ist. Es muß nun, will man zu einem einigermaßen guten Ergebnis kommen, darauf gesehen werden, daß nicht nur allein eheres Geschehen in lebenden Bildern dargestellt wird, sondern, daß diese Bilder und Handlungen sich auch plastisch und lebenswahr vor den Augen der Zuschauer abspielen, mit anderen Worten: keine Wiederholungen, sondern stets wechselnd Neues sind. Denn das ist das Wesentliche, was das Vereinstheater zum Vereinsförderer macht, die Wirkung des plastischen lebenden Bildes auf den Zuschauer aus dem bewegten Spiele der Einzeldarsteller. Wie außerordentlich befruchtend könnte auch die Darstellung der Mitwirkenden, die sich doch auf der Bühne anders geben wie im Alltagsleben, darauf hinstreben, kultivierter zu erscheinen und eine ausgeübte Gepflegtheit der Sprache zur Geltung zu bringen, auf die Zuhörer zu wirken. Der Mitwirkende sieht sich Menschen gegenüber, mit denen er in der Volksgemeinschaft verwachsen ist. Sein Stolz ist es, das Höchste seines inneren Menschen und seiner Sprache zu veranlagen und zur Geltung zu bringen. Die Sprache der Darsteller ist die Sprache der Zuhörer die Arbeit, die jene im Alltag verrichten, ist ihre Arbeit. Mit etwas Mühe läßt sich in dieser Hinsicht und auch in der Ausstattung der Bühne sehr viel erreichen, wenn nur der Wille zur Tat, das Interesse am Unternehmen und eine einigermaßen fachkundige Hand vorhanden ist.

Ich hatte vor kurzem Gelegenheit, ein Vereinstheater, es handelte sich um die Festaufführung eines katholischen Arbeitervereins, zu organisieren und in mustergültiger Weise zur Aufführung zu bringen. Eines Tages kam der Präses zu mir und fragte mich um Rat, was er wohl am besten für die Festaufführung seines Arbeitervereins auswählen könne. Er dachte an die Aufführung der Jungfrau von Orleans. Halt, dachte ich bei mir, da ist etwas zu machen, die Idee ist da, nur muß sie gelenkt werden. Der Präses war für Pläne, die über dem Alltag stehen, leicht zu haben und so hatte ich leichtes Spiel. Ich schlug dem Präses vor, von der von ihm geplanten Aufführung der Jungfrau von Orleans Abstand zu nehmen und ein Werk von Calderon, etwa das „Gastmahl des Balthasar“, zu wählen. Mit dem Vorschlag war auch bereits die Begeisterung entzündet. Mit meinem Vorschlag entwickelte ich auch die Idee der Aufführung. Die Mitglieder des Vereins wurden mobil gemacht, Handwerker der verschiedensten Art, die dem Verein angehörten, Maler, Tapezierer, Elektriker, Schreiber und Bildhauer wurden für das Werk mit Erfolg interessiert und bald stand ich vor dem geebneten Wege meines gedachten Projektes. Die Rollen wurden verteilt nach den Maßgaben der vorhandenen Fähigkeiten und ich mußte die Feststellung machen, daß bei diesen einfachen Arbeitern, je öfter das Werk durchstudiert wurde, das Interesse wuchs, die Szenen plastischer hervortraten, die Sprache gewählter wurde und das Hineinleben in die Rollen immer stärker wurde. Unbeholfenheiten wurden zwar mit vieler Mühe abgeschliffen, ich konnte aber am Ende meiner Bemühung feststellen, daß ich hier im kleinen Kreise ein Erziehungswert geschaffen hatte, das ich mir vorher nicht geträumt hatte. Nun ging es an den Ausbau der Bühne. Das Hottnerottische Trachtenwerk und die große Kunstgeschichte von Wilhelm Lübke, boten mir hier viele Vorbilder. Es wurde die Imitation einer weißen Säulenhalle hergestellt, die in der Mitte durchbrochen war von einem syrischen Torausgang; die beiden Rückseitenwände waren mit vielen Nischen versehen. Die Nischen wurden gebildet von je einer plastischen hochstrebenden Säule und einer Bildwand, auf der sich überlebensgroße assyrische Krieger in Goldfarben befanden. Auf die Beleuchtungseffekte wurde besonderer Wert gelegt. Der Tordurchblick war auf einen Sternenhimmel gerichtet, der durch zehn kleine elektrische Birnen auf schwarzer Leinwand hergestellt worden war. In den beiden Nischen hingen große violette Ampeln, die von Holzgestellen, buntem Papier und elektrischen Birnen hergestellt waren. Auf Eisengestellen waren Koksstücke aufgebaut, unter denen eine rote Birne brannte, wodurch ein Kohlenfeuer vorgetäuscht wurde. Die weitere Ausstattung bestand aus entliehenen Teppichen, silbernen Pokalen, die in Schränken der Turn- und Gesangsvereine ihr Dasein vertrauerten und anderem, was von Mitgliedern und anderen Interessenten bereitwillig zur Verfügung gestellt wurde. Auf diese Weise konnte ein prächtiges Bühnenbild

besonders im dritten Akt hergestellt werden, das noch erhöht werden konnte durch die vorhandene Bühnenbeleuchtung selbst. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß auch die Auswahl der Kostüme stilgerecht getroffen wurde, wie auch die Auswahl und Anordnung der Statisten. Von großer Wirkung war besonders der letzte Akt. Die Erscheinung des Mane, Telcel, Phares wurde ebenfalls durch elektrisches Licht, und zwar durch einen Projektionsapparat hervorgerufen. Die Erscheinung des Todes wurde bei dunkler Bühne mit grünem Scheinwerfer beleuchtet. Auch die Reigen wurden entsprechend bunt beleuchtet. Den Höhepunkt bildete die Schlusszene, die Erscheinung des Sanktissimums. Es wurde ein gedrehter Kelchfuß beschafft, auf den ein dunkelrotes Glas mit einer roten Birne montiert wurde. Im gegebenen Moment glühte die Birne. In den Garderoberräumen hatte ein kleiner Chor Aufstellung genommen, der gleichzeitig ein ausgewähltes Sakramentslied sang. Die ganze Aufführung fand auf einer verhältnismäßig kleinen Bühne statt. Zur Erhöhung des ganzen Eindrucks war ein am Orte anässiges Orchester gewonnen worden, das mit Musikeinlagen erstler Art die Aufführung noch lebendiger machte. Der Erfolg dieser Aufführung war, daß der Saal, welcher zweieinhalbtausend Menschen faßt, dreimal bis zum letzten Plakz ausverkauft war. Bei allen anderen Veranstaltungen des Vereins hatte bisher die katholische Intelligenz gefehlt. Diesmal war sie fast vollzählig vertreten. Ich hatte die Genugtuung, daß ich durch meine Mitarbeit einem Vereine nicht nur zu einer über der gewöhnlichen Schablone der Vereinsaufführungen stehenden Veranstaltung verholfen hatte, sondern auch dazu beigetragen, daß das Interesse für den Verein auch in Kreisen wieder geweckt wurde, wo bisher Teilnahmslosigkeit geherrscht hatte. Ich hatte gefunden, daß die heute so notwendige Neubelebung unserer katholischen Vereine bewirkt werden kann durch die Förderung von Neuem, das sich einem am besten dort bietet, wo dem einzelnen Gelegenheit geboten ist, Eigenes zu leisten und sich über den Rahmen des gewöhnlichen Alltages hinwegzuheben. Mit wenig Mühe und dem Willen zur Werdung des Verständnisses könnte auf dem Gebiete des katholischen Vereinswesens noch viel geschaffen werden. In Jungmänner-, Arbeiter- und Gesellenvereinen, die sich ja in größerem Maße dem Theaterpielen widmen, liegen noch sehr viele wertvolle Kulturschätze unserer Volkstunst brach. Es bedarf nur einer kundigen und findigen Hand, um sie zu heben, und eines feinen Sinnes, ihnen den rechten Schliff zu geben. Hier zu arbeiten wäre auch Aufbauarbeit, die reiche Früchte tragen würde.



Zur Geschichte des Theaters / Von Alois Tielik, S. J.

Seitdem der „Bühnenvolksbund“ mit wachsendem Erfolge die sittliche und künstlerische Erneuerung des Theaters betreibt, ist die Anteilnahme am Theater und an Theaterfragen allgemeiner geworden, auch in jenen Kreisen, die bislang auf dem Standpunkt beharrten: am Theater sei nun einmal Hopfen und Malz verloren.

Um dem Theater gerecht zu werden, ist die Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung des Theaterwesens in deutschen Ländern unerlässlich. Eine erschöpfende Zusammenfassung dieser Entwicklungsgeschichte besitzen wir zwar noch nicht. Um so mehr hat die Einzelforschung schon zutage gefördert. Und gerade die für das deutsche Theaterwesen so bedeutungsvollen Jesuitendramen für Schule und Volk des 16. und 17. Jahrhunderts sind Gegenstand liebevollster und eindringendster Forschung geworden. Veröffentlichungen dieser Art bilden bereits eine ansehnliche Bücherei für sich.

Ihnen reiht sich eine sorgfältige und fleißige Arbeit an von Dr. phil. Joseph Ehret: Das Jesuitentheater zu Freiburg in der Schweiz. I. Teil: Die äußere Geschichte der Herbitspiele von 1580 bis 1700 mit einer Übersicht über das Schweizerische Jesuitentheater. (XVI u. 260 S.) Freiburg i. Br. 1921, Herder. 50 Mark. Die kirchenpolitischen Verhältnisse in der Schweiz neben dem von konfessioneller Voreingenommenheit diktierten und unbesehen hingenommenen vernichtenden Urteil des angesehenen Literaturforschers Jakob Wächtold über das Jesuitentheater mögen der Grund gewesen sein, daß uns erst heute diese reiche Fundgrube erschlossen wurde.

Eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Darstellung der Schweizerischen, insbesondere der Freiburger Theaterpflege bei den Jesuiten entrollt köstliche Bilder. Die Einrichtungen auf den Spielbühnen, der Spielplan, die Rollenverteilung, die Schauspieler, die Dauer der Aufführungen, Programme und Einladungen, die Zuschauer und Gäste sind anschaulich geschildert. Selbst

der Humor kommt in dieser gelehrten Doktorarbeit zu seinem Rechte: man lese z. B. die Ausführungen über Theaterproben mit den Vor-, Voll-, Kleider-, Zensur-, Zwischen- und Chorproben. Besonders ergötzlich sind die Bemerkungen über die Aufführungen für die Frauen. Die Freiburger Damenwelt hatte es mit den Patres verдорben, weil sie durch ihr auffälliges Benehmen und fortwährendes Geschwätz die Aufführungen störte. So wurden zunächst die Damen durch einen gesonderten Eingang eingelassen und ihnen von den Männern getrennte Plätze angewiesen. Das half indes nichts; denn auch jetzt noch lehrten die Klagen häufig wieder, daß „der unerhörte Lärm der Frauen sehr hinderlich war“. Nun griffen die Patres zu einem Radikalmittel: für die Damen wurde einige Tage vor der Hauptvorstellung eine eigene Aufführung veranstaltet, die zugleich als Kleiderprobe galt. Darob wieder Erbösheit der Damen, die sich zurückgesetzt glaubten, weil sie mit einem Probespiel abgespeißt wurden. Als die Damen nun trotz heftigen Widerstandes schließlich sich mit der getrennten Aufführung zufrieden geben mußten, trieben sie es unter sich nicht besser als früher in Gegenwart der Männer. „Vor lauter Geräusch, Lärm und Unordnung konnte kaum etwas verstanden werden“ — „ein gewaltiges Gemurmel“ stört die Aufführungen; ähnliche Klagen wiederholten sich immer wieder. Überhaupt erlebten die ehrwürdigen Patres mit dem weiblichen Teil der Theaterbesucher wenig Freude. Bald zeigten sich die Damen sehr zudringlich, bald verursachen sie ein heilloses Durcheinander, wenn sie z. B. falsche Ausgänge benutzen und den Patres in den Garten stürmen, bald machen sie sich unliebsam bemerkbar durch eigene bequemere Sitzgelegenheiten, die sie sich in die Vorstellungen bringen ließen, und der „Neid der Besitzlosen“ nahm oft scharfe Formen an.

Solche und ähnliche Schilderungen enthalten äußerst interessante Streiflichter auf die damaligen Kulturzustände und ein gutes Stück Volkskunde. Vergleiche der damaligen Anschauungen und Verhältnisse mit unserm modernen Theaterwesen drängen sich auf. Alles in allem ein sehr wertvoller Beitrag zur Geschichte des Theaters, aus der manch befruchtender Gedanke zur modernen Theaterreform geholt werden könnte.



Sehnsucht

Deine Geheimnisse sind
Wie rote, verschleierte Wundersonnen,
Und meiner Gedanken
Sehnsüchtige Aare
Heben die nebel schweren
Schwingen zum Fluge —
Und kehren müde, zielbetrogen
Zur Tiefe wieder.

Einmal werd' ich den großen Sonnenflug tun!
Auf deines Blickes goldner Lichtbahn, Tod,
Steige ich jauchzend hinan,
Der Glut entgegen,
Zersengt zum Grunde fällt
Des Leibes Hülle. Sehnsuchtsfrei
Flammt auf mein Geist
In göttliche Erfüllung,
Um ewigkeitenlang zu schau'n!

Else Luntkenheimer.

Von Menschen und Büchern



Aus fremder Kulturwelt / Östlicher Spaziergang / Von Karl Gabriel Pfeill

Die geheimnisvollste Stunde, welche die historische Zukunft der Kultur Menschheit in sich birgt“, sieht Max Scheler in unserer Zeit herannahen: „Die Stunde einer Auseinandersetzung der metaphysischen und religiösen Lebensgrundlagen Europas und Asiens.“ Das Tor nach dem Wunderlande Orient, nach welchem besonders die Sehnsucht der deutschen Romantik schon ging, wird uns glücklicheren Nachfahren immer mehr durch hervorragende Ausgaben der Geisteskräfte Asiens eröffnet. Und es ist nicht abzusehen, welche Wirkungen dies Aufeinandertreffen der Gedankenmächte des Morgen- und Abendlandes für beide Teile noch auslösen wird. Dabei kommt die materialistische Sökhendämmerung und unleugbare religiöse Winter Sonnenwende im heutigen Europa in ihrer aufgeschlossenen Sehnsucht der hohen Geistigkeit Asiens entgegen, und möglich, daß auch das Christentum von dorthier wertvolle Stichworte zu Neuentfaltungen eignen unerschöpflichen Reichtums erhält. Jedenfalls gilt es, für dasselbe auf dem Plan zu sein und mit dem Geiste Asiens, seines Ursprungslandes, in eine fruchtbare und gewinnbringende Auseinandersetzung, wie etwa die Kirche des Mittelalters mit der griechischen Philosophie, zu treten. Ein Ausweichen und bloßes ängstliches Abwehren wäre nicht die rechte Begegnung für die auch von dorthier sich auftuenden Gefahren für unsere Kultur.

Buddha und das indische Denken vor allem ist es, das seinen Einzug in Europa hält, wo es uns zwar zunächst meist von geschäftigen Köpfen in der Verwässerung und Verdunkelung neobuddhistischer oder theosophischer und verwandter Systeme dargeboten wird. Eine klare Stellungnahme ist aber nur möglich durch eine Beschäftigung mit den Urkunden selber, und diese uns in der mustergültigen deutschen Übersetzung von Karl Eugen Neumann, wohl der besten und vollständigsten ihrer Art, zugänglich gemacht zu haben, ist das Verdienst des R. Piper u. Co.-Verlages in München. Es erschienen dort u. a.: „Die Reden Gotamo Buddhas“ aus der Mittleren Sammlung (Majjhimanikayo) in einer Taschenausgabe in drei Bänden, die der Längeren Sammlung (Dighanikayo), gleichfalls in drei Bänden (von denen der erste zurzeit vergriffen ist) und einem in Vorbereitung befindlichen Ergänzungsband; dann ebenfalls als Taschenausgabe „Der Wahrheitspfad“ (Dhammapadam), eine philosophische Spruchsammlung des Buddhismus, und die auch zum erstenmal übersetzten „Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhas“. Paßt uns in letzteren die immer wieder abgewandelte, wie Meeresbrandung großartige Eintönigkeit ihrer Grundmelodie vom Trug und den Leiden des Daseins, der Sinnenwelt, wie dem Frieden und der Erhabenheit der heilig Auferwachten, ihrer Befieger, so ist es in den „Reden“ dazu die feierliche Architektur ihres Baues, der auf den steten Wiederholungen wie auf seinen tragenden Säulen ruht, was sie uns in der unvergleichlichen Neumannschen Übersetzung so wertvoll macht. Wir schreiten beim Lesen durch Wortdome, durch gewaltige Redehallen dahin, wo uns Schauer erhabener Erdbegleitetheit anwehen.

Mit welcher Macht treffen uns diese erst, wenn wir uns in die Wunderwelt buddhistischer Plastik und Baukunst in Indien, Japan, China, in die ostasiatische und indische Tempelkunst überhaupt einführen lassen, über welche wir eine Fülle kostbarer Veröffentlichungen aus letzter Zeit vorliegen haben. Wie groß ist die Entdeckungsfreude des dazu Aufnahmefähigen beim Aufschlagen von Werken wie von Karl With's „Buddhistischer Plastik in Japan“ (Anton Schroll u. Co. in Wien, 1920) oder desselben Herausgebers „Java“-Buch (Foltwang-Verlag, Hagen i. W., 1920), wie With auch zu der bei Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin, erschienenen guten Auswahl aus der „Asiatischen Monumentalplastik“ das begeisterte

Vorwort schrieb. Wir stehen staunend, betroffen vor der grellen Unmittelbarkeit, der Nacktheit der Vision, mit der der schöpferische Geist dieser östlichen Rassen seine Offenbarungen dem Stein einhauchte, werden klein, mit unserem Europäerbewußtsein, vor der erdrückenden, unvergleichlichen Erhabenheit und Größe etwa eines Zentralbuddha in den Grotten von Yüankang, der, wie die übrigen gewaltigen, wie Äther in die Ewigkeit gegründeten Bildwerke, in dem Band „Von Chinas Göttern“ (Kurt-Wolff-Verlag, München) wiedergegeben, uns die Geheimnisse chinesischer Höhlentempel erschließt. Im besonderen den verwirrenden Reichtum der aus einer elementaren schöpferischen Phantasie erwachsenen „Indischen Plastik“ bringt uns in zahlreichen guten Abbildungen (wie bei all den genannten Werken) der gleichnamige, von William Cohn bei Bruno Cassirer, Berlin, herausgegebene Band, zu dem als willkommene Ergänzung die „Indische Baukunst“ von Paul Westheim mit den Ansichten der zauberhaft schönen, mächtigen indischen Tempelbauten genannt sei. Dieses Werk gehört, ebenso wie die vorerwähnte „Asiatische Monumentalplastik“, zu der von Westheim bei Ernst Wasmuth, Berlin, herausgegebenen Reihe der „Weltkunstdbücherei“ (Orbis pictus), von welcher bis jetzt 9 preiswerte Bände mit seltenstem Inhalt aus weiteren Kreisen zum Teil kaum noch bekannten Kunstgebieten erschienen sind. Außer den genannten sind es die folgenden: „Altrussische Kunst“, „Archaische Plastik der Griechen“, „Die chinesische Landschaft“, „Indische Miniaturen der islamischen Zeit“, „Afrikanische Plastik“, „Mexikanische Kunst“ und „Hethitische Kunst“, von denen jeder 48 ganzseitige Abbildungen, nebst kurzer Einführung, enthält. Ich wüßte keine andere Sammlung, die, wie die genannte, aus der Kunst vergangener Zeitalter mit jedem neuen Bande gleich trefflicher das heraushebt, was unserer ganz neugearteten Einstellung in Kunstdingen wie dem tiefsten Sehnen und Suchen der Zeit so entgegenkommt. Vielversprechend scheint in dieser Beziehung auch die neue „Bibliothek der Kunstgeschichte“ (E. A. Seemann, Leipzig) zu werden, in welcher der wiederholt genannte R. Wirth ein Bändchen „Japanische Baukunst“ mit (für das kleine Format und den billigen Preis dieser Folge) sehr guten Wiedergaben erscheinen läßt. Der Charakter des japanischen Tempels mit dem weit überragenden, leicht geschwungenen, meist zwei- oder, wie bei den Pagoden, mehrgeschossigen Dach, weist eine zierliche, fast schwebende Leichtigkeit und Heiterkeit auf gegenüber der gehäuften Wucht des indischen, oder etwa dem kolossalen „Borobudur“ auf Java, über welchen, als eines der großartigsten Baudenkmale der Erde, Hans Müch im Folkwang-Verlag (s. o.) ein „Buch der Offenbarung“, wie sein Untertitel lautet, geschrieben. Derselbe verfaßte eine packende, die oben berührte veränderte künstlerische Einstellung der Zeit grundsätzlich darlegende und verkündende Einführung zu der im Verlag Georg Westermann, Braunschweig, veröffentlichten „Norddeutschen gotischen Plastik“, und es ist fesselnd und aufschlußreich, mit der vergleichenden Vertiefung in dies Werk aus der metaphysischen Gewalt und Artümllichkeit jener asiatischen Schöpfungen in die nicht minder religiös erregte, aber mehr hausbackene, nicht so weltflüchtige, sondern den Alltag und das Kleine vielmehr voll Liebe mit in die religiöse Erregung einbeziehende Heimatkunst zurückzukehren. Wie sie uns hier in 71 Bildtafeln geboten wird und in ihrer schlichten, herben Art, nach der Zusammenstellung aus dem besonderen norddeutschen Gebiete, auch eine Entdeckung für uns bedeutet.

Letzte Unterschiede der Wesensart des mehr zur Beschauung und Beschaulichkeit neigenden Asiaten und des heute in gefährlicher Einseitigkeit und Übertreibung auf Tätigkeit wie auf die wirkende Eroberung der umgebenden Welt eingestellten europäischen Menschen deuten sich da an. Unterschiede, auf welche ich schon bei Gelegenheit meines Aufsatzes über Rabindra Nath Tagore im Maiheft 1919 der „Zat“ (Eugen Diederichs, Jena) hingewiesen, wie auf die bedeutungsvolle Vermittlerrolle, welche, im Sinne einer gegenseitigen Ergänzung, dem mit einem Antlitz nach dem Osten, mit dem andern zum Westen gekehrten indischen Dichter hier zufällt. Das beweist auch namentlich wieder sein kürzlich bei Kurt Wolff, München, in deutscher Übersetzung erschienenes Werk „Sahana“ (Der Weg zur Vollendung), wo er in einer Reihe von Abhandlungen seine edle Lebensweisheit kündet, die, wenn auch

nach des Verfassers wiederholter Beteuerung, auf den religiösen Grundlagen Indiens fußend, in ihrer reformatorischen Art mehr noch von christlichen Einflüssen gespeist scheint, als es ihm selber bewußt ist und als er selber es wohl zugeben möchte. Fast möchte man in Tagore schon einen ersten Vorläufer erkennen, welcher die Seele Indiens für eine künftige umfassende und vertiefte Aufnahme des Christentums bräutlich bereiten hilft! Undenkbar herrlich mögen die Entfaltungen sein, die das Senfkörnlein auf diesem dankbaren Boden noch nehmen könnte. Andererseits bedarf, um noch einmal mit Max Scheler zu reden („Vom Ewigen im Menschen“, 1. Bd., Seite 247, Verlag der Neue Geist, Leipzig 1921): „das hyperaktivistische, hyperbetriebssame Europa — ich möchte sagen — einer gewissen Liegkur in den Tiefen, in dem Ewigkeitsinn, in der Ruhe und Würde des asiatischen Geistes. Hat dazu Asien seit dem Japanisch-Russischen Kriege mit Sicherheit aufgehört, nur passives Objekt zu sein kapitalistischer Ausbeutung einerseits, christlicher, aber zu oft nur Handelspionierschaft treibender Missionen andererseits, regt es überall nun aktiv seine Flügel und wischt sich den Schlaf von Jahrhunderten aus den Augen, wie wir es überall sehen, im asiatischen Rußland, Japan, China, Indien, in der mohammedanischen Welt, so hat Europa doppelten Grund zu einer neuen Auseinandersetzung all seines Kultur- und Bildungsbesitzes mit Asien und dem Osten überhaupt. Der Weltkrieg führt im kleinen wie im großen zu neuen Ausgleichen, zu Ausgleichen der allzu großen Kulturunterschieden — und dies vor allem qualitativ. Wie Deutschland demokratischer in ihm wird, die englisch redenden Länder zentralistischer und staatssozialistischer, so muß auch in weit gewaltigerer Größenordnung ein gewisser Ausgleich des spezifisch Europäischen und Asiatischen seine Folge sein. Darum müssen wir auch die Antike der Jugend von vornherein mit ihren asiatischen Wurzeln darbieten, und die historischen Quellpunkte innerhalb der späteren Geschichte antiker Bildungswerke, wo sich Morgenländisches und Abendländisches vermischte, wie im Hellenismus, in Alexandria usw., um dann in die getrennten Arme der abendländischen und morgenländischen Geschichte scharf auseinanderzugehen, weit stärker erleuchten als bisher. Diese Umstellung unserer zentralen Bildungsinteressen nach dem Osten ist ferner höchst wünschbar darum, weil Geben wie Nehmen in dieser Richtung weit fruchtbarer sein werden, als wenn wir unser zu ausschließliches Interesse an der westlichen Bildung beibehalten.“ —

Es ist kein Zufall, daß auch die neueste deutsche Dichtung gerade in einem führenden Vertreter, Franz Werfel, fernöstliche Einflüsse auffängt und spiegelt, am deutlichsten wohl in seinem letzten tiefinnigen und bedeutungsvollen Bühnenspiel „Spiegelmensch“ (Magische Trilogie, Kurt-Wolff-Verlag, München). In den herrlichen Hymnen des großen Tschechen Otokar Brezina („Winde von Mittag nach Mitternacht“ und „Hymnen“, Kurt-Wolff-Verlag, München), auf die zum Schluß noch besonders aufmerksam gemacht sei, tut sich in einer für die europäische Dichtung ungewohnten Weise eine kosmische Weite auf, wie sie uns sonst nur in dem zeit- und raumerhabenen indischen und chinesischen Denken begegnet.



Neue Bücher

Die Lichterstadt. Roman von Juliana von Stockhausen (Rösel-Pustet-Verlag). Das Werk schildert nicht nur den äußeren Werdegang seines Helden Georg von Frundsberg, des Obristen und des Vaters aller Landsknechte, der vor dem sacco di Roma einem Schlaganfall erlag, sondern auch seine innere Entwicklung, die in freier Phantasie als ein Ringen durch härteste Tragik hindurch bis in die Herrlichkeit der ewigen Lichterstadt aufgefaßt wird. Vielleicht mit noch größerem Rechte kann man den Roman einen Preisgesang nennen auf Frau Katharina, des Frundsbergers Gattin, die deutsche Mutter, die ihr Leben gibt, um es Kindern zu schenken, daß auch sie Bannerträger werden auf dem Wege zu jener Lichterstadt.

Aber schon die Einleitung, einen Menschen vorführend, der sich fortsetzt aus der Bitternis des Lebens, die immer nur Lust aus Leid gibt, nach der „Zeitlosen, die in hundert und hundert auf der Wiese steht im Sternentau, kein Leben kennt, keine Lust, aber auch kein Sterben und keinen Tod“, hebt das Ganze stark ins Symbolische, läßt gleich erwarten, daß hier nicht reine Geschichte geboten wird, und es versteht sich, wenn Georg Frundsberg hinauswächst über die Maße, in die seine Zeit ihn eingeeignet, wenn die deutschen Fürsten, eingeschlossen ihr kaiserliches Haupt Karl V., in einem Licht erscheinen, das anders beleuchtet als das historische, wenn man Lufrezia Borgia, die kühle, stille Frau, die am Ende sogar eine prächtige Mutter war, so ungefähr als das genaue Gegenteil des geschichtlichen Vorbildes findet, — ja, mir will doch scheinen, daß man auch im historischen Roman, überhaupt in jedem Dichtwerk, das sich mit allgemein bekannten Geschehnissen und Persönlichkeiten beschäftigt, die Wahrheit über alles stellen muß und sie niemals um- und wegsymbolisieren darf. Das stört für den Kenner den Genuß und ist für den Nichtkenner verhängnisvoll, denn er kann sich nicht vorstellen, daß man so scheinbar wirklichkeitsgetreu eine Sache und eine Person beschreibt, die im Grunde ganz anders war. Gern stellt man fest, daß die Reformation tief erkannt wurde, daß im Streit wider Rom Idee von Person scharf geschieden ist, daß überhaupt der bei Protestanten noch wenig erschütterten Geschichtslüge, es habe sich Luther von der Kirche trennen müssen nur wegen Reformeifers auf dem Gebiete der Sitte, während doch der Miß wesentlich durch dogmatische Erörterungen gekommen ist, der Boden entzogen wird. Ob freilich die Grundauffassung des ganzen Romans, die Deutschland als die gotische Sehnsucht hinstellt, als den Geist, der Italia, die schöne Frau, den Leib, zu erobern trachtete, ob die richtig ist oder ganz richtig, läßt sich trotz der Eindrucksraft, mit der alles das ausgeführt wird, dennoch bezweifeln. Die Sehnsucht war freilich vorhanden, sie war auch tragisch. Der übrige Teil der Symbolik wird aber stark zweifelhaft, wenn man fragt, wer denn bei jenem Verschmelzungsprozeß mehr Seele war, ob der Nordländer oder der Romane, bei wem denn mehr Leib gewesen und bei wem mehr Form und Geist. Dies sei nur angedeutet, so kurz läßt es sich natürlich nicht abmachen. Jedenfalls liegt in den Symbolkräften, die hier wider einander bewegt werden, die eigentliche Spannung des Romans, der einen Anlauf nimmt zur dichterischen Erfassung der Idee des Römischen Imperiums, wie es sich zum letzten Mal in sterbender Schönheit offenbart in jenem Augenblick der Geschichte, von dem aus die Annirise der Welt von heute sichtbar werden.

Ob die Kraft der Dichterin gereicht hat zu einem solch gigantischen Werk, das in genialer Schau Menschheitschicksal im Wilde einer Epoche stärkster Auftriebe zu gestalten versucht? Ich meine, daß wohl die Phantasie des mehr bei uns als in Rußland geschätzten Merezhkowsky — Lionardo — durch eine wirklichkeitsnähere Realistik glücklich übertroffen wurde und doch auf der andern Seite von hier bis zu der klassischen Linienführung und hohen Geistigkeit Gobineaus noch weit ist. Auch will mir scheinen, als ob die Lichterstadt trotz allem noch etwas schwach und fern leuchtet gegenüber dem nibelungenartigen Tragischen der irdischen Ereignisse. Ist natürlich der geistige Gott anerkannt, so tritt doch seine ruhige Stete, seine überragende Weisheit zurück vor dem dämonischen Mysterium der Natur, jenen Armütern, bei denen sich von Unruhs „Geschlecht“ in pantheistischen Rausch verliert. So viel Elemente wogen in diesem starken Werk, daß es ein Wunder wäre, wenn eine Dichterin von solcher Jugend sie schon völlig bezwungen hätte. Schade, daß an diesem Roman nicht noch ein paar Jahre gearbeitet wurde. Wie vieles hätte da noch reifen können.

Ganz natürlich führt die Art dieser Schaffenden, schon wie sie sich in den ebenfalls überragenden Romanen „Das große Leuchten“ und „Brennendes Land“ auswirkte, eben zu diesem Ergebnis auf dieser Stufe. Immer ist ihr Dichten stark bestimmt durch die Welle des Blutes. Geistiger Expressionismus ist noch verschmolzen mit physiologischem. So schön und sinnig das Weib geschildert wird, so keusch im Grunde die Geburtsstätte des Lebens erscheint, so wird doch das Geschlechtliche derart breit in das Geistige hineingestellt, derart zum Zentralpunkt des Lebens, daß man sich fragt, ob nicht die Kunst feinere Mittel hat, um, der Wirklichkeit immerhin treu bleibend, doch das Animalische in geistigerer Form zu geben. Eingestellt auf eine Erzählungskunst, die mit Zauberstab alle Dinge berührt, die bisweilen den ganzen Liebreiz jungmädchenhafter Scheu zu entwickeln weiß, die wegen ihrer eigenen Unberührtheit, ich hätte fast gesagt als ein enfant terrible der Jungfräulichkeit, über Dinge spricht, die das Leben in reifer Weisheit hinter Vorhängen läßt, eine Kunst, die doch wieder stark vom Rhythmus des Sexuellen bestimmt und von diesem Pol aus belebt scheint, mußte die Dichterin in dem Augenblick, wo gewaltigeres Geschehen in die Erfahrung einströmt, vom Frischen und Saftvollen zum Überkräftigen, hier und da — technisch gesehen — Rohen und Grotesken treiben, ja bisweilen selbst hart an die Linie des Perverten. Steigerungen des Geistigen werden in dieser Form leicht auch Steigerungen des Animalischen.

Es führen Pfade von diesem Roman aus zu einer weiteren dichterischen Eroberung der Lichterstadt, aber auch Wege zu den wildbuchernden Orgien von Heinrich Mann. Es liegt nun freilich nicht in der Willkür des Augenblicks, das Schaffen in irgendeiner Richtung entscheidend zu be-

stimmen. Solche Entscheidungen werden weiter zurück getroffen, im Leben selbst. Jeder Dichter hat die Gestalten, die er schildert, doch irgendwie in sich. So bliebe schon die Wahl zwischen der leidenschaftlichen Lutrezia, der koketten Sofie aus „Brennendes Land“ und der unvergleichlich innig, mit größter Hingabe gezeichneten Katharina. Daß diese Perle einer deutschen Frau von der Dichterin erfunden und gestaltet werden konnte, sichert ihr allein schon den Ruhm echter Poesie, gibt zugleich die Richtung an, in der man Weiteres erwarten möchte, ich meine was das Ethos angeht.

Auf Einzelschönheiten der Sprache, der Schilderungen usw. gehe ich nicht ein, es gibt deren in diesem Roman eine seltene Fülle, es fehlt sogar nicht an Kabinettstückchen von Sprachkunst, z. B. der Marsch der Landsknechte zur Brücke von Governo . . . Ich will auch noch nicht mein letztes Wort gesprochen haben. Alles in allem herrscht in dem Ganzen ein vornehmes Fühlen, treudeutsche Art, die Grundstimmung des Evangeliums, kühne Phantasie und kräftiger Wirklichkeitsinn. Juliana von Stockhausen könnte berufen sein, einmal den Roman der christlichen und deutschen Familie zu schreiben.



Eine neue Lebensbeschreibung von Alban Stolz. Schon einmal wurde im „Gral“, II. Jahrgang (1907—1908), Seite 217—227, ein literarisches Charakterbild von Alban Stolz entworfen. Auf diese eindringliche, tief schürfende Arbeit sei hier besonders wieder aufmerksam gemacht.

Den Anlaß, jetzt darauf zurückzukommen, bietet uns die langentbehrte, vor kurzem bei Herder erschienene umfassende, müstergültige Lebensbeschreibung des bis heute unerreicht dastehenden religiösen Volkschriftstellers von Dr. Julius Mayer (mit 10 Bildern und einer Schriftprobe, XII und 620 S. Preis gebunden 115 Mk.). Eine außerordentlich fleißige, aus vielen noch ungedruckten Quellen, besonders aus Stolzens Tagebüchern schöpfende Arbeit.

Lebensbilder des Alban Stolz sind zwar schon wiederholt gezeichnet worden. Das von Hägele wird dem großen Manne nicht völlig gerecht durch die etwas einseitige Darstellung der äußerlich scharf geprägten Eigenart Stolzens. Die dem 100. Geburtstag des Schriftstellers gewidmete Ausgabe: „Nachtgebet meines Lebens“ wurde von Dr. J. Schmitt durch „Erinnerungen an Alban Stolz“ ergänzt, die manche bis dahin wenig bekannte Einzelzüge bieten. Und der außerordentlich warmherzig und geistvoll gehaltene Abschnitt über Stolz in Hettingers Bildern „Aus Welt und Kirche“ ist leider nur engeren Kreisen der Gebildeten zugänglich. Was wir demnach immer noch vermissen, ist ein volkstümlich geschriebenes, möglichst wohlfeiles Lebensbild dieses aufrichtigen, uneigennütigen Volksfreundes, da der für die weitesten Kreise kaum erschwingliche Preis die neue Mayer'sche Lebensbildung als Volksbuch unmöglich macht. Vielleicht entschließen sich Verfasser und Verleger, diesem Wunsche einmal näherzutreten. —

An dem Stolz-Leben von Dr. Mayer verdienen die besondere Aufmerksamkeit des literarisch Interessierten im zweiten Teile die Kapitel 6: Der Schriftsteller — 7: Alban Stolz' religiöse Naturbetrachtung. Der Dichter und Mystiker — und vor allem das sehr wertvolle Schlußkapitel: Alban Stolz in der deutschen Literatur, das Dr. Joseph Sauer beigezeichnet hat.

Nachdem der „Kalenderschreiber“ längst zum liebgewordenen Gemeingut des katholischen Volkes und selbst weiter Kreise von Andersgläubigen geworden ist, wäre es an der Zeit, daß die literarische Wertbemessung Stolzens wieder voll zur Geltung käme, wie sie Eichendorff, Wolfgang Menzel, Leopold Sacher-Masoch, Hettinger, Josef Hofmann u. a. schon vor vielen Jahren gegeben haben. Abgesehen von den katholischen Literaturgeschichten und manchen vorurteilslosen Kritikern aus nichtkatholischen Lagern ist die literarische Bedeutung des sprachgewaltigen „Daniel des 19. Jahrhunderts“ (Eichendorff) bis in die neueste Zeit einfach totgeschwiegen worden. Sachliche Beurteilung mußte und muß vielfach heute noch konfessioneller Engherzigkeit und blöder Parteilichkeit weichen. Sacher-Masoch schrieb 1883 in einem Nachruf: „Alban Stolz war in jeder Hinsicht eine Zierde unserer Literatur, ein geistvoller Schriftsteller und großer Poet. Und was war das für ein Deutsch, das er schrieb! Das war wieder die Sprache Schillers.“ Freilich mußte der bedeutende Kritiker bei Gelegenheit dieses Nachrufes auf Stolz feststellen: „Es ist leider von Berlin aus ein arger häßlicher Ton in unsere Tagespresse gekommen; im besten Falle ist der Standpunkt einer Partei, in der Regel aber nur jener einer Clique maßgebend.“ Viel besser ist es auch heute, nach fast vierzig Jahren, noch nicht geworden. Ein Blick in die bekanntesten Literaturgeschichten bestätigt es.

Dr. Mayers neue Lebensbeschreibung und insbesondere Dr. Sauer's Schlußkapitel über „Alban Stolz in der deutschen Literatur“ werden hoffentlich einer gerechteren Würdigung des Romantikers und Mystikers Stolz, des unvergleichlichen Volks- und Heimatschriftstellers, die Wege ebnen. Und

Dr. Lautenbacher hat heute noch recht, wenn er in der „Frankfurter Zeitung“ 1887, Nr. 184, schrieb, daß „diesem eigenartigsten Prosaisiten die Literaturgeschichte erst noch gerecht zu werden hat.“

Alois Tielik, S. J.

St. Sebastian vom Wedding. Eine Legende von Franz Herwig. Als religiöse Poesie zeichnet sich diese Legende wohlthuend aus vor allem „Eristischen“. Man freut sich über die kernige, innerlich beschwingte, von starker Plastik geprägte Sprache, die das Leben nimmt, wie es ist, d. h. für den Dichter ist. Hat die Schrift eine Tendenz? Jedenfalls keine unkünstlerisch hineingetragene. Ist diese Tendenz berechtigt? Wohl genau so, wie St. Franziskus berechtigt war. Natürlich muß man niemals den spornenden Geist des Ganzen verwechseln mit kategorischen Imperativen einzelner Sätze. Dieser Sebastian, der junge Mönch, der sich berufen fühlt, ins Leben zu gehen und als Apostel unter der Masse zu wirken, der die Art seines Wirkens gänzlich den Verhältnissen im Berlin von heute anpaßt, der schließlich Märtyrer wird für seine Idee, indem ihn der Böbel an die Laternen bringt, der sich aber im Rahmen des Gehorsams hält und Konflikte mit den kirchlichen Behörden vermeidet, er ist sicher in manchem Betracht ein Vorbild. Es protestiert dieses Heiligenleben gegen alle Verkünderung im Religiösen, gegen allzugroßes Rücksichtnehmen auf das Herkömmliche, gegen jede feige Flucht vor dem Ungewohnten. Wir wissen, wie in andern Ländern, in Amerika, in England, auch in Holland mit Wissen und unter Unterstützung der gottgesetzten Hirten sich längst eine Reihe von Formen der religiösen Betätigung entwickelt haben, die wir bei uns noch nicht kennen. Für regeren, tätigeren Geist, auch im Sinne eines Laienapostolates, tritt diese Legende ein. Der Kern der Sache ist echt Ignatianisch. Der Glaube an die Macht der Gnade ein bergerversekender. Die Einstellung kühn gerichtet auf die heroische Tat. Eine Legende ist's, die sich natürlich leichter liest, als sich das Leben dazu lebt. Ein Mahnruf ist's, beachte ihn also, wen es angeht. Einige „Vielleicht“ möchte ich wohl noch einwenden. Ich sehe das Ganze ein wenig komplizierter. Am liebsten hörte ich darüber einmal das Urteil eines Heiligen.

Friedrich Muckermann, S. J.

Worte von Friedrich Wilhelm Foerster, gesammelt und herausgegeben von H. Peine, 60 S. Berlin 1921, F. Dümmler. Man mag sich zu dem Politiker Foerster stellen wie man will — dem Pädagogen wird man in vielen, sehr vielen Dingen ehrlich und allgemein beistimmen können. Je rastloser Foerster arbeitet, je tiefer er in den Erziehungs- und Selbsterziehungsgedanken eindringt, um so klarer und unzweideutiger stellt sich in seinen Werken das christliche Ethos heraus. Einige Kerngedanken dieser ethischen Auffassung Foersters hat H. Peine in einem kleinen Büchlein zusammengestellt, Gedanken, die uns zum Wiederaufbau nach tiefstem Sturze unentbehrlich sind. Sie wecken Lebenskräfte von innen heraus und können leuchtende Sterne sein auf dunklen Wegen, die wieder zu lichten Höhen führen werden.

Schade nur, daß die einzelnen Gedanken und Worte in wirrem Durcheinander dastehen. Die Brauchbarkeit des Büchleins würde erheblich gewonnen haben, durch eine äußerlich erkennbare Gruppierung zusammengehöriger Aussprüche und nicht minder durch Angabe der Fundstellen in den Werken Foersters. Sicher wäre die Auswahl der Worte noch viel eindrucksvoller ausgefallen, wenn Foersters neuestes Buch: „Christus und das menschliche Leben“ hätte berücksichtigt werden können.

Alois Tielik, S. J.

Ernst Roedelchen: Gottes hunder Garten. Ein Buch von Gott und Gotteskindern. Fredebeul & Koenen, Essen.

Das Buch eines Träumers, der, sich abschließend gegen das lärmende Tosen der Welt, schwimmend in Blumen und Poesie, in jeder Blüte und jedem Taupfen ein Symbol erkennt. In Verschwendung der sattesten Farben und des schwellendsten Tones bricht sich der Uberschwang eines stark vorherrschenden Gemütes, Gefühllebens Bahn. „Du schreibst dein Buch zu viel für dich, zu wenig für uns“, rufen wir dem Dichter zu.

J. M. W o r m s.

P. Stanislaus von Dunin Borkowski, S. J.: Reisendes Leben. Ein Buch der Selbstzucht für die Jugend. 3. Auflage. 1922. Dümmlers-Verlag, Berlin, Bonn. 18 Mark, geb. 24 Mark.

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir die jetzt schon erschienene dritte Auflage Dunin Borkowskis: Reisendes Leben. Kein pädagogisches Fachbuch soll es sein, wie der Verfasser auch selbst schon in seinem Vorwort sagt; es ist es auch nicht, dafür hat er sein Werk zu sehr mit Stofflichkeit und individuellem Erleben durchwoben: Ein glücklicher Griff, sein Buch auch der reisenden Jugend, für die es in erster Linie bestimmt ist, nahezubringen. Wertvoll ist es als der Niederschlag ganz eigenen Miterlebens, eigenster Erfahrung: Ein Quellenwerk der pädagogischen Fachwissenschaft, eine starke Hilfe für den Erzieher, vor allem aber ein gesunder Freund und Berater unserer Jugend. Dem ausgezeichneten Werke wünschen wir die weiteste Verbreitung.

J. M. W o r m s.

Newmanbücher. Treffliche, wenn auch nicht in jeder Hinsicht ganz vollendete, Newmanbücher, die sich zur Verbreitung in weitesten Kreisen, besonders auch für Konvertiten und überhaupt für solche, die tiefer in den Geist der katholischen Religion eindringen möchten, eignen, sind erschienen im Grünewaldverlag. Es ist ein Lebensbild des großen Kardinals von Dr. M. Laros und eine vom gleichen Verfasser zusammengestellte Sammlung von Betrachtungen: „Gott und die Seelen“. Dazu treten neuerdings zwei Bändchen des Herderschen Verlags: J. H. Newman, Christentum, Advent und Fülle der Zeiten. Herausgegeben von Przywara-Karrer. Da die Bändchen einen Aufriß der gesamten Theologie, ausgeführt von einem Meister der Wissenschaft, des Herzens und der Sprache bieten, so werden sie besonders willkommen sein in jenen Kreisen und Arbeitsgemeinschaften, die sich an der Hand von Führern religiös vertiefen möchten. — Auf die Kontroverse Laros-Przywara, wie überhaupt auf die ganze Newmanfrage sei hier nicht eingegangen. Gutes bieten beide, wahrscheinlich auch Angriffsflächen. Wie verlautet, wird kräftig an einer streng wissenschaftlichen Newmanausgabe gearbeitet, und die Wahrheit sollte die verschiedenen Parteien einen.

Neues und Gutes für unsere Kleinen. Der Märchenvogel. Ein Buch neuer Märchen und Mären von Laurenz Riesgen mit 20 Bildern von Rolf Winkler. 4.—6. Auflage, Herder, geb. 18 Mart und Zuschlag.

„Es war einmal ein Mensch, der war glücklich; denn er war jung.“ Für diese Glücklichen, für die Kinderwelt, bietet uns der „Märchenvogel“ einen Schatz ganz neuer, naturfreudiger Mären. Anregend geschrieben, wird das Buch zweifellos freudige Aufnahme finden. Doch ist zu bemerken, daß die volle Auswertung dieses Gutes schon einige Befinnlichkeit voraussetzt.

Eine weitere Märchenammlung erscheint 1922 im Verlage der Bonifatiusdruckerei, Paderborn: **Märchen von P. Ambros Schupp, S. J.** In 4 Sammelbänden mit Bildern von Friß Bergen.

Wird im „Märchenvogel“ ganz neues Märchengut dargeboten, so läßt die Sammlung P. Schupps deutliche Anklänge an alte Motive erkennen. Ein ausgeprägt auf das Ethische gestimmter Ton durchzittert Waldesraunen und wundersame Begebenheit, schwingend in Wärme und Tiefe des Gemütes und herzlicher Liebe zum deutschen Kinde. Auch das Auge der Kleinen findet in beiden Büchern ansprechende Nahrung.

J. M. Worms.



Kleine Mitteilungen

Zur Feier des Grillparzerjubiläums werden wir voraussichtlich am 1. Juli eine eigene Grillparzernummer herausgeben. Auch eine Dostojewskinummer ist in Rücksicht auf das Jubiläum dieses für unsere Zeit so hochbedeutenden Dichters und Propheten noch für diesen Jahrgang vorgesehen. Molière werden wir nur gelegentlich einen Artikel widmen können. Zur Auffrischung des Gedächtnisses Henry Wadsworths Longfellow, dessen 40. Todestag auf den 24. März fällt, werden im „Gral“ einige neu und meisterhaft übersehte Gesänge der „Evangeline“ erscheinen aus der Feder des Herrn Dr. August Bezin (Hechingen). Das nächste Heft des „Gral“ wird fast ausschließlich dem jungen, leider so früh dahingegangenen R. J. Sorge gewidmet sein.

Noch einmal empfehle ich die Unterstützung des Gralfonds, dessen wir zum weiteren Aufbau unserer Zeitschrift nicht entbehren können. Es muß der Redaktion die Möglichkeit gegeben sein, junge Schriftsteller an die Zeitschrift zu fesseln. Es versteht jedermann, daß dies auch eine Geldfrage ist. Noch ist die Erkenntnis nicht genügend aufgegangen, daß schließlich die Mängel der Wirtschaft und die Not der Zeit auf irrigen ideellen Voraussetzungen beruhen. Wer Schriftsteller unterstützt, die mit der Macht ihres Wortes und Genius am Wiederaufbau unserer ideellen Grundlagen arbeiten, der tut oft mehr, als wenn er sich des Bettlers am Wege annimmt. Im übrigen gibt es auch Schriftsteller genug, die heute Bettler am Wege sind. Man sieht es ihnen manchmal nicht an. Einzahlungen bitte vorläufig noch an die Redaktion, Bonn, Hofgartenstr. 9.

Die Redaktion.

*

Von jetzt ab fügen wir dem „Gral“ allmonatlich als besondere Beilage den „Wolframbund“ bei.

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Sechzehnter Jahrgang * Heft 7 * Essen, im April 1922

Der Dichter

Über Höhen, über Hänge wandelnd,
Bald der Sonne, bald des Mondes Leuchten
Seine Augen fehend, schreitet er.

Trifft der Blickstrahl ihn aus deiner Wolle,
Lächelt er im Tode dir getreulich,
Denn er liebt dich und dein tödlich Spielen.

All sein Atem fühlt sich dir zu eigen.
Klimmend unter schwebenden Gestirnen,
Pilgernd hoch durch Kreise deiner Allmacht
Ist er nur dein allerschönstes Stammeln.



Unveröffentlichtes Gedicht Reinhard Johannes Georges vom 17. März 1911.

Geleitwort

Von Friedrich Muckermann, S. J.

O ihr, die ihr voll Sehnsucht zuzuhören,
Im kleinen Rahne folgtet meinem Schiffe,
Das mit Gesang einherzieht durch die Fluten,
Rehrt nun zurück zum heimatischen Strande,
Begebt euch nicht mit mir aufs hohe Salzmeer,
Es droht Gefahr, wenn ihr die Spur verlieret . . .
Ich fahre hin auf nie befahrenen Wogen,
Apollo steu'rt, Minerva schwellt die Segel,
Die Musen zeigen mir des Bären Sterne.
Ihr wen'gen Freunde aber, die beizeiten
Den Hals gestreckt nach jenem Engelsbrote,
Das Nahrung uns gewährt, doch nimmer sättigt,
Wohl könnt ihr auf das weite Meer euch wagen,
Wenn dicht an meine Furchen ihr euch haltet,
Bevor die Fluten wieder sich geglättet.

(Dante. Paradieso II, 1. Nach Euler.)

Diese Paradiestrophen könnte man über Reinhard Johannes Sorge's gesamte Dichtung setzen. Vom Anfang an ist sie dem Ideal zugewandt, von christlichen Ahnungen durchseelt, schon vor den Toren der Erfüllung Zeuge der Wahrheit von der Anima naturaliter christiana. Schon die Philosophen des Mittelalters haben gesprochen von einer Seelenschicht, die irgendwie allem Wollen und Erkennen zugrundeliegt wie wartender Mutterboden. Von hier aus regt es sich wie mit Armen der Sehnsucht, formen sich Bilder des Ewigen, öffnen sich verlangende Augen dämmerndem Lichte zu. Wie unter Nebeln dunkler Ahnung scheint da zu liegen das Wissen um Gott, der Drang heimwärts, zum Ursprung. Wehe, wenn das Dämonische sich dieser gärenden Tiefen bemächtigt, in den Fluch der Natur hineinziehend, was zum Höheren geboren ist. Reinhard Johannes Sorge war ein Sonntagskind. Ihn lockte Beatrice, noch ehe er sie kannte.

An Richard Dehmel mußte er vorbei und an Nietzsche. Wohl ist es wahr, daß diese Männer grauenhafter Triebbefreiung und furchtlicher Erhebung das Wort gesprochen. Aber es ist auch wahr, daß sie dieses Wort gesprochen aus einem Seelengrund heraus, der doch a ich das Licht suchte, und daß die Kraft, die ihnen innewohnte, doch von jener Kraft war, die, vom Schöpfer kommend, niemals ihren himmlischen Ursprung verleugnen kann. So konnten sie, die manchem Verhängnis werden, dem Schützling Beatricens Vergil sein. Die Perlen, die sich auch bei ihnen finden, nahm das Gotteskind als Perlen des Vaters da oben und schmückte sich mit ihnen die reine Stirne. Bis sie selber kam in strahlender Offenbarung, die Mutter der Himmel.

Gibt es wohl einen Dichter, der die innersten Wahrheiten der Schöpfung, ihre letzten Wesensbeziehungen so kindlich einfach und doch abgründig tief geschaut und empfunden hätte wie Reinhard Johannes Sorge? Es ist die Wahrheit, daß alles geschöpfliche Sein nur insofern ein Sein ist, als es unendliches Sein spiegelt, auf Unendliches hinweist, von ihm ganz und gar durchdrungen, durchglüht, getragen, behütet, gerettet wird.

Gott preßt sein Siegel,
Ich bin sein Spiegel

(Nachspiel vom „Guntwar“.)

So vieles, was in Bänden aus alten Tagen im schweren Panzer der Dialektik einherschreitet, spielt hier leicht und doch überwindend, wie der junge David mit

geschliffenem Kiesel. Darum ist Reinhard Johannes Sorge ein Dichter für unser Geschlecht, das sich an der Eigenmächtigkeit irdischen Seins berauscht und noch lange nicht, wie Guntwar, den Weg der Reue gefunden hat.

Immer klarer, immer farbenreicher, immer glutvoller wird Sorge die inmitten mystischer Lichter schimmernde Brücke sichtbar, die Geschöpf und Schöpfer miteinander verbindet. Freilich ist es nicht eine Brücke, die sich hinausdehnt in Räume und Weiten. Sie kann erfasst werden als ganz zurückgenommen in das eigene Innere, als unmittelbar gegeben in inbrünstiger Hingabe. In den Zellen der Seele, die sich befruchten mit Offenbarung und Gnade, erschöpft sich dieses Dichterleben und treibt immer nur sein Eigenstes hinaus, spiegelt nur immer im gleichen Kerngeheimnis Dinge und Menschen. Und auch darum ist Sorge ein Dichter für unsere Zeit, weil er ihre auseinanderfallenden Bezirke sammelt um das schlagende Herz, um die Grundkraft des Universums.

Guntwar hat sein Weib geliebt, aber als ein letztes Ziel seiner Liebe, und darum sagt ihm der Irre-Prediger: „Mein Bruder, nun will ich dir sagen, wir hätten's anders tun können. Ja, wir! Ist denn nicht unser lieb Weib sein Geschöpf? Ja, nun! Also von Herzen müssen wir es lieben, aber — ein groß Geheimnis kommt, mein lieber Bruder — wir hätten sollen unser herzliebtes Weib als sein Geschöpf lieben. *Ja!* i! nicht, daß du ein Mönch sein müßtest! Aber das hätten wir doch tun müssen. Ja doch, es ist ein Unterschied.

(Wiegt sich hin und her.)

In ihren Reizen seh ich den, der herrlich sie gebaut,
Aus seiner Gnade, Lieb und Füll' hat er sie mir vertraut.
Bruder, ich gebe dir recht einfältige Lehren. — . . .“

Mag mancher vom Überschwang, von Dunkelheiten, von nicht völlig Ausgereiftem bei Sorge befremdend berührt werden, dringt er zum Kern, er wird — mag er auch der nüchternste Mensch sein — Stunden der Weihe mit diesem Dichter verleben. Hat ihm aber eine gütige Vorsehung den Sinn für zarteste Geheimnisse des religiösen Lebens erschlossen, hat sie ihm das Ohr geöffnet für jenen in der ganzen Weltliteratur einzigen und für den Beseligten, der ihn einmal gehört, ewig unvergeßlichen Orpheuston, wie ihn eben nur die Stimme jenes Einzigen spricht, der die Seinen kennt, dann wird er diesem Johannes danken, der so wundervoll in Worte prägt, was dem Erwählten unausgesprochen im Brautgemach der Seele zittert.

Kein Zufall ist es, daß Sorge einige seiner schönsten Dichtungen der Eucharistie gewidmet. Im Einssein von Schöpfer und Geschöpf, wie es sich hier unter den Schleiern einer unbegreiflichen Liebe vollzieht, wird im weitesten und doch wahrsten Sinne jedes irdischen Sehnsens Drang gestillt, für eine Spanne Zeit schließt sich die Kette des Gesamtdaseins, der Unruhe des Wanderns wird Ruhe in göttlicher Umarmung, und kühnste Dichtung tritt aus dem Traum in eine über alles Dichten und Denken erhabene Wirklichkeit des Lebens.

Die Süße füllt mich,
Mein Heiland hüllt mich,
Mein Jesus kommt!
Mich küssen Flammen
Fließend zusammen;
Gott preßt sein Siegel,
Ich bin sein Spiegel;
Mein Jesus kommt!

Communio

Leise, leise
Steigt Herr Jesu;
Seine Weise
Ist so mild.

Seele, süße,
Siehst du Jesu?
Nieder neigt sich
Dir sein Bild.

Der die weite
Welt erlöste,
Sinkt dir ein!

Seele, sonnige,
Der dich löste,
Will in wonnige
Liebe tauchend
Bei dir sein!

*

Deine Tränen
Blinken Licht,
Deine Tränen
Weinen nicht —

Jesu wird
Dir jetzt gemein,
Schimmern sie
Wie Edelstein.

*

Gott wird klein,
Sinkt dir ein,
Menschenherz
Heißt sein Schrein.

Das Geschöpf,
Das Er ersann,
Kindlein sein,
Das Ihm entrann.

*

Hier wird neu
Die erste Liebe,
Schöpfer küßt
Brennender Liebe

Süß wie die Blüte
Gott mich behüte
In Ewigkeit.

(Aus „Suntwar“.)



Reinhard Johannes Sorge als Mensch und Künstler

Von Martin Rodenbach



Vorwort

Am 29. Januar 1922 wäre Reinhard Johannes Sorge 30 Jahre alt geworden. Wir wissen nicht, welche Rolle dem Künstler Sorge heute zugehören würde, wenn er noch unter den Lebenden weilen dürfte. Die Kontroverse einiger Kritiker, die sich über diese Frage schon vor einigen Jahren erheben wollte, mußte notwendig in subjektiven Meinungsäußerungen steckenbleiben. Außerdem berührte sie im Grunde nur das „Problem“ der Künstler-Konversion und bezog sich deutlich auf die alte, im nicht-katholischen Lager scheinbar unausrottbare Irrlehre von dem inneren Widerspruch einer „Katholischen Tragödie“. (Als ob der Dramatiker sich nicht in selbstgeschaffene Gestalten verwandeln könnte, die mit der im günstigen Falle gewährten Selbstsicherheit ihres Schöpfers kaum etwas zu tun haben! Als ob fernerhin der „katholische“ Mensch von „Kampf“ und seelischer Anfechtung im Einzelleben und in der Reibung an der Außenwelt frei sein dürfte!)

All das sei zugegeben. Ein anderes aber ist es, von dem Bilde zu sprechen, das wir Heutige von dem Kunstwerk Reinhard Johannes Sorges in uns tragen. Die Eigenart dieses Bildes ist eine geistige Tatsache und läßt sich beschreiben. Hier gibt es keine „Vermutungen“ und keine „Konstruktionen“. Selbstbeobachtung liefert hier unbestreitbares Material. Und Selbstbeobachtung ist es, wenn der Name Sorges heute immer und immer wieder mit einem gewissen Stolz und einer unausgesprochenen Wehmut bei künstlerischen Dingen genannt wird. Die Sehnsucht nach Stille, nach Schlichtheit, nach Ruhe, die nach all dem Aufruhr der letzten Jahre (auch im künstlerischen Erlebnis) in uns lebt, findet in Sorges Mystereien eine Heimat, in der sie aufatmen darf. Und unsere Sehnsucht darf glauben, daß Sorge auf dem Wege des Mystieriums uns noch tiefere Stille und noch größeres Glück hätte schenken können, wenn der Krieg ihn nicht hinweggenommen hätte.

Wenn von Reinhard Johannes Sorge also im gegenwärtigen Zeitpunkt eingehender die Rede ist, wenn ein ganzes Heft dieser Zeitschrift seinen Namen trägt und unter seiner Fahne zieht, so ist dies nur eine Angelegenheit der Selbstbefinnung. Ein Name, der in katholischen Künstler- und Kritikerkreisen sowohl als auch unter den Gebildeten überhaupt so oft und in solcher Betonung genannt wird wie der Name Sorges, verlangt gebieterisch nach einer außerordentlichen Erläuterung. Die Ergebnisse der zeitlich und räumlich versprengten Notizen und Aufsätze über Sorge müssen einmal sozusagen in einem Brennpunkt zusammengeführt werden.

Die von dem Schreiber dieser Zeilen stammenden Ausführungen des vorliegenden Sonderheftes greifen auf eine vorläufig noch ungedruckte wissenschaftliche Arbeit größeren Umfangs über „Reinhard Johannes Sorges künstlerisches Schaffen unter besonderer Berücksichtigung der dramatischen Sendung Der Bettler“ zurück. Da dort zum erstenmal das Material einer Sorge-Monographie wenigstens für die frühere Periode des Sorgeschen Kunstwerkes

zusammengetragen und verarbeitet worden ist, sei es gestattet, den Auszug jener Abhandlung als einleitende Orientierung über Motiv- und Formprobleme Sorgescher Kunst zu benutzen.



Reinhard Johannes Sorges künstlerisches Schaffen unter besonderer Berücksichtigung der dramatischen Sendung „Der Bettler“ / Von Martin Rodenbach Auszug¹.

Reinhard Johannes Sorge ist am 20. Juli 1916 im Alter von 24 Jahren im Kriege gefallen. Sein Lebenswerk konnte nicht ausreifen. Trotzdem zeigten die bisher gedruckten Werke („Der Bettler.“ Eine dramatische Sendung. Berlin 1912. „Suntwar.“ Die Schule eines Propheten. Handlung in 5 Aufzügen. Rempten-München 1914. „Mutter der Himmel.“ Ein Sang in 12 Gefängen. Ebenda 1917. „Metanoite.“ 3 Mysterien. Ebenda 1915. „König David.“ Schauspiel. Berlin 1916. „Mystische Zwiesprache.“ Hochland, 12.—16. Jahrgang, und kleinere Veröffentlichungen) eine innere Selbstständigkeit und Eigenwilligkeit, die auf eine ganz ungewöhnlich starke künstlerische Persönlichkeit hinwiesen. Ein selten reiches Leben mit religiösen Wandlungen bestätigte offenbar die hier angehäuften Lebenswert-Reime und mußte erst recht dazu locken, dem Werden des jungen Künstlers nachzugehen.

Sorges Kunstwerk war ohne weitere Einsicht in Einzelheiten zu scheiden in eine „heidnische“ („Der Bettler“) und eine „christliche“ Periode (die Dichtungen nach dem „Bettler“). Die christliche Kunst erschien als Erfüllung der heidnischen Periode insofern, als sie den unbestimmten Begriff einer „mystischen Macht“ durch den festumrissenen Begriff des Christengottes ersetzte. Hier lag die „Entwicklung“, biographisch bedingt, klar zutage. Das Schwergewicht des Interesses fiel also von vornherein auf den dramatischen Erstling, die Dichtung des Neunzehnjährigen, den „Bettler“. Er gab den Auftakt zum Gesamt-Kunstwerk, ein Bekenntnis zu dem Nietzsche-Ideal der Höchsteinfaltung des Menschseins, von Nietzsche abgewandt außer in der mystischen Grundstimmung im Verzicht auf alle gedanklich-ironischen Einschlüsse. In Einzelheiten von hinreißender Schönheit, schien diese dramatische Sendung mehr zu sein als der tastende Versuch eines Anfängers. Sie gebärdete sich vielmehr vollkommen als Ergebnis einer ersten Entwicklung, als Resultat des allmählich aufgedämmerten Bewußtseins des eigenen Berufs im Rahmen der zeitgenössischen Kunst. Die Aufgabe, diese Vorgeschichte des „Bettler“-Resultates aufzuzeigen und in dessen Beschreibung zu verarbeiten, drängte sich auf. Sie schien zudem durchaus möglich zu sein, weil der Vorwurf der fehlenden Distanz bei Sorge nicht oder kaum berechtigt ist.

Sorge hat mit dem literarischen „Expressionismus“ der Berlin-Prager Richtung, der er gewöhnlich unbesehen zugewiesen wird, keine unmittelbar persönlichen oder auch nur gedanklichen Berührungen, soweit unter jenem vor allem die durch die seelische Konjunktur des Krieges (in Ausdehnung und Folge) bedingte ethisch-soziale Ideenströmung verstanden wird. Sorges Kunst ist vielmehr im wesentlichen Gestaltung rein mystischer Menschheitsbezüge, also ausgerechnet derjenigen Motive, die die strengste Vereinsamung des Künstlers verlangen und alle Kulturverflochtenheit des Künstlers halb-ängstlich oder halb-leichtfertig abweisen, je nach der Veranlagung des Mystikers, der entweder mehr zu asketischer oder mehr zu „franziskanischer“ Gesinnung hinneigt.

Die Ausführung der Arbeit setzte zunächst eine erstmalige Zusammenstellung der zerstreuten Notizen über den Ablauf des äußeren Lebens Sorges voraus. Briefliche Mitteilungen aus dem Bekanntenkreise des Dichters und biographische Selbstzeugnisse mußten den Abriss in etwa vervollständigen. Als die wichtigsten Meilensteine der Biographie erschienen das Erlebnis Nietzsches im August 1910 und die Abkehr von Nietzsche und Rückkehr zum Christentum auf Grund angeblich

¹ Die Anregung zu meinen Studien gab mir Herr Professor Dr. Karl Enderb, Bonn. Seiner liebenswürdigen Verwendung verdanke ich auch in erster Linie das handschriftliche Material zur Ausführung, das in entgegenkommender Weise von der Witwe des Dichters, Frau E. M. Sorge, dem Verwalter des Sorge-Nachlasses, Herrn Prof. Karl Muth, und einem Freunde des Dichters zur Einsicht überlassen wurde.

leibhaftiger Visionen im Februar 1912. Die Konversion zum Katholizismus 1913 war nur gegebene Weiterentwicklung des christlich gewordenen „Bettlertums“ und vollzog sich ohne die Erschütterungen jener beiden früheren Ereignisse. Die Charakteristik des Sorgeschen Künstlertums, die sich schon aus den biographischen Nachrichten in den Umrissen ergab, gipfelte in dem Begriff der geradezu elementaren Äußerungen eines Gefühlslebens, dessen jeweilige Stimmungen und Eingebungen unbedingte Hingabe forderten und als dämonische Kräfte sich auch das rein menschliche Leben bis in Einzelheiten hinein unterwarfen. Enthusiasmus, ungedankliche Veranlagung, anekdotische Rauschzeugung des Kunstwerkes wurden Formel Sorgeschen Wesens.

Auf das genannte Zentrum der künstlerischen Eigenart Sorges deuteten die nunmehr einsetzenden eigentlichen Untersuchungen immer wieder und ganz von selbst zurück. So, nach einer kurzen Beschreibung der dem „Bettler“ im Zeitraum eines Jahres vorausgehenden kleineren Dichtungen (die wichtigsten sind: „Der Jüngling“, eine Phantasie, Dezember 1910; „Zarathustra“, eine Impression, Juni/Juli 1911; „Prometheus“, dramatischer Entwurf, Juli 1911, und „Antichrist“, dramatische Dichtung, September 1911), die Kompositionsuntersuchung. Sie ergab bei Beschreibung des „Bettlers“ ein Bild, das die frühere Technik der Dichtungen geringen Umfangs im Komplex-Kunstwerk gewissermaßen beibehielt: ein Nacheinander von fast gleich stark betonten, verschiedenen und nur innerlich in Beziehung stehenden Handlungen, keine vielheitliche Einheit, sondern ein Nacheinander einheitlicher Einheiten, die ihrerseits wieder aus realistischer Vorbereitung (in Prosa) romantische Höhepunkte (in der Form des Verses) aufsteigen und in Wechselwirkung treten ließen. Der Gesamteindruck dieses Gefüges diffuser Tendenzen ließ sich am besten beschreiben an Hand der Wölfflin'schen Barock-Kategorien der „offenen Form“, der nur „relativen Klarheit“ und des „Malerischen“. Die Kritik der Einzelelemente des „Bettlers“ aber zeigte deutlich und eindeutig die Grenzen der Sorgeschen Begabung und zugleich diejenigen Fälle, in denen sich Sorges Eigenart zu absoluter Schönheit erhebt. Als letztere haben zu gelten die Ausbrüche überquellender mystischer Beglückung als Augenblicks-Erlösungen unruhig drängender Rauschsucht.

Das Kapitel der Beschreibung der werdenden Motive war schon vorbereitet durch die Aufzählung der Nachlaß-Dichtungen vor dem „Bettler“. Es führte die dort gegebenen Andeutungen des Inhaltes Sorgescher Kunst im einzelnen aus, indem es den ganzen romantischen Motiv-Komplex des „Bettlers“ und darüber hinaus des Sorgeschen Gesamt-Kunstwerkes (die realistischen Elemente des „Bettlers“ waren bereits als nur äußerlich-selbstbiographisch erkannt) allmählich aufbaute und so den Gedankenkreis eines wirklichen modernen Mystikers zusammenstellte. Die Motive des mystischen Menschen, stets bedingt durch die wesentlich-selbstbiographischen Elemente, gipfelten in dem Begriff des mystischen Magdums als des Gefühls franziskanischer Geborgenheit, die Motive des mystischen Künstlers, die ebenfalls auch das Sorgesche Künstlertum erneut beschrieben, in dem Begriff des Priestertums als Vermittlung zwischen Gottheit und Menschheit. Die Notwendigkeit der Erklärung des „Bettlers“ als eines Resultats der ganzen vorhergegangenen Entwicklung trat hier besonders deutlich hervor. Das eigentliche Geschehen des „Bettlers“ aber, die Problemstellung „Dichter oder Heiliger?“ (auf die die bisherige Sorgekritik fälschlicherweise besonderen Wert gelegt hatte), erschien nur noch als Einzel-Episode ohne allseitig bestimmende Bedeutung.

Auch die Untersuchungen des Ausdrucksmaterials und der sprachlichen Eigenmittel der Kunst Sorges zeigten, wie sehr dem „Bettler“ schon vorgearbeitet worden war. Der Ausdruck ergab sich als unmittelbare Folgerung mystischer Daseins-Einstellung, die den konkreten Dingen des realen Lebens ausweicht und somit in der Richtung der „Entsinnlichung“ arbeitet. (Unsinlich-abstrakte Ausdrücke werden bevorzugt. Statt der Individual-Beobachtung der sinnlichen Welt treten typisch-allgemeine Bezeichnungen auf. Die sinnlichen Bilder werden nur halb ausgeführt und ergeben in der Hast ihrer Abfolge und in der steten Mischung mit unsinnlichem Ausdruckswert eine unsinnliche Gesamtwirkung.) Sorges Sprache zeigte starke Neigung zur Schwellung und sich steigende Intensität. Sie forderte wieder, anknüpfend an Fritz Strichs Untersuchungen, zum Vergleich mit der Äußerungsform des Barocks auf. Auch in den Rhythmen des Sorgeschen Verses machten sich barockhafte Spannungen bemerkbar.

Die Frage nach den Beziehungen Sorges zu zeitgenössischen Dichtern lieferte verhältnismäßig wenig Ergebnisse. Der Mystiker Sorge war zu selbstgenügsam, um Bildungserlebnisse bewusst zu suchen. Richard Dehmel, den Sorge auch persönlich kannte, ist erstes Vorbild in Lebens-

auffassung und lyrischer Form. Nietzsche und Stefan George lösen ihn ab, ersterer als Weltbildner, letzterer als lyrischer Formkünstler. Die Aufnahme Nietzsches geschieht rein gefühlsmäßig. Sorge übernimmt im Grunde nur das Zarathustra-Ideal, das er selber vorher schon ohne klarformulierte Prägung in sich getragen hat. Elemente aus Nietzsches künstlerischer Form nehmen in Sorges Kunst nur zeitweilig Platz. Stefan Georges Form dagegen übt auf die lyrische Kunst als der Dramatik untergeordnete künstlerische Äußerung Sorges einen für lange Zeit bestimmenden Einfluß aus. Sorges Stellung zum zeitgenössischen Drama beschränkt sich auf die Polemik gegen die Neuromantiker (besonders Ernst Hardt und Eduard Stucken) und gegen den Realisten Gerhard Hauptmann.



Der Bettler

In weiten Kreisen deine Flügel grabend:
Durch Finsternis, durch wirren Traum gigantisch,
Durch Qualenstriche, Höhlenraum gigantisch —
Ruhlos gen Morgen, ruhelos gen Abend . . .

Drehen dich höher deine wilden Schreie
Aus Vaterfluch und allen Mutterschmerzen;
Bald zündet ewige Zeugung Sterneterzen —:
Und trotzig steigt Erlösung aus der Kneie . . .

Dann rühren deine Schwingen jene Riegel,
In deren Kiefern sich manch Hirn zerklemmte;
Du liebst die Sehnsucht, die dich hierhin schwemmte,
Fängst sie und taumelst nieder in den Sattel.

(Einleitungsverse des „Bettlers“.)



Wandlung

Heimsuchung fand wohl statt,
Das wuchernde Feld
Ward gesichelt glatt,
Meine Macht ward zeripellt.

Licht Lebendiges schoß auf,
Zweig aus Zweig im Gefild,
Meine Seele trieb mild
Blüt und Blätter zu Hauf.

Meine Seele treibt noch
Aus geweihter Erde,
Licht sind meine Wurzeln.
Mein Wesen drängt zu Gott.

(Aus „Guntwar“.)

Sorges Leben

Reinhard Sorge wurde am 29. Januar 1892 in Nixdorf-Berlin als Sohn des protestantischen Stadtbauinspektors Max Sorge geboren. Als Kind war er viel fränklich. Er besuchte das Luisenstädtter Gymnasium, dann das Charlottenburger Kaiserin-Augusta-Gymnasium. Sein Vater war damals schon lange im Irrenhaus. Die Mutter mußte sich mit den drei Kindern (zwei jüngere Geschwister Sorges leben noch) kümmerlich durchschlagen. Verwandte, die sie ein wenig unterstützten, verlangten deshalb, daß Reinhard als ältester sich Erwerb suchen solle. Reinhard verließ also im Oktober 1907 die Schule und wurde Lehrling erst in einem Eisengeschäft, dann in einer Bank. Aber schon nach einem halben Jahr kehrte er zur Schule zurück, „weil er schon damals den Dichterberuf in sich fühlte und es als ein Verbrechen empfand, diese Stimme, die ihn gewaltig trieb und zwang, zum Schweigen zu bringen“. (Ein Freund Sorges.)

„Schon für den Vierzehnjährigen war das Träumerische, in sich Versunkene kennzeichnend“. (Arnold Bork, ein anderer Freund des jungen Sorge.) Auch das religiöse Erleben des Knaben muß schon überaus stark gewesen sein. Das beweisen die religiösen Motive der ersten größeren bis auf 1906 zurückreichenden dichterischen Versuche, unter denen z. B. zweimal die Gestalt des heiligen Bonifazius auftaucht. Zugleich mögen die bedrückenden Familienverhältnisse und das Milieu der Riesengstadt, die mit ihrer Unrast die verträumte Kindesseele hungern ließ, gefühlauflösend mitgewirkt haben. Besonders deutlich wird die religiöse Veranlagung des Knaben, wenn wir hören, wie Sorge schon als Sechzehnjähriger, im Anfang des Jahres 1908, eine Zeit des Unglaubens mitmachte, nachdem seine frühere Jugend gläubig gewesen ist. Ein Besuch bei Verwandten, einer Pfarrersfamilie in Ostpreußen, bringt ihn jedoch wieder ganz bald ins Gleichgewicht. Ein Brief aus dieser ersten Särungszeit gibt uns ein Bild der überschwenglichen Art des werdenden Dichters. Am 27. März 1908 schreibt Sorge:

„Ich staune selbst über mein Innenleben jetzt. Seitdem ich hier weile, staune ich darüber. Es ist keine gleichmäßige Freude, die mich beherrscht, wie es ja in Berlin der Fall war, es ist ein Sturm aller Empfindungen, so leidenschaftlich, wie ich sie nie geahnt hätte. Es tobt in mir, es reißt mich durch alle Höhen und Tiefen des Daseins, im Sturme reißt es mich fort. Ich stehe auf dem Gipfel des Berges, ich höre es in den Lüften heulen und sehe die Wolken jagen, und es erfasst mich eine Kraft, die meinen ganzen Körper beben läßt und mich aufwühlt bis ins Mark. Ich gehe in einer Sternennacht spazieren, tiefste Ruhe überall, nur ein Vögelchen zwitschert — und es treibt mir die Tränen in die Augen, und ein unennbarer Schmerz faßt mich, ein solches Weh — und am sonnigen Morgen höre ich die Glocken läuten, wie ein Choral tönt es in den Lüften, und ich fliege zum Vater und bete — und bete — — — Ach, ich kann es ja alles nur so schwach beschreiben, und indem ich es niederschreibe, scheint es mir eine Entweihung des Höchsten zu sein . . . Ich habe noch nie so gelebt wie jetzt. Es ist kein dauerndes reines Glück, . . . Leben ist es, heißes, glühendes Leben . . .“

1908 stirbt Sorges Vater. So verzieht die Familie Ostern 1909 nach Jena. Die schöne Natur und das ruhige Leben üben dort auf den jungen Sorge wohl-

tuenden Einfluß aus. Ein Brief aus dem Juni 1909 z. B. zeugt von der fast übermütig-überschwenglichen Stimmung der ersten Zeit. Von Jena aus besucht Sorge öfters Freunde und Verwandte. Ostern 1910 verläßt er die Schule mit dem Reisezeugnis für Oberprima, um ganz seinen schriftstellerischen Plänen zu leben.

Jena bietet Sorge wertvolle künstlerische Anregung. In dem Hause einer geistig hervorragenden Frau lernt der junge Dichter Ernst Hardt und Richard Dehmel persönlich kennen. Ein Gönner führt ihn in die Kunst Stefan Georges ein. Die Bücher Alfred Nomberts und Rainer Maria Rilkes machen tiefen Eindruck. Das stärkste m e n s c h l i c h e Erleben aber verdankt Sorge der Freundschaft mit einem vier Jahre jüngeren Gymnasiasten.

Die Lebensstimmung der Jenaer Zeit ist unterdessen allmählich pessimistisch geworden. „Ein Schwelgen in Todessehnsucht wird Bedürfnis. Der Gedanke, aus dem Leben zu scheiden, wird ernsthaft erwogen.“ (H. Bork.) Man höre eine Briefstelle: „... Mir geht es hier furchtbar. Ich bin namenlos verzweifelt, ganz einsam, in unendlicher Traurigkeit. . . . Ich bin wie ein Toter.“ (31. Mai 1910.)

Aber dieser Pessimismus soll nur die Vorstufe sein zu um so stärkerer Lebensbejahung. Geschenkt wird diese Lebensbejahung durch Sorges erstes wesenbestimmendes Erlebnis: seine Bekanntschaft mit Nietzsche. Im Juli 1910 liest der Dichter „Menschliches — Allzumenschliches“ und schreibt in sein Tagebuch: „Ich erstärke in meiner Lebensauffassung. Einfluß Nietzsches. Alle mystischen Träume, Hoffnungen, Schwächen schüttelte ich ab.“ Nietzsche wird für Sorge ein Erlebnis von größter Tragweite. Alle früheren Vorbilder werden abgelöst. Geistesrichtung und Erlebnisrichtung wird ebenso neugeprägt wie die ganze Art des Auftretens und der körperlichen Haltung. Die Schriftzüge der Handschriften aus der Nietzschezeit zeigen ungeheuerlich selbstbewußte Lettern. Zugleich kommt oft eine hellenische Heiterkeit über den jungen Dichter. Etwas Friesisch-Sonniges liegt mit einem Male in seiner Art.

Wegen der noch immer gedrückten Lage seiner Angehörigen wird dem neunzehnjährigen Sorge abermals geraten, einen praktischen Beruf zu ergreifen. Der Dichter gibt nach und will Schauspieler werden, allerdings in dem Nebengedanken, daß ihm der Schauspielerberuf für seine Kunst eher förderlich als hinderlich sein werde. Nach einer größeren Reise nimmt Sorge auch im April 1911 in Berlin bei einem Schauspieler Unterricht. Aber schon nach kurzer Zeit, Ende Mai, hält es ihn nicht mehr. Von einer Dichtung ergriffen, die ihn zum Schaffen zwingt, kehrt er nach Jena zurück.

Die Dichtungen des Jahres 1911 sind schon von Wert und zeigen bereits starke Eigenart und Selbstsicherheit. Sie sind unmittelbare Vorbereitung des ersten großen Wurfes, der dramatischen Sendung: „Der Bettler“, deren Konzeption bis in den September 1911 zurückreicht. Vollendet ist die Ausarbeitung der Dichtung Mitte Dezember 1911.

Sorge reist mit seinem Drama im Januar 1912 nach Berlin. Auf der Fahrt, im Speisesaal des Zuges, lernt er ein Künstlerehepaar kennen, dessen idealistische Gesinnung sich sogleich für den jungen Künstler eingenommen zeigt und sich seiner annehmen will. In Berlin gibt Sorge sodann das Drama am Neuen Schauspielhaus, bei S. Fischer und Paul Cassirer ab. Dabei erklärt er im Verlag S. Fischer, er

sei bereit, den Schluß seiner Dichtung im Interesse einer Veröffentlichung umzuarbeiten. Dann kehrt er wieder nach Jena zurück; jedoch nur für einige Tage.

Es gärt und drängt im Dichter und verlangt nach Einsamkeit. Ein Stipendium, das ihm das genannte Künstlerehepaar vermittelt hat, ermöglicht eine Reise. Und so fährt Sorge nach Norderney. Hier, am Meer, in der tiefsten Stille, überfällt Sorge sein zweites Schicksal, „sein großes Gotteserlebnis“. (Frau S. M. Sorge.) Der Dichter hat gewaltige Visionen. Eine zweimalige leibhaftige Erscheinung Christi wird ihm zuteil. (So erzählt Sorge später.) Nietzsche wird abgeschüttelt. Sorge kehrt zum christlich-protestantischen Glauben seiner Jugend zurück. („Der Katholizismus existiert damals noch gar nicht für ihn. In der Nietzschezeit empfand er ihn als den Tiefpunkt aller Kultur.“ Frau S. M. Sorge.)

Wiederum ein völlig Umgewandelter, reist Sorge am 19. Februar nach Jena zurück. Hier wartet seiner zunächst Kleinarbeit: „Der Bettler“ ist vom Verlag S. Fischer angenommen worden und muß umgearbeitet werden; wenigstens im letzten Akt. (Ein Teil der früheren Fassung ist veröffentlicht in dem Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung „Die Erhebung“, herausgegeben von A. Wolfenstein, Berlin 1919, unter dem Titel „Der Dichter“.) Dann aber drängt es den Dichter zur künstlerischen Verarbeitung seiner religiösen Erlebnisse an der Nordsee. Der Plan eines Dramas und der einer poetischen Absage an Nietzsche tauchen ungefähr zu gleicher Zeit auf. Der zweite Plan wird zunächst spruchreif. Im Mai und Juni 1912 entsteht „S e r i c h t ü b e r Z a r a t h u - f t r a“. Eine Vision. Das Drama folgt in den Monaten Oktober bis Dezember 1912. Sein Titel: „G u n t w a r“. Die Schule eines Propheten.

Noch bevor „Guntwar“ beendet ist, erringt Sorges „Bettler“ den ersten Erfolg. Der zur Förderung ringender Talente gegründete Verein „Kleiststiftung“ trifft durch seinen Vertrauensmann Richard Dehmel seine erste Entscheidung. Die Preisträger sind Hermann Burte und Reinhard Sorge. Letzterer erhält 700 Mark und das vom Norddeutschen Lloyd gewährte Stipendium einer freien Auslandsreise. Sein Dankbrief an Richard Dehmel strömt über vor Freude und Glück. Er plant eine Reise nach Italien, sobald der „Guntwar“ beendet ist.

Im Februar 1913 heiratet Sorge. Dann wird der Traum einer Italienreise zur Wirklichkeit. Das junge Paar erlebt die Karwoche und das Osterfest in St. Peter in Rom. Der Eindruck ist überwältigend. Zum erstenmal sieht Sorge, was in katholischen Kirchen vor sich geht, sieht ohne Vorbehalt und — wird katholisch im Willen und in der Gesinnung. Der Entschluß zum Übertritt in die katholische Kirche geschieht völlig reibungslos. Weder hier in Rom noch auch in Zukunft folgen irgendwelche seelische Kämpfe. Das Ziel der menschlichen Entwicklung ist erreicht.

Im April 1913 kehrt Sorge aus Italien zurück. Die Eindrücke Roms und der Entschluß zur Konversion zeitigen eine Dichtung: „M u t t e r d e r H i m m e l“. Ein Sang in 12 Gesängen. (April-Mai 1913.) Dann folgt die ernstliche Vorbereitung auf den Akt des Übertritts. Will der Dichter doch katholisch werden, „nicht in Hingabe an all das, was leicht äußerlich blenden und reizen könnte, sondern mit vollem Bewußtsein und innerer Prüfung der Kirche an sich mit ihren Lehren und Dogmen“. (Am 11. 7. 1913.) „Dieser Übertritt erfordert viel Sammlung, viel Vorbereitung“, heißt es am 1. 8. 1913 und unmittelbar vor der Konversion noch einmal: „In der nächsten Woche schon ist der Übertritt, und da müssen wir uns ernstlich vorbereiten. O, welch Glück ist das!“ (10. 9. 1913.)

Nach der Konversion reist das junge Paar zum zweitenmal nach Italien. Besonderen Eindruck hinterläßt jetzt ein Aufenthalt in Assisi. Bemerkenswert ist auch die Namensänderung, die Sorge vornimmt, wenn er den Namen Johannes, den er bei der Firmung am 11. November erhalten hat, von nun an seinem bisherigen Vornamen Reinhard beifügt, wohl mit vollem Bewußtsein einer künstlerisch-mystischen Symbolik. Mitte November zieht Sorge dann mit seiner Gattin in sein neues Heim, nach Flüelen in der Schweiz. Das Bewußtsein, alle Dichtungen nach dem „Bettler“ im Köfelschen Verlag angenommen zu wissen, feuert seinen erneut aufflammenden Schaffenstrieb an. „So! Nun kann ich vor der Welt meine Predigt beginnen, um derentwillen ich da bin. Und Gott wird den Schwachen schon stützen, der ihn verkündigt, er wird auch meine Zunge mächtig machen.“ (21. 1. 1914.)

Sorges dichterische Arbeiten nach dem „Suntwar“ sind folgende: Im Januar 1914 schreibt er die zum erstenmal von der Form bewußter Bekenntnisdichtung abweichenden Weihnachtsmysterien „Metanoie“. Karl Muth erzählt: „Als er mir im Frühjahr 1914 das Manuskript gab, geschah es mit den Worten: Ich glaube, hier ist zum erstenmal gelungen, objektiv zu dichten.“ Auf „Metanoie“ folgt im Februar-März 1914 das biblische Schauspiel „König David“ und im Sommer und Herbst 1914 „Der Sieg des Christus. Eine Vision, dargestellt in dramatischen Bildern.“ Es ist dies noch ungedruckte Werk eine Zusammenfassung zweier Dichtungen: „Franziskus, der heilige Bettler“ greift auf die zweite Italienreise zurück, „Martin Luther, der ohne Reichtum“ mag das Erlebnis des Katholizismus näher ausdeuten. Im Herbst 1914 endlich entsteht als letztes größeres Werk der Sang „Preis der Unbefleckten“, in dem Lourdes Motiverlebnis geworden ist. Zwischendurch schreibt Sorge im Frühjahr und Sommer 1914 die biblischen Dialoge „Mystische Zwiesprache“ und im April 1914 „Werden der Seele. Abriß einer Konversion.“ Der lyrische Ertrag des Jahres 1914 liegt vor in „Lieder eines Unmündigen“ (Januar bis etwa Juli) und „Neue Gedichte“ (bis Ende 1914).

Bei Ausbruch des Weltkrieges stellt sich Reinhard Johannes Sorge sofort freiwillig der Militärbehörde. Er wird aber bis Mai 1915 zurückgestellt. Menschlich-schöne Zeugnisse aus der darauffolgenden Soldatenzeit hat Karl Muth in „Die Tat“ XIII, 1, veröffentlicht. Sie zeigen, wie der Mystiker Sorge auch im rauen Leben seinen Mann gestellt hat, als die Not an ihn herantrat.

Im Mai 1916, während der Dichter im Felde steht, hat er die Freude, seine Bedeutung durch das Kuratorium der Johannes-Fastenrath-Stiftung in Köln, das ihm eine Ehrengabe zuspricht, erneut anerkannt zu sehen. Aus dem Felde schickt Sorge seiner Frau eine Reihe lyrischer Gedichte. Dann kommt sein Unglück. Am 20. Juli führt eine schwere Verwundung an beiden Oberschenkeln noch auf dem Verbandplatz den Tod des Dichters herbei. Bei Ablaincourt liegt der Gefreite Sorge begraben.

Einen letzten Plan zu einer größeren Dichtung hat Sorge mit in sein Grab genommen. Bis zu seinem Tode arbeitete der Dichter in Gedanken und Aufzeichnungen an einem Drama „Moses“, das auch die Kriegszeit als Motiv erfassen sollte.

Die wichtigste Literatur:

Arnold Bork: „Reinhard Sorge vor seiner religiösen Wandlung.“ (Das junge Deutschland, I, 1.)
Karl Muth: „R. J. Sorge.“ (Einleitung zu „Mutter der Himmel“, Rempten 1917.)
Karl Muth: „R. J. Sorge.“ (Die Tat, XIII, 1.)

Sorges veröffentlichte Dichtungen

I.

Sorges dramatische Sendung „Der Bettler“, Abschluß und Zusammenfassung der frühen Entwicklung des Dichters und daher ein Werk voller Ungleichgewichtigkeiten, ist trotzdem in den wesentlichen, romantischen Partien von unvergleichlicher Schönheit und reifer Vollendung. Überall, wo das Wachsen des künstlerisch-mystischen Reformators zu Worte kommt, überall, wo der Reformator als Träger einer Sendung bestätigt wird und als Mensch gleichfalls in Beziehung tritt zur „mystischen Macht“, die über dem Menschen und Künstler steht, bricht sich erschütterndes Bekenntnis des jungen Dichters Luft. Kunst ist Führertum zu religiösem Erlebnis; im Drama der Zukunft, wie es sich der junge Enthusiast ausmalt, soll die Welt sich ihrer Daseinsbezüge zum Absoluten bewußt werden; es gibt nur religiöse Kunst:

„Das Herz der Kunst: aus allen Ländern strömen
Die Menschen alle an die heilende Stätte
Zur Heiligung, nicht nur ein kleines Häuflein
Erlesener! . . . Massen der Arbeiter
Schwemmt an die Ahnung ihres höheren Lebens
In großen Wogen, denn sie sehen dort
Aus Rauch und Ragen der Gerüste, aus
Tausenden Fährnissen der Räder ihre
Seelen aufsteigen, schön und ganz geläutert
Vom Schwarm der Zufälle, in herrlicher
Erhabenheit Siegerin der eisernen Nöte,
Lebendig Stahl und Turm, der seine Sehnsucht
Aufstößt königlich . . .“

Die Wucht solcher aus tiefster Ergriffenheit aufsteigender Gesichte, gebändigt in rhetorisch-schwungvolle Versgebilde von ungemein eindringlicher (wenn auch völlig unplastischer) Kraft, läßt jede Kritik verstummen. Hier sind Szenen entstanden, die schon heute ihr „aere perennius“ an der Stirn tragen.

Die eigentliche „Handlung“ der dramatischen Sendung ist also das Unwesentliche. Die künstlerisch-mystische Sendung des Dichters, schon romantischer Grundbestand der Exposition, wird keineswegs erweitert. Die Dichterhandlung im engeren Sinne hat nur „Handlung“ als d r a m a t i s c h e Sendung. Aber auch die Ergebnisse des fünften Aktes als Resultate logischer Erwägungen, wie eine „mystische Kunst“ im Rahmen der dramatischen Form verwirklicht werden könne, stellen nur rein formale Ziele auf. „Durch Symbole der Ewigkeit zu reden“ ist für den jungen Dichter des „Bettlers“ eine Zielformulierung, die er selber zur Zeit der Arbeit am „Bettler“ nach eigenem Geständnis nicht praktisch auszudeuten imstande gewesen wäre. Zudem verzichtet Sorge auf dramatisch wirksame Kampfspannungen. Die Entschlüsse werden als unvorbereitete Einfälle genannt, nicht in ihrer Notwendigkeit sichtbar dargestellt. Die „Handlung“ bleibt einpoliges Geschehen. Wer nur mit formalen Gesichtspunkten an das Hauptgeschehen des „Bettlers“ herantritt, findet in der Tat nur „ein Auf-dem-Fleck-Treten des Pegasus, bei dem bestenfalls nur ein lyrischer Funke geschlagen, aber keine dramatische Bewegung erreicht werden kann“. (Julius Bob.)

Ähnlich steht es um die übrigen Elemente der Gesamthandlung der Dichtung. Jüngling und Mädchen erleben ihre Liebe als Geschenk der mystischen Macht und als Weg zur Gottheit — aber kein „dramatisches Spiel“ der Liebe wird im Sinn einer klassischen Theorie ersichtlich. Die Umgebung des Dichters ist durch den Wahnsinn des Vaters nackte Qual, und in Mitleid reicht der Sohn dem kranken Vater das Gift, und ein mitleidiges Schicksal gibt auch der zerquälten Mutter den Tod — aber nirgends werden die Affekte eines tragischen Weltleides vernehmbar. Im Gegenteil! In der Urfassung des „Bettlers“ heißt es: „Man weint viel an Gräbern, aber man kann dort auch Feste feiern!“ Und der Vater glaubt an die Möglichkeit einer Beglückung der Menschheit auf dem Weg der Technik und berauscht sich im Vorgefühl seines Prophetentums, aber die Tragik eines Irrweges der Prophetie wird umgebogen und aufgehoben in der Übertragung der Werkfendung auf den Sohn, denn der Geist der Prophetie ist im Vater von Wert und braucht nur im Sohn auf den richtigen Weg, den Weg der Kunst, übergeleitet zu werden, um im Auftrag des „Kosmos“, eben jener mystischen Macht, sich auszuwirken.

Nicht in der Architektur der Handlung liegt der Wert des „Bettlers“ beschlossen, sondern in den bald lyrisch gesättigten, bald bekennnishaft aufstürmenden, bald glutvoll sich hingebenden Einzelszenen. Zentrum aller Geschehnisse, im Grunde auch der reinen Milieuzenen, aber ist das Bewußtsein des Dichters, Diener einer Gottheit zu sein, für „ewige“ Dinge und Angelegenheiten der Menschheit wirken zu müssen, Göttliches, das „Ewige Leben“, in seiner Kunst den Menschen neu aufzeigen zu können. Sorge glaubt vorläufig dieses „Ewige Leben“ dem menschlichen Seelenleben immanent. In der frühen Fassung des „Bettlers“ unternimmt er es, durch eine Apotheose der Kokotten, die der Eingang der Dichtung als Extrem menschlicher Entgottung gebrandmarkt hatte, ein Beispiel der Darstellung des „Ewigen Lebens“ zu geben. Der Dichter will selbst in der verworfenen Dirne die göttliche Idee deutlich machen. Das symbolische Geschehen eines Aufstiegs zu Weltenfeuer, in das die Dirnen eingehen, führt die Apotheose dramatisch sichtbar durch. Auch in der Dirne offenbart sich die Gottheit, die die Lust in sich begreift als eine ihrer Wesenseigenschaften:

„Ihr seid die große Lust von Welt zu Welten,
Ihr wurdet ewig und seid Gott sehr nahe —
Ihr schmückt die Stirne Gottes graus und herrlich . . .“

Auch in diesem gewagtesten Experiment der gesamten Kunst des Nietzsche-Schülers offenbart sich die Reinheit seines Wollens, mehr noch: die Liebe des gottbegnadeten Dichters zu allem Dasein und zur Welt der Menschen insbesondere. („Dichter sind Liebende und ihrer Liebe endlos verfallen,“ sagt ein schönes Wort des „Bettlers“.) Andererseits wächst Sorge schon ganz bald nach Konzeption jener Kokottenapotheose über ihre „Selbstherrlichkeit“ hinaus. Nicht als ob Sorge als Künstler sich hätte wandeln können — aber die Erlebnisse im Februar 1912 an der Nordsee geben der „mystischen Macht“ des „Bettlers“ den festen Namen des Christengottes. Und wenn die Buchausgabe des „Bettlers“ mit ihrem Schlußmotiv der Forderung, in der Kunst „durch Symbole der Ewigkeit zu reden“, die Kokottenapotheose scheinbar nicht mehr berücksichtigen möchte, so liegt hier auch schon der Weg der Zukunft der Sorgen Kunst angedeutet: das Wachsen aus der unbestimmt-mystischen Prophetie zur Prophetie einer christlichen und endlich einer katholischen Kunst.

II.

Die Kritik im nichtkatholischen Lager hätte sich in ihrer Stellung zu dem Sorge der christlichen und katholischen Periode getrost freier und ausnahmsfreudiger verhalten dürfen. Wenn ein Künstler das Gesamtgebiet der Kunst für sein Wirken einengt zu dem engen Bezirk einer nurreligiösen Kunst, so kann er durch den Anschluß an eine mit so unendlich vielen Entfaltungsmöglichkeiten ausgestattete bestimmte Konfession wie die katholische oder (wie bei Sorge vorher) protestantisch-christliche nur reiche Anregung empfangen. Denn daß das Objektive einer Gesamtbindung den Wuchs des individuellen Schöpfings nicht ersticke, dafür sorgt schon die Kraft des künstlerischen Enthusiasmus als solche. Innerhalb des Raumes einer Kirche vermag das Gebet sowohl als Unisono einer Gemeinde wie auch als tausendfache Variation der Einzelstimmen zum Herrgott aufzusteigen. Um wieviel mehr das „Spiel vor Gott“ der künstlerischen Äußerung!

Sorge denkt dazu im Frühjahr des Jahres 1912 noch gar nicht an den Anschluß an eine Kirchengemeinde. Sein „Gericht über Zarathustra“ hat zunächst noch den allerpersönlichsten Standpunkt zu vertreten: die Rechtfertigung der Abkehr von Nietzsche, seiner Umkehr, die ihn so ruckhaft-radikal überfallen hatte. Da das „Gericht“ erst vor kurzem publiziert worden ist, dürfte hier eine Inhaltsangabe vonnöten sein.

Sorge spricht nach einer epischen Einleitung das Wesentliche als Anrede an Zarathustra und als Gebet zu Gott.

Eingang: Der Knabe Sorge hat die Bekehrung im Zeichen der Wunde erfahren. Des göttlichen Geistes Licht hat seinen Scheitel gerührt und ihn zum Streiter gemacht. Nun soll er, der frühere Anhänger, Richter sein des niederwärts gewandten Propheten. Im früheren Bruder wird Zarathustra für die Menschheit endgültig überwunden werden. (1. Der hohe Ruf.)

Das Gericht beginnt. Sorge wirft Zarathustra vor, wie er sich an die leiblichen Augen gebunden und nicht die Geistesschau der rechten Blindheit gewählt habe. So ist Zarathustras Geist im Fleische gehenkt worden. (2. Von der letzten Blindheit.) Zarathustras Haß auf das leibliche Krüppeltum wird widerlegt durch den Hinweis auf die Gotteskindschaft, die auch im kranken und toten Leib Platz hat. (3. Der Krüppel.) Zarathustras Sehnsucht nach dem einzigen Freunde und seine Isolierung wird hingewiesen auf die Vereinigung der Menschen in ihrer Hingabe an den einen göttlichen Geist. (4. Von der hohen Freundschaft.) Nicht Lust ist Sinn des Lebens, sondern Leid, denn durch Leid wird der Mensch zu Gott geführt. (5. Vom tiefen Herzleid.) Übermenschlichkeit ist nur denkbar als das Aufwachsen in der Gnade Gottes. Zarathustras Übermensch aber ist eine gräßliche Mißgeburt. (6. Vom Übermenschen.) In Gottes Gesetz lebt der Mensch frei. Was der Mensch tut, tut er entweder dem lichten Geiste oder dem Geiste der Finsternis. „Jenseits von Gut und Böse“ ist Verblendung. (7. Von Gut und Böse.) „Wille zur Macht“ ist eine Leichenpredigt, die den Leib zum Sinn der Erde macht und so versucht, Gottes Feuer aus dem Heiligtum zu stehlen. Nur im Magdum ist die rechte Lebenskraft der Menschheit zu finden. (8. Vom Willen zur Allmacht.) Der Mensch als Ring der Ringe und die ewige Wiederkehr sind Selbstbetrug des irdischen Geistes, der sich berauscht und im Rausch glaubt, die Ewigkeit ins Fleisch treiben zu können. (9. Von Ewigkeit.)

Zarathustra wird in die Hölle gestoßen. Der Dichter aber muß schweigen. Er hat den Auftrag seines Gottes vollzogen. (10. Das Ende.) Er erlebt eine heilige Heimsuchung in Gottes Gnade. Einst kommt die Stunde, in der er von Gott und Heimsuchung zeugen darf. (Ausgang.)

Die bloße Inhaltsangabe vermag kein Bild von der Eigenart und dem überaus hohen Wert der Dichtung zu geben. Sorge fühlt eine ekstatische Berufung in sich. Das Nietzschebuch des Zarathustra erwächst vor seinem geistigen Auge zu einer Ausgeburt der Hölle. Der junge Prophet nimmt mit dem Pathos der heiligsten Überzeugung den Kampf auf und führt ihn nicht mit den Waffen des menschlichen Verstandes, sondern mit dem Schwung des persönlichen Glaubens, in dessen Inbrunst er göttliche Hilfe zu spüren glaubt. Dieser Enthusiasmus der Kampfstimmung, geboren als Entspannung aus religiöser Entrückung und Ekstase, schafft sich nun eine durchaus eigene und sprachgewaltige Form. Die abstrakten Nietzschebegriffe werden gänzlich unabhängig von der Versinnlichungskraft des großen Bilderstürmers Nietzsche in Bildform neu geprägt und anschauliche Wesen. Man nehme z. B. das Gesicht vom Übermenschen:

Predigtest mit toten Zungen
Die Lehre vom Übermenschen.
Aus dem Fleisch stand dir auf
Eine gräßliche Geburt.
Ein Balg, wächsern, ohne Stimme,
Um ein Haupt über dich.
Dem wurdest du Vater, hegtest ihn dir an der Brust
Mit verblendeter Inbrunst.

Graunvoll nahm der höchste Geist
In deiner Mißgeburt Kerker,
Graujig ward er hingemeuchelt
Ins Fleisch deiner Mißgeburt.
Siehe da, o Fluch!
Er sah aus kreisrunden Löchern,
Sein Mund klappte im Schrei,
Sein Herz stand rot bemalt.
Rings in den Lüften her
Umschnob die Frage wild Geschrei —
Deines ewigen Frevels
Teufel, Zarathustra.
Deine hungernde Liebloosung
(Fürchterlich verirrtes Herzen)
Überflog ein großes Saufen.
Deines geistlebendigen
Übermenschen Höllenfahrt.

Wie du starbest, Zarathustra,
Fiel der Balg über dich ein,
Unförmlich welk, bloße Haut
Aus deiner Haut aufgeblasen.

So herb und bitter solche Bilder geschaut sind, ebenso erhaben klingen die freien Rhythmen dithyrambischen Charakters, wenn Sorge vom Garten Gottes, vom Reiche des Christus spricht und das Wissen vom eigenen mystischen Erlebnis die Sprache mit geheimer Liebesglut anfüllt. Zeilen wie der „Ausgang“ (vgl. Februarheft des „Gral“, Gralwarte) der Vision gemahnen an eine Neugeburt der Sprache unserer großen Mystiker. Überhaupt wird es wohl schwerhalten, eine rein didaktische Dichtung seit Nietzsches „Also sprach Zarathustra“ aufzuzeigen, die auch nur entfernt an die Sprachgewalt und Selbstfischerheit des Sorgeschen Gerichtes heranreichen könnte. Sorges Vision steht nämlich auch innerhalb des Gesamtkunstwerkes Sorges einzigartig da. Keine andere Dichtung arbeitet mit so sparsamen Worten, mit solch straff gezügelten Formmitteln. In dem epischen Bericht der Vision, vor allem in der Beschreibung der Höllenfahrt Zarathustras, erhebt sich Sorges Sprache vollends zu mächtig erdröhnender Wucht.

III.

Auch „Guntwar, die Schule eines Propheten“ war von Sorge ursprünglich und im Reim als „Gericht“ über Nietzsche oder doch als Gestaltung seiner Abkehr von Nietzsche gedacht und geplant. „Ich bin jetzt bei einem Drama,“ schreibt Sorge zur Zeit der Ausarbeitung (5. 12. 1912) des „Guntwar“, „das das große Geisteserlebnis, welches die Frühlingsdichtung („Gericht“) mehr unmittelbar einführt, nunmehr in seiner Entwicklung und in seiner Beziehung zu meinem früheren Suchen aufzeigt und mit den Personen, die diesem Erlebnis Pate gestanden haben.“ Wieder also der Vorwurf des Autobiographischen in leicht erkennbarer Maske, gemischt mit frei erfundenen Handlungselementen. Die Verwandtschaft mit dem „Bettler“ wird vom Dichter selber als Charakteristikum angeführt. Aufgenommen ist sie in der eigentlichen Guntwarhandlung.

„Guntwar“ ist der Dichter des „Bettlers“ im späteren Entwicklungsstadium. Die mystisch-reformatorische Sendung steht viel stärker betont. „Guntwar“ wird nur noch als Prophet genannt, vom Dramatiker ist bezeichnenderweise überhaupt nicht die Rede. Und wie im „Bettler“, so hat auch im „Guntwar“ die eigentliche Handlung der Prophetie keinen rechten Fluß. Das Erlebnis der Christuslehre wird im epischen Bericht gegeben. Eine dramatisch durchpulte Szene des ersten Aufzugs, in der Guntwar seelisch wächst und durch eine „Stimme-Vision“ in seiner Sendung bestätigt wird, hat vorher gleichfalls kein begrifflich konstatierbares Resultat geliefert. Der Beschluß fällt vollends in den Rahmen einer symbolischen Zwischenzene hinein. (Dritter Aufzug.)

Wieder muß also in der Guntwarhandlung zu den Einzelszenen gegriffen werden, um zu den Schönheiten Sorgescher (mystischer) Kunst vordringen zu können. Anders in den übrigen Partien des Dramas „Guntwar“. „Guntwar“ ist nämlich, abgesehen von der eigentlichen Guntwarhandlung, die stärkste Leistung Sorges, wenn man die Komposition als solche zum Kriterium dramatischen Wertes machen könnte. Neben die Guntwarhandlung tritt eine Peterhandlung: das anschwellende Sichverlieren eines Künstlers in der irdischen Liebe zur Gattin Mirjam. Peter will nur sein Weib, nicht sein Weib in Gott. Er verunglückt zur Strafe, nach einem seelischen Kampf voll Gewissensqualen überkommt ihn jedoch die Neue. Er stirbt in der Beglückung des wiedergefundenen Verkehrs mit Gott. Die Verbindung zwischen Peter- und Guntwar-

handlung stellt her Mirjam, in deren Freundschaft mit Suintwar Peter die Macht des ihm fremd werdenden Gottes spürt. Und in der Reibung des Verhältnisses dieser drei Menschen entzünden sich dramatisch wirksame Spannungsszenen, die die Gesamtdichtung dem Bild einer klassischen Tragödie näher-rücken.

Andererseits ist „Suintwars“ straffere Komposition nur um den Preis einer gewissen Aufgabe der Ursprünglichkeit der besten „Bettler“-Szenen möglich gewesen. Eine stärkere Reflexion hat zwar das allgemeine Niveau der „Anreizszenen zur Inbrunst“ gehoben, dafür jedoch den Schmelz des unmittelbarsten Gegenwartserlebens und die tief notwendige Rhetorik der markanten „Bettler“-Szenen abgestreift. Trotzdem bleibt auch im „Suintwar“ genug des hinreißend Schönen bestehen. Unergeßlich bleiben dem Leser vor allem die erschütternden Selbstgespräche Peters. Eine dichterische Erfindung von seltsamem Reiz ist ferner der Irreprediger des dritten Zwischenspiels, die Verkörperung der heiligen Blindheit und Einfalt. Was in dieser Szene vom Verhältnis der Geschlechter gesagt wird, gehört zu den wertvollsten Einzelmotiven der Dichtung. Für die eigentliche Suintwarhandlung birgt wohl die zweite Hälfte des ersten Aufzugs die stärksten Reize:

Frau Mirjam:

Ja, kämpfe du! Ja, bleibe du für dich!
Doch ich will beten. Segnen, bei dir sein.
(Ganz aufgewachsen, hintübergereckt in einem großen Licht.)
Ich will ganz mütterlich
Die Hände auf dich legen, mein Sohn Suintwar.
Und grüße nun mit meinem Licht herüber
Zu dir, dem Sohn; Sohn, daß du völlig wirst
Mit Hilfe des Allmächtigen! O Sohn,
Ich grüße, grüße und ich liebe dich
Und kann nichts tun als grüßen und lieben so —
Dies meine Mutterchaft.

Suintwar (Antlitz verborgen):

O Mutter mein!
Mir ist, als wär ich Stern und rollte glühend
Herauf zu dir die steil und selige Bahn.
Und glitte hin nun unter deinen Händen,
Und du schenkst mir ein Licht, das nehm ich auf.
Nachtgrößer, riesengrößer
Roll ich nun fort, und wieder zeugt die Stimme,
Und bald zerschlägt sie mich und alles Sterntum.
Zerschlägt mein rollendes Gestirn ...

Ist das nicht leibhaftige Erscheinung des Goetheschen „Das ewig Weibliche zieht uns hinan?“ Umgesetzt in dramatische Wirklichkeit und neu wie eine erste Konzeption?

IV.

Ein Werk ganz anderer Art als die genannten Dichtungen, ein Werk auch ganz anderen Ursprungs ist „Mutter der Himmel“, die Bekenntnisdichtung aus dem Motiv des Entschlusses zur Konversion. Sorge hat sich nämlich im Jahre 1912 eingehend mit Dante beschäftigt und eine tiefe Verehrung für

Dante in sich großgezogen. Als ein Freund ihm zu Weihnachten 1912 als Geschenk Maeterlinds „Blauen Vogel“ schickte, schrieb er z. B. zurück: „Ich lese nur noch ganz wenig Modernes — nur Dante, Mystiker, die Bibel.“ (2. 1. 1913.) Und im Anschluß an Dante will Sorge nun seinen Sang von der Mutter Gottes, die ihm die Gnade der Konversion geschenkt hat und ihn weiterführen will auf dem Wege zu Gott, formen und ausgestalten.

„Es ist in lyrischer Form mystische Bekenntnisdichtung, die durch die Abgründe des Lebensgeheimnisses hindurch sich zu selig vernichtender Schau erhebt. Ihr Tiefsinn quillt aus dem Geheimnis reiner Geschlechterliebe und der Mutterschaft. Das zeugende Erlebnis ist verknüpft mit der religiösen Wiedergeburt des Dichters und seiner Geliebten, die als zwei Stirnbilder die hohe Wanderung antreten zur Königin des Mütterlichen, bis sie, wieder getrennt, den letzten Weg zum höchsten Ziele, ein jedes seiner besonderen Bestimmung gemäß, zuschreiten.“ (Karl Muth.) Die Beziehungen zur „Göttlichen Komödie“ liegen auf der Hand und sind auch dem oberflächlichen Betrachter ersichtlich. Auch in der Art der Bildvergleiche wird Dante „übernommen“, mitunter bis zu ganz unsorgfältigen Ausdruckskomplexen, die nur in „gedanklicher“ Arbeit wurzeln können und somit dem Schicksal aller erpreßten Reflexion anheimzufallen drohen: blutleerer Abstraktion. Das von Karl Muth wiederholt gespendete unbedingte Lob des Sanges „Mutter der Himmel“ muß eingeschränkt werden. Künstlerisch vollendet sind nur lyrische Einzelstellen. Als Ganzes ist das Werk die schwächste Gabe Sorges, wenn man die bisher veröffentlichten Dichtungen vergleicht. „Mutter der Himmel“ ist „zu gedanklich“ orientiert: im Aufbau, im Ausdruck, in der Sprache. Erzwungene Reflexion aber ist für einen überschwenglichen Gefühlsmenschen wie Sorge eine wesentlich-fremde Erlebnis-Atmosphäre, wenn es sich um eine größere Dichtung handelt.

V.

Sorge ist katholisch geworden. Im Katholizismus aber findet er das ganz und restlos befriedigend, was der „Bettler“ „Symbole der Ewigkeit“ genannt hatte. Das „Ewige Leben“ ist die Offenbarung des Christengottes. Die nunmehr einsetzenden Dichtungen werden Mysterienspiele. „In den Mysterien „M e t a n o e i t e“ unternimmt es Sorge zum ersten Mal, das Walten des göttlichen Geistes in den Menschen, nicht den eigenen kleinen Geist zu gestalten.“ (Karl Muth.) (In Wirklichkeit tritt im Kunstschaffen Sorges nur eine materiale Verschiebung ein. Aus der Hingabe an das Urerlebnis wird: Hingabe an das mit einem „Bildungsstoff“ verbundene Erleben. Sorge sucht sich in den biblischen Gestalten wieder.)

„Metanoëite“ sind drei selbständige Weihnachtsmysterien, die durch das äußerliche Schlußmotiv, den Ruf des auf der Bühne unsichtbaren Johannes („Denket um!“) verbunden sind. Die Mysterien von Mariä Empfängnis und Heimsuchung, von Christi Geburt und von dem zwölfjährigen Jesus im Tempel — es ist, als träten wir in ein Gotteshaus ein: Ruhe, Aufatmen, Andacht. Die Dichtung ist zu fremdartig zart, um nicht durch nähere Beschreibung getrübt zu werden. „Es ist ein süßes Lallen, verhaltenes Jauchzen, stürmisches Beglücktsein, kindereinfaches Staunen, was wechselnd hervorbricht und in schlichtesten Worten offenbar wird. Alles Grübeln siriusfern. Nichts Psychologisches, Problematisches, was die denkende Kraft des Hörers beschäftigt. Ausdruck der Ergriffenheit

und sonst nichts . . . Alles nur ein Sagen, Stammeln, Hervorbrechen, Verströmen des Gefühls aus letzten Tiefen.“ (Karl Muth.)

Sorge ist wieder bei Stoffen angelangt, in denen er seine überschwengliche religiöse Inbrunst voll ausleben kann. Kein Zweiter wäre befähigt gewesen, den beglückenden Stimmungen der biblischen Gestalten so unmittelbar und so innig Wort und Stimme zu verleihen, wie es der junge Konvertit tun konnte. Ihm ist ja selber das Gefühl der schlechtlinnigen Geborgenheit in der Führung des allgütigen Gottes zu eigen, wie es in den heiligen Personen lebt. Und in den Worten Elisabeths, in denen es am schönsten Ausdruck findet, hat Sorge ja im Grunde nur die Grundstimmung seines eigenen Daseins ausgedrückt:

„Gänzlich Magd sein,
Nicht fragen, nicht das Haupt umwenden, niemals
Hinzaudern auf geheißenem Weg; sich bücken,
Wo Er nur will, sich seitlich oder geradwärts
Hinneigen Seinem hohen Wink gemäß.
— Fragt denn die Magd, wozu der Herr befiehlt,
Sind denn Magdschritte ihr zu eigen? Nein,
Des Herrn an jedem Ort, auf allen Pfaden.
Die Magd verherrlicht nur den Herrn als Sein gewisses
Werkzeug.“

Von der Schönheit der dichterischen Sprache kann das im Februarheft des „Grals“ abgedruckte „Magnifikat“ ein andeutendes Bild geben.

VI.

In Form und Inhalt mit „Metanoëite“ verwandt sind die z. T. im „Hochland“ veröffentlichten biblischen Szenen „M y s t i s c h e B i e s p r a c h e“, die in absehbarer Zeit der Öffentlichkeit als nächstes Buch zugänglich werden sollen. Auch hier wieder eine Süße der lyrischen Durchdringung historischer Szenen, die nur aus einem gottbegnadeten und glückberauschten Herzen strömen konnte, das selber des Gottes voll gewesen ist. Eine Probe aus „Isaaks Opfer“: („Hochland“, XIII, 7)

I s a a k:

Bevor ich hingeh, Vater
Abraham, sag mir nur ganz wenig Worte
Von Gottes Süße, daß ich meine Straße
Hinpilgere in Kurzweil deiner Rede.

A b r a h a m:

Gott, Isaak, ist süß. Denk in den Himmeln
Ein Aug', das fliegt, ein Aug', das singt, ein Auge,
Das dich mit Rüssen herzt, ein Auge, das
Stets in sich tief ist wie ein Rätsel, wir
Raten und raten eine Ewigkeit
Hinein in dieses Auge —

I s a a k:

Und wir lösen

Das Rätsel?

Abraham:

Nie. Wir starren und es starrt.

Wir fragen im Gesang.

Isaak:

Und es gibt Antwort?

Abraham:

Immer. Doch wird nie fertig. Und wir hören
Und hören. Immer.

Isaak:

Eine Ewigkeit?

Abraham:

Wir hören nur und zittern vor Erwartung.

Isaak:

Worauf denn warten?

Abraham:

Auf das nächste Wort

Aus Gott.

Isaak:

O schön!

Abraham:

Wenn du im Dunkeln sitzt,

Jetzt kommt ein Engel zu dir, blau und silbern
Die Flügel, jetzt ein anderer mit Flügeln
Wie Lilien, jetzt einer, der mit Sternen
Dir spielt und rechnet, jetzt des Regenbogens
Schillern gibt dir ein anderer preis, nun naht
Ein Märchen, guckt dich an aus wunderbaren,
Ganz dunkelblauen, wunderlichen Suchen,
Nun kommen ros'ge Engelchen mit Harfen,
Und dann die Lieder, voll ein ganzer Laden,
Wie Perlenschnüre mannigfach, doch plötzlich
Verdrängt dies alles eine mondlichtfeine
Kleine Prinzessin, ganz in Seide, diese
Sagt dir mit ihrer Stimme Silberglöckchen:
Wo ist mein Isaak? und küßt dir dann den Schuh
Und winkt und winkt mit ihren seidenen Schleiern,
Wie Gott mit Wolken winkt an Sonnentagen —
— Sieh, so ist Gott, meinst du? Nein, Isaak,
Vertausendfacht nur schöner!

Isaak:

Vater, nun

Stoß zu!

Neben solchen rein lyrischen Stimmungen stehen in der „Mystischen Zwiesprache“ auch dramatisch gestraffte Szenen, so „Adam und Eva“ (wo Sorge das Verhältnis von Mann und Frau in einer durchaus eigenartigen Form benutzt) und „Hiob“.

VII.

Die reifste Schöpfung des Dichters Sorge aber stellt dar: das biblische Schauspiel „König David“. (Es ist geradezu unbegreiflich, daß sich noch keine große Bühne an dies Meisterwerk einer modernen Mysteriendichtung herangewagt hat. Die bühnentechnischen Schwierigkeiten können doch wohl nicht als unüberwindlich hingestellt werden.)

Von einer „Handlung“ kann in dieser Dichtung noch weniger gesprochen werden als im „Bettler“. Der Inhalt ist das mystische Leben Davids in seinem Verlauf von der Jugend bis zum Sterbelager. Kein Gegensatz menschlicher Persönlichkeiten wird als solcher ausgetragen; wenn Max Fischer dem Schauspiel einmal vorgeworfen hat: „Der dramatische Konflikt zwischen dem Willen des Handelnden und dem Widerstand der Welt ist nirgends zur Gestalt geworden,“ so ist diese Beobachtung wohl richtig, nur verfehlt sie als Vorwurf das Wesentliche der Dichtung. Ein Konflikt der genannten Art liegt überhaupt nicht im Willen der Dichtung. Das Thema lautet nicht: David im Kampf mit der menschlichen Umwelt, sondern: David im Verhältnis zu Jahwe. „König David“ will eine Hymne des mystischen Magdiums sein, keine Problemgestaltung. Wo sich das klassische Drama zu den wirkungsvollsten Szenen zusammenballen würde, bleibt Sorge unproblematisch. David erhebt sich zwar gegen Jahwe, der die Führung des Dramas in Händen hat. Hier (wie vorher in der Sünde Sauls) schwillt die Handlung zu stark ansehenden Spannungsszenen an, so in der psychologisch wertvollen Absalomhandlung. Bezeichnend ist jedoch, wie die Uriashandlung in der Absalomhandlung aufgeht (Sorges eigene Erfindung, psychologisch prachtvoll) und die Problematik der Liebe zu Bathseba schlechterdings überhaupt nicht als Eigengestaltung auf die Bühne kommt. Nach der ruckhaft hereinbrechenden Erkenntnis der Sünde und Reue kehrt die Davidhandlung vollends in die Grundstimmung des mystischen Magdiums zurück. Kein Widerstand, kein Aufbäumen gegen die Schicksalsschläge, die als Strafe über David hereinbrechen:

„Was schreit ihr Rache, ihr Zerujasöhne?
Was habe ich mit euch gemein? Jetzt ist
Der Rache Stunde nicht, ist Stunde Gottes,
Der meinen Frevel rächend mir vergibt.“

Die mystische Macht Gottes ist nicht mehr vom Standpunkt des verständnisgierigen menschlichen Geistes aus gesehen, sondern als bestehend vorausgesetzt und in jedem Geschehen sich offenbarend geglaubt. Nicht ein menschliches Ich, sondern die Gnade Gottes ist Zentrum aller Geschehnisse.

Eine Hymne des mystischen Magdiums! Nur wer diese Hymne in den einzelnen Bildern, in die die Gesamtdichtung aufgelöst ist, suchen geht, wird den ganzen Reichtum des Schauspiels an sich erfahren können. Den Reichtum selber aber zu übersehen, wäre schlechterdings unmöglich. Schon die Übersetzungen der Psalmen sind in ihrer Art Meisterstücke. Sorge findet aber auch den Weg, selber Neuschöpfer gottestrunkener Hymnen zu werden:

Es rief der Herr zu meinem Herrn: Gesalbter!
Gesalbter Jahwes: Auf! Auf!
Der Tag will nahen, der Morgen
Gilt dir voraus, die süße Röte breitet

Dir ihre Strähnen auf den Weg. Auf! Auf!
Tritt an den Gang, tritt an den Pfad zu den Völkern;
Sie harren dein, sie sitzen im Finstern und warten.
Sie heben die Augen auf, sie schauen nach dir gen Aufgang,
Tritt hervor, mache dich auf, werde Licht!
Denn dein Licht geht vor dir her;
Und Ich will dich zum Erstgeborenen machen,
Höher als alle Könige!

Sing' Jahwe!
Jahwe, Gott Israels, jauchze zu!
Könige stürzt Er von den Thronen,
Aber den Lilien gibt Er Kleid.

Sein Hauch ist wie Balsam,
Wie der Wind auf den Gefilden Jerichos,
Vögel rasten in Seinem Haar,
Und junge Rehe lecken Ihn traut;

Tiere des Waldes lugen,
Lugen hervor mit wunderlichen Augen,
Lugen hervor auf den Gesalbten
Jahwes, wenn Er die Wälder durchschreitet...

Vergeistigte Liebe (Davids Verhältnis zu Abisag) wird ebenso innig empfunden wie vergeistigte Freundschaft. (David und Jonathan.) Die ergreifendsten Söhne aber findet Sorge wieder, wenn er Davids kindliches Verhältnis zu seinem Gott zu Wort kommen läßt.

„Ein Morgen! O, die helle Sonne herzt
Das Land mit ihrem Herzen! Wie es blühend
Aufwirbelt aus dem Tal, die vielen Blüten
Wirbeln zum Himmel ihren Duft im Saumel
Des Frühlings. Und ich blühe, und ich blühe!
Ich blühe unter Blüten, eine Blüte
Des Herrn. Ich bin des Herrn, ich, David. Horch!
Das sind die Bienen! Summend schwirren froh
Die weißen Bienensflügelchen. Sie schwirren
Und schwirren Jahwe Dank. Ich bin des Herrn,
Ihr seid des Herrn, die weite, grüne Erde,
Die Sonne, die Gestirne und der Mond
Ist alles Jahwes. Und die Menschen sind
Lieblinge Jahwes, Auserkorene, Söhne.
Du springst nicht, Herz? Du kannst noch klopfen, kleines
Ding? Meine Harfe! Meine Harfe!“

Die farbensatte, bei aller Inbrunst gedämpfte und schlicht-innige Art des Schauspiels „König David“ sucht in der dramatischen Dichtung des Deutschlands nicht nur der jüngsten Vergangenheit, sondern der gesamten neueren Literatur ihresgleichen. Wenn wir von Sorge nichts besäßen als diese eine Dichtung, müßte er uns schon als einer unserer Großen gelten.

Aus: Der Sieg des Christos

Viertes Bild.

I. Franziskus, der heilige Bettler

Vor der Scala Sancta beim Lateran. Der Heilige kniet vor der untersten Stufe tief bis zum Boden und Bruder Leo hinter ihm bis zum Boden.

Der Heilige:

Dies also sind die Stufen, Bruder Leo!
O, vielfach beneidet! Mein Herz will brechen!
Hier schrittest du, unschuldig auserkorenes
Und gottgeweihtes Lamm,
Gebückt, zwischen zwei eisernen Römern, hin.
Und nun der Abstieg! O, du süße, himmels-
Wonnige Liebe! Striemen heiß bedeckten
Den Leib dir, deines Vaters zornige Küsse,
Mit welchen er dich herzte, nach der Schuld
Der stumpfen, bleiernen, der schuldvollen Menschen.
O süße Liebe, süße Liebe! Leis
Beträufelte der blutige Regen weißen
Marmor, und unsre Herzen, unsre Herzen
Bissen dich wund, wie Mörder-Ungetüme!
— Er schluchzt tief auf. —

Und ich, der Bruder Franz, dies arme Wenig
Von Menschennot, ich immer noch Zuviel,
Darf deinen süßen Schritten meine nachtun!
O sel'ge Gnade! Sel'ge Gnade! Nein,
Junnig Geliebtester, ich bin nicht würdig!
Ach, nur dies Wissen, daß dir wohlgefällig
Diese Verdemüt'gung,
Bestimmt mich auf die Stufen, auf die Stufen,
Die, sprachlos, noch vom Hall der Liebe zittern,
Die sie betrat, die immer Liebe schwingen
Hin in den Raum, noch überreich von damals;
Die immer Liebe klingen für das Lauschen
Der Engel. Sel'ge Gnade! Sel'ge Gnade!
O armer Wurm, bekniest die erste Stufe!
— Er kniet tief auf der ersten Stufe, sie immerfort küssend. —
— Stille. —

Der Bruder Leo

(rückt kniend ihm nach):

Ich tu dir nach, mein Vater, ich bin deine
Fußspur, ich armer Leo!

Der Heilige:

Küsse! Küsse!

Ach, gäben meine Lippen Flammen her!
O kaltes Herz! O kaltes Herz! Mein Heiland!
Du Bräutigam der Liebe, Liebe du.
Von Schmach ganz Überhäufster, atemlos
Aus Liebesübermaß, du wankender Himmel!
Hinwankend unterm Schmerz, mit leeren Händen,
Du übervolle Hand, durch die das All
Rollend Bestand hat! Süßer Lieber! Ach!

— Er kniet auf der zweiten Stufe,
Bruder Leo alsbald auf der ersten. —

Ach, meine Zunge ist unwürdig —
Und möchte doch immer bilden, immer bilden
Den süßen Namen Jesus! Immerzu,
Ein ganzes Leben lang und weit darüber
Nur immer Jesus lallen, Jesus, Jesus!
Du nie erhörtes Wort! Du Himmelsalbe!
Du Born, du unsre Wiege, Menschenfreund!
Du reinste Lust, du Engelhüpfen, du —
O süßes Rinnen! Süßes Rinnen! Wie
Der Liebliche mir niederkommt, mich tränkt
Mit Milch der Gnade! Weiße Milch der Himmel,
Einst tränkst du mich für ewig immerzu!
Da ist nur immer Tränken, da heißt Dasein
Tränken aus himmlisch süßer Milch. Und meine
Irdische Zunge darf dann Himmelfeuer
Zu Gottes Lobe spei'n. Darf Regenbogen
Verkünden über Ozean der Güte
Und ewiger Seligkeit, O heiß Geliebter!!

— Er ruht sprachlos mit dem Kopf auf der Stufe. —

Der Bruder Leo:

Ach, Jesus!

— Der Heilige kniet auf der dritten Stufe, Bruder Leo folgt nach. —

Der Heilige:

O Leo! Hier ist Blut! Hier sind zwei Tropfen!
Ach Wunder! Wunder! Übermaß von Wunder!
Noch sind sie sichtbar, Edelsteine, schimmernd
Im Weißen. Heil'ge Treppe! Heil'ge Treppe!
Ich werde küssen. Blut des Hocherwählten,
Dich, innig Unterpfand zukünftigen Lachens.
Mein Gott, mein alles! Der du allein mir
Gegeben: Hauch und Atem, reine Regung,
Gesicht und Hand, mich durch und durch beseeltest,
— O unschätzbares Gut: gott-einiges Leben! —
Ich will dich küssen und im Ruß umhauchen
Mich lassen von der angestammten Macht
Der Liebe, die dich sehnend niederzog
Ins Weltenweh, o leidender Befeliger!
Denn diese Stufen, durch dein bitter banges
Weh wurden sie die Leiter in den Himmel,
Durch das geliebte Raß. O Heiland! Heiland!
Dein rot durchstochner
Herzschlag hält stark hier die gesamten Stufen,
Auf denen dir jetzt ein Beleidiger,
Ein Herzdurchbohrender herzdurchbohrt nachfolgt!
O Gott, ich will hinzusteigen zu deinem
Altar im Himmel, zum Altar des Lammes. —

Der Bruder Leo:

Zu Gott, der meine Jugend durchzücht —
— Franziskus bückt sich im Ruß. —



Briefwechsel Sorge — Richard Dehmel

Der Einfluß Richard Dehmels auf das Kunstwollen des jungen Sorge der Vorbettlerzeit liegt vor dem Nietzsche und wird von diesem abgelöst. Im Juli 1910 schreibt Sorge noch in sein Tagebuch: „Beeinflusst durch Dehmels Lehre der freien Triebe, der Genesung des Geistes von jedem Zweck, suche ich dieser Lehre zu leben.“ Im August 1910 jedoch heißt es: „Nietzsches Betonung des Intellekts läßt mich von Dehmel abkommen.“

Dehmels Lehre von der Entfaltung des Menschseins, die sich stets mit dem bewußt gewordenen Willen des Lebens als einer überpersönlichen Macht in Einklang wissen soll, seine Forderung, sich dem Leben opferwillig hinzugeben und so die Lebensglut zu erhalten und zu züchten, muß Sorge zugehen. Gilt doch auch für den jungen Sorge die (romantisch-unerfüllbare) Sehnsucht des Lebens zunächst: einer Steigerung der Intensität des Lebens. Eine Tagebuchstelle aus dem Oktober 1909 gibt z. B. die Prägung: „Wert des Lebens zu suchen in der Gestaltung des Lebens selbst; gleichwie ein Kunstwerk soll das Leben seinen Wert in sich tragen, so ist es nimmer vergebens gelebt.“ Und in „Werden der Seele“ heißt es von der frühen Zeit: „Dieses ihr (der Seele) Sinn, Gedicht und Predigt an die Menschheit: Klimmend werdet Seelen weiß wie Sonnenfeuer! Ihr Lied: Wehlid: Werdet wach! In die Erstarrten: Werdet siegreich! An die Entschlafenen: Werdet wach! Halbe, werdet voll und ganz! Glanzwort und Schwertschlag, geführt aus Höhen letzten (sichtbaren) Lichtes: Halbe, werdet voll und ganz! Siehe, geneset Sonne!“

In Dehmels Lebensideal und seiner Moral, die einzig das Schaffen aus dem Vorrat der unendlichen Entwicklungsmöglichkeiten jedes einzelnen befiehlt, findet Sorge die Beschreibung seiner eigenen Art. Der Eindruck der menschlichen Persönlichkeit Dehmels wirkt entscheidend mit. Als Sorge dann Nietzsche kennenlernt, bestritt ihm dort zuerst die Betonung des Intellekts. Was er aber in Wirklichkeit übernimmt, ist nur eine Variation dessen, was ihm vorher Dehmel gesagt hat.

Daß das „Abkommen“ von Richard Dehmel das Verhältnis Sorges zu der menschlichen Persönlichkeit Dehmels nicht antastet, ist eigentlich selbstverständlich. So besucht Sorge denn auch im Frühjahr 1911, als er auf einer größeren Reise in die Nähe Hamburgs kommt, den hochverehrten Dichter. Der Besuch macht großen Eindruck, wie eine spätere Tagebuchnotiz anzeigt. Zugleich schickt Sorge im Juli 1911 eine seiner letzten Dichtungen, die dramatische Phantasie „Odysseus“, an Richard Dehmel zur Begutachtung. Das Begleitschreiben Sorges soll hier mitgeteilt werden, doch muß vorerst die im Januar 1911 entstandene Dichtung von „Odysseus“ durch eine Briefstelle Sorges (Pfungsten 1911) kurz charakterisiert werden. Sorge schreibt: „Der Phantasie zu Grund liegt ein großes geistiges Erlebnis: Nietzsches Ewige Wiederkehr . . . Der geniale Gedanke — jetzt ganz abgesehen von seiner Wahrheit — warf mich als solcher nieder, seine ungeheure Kühnheit, sein Mut . . . Seine Einzigkeit, noch niemals gedacht, wenn man sich ihm auch schon angenähert . . . Aus diesem geistigen Erlebnis schuf ich den „Odysseus“, nun wirst du eher verstehen. Das Drama ist ein geschlossener Ring, davon nur ein Teil sichtbar, das übrige wird angedeutet, aber der Kreislauf ist vorhanden, das Gefüge klar . . .“ Die Rückkehr des „Odysseus“ soll also die ewige Wiederkehr Nietzsches im Einzelfall repräsentieren.

Und nun Sorges Brief vom 27. Juli 1911:

Hochverehrter!

Vielleicht erinnern Sie sich auch meiner gar nicht mehr. Wie dem nun sei, ich habe einige Hoffnung, das Abersandte möchte nicht ganz ohne Interesse für Sie sein. — Die ewige Wiederkehr Nietzsches ist hier tragisches Motiv. Da las ich neulich Sätze in der Abhandlung über Tragik und Drama, die mich bestimmten, die Dichtung Ihnen zu übersenden. Mag es anmaßend erscheinen, den reifen und vielbeschäftigten Geist mit der Schöpfung des damals Achtzehnjährigen zu behelligen, wenn Sie diese Zeilen lesen, werden Sie verstehen, wie lockend es für mich sein mußte, sie dem Manne mitzuteilen, der unter unsere gesamte moderne Dramatik gleichsam das Todesurteil geschrieben.

In Aufrichtigkeit und Verehrung, wie mit den besten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin Ihr sehr ergebener

Reinhard Sorge, Jena.

Dehmels Aufsatz „Tragik und Drama“ (Band 9 der Gesammelten Werke in 10 Bänden, Berlin 1909) verlangt, nebenher bemerkt, von dem wertvollen Drama der Gegenwart, es müsse deren höchste sittliche Willensmächte in sich einfassen. Heute sei aber der rein tragische Gesichtspunkt, der den körperlichen Untergang einer persönlichen (halsstarrigen und daher im Kampf mit der Unvernunft des Geschehens unterliegenden) Energie nicht mehr der wesentliche Ausdruck für unsern

Kraftbegriff. Der „verwandlungsfähige Mensch“ reize mehr zur „idealfigurlichen Ausgestaltung“. Von den drei Wegen in die Zukunft mag Sorge das „antitragisch-pathetische Schauspiel“ für sich bestimmt geglaubt haben.

Richard Dehmel aber gibt folgende Antwort auf das Schreiben des jungen Dichters:

29. VII. 11.

Sehr geehrter Herr!

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen Ihre „dramatische Phantasie“ zurückschicken muß, ohne sie gelesen zu haben. Diesmal nicht bloß aus Zeitmangel, sondern auch noch aus einer natürlichen Abneigung gegen die romantische Aufwärmung der Antike, wie sie jetzt Mode ist. Daß Sie in Ihr altgriechisches Szenarium hineinschreiben, es handle sich in nichts um Griechentum, erregt obendrein mein künstlerisches Mißtrauen. Wozu denn in aller Welt die Handlung des „Odyssee“ nochmals aufzischen, wenn es sich um nichts Griechisches handeln soll? Das ist ästhetische Masterrade, nicht dramatische Poesie. — Der Glaube des Künstlers an die lebendige Wahrheit seiner Vorstellungen ist doch wohl die erste notwendige Vorbedingung, um sie auch anderen glaubhaft zu machen. Wer mir diesen Glauben von vornherein hintertreibt, der kann mich höchstens zu kritischer Lektüre reizen; und zu dieser Tätigkeit fehlt mir jede Lust.

Ihre Grüße bestens erwidern

Dehmel.

Der zweite hier mitzuteilende Brief Sorges folgt sechzehn Monate später aus Anlaß des ihm zugesprochenen Kleistpreises für den „Wettler“. Er ist überaus charakteristisch für die überschwengliche Art des jungen Dichters.

Jena, den 15. XI. 12.

Lieber Herr Dehmel!

Ich habe mit dem Brief gewartet, bis ich über dem unerwarteten, ungewöhnlichen Ereignis einigermaßen ruhig geworden war, aber auch bis zu Ihrem Geburtstag, denn so kann ich meine ergebenen und herzlichen Glückwünsche mit dem Dank vereinen. Nur von Frau A. . . hörte ich im Frühjahr, daß Sie freundliche Worte über mein Stück gesprochen hätten (Sorge hatte nämlich den „Wettler“ an R. Dehmel geschickt), aber von so beglückender Teilnahme ahnte ich nichts. Doch denken Sie sich, daß ich, ohne irgendeine Verbindung durch ein Buch oder eine Person zu Ihnen zu haben, dennoch in den letzten Wochen an Sie erinnert wurde, wie durch ein freundliches Band an Sie gebunden, und daß ich, wirklich nicht aus Eitelkeit, sondern wie natürlich, mich mit Ihnen redend fand, und die Arbeit dieses Frühjahrs, die Vision über „Zarathustra“, war auch dabei. Ich war also wirklich glücklich, als ich, noch ehe ich von der Kleist-Stiftung erfuhr, durch Frau A. . . vernahm, Sie hätten die Vision gelesen und nicht abgelehnt. (Auch das Manuskript der Vision scheint Sorge also an Dehmel geschickt zu haben.) Nun konnte ich ungehemmt freundschaftliche Gedanken zu Ihnen strömen lassen; dann kam der Preis und die Aufklärung, und viel Dank und Wunsch ging zu Ihnen. Und die Hoffnung, daß ich Sie in Hamburg besuchen dürfte, freilich erst nach Beendigung des Dramas („Suntwar“), das mir jetzt zur Arbeit gegeben ist. Sie wird nicht viel vor Ende dieses Jahres fertig werden, aber Sie verstehen nun vielleicht, daß ich einen Besuch bei Ihnen als Freude und Erwartung in mir trage, und sind darüber nicht böse. Bitte lassen Sie sich noch einmal meines Dankes versichern, meines Vertrauens, daß ich noch werde viel schaffen können hohen Sinnes, des Sinnes, den Sie wissen. Bitte seien Sie so gut und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin aufs beste.

Mit herzlichem Gruß und Glückwunsch Ihr ergebener

Reinhard Sorge.

(Aus dem abermaligen Besuch Sorges bei R. Dehmel ist nichts mehr geworden.)

Ein dritter Brief Sorges geht an R. Dehmel, als Sorge das soeben als Buch erschienene Drama „Suntwar“ übersendet. Achtzehn Monate sind verflossen.

Flüelen (Schweiz), 17. V. 14.

Hochgeehrter, lieber Herr Dehmel!

Schon lange freute ich mich darauf, Ihnen nach dem „Wettler“ das erste Buch zu senden, aber die Herausgabe verzögerte sich, weil ich mir erst einen neuen Verlag suchen mußte. Sie haben ja wohl schon von meiner sonderbaren Entwicklung gehört, wie ich vermuten darf. Hätte mir jemand, als ich nach dem „Wettler“ ins Schweigen ging, gesagt, daß ich Christ werden würde, ich hätte ihn ausgelacht. Nein, noch mehr: ich hätte ihn verachtet. Und doch vergingen nicht drei Monate, und ich war Christ, apostolischer Christ ohne Vorbehalt. Und wiederum: nicht ein Jahr verging nach diesem Ereignis, und ich wurde katholischer Christ. Sie

werden ja nun sagen: „Seien Sie, was Sie wollen, nur seien Sie Mann und Künstler!“ Das ist wohl wahr; aber wenn Christus der Herr der Welten ist, wie wir behaupten, sollte Ihm nicht auch die Kunst zu Willen sein?

So nehmen Sie diese erste Frucht, möchten noch viele, immer reinere folgen!
Ihr dankbarer, sehr ergebener

Reinhard Johannes Sorge.

Neun Tage später:

Flüelen, den 26. V. 14.

Lieber Herr Dehmel!

Tiefe Freude habe ich gehabt bei Ihrem Brief. Ich danke Ihnen vielmals. Das Pfingstgedicht („Pfingstlied“ der „Erlösungen“) hat sowohl mich wie meine Frau sehr bewegt. Auf Wiedersehen im Herbst im nächsten Buch! Mit vielen Grüßen Ihr

Reinhard Johannes Sorge.

Dem Brief ist folgendes Gedicht beigelegt:

O lieber Gott,
Die Pein!
Könnt ich bei allen sein
Und mich der Rede weih'n
Von dir, von dir, vom Heil!

Ich schläng' mich um sie süß
Und haucht' vom Paradies
Fast wie ein Engel rein
Lieb-Worte ein!

1914.

(Die Veröffentlichung der Briefe im „Gral“-Sonderheft hat Frau Ida Dehmel, die Witwe des Dichters, in freundlichem Entgegenkommen gestattet.)



Sorge als Künstler

Sorge ist der Typus eines elementaren Künstlertums. Er war „eine von tiefer Leidenschaft des schöpferisch begabten Menschen erfüllte Natur. Wahre Ursprünglichkeit kennzeichnet sein Schaffen...“ Einzig in unseren Tagen stand er da als der ganz inbrünstige, seiner inneren Welt rückhaltlos und unbedingt hingeebene Mensch.“ (Karl Muth.)

Schon früh liegt dieses Wesen Sorges offen. Wenn er in Jena 1909 bei einer Schüleraufführung die Rolle des jungen Schiller in Laubes Karlschülern für sich in Anspruch nimmt, schreibt er im Juni: „Hei, das ist eine Rolle, wie für mich geschaffen! Wenn noch etwas Feuer in meinem Herzen glimmt, werde ich so spielen, daß mein Herz in hellen Flammen aufgehen soll. Ich treue mich ganz wild darauf.“ Im gleichen Brief vermißt Sorge an einem Bekannten: „Aber das Gefühl, das Gefühl, verstehst du mich wohl, so das große Liebesgefühl, das fehlt.“

„Stürmt auch, Gedanken,
Ins Äthermeer,
Stürmt ohne Schranken
Zubelnd daher!“ (1908.)

Sorges Enthusiasmus bestimmt sein ganzes Leben. „Immer war Reinhard Sorge wie von einem Dämon getrieben. Er konnte nicht anders handeln, wie es ihm ein instinktives Gefühl eingab. Sobald er sich nur einigermaßen selbst gefunden hatte, waren Einflüsse von außen von ganz untergeordneter

Bedeutung. Das Unbewußte überwog bei ihm so, daß er logischen Begründungen kaum zugänglich war. Stimmungen und plötzliche Eingebungen spielten in seinem Leben eine entscheidende Rolle.“ (M. Bork.)

Als Beispiel sei ferner Sorges Erlebnis der Freundschaft genannt. „Eine schmerzliche Tragik in Reinhard Sorges Leben war es, daß er die Menschen meist nicht so sah, wie sie wirklich waren. Seine rastlos quellende Phantasie setzte an Stelle der wirklichen Personen nur allzuleicht Phantome eigener Zeugung.“ Dann sei Enttäuschung und leidenschaftliches Abstoßen die Folge gewesen, bald jedoch habe Sorge neue Menschen seiner Umgebung mit dem Zauber einer neuen Idealisierung angetan. (M. Bork.) Im Ausdruck erkennbar wird dieser Enthusiasmus der Freundschaft in Wendungen wie „Nun konnte ich ungehemmt freundschaftliche Gedanken zu Ihnen strömen lassen . . .“ (an Richard Dehmel vom 15. 11. 1912).

Sorge ist kein Dichter-Denker. (Damit soll selbstverständlich eine hohe intellektuelle Begabung nicht in Abrede gestellt werden.) Auch seine Kunstschöpfung geht im Wesen von einem Gefühlserlebnis aus. Wo Sorge Probleme stellt, biegt die gedankliche Erwägung sogleich ins Gefühl um. Man fühlt die erzwungene Distanz und zugleich das Drängen, diese zu überwinden, um sich zur Inbrunst durchzusehen. Es ist bezeichnend, wie der Sorgesche Mensch nicht durch diskursives Denken überzeugt werden kann, sondern erst im ekstatischen Gefühlserlebnis neue Erkenntnis als Intuition empfängt. Hier gipfelt Sorges ungedankliche Arbeit.

Sorge ist inbrünstig schlicht und eindeutig. In einem Brief vom 24. 12. 1908 versteht der Jüngling unter Glück „das völlige Zusammenfließen aller Leidenschaften in einen hohen und herrlichen Gipfel, den uns nichts rauben kann“. Hingabe an das Gefühlsleben steht unter einer eindeutig herrschenden Stimmung. Äußerung dieser Einfachheit ist z. B. die unbedingte Wahrhaftigkeit: „Ich würde nie einen Brief schreiben, in dem ich eine Empfindung heuchelte.“ (27. 3. 1908.)

Sorge kennt nicht wesenbedingtes Reflektieren, selbstquälerisches Sichbeobachten. Er ist nicht zerrissen.

„Geschaffen bist du nicht zur Zwitterigkeit,
Zu Eifer, Wortgefecht und Zänkerei,
Geschaffen bist du rein zur Einigkeit.“

(„Mutter der Himmel“.)

Der Pessimismus der Vorniebschezeit ist nur anekdotisches Erlebnis, von dem jungen Menschen gewaltsam hochgehalten. Daher seine baldige Überwindung. Wo sich im späteren Leben Sorges Zerrissenheit einzustellen scheint, ist sie vollends nur Momenterlebnis.

Sorge ist eine im tiefsten Wesen glückliche Natur. Er erlebt überschwenglich die Äußerungen seines Künstlertums. Da glaubt er fest an sich, an seinen Beruf, da hat er keine Gelegenheit, skeptisch zu werden. Sorge ist Optimist. Er lebt in dem steten Bewußtsein seiner Dichterkraft und daher auch in dem steten Bewußtsein einer Sendung. Er fühlt sich geborgen in der Hand der Mächte, die ihm diese Sendung gegeben haben. Sorge kennt das Glück des Magdiums. Er ist eine „franziskanische“, also im tiefsten Sinne „katholische“ Künstlergestalt.

Sorge drängt nach dem Glück des tatenlosen mystischen Lebens, nach unge störter Betätigung seiner mystischen Einsiedlerbedürfnisse, die sich einzig aus dem Quell der Gefühlswallungen speisen. Sein Kunstwollen schränkt sich damit

ein. Sorge kennt nur sich, den mystischen Menschen. Seine Kunst ist Objektivierung dieses stetigen Ich-Erlebnisses, einerlei, ob in direkter Bekenntnisform (wie im „Bettler“, im „Guntwar“, im Sang „Mutter der Himmel“) oder in der Maske fremder (biblischer) Gestalten. (Die Formel einer „objektiven“ Kunst ist für einen Dichter wie Sorge trügerisch. In den Stoff eines Mystariums hineingetragene Inbrunst bleibt auch in der Variation der Stoffgebundenheit Eigentum des Künstlers!) Sorges Kunst ist daher stets im Grunde Gestaltung positiver Lebenswerte. Alles Außer-Ich, alles Unreine, Negative läßt Sorge nur als Umrahmung gelten. Seine Kunst ist stets antiproblematisch eingestellt. Sie ist Kult des mystischen Glücks, kein Kult der Passion. Sie ist im tiefsten Wesen untragisch.

Sorges Kunst der Gefühlswallungen scheint auf den Weg der Urform der fühlenden Seele, auf die Lyrik hingewiesen. In der Tat hat sich Sorge oft mit Glück lyrisch betätigt. Aber sein eigentliches Werk liegt auf dem Gebiet des Dramas, allerdings eines Dramas besonderer Art.

Sorges dramatische Dichtung geht nicht auf Höhepunkte aus, die im gewöhnlichen Sinne als solche betrachtet werden: nicht auf die schärfste Kontrastierung einer Tragik. Gewiß, auch solche Szenen kennt Sorge. Sie beweisen die Kraft des Dichters, der sich im Augenblick der Ergriffenheit auch dem Erlebnis einer ihm weniger entsprechenden Art hingeben kann. Aber wesentlichste Ausdrucksform Sorgeschen Künstlertums sind erst die Szenen mystischer Inbrunst. Auf sie arbeitet der Dialog hin. Die Menschen steigern sich gegenseitig und treiben sich zur Entladung jener Inbrunst hinaus. Oder der einzelne Mensch reibt sich an seiner Umgebung bis zur Entzündung der Beglückung. In dem Augenblicke der Beglückung aber lebt Sorge dann sein eigentlichstes Leben. Die Worte drängen sich, übergelb von dem Reichtum des Gefühlsergusses, sie quellen stammelnd und sich immer wieder im Ausdruck wiederholend hervor. Keine Reflexion tritt zwischen das Ausfluten der Gefühlselemente. Sorges wesentliche Kunst ist wie der Tanz Davids „eine einzige trunkene Innigkeit“. („König David.“) Einzig die in die Form einer donnernden Rhetorik gedrängte Inbrunst kann als gleich intensiv mit dem obigen Gefühlsausbruch genannt werden. Sie entsteht, wenn die restlose Hingabe durch ein Element des irgendwie gehemmten mystischen Dranges im Menschen oder der künstlerisch-mystischen Sendung zugleich zu einem Wirkenwollen wird. Der Wille bändigt alsdann die selbstlose Hingabe zu Zielformulierungen mit starkem Pathos.

Sorges Dramatik ist geboren aus dem Bedürfnis, sich in die Gegenwart-Schau geschaffener Gestalten, die seinen mystischen Drang verkörpern, hineinzuversetzen, um zur Inbrunst vordringen zu können. Die Form der Lyrik würde Sorge die Möglichkeit dieser Steigerung eher versagen. Sie ist für ihn meist erst möglich als Ausdruck schon erreichter Steigerung.

Sorge ist triebhaft schaffender Künstler. Er erlebt während seines künstlerischen Schaffens und schafft während des Erlebens oder noch in der Ergriffenheit des Erlebens. Seine dramatischen Szenen sind steigende Anreizungen mit dem Ziel einer mystischen Wollust. Oft und meistens kommt es jedoch nicht zu deren elementarem Ausbruch. Dann lebt die Dichtung Sorges in der restlosen Hingabe an eben die schwebende, vor Erwartung der kommenden Wollust zitternde und klopfende Gefühlsatmosphäre.

Eine Beschreibung des Sorgeschen Kunstschaffens gibt Arnold Bork: „Das künstlerische Schaffen war es überhaupt, das Reinhard Sorges gesamte Lebensführung bestimmte; und dieses Schaffen nahm seine volle Kraft in Anspruch. Alles, was er schrieb, wurde im dichterischen Rausch gezeugt. Ein ruhiges Ausgestalten und nachträgliches Formen war nicht seine Sache. Das Entstehen hatte immer eine Art explosiven Charakters. Daher kam alles auf den ersten Wurf an. Was einmal matt war, konnte auch nachträglich nicht mit Leben gefüllt werden. Wunderbar war es, wie der Geist sich den Körper untertan machte, sobald eine Zeit der Produktivität eintrat. Es konnte vorkommen, daß Reinhard Sorge physisch stark litt, wenn er andere Arbeit zu leisten gezwungen war. Herz und Nieren versagten. Körperliche Beklemmungen traten ein. Sobald er sich aber, mochte es auch unmittelbar darauf geschehen, seinem eigentlichen Schaffen zuwandte, war er vollkommen frisch und von unglaublicher Spannkraft. Nun konnte er viele Tage hintereinander bis Mitternacht sitzen und schreiben, ohne daß Erschöpfung eingetreten wäre.“

Sorge läßt sich von den Wogen seiner künstlerischen Erregung tragen; so kennt er nicht die gedankliche Gliederung, die bewußte Komposition seiner größeren Werke. Er besitzt keine ausgesprochene Organisationskraft, die das Kennzeichen der dichtenden Vernunft ist. Sorge arbeitet atektonisch. Was ihn gerade intensiv packt, gelingt. Was ihn erst zu intensivem Erlebnis steigern soll, ist ein Suchen, ein Fasten. Sorges Dichtungen sind Äußerungen eines triebhaften Künstlertums. Daher ihr kleiner Umfang oder die Eigenart der Komplexdichtungen Sorges als Aneinanderreihung von Einzelerlebnissen mit der Verbindung tastender Anreize.

Sorge ist eine anekdotische Natur, die ihr seelisches Geschehen nicht langsam ordnend vereinfacht, um es zu meistern, sondern die es am deutlichsten im Augenblick der Gefühlsaufwallung erfährt. Nießches gedanklich-intuitives Künstlertum ist in Sorge auf das anekdotische Erleben des Gefühls übertragen. Sorges Kunst lebt in den Einzelszenen und ist auf die Augenblicksstimmung angewiesen. Seine größeren Dichtungen sind gezwungen, immer wieder neuen Atem zu holen. Sie stellen dar keine Architektonik der Ereignisse, sondern „eine Traum- und Rauschfolge, kein aufgipfelndes Gebirgsmassiv, sondern eine Landschaft von Eruptionskratern“. (Ernst Bertram über Nießche.) Sorge arbeitet so, wie es ihn gerade treibt. Er ist auch hier Romantiker. „Für den Romantiker ist die empirische Form des Kunstwerkes in jeder Hinsicht nur ein ganz unzulängliches Mittel, den unendlichen Gehalt, den er nicht intellektualistisch erkennt, sondern mit gläubiger Unbedingtheit in sich trägt, zu offenbaren, in jeder Hinsicht, sowohl was die Sprachmittel selbst angeht... wie schließlich auch die konstruktive Komposition des ganzen Werkes im Hinblick auf die Wirkung nach außen. Alle diese Mittel sind völlig dem flutenden und wechselnden Zustand des unendlichen Innenlebens zu überlassen und restlos und verständig unkontrollierbar von ihm abhängig.“ (Karl Enders über die deutsche Romantik des 19. Jahrhunderts.)



Auf der Gralwarte

Von Friedrich Mudermann, S. J.



Goethewoche in Frankfurt. Die Stadt Frankfurt hat viel getan, um die Goethewoche würdig zu feiern. Nicht nur, daß alles stilvoll war, durch das reizende Arabeskenwert, das bei derartigen Festlichkeiten ja nicht entbehrt werden kann, schlang sich ein ernstes, herzliches, tiefes Gefühl. Ob nicht manche, hoffend gegen die Hoffnungslosigkeit der Zeit, nach Frankfurt gewallfahrtet sind, als sollten dort Erlösungsworte fallen, als warte auf sie dort etwas wirklich Aufrichtendes? Wie ich so die Reden wieder überfliege, nach Werten suchend, die über Stunde und Tag hinaus bleiben . . . freilich, es ist einiges vorhanden.

War nicht das ganze Fest doch irgendwie ein Emporschauen zu etwas Idealem, oder doch Idealisiertem? Steht nicht Goethe bei all dem, was wir an ihm vermissen, doch turmhoch über dem Literaturbetrieb von heute? Wenn der Reichspräsident meinte: So wollen wir Goethe für unsere Zeit gewinnen, weil wir glauben, daß in ihm das deutsche Volk ein Fundament findet, auf dem es seine Gegenwart und Zukunft sicher errichten kann, so lächeln wir natürlich zunächst, wo wir wissen, daß kein Fundament ist außer Christus, und auch über die Menschen, die ohne ein Christus-Surrogat nicht auskommen, haben aber zugleich Verständnis dafür, was in diesem Sahe Wahres liegt. Es handelt sich ja hier nicht so sehr um Goethe, den Menschen, sondern um Goethe, das Symbol. War er nicht ein Liebling der Natur? Hat er nicht in den Augenblicken des Schaffens, wo sich die Seele befreit von allem, was sie sonst verwirren mag, sei es nun Spinozismus oder Hellenismus, wo sie in reiner Schöpferfreude das Echo dessen wird, der die ewige Sehnsucht in sie hineingelegt, hat er nicht in diesen erhabenen Stunden Worte voller Weisheit, von unvergänglicher Prägung, Urworte der Anima naturaliter christiana gesprochen, die auch in ihm lebendig war? War nicht doch ein Gefundes in ihm, ein Sinn für Ordnung, für Arbeit, für ruhige Entwicklung und große Ehrfurcht vor den Geheimnissen des Universums? Das wäre schon ein Fundament, eben die Natur, und gerade die Weltanschauung des Mannes, der diese Worte gesprochen, hätte hier ruhig ein Schulbekenntnis hinzulüftern dürfen.

Wir haben so wenig Erhebendes heute, und so weile ich gern bei dem, was in Frankfurt schön gewesen. Hat man Gerhart Hauptmann, Thomas Mann und Fritz von Unruh statt hervortreten lassen, so lag darin gewiß eine Romik, und allen dreien hätte ein Augurenlächeln nicht schlecht gestanden. Es war auch wohl kein Unrecht beabsichtigt, wenn es gleich Menschen gab, die man dort lieber gehabt hätte. Warum hat man z. B. Franz Herwig nicht eingeladen? Hat man geglaubt, ein katholischer Dichter würde an diesem Tage nur Störendes zu sagen haben? Es ist die leidige Auffassung des Wortes Konfession, die auch in der sonst so objektiv eingestellten „Frankfurter Zeitung“ schon vielfach verwirrend sich geltend machte. Wollen wir uns denn nicht zusammenfinden überall da, wo noch ein Zusammenschluß möglich? Sind wir denn nicht auch Menschen? Sind wir nicht auch Deutsche? Danken wir Katholiken nicht auch Goethe für das, was er an unserer Sprache vollbracht? Lesen wir nicht auch mit Verständnis das Beste von ihm? Fühlen wir uns nicht auch mit ihm natur- und stammverbunden? Konfession, darf sie jemals die Natur verneinen? Ich bedaure jeden, so sagte mir einmal ein führender Katholik, dem Konfession nichts anderes ist als „Schränke“. Wir bejahen die Natur, wir setzen sie immer und überall voraus, wir haben alles, was ihr da drüben auch habt, wenn auch freilich noch einiges mehr: Konfession ist höchste Blüte und Entfaltung.

Haben nicht gerade die katholischen Dichter, und es gibt eine Reihe ganz allseitig anerkannter darunter, das Naturideal Goethes noch geläutert, und vertreten sie es nicht fast allein noch? Gerhart Hauptmann läuft in dem Augenblick, wo er in Frankfurt verkündet: „Ein Volk lebt durchaus nicht vom Brot allein, sondern durch seine Geistigkeit“ in führender Stellung mit einem Großteil deutscher

Schriftsteller Sturm gegen gewisse Paragraphen der Gesetzgebung, die etliche Scheußlichkeiten in den Sitten von heute, wenn auch vielleicht nicht wirksam unterdrücken, aber doch als solche in der gesetzlichen Auffassung kennzeichnen. Das sind Dinge, für die Dante seinen eigenen geliebten Lehrer in die tiefe Hölle versetzt, weil hier die Natur vergewaltigt wird. Heißt das eintreten für die Seele, für die Geistigkeit des deutschen Volkes? Katholische Dichter wird man vergeblich unter den Verteidigern des Perversen finden. Sie hätten reinere Hände mitgebracht zum Goethebild.

Gerade katholische Dichter hätten auch einige Worte sprechen können, die unbedingt hätten gesprochen werden müssen. Wir sind durch die Ereignisse gehärtet und können heute manches hören, was man früher mehr oder weniger bewußt unter Kulturfirnis zu verstecken pflegte. Es ist eine große Tragik im Leben Goethes, daß er Gott, den persönlichen Gott, nicht gefunden. So blieb er denn kühl bis ans Herz hinan in seiner frierenden Einsamkeit. So kam er denn auch nicht dem Volke nahe, dem immer vor Menschen grauen wird, die an Gott nicht glauben. Das war eben die Tragik seines Werkes, die Tragik der neueren Bildung überhaupt, als deren Fürst und hoher Anwalt Goethe gilt. Diese Bildung hat eben nicht zugereicht, um die durch sie entfesselten Kräfte zu beherrschen. Goethe hat eben nicht ausgereicht im Kampf mit der Revolution. Und die Träger jener allgemeinen Menschenbildung haben es eben nicht fertiggebracht, der Welt einen Frieden zu geben. Und die noch so erhabenen Lehren dieser Humanität bezwingen eben doch nicht den Dämon des „Kapitalismus“. Ganz allgemein gesprochen: Hat man je ein Gedicht Goethes lesen können, wenn Sterbende nach dem letzten Trost verlangten? Seien wir doch ehrlich: Der einfachste Landpfarrer, der dem Volke seinen Erlöser bringt, steht dem Herzen dieses Volkes unendlich viel näher, als der ganze Olymp von Weimar mit samt seinem Zeus.

Schwer leidet die moderne Bildung an ihrer Gottesferne. Die Geschichte zeigt wiederum, wie es nicht möglich ist, die Bestie zu bändigen ohne Gott. Man braucht doch nicht katholisch zu sein, man braucht bloß Goetheschen Wirklichkeitsinn zu haben, um das zu sehen. Und diese Bildung fährt in erstaunlicher Naivität fort, weiterhin die Grundlagen des Christentums zu untergraben.

Von soundsoviel Lehrstühlen der Universitäten verbreiten noch heute soundsoviele Professoren unter unserer besten Jugend Lehren, die mit dem Glauben an einen persönlichen Gott und mit den Forderungen des Christentums unvereinbar sind. Fühlen sie denn nicht, wissen sie wirklich nichts davon, wie eben diese Lehren, diese oft so dürre Schulweisheit, Leben annehmen in den Kellern und unterirdischen Höhlen und da etwas hervorbringen, was schließlich einmal sich auch gegen sie selber wendet? Gottes Mühlen mahlen langsam . . . Unsere großen wissenschaftlichen Institute finden schon die Hilfsquellen nicht mehr. Das Bildungsideal der Zeit muß verrotten mit seinen stolzen Bauten. Unsere Kunstsätze, unsere Bücher wandern für Phantasiepreise ins Ausland. Unsere Theater, die treuen Hüter von Tasso, Egmond, Iphigenie und Faust, weichen dem Kino. Gottes Mühlen mahlen langsam . . . Man lese Dostojewski, da ist alles prophezeit. Ich wollte, auch er hätte in Frankfurt gesprochen . . .

Mit erfreulicher Ehrlichkeit druckt die „Frankfurter Zeitung“ noch nach der Goethewoche einen schon länger vorliegenden Artikel von dem mannhaften Alfons Paquet ab. Darin stehen die Sätze: „So groß es ist, daß Goethe den Suezkanal und den Panamakanal kommen sah, er sah nicht das enorme Werk der Maschinen, den Ansturm der Masse und die titanischen Kräfte der Masse. Die graue Masse der Menschen ist überall nah; es ist einstweilen, als ob vor ihr alle Gebilde der Weisheit und Schönheit das Feld räumen; Goethe entschwindet immer mehr, wie eine Kostbarkeit, die einem sagenhaften fernen Reiche angehört. Wer will darauf ausgehen, Homer zu entthronen, Goethe blaß zu machen? Und plötzlich ist es doch geschehen.“

So weit gehen wir nicht. Haben wir uns keine Götter gemacht, so brauchen wir es auch nicht zu erleben, daß ihre Tempel wanken. Es ist überhaupt nicht angebracht, Menschen zu Göttern zu machen, denn sie „kriegen“ doch alle zuweilen „einen unsterblichen Husten und einen unsterblichen Schnupfen“. Das hat wohl auch Goethe erfahren. Und wenn schon S. ichter diese Sache im Sängert-

krieg entscheiden sollen, so wird nicht Goethe, sondern Dostojewski recht behalten. Der Gottmensch ist eben doch über den Menschengott, und ein Turmbau von Babel wird immer werden ein tragisches Fragment.

Ignatius von Loyola. Bei Gelegenheit der Dreihundert-Jahrfeier der Heiligsprechung des Ordensstifters der Gesellschaft Jesu darf man sich in einer Literaturzeitschrift wohl auseinandersetzen mit allen möglichen Urteilen, wie sie in literarischen Büchern und Kreisen von Chamberlain bis Hermann Gesele über den großen Mann gefällt wurden. Mir scheint es indes besser, einfach positiv einiges anzumerken, was klärend wirken könnte. Ignatius wird in seiner kulturellen Bedeutung erst recht verstanden, wenn man ihn auffaßt im geschichtlichen Rahmen. Hatte die Scholastik die Einigung von Aristoteles und Christentum erreicht, hatte Dante dies in einem dichterischen Gesamtbild erfaßt, so hat Ignatius eben das gleiche auf sittlich-asketischem Gebiete vollzogen. Wie sein Orden etwas durchaus Neues war — wie hätte es sonst so schwieriger und langer Auseinandersetzungen mit selbst heiligmäßigen Verfechtern der früheren Formen des Ordenslebens bedurft —, so ist diese ganze Einstellung etwas Ignatius durchaus Eigentümliches. Daß er gerade in einem Zeitalter kam, in dem der Naturbereich so in die Weite der Welt und in die Tiefe der Gesehe hinein sich vergrößerte, wo der Humanismus, nicht fähig, die große Einheit zu wahren, sich an die Natur verlor, da zeigte Ignatius, wie alles Mittel sein kann zum großen Zweck der Schöpfung. Da hat er grundsätzlicher und praktischer, als irgendeiner vor ihm, den Weg gewiesen, wie man Religion und Kulturarbeit miteinander verbindet. Auch das ist auffallend, daß Ignatius, der an die Natur geglaubt, der ihre Kräfte in sein System eingefügt, der in der Askese selbst ihre zartesten Regungen berücksichtigt, daß er kommen mußte eben in dem Augenblick, wo die „Reformatoren“ an dieser Natur verzweifelden, den Menschen als schlecht, einfach unverbesserlich schlecht und nur äußerlich errettbar bezeichneten. Indem Ignatius gewaltige Gegensätze, Latkraft und Mystik, Schöpferisches und Organisatorisches, Scholastik und Humanismus, Freiheit und Gehorsam, Starre und Fortschritt, in sich vereinigte, war es freilich möglich, daß Spätere bald das eine, bald das andere zum Schaden der Gesamtharmonie bevorzugten. Aber eben weil er Christus mehr nachfolgte in der Harmonie als, sagen wir einmal, in einer heroischen Einseitigkeit, müssen auch in seinem Werke, solange es seinem Geiste treu bleibt, sich alle Kräfte immerfort ausgleichen. Hier liegt wohl zum Teil der Schlüssel für so manches Mißverständnis und auch für das Geheimnis seiner Erfolge. Von hier aus versteht man auch schon das Tragische in seiner und in seines Ordens Geschichte. Angewiesen nicht auf einen charakterlosen Kompromiß, wohl aber immerfort auf die starke Synthese der Mitte, mußte er sowohl von den Extremen rechts wie links sich auf Widerspruch gefaßt machen, ganz abgesehen von den Verfolgungen der Feinde der Kirche, die in seinem Orden die äußerste Avantgarde des Papstes witterten. Mir scheint, daß der richtig verstandene Ignatius — und die Geschichte enthüllt sein wahres Bild ja immer mehr — geradezu führend sein könnte in der Neuzeit, wo es gilt, große Gegensätze in neuer Synthese praktisch zu überwinden. Wir müssen die Dinge nehmen, wie sie sind, und zu gestalten suchen. Was hilft es, ewig über Materialismus und Egoismus zu jammern, wo doch dieselben Dinge, die den einen zum Materialisten machen, den andern zu Gott führen können. Latkräftig eingzugreifen und die neugewekten Kräfte einzufügen in das Benedicite der Schöpfung, das ist das Gebot der Stunde. Und wahrhaftig, das ist doch auch ein Choral, wenn die Hämmer sausen und die Räder rollen und die Ungeheuer der Masse, sei es Eisen, seien es Menschen, zusammenklingen und zusammenbrausen jenem Schöpfer zu Ehren, den die Philosophie die reine Tätigkeit nennt, der im einzelnen und in der Masse, der in allem wirkt und dessen Wirken wir in allem anbeten und bewundern. Sich zurückziehen und auf akademischen Inseln sich ein glückliches Arkadien einrichten und darin Überlebtes weiterleben, während die großen Dinge, die schweren Welt Dinge, ihren Donnergang gehen, hat ja auch seinen Wert, aber es ist in jedem Falle besser, da zu sein, wo die Zeit gemacht wird, als da, wo darüber geredet wird. Wie in früheren Tagen,

so wird auch heute die katholische Kirche und die von ihr erleuchtete und gestärkte Kultur berufen sein, ewige Menschheitswerte untergehenden Epochen zu entreißen und mit diesem Erbgut des Ewigen die Zukunft zu formen.

Was nun das Verhältnis des Ignatiusgeistes zur Poesie angeht, so kann man sagen, er ist dem Künstler so günstig wie dem Gelehrten und dem Arbeiter. Er ist eben ein Universalgeist. Verlangt man vom Dichter, er müsse eine Persönlichkeit sein, so ist es nicht möglich, die Persönlichkeit mehr zu pflegen, gründlichere und zugleich tiefere Bildung zu geben als im Jesuitenorden. Man muß dort wohl einen großen Glauben haben an die Kräfte der Stille, wenn man auch tatfrohe Menschen über die Zeit hinaus, wo andere längst zu wirken beginnen, an Stätten der Einsamkeit weilen läßt.

Mehr den großen kirchlichen und religiösen Fragen, den Missionen und der Wissenschaft zugewandt, hat der Orden begreiflicherweise für Poesie nicht soviel Zeit. Für kleine Talente, die draußen vielleicht die Welt mit ihren Versuchen beglücken würden, hat er, im allgemeinen gesprochen, andere und lohnendere Aufgaben. Daß er die Kunst an seinen Kollegien mehr als Bildungsmittel denn als Kunst an sich gepflegt hat, ist zu verstehen, mochten auch gelegentlich nüchterne Schulmänner sich allzu praktisch einstellen. In Deutschland hat jedenfalls das Jesuitentheater in einer Zeit, wo es überhaupt kein Theater gab, alte Traditionen weitergeführt und manchen Städten durch Jahrhunderte eine Bühne erhalten. Man rechne ihnen nicht an, was an Poesieverständnis der vorgoethischen Neuzeit überhaupt gefehlt hat. Immerhin ist Balde im lateinischen Gewande ein genialer Lyriker gewesen und einer der echten deutschen Dichter überhaupt. Seine innigen Marienlieder hat kein geringerer als Herder in seiner „Terpsichore“ uns verdeutscht und nachgedichtet. Welche entscheidende Rolle Friedrich von Spee zukommt, ist bekannt. Soviel aber an Poesie in dem Wort Innerlichkeit liegt, sollte jeder Jesuit, der sich nach den Anweisungen seines Stifters bildet, in sich haben, stimmt doch der Kern von Ignatius Regel überein mit dem wunderbaren Gespräch zwischen Franziskus und Bruder Leone: Was ist die vollkommene Freude...

Übrigens bin ich, wo ich dieses schreibe, des Dantewortes eingedenk. (Thomas von Aquin singt es im Paradies):

Von einem sprech ich, doch von beiden spricht man,
So man den einen lobt, wen man auch wähle,
Denn e i n e m Ziele dienen ihre Werke.

Gilt das von Dominikus und Franziskus, es trifft auch zu auf Ignatius und Benediktus. Kraftquellen, unversieglige, für Gottes Kirche waren sie alle. Und wo sie eins sind im seligen Lande des Friedens, da werden es auf Erden auch diejenigen ihrer Söhne sein, die den Geist solcher Väter in sich aufgenommen.

Die Presse und ihre Not. Einhundertsiebenundfünfzig Zeitungen und Zeitschriften haben im letzten Monat ihr Erscheinen eingestellt. Auf die Folgen ist in der Tagespresse mit allem Nachdruck hingewiesen worden. Man könnte noch einige Gesichtspunkte hinzufügen. Je mehr die strengwissenschaftlichen Zeitschriften zurückgegangen, um so mehr hat sich die große Presse auch der Aufgabe unterzogen, der Wissenschaft zu dienen. Die Artikel in den Beilagen z. B. der „Kölnischen Volkszeitung“ geben an Wert streng wissenschaftlichen Arbeiten kaum nach. Führt die Not dazu, die höhere Bildung auch noch aus diesen Schlupfwinkeln zu vertreiben, so weiß man nicht, wo sie denn noch eine Stätte finden soll. Die Presse war ja nicht in der Lage, gut zu zahlen, aber es wuchs doch an ihr manch starkes Talent. Bücher herausbringen, wird für Menschen, die sich nicht bereits eines großen Rufes erfreuen oder aber auf Sensation ausgehen, geradezu unmöglich. Und so hat das Volk der Dichter und Denker denn keinen Platz mehr für eben diese Dichter und Denker. Noch mehr, da immer ein breiter Raum sein wird für das Angesehene, das Unnatürliche und das Gemeine, so werden nicht nur die guten Schriftsteller der heillosen Versuchung ausgesetzt, des Hungers wegen — und Hunger tut weh, und die es nicht empfunden, die wissen gar nicht, wie weh Hunger tun kann — sich ein wenig zu verleugnen, eine Reihe wird sich

allmählich überhaupt auf einen Ton einstellen, bei dem sich doch leben läßt, und andere werden der Gefahr gänzlich erliegen. Die Folge wird sein nicht nur eine Verschlechterung des Geschmacks und der künstlerischen Haltung, sondern auch eine gefährliche Wegentwicklung von sittlicher Höhe überhaupt. Wer sich das einmal klargemacht und noch nicht ganz im engen Egoismus untergegangen, der wird sich mit aller noch möglichen Kraft einsetzen für die Presse seiner Überzeugung.

Für den katholischen Volksteil ist das um so dringender, weil er ohne Presse seinen Beruf, wieder mehr Ideale ins Volk zu bringen, nicht erfüllen kann. Indem wir unsere Presse stützen, stützen wir unsere Ideen, erhalten wir uns das Fundament, auf dem wir stehen. Oder wie soll man einen Schulkampf führen ohne Presse? Es geht tatsächlich für uns in diesen Dingen um Sein und Nichtsein. So ist es durchaus verständlich, wenn sich jüngst der hochwürdigste Herr Bischof von Limburg in einem Hirtenbrief gerade mit dieser Frage beschäftigte.

Eben war ein armer, aber grundguter und begabter katholischer Schriftsteller bei mir. Es finden schon manche den Weg hierher. Er war weit gewandert und hatte noch nichts zu sich genommen. Es war aber schon spät am Nachmittag. Ich gab ihm den Rest meines „Gral“-Fonds, denn ich kann doch nichts aufspeichern, wo der Nächste hungert. Meine Arbeit tue ich ehrenamtlich. Für die Existenz des „Gral“ fürchte ich einstweilen nicht. Es soll auch nicht die Caritas ersetzen, was eine gute Redaktion und geordnete Geschäftsführung zu leisten haben. Aber was darüber hinausgeht, das muß schon die Caritas tun. Ist denn niemand, der sich erbarmt?

Uraufführung des „Genesius“, einer christlichen Tragödie von Ilse von Stach. In Bonn und in Münster ist endlich dieses starke, eindrucksvolle Stück mit größtem Erfolg aufgeführt worden und dürfte nun seinen weiteren Weg über die deutschen Bühnen begonnen haben. Wie von Münster berichtet wird, hat es die dortige Theaterleitung verstanden, auch in der gedehnten, eigentlich doppelten Exposition des Stückes die dramatischen Seiten findig herauszuarbeiten. Was überall schwierig sein wird, ist die Behandlung des sprachlichen Tempos. Die Verse sind einerseits so gedankenschwer, daß sie eine langsame, deutliche Aussprache verlangen, auf der anderen Seite aber doch wieder vorangetrieben von einem so blutvollen inneren Rhythmus, daß der Schauspieler, namentlich der expressionistisch eingestellte, ins Eilen kommt, wodurch dann beste Werte des Stückes verlorengehen. Ob ein Märtyrer ein tragischer Held ist, mag später einmal erörtert werden. Karfreitag würde wohl aufhören tragisch zu wirken, wenn er mit Ostern auf einen Tag fiel. Bei einem Märtyrer fallen in unserem Bewußtsein leicht Karfreitag und Ostern zusammen. Daß im Christentum Tragik möglich bleibt, ergibt sich schon daraus, daß die Spannungen zwischen Freiheit und Ideal hier nur noch größer werden. Gewiß haben wir nicht in jeder Hinsicht die Tragik der Alten, aber alle Theologen und Mystiker sind sich doch darin einig, daß das Göttliche bei aller Liebe, die dem Menschengeschlecht gegenüber so tröstend hervortritt, doch auch seine furchtbaren Seiten hat. Balme schon schrieb es der Sentimentalität der Zeit zu, wenn sie die Hölle gern abtühlen möchte. Und Newman schreibt: „So ist's mit Gottes Eigenschaften. Was wir von ihnen wissen, dient uns zu täglichem Wohlergehen, gibt uns Licht und Wärme, Nahrung, Führung, Hilfe. — Aber gehe mit Moses auf den Berg und laß Gott vorübergehen oder stehe mit Elias in der Wüste inmitten von Sturm und Erdbeben und Feuer —: da ist alles Geheimnis und Dunkel — Wirbelwind für die Vernunft — rasende Wirren für die Phantasie — Sturmflut und Überschwemmung fürs Gefühl!

Da kommt es uns Menschen wieder zum Bewußtsein, daß wir Menschen sind und Er Gott, — und daß der Schattenriß, in dem uns die Natur ihn zeigt, doch nicht sein eigentliches Bild ist. —

So werden wir empfänglich für weiteres Licht und weitere Tiefen, die die Offenbarung uns erschließt.“ (Nach Przywara-Karrer, Advent, Seite 23.)

Friedrich Müdermann, S. J.

Von Menschen und Büchern



Zum literarischen Leben der Gegenwart / Von M. Rodenbach

Der Eichendorff-Kalender für das Jahr 1922 liegt vor uns, das romantische Jahrbuch des Eichendorff-Bundes, herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Kosch. München 1921, Verlag Parcus & Co. Dem stark geschichtlich eingestellten geistigen Verhalten der Wächter-Gemeinde entsprechend, bringt der Almanach Aufsätze, die unmittelbar aus der Gefolgschaft des Dichters Eichendorff stammen: über Eichendorffs Vater (von Karl Freiherrn von Eichendorff), über Otto Heinrich Graf von Voeben (von Ewald Reinhard), über die Technik in Eichendorffs Novelle „Die Glücksritter“ (von Martin Rodenbach). Notizen über Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff und ein Nachruf für die 1921 verblichene Enkelin Eichendorffs, M. Placida von Eichendorff, Äbtissin des Benediktinerinnenstifts Donauwörth, zeigen noch deutlicher die pietätvoll-historisch orientierte Eigenart des Eichendorff-Bundes. Auch der wichtigste Beitrag des Buches, die romantische Jahresrundschau des Herausgebers (abgeschlossenen Pfingsten 1921), will weit eher eine Aufzählung der sich mit Personen und Ideen der deutschen Romantik des 19. Jahrhunderts befassenden Neuererscheinungen und Veröffentlichungen sein, als einen Querschnitt durch das literarische Leben der Gegenwart geben, in der so zahlreiche Elemente der vergangenen Romantik neu aufzuleben oder aufzulockern scheinen. Was von den Neuererscheinungen künstlerisch-produktiver Art der Gegenwart gesagt und genannt wird, zeigt das richtige Bestreben der Rückkehr zum Gesunden und Einfachen, zieht freilich auch gelegentlich Konventionelles, an die historische Romantik (vor allem Spätromantik) sich mehr oder weniger Anlehndes in seinen Kreis. Diesem Charakter der Jahresrundschau entsprechen die künstlerischen Beiträge des Kalenders. Beigegeben ist ein köstlicher Vierfarbendruck von Mathäus-Schiefl: „Musik“.

Alles in allem: Das romantische Jahrbuch bedeutet als Äußerung der Wächter-Gemeinde mehr: Sehnsucht der Gegenwart als: Wille zur Gestaltung; mehr: liebevolle Begeisterung als: selbstschöpferische Tat; mehr: objektives Verhältnis zur Form als: Ausblühen zwingender Neuprägungen. Das mag ein Nachteil sein für die Möglichkeiten der Auswirkung jener Gemeinde. Die große Bedeutung des Bestrebens, in einer Zeit des wirtschaftlichen und geistigen Chaos die Werte deutscher Kultur der Vergangenheit zu wahren und zu pflegen, darf jedoch keineswegs unterschätzt werden.



Wächter sein, ist nur eine Aufgabe. Wächter sein und den Willen zur Gestaltung besitzen wäre vielmehr die Idealformulierung des geistigen Verhaltens im Getriebe der literarischen Gegenwart. Unwillkürlich denkt man an Eugen Diederichs Verlagsalmanach „Wille und Gestaltung“ zurück, der die beiden genannten Verhaltensweisen für die Arbeitsgemeinschaft seines Verlags in Anspruch nimmt. (Jena 1921.)

Das Problem Eugen Diederichs und seine Arbeitsgemeinschaft (wie er seinen für das geistige Deutschland nicht zu unterschätzenden Mitarbeiterkreis zu nennen pflegt) ist im „Gral“ schon angedeutet worden. Die Anerkennung des fast stets gewährten Niveaus und vor allem der Verdienste durch Übersetzungswerke und durch die Einordnung der „Literatur“ in das übergeordnete Ganze einer zeitgenössischen deutschen „Kultur“ vorausgesetzt, darf hier erneut auf den Begriff der „Religion des Verlags Eugen Diederichs“ hingewiesen werden; denn nur in der Analyse des Diederichs'schen Schlagwortes einer „religiösen Kultur“ kann eine Stellungnahme Wurzel fassen.

Eugen Diederichs behauptet, „daß katholischer Dogmatismus sowohl wie protestantischer Subjektivismus gründlich und endgültig abgewirtschaftet haben, und daß aus schlechtem religiösem Gemeinschaftsleben, das auf überfinnliche Mächte eingestellt ist, in enger Verbindung mit einem nach seelischer Weite orientierten Individualismus ein neues religiöses Lebensgefühl sich emporringt,

das die ganze Volksgemeinschaft wie in den Zeiten der Gotik umfaßt". Die Bezeichnung „religiöse Kultur“ sei zwar kein feststehender Begriff, „es gingen gar manche Strömungen nebeneinander, aber im Verlag fanden sich all die Kräfte zusammen, die außerhalb der Kirche an einer religiösen Erneuerung unserer Zeit arbeiteten“ (in „Wille und Gestaltung“).

Die negative Seite der „religiösen Kultur“ ist also denkbar einfach. Das Ablehnen angeblich überwundener Religionsgemeinschaften zugunsten positivistischer „Wertungen“ aller Außenseiter ist nicht gerade eine überwältigend neue Forderung. Aber auch das positive Programm (soweit bei positivistischer Orientierung überhaupt von einem „Programm“ gesprochen werden kann; darf es ja doch nur formale Grenzbestimmungen aufzeigen!) des Diederichschen Kultur- und Literatur-Ideals zeigt bei genauerer Betrachtung seltsam bekannte, wenn auch verschwommene Züge. Wenn es bei Diederichs heißt: „Der Lebensstil des religiösen Menschen beruht auf seinem Werk, dem geistigen Verhältnis zu seiner Arbeit. Sein innerstes Bekenntnis ist das Erleben der Ehrfurcht und der Mächte der Gnade“, so ist der erste Teil dieser Formel selbstverständliches Grundgesetz alles künstlerischen Schaffens wie alles wahrhaften „Schaffens“ überhaupt, und der zweite Teil könnte in jeder Lebensbeschreibung eines katholischen „Heiligen“ angetroffen werden.

Wer die stattliche Reihe der bei Eugen Diederichs verlegten Autoren mustert, findet denn auch einen reichen Wechsel, und wir können uns schlecht denken, daß z. B. ein Ernst Michel auf eine „Arbeitsgemeinschaft“ mit einem Hans Blüher stolz sein sollte... Nichtsdestoweniger muß jedoch auch zugestanden werden, daß im Gebiet der schönen Literatur der Verlag Eugen Diederichs — freilich nicht ausnahmslos — bemüht gewesen ist, W ü r d e zu wahren. Ein Ruhmesblatt für den Verlag stellt schließlich, zum Schluß angemerkt, dar das frühe Eintreten für Karl Spitteler, den noch immer nicht nach Gebühr gekannten und gewürdigten Dichter.

*

Die Erwähnung eines lange Zeit und noch heute nicht nach Verdienst bewerteten Dichters erinnert uns an Alfred Mombert, dem der in seiner Pionierarbeit für die wertvollen Werke der Weltliteratur vorbildliche Inselverlag das letzte Heft seiner Zeitschrift „Das Inselgeschiff“ (Februar 1922) gewidmet hat. Man hat sich mancherorts darüber gewundert, daß der Inselverlag die gesamten Werke des Heidelberger Dichters übernommen hat. Doch wohl mit Unrecht. Wer sich mit deutscher Lyrik seit Nietzsche beschäftigt und dabei auf Ausdrucksformen phantastischer Bildkunst zu achten versteht, wird überraschend oft auf Spuren Alfred Mombertscher Kunst stoßen müssen. Die Auswirkungen Mombertscher Form (eines „kosmischen Pathos“, in welcher Bezeichnung das üble Wort „kosmisch“ diesmal rein materiale und daher sinnvolle Anwendung findet) sind bisher noch nicht schätzungsweise vollständig genannt worden. Fruchtbarkeit aber ist untrüglicher Beweis wertvollen Gehaltes im Reiche des „Schönen“. Mag Mombert seine „Welt“ auch im Fanatismus eines Irrweges zusammengezimmert haben — die unbeirrbare Konsequenz eines Lebenswerkes voll ernststen Strebens und Ringens ist ein imposantes Bild und darf nicht unterschätzt werden. (Und auch ein individual-bedingtes Weltbild spiegelt schließlich ja irgendwie den Garten Gottes.) Wir glauben nicht, daß der sonst auf strenge Qualität haltende Inselverlag mit Alfred Mombert wenig Ehre ernten werde. Daher sei auch an dieser Stelle des fünfzigsten Geburtstages des Dichters (am 7. Februar 1922) gedacht.



Neue Dante-Literatur / Von Richard Zoosmann

Franz A. Lambert, der verdienstliche Danteforscher, legt uns mit seinen siebenzig Jahren eine wertvolle Übertragung des Neuen Lebens vor (Einhornverlag, Dachau, 141 Seiten mit 2 ganzseitigen Holzschnitten von Otto Wiesching). Er begibt sich des Reimes, denn in der Reimnachschrift (sagt er) gehen oft wesentliche Bestandteile verloren. Seine Nachdichtung klingt vornehm und ungezwungen; dabei ist sie nach Möglichkeit treu. Die Beatricefrage, die nie zur Ruhe kommen scheint, behandelt er im Anfang von neuen und beachtenswerten Gesichtspunkten aus!

Das halbe Hundert ist voll! Heute (Mitte September) flatterte das fünfzigste Dantebuch zur gütigen Besprechung auf meinen Schreibtisch. Und noch etwa ein Duzend sind unterwegs. Leider befinden sich viele Nieten darunter, so daß man sich wundern muß, daß diese einen Verleger finden, der sie bei der Papiernot druckt. H. Federmann veröffentlicht, angefeuert durch Stefan Georges Beispiel, eine Auswahl von Gefängen — auch in Bruchstücken (auf Bruch ist der Ton zu legen)! — Sein Werkchen nennt sich:

Dante „Göttliche Komödie“. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Bed, München 1921). Es ist eine farblose, ungelente Reimerei in Affonanzen. Denn wer es fertig kriegt, Schweigen und Leiden; Kam, sahn und Psalm; führt, stirbt und wird; Stimmen, drinnen und klingen; Kleide, Reise und Leide; Stufen und suchen; Grund und stumm; Dom und Thron; stöhnen und nehmen usw. als Reime anzusprechen, und wirkliche Reime nur durch Aneinanderreihung derselben Worte (stehn, ersehn; leben, erleben; abläßt, unterläßt; raten beraten usw.) zu bilden — der hat eben ein Werk in Affonanzen geliefert! — An sich ist die gegebene Auswahl übrigens gut!

Im selben Verlage erschien Otto Rahns „Dante. Seine Dichtung und seine Welt“. In vornehmer Sprache und fesselnd geschrieben bietet das Büchlein in vier Kapiteln eine gedrängte Fülle des Wissenswerten, dem man die Liebe und eifrigste Beschäftigung mit Dante auf jeder Seite anmerkt. In erster Linie ist die neuere italienische, sodann die deutsche Literatur zu Rate gezogen worden. Hoch anzuerkennen ist, daß Rahn sich hütet, überall der sinnbildlichen Bedeutung der Dantischen Dichtung nachzuspüffeln; wir haben heute schon wahrlich genug der Deutbolde, Allegoriowitzche und Symbolizettis! Ein harmloser Genuß ist wirklich wertvoller, als das frampfhafte Suchen nach verdecktem Sinn. Diesem trefflichen und nützlichen Büchlein wird es gelingen, dem Florentiner Freunde zu erwerben, ja sie vielleicht vor das italienische Urbild zu führen.

Der berühmte Inselverlag (Leipzig) erfreut uns wie immer mit reizenden Gaben.

Dantis Alagherii Opera Omnia. I. La Divina Commedia — II Canzoniere
II. Vita Nuova — II Convivio — Eclogue — De Monarchia
De Vulgari Eloquentia - Quaestio de Aqua et Terra - Epistolae

Zwei allerliebste Bändchen der Libri Librorum, klar und deutlich gedruckt auf Dünndruckpapier, in schmiegamen Ganzleinenband gekleidet. Eingeleitet durch eine bemerkens-

¹ Wunder nimmts mich, daß Lambert die Originalitätsfucht der neueren Dichter nachahmt und jede Verszeile mit kleinen Buchstaben beginnt, wie es auch der soeben besprochene v. d. Trend tut. Irgend jemand hat schon vor Jahren darauf hingewiesen, daß eine Verszeile doch nicht wie die Prosazeile etwas willkürlich, aus Raumgründen Abgeteiltes ist, nicht etwas nur Weiterführendes, sondern in sich Abgeschlossenes; ein organisches Glied, etwas Fertiges, das keiner Änderung unterliegt. Jede Zeile drängt stromgleich dem Reime (wenn nicht vorhanden, dem Gedankenschlusse) als Mündung zu; und wenn die eine Zeile darin ihr Ziel gefunden und erreicht hat, so tritt die zweite als etwas Selbständiges ein und erfüllt den gleichen Drang zu neuem Ziel. Darum sollen auch Vers- und Gedankenschluß möglichst zusammenfallen. Darum muß also jede Verszeile einen großen Anfangsbuchstaben bekommen weil jeder Vers sein eigenes selbständiges Leben lebt. Die Schulmeister haben die Ansätze der kleinen Anfangsbuchstaben in ihre Lesebücher eingeführt, weil sie sich einbildeten: Worte, die klein zu schreiben sind, dürfen auch in Gedichten nicht anders behandelt werden, um die Schüler nicht stutzig zu machen, die gelernt haben, daß nur Hauptwörter großgeschrieben werden. Man verzeihe diese kleine, aber nicht unwichtige Abshweifung.

werte Arbeit: La poesia di Dante von Benedetto Croce. Die beiden anderen Gaben gehören zur Pandora 42 und 46 des Inselverlages: La Vita Nuova — Boccaccio Vita di Dante. Jedem Studierenden sind diese handlichen Bücher angelegentlichst zu empfehlen, die dem englischen Moore eine erfolgreiche Konkurrenz machen werden. Von Croce, dem i. 3. gefeiertsten Philosophen und Literaturhistoriker Italiens, nebenbei Kultusminister, hat Julius Schloffer eine ganz außergewöhnlich gute Übertragung der soeben erwähnten „Poesia di Dante“ (Bari 1921) im Almagest-Verlag, Wien, herausgebracht. Sie wird zu den bedeutendsten Dantebüchern nicht nur des Gedächtnisjahres gehören, sondern bleibenden Wert behalten. Derselbe Verlag bietet wohl die kostbarste und bemerkenswerteste Dantegabe, ein Unikum an Ausstattung und Schönheit. Die Göttliche Komödie, italienisch und deutsch nach Bildemeister. Ob diese, teilweise doch recht freie Nachdichtung die enge Nachbarschaft des Vorbildes verträgt, ist eine Frage, die sich der Herausgeber Karl Toth reiflich hätte überlegen müssen. Eine reimlose Übertragung z. B. von Bertrand oder Witte wäre mehr am Platze gewesen. Zudem finden sich mancherlei Unstimmigkeiten zwischen Text und Übersetzung. Ich nenne z. B. Hölle 4, 36 (porta als parte mit Stüd statt Tür überfetzt) 20, 30 (passion porta statt comporta), Parad. 4, 63 (numinar gegen nominar), 18, 75 (lunga mit andre, statt lange überfetzt), 21, 122 (fui statt fu), 27, 100 (vivissime gegen vicissime), 28, 71 (L'alto statt L'altro universo) usw.

Die bei Bildemeister in allen Auflagen fehlenden Verse 19–21 des 12. Paradiesgesanges hat Toth geschickt überfetzt mit: „So spielte rings um uns in Himmelsweite — Der ew'gen Rosen holder Doppelkranz, — So gaben Kreis an Kreis sich das Geleite.“ Treuer und richtiger hieße diese Stelle war: „Dem ähnlich ganz auch hier um uns sich reihete — Der ewigen Rosen schöner Doppelkranz, — Von denen ganz dem ersten gleich der zweite.“ Aber dies sei nur der Ordnung halber bemerkt.

Was dem Pracht- und Staatswerke seinen Wert verleiht, sind die sechzig farbigen, herrlich ausgeführten Lichtdrucktafeln nach Originalen von Franz von Bayros. Als diese Originale im Berliner Künstlerhaus ausgestellt waren, erfuhren sie seitens der Kunstkritik eine verschiedene Beurteilung. Ich muß sagen, daß dieser seltsame, aber wunderbare Künstler hier doch ein Bildwerk geschaffen hat, das höchster Beachtung würdig ist. Bayros, der als Künstler den Weg von der Hölle (Griffetzzeichner) in den Dantischen Himmel durchmessen, hat dem großartigen Gedicht in großartiger Weise gehuldigt. Die Linien seines, oft zauberhaft wirkenden Stiftes mit entzückten Augen zu verfolgen, ist ein Genuß, dem man sich immer wieder gern hingibt. Die wiederholte Betrachtung dieser, in einen dem Gegenstande voll entsprechenden visionären Duft getauchten wechselvollen Bilder wirkt jedesmal wieder wie eine Überraschung. Bayros illustriert nicht, er gibt den Stimmungs- und Gedankeninhalt eines Gesanges in gestaltenreicher, ich möchte sagen aus germanischen und romanischen Bestandteilen wunderbar gemischter Weise wieder. Hier ist ein Reichtum der Phantasie vorhanden, der bald rauscht, bald flüstert; zarteste Lichter stehen gegen kraftvolle Farbenabstufungen, das Sinnbildliche lieblich oder stark heraushebend, immer von echt dichterischer Auffassung verklärt, mag diese auch manchmal die felsamsten Pfade einschlagen, um das unbedeutendste Ereignis eines Gesanges zum Sinnbild für das Ganze zu erheben. Eine liebevolle, sich über einige 20 Seiten erstreckende Einleitung aus der vornehmen und kundigen Feder Karl Toths dient dem Werke als würdige Pforte zu dem Erd- und Himmelstempel Dantes. Auch die Anmerkungen zeugen Seite für Seite von Fleiß und liebevoller Versenkung in den großen Gegenstand. Das Werk selbst ist auf bestem Japanpapier in zwei Farben gedruckt und wird mit seinen drei stattlichen Bänden (1800–3300 Mark je nach Einband) eine hervorragende Kostbarkeit jeder Bücherei bilden und ein schönes Zeugnis bleiben für die Liebe und Verehrung, die deutsche Geister abermals dem großen Italiener zollen.

Der Verlag R. I. r. c. h. e. i. m & C. o. G. m. b. H. in Mainz, schenkt uns zwei schwächliche, aber inhaltsreiche Büchlein: „Dantes Bedeutung für Deutschland“ leat uns der gediegene

¹ Selten föhrt ein Rückfall in die Welt der Griffetz: so das Bild zu Läuterungsberg 23, 102 oder zu Hölle 18, 55. Eine Huldigung soll es sein, wenn Bayros (Par. 17, 27) dem Herrgott das Antlitz Goethes gibt. Humoristische Umwandlungen finden sich öfter (z. B. Parad. 11, 95) wo der Künstler die Engellinder Tonsuren und braune Franziskuslotten tragen läßt.

Dantekenner Geh. Rat Prof. Dr. Max Koch in einer fesselnden Abhandlung dar, die zugleich eine bibliographische Studie über die Danteliteratur von etwa 1321 bis 1921 bildet. Geh. Rat Prof. Dr. Franz Kampers gibt eine knappe, aber erschöpfende Einführung in den Grundgedanken der Komödie. Sein Schriftchen betitelt sich „Dante und die Wiedergeburt“. Beide Verfasser heben anschaulich die geschichtliche Bedingtheit und den hohen Ewigkeitswert dieses, den Bildungsvölkern angehörigen Kunstwerkes heraus. Als Dritter gesellt sich der Renaissanceforscher Prof. Dr. Karl Paul Haffke hinzu, dessen Büchlein „Dante im Lichte seiner und unserer Zeit“ einen sicheren und immer anregenden Pfadfinder zu dem großen Florentiner bildet, der als Dichter, Philosoph, Politiker und Sprachschöpfer von allen Seiten aus beleuchtet wird. Die Schrift, die im Verlage von C. R. Herzog, Meersburg i. Sa., erschienen ist, kann allen Lehrenden und Lernenden warm empfohlen werden. Etwas ganz anderes, aber nicht minder Bemerkenswertes, ja „Amüsantes“ bietet Albert Wesselski mit seiner „Legende um Dante“ (Alexander Dunder, Weimar), der alles aufgelistet und übersichtlich geordnet hat, was sich an Scherzen, Anekdoten, Witzen und dergl. um Dante gebildet hat. Alles peinlich genau mit Noten belegt und dem Ursprung und Verlaufe dieser häufig erdichteten Aussprüche nach bloßgelegt. Ein Mummenschanz, eine Verkleidung eines großen Geistes, den sich die kleinen Geister nicht anders menschlich nahebringen konnten. Von Gildemeisters Übersetzung widmet die J. G. Cotta'sche Buchhandlung (Stuttgart 1921) eine reizende Taschenausgabe auf Dünnbrudrappapier in Ganzleinenband der „Neuen Dante-Gesellschaft im Gedenken an den Schöpfer dieser klassischen Übersetzung“. Es ist ein sehr handliches, wirklich bequem in der Tasche zu tragendes Büchlein von 564 Seiten geworden.¹

Die Bücherei der Volkshochschule gibt als 25. Band eine „Einführung in Dantes Göttliche Komödie“ von Prof. Dr. Paul Simon (Belhagen & Klasing, Bielefeld 1921), die allen, die sich mit dem Werk vertraut machen wollen, eine rasch zu erfassende gute Übersicht ermöglicht. So poetisch Geisows überfreie Umformung (besprochen S. 82 ff.) genannt werden muß, erscheint es doch im Hinblick auf den Zweck des Büchleins als ein Mißgriff, nicht weniger als 26 Stellen daraus den Danteneulingen vorzusetzen, die dadurch einen ganz falschen Begriff von Dantes Terzinen dichtung bekommen müssen. Gildemeister und Pochhammer sind nur mit acht bis neun Stellen bedacht.

Der rührige Verlag Müller & Co. in Potsdam, dem wir schon eine ganze Reihe von bibliophilen Kostbarkeiten verdanken, tritt mit Boccaccios Leben Dantes auf den Plan. Elise von Hollander hat es mit liebevollem Verständnis übersetzt und dankenswerterweise den einzelnen Abschnitten wegweisende Überschriften gegeben. Titelbild und Einbandzeichnung rühren von Ludwig Rainer her. Das in einer zarten, aber deutlichen Antiqua auf bestem Papier gedruckte und geschmackvoll gebundene Büchlein bietet ein würdiges Gegenstück zu dem Boccaccio des Inselverlages und einen Schmuck jeder Dantebücherei.

¹ Von meinem Standpunkt und Geschmack aus bedauere ich lebhaft die hier im Gegensatz zu der großen Ausgabe verwendete Antiquaschrift. Warum diese in deutschen Büchern? Etwa gar dem Ausland zuliebe? Unsere Feinde können auch Fraktur lesen. Wenn nicht, sollen sie deutsche Buchstaben lernen! Philalethes, Notter, Bertrand, Zuckermann, Geisow und nun auch noch Gildemeister schlagen mir beim Lesen des deutschen Dante jede Stimmung tot! Wenn es jeder deutschfühlende Leser und Schriftsteller mir nachtäte, der ich seit länger als zehn Jahren kein lateinisch gedrucktes deutsches Buch mehr kaufe, so würde diese Insulte bald aufhören. Druden unsere Feinde ihre Bücher in deutschen Buchstaben? Sie denken gar nicht daran! — Schon vor sechzehn Jahren machte ich den Cotta-Verlag darauf aufmerksam, daß im zwölften Paradiesgesang die Verse 19–21 fehlen, und ich sandte ihm diese so notwendige Ergänzung ein. Doch bis heute ist Gildemeisters, vermutlich durch einen Schreibfehler hervorgerufene Lücke noch immer nicht ausgefüllt worden — seit dreißig Jahren krankt also diese „Klassische Übertragung“, wie sie der Verlag selbst nennt, an diesem groben Mangel! Wie lange noch?



Neue Bücher

Mönche und Nonnen. Von Ernst Thrafsolt. Legenden. Vier-Quellen-Verlag, Leipzig. Brosch. 22 Mark, geb. 38 Mark.

Als Thrafsolt vor Jahren seine erste Sammlung „De profundis“ herausgab, mischte sich in die reichliche Anerkennung der Kritik der Wunsch, es möchte sich das allzu Düstere bei ihm mählich verklären und aufhellen. Es erschien dann kurz darauf ein Bändchen mit geradezu wundervoller Naturlyrik. Solch herbe Eigenart, solche in jedem Wort zitternde Poesie hob sich ganz weit über alles Gewöhnliche. Hätte sich das Religiöse in ihm im Ethos dieser Naturlyrik weiterentwickelt, Thrafsolt hätte wohl auch als religiöser Dichter eine Zukunft gehabt. Statt dessen bemerkten namhafte Kritiker zu seiner Kriegspoesie, daß das Leid darin doch nicht innerlich überwunden sei. Nun kommen die Legenden. Es ist Mittelalter, aber in romantischer Abschwächung. Hält man zuerst diese Sprache mit ihrer hier und da bis zur Prosa sinkenden Einfachheit für volkstümlich, so empfindet man doch bald, daß die Seele der Dichtung mit Volkstümlichkeit nur äußerlich zu schaffen hat. Als innere Brennpunkte erscheinen Religion und Minne. Aber die Religion ist nicht die starke, lebenbejahende, sondern ganz einseitig die sanfte, milde, verzeihende. Nicht mehr das übertriebene Schuldgefühl von „De profundis“, sondern das ebenso unglückliche äußerste Gegenteil dazu. Gewiß wollen wir Gottes Barmherzigkeit preisen, gewiß gibt es Fälle, wo Seelenkonflikte so verwickelt sein können, daß man schon am besten das Ganze in den Abgrund erbarmender Liebe wirft. Mag sein, daß heute viele Menschen nervös und moralisch so gebrochen sind, daß mit der physiologischen auch die seelische Unterlage ihres religiös-sittlichen Lebens heillos verworren scheint, wo denn aus einem solchen Grunde keine Eichen mehr wachsen können, sondern nur noch schwanke, biegsame Pflänzlein, die sich nach Barmherzigkeit strecken, weil sie schon bei dem Wort Gerechtigkeit erstarren und erfrieren. Ich meine freilich, man wirke auf solche viel besser durch ein verstehend, aber kräftig Wort, durch einen mutigen Glauben an die auch in ihnen noch schlummernde Energie. Ein über die Reise weg oder an ihr vorbei bis ins Feinmerwige verzartetes Gemüt hat diese Legenden geschrieben, die den kindlichen Legendenton nur kulturell nachahmen, nicht aber naiv-schöpferisch gestalten. So sind denn auch die Stellen von Klosterglück und Klosterfrieden, in denen die ganze Sehnsucht des überreizten Menschen von heute nach einem Ausruhen schwingt, die ergreifendsten. An Jakob Kneip mußte ich denken, der gewiß nicht in allem den Ton des gläubigen Volkes getroffen hat, aber doch schließlich in Überkraft sich vergeht, und alles in allem etwas ganz anderes Starkes hingestellt hat. Ich weiß, Thrafsolt hat seine Verehrer, besonders unter der Jugend. Tagore hatte sie auch. Wollen wir gesund werden, so brauchen wir Erwecker, die stark und gesund sind, die sich nicht einstellen auf kranke Nerven und erotisch verweichlichte Religion, die dann schließlich nichts mehr ist als Opium vor dem Sterben. Von der Wirkung auf Sensationslüsterne, die es doch heute auch geben soll, will ich nicht sprechen. Sie werden diese Legenden, von denen so gut wie jede sich um eine Nonne mit dem Kind oder einen entsprungenen Mönch herumrankt, mit Behagen lesen, so etwa wie ein Stück Dekameron. . . und doch, wie Herrliches könnte Thrafsolts Talent uns bieten, wenn es sich einmal in reinere, klarere, gesündere Luft aufschwingen wollte. Vielleicht bringen schon seine nächsten, bereits angekündigten Werke eine Wendung dahin.

Friedrich Muckermann, S. J.

Kurt Pfister: Hans Holbein der Jüngere. Mit 60 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen. Holbein-Verlag, München 1921. Steif brosch. 28 Mark, in Halbleinen 35 Mark, in Ganzleinen 45 Mark.

Eine dankenswerte Veröffentlichung, die uns den viel zuwenig bekannten Meister, einen der merkwürdigsten Künstler aller Zeiten, den ersten großen Menschendarsteller durch das trefflich zusammengestellte und sorgfältig wiedergegebene Werk zu nachhaltiger Wirkung nahebringt. (Mir insbesondere, der ich die erlesene Holbein-Sammlung des Wiener Hofmuseums seit einem Menschen-

alter zu meinen tiefsten Kunsterlebnissen zählen darf, bedeutet diese Wiederbegegnung mit dem Unvergleichlichen ein glückhaftes Ereignis. Herrlich, wie am ersten Tage, hat sich der großartige Eindruck dieser begnadeten Sicherheit eines Vollendeten bestätigt.)

Die die Bilder begleitenden Ausführungen Pfisters liest man leichtthin, ihrer feuilletonistischen Natur gemäß: sie zeigen Kenntnis und liebevolle Verehrung des Verehrungswürdigen, lassen aber in ihrer trotz der Skizzenhaftigkeit allzu wortreichen und weniger geformten als gezielten Sprache gerade das vermissen, was ihren Gegenstand ausmacht: innere Notwendigkeit.

Richard von Schaulal.



Kleine Mitteilungen

Sorges Dichtungen auf der Bühne.

Seit dem Tode des Dichters Reinhard Johannes Sorge hat sich seine Anerkennung in weiteren Kreisen durchzusetzen begonnen; vor allem durch wiederholte Aufführung zweier Werke des Dichters: des „Bettlers“ und der Mysterien „Metanoeite“. Die Uraufführung des „Bettlers“ fand statt im Deutschen Theater in Berlin am 25. Dezember 1917 als Veranstaltung der Gesellschaft „Das junge Deutschland“. Anlässlich der Aufführung wurde der Witwe des Dichters eine Ehrengabe überwiesen. Die Uraufführung der Weihnachtsmysterien war am 27. Dezember 1917 in den Münchener Kammerspielen.

Es verdient lobende Erwähnung, daß am zweiten Weihnachtstage auch des verfloßenen Jahres Sorges „Metanoeite“ auf einer großen Bühne zum Volke sprechen durfte. Wir denken an die von der Calderon-Gesellschaft im Neuen Theater am Zoo (Berlin) veranstaltete Aufführung, die in der gesamten Berliner Presse wohlwollend aufgenommen worden ist.

Eine nicht unwichtige Nachbemerkung drängt sich bei Gelegenheit der oben gegebenen Notizen auf. Es ist selbstverständlich, daß sich Sorges Mysteriendichtungen keineswegs die Bühne zur ständigen Aufführung erobern werden und auch nicht erobern dürfen. Ihr Inhalt gebietet, daß nur ein Ausnahmestag ihrer würdig sein kann. Genau so gut, wie Sorges These von der nur-religiösen Kunst nur ihre individuelle Geltung haben kann, darf auch die Süße Sorgescher Gottesliebe nur zum Einzelerlebnis werden innerhalb des Rahmens auch anders gearteter, mit festem Tritt in die Welt der Menschen hineinschreitender Dramen. Übertreibungen in der Pflege Sorgescher Dichtung (wie überhaupt aller nur-religiösen Kunst) würden sich dadurch rächen, daß das Publikum kein Organ mehr für den Schmelz religiös-gehobener Wehestunden besitzen: d. h. Heiliges zur Mode machen würde.

R.

Verichtigung. In der Besprechung der „Lichterstadt“ von Juliana von Stockhausen ist irrtümlich die Lukrezia Vorgia genannt, während es sich um eine andere handelt. Wesentliches der Besprechung wird dadurch nicht beeinflusst. In jedem Falle bleibt gerade diese Gestalt in ihrer künstlerischen Prägung weit zurück vor der Katharina und so manchen andern des Romans.

Die Redaktion.



Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Sechzehnter Jahrgang * Heft 8 * Essen, im Mai 1922

Mater dolorosa

Von Friedrich Mudermann, S. J.

Der Maienkönigin sollte mein Gruß gelten und siehe, ich schreibe: Mater dolorosa . . . Ist es deshalb, weil ich an jene Flüchtlinge im Osten denken muß, die nach Krieg und Irrfahrt zurückkehrten zu den Trümmern ihrer Heimat? Nur das Bildstöckchen am Dorfeingang war unversehrt geblieben, es war die schmerzhafteste Mutter, und sie sammelten Feldblumen, und sie brachten sie der Mutter, die hier auf sie zu warten schien zwischen den verödeten Feldern und bei den verkohlten Hütten. Die Lieder aber, die sie sangen, waren ein so seltsames Gemisch von Heimatfreude und Heimatweh, waren unter diesen Umständen so ganz und gar schmerzlich-vertrauende Klage der weinenden Kinder Ewas, daß ich seitdem bei jeder Maiandacht denken muß: Mater dolorosa . . .

Sind wir nicht wie diese Heimkehrenden, wenn wir in solcher Zeit unsere Maialtäre schmücken? Fühlt nicht mancher in seinem Innern, wenn wieder das „Milde Königin, gedenke“ erklingt, gerade in diesem Augenblick etwas gar tief Schmerzendes und doch sanft Tröstendes? Sind wir nicht tatsächlich wie verlassene Kinder, und nimmt sich nicht all das, was noch so fein geformt, noch so „seelisch“ gestimmt, noch so psychologisch analysiert als Wiederaufbauweisheit geboten wird, in dieser Stunde auf den Trümmern unserer Heimat, bei der Armut so vieler Hütten, unter den verkohlten Resten einer glänzenden Vergangenheit aus wie ganz überflüssig unter Kulturgerede verhülltes, im Grunde doch recht eigentlich stammelndes Kinderweh: Heim zur Mutter? Und siehe, da steht ihr Bild noch unter uns, als hätte sie auch auf uns gewartet . . . Auf ihren Armen der Erlöser der Welt, und wer ihn nicht erkennt in Priesterhand, nicht im Beweis der Schule und nicht im rednerischen Schwung, er fühlt ihn vielleicht auf dem Arm der Mutter, der Mater dolorosa . . .

Der junge Dichter Frik von Unruh hat in seinem „Geschlecht“ die Tragik des Menschen von heute ergreifend zum Ausdruck gebracht. Antike Schwermut entwickelt sich in diesem Stück langsam zur wilden, sich selbst zerfleischenden Verzweiflung. Bis schließlich der Aufschrei endet bei der Mutter, der Urmutter, dem Mutterschoß der ewigen Geburt . . . Aber das ist keine Mutter, die ein mildes, verstehendes Herz hätte, es sind nur die alten Urmütter des Faust, kalte Töchter des unerbittlichen Schicksals. Sie mehren das Grauen, lösen es aber nicht auf in tröstenden Schmerz, in keimende Hoffnung, in noch so zaghaften Arbeitsmut . . . Wie im Leben die Mächte des Schicksals nicht beruhigen, nicht Kräfte des Formens wecken, sondern vielmehr Taumel und Wildheit, die sich bisweilen steigern können zu einem wahren Derwischgeheul, so auch in der Kunst. Jegliche Kunst will Bändigung, erreicht ihren tiefsten Eindruck eben da, wo ungebärdiges,

gigantisches Chaos sich schmiegte in die klare Linie, in beherrschte Gestalt, ins Königsjoch der Idee.

Mater dolorosa. O ihr, die ihr vorübergeht, seht, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerze . . . Sie, die nicht gelitten hat in der ersten Geburt ihres Sohnes, sie wurde die Königin der Martyrer, als sie mütterlich mitleidend war bei seiner zweiten Geburt auf der steinigen Wiegenstätte von Kalvaria, bei der leidvollen Wiedergeburt der fluchbeladenen Schöpfung. Mater dolorosa: sie stand unter dem Kreuze, aufrecht und doch gebeugt. Ein Schmerz schien in ihr emporzulodern zum Unerträglichen und sinkt doch zurück in stille Glut vor dem großen Gotteswillen. Da ist ein Ringen zwischen Schmerz und Kraft, und wie es im zitternden Gleichgewicht schwebt, überirdisch leuchtend, mütterlich tief, weiß man nicht, soll man dieses bezaubernde Bild das einer Leidenden nennen oder das einer Triumphierenden . . . Durch das Stabat mater dringt siegreich Alleluja . . .

Die entgötterte Welt von heute ist noch dem Chaos ergeben, weilt noch bei den Armüttern, die den Erlöser nicht gebären können, nicht für das Leben und nicht für die Kunst. Nach neuem Stil ringt man und vergißt, daß jeglicher Stil Herrschaft ist, daß Herrschaft aber nur kommen kann aus überlegener Kraft. Mater dolorosa, du neue Mutter des Menschengeschlechtes, uns verwandt in deinem Leid, uns aufrichtend in deiner Stärke, gib du uns den Erlöser der Welt.

Schon mehrfach im Lauf der Geschichte hat Kunst sich erneuert an der Bildung und den Meisterwerken von Hellas. Auch in ihnen scheinen Stoff und Chaos wie in einem unsterblichen Vorbild bezwungen durch Form und Idee. Aber es ist etwas an diesem Liebzug, das unsere Herzen mehr verzaubert als einnimmt. Es fehlt dieser Kunst jene letzte Ehrlichkeit, die auch im schönen Schein einen Sieg nicht vortäuscht, der im Leben nicht errungen. Hellas hat diese Kunst letzter Wahrhaftigkeit nicht gekannt. Es waren ihm seine Meisterwerke die verlockende Lüge, die in ihrem Zauber vergessen ließ, was unverrückt und quälend an Schuld und Not in den Seelen lag. Schöne Venus, dem Schaum bist du entstiegen, dem in blühenden Funken zerstäubenden Schein über der dunklen Flut, die unerlöst zu deinen Füßen rauscht . . .

Mater dolorosa . . . ein Meer brandet auch um dich. Von den Tränen der Menschheit wogt es und vom Blute der Völker. In dem Augenblick entstand dein Bild, als erbarmende Liebe über die Fluten ging. Da wurden Tränen zu Perlen und Blut zu Rubinen, und du warst dieser neuen Ozeane erste Geburt, Armutter des erlösten Geschlechtes, neuer Anfang unzähliger Wiedergeburten, du Leidensmutter mit den echten Perlen aus echten Tränen und den echten Rubinen aus echtem Herzblut . . .

Mater dolorosa . . . An deiner Mutterhand wollen wir suchen nach dem verlorenen Glück. Viel Gottsuchertum ist in der Zeit. Aber es hat noch nicht die Bitte des Kindes auf den Lippen. Es hat noch nicht die Sehnsucht, die im Kinderheimweh liegt. Es hat noch nicht die Einfachheit, die aus Kinderherzen spricht. Darum geht es noch der verlockenden Venus nach, dem blendenden Schein. Darum macht es sich noch falsche Götter. Vor deinem Bilde aber, holde Maienkönigin, schmerzhafteste Mutter zugleich, beim Singen jener unvergeßlichen Weisen, die uns in seliger Kindheit entzückten, da finden wir, verbannte Kinder, den Ton wieder, der all unser Leid in sich faßt und all unsere Hoffnung, da legen wir menschliche Überkraft ab und streifen die Lüge von uns, bereit als Bettler zu neuer Kindshaft . . . Salve Regina . . .

Zeitgemäßes aus Adam Mickiewicz

„Bücher der polnischen Pilgerfahrt.“ Übersetzt von Adolf Löffler

Nach dem unglücklich verlaufenen Novemberrausch des Jahres 1830 sammelte sich in Paris eine große Zahl polnischer Emigranten an. Zu ihnen gesellte sich auch ihr größter Dichter Adam Mickiewicz, der zwar schon 1828 das russische Reich verlassen hatte. In dem Wunsche, dem Vaterlande zu dienen und den Geist der Emigranten, die ihn in ihren mannigfachen Thorheiten abstießen, zu heben, schrieb er „Die Bücher der polnischen Pilgerfahrt“. Seine in Rom 1829 bewirkte Ummwandlung — er hatte dort seine Religion wiedergefunden — tritt in der Gestaltung der Sprache wie auch im ganzen Geiste deutlich hervor. Daneben strahlt aus diesen Gleichnissen die tiefe Liebe zum Vaterlande, die ihn an eine bessere Zukunft glauben und Worte finden ließ, die jedem Volke im Elende zum Trost und zur Ermunterung reichen müssen. Aber nicht nur Worte des Trostes entfließen seiner Feder. Nein, auch herben Tadel findet er, der gerade heute wieder seine volle Bedeutung erhält, da die gerügten Fehler nicht geschwunden sind, sondern sich unter dem Einflusse des antichristlichen Zeitgeistes verstärkt haben.

I.

Die Seele des polnischen Volkes ist die polnische Pilgerfahrt. Doch jeder Pole auf der Pilgerfahrt nennt sich nicht Landstreicher, denn ein Landstreicher ist ein Mensch, der irrt ohne Ziel. Auch nicht Verbannter, denn ein Verbannter ist ein Mensch, verbannt durch Gerichtsurteil, aber den Polen verbannte nicht sein Gericht.

Der Pole auf der Pilgerfahrt hat auch nicht seinen eigenen Namen, sondern es wird ihm ein Name nachher gegeben, wie den Bekennern Christi nachher ihr Name gegeben ward.

Doch unterdessen nennt sich der Pole Pilger, weil er das Gelübde der Wanderschaft zum heiligen Lande, dem freien Vaterlande gemacht hat, gelobt hat, so lange zu wandern, bis er es findet.

Aber das polnische Volk ist keine Gottheit wie Christus. Deshalb kann auch seine Seele, die im tiefen Tale (Abgrund) wandert, sich verirren, so daß ihre Rückkehr zum Körper und Auferstehung verzögert würde.

Lesen wir deshalb das Evangelium Christi!

Und diese Lehren und Gleichnisse, die ein christlicher Pilger von den Lippen und aus den Schriften der christlichen Polen, Märtyrer und Pilger gesammelt hat.

II.

Auf dem Meere schwammen große Kriegsschiffe und ein kleines Fischerfahrzeug. Und es war ein stürmisches Herbstwetter; bei solchem Wetter ist ein Schiff je größer, desto sicherer, je kleiner, desto unsicherer.

Es sprachen die Leute vom Ufer: „Gesegnet die Seeleute der großen Schiffe! Wehe den Seeleuten des Fischerfahrzeuges bei Herbstwetter!“

Doch die Leute vom Ufer sahen nicht, daß die Matrosen auf den großen Schiffen sich betranken und empörten und die Werkzeuge zerstörten, mit denen der Steuermann die Sterne beobachtet, und die Magnethadel zermalmt. Und trotzdem schienen die Schiffe im Anblick ebenso mächtig als zuerst.

Doch, da sie die Sterne am Himmel nicht sehen konnten und keine Magnethadel hatten, verirren sich die großen Schiffe und gingen unter.

Aber das Fischerfahrzeug, das auf den Himmel und auf die Nadel schaute, verirrte sich nicht und gelangte ans Ufer, und obgleich es sich am Ufer zerschellte, retteten sich die Leute und retteten ihre Geräte und ihre Nadel. Und sie werden das Schiff von neuem bauen.

Und es zeigte sich, daß die Größe und Macht der Schiffe gut sind, aber daß sie ohne Sterne und Kompaß nichts sind.

Doch der Stern der Pilgerfahrt ist der himmlische Glaube, und die Magnetnadel ist die Liebe zum Vaterlande.

Der Stern scheint für alle, und die Nadel lenkt stets nach Norden. Aber trotzdem kann man mit dieser Nadel im Osten und Westen segeln, doch ohne sie kommt auch auf dem nördlichen Meere Verirrung und Schiffbruch.

Also schwimmt das Fahrzeug der polnischen Pilgerfahrt mit Glaube und Liebe hinaus, aber ohne Glauben und Liebe werden sich auch die kriegerischen und mächtigen Leute verirren und zerschmettern. Und wer sich von ihnen rettet, wird kein Schiff bauen.

III.

Eine Frau lag an Schlassucht darnieder, und ihr Sohn rief die Ärzte herbei. Und es sprachen alle Ärzte: „Wähle einen aus uns, daß er sie heile.“

Ein Arzt sprach: „Ich werde sie nach der Lehre des Brown heilen.“ Aber die anderen erwiderten: „Das ist eine schlimme Lehre; möge sie lieber in Schlassucht liegen und sterben, als daß sie geheilt werde nach Brown.“

Ein anderer sprach: „Ich werde sie nach der Lehre des Hanemann heilen.“ Und es entgegneten die anderen: „Schlimm ist diese Lehre; möge sie lieber sterben, als daß sie nach der Lehre des Hanemann geheilt werde.“

Da sprach der Frauen Sohn: „Heilet sie irgendwie, wenn ihr sie nur heilt.“ Aber die Ärzte wollten nicht übereinkommen, keiner dem andern irgendwie nachgeben.

Da rief der Sohn voll Schmerz und Verzweiflung: „O, meine Mutter!“ Und auf diese Stimme ihres Sohnes erwachte die Frau und wurde gesund. Die Ärzte wurden hinausgejagt.

Unter euch sind, die sprechen: „Lieber möge Polen in Knechtschaft liegen, als daß es durch die Aristokratie erweckt werde“; und andere: „Lieber möge es liegen, als daß es durch die Demokratie erweckt werde“; und die einen: „Lieber möge es liegen, als daß es diese“, oder andere, „jene Grenzen hat.“ Diese alle sind Ärzte, aber nicht Söhne und lieben nicht die Mutter Heimat (Vaterland).

In Wahrheit, ich sage euch, redet nicht, was für eine Regierung in Polen sein wird; es ist euch genug zu wissen, daß sie besser sein wird als alle, die ihr kennt; oder fraget nicht nach seinen Grenzen, denn sie werden größer sein, als sie irgend einmal waren.

Aber jeder von euch hat in seiner Seele ein Samentorn der künftigen Rechte und das Maß der künftigen Grenze.

Soviel als ihr eure Seele vergrößert und verbessert, soviel verbessert ihr eure Rechte und vergrößert ihr die Grenze.

IV.

Beherrscher und Weise Frankreichs, die ihr von Freiheit sprecht, aber dem Despotismus dienet, ihr werdet zwischen eurem Volke und fremdem Despotismus hinsinken wie eine Schiene kalten Eisens zwischen Hammer und Amboss.

Und ihr werdet geschlagen werden, daß Schladen und Funken von euch fliegen werden an die Grenzen der Welt, und die Völker werden sprechen: „Wahrlich, dort ist ein großes Schmieden, wie in der Schmiede der Hölle.“

Und ihr werdet zum Hammer, eurem Volke, rufen: „Verzeihe und ſchone, daß wir von Freiheit redeten.“ Aber der Hammer wird ſagen: „Du ſprachſt ſo, tateſt aber anders.“ Und er wird mit neuer Macht auf die Schiene fallen.

Und ihr werdet zum fremden Despotismus als zum tauben Amboß rufen: „O Despotismus, wir dienten dir. Erweiche dich, ſchaffe uns Schutz, daß wir uns vor dem Hammer decken.“

Aber der Despotismus wird ſagen: „Du ſpracheſt ſo, tateſt aber anders.“ Und er wird euch den harten und kalten Rücken hinſtrecken, daß die Schiene durchgeſchmiedet wird, ſo daß ſie niemand mehr erkennt.

Beherrſcher und Weiſe Englands, ihr bläht euch wegen eurer Geburt auf und ſprecht: „Mein Großvater war Lord und mein Urgroßvater war König; wir leben in Annehmlichkeit mit unſeren Verwandten, Herren und Königen von Europa.“ Aber es werden Tage kommen, wo ihr zum Volke rufen werdet: „Schenke uns das Leben, denn in unſerem Geſchlecht war nicht ein König, nicht ein Lord, nicht ein Esquire (Hochwohlgeboren, Edelmann?).“

Und ihr Kaufleute und Händler beider Völker, gierig nach Gold und Papier, das Gold gibt, ihr ſandtet Gold zur Unterdrückung der Freiheit; aber es werden Tage kommen, da ihr euer Gold lecken und euer Papier kauen werdet, und niemand wird euch Brot und Waſſer ſchicken.

Ihr hörtet von ſolchem Hunger, daß die Mütter ihre Kinder aßen; aber euer Hunger wird grimmiger ſein, denn ich ſage auch, ihr werdet die Ohren dem lebendigen Nächſten und euch ſelber abſchneiden und backen und eſſen. Denn ihr habt es verdient, daß ihr ohne Ohren ſeid, da ihr Schelme ſeid.

V.

Das ſind die „Bücher der polniſchen Pilgerfahrt“, nicht ausgedacht, ſondern geſammelt von den Taten, und von den Schriften, und von den Erzählungen, und von den Lehren der Polen, frommer und dem Vaterland geweihter Leute, Märtyrer, Bekenner und Pilger. Und einzelne Stücke ſind von der göttlichen Gnade.

Leſet ſie, Glaubensbrüder und Krieger, und die, welche unter euch die Älteſten ſind, die ihr Unteroffiziere oder Vorſteher nennet, mögen ſie euch erklären und auslegen.

Denn eure Anführer ſind wie die Eltern vieler Kinder mit den Kindern, mit der Wiſtſchaft und mit dem Hauſe beſchäftigt.

Aber eure Unteroffiziere ſind wie die Wärter und Wärterinnen der jüngeren Brüder und Krieger, ſind ſtändig mit ihnen, indem ſie über ſie wachen.

Sie begannen den Völkerkrieg, und ihnen wird Gott geben, ihn glücklich zu beenden. Amen.



Die Tragik Hölderlins¹

Von Dr. Ernst Michel

Es ist bis in die letzten Jahre hinein gemeinhin von der Literaturgeschichte der Fehler begangen worden, Hölderlin wegen seiner unverkennbaren Wesensverwandtschaft mit den typischen Repräsentanten der deutschen Romantik als Romantiker zu kennzeichnen. Nichts ist irreführender als diese Zuordnung: denn geistesgeschichtlich entscheidend ist ja gerade die Tatsache, daß auf dem Grund der gleichen geistig-seelischen Veranlagung jene Romantiker wurden, Hölderlin aber nicht. Es ist das Unromantische an Hölderlin, daß Dichtung, Leben und Lehre in ihm eine ursprüngliche Einheit bildeten, und daß er diese Einheit unerschüttert bewahrte: daß sie sich entfaltete, aber nicht spaltete. In dieser Einheit verkörpert er den reinen Typus, als die vom Geist durchglühete sinnlich-seelische Gestalt. Wie sonst bei keinem Lyriker spürt man bei ihm durch alle Verschiedenheit der dichterischen Stoffe hindurch und in den mannigfachen Fassungen seiner Dichtungen, mögen sie zeitlich auch den verschiedensten Entwicklungsstufen angehören, den Rhythmus und den Atem ein und desselben lyrischen Grundgefühls. Alles, was Hölderlin im Leben an Schicksalen und Bildungserlebnissen begegnete, hat entweder als Ferment die Entfaltung seines ursprünglichen Lebensgefühls in Dichtung und Weltansicht gefördert oder den tragischen Gegensatz zwischen ihm und der Weltwirklichkeit verschärft: sie haben ihn nicht an sich und in sich irre gemacht, sie haben aber auch nicht die konkrete geistige Bedeutung der umgestaltenden Heilstatfache für ihn gehabt wie etwa für Goethe die Urphänomene der Natur, das öffentliche Geheimnis der „Gott-Natur“, wie im weit höheren Sinne für den Christen Leben und Kreuzestod Jesu.

Mit allen Philosophen des deutschen spekulativen Idealismus verbindet Hölderlin das Grunderlebnis des Ur-Einen, des *ἐν καὶ πᾶν*, von hier ging die breite, wesentlich mystisch gefärbte romantische Welle aus, der gegenüber Goethe sich als Antipode empfand. Aber hier setzt auch sofort die Divergenz ein: bei Schelling und Fichte z. B. ist und bleibt dieses „Eins und All“ wesentlich Forderung, auf Wissen und Spekulation gegründet, bei Hegel erfährt es eine Scheinverwirklichung dadurch, daß dieser Philosoph die empirische Wirklichkeit ihres objektiven Wirklichkeitscharakters entkleidet und zu einer Sinnbildwelt der objektivierten Allvernunft, zu einem Denkprodukt umdeutet; bei Hölderlin jedoch hat das „Eins und All“ innere Kraft, es ist ihm Urquell, aus dem das Grundgefühl seines Lebens seit frühesten Kindheit, die Verbundenheit mit der Natur und den Naturmächten, gespeist wurde: als die tiefe ungeschiedene Wirklichkeit, die zur Vielheit und zum Wandel strebt. Wäre es Hölderlin, dem Orphiker, vergönnt gewesen, in reiner Musik zu künden, was ihn erfüllte, so hätte er der Auseinandersetzung mit der Welt der Erscheinungen entraten können: es hätte keine metaphysische Nötigung zu ihr bestanden. Als Dichter aber war er auf die Welt und die Auseinandersetzung mit ihr verwiesen, und die Frage, wie denn das Ur-Eine als Allgemeines zum Besonderen der Wirklichkeit sich verhalte und wie es dieses in sich schließe, war ihm mehr als philosophische Frage, sie ward ihm Schicksalsfrage. Und also begriff diese Auseinandersetzung die Tragik seines Lebens in sich, die Tragik des Empedokles,

¹ Die Ausführungen schließen sich der ausführlichen Behandlung des Problems an, die ich in meiner soeben erscheinenden Schrift „Die Tragik des orphischen Dichters“ (Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz) gegeben habe. E. M.

gewirkt aus dem Geseß, daß das Besondere, wie es immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt in sein Leben eingriff, nicht restlos sich ins Ur-Eine zurücknehmen, daß das Ur-Eine sich nicht im Besonderen verwirklichen lasse. Hölderlin stellt sich selbst dar, wenn er im Frankfurter Plan zum „Tod des Empedokles“ — in dem er seine eigene Tragik gestaltet — seinen Helden folgendermaßen beschreibt: „ein Todfeind aller einseitigen Existenz und deswegen auch in wirklich schönen Verhältnissen unbefriedigt, unstät, leidend, bloß weil sie besondere Verhältnisse sind und, nur im großen Akkord mit allem Lebendigen empfunden, ganz ihn erfüllen, ... bloß weil er, sobald sein Herz und sein Gedanke das Vorhandene umfaßt, ans Geseß der Entzession gebunden ist ...“

Hölderlin kennzeichnet einmal zutreffend das Wesen seiner Tragik folgendermaßen: „Das Tragische ist seinem Grundton nach idealisch, und allen Werken dieser Art muß eine intellektuale Anschauung zugrunde liegen, welche keine andere sein kann, als jene Einigkeit mit allem, was lebt, die ... vom Geiste erkannt werden kann und aus der Unmöglichkeit einer absoluten Trennung und Vereinzelung hervorgeht.“ Hölderlin trug diese „Einigkeit mit allem, was lebt“ urbildlich in sich; aber damit sie wirksam werden, sein Leben tragen und wandeln konnte, hätte es ihrer Wirklichkeit in einer Menschen-gemeinschaft bedurft. Denn Hölderlin der Dichter war auf die Welt der Besonderung angewiesen, aber sein orphisches Wesen hätte zur Besonderung einen wirklich en Zugang nur gefunden, wenn sich diese Besonderung als die Inkarnation und Entfaltung seines geistigen Urbildes in einer Gemeinschaft dargeboten hätte. In der Hymne „Wie wenn am Feiertage ...“ heißt es:

„Des gemeinsamen Geistes Gedanken sind
Still endend in der Seele des Dichters.

Daß schnellbetroffen sie, Unendlichem
Bekannt seit langer Zeit, von Erinnerung
Erbebt, und ihr, von heil'gem Strahl entzündet,
Die Frucht in Liebe geboren, der Götter und Menschen Wert.
Der Gesang, damit er von beiden zeuge, glückt.

Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,
Ihr Dichter! mit entblößtem Haupte zu stehen,
Des Vaters Strahl, ihn selbst, mit eigner Hand
Zu fassen und dem Volk ins Lied
Gehüllt die himmlische Gabe zu reichen.“

Daß sein Dasein nicht eingebettet war in eine religiöse Gemeinschaft, die es trug, in der er hätte priesterlicher Ränder des göttlichen Geistes, Dichter des Mysteriums sein können, daß seiner orphischen Berufung der nährende Mutterboden versagt blieb, das ist der tiefste Grund seiner Tragik. Im „Tod des Empedokles“ stellt Hölderlin die Hybris des Sehers dar, der, in eine entgötterte Zeit gestellt, es wagt, seinen Wahrtraum in einem geschichtlich-staatlichen Bilde zu verwirklichen. Das kann der Seher-Dichter nicht: er kann das Urbildliche nur dichterisch künden, aber er kann es nicht verwirklichen, es sei denn kraft seiner Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, in der es als schöpferischer Geist schon Wirklichkeit ist. Die Hybris solchen Beginns kann nur getilgt werden durch ein Opfer: dieses lag für Empedokles im freien Verzicht auf die Welt und auf seine Individuation; durch den Sturz in den Abgrund kehrt Empedokles ins

Ur-Eine zurück. Hölderlin umreißt das tragische Geschick des Empedokles also: „Er scheint nach allem zum Dichter geboren, scheint also in seiner subjektiven tätigen Natur schon jene ungewöhnliche Tendenz zur Allgemeinheit zu haben, die unter allen Umständen . . . zu jener ruhigen Betrachtung, zu jener Vollständigkeit durchgängiger Bestimmtheit des Bewußtseins wird, womit der Dichter auf ein Ganzes blickt . . . Aber diese Anlage sollte nicht in ihrer eigentümlichen Sphäre wirken und bleiben, er sollte nicht in seiner Art und seinem Maß, in seiner eigentümlichen Beschränktheit und Reinheit wirken und diese Stimmung durch den freien Ausdruck derselben zur allgemeineren Stimmung, die zugleich die Bestimmung seines Volkes war, werden lassen; das Schicksal seiner Zeit, die gewaltigen Extreme, in denen er erwuchs, forderten nicht Gesang . . .; das Schicksal seiner Zeit erforderte auch nicht eigentliche Tat . . . es erforderte ein Opfer . . .“ (Über die Grundlage der Empedokles-Tragödie.)

Nur in der Liebesgemeinschaft, in einer Gesellschaft der „Einung am Bande des verbindenden Geistes“ kann der Begnadete, der Erwählte sich harmonisch einordnen ins Leben der Menschheit. Wo aber die „Liebesbände verderbt und Stricke von ihnen gemacht“ sind, da treten die Frepler, die Titanen, die Entwurzelten und Vereinsamten hervor, die den Himmel stürmen, weil ihnen der Boden unter den Füßen genommen ist. Diese Großen, denen der Anschluß an ihre Zeit versagt blieb, werden deshalb doch nicht vom Fluch ihrer Zeit verschont, ja dieser erwählt sie sich zum stellvertretenden Opfer.

„Dann haben des eigenen Rechts
Und gewiß des himmlischen Feuers
Gespottet die Frohigen, dann erst,
Die sterblichen Pfade verachtend,
Verwegnes erwählt
Und den Göttern gleich zu werden getrachtet.“ (Der Rhein.)

Nießsche gibt das erschütternde Beispiel solcher Vereinsamung, die in seinem letzten Werk, dem „Ecce homo!“, zur Hybris der Selbstvergötterung trieb. Hölderlin, von jeder Hybris frei, weil von Herzen demütig, ging den andern Weg, den der Resignation, jedoch ohne Verzweiflung. Aber in rührender Klage bricht bei ihm das Leid seiner Vereinsamung immer wieder durch. Der Dichter, der, wie er selbst sagte, keinen Gedanken für sich hatte, sondern nur für das heilige Bild, das in ihm ward, bedurfte der Beispiele im Volke, damit sein Glaube substantiell und das heißt in sich lebendig und kraftvoll würde; er mußte das leibhaftig werden sehen, was in ihm Vision war und zum Wort und Bild drängte.

„... indessen dünket mir öfters
Besser zu schlafen, wie so ohne Genossen zu sein,
So zu barren, und was zu tun indes und zu sagen
Weiß ich nicht, und wozu Dichter in dürftiger Zeit?“

Und in einem späten Gedichtfragment:

Vormals richtete Gott.
Könige
Weise
Wer richtet denn jetzt?

Richtet das einige
Volk? die heilige Gemeinde?
Nein! o nein! wer richtet denn jetzt?
Ein Ratterngeschlecht! feig und falsch.

Hölderlin fühlte das Göttliche in der Brust letztlich als eine allverbindende Erinnerung an die Urheimat, die in ihm fortlebte, deren Bewohner er war, während sie ringsum versunken war. Wäre sie in seiner Zeit lebendig gewesen, dann hätte auch Hölderlin zur Erfüllung gelangen können: als Mund der Gemeinschaft, die durch ihn ihr Geheimnis im *M y t h o s* ausspricht. Die Gemeinschaft ist das sichtbare Göttliche, das dem Orphiker zugänglich ist, weil ihr Geist sein Geist, sein Geist ihr Geist ist: in und durch die Gemeinschaft ist für den Orphiker die Besonderung gerechtfertigt — als Entfaltung und Wandlung des göttlichen Ur-Einen in Gestalten: als religiöse Volks-Kultur. Fehlt die Gemeinschaft, dann verneint sich dem orphischen Dichter die Welt: ihm bleibt nur die Rückkehr ins Ur-Eine, in die heilige Nacht, die zu früh im Dichter ihre Augen aufgeschlagen hat.

„Jetzt aber endiget, seligweinend,
Wie eine Sage der Liebe
Mir der Gesang, und so auch ist er
Mir, mit Eröten, Erlassen,
Von Anfang her gegangen . . .
(Am Quell der Donau.)

Hier bricht der Individualismus auch in seiner höchsten Form vor der Pforte zur religiösen Gemeinschaft, zur Kirche als lebendigem Leib der bindenden und lösenden Wahrheit, in sich zusammen.

Hölderlin ging an der katholischen Kirche vorbei: eine Tatsache, ebenso bedeutungsschwer für Hölderlin wie für die Kirche. Denn hier war die große religiöse Gemeinschaft noch lebendig gegenwärtig, in deren Mysterienwelt der ganz christlich geartete Glaube dieses reinen, fast staubgelösten Seher-Dichters zu jener prästabilierten Harmonie mit dem göttlichen Du hätte gelangen können, zu der er nach Ursprung und Wesensrichtung wie kein anderer unserer Epoche bestimmt war. Keiner bewahrte seine Seele so makellos rein für den großen Tag, keiner diente so unverbrüchlich treu dem heiligen Bilde, das als Traum und Ahnung seinem Geist entstieg und der Weltwerdung harrete. Griechenland als Idealbild, als die göttliche Gestaltenwelt schlechthin entschwand, je stärker sein Ur-Eigenes, die dionysisch-orphische Schicht seines Wesens die apollinische Sehnsucht auffog und im Leid seine Seele von Dionysos den Weg zu Christus suchte.

Mein Meister und Herr!
O du, mein Lehrer!
Was bist du ferne
Gelieben? und da
Ich fragte unter den Alten,
Die Helden und
Die Götter, warum bliebest
Du aus? und jetzt ist voll
Von Trauern meine Seele,

(Der Einzige.)

Das Ziel dieses Weges sichtete er; seine späte Hymne „*P a t m o s*“ beschwor dieses Ziel am Horizont:

„So hätt' auch ich Reichtum,
Ein Bild zu bilden und ähnlich
Zu schaun, wie er gewesen, den Christ.“

Aber der Weg zu diesem Ziele erschloß sich ihm nicht. Hölderlin blieb an die geistige Immanenz gebunden. Daß es für ihn die Scheinlösung jener Romantiker nicht gab, die aus dem Zusammenbruch ihres Subjektivismus sich in die Kirche flüchteten — nicht kraft eines elementaren Glaubens, sondern aus der Verzweiflung am Ich, aus Ressentiment oder auch aus Intuitionismus — daß es für Hölderlin nicht die Flucht vor sich selbst, sondern nur die Erfüllung im Glauben als ursprünglichem Ereignis, oder die Treue zum Schicksal bis in den Untergang geben konnte, das hebt seine Gestalt rein und klar über die gesamte romantische Welt.

Friedrich Schlegels Erkenntnisse mögen genial die Universalität der christlichen Heilsgeschichte und der katholischen Kirche beleuchten: sie waren lezterdings nicht aus der Fülle des Seins geboren, sondern aus dem Mangel und aus der Sehnsucht nach der Fülle, die nach langen Irrfahrten durch die Mythen der Völker als Weisheit lezten Schluß sich des katholischen Universalgedankens bemächtigte. Die Genialität, mit der Friedrich Schlegel das universale Bild der Kirche entwarf, mag insofern von Bedeutung gewesen sein, als sie den Katholiken selbst wieder den Blick geöffnet hat für den Reichtum, die Größe und die inneren Zusammenhänge der christlichen Heilsgeschichte: weckende Kraft ging von diesen Romantikern nicht aus, konnte nicht von ihnen ausgehen; denn nicht die geniale Heraufführung großer geschichtlicher Erinnerungsbilder und ihre Anerkennung als Programm, sondern das schlichte, ganz konzentrierte Leben aus dem Einen, was not tut, das Leben, das ganz eingetaucht ist in die Gegenwart und den unwiederbringlichen Augenblick — nur dieses schlechthin gläubwürdige Leben hat erneuernde Kraft für die Gemeinschaft. Was bedeutete da selbst des Novalis, des reinsten und wesenhaftesten unter den Romantikern, Vision des mittelalterlichen Christentums, sein Traum von dem religiösen Weltkunstwerk, den er in seinem Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“ aussprach, neben der Tragik eines priesterlichen Menschen, der, weil er l e b t e, was er träumte und kündete, an der Nichterfüllung dieses „Traumes vom Geiste“ zerbrechen mußte? Und sehen wir auf die Dichtung selbst: wie ist die Romantik an der Aufgabe, der großen religiösen Kunst aus dem Geiste des christlichen Mysteriums eine Wiedergeburt zu schenken, gescheitert! Und alle Versuche in der Neuzeit, im Anschluß an die Romantiker, durch Zurückgreifen auf gewisse schöpferische Kulturepochen des Christentums und ihre Wiederbelebung kraft subjektiver Einfühlung, wieder eine ursprüngliche katholische Kunst heraufzuführen, sind ebenfalls gescheitert. Man muß Hölderlin in sich aufgenommen haben, um an ihm zu erkennen, daß nicht die Romantiker, sondern dieser Dichter das Charisma trug, dessen Entfaltung den schweren Druck und die Starre, der auf der christlichen Kunst der lezten Jahrhunderte ruht, hätte heben können. Seine Hymne „Patmos“ und die Bruchstücke seiner Madonna-Hymne — bis heute durch keine christliche Dichtung, auch nicht durch Novalis erreicht — lassen uns ermessen, welche dichterischen Kräfte dazu gehören, der geistigen Wirklichkeit des Christentums gestaltend standzuhalten, Kräfte, die dem Katholizismus des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts versagt waren.



Henry Wadsworth Longfellow

(27. Februar 1807 — 24. März 1882) / Von Professor Dr. Bezin

Dem großen Gedentage Dante Alighieris folgt der bescheidenere seines nordamerikanischen Apostels: Henry Wadsworth Longfellow, dessen Todestag sich am 24. März 1922 zum vierzigsten Male jährt. Er war ein Sproß neuenglischer Puritaner — vier seiner Vorfahren waren 1620 mit dem „Pilgerväterschiff“ Mayflower nach Massachusetts gekommen. Aber nur in seiner Vorliebe für alttestamentliche Vergleiche und Stimmungen zeigt sich dieses Erbeil seines Blutes in ihm lebendig, sonst eignete ihm als Menschen und Dichter nichts von deren hart-troziger und enger Unbuddhsamkeit. Eine liebenswürdig-weiße, weite, aber sittlich unbestechliche Vornehmheit kennzeichnete seinen Charakter, seine dichterische Auffassung war durchaus vom Geiste der Romantik, sein äußeres Formempfinden vom Geiste der Klassik bestimmt, die beide ihm durch seinen Studienaufenthalt in Deutschland und seine beiden späteren europäischen Bildungsreisen entscheidend gerichtet waren.

Aus dem Mutterboden eines religiösen Universalismus, der ihn bis hart an die Schwelle des Katholizismus führte und ihn die doch ererbte Gebundenheit versagte letzte Erfüllung wenigstens dichterisch in der „Göttlichen Komödie“ suchen und finden ließ, teinte der Gehalt aller seiner sieben Bände füllenden Dichtungen, und ihre Verkörperung wußte er ihnen in sicherster Anschaulichkeit und feinsten Abstimmung der plastischen Gliederung und farbigen Tönung zu geben. Mag er infolge seines eigenen Wesens und jener fremden Einflüsse auch nicht der eigenartigste und kraftvollste der amerikanischen Dichter englischer Zunge sein, so ist er doch ihr gehalt- und geschmackvollster.

Am bekanntesten ist Longfellow außerhalb seines Vaterlandes durch jene Werke geworden, in denen sein Alt-Amerika Gestalt und Leben gewonnen hat. Und unter diesen wiederum durch den am finnischen Kalewala-Liede gebildeten indianischen Schöpfungs- und Bildungsmythos des Hiawatha's und durch seine von Goethes Hermann und Dorothea angeregte Evangeline, die vor dem geschichtlichen Hintergrunde des religiös-politischen Kampfes der Engländer gegen die im Utrechter Frieden ihnen zugefallenen katholischen normannischen Siedler Atladiens das Schicksal Evangeline Bellefontaines und Gabriel Lajeuneffes schildert: zweier Liebenden, die, an ihrem Hochzeitstage auseinandergerissen, in den amerikanischen Wildnissen einander suchen — ein Leben lang, bis sie an ihrem Lebensabend, als sie schon jede Hoffnung auf irdische Vereinigung aufgegeben haben, im Spital zu Philadelphia einander finden zu einem „Wiedersehen in der heiligsten Vollendung des Opfers und in übernatürlicher Verklärung der Liebe“ (Alexander Baumgartner, S. J., Longfellow's Dichtungen, S. 60).

Die folgenden Proben aus einer neuen Übertragung jener „Mär aus Atladien“ durch August Bezin bringen den vierten und den zehnten Gesang: die Trennung und das Wiederfinden.

4. Die Königsbotschaft

Die Morgensohne stieg nach langem Rasten
Nun hellen Blickes hinterm Dorf hervor.
Von Lichtern flutend kam aus ferner Bläue
Der Wellenschlag der Bai und wiegte sacht
Der Schiffe dunklen Bug mit schwankem Schatten.

Im Dorf war längst schon alles Leben wach,
Und hunderthändig pochte Haus für Haus
Die Arbeit an des Morgens goldne Pforte.

Das war der Tag, auf den die Königsbotschaft
Des Kirchspiels Farmer nach Grand-Pré beschieden,
Und pflichtgetreu erschien im Sonntagsstaate
Ringsum von Hof und Weiler Mann für Mann.
Ein munterer Gruß empfing im Dorf die Gäste
Vor jedem Haus, indem noch Trupp um Trupp
Im endlos weit gedehnten Wiesenrunde
Den Räder Spuren nach zum Heerweg zog.

Da schwieg die Arbeit lang vorm Mittagläuten!
Bei Trank und Speiße saß vor jedem Tor

Im Herbstessonnenschein ein Schwarm von Gästen —
 Denn Brot und Obdach bot ein jeder Herd —
 Und Wort auf Wort flog eifrig her und hin
 Vom rätselvollen Zweck der stummen Schiffe.
 Die Jugend aber tollte sorgenbar
 Mit hellem Lärm von einem Hof zum andern
 Und machte lichter noch die lichte Luft.

Am besten aber war's bei Benedikt:
 Denn dort versah des Hauses liebe Tochter
 Der Schenkin Amt mit warmem Blick und Wort —
 Und wem sie so den vollen Becher reichte,
 Dem schien der Inhalt doppelt wohl gewürzt.

Auf langer Tafel war im Obstgehege,
 Wo goldner Segen tief die Zweige bog,
 Ein Mahl gerichtet zur Vermählungsfeier,
 Und jeder Gast von nah und fern geladen.

Beim Schmied und Farmer saß im Geißblattgrün
 Des lichten Laubengangs voll milder Würde
 Der gute Pfarrer mit dem Dorfnotar —
 Und dort, bei Bienenkorb und Eiderketer
 Am Feigenbaum: Michel, der Fiedelmann,
 Der Schalk mit blankem Witz und blanker Weste.

Vom windbewegten Blätterdach umhüschte
 Der Sonnentringel Spiel sein helles Haar,
 Und eiferglühend schien sein drollig Antlitz
 Wie Koblenglut, vom Blasrohrhauch entfacht.
 Der Bogen spielte, zitternd sang die Geige,
 Sein Holzschuhpaar ging klipp und klapp im Takt,
 Derweil aus aller Mund die alte Weise
 Von Chartres Volk und Dünterts Glocken klang.

Und nun zum Tanz! — Das zog und flog behende
 Um Beet und Baum zum weiten Wiesengrund,
 Und wirbelnd schwang sich Paar um Paar im Reigen,
 Und jauchzend sprang der Jüngsten Volk darein.

Die Alten aber sah'n dem hellen Treiben
 Vom Wiesenraum mit stillem Lächeln zu
 Und nickten dem und der: Ein schmuckes Paar! —
 Das schmuckste aber war seit Menschendenken
 Evangeline doch und Gabriel.

Und lustbestlügelt flog der Morgen hin.

Da — Trommelwirbel — Glockenhall vom Turme —
 Und jäh erlosch des Festes laute Lust.

Gedrängt im weiten Hallenraum der Kirche
 Stand Kopf an Kopf der Männer ganze Zahl,

Indes die Frauen rings im Kirchhof harrten
Und dort und da ein Kreuz auf teurem Grab
Mit Immergrün und Aſternkränzen ſchmückten.

Da kam die Wache. Stolzen Hauptes ſchritt
Sie durch die Fraun zum Thor. Verräſſelnd hallte
Der Trommel Schlag noch von der Wölbung wider,
Und ächzend glitt die ſchwere Thür ins Schloß.

Die Farmer ſtanden ſtumm, erwartungsvoll
Der Botſchaft harrend. Langſam ſchritt der Oberſt
Den Gang hinan zum Hochaltar und ſprach
Zurückgewandt und wies auf Brief und Siegel:

„Des Königs Wille rief euch heut hieher.
Gerecht und mild hat ſtets er euch behandelt.
Doch danktet ihr's? — Fragt euer Herz und ſchweigt. — — —
Und ſo beſchloß er — ungern mag ich's künden:
Für mich iſt's peinlich, ſchmerzlich trifft es euch —
Ich weiß — allein ich muß der Pflicht gehorchen.
Und ſo vernehmt denn:

„„„Euer Hab und Eigen
An Aderſcholle, Weideland und Vieh
Samt Haus und Hof — verfallen iſt's der Krone.
Und ihr verlaßt das Land und baut euch neu
Im Süden an — entfernt von Englands Feinden.““ — —
Nun gebe Gott, daß ihr, dem König treu,
Am andern Orte lebt — in Glück und Frieden. —
Und kraft der Vollmacht, nach Befehl und Pflicht,
Erklär' ich inſgeſamt euch kriegsgefangen!“

Der Oberſt ſchwieg. —

Und wie nach ſchwülem Tage
Aus heller Luft ein plözlich Wetter fährt,
Des Hagels Schloſſen fruchtvernichtend praffeln,
Im Donnerschlag das Fenſter klirrt und ſpringt,
Am Weg das Dachſtroh ſegt und kreißt, und brüllend
Das ſcheue Vieh zum Schlag der Hürde drängt —
So ſauſte Wort auf Wort ins Herz der Hörer.

Gelähmt erſt alles. — Dann — mit einem Schlage
Ein geller Schrei entſetzter Seelenangſt,
Und raſend drängt' und ſtaut' es ſich am Tore. —
Umſonſt — verſperrt! — Getnirſch und wildes Fluchen
Durchgellt das Gotteshaus.

Da fährt mit Wucht
Der Grobſchmied auf, ein Spier im Wogenbranden,
Die Fauſt geballt, mit wutverzerrtem Blick,
Und donnernd ruft er: „Tod dem König Englands!
Wer ſchwur ihm Treue? — Tod der Söldnerbrut,
Die uns vertreibt von Hof und Heimerde!“

Noch wollt' er mehr — da schloß ein Kolbenschlag
Ihm jäh den Mund, und dröhnend fiel er nieder. — —

Doch sieh! — Inmitten des Aufruhrs wildem Wogen
Ging leis die Thür der niedern Sakristei.
Und ernsten Blicks betrat der greise Pfarrer
Das Kirchenchor und stand am Hochaltar,
Erhobner Hand. — Da schwieg der Lärm in Ehrfurcht.
Und deutlich, wie nach Sturmgeläut vom Turme
Der Wanduhr Stundenschlag, so klang sein Wort
Und sprach zum Volk gewandt in tiefer Wehmuth:

„Was tut ihr, Kinder! — Welch ein Wahn durchtobt
Euch arg die Herzen? — Vierzig lange Jahre
Verlebt' ich hier und lehrte Tag für Tag
In Wort und That euch: Kindlein, liebt einander!
Ist das der Lohn, den mir mein ewig Mühn,
Mein Flehn und Fasten trägt: Sobald vergaß ihr
Des Heilands Wort von Liebe und Verzeihn? —
Hier wohnt der Friedensfürst — und haßentzündet
Wollt mit Gewalthat ihr sein Haus entweihn? —
O seht den Heiland dort, der stumm vom Kreuze
Herniederschaut in mitleidvollem Blick,
Und hört sein Flehn aus todesbleichem Munde
In Qual und Angst: Vergib es ihnen, Vater! —
O flehn auch wir, von Angst und Qual bedrängt,
O flehn auch wir in dieser Leidensstunde
Mit ihm am Kreuz: Vergib es ihnen, Vater!“ — —

Nur wenig sprach er. Doch sein Vorwurf fiel
Wie Bleigewicht aufs Herz der frommen Hörer,
Und reuevoll aus tieffster Seele sprach
Ein jeder Mund: „Vergib es ihnen, Vater!“

Und dann die Abendandacht. Heilig brannten
Die Kerzen am Altar, und innig klang
Und heiß wie nie zuvor Gebet und Antwort.
Die Orgel brauste voll zum Avesang,
Und wie Elias stiegen sehnsuchtsfreudig
Im Andachtsflug die Seelen himmelwärts. — — —

Indessen ging die Botschaft schreckensschnell
Durchs Dorf von Hof zu Hof, und jammernd folgte
Ein Schwarm von Weibern ihrer Unglücksspur. —

Evangeline stand am offenen Tore
Und sah den Weg entlang.

In schrägem Strahl
Der Abendsonne flammten hell die Fenster,
Und golden schien das Stroh auf jedem Dach.

Schon lange stand der Tisch ihr weiß gedeckt:
Das Weizenbrot, der Honig wilder Blüten,
Der Käse, frischgepreßt, das Bier im Krüge —
Und dort des Vaters alter Sorgenstuhl. —
Sie stand und stand. —

Der Bäume dunkler Schatten
Floß riesengroß im dustumwogten Grund — —
So war ihr Herz: Aus dunklem Wehmutschatten
Stieg Liebe, Hoffnung, Dulden und Verzeihn
Wie voller Abendduft zum Himmel auf.

Dann eilte sie ins Dorf, und selbstvergessend
Mit lindem Froste half sie hier und dort.
Den unglückmüden Frau, die schredgeschlagen
Der Sorge nicht für Haus und Kind gedacht.

Nun sank der Sonnenball, das Flammenantlitz
In Flor gehüllt — dem Seher Gottes gleich,
Der niederstieg von Sinai zum Volke.
Und freundlich klang ins stille Dorf wie sonst
Der Kirchenglocke frommes Aveläuten.

Sie schlich zum Kirchhof. Schweigend kam die Nacht
Und hüllte rings den toten Gottesacker. —
Am Fenster stand sie, spähend, hielt am Tor
Und lauschte. — Alles still. Da — graunbewältigt,
Wie hilfeslehend rief sie: „Gabriel!“ — —
Doch antwortlos verscholl es durch die Gräber.

Und schweren Schritts ging sie zum Hof zurück.

Der Herd lag schwarz und kalt. Die Abendmahlzeit
Stand unberührt. Wie leer, wie öde sah
Der alte Raum, durchspukt von Schredgestalten. —
Sie stieg zur Kammer. Schaurig klang im Flur
Der Schritte Widerhall von Wand und Decke.

Aus Fenster schlug der Regen. Rauschend fuhr
Der Wind durchs Laub der alten Sykomore.
Ein greller Blitz durchflamnte weit die Luft,
Und grollend klang des Donners ferne Antwort
Und sprach vom Schöpfer, sprach vom Herrn der Welt.

Da fiel ihr ein, was gestern nacht am Herde
Der Dorfnotar erzählt von Gottes Walten — —
Und ruhig sank ihr müdes Haupt in Schlaf.

10. Vereint

Im Lande, das der Delaware durchströmt,
Wo fromm der Wälder Dunkel Penns Gedächtnis
Noch hütet, des Apostels, ragt an Bord
Des reichen Stroms die Stadt, die er gegründet.

Da ist die Luft wie Balsam, rot und golden
Lacht dort der Pfirsich, ihrer Schönheit Bild.
Und in den Straßen lebt der Bäume Namen,
Die ehedem dort rauschten, wie zur Sühnung,
Daß der Dryaden Hag die Art entweicht.

Da fand aus weitem, sturmbewegtem Meer
Evangeline endlich ihren Hafen
Und eine Heimat bei den Kindern Penns.

Da hatte auch René Leblanc zulezt
Die Fahrt geschlossen und sein Grab gefunden,
Und als er schied — von all den Söhnen, all
Den Enkeln stand nur einer ihm zur Seite.

Denn etwas war ja in den hellen Straßen
Der Stadt, das ihr vertraut zu Herzen sprach
Und sie vergessen ließ, daß fremd sie war:
Das Du und Dich der Quäker — alte Zeiten,
Akadien rief's, ihr Jugendland, zurück,
Wo alle gleich und Brüder, Schwestern alle
Wie hier am Delaware. Und flaglos kam
Ihr sehnend Suchen, stets getäushtes Hoffen
Für diese Welt verzichtend hier zur Ruhe —
Fortan nach jener nur gewandt, gleichwie
Zum Licht die Pflanze ihre Blätter wendet.

Und wenn zurück sie sah — wie wenn vom Berge
Des Morgens Dunst und Nebel niedersinkt
Und sonnenhell zu Füßen uns das Land
Mit Strömen, Städten sich und Weibern weitet:
So sank der Nebel nun vor ihrem Blick,
Und drunten lag die Welt ihr — nicht mehr trübe:
Nein, hell im Licht der Liebe zog der Weg,
Den mühsam sie in Not und Weh erklimmen,
Freundlich verklärt sich hin wie ebne Bahn.

Doch kein Vergessen war es: wie zulezt
Sie Gabriel am Tag der Trennung schaute,
Blieb wandellos sein Bild vor ihrem Blick,
Jenseits von aller Zeit. Nicht trüber ward's,
Nicht blasser ihr vom Hauch der langen Jahre —
Nur schöner durch sein totengleiches Schweigen,
Verklärt wie einer, der von drüben grüßt.

Geduld und Selbstverleugnung, stetes Schaffen
Im Dienst der andern war's, was sie ein Leben
Voll heißer Müh' und herben Leids gelehrt.
Sie gab und gab, doch ihrer Liebe Reichtum
Ward larger nicht, gleich köstlichem Arom,
Das Duft um Duft verhaucht und doch nicht schwindet.

Und nichts begehrte sie, als stillen Gangs
Des Heilands heiliger Erdenspur zu folgen.

So ging als Schwester Jahre sie den Weg
Zu dunklen Gassen, in des Elends Hütten,
Wo Armut sich und Not im kalten Treiben
Der großen Stadt vorm Licht der Sonne barg,
Wo Kummer sich und Krankheit trost- und hilflos
In dumpfer Kammern Dürftigkeit verzehrte.

Und Nacht für Nacht, wenn alles schlief, und laut
Der Wächter durch die menschenleeren Gassen
Die Stunde kundtat, sah er irgendwo
Ihr mattes Licht ein einsam Fenster hellen.
Und Tag für Tag, wenn früh im Morgengraun
Der deutsche Farmer stapfend seine Last
Gemüse marktwärts trug, sah er das bleiche
Verwachte Angesicht vom Nachtdienst lehren.

Und nun geschah's, daß eine Seuche einfiel,
Die angesagt durch Zeichen mancherlei:
Zumal von Schwärmen wilder Südländstauben,
So dicht, daß sie den lichten Lenzestag
In Nacht verkehrten, Eichen nur im Kropfe.
Und wie im Herbstmond, wenn des Meeres Flut
Sich hebt und schwillt und in die hellen Wogen
Des Stromes dringt, daß er zum See sich staut:
So ward vom Tod das Leben überflutet,
Und seine alten Gleise brechend stand
Des Lebens heitrer Strom als bitterer Bracksee.

Rein Gold bestach und keine Schönheit rührte
Den bleichen Bürger — ohne Wahl verfiel
Der eine gleich dem andern seiner Geißel.
Und schlug sie wen, der fremd und pflegebar,
Der schleppte sich zum Heim der Heimatlosen,
Dem Armenhaus.

In stiller Vorstadt stand
Es damals noch, im Grün von Wald und Wiese.
Jetzt schließt die Stadt es ein mit Haß und Pracht,
Doch immer mahnt noch aus den schlichten Mauern
Mit ihrer Pforte, ihrem Gartengang
Das Heilandswort beim Mahl in Simons Hause:
Die Armen habt ihr allezeit bei euch.

Da ward denn Nacht und Tag das Haus der Armen
Der Schwester Wegeziel und Wirkens-
statt.

Und wenn sie labend sich und lindernd über
Die Todgeweihten neigte, ging ein Leuchten,
So deuchte die's, von ihrem Antlitz aus,

Wie's um Apostel-, wie's um Heiligenstirnen
Die Maler legen, wie's in dunklen Nächten
Geheimnisvoll ob fernen Städten webt.
Und ihren Augen schien's das lichte Winken,
Der Gottesstadt, die weit ihr goldnes Tor
Schon aufgetan, zum Einlaß ihrer Seelen.

Nun ging sie eines frühen Sabbattags
Still ihren Weg die todesöden Straßen
Zum Armenhaus und trat durchs Gartentor.

Des Sommers Glast umwob von Busch und Beet
Den vollen Flor mit Duft- und Farbenwellen.
So blieb sie stehn und brach den vollsten Blust,
Daß Blumenduft und -pracht den Scheidenden
Der Erde schönsten Gruß zur Heimfahrt biete.
Und wie sie dann vom ostwindkühlen Flur
Sinnend die Treppe stieg zu ihren Sälen,
Kam ferner Glockenklang ihr hergeweht
Vom Christusturm, und leiser Psalmenfang
Darein, feldüber aus Wicacos Vorstadt,
Vom Morgengottesdienst der Schwedenkirche.
Und Sabbatsriede senkte linden Flugs
Sich ihr ins Herz, und trostvoll ahnend sprach es:
„Nun stille, still — die Prüfung geht zu Ende.“ —

Und lichten Blickes trat sie in den Saal.

Geräuschlos ging der frommen Schwestern Sorge
Von Bett zu Bett und kühlte hier den Brand
Der fieberheißen Stirn, der harschen Lippen,
Und drückte dort die todgebrochnen Augen
Mit leichtem Finger zu und barg das Antlitz
Der Hingegangnen, wie sie dort und da
Gleich Triebsschneewehn am Wegesrande lagen.

Und mühsam hob sich, wie Evangeline
Die Türe aufst, manches matte Haupt
Nach ihr von seinen Rissen, denn erschien sie,
Fiel's in der Kranken Herz, wie Sonnenleuchten
Auf Kerkermauern fällt.

Sie sah umher —

Und sah: der Tod, der Tröster, hatte heilend
Die Hand auf manch ein krankes Herz gelegt.
Manch ein Bekannter war die letzte Nacht ihr
Hinausgetragen, und sein alter Platz
War leer geworden oder neu vergeben. — —

Da stockte sie und stand — mit offner, bleicher,
Fliegender Lippe, schauernd, schreckgebannt.
Die Blumen glitten achlos aus der kalten

Gelösten Hand, und aller Glanz und Duft
Des Morgens wich aus Augen ihr und Wangen.

Und dann entrang sich ihrer Brust ein Schrei
Voll Glück und Qual, so furchtbar, daß empor
Die Sterbenden von ihrem Lager fuhren.
Denn — vor ihr auf dem Bette lag ein Greis,
Hager, verfallen, schon gerecht vom Tode.
Um Stirn und Schläfen fuhr ihm lang und dünn
Wie Spinnwebfäden sein gebleichtes Haar.
Doch — wie er dalag, nun, im Morgenlichte,
Schien mählich Zug um Zug sein Antlitz sich
Zurück in seiner Jugend Bild zu wandeln —
Wie oft des Lebens Furchen sich vorm Hauch
Des nahen Todes glätten. Flammend stand
Des Fieberbrandes Rot ihm auf den Lippen,
Als ob wie Israel zur Paschanacht
Mit Blut das Leben seine Tür getüncht,
Als Schonungsmal dem Schwert des Todesengels.

Bewußtlos, reglos lag er. Schwindend sank
Die Seele tief ihm, tief ins Purpurdunkel,
Unendlich tief, dem Todeschlaf zu.
Da — widerhallend von den schwarzen Wänden
Des Schattenreiches rief ihn jener Schrei.
Und aus dem Schweigen dann ein lockend Flüstern
Wie Himmelsbotschaft: „Gabriel — Geliebter!“ — —
Und wieder Schweigen.

Und in lichtem Traum
Erschien noch einmal ihm der Kindheit Stätte.
Atadiens Wiesen sah er, Waldgewässer,
Gebirge, Dorf und Flur — und dort im grün
Durchsonnten Laubengang Evangeline
Wie in der Jugend seligen Tagen stehn. — —
Da quollen Tränen ihm zum Auge; langsam
Hob er die Lider auf. — Der Traum entschwand:
Doch neben ihm kniete Evangeline. — — —

„Evangeline!“ — Ungeformt erstarb
Des lieben Namens Laut ihm auf der Lippe — —
Ihr Beben nur verriet, was ungesagt blieb.

Er wollte auf, zu ihr — die Kraft gebrach — —
Sie aber beugte sich zu ihm und küßte
Den todesmatten Mund und barg ihr Haupt
An seiner Brust. —

Da stand ein frohes Leuchten
In seinem Blick, und schien — und plötzlich lösch es
In Dunkelheit, wie einer Kerze Licht
Vorm Stoß des Windes hinterm Fenster lischt. — — —

Nun war's vorüber — alles — all das Hoffen,
Das Bangen all und all das Herzeleid,
Des ewig-ungestillten Sehnsens Gram,
Des unablässig-unerfüllte Harren. — — —
Noch einmal drückte sie das teure Haupt
An ihre Brust — und neigte still das ihre
Und sprach in Demut dann: „Ich danke, Vater.“

Ausklang

Noch webt Atadiens Urwald tief wie einst.
Doch seinem heiligen Heimatschatten schlafen
Die Treuen fern in namenlosem Grab
Am niedern Mauerrain des kleinen Friedhofs
Der Katholiken — schlafen unbekannt
Und unbeachtet, wo der Großstadt Herzschlag
Rastlos des Lebens Flut vorüberjagt:
Von tausend wunschgetriebnen Menschenherzen,
Wo ihre ewig still — von tausend Hirnen,
Gedankenheiß, da ihre traumlos ruhn —
Von tausend schaffenshastigen Menschenhänden,
Wo ihre laß verschränkt — von tausend Füßen,
Die blutend ziehen, da ihre Fahrt am Ziel.

Noch webt Atadiens Urwald tief wie einst —
Doch heute haust in seinem heiligen Schatten
Ein ander Volk, mit anderm Laut und Brauch.

Allein am Strand des nebeldunstumgrauten
Atlantikmeeres siedeln hie und da
Vom alten noch: Atadier, deren Väter
Zurückgekehrt, im Heimatschoß zu sterben.

Noch immer geht und webt im Fischerhaus
Spinnrad und Webstuhl, tragen noch die Mädchen
Mieder und Hauben nach Normannenart.

Und abends, bei des Spinnrads Surren, erzählen
Sie sich am Herd, umhuscht vom Flammenpiel,
Evangelinens traurige Geschichte —
Derweil des Meeres Flut vom Felsgestade
Ihr ewig gleiches Lied herüberauscht
Und klagend Echo weckt — des Waldes Antwort.



Die Volksbühne und das Legendenspiel

Von Leo Weismantel

1. Die Volksbühne

Sastig gehen wir Kinder des Lebens durch die Straße des Alltags, gehen unseren Geschäften nach und ringen um Früchte unserer Hand und die Ernte unserer Felder, gehen leichten Schrittes lächelnd und scherzend zu den Festen unserer Abende und Sonntage. Da sehen wir einmal vor der Türe eines Hauses Kinder stehen, die stehen harrend zur Rechten und zur Linken, und Erwachsene treten hinzu und stehen und warten, und auch unser Fuß stockt, und die Neugierde hält uns gebannt. Da wird, während wir noch lachen, ein Sarg aus dem Hause getragen. Wir verstummen, für einen Augenblick schlägt unser Herz hörbar, wir greifen den Hut vom Kopfe, aber nach Minuten schon sind wir um die Ecke geschritten und wissen nicht mehr, wem wir begegnet sind.

Sind wir dem Tode begegnet? Nur einem Toten. Das Mysterium des Nicht-mehr-Lebendigseins kennen wir Lebendigen nicht. Kennen wir es, wir wären nicht mehr unter den Lebenden.

Aber manchmal in der Stunde der Nacht, wenn zu viel der Lasten, zu viel auch der Lüfte unsern Leib erschüttert haben, greift unsere Hand tastend nach den Schläfen und über die Stirn, als wolle sie etwas hinwegstreichen, greift die Hand rasch und krampfhaft nach dem Herzen, das einen Augenblick aussetzt, greifen die Hände nach der Brust, die sich beklemmend hebt und senkt, auf die eine unendliche Angst herabgesunken ist, daß wir fürchten, sie vermöchte sich ein zweites Mal nicht mehr zu heben noch zu senken. In diesen nächtlichen Stunden, wenn der Tod ganz nahe an uns selbst vorübergeht, nur dann erzittern wir vor seiner Nähe und wissen um sein Dasein.

Aber wir sind nicht nur Menschen, Mann und Weib, umgrenzt mit den Formen unseres eigenen Seins, sind selbst wieder Glieder eines großen mystischen Leibes, der Hirn hat und Herz und Lunge, wie unser eigener körperlicher Leib. Das ist der Leib der Kirche, in dem der Christ wie eine Zelle ruht, er ist der Leib des kommenden goldenen Reichs der Erde, an den die Sozialisten glauben. Irgendwie ist jeder von uns eine Zelle im Hirn und Herzen und in der Lunge dieses mystischen Leibes der Rindschaft Christi und des Reichs der Erdensöhne.

Was ist dieses mystischen Leibes Gehirn? — vielleicht die Wissenschaft. Was ist sein Herz? — vielleicht die Kunst. Was ist seine Lunge? — vielleicht die Notwendigkeit der Wirtschaft des Alltags, dann haben Hirn und Herz und Lunge unseres mystischen Leibes nie so sehr die Nähe des Todes gefühlt als jetzt. Nie lag die Angst beklemmender auf unserer Brust, nie stockte öfter und springender das Herz, nie schwellten die Schläfen stärker und sprengender an, und wenn wir auch als Einzelwesen leben, gesund und stark durch die Tage unserer Arbeit, unserer Feste gehen, wer immer sich über sein Ichsein hinaus als Glied dieses mystischen Leibes fühlt und weiß, erfährt die Stunde seines Todes, erfährt, daß der Leib zerfällt — zerfällt in der Bersekung seiner Wissenschaft, in dem Hader seiner Herzen, in der Eier der kleinen Geschäfte — wie ein Felsen Kalk zergeht im löschenden Wasser, und will der große Leib nicht sterben, muß eine Gegentrast des Lebenswillens sich wider diesen Willen zum Tode stemmen.

Ich erinnere mich einer Wallfahrtsstätte in den Bergen meiner Heimat, zu der um die Mitte des August jeden Jahres die Menschen all der Täler gewandert kommen. Sie kommen aus der Einsamkeit ihrer Hütten, ihrer Felder

und der täglichen Arbeit, kommen aus der Einsamkeit des Tales in den Strom einer großen Lebensflut und sammeln sich wie die Quellen zu Bach und Strom und Meer und feiern, sie, die Einsamen, Einzelnen, ein großes Fest weltlicher Freude und kirchlicher Hingebung zugleich an diesen Tagen, ehe sie wieder zurücksinken in ihr Alleinsein.

Solche Stätten der Gemeinschaft, an denen Himmel und Erde sich umarmt, kennt nur die katholische Kirche. Sie sind uns als Volk ein Zeugnis und ein Vorbild, aber sie sind, da wir vor Gott zersplittert sind und keine Kirche uns als Volk umfaßt, für unser Volkstum kein Weg der Verdung. Nur der Fuß eines Berges ist uns geblieben, um den stehen noch die Schaubuden des weltlichen Festes und des sommerlichen Jahrmarktes, da rasseln die Karusselle und treibt Raspar seine Späße, da zeigt man wilde Tiere und trinkt Bier an langen Tischen, aber der Gipfel des Berges, auf dem das Heiligtum der Gnade stand, ist versunken, und kaum zeigt ein halbverdorrter See, wo es stand. Und doch kann uns nur hier in der einzigen Gemeinschaft unserer Feste das Wunder unserer Rettung vor dem Tode unseres Volkstums begegnen, inmitten dieser Schaubuden, — so eines Tages solche, die Wissens sind um Leben und Tod und begnadeten und glühenden Herzens, ein Schaugerüst aufschlagen, die neue Bühne unseres Volkstums und auf ihr das Spiel unseres Leidens spielen.

2. Das Legendenpiel

Das Brettergerüst ist fertig, das Volk staut sich davor. Hinter dem Gerüst stehen ratlos jene, die spielen wollen und wissen kein Spiel, und es ist ihnen nur möglich, das eine Spiel zu spielen: die Legende vom Leben und Sterben unseres mystischen Leibes, das Legendenpiel auf der Bühne des Volkes.

Ein Legendenpiel? Ist das nicht innere Angelegenheit der Katholiken allein? Was geht das den Nichtkatholiken, den Andersgläubigen, den Ungläubigen, den Sozialisten an?

So denken wir nach über das Wesen der Legende.

Vom Wesen der „Legende“

Allgemeines

Als Dreiunddreißigjähriger habe ich bereits „Erinnerungen“, die beginnen „Es war einmal“. Es war einmal, daß ich „in meinen Jugendtagen“ hinter dem Ofen eines Bauernhauses die Wunder einer alten, mit Holzschnitten gezierten Legende las. Als ich vor kurzem wieder einmal im Elternhause nach der alten Legende forschte, war sie spurlos verschwunden, ich konnte keinen Bericht über ihr Verbleiben erhalten, sie war ganz rätselhaft verschwunden, sie war auf einmal „weg“ gewesen. Das war ein Geschehen von symbolischer Bedeutung: das Volk, das breite Bauernvolk, das ich kannte, hat keine Legenden mehr. Wohl vertreiben noch ein paar katholische Verleger der christlichen Andacht und der häuslichen Erbauung dienende Legendenbücher, die aus einer gewissen Tradition heraus auch gekauft werden, aber es sind „tote“ Legenden: ohne Poesie, ohne Verbundenheit mit dem Leben. Und etwa zur gleichen Zeit, in der die alte Legende, die kostbare, aus dem Volke verschwand, erstand in den „intellektuellen“ Kreisen jener Geistesrückschlag ins Mystische, jenes Gefallenfinden an Wunder und „Aberglaube“ und damit auch an der Legende, so daß die „Legende“ sich ein neues Gebiet eroberte, neue Menschenschichten

zu Freunden und Bekennern errang, während breite Volksschichten ihr untreu wurden. Aber die Rolle, die diese „Legende“ dort spielte und heute hier spielt, ist doch eine so ungeheuer verschiedene; an diesem Rollenwechsel lassen sich so gewaltige Vollzüge unserer Geistesgeschichte der letzten Jahrhunderte erkennen! Die Ankündigung einer Reihe von Legenden der verschiedensten Art durch Otto Doderer (im ersten Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 31. August 1921) reizte mich zu einer Überdenkung des Wesens der Legende, wobei es mir schien, als ob in Doderers Aufsatz über „Legendäre Dichtung“ einer der neuen, der „literarischen“ Freunde der Legende sprach, während ich nur als der sprechen kann, der die Legende einst als lebendige Mär gekannt hat und als solche heute noch durch eigene Dichtung weitergeben will. Doderer spricht von der legendären Dichtung also: „In der blauen Blume der Neuromantik ein kleines goldnes Büschel Staubfäden; die blaue Blume aber wächst aus gläsernen Wurzeln.“ Ist diese Definition Doderers nicht selbst ganz Poesie, nicht ganz selbst Legende — „zu schön, um wahr zu sein“ —, denn solange die Legende Volksangelegenheit war, war ihre Bildung eine der gewaltigsten, Schicksal und Geschichte setzenden Kräfte, die durch die Welt gehen, nicht „eitel Freude an Mirakel und Hingabe ans Fabulieren auf Kosten des Nüchtern-Vernünftigen“; die literarische Herrschaft der Legende, sichtbar Gestalt geworden durch kostbare Angaben der mittelalterlichen katholischen Legendenschätze durch Nichtkatholiken, durch Eugen Diederichs und den Inselverlag zu einem Zeitpunkt, in dem der katholische Verleger nur gutgemeinte dogmatisch zurechtgeschuferte, sonst aber poesielose Schmöcker zu verkaufen vermag, wird offenbar, daß dort die Liebe zur „Schönheit“, zur „Dichtung“ diese Dichtung, diese Schönheit nimmt, wo sie sie gerade findet, während das katholische Volk seine mittelalterlichen Legendenschätze ruhig Eugen Diederichs und dem Inselverlag „überläßt“, weil diese Kostbarkeiten diesem seine Güter verschmähenden Volk nicht mehr das sind, was sie waren: Quellen des Glaubens und des Lebens.

*

Von der Wesenheit des Wortes, des Bildes und der Gestalt

In dem erwähnten Aufsatz weist Otto Doderer auch auf meine Legende „Der Gangolfsbrunnen“ (Patmosverlag, Frankfurt) hin und berichtet, daß diese Legende „Der Gangolfsbrunnen“ die von mir in einigen Punkten geänderte und nach unserer Zeit und meinem persönlichen Wesen veränderte monchische mittellateinische Gangolfslegende sei. Doderer, der beide Legenden kennt, mußte wohl annehmen, daß ich Kenntnis von der alten Gangolfslegende hatte und dieselbe meiner eigenen Dichtung zugrunde legte, die Änderungen also durch mich bewußt geschaffen wurden. Die literarhistorische Wissenschaft stellt mit Vorliebe — ich mache daraus keinen Vorwurf — solche Abhängigkeiten fest, ja sie lebt in der letzten Generation viel erst durch diese Vergleiche und nur deshalb erwähne ich das eigene Erlebnis, weil es hier Zeugkraft von allgemeiner Gültigkeit erhält: ich kenne jene mittellateinische Legende nicht, habe sie bis heute gewißlich nicht gelesen, und hier spielt auch kein „schlechtes Gedächtnis“ eine Rolle: die neue Gangolfslegende ist im Jahre 1920 aus Erlebnissen, die mir und meinen Freunden sehr wohl bekannt sind, fern von der mittellateinischen

Gangolfslegende in der Rhön gewachsen¹. Und wie hier wird wohl in neunzig von hundert Fällen die vom Literarhistoriker festgestellte Beeinflussung sich leicht durch den als irrig erweisen lassen, der die nötige Zeit dafür aufbringt und Vergnügen daran hat. Und doch hat auch der Literarhistoriker recht in der Feststellung der Tatsache der Gleichheit, — aber er irrt, sobald er diese Gleichheit „erklärt“. — Sind wohl die Gänseblümchen dieses Jahres so gewachsen, weil sie sich an die Gänseblümchen des Vorjahres bewußt angelehnt hätten? Die Frage ist ernsthaft gestellt und keine Ironisierung. Die geographische unendliche Verbreitung einzelner Sagen ist der Wissenschaft bekannt, und gerne stellt der Literarhistoriker Wanderungen fest und verfolgt die „Wege“ solcher Wanderungen, aber es scheint mir, als ob diese Wege nicht, wie der Literarhistoriker glaubt, a u f, sondern u n t e r oder ü b e r der Erde liefen. Wie ist es möglich, daß eine Blume, eine Legende, die im Mittelalter irgendwo — ich weiß nicht, in welcher Landschaft — blühte, verschwindet und eines Morgens Jahrhunderte später wieder am Rasenrain unserer eigenen Berge steht und Menschen als Vermittler ganz ausscheiden? Welcher Literarhistoriker will erweisen, wie diese Dinge sich vollziehen, die sich in der Tat tausendfach täglich vollziehen, angefangen von der Wesensgleichheit unseres Denkens, Erfindens, Erdichtens mit jenem früherer Jahrhunderte, da doch die Zeiten uns trennen bis zur Wesensgleichheit des Denkens, Erfindens, Erdichtens der Zeitgenossen, zwischen denen die Räume der verschiedenen Länder liegen. Aber wichtiger als die Erklärung des „Wie?“ ist die Tatsache des „Daß“ dieser Gleichheit: d a ß der Geist durch die Jahrhunderte und über alle Zonen weht und wo und wann es ihm beliebt, den Menschen immer wieder in gleicher Gestalt erscheint. Wenn die gleiche Kraft des Frühjahrs über das gleiche Land weht, sprossen die gleichen Blumen, — wo immer dem Menschen Liebes stirbt, weinen die Augen, wo immer Glück auf ihn zukommt, streckt er ihm die Hände entgegen. So lebt in jedem Menschen wie für jede Wesenheit ein Wort, so auch für jede Wesenheit ein Bild, eine Geste, eine Gestalt. Jede Kraft, die uns zur Tiefe zieht, ähnelt, wo sie Gestalt annimmt, dem Tier: hier erhält der Teufel seinen Bocksfuß und hier wachsen ihm seine Hörner, — alle Kraft, die uns hinanhebt, bildet den Cherub und gibt ihm seine Flügel. Die Wurzel all dieses „Legendären“ liegt im Allgemeinen-Menschlichen. Der so beliebte Glaube an die legendenzeugende Kraft des Katholizismus und an das „Versagen“ des Protestantismus der Legende — und damit ganz allgemein der Kunst gegenüber — zu dem auch Doderer sich bekennt, ist in d i e s e r Form sicherlich falsch; d i e s e r Glaube ist nur aus der Geschichte, aus unserer eigenen abendländischen Geschichte in uns eingegangen und übersieht die Geschichte und Kulturen der übrigen Völker der Erde, wie die Wesenheit der „katholischen Sendung“; eine Wesenheit durch die Sprache des Wortes, ein andermal durch die Sprache des Bildes, der Geste, der Gestalt

¹ Während bei der Gangolfslegende die Reste einer alten Volkswallfahrtsstelle mir die Lokalisierung eigener Dichtung ermöglichten, beobachtete ich vielmehr, daß selbst von legendären Bügen meines Romans „Mori Modlen“ von „Kennern“ die Örtlichkeit meiner „Bezugssquelle“ festzustellen versucht wurde, und zwar mit dem Erfolg, daß bisher sagenlose Örtlichkeiten, die ich nie kannte, an die ich nie dachte, von denen auch gewiß nie Kunde zu mir kam, „Schauplätze der Mori Modlen“ geworden sind. Dem Psychologen sind diese Vorgänge nicht sehr rätselhaft, man kann sie „experimentell“ herbeiführen. Es genügt, sich nach einer alten Legende viel zu erkundigen — dabei der ausgefragten alten Bäuerin ein bißchen zu helfen „daß sie sich erinnert“ — und wir Legendenforscher können ohne Sorge sein — wir finden überall jemanden, der sich „erinnert“ und dessen Großmutter „es“ schon erzählt hat.

mitzuteilen, ist Menscheneigenschaft, keineswegs ein wie auch immer geartetes Privileg, und nur so auch vom Katholiken selbst als „katholisch“ anerkennbar.

Nun aber ist es geschehen, daß in unserer abendländischen Christenheit die beiden Bekenntnisse sich so ausprägten, daß ein Lehrer einem Afiaten den Unterschied zwischen katholischem und lutherischem Bekenntnis an folgenden Kennzeichen erörtern konnte: „So wir in eine lutherische Kirche kommen, erhalten wir den stärksten Eindruck von der Kraft, mit der hier das „Vater unser“ gebetet wird, — „die Sprache der katholischen Kirche“ aber ist das Bild, die Geste, die Gestalt: Wir treten zur Zeit der Messe in den Dom, — es vollzieht sich auf dem Altar die „Wandlung“: Schellenklingen kündet es an, die Gemeinde wirft sich auf die Knie, die Orgel, Gesang, Gebet verstummen vor der Herabkunft des gewaltigsten Wunders, — nur die Worte des Priesters dringen in die Stille, aber nicht wie Gebet, ausdruckslos fast, nur den Vollzug des Wunders als historische Tatsache feststellend, — zum Zeugnis und zur Anbetung zugleich hebt der Priester stumm die Hostie, hebt den Kelch mit dem Blut, — ich weiß einen Dom, in dem in diesem Augenblick stets ein vorher verborgener Brunnen aus dem Altar zu strömen beginnt als sichtbares Zeichen, daß der Quell der göttlichen Gnade in diesem Augenblick anhebt zu fließen.

Gewiß, das ist die „Sprache“ der katholischen Kirche, aber sie ist nur insofern „katholisch“, als die katholische Kirche sich an alle Menschen, nicht nur an die Glieder der „sichtbaren Kirche“ wendet, — auch die Liebenden aller Bekenntnisse und Zonen sprechen diese Sprache des Bildes, der Geste und der Gestalt, wenn sie in stummer Trunkenheit die Ringe wechseln, — jeder Kämpfer spricht sie, der eine Fahne entfaltet und ihr in Opfer und Tod folgt, — sie ist die Sprache jedes höchsten Lebens, wenn der Mund stumm geworden ist, und ist die Sprache der — Legende, denn die Legende ist höchste Lebensentfaltung, nicht litararische Form, — zur „literarischen Form“ wird die Legende erst, zur „unwirklichen Blume der Romantik“, wenn sie „tot“ ist, — dann erhält sie jene zauberhafte Starre im Gesicht, jene wächsernen Züge, jene unheimliche Stille, mit der wir Kinder des Lebens, die noch nie den Tod gesehen haben, vor einem Sarge, in dem ein junges, geschmücktes Mädchen liegt, stehen, sie staunend „bemerken“.

*

Die „tote“ und die „lebende“ Legende

Wenn wir heute unsere Liebe zur „Legende“ überprüfen und all unsere „Legendenschätze“ stolz überblicken, dann kann der Katholik „besonders stolz“ sein — nicht er allein ist stolz auf diesen Reichtum der Gebilde der Kunst, die seine Kirche der ganzen Menschheit schenkte —, es ist auch von Nichtkatholiken, und zwar in immer steigendem Maße, dieser „Schatz“ dankbar anerkannt worden, doch kann ich mich als Liebender der Kunst und darüber hinaus als Mensch, als Katholik der immer stärker mahnenden Stimme des Gewissens nicht erwehren, ob es „genug getan“ ist, die alten Schätze der Legenden der Kirche weiterzugeben, auch jenen sie zu „überliefern“, denen sie „bisher nicht gegeben“ waren; — ob es „genug getan“ ist, „Neubearbeitungen“ „herauszugeben“, die alten Legenden zu „bearbeiten“, sie — damit die „christlichen Interessentengruppen“ ein „christliches“ Drama haben — zu „dramatisieren“, — oder ist der Mensch es den Menschen, der Deutsche seinem Volk, der Katholik nicht zuletzt es seiner Kirche schuldig, mitten hinein in die „Legende der Gegenwart“ zu springen,

auf leiblichen Tod und Untergang hin an den „Legenden“ des Heute wie an der Heiligung des Heute und nur des Heute zu weben? Gibt es „lebende“ Legenden, die uns mehr als ihr Anrecht erfordern denn jene toten Legenden und jene Heiligen, die schon längst von uns gegangen sind und uns nur als ein Beispiel und als Mittler und als nichts anderes geblieben sind. Wir sprechen von einer „Bismarcklegende“, von der berühmten „Dolchstoßlegende“ und meinen, dies seien „Angelegenheiten des politischen Tages“, hätten mit jenem nichts zu tun, was wir als „Legende“ in den Ausgaben von Eugen Diederichs und des Inselverlages kennen lernen: es sind die gleichen Kinder des gleichen Geschlechtes, — die einen liegen in Särgen, die andern wandeln lebend unter den Lebenden. Leben und Tod ist das einzige, was sie unterscheidet, — aber hier auch steht die unerbittliche Frage, ob wir den Tod mehr lieben als das Leben. Und jegliches „Leben“ hat seine Gestalt, seine Legende: der „Bauer“, der „Arbeiter“, der einzelne Stand, aber auch der einzelne zur Volksangelegenheit werdende Verbrecher: der „Schieber“, der „Wucherer“, sie alle leben als „Vorstellungen“ und „Bilder“, als „legendäre Gestalten“ in uns und bewegen unser Sein und unser Werden. Hier erwachsen die Aufgaben der Zeit: die Bilder zu prägen, zu formen, auf der Bühne zu gestalten — und mit unseren Legenden unser Schicksal zu entscheiden.

Hier ist auch der Dichtung ihre Schicksalsfrage gestellt — ihr, wie allem, was lebt, was zum Leben drängt und Leben zeugt — nur um Leben und Tod geht unser Ringen, jetzt, wie in jeder Stunde — niemals um „Legende“ oder „Drama“.

Die Kommstunde

Erst wenn wir das Geheimnis der toten und der lebendigen Legende erschaut haben, erkennen wir den richtigen Sinn des Wortes „Legende“ wieder und erkennen bald aus diesem, daß wir unter Legende nicht nur die fromme Geschichte eines Heiligen verstehen, erinnern uns auch, daß „Legende“ jenes Bild und jene Umschrift war, die das runde Metall erst zur Münze schaffte und ihr den Wert gab: das Wesentlichste, das Aufgeprägte, Bestimmende.

Und wie ich mich jener Wallfahrtsstätte der Katholiken in den heimatlichen Bergen der Rhön erinnere und ihres kirchlichen und weltlichen Festes, in dem sie ihr Gliedsein in der Kindschaft Gottes immer wieder neu finden, so erinnere ich mich, daß in diesen Bauernhöfen ein Zusammensein gegeben war, in dem die Menschen an den winterlichen Abenden immer wieder ihr Gliedsein des Volkstums neu fanden. Das war in jener Stunde, die man die „Kommstunde“ nannte.

Die alte bäuerliche Sitte der Spinnstuben ist bekannt, aber unter diesen Spinnstubenabenden war einer, zumeist der des Freitag, an dem ein ganz Besonderes geschah: Nachdem sich die Bewohner des Dorfes in irgendeinem Hause versammelt hatten — die Mädchen mit ihren Spinnrädern, die Frauen mit irgendeiner Arbeit, junge Burschen, Männer, Greise —, pflegte es um die siebente Stunde dieses Abends zu geschehen, daß die jungen Mädchen darauf achteten, daß sie an der Wand entlang der Fensterseite zu saßen. Sobald es sieben Uhr schlug, verließen die Burschen das Haus, und bald ging hinter den Mädchen an der Wand ein Klopfen an, als stünde da draußen das Schicksal und pochte sie heraus, und eine um die andere verließ die Stube. Draußen wartete irgendwo versteckt im Hof ein Glück, oft auch Treubruch und Schande.

Indessen aber, und so bis zur achten Stunde, saßen die Männer und Frauen in der Stube zu Gericht, und wer ein Fehl begangen hatte, wurde geladen, und wer ein Großes vollbracht hatte, wurde geehrt. Hier sprach der verkrüppelte Sohn der armen Häuslerin, den bisher keiner beachtet hatte, ein Wort, auf das alle hörten und der bisher Angeehrte wurde geehrt von dieser Stunde an oder der bislang Geehrte konnte fürderhin geschändet sein. Ehre und Schande ließ den einen in der Gemeinschaft wohnen, vertrieb den anderen in die Ferne.

Und so soll das Brettergerüst der Volksbühne inmitten des Jahrmarktes die Kommstunde eines Volkes sein, in der Schmach und Ehre, Leben und Tod aus dem Wort der Spieler auf die Häupter derer fällt, die gekommen sind, ein zeitvertreibend Spiel zu schauen.



Heimat

I.

Heimat, von Hollunder duftend, Weide der Vögel,
Aus dem Gezweige lässeln die Väter.
Ihr freundliches Antlitz schwebt,
Ein silbern Geleucht,
Oft durch die Kammern.

Ach, hineingesunken in dich
Bin ich ganz, verwelkt, ein sonniges Bild.
Sturm bewegte sich und Welt,
Und Menschen wechseln und Zeiten,
Reglos, reglos
Ruh ich in dir.

Ich sehe die Spiele der Völker,
Siege, Jagden und Kampf
Draußen vorüberziehen.
Sie alle wandern zu Gott.
Wandert! Wandert! O Heimat,
Selig bin ich,
Selig, selig die Welt.

Josef Georg Obertofler.



Das religiöse Gefühl in der zeitgenössischen Dichtung

Von Franz Herwig

III.

Über uns sausen! Über uns im Stimmengewirr der Millionenstadt, dieses Gemeinschaftsgefühl hat auch Heinrich Versch. Er aber geht noch weiter. Er will nicht mehr, wie er einmal singt, der einsame Beter sein. Er will die Arbeit heiligen; wie er Maria hat, in den vordersten Schützengraben zu kommen, so will er, daß Gott in Werktag und Arbeit mitentnin stehe.

Die Morgenglocken, die noch vor Tag von den Türmen in das Dunkel rufen,
Sehen schon fromme Beter auf der Kirchentreppe Stufen.
Wir Männer und Frauen wollen, ehe wir des neuen Tages Arbeitshand fassen,
Uns noch einmal von Gott und seiner Allmacht durchwehen lassen.
Darum mußten wir die letzte Stunde der wohlverdienten Ruhe zerbrechen,
Um uns in ihr eine Stunde mit Gott und der Welt zu besprechen.
Darum sieht man uns, ehe die Sirene ruft, von weither das Dunkel durchwallen,
Folgend den tönenden Glocken, treten wir in die milderleuchteten Hallen. —

Gott gib, es möge sich unsere Seele zwischen der Maschinen und des Werktags Mühen
Höher zu dir aufschwingen und lauter in deiner Reinheit erblühen.
Gott gib, daß wir den ganzen Arbeitstag in deinem Namen vollbringen,
Daß wir zu deiner Ehre die irdischen Dinge bezwingen!
Gott, vergib uns unsere Schuld — Gott aller Welten, sei uns deine Gnade beschieden! ●
O, du Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt: gib uns den Frieden!

Es ist nur noch nötig zu zeigen, daß auch das Gefühl des Katholiken sich nicht wesentlich anders äußert als das Gefühl des noch ohne äußere, feste Bindung Irrenden. Wollten wir die landläufige Versmacherei genauer ansehen, die auch heute noch in manchen Büchern und Zeitschriften sich breit macht, so würden wir sogar finden, daß das Gefühl der im sicheren Hafen vor Anker liegenden schlecht besteht vor der bitterlichen und angstvollen Inbrunst der noch draußen auf hohem Meer Ringenden. Der im Besitz Aufgewachsene kennt den Hunger nicht so wie der in Tiefen Geborene. Auch das religiöse Gefühl verlangt immer neues Er kämpft werden. Gott ist kein Besitz, in dem man satt ruht, wenigstens kein dauernder Besitz, vielmehr etwas, was immer von neuem errungen sein will. Wen Gott nie verließ, der hat nie die große schöpferische Sehnsucht nach Gott gekannt. Nichts ist seltener, wie das Gefühl des sicheren und zweifelsfreien Besitzes, und wenn es einen Ausdruck in der Dichtung findet, so kleidet es sich meist in die Form der Andacht, wie etwa bei Jakob Kneip:

Mitten in der Nacht — steh ich vor dir,
Wenn hier — ins dunkle weite Land
Die Ströme gehn;
Aus deiner Hand — die Sterne wehn.
Wenn mein Tal erwacht — steh ich vor dir
Und lobe dich aus seiner Morgenpracht.

Ich steh vor dir — im Stimmengewirr,
Im Völker-Unruh-Brausen — der Millionenstadt
Und höre deine Himmel — über uns sausen.

Oft aber dringen auch aus katholischen Herzen erschütternde Gesänge, Zeugnisse erbitterten Ringens mit Gott, wobei nicht der Mensch der Angreifer zu

sein braucht, der mit Gott um Gott ringt, sondern wo Gott die vor ihm fliehende Seele nicht losläßt.

Das fruchtbare und heilsam-schmerzliche Leid des aus Gottes Händen Geglittenen, die schauerliche Knechtschaft im lichtlosen Dunkel — wer dieses nicht erfahren hat, der erfährt auch die Seligkeit der Heimkehr nicht. Dieser Umweg des verlorenen Sohnes wird immer wieder gegangen, auch Marx Pulver, aus den Wüsten des Rationalismus zur Kirche heimgekehrt, hat ihn gehen müssen.

Seinen mächtigsten und überzeugendsten Ausdruck hat der Gang aus Höllentiefen, über den Läuterungsberg, zum Paradies des Eingehens in Gott, für unsere Zeit sicher in Ernst Thraßolt gefunden. Hört man aufmerksam hin, so wird man in seiner Dichtung auch den gleichen Klang vernehmen, der aus den Expressionen der noch außerhalb des Glaubens Umherirrenden dröhnt. Wilder als der christliche Dichter hat sich kein widerchristlicher gegen Gott empört.

Und hundertmal am Tag und tausendmal in der Nacht
Senk ich die Stirn vor dir, beug ich das Knie
Und bete dich, den ich nicht sehen, nicht verstehen kann, an.
Und hundertmal am Tag und tausendmal in der Nacht
Heb Stirn und Knie ich müd und wund empor und fehr mich von dir ab
Und leg dich meinen höchsten, liebsten Traum
Ins Grab
Mit blassem, nassem Angesicht:
„Gott, du bist nicht.“

Wärfst du, so Ueberböses hättest du nie vollbracht,
Ins Dasein nie gerufen Mensch und Welt
Und lächelnd ihnen zugesellt,
Mit gegeben Wille und Macht
Zu Sünde, Greueln, Haß und Mord und Blut und Missetaten,
Daß wir in Blut und Tränen alle unsere Wege waten
Müssen und ertrinken
Und keine Hand reichst du, wenn wir versinken.

Wie antwortet nun Gott auf die Lästerungen? Einfach durch sein Dasein! Er ist, er hält fest, er läßt nicht los, das Geschöpf bleibt ihm unlösbar verbunden, die in diesem Geschöpf immer, ob bewußt oder unbewußt ruhende Gotteskindschaft, drängt auch den Widerstrebensten immer wieder empor zu ihm.

Und tausend Tage, tausend Nächte bete, bete
Ich zu dir alter Gott,
Und Übeltäter aller Übeltäter nennt dich doch jeder Gedanke.
Und du bist's, du, nach dem ich still doch nur in jeder Herzenskammer
sehrend sitze, traute.

Es hat einst meine Mutter mich mit dir genährt,
Mit deinem Wasser haben sie mich einst getauft:
So lang das Mutterblut noch wallt und währt und gärt
In mir,
Das Wasser aller Erde in das Meer noch läuft,
Kann ich, konn ich, du alter Gott nicht los von dir.

Nein, das Geschöpf kann nicht los von seinem Schöpfer, und eines Tages ist dieses Gefühl da, läßt sich nicht mehr unterdrücken, und aus dem Troß wird Demut und aus der Lästerung Bitte.

Komm, Herr, komm, zünd ein heiliges, ewiges Feuer an
Auf meinem Herde;
Dann trag ich junger, sündengreiser Mann
Mit froher Hand den Sand der Erde,
Aus Scheune und Herzen die Erinnerungen
An Welt und Weib, her alles in die Flammen
Und segne betend ihre roten Zungen
Und sehe selig sinken sie zusammen
In ihrer Asche schwarzem Grabe . . .
Nun will ich mein Gewand mit Lust zerreißen,
Auf Brust und Haupt Buße und Asche streuen.
Dann sollst du mich wie ehemals,
Sollst mich, die letzte Hütte in Jerusalem,
Bis Wand und Gasse wie von Golde gleißen,
Sollst mich, erbauen und erneuen
Und Herr, mich würdig heißen.

Nun, im Gefühl der Erbarmung und Liebe Gottes, bricht die Seligkeit aus. Nicht nur im Himmel ist mehr Freude über einen Heimgekehrten, nein, auch im Heimgekehrten ist die Freude größer als in neunundneunzig Gerechten, die nie von Hause fortgingen.

Ich geh umher und weiß nicht mehr,
Ob ich bin du, ob du bist ich;
Ich weiß nur: Herr, Herr, du liebst mich,
Und weiß, was schwer war, ist nicht schwer,
Und was einst leer war, ist nicht leer,
Und süß ist, was einst bitter war,
Und was einst trüb war, ist nun klar.
Und Seligkeit ist alles Leid,
Und alle Nacht ist lauter Licht,
Und anderes, anderes weiß ich nicht
Als dich, o Herr, und mich in dir,
Und dich in mir und dich in mir.
Und meine Kammer ist so klein,
Mein Kleid ist arm und nicht mehr ganz,
Nun rauschet mir das Meer herein,
Ich geh gewandelt in Sternenglanz.
All deine Dinge gibst du mir,
Seit du in mir und ich in dir.
Ich weiß nicht, bin ich du, du ich,
Nur: ich hab dich und du hast mich.

Das ist die letzte Höhe des religiösen Gefühls, schon ganz Mystik, der Geist, der bis hierher gestiegen ist, steht im Allerheiligsten. Es ist etwas anderes wie bei dem Strindberg'schen Menschen, der mit einem letzten Willensakt den Willen selber verneint, ausgelöscht zu werden begehrt, wie ein Licht. Am Schlusse seiner Trilogie „Nach Damaskus“ ist der Strindberg'sche Unbekannte so weit, daß sein Intellekt Gott erkennt und die Notwendigkeit des Glaubens. Er selber aber, dieser noch im letzten Augenblick bohrende und spitzfindige Intellekt, kann nicht glauben. Daher bleibt ihm nichts, als dem ewigen Erbarmen sich hinzuwerfen, ganz müde, gänzlich ausgebrannt; der Konfessor kommt mit einem großen schwarzen Bahrtuch und spricht:

Herr, gib ihm die ewige Ruhe!

Chor: Und das ewige Licht leuchte ihm!

Der Konfessor (hüllt den Unbekannten ins Bahrtuch): Er ruhe in Frieden.

Chor: Amen!

Das ist das Ende des unstillen, von dem Fluche des Individualismus und Intellektualismus gejagten modernen Menschen, ein grauenhafter Schrei: Ich kann nicht weiter! Der geistige Hochmut steht wie eine letzte Mauer zwischen Mensch und Gott. Man kann sie nicht übersteigen, diese Mauer, nur zusammenbrechen an ihr. So ist dieser kurze Blick auf die Beweise des religiösen Gefühls in der Dichtung unserer Zeit zugleich ein Blick in die Tiefen ihres gottfernen Elends, aus dem es nur einen Ausweg gibt, den des Glaubens, des Glaubens bis zuletzt. Deutlich ist aber auch überall und trotz alledem das Gefühl: ich komme von Gott nicht los, und selbst der Ruf nach dem neuen Gott, wie er zuweilen laut wird, gilt ja im letzten Sinne immer dem ewigen Gott. Ihm heben sich verzweifelte Hände entgegen, erlöschende Blicke, die Klagen, die Seufzer. Lauscht man zurück auf die vielen vernommenen Dichterstimmen, so ist es, als flössen sie alle zusammen in eine, eine einzige Stimme, die der Zeit, die wie kaum eine vor ihr, aus der Tiefe ruft. Diese Stimme wird gehört werden, Gott wird sie hören und an sich ziehen, diese zu Boden geschmetterte Zeit, die sich gleichwohl zu neuem Aufbruch drängt. Das ist auch der inbrünstige Glaube, wie er aus dem Rosenkranzgedicht des Börries von Münchhausen strömt, mit dem der heutige Weg zuversichtlich enden möge. Der Nichtkatholik Münchhausen fügt dem Geschmeide katholisch-christlichen Rosenkranzgedichtes die schönste Perle ein, diese:

I.

Du Antwort aller Fragen,
Du Licht in jeder Dunkelheit,
Du Tröstung aller Klagen,
Du Ewigwert der Zeitlichkeit,
Lösung von Gottes Scharen,
Leuchtfener jedes Steuermanns,
Kranz aus Mariens Haaren, —
Du heil'ger Rosenkranz!

II.

Ach, dieses Kranzes Rosen
Verwelken und zerblättern nie,
Je kältere Stürme tosen,
Nur desto holdher blühen sie;
Ach, Perlen dieser Kette
Sind köstlicher als Gut und Geld,
Denn ihre schlichte Glätte
Bezahlt die Schuld der Welt!

III.

Verzweiflungsvolles Jammern
Ertrinkender zum Himmel schreit,
Millionen Hände klammern
Sich an den Rettungsring der Zeit,
Millionen Herzen wissen:
Wer diesen Ring im Meer umspannt,
Den trägt aus Wasserflüssen
Gerettet er ans Land.

IV.

Du Ring vor allen Ringen,
Der uns Marias Herz verlobt,
Nie kann der Reif zerspringen,
Die Treue ist zu oft erprobt,
Du Fessel, die uns selig
Am Herzen Gottes schmiedet an,
Wie ganz unwiderstehlich
Vertettet uns dein Bann!

V.

Aus Gottes heiligen Händen
Hängt dieses Kleinod in die Welt,
Ein Strom fließt ohne Enden
Daran herab, von Kraft geschwellt,
Du Kraftstrom ew'ger Gnade,
Schaff Licht in uns von deinem Glanz,
Leit uns die dunkeln Pfade
Der Welt am Rosenkranz.



Auf der Gralwarte

Von Friedrich Mudermann, S. J.



Dr. Ernst Michel hat ein neues katholisches Sonderheft herausgegeben. Daß es wiederum in Eugen Diederichs Verlag, Jena, erschienen ist, werden viele Kreise natürlich nicht begrüßen. Die grundsätzlichen Ausführungen des „Gral“ zu dieser Frage haben in der katholischen Presse und bei vielen einzelnen noch im besonderen ein spontanes Echo geweckt. Es ist auch von keiner Seite etwas von Belang dagegen eingewendet worden. Dabei bin ich selbstverständlich gern bereit, das Schergewicht der Gründe, die Ernst Michel bewegen mochten, einen solchen Verlag zu wählen, anzuerkennen. Unternehmungen dieser Art gehen von ganz bestimmten Kreisen aus, die auf Kreise von einer ganz bestimmten Geistigkeit auch zunächst eingestellt sind und mit ihnen rechnen. Es werden Erfolge vorhanden gewesen sein, wenn auch freilich von solcher Art, daß sie ganz gut mit schädlichen Einwirkungen auf eine Gesamtfront verbunden sein können.

Die einzelnen Beiträge scheinen mir von verschiedenem Wert. Warm und begeistert spricht Heinrich Gehenz vom „Katholischen Menschen“. Seine Ausführungen gewinnen dadurch besondere Bedeutung, daß sozusagen die ganze katholische Jugend ähnlich empfindet. Mit seinem Instinkt hat darum die „Frankfurter Zeitung“ gerade diesen Artikel im Auszug wiedergegeben. Für „Gral“-Leser erübrigt sich eine genauere Inhaltsangabe, weil wir schon seit Jahren ganz verwandte Saiten bei uns anklängen lassen.

Es folgt ein Artikel von Josef Wittig über die „Kirche als Auswirkung und Selbstverwirklichung der christlichen Seele“. In eigenartiger, persönlich liebenswürdiger Weise, sachlich übrigens in starker Anlehnung an bekannte französische Aktivisten, und ihre Einseitigkeiten teilend, immerhin aber — unter Vorbehalt dieser Einschränkung — glänzend und siegreich zeigt der Verfasser, wie die katholische Kirche dem innersten Bedürfnis der menschlichen Seele entspricht und gewissermaßen auf sie abgestimmt ist. Dem Herausgeber, Ernst Michel, hat dieser Artikel wohl nicht in allem zugesagt, sonst hätte er nicht im Nachwort darüber aufgeklärt, wie dieser Beitrag, der „dem Dogmatiker sicherlich viel Angriffspunkte bietet“, sich dennoch an seiner Stelle rechtfertigt. Ich verstehe, wie es für einen Laien peinlich sein muß, einen Fachtheologen in so heikler Sache in Schutz nehmen zu müssen, aber ich hätte den Artikel doch zurückgewiesen, denn man kann doch Andersdenkende nicht aufklären durch Artikel, deren dogmatische Zweifelhaftheit man zugibt. Ich bedauere übrigens derartige dogmatische Gewagtheiten noch aus einem ganz anderen Grunde. Wenn Kreise, die für eine Verlebendigung katholischen Erbgutes eintreten und die das gewiß tun aus tief katholischem Empfinden heraus, in ihren Zeitschriften dogmatische Irrtümer mit unterlaufen lassen oder gar stark herausstellen, so bringen sie natürlich die ganze, sagen wir einmal „fortschrittliche“ Richtung bei uns in eine üble Lage. Sie erschweren dadurch die Stellung von solchen, die sich einer derartigen Richtung, was die positiven Seiten angeht, durchaus verwandt fühlen, aber doch über alles in der Welt und über die teuerste Freundschaft die Unversälschtheit des Glaubens setzen. Das gilt zumal, wenn es sich um Meinungen handelt, die dem Bereich des Protestantismus angehören, dem wir doch nicht dadurch aufhelfen, daß wir uns nun auch diesen Meinungen hingeben, wo wir doch obendrein es vor Augen haben, zu welcher Zersetzung des gesamten religiösen Lebens derartige Glaubensausdeutung geführt hat. Gerade im Falle oder in den Fällen Wittig, wo man deutlich fühlt, aus welchen Bedrängnissen, die ja gewiß auch andere schon empfunden haben, manche Aufstellungen hervorgehen, wird man sich gewiß nicht gedrängt fühlen, etwas Sonderliches aus der Sache zu machen. Man wird sich sogar gern gerade in diesem Augenblick an die verdienstlichen Arbeiten des Verfassers auf dem Gebiete der Väterkunde erinnern, aber es wäre im Interesse einer friedlichen und gesunden Entwicklung unserer kulturellen Angelegenheiten doch geboten, sich auch bei der Prägung neuerzeitlicher Ideen seiner innersten Überzeugung bewußt zu bleiben. Dann meine ich auch im Anschluß an Arbeiten Wittigs, man sollte doch rücksichtsvoller sein in der Bewertung der katholischen Apologetik, auch der älteren. Männer wie Mausbach und Dunin-Borkowski und so viele andere wollen ihre Arbeiten gewiß nicht betrachtet wissen als „Schulspiel“. Auch hat die Apologetik niemals den Anspruch erhoben, vorbildlich zu sein als Befehrungspsychologie. Schon der Vorsicht wegen wäre es geraten, nach diesen Apologeten nicht mit Steinen zu werfen, zumal wenn man selber dogmatisch im Glashaufe sitzt.

Ein weiterer Aufsatz, „Aber die mystische Einheit der Kirche“, ein Abdruck aus einem wenig bekannten Werk von Johannes Adam Böhrer, bringt den Leser bald wieder in eine höhere, weicherere Stimmung, während Karl Reuendorfers prächtiger Beitrag über die Kirche als Rechtsgemeinschaft geradezu eine Ergänzung und Richtigtstellung der vorher genannten

Einseitigkeiten bedeutet. Man liest in diesem Zusammenhang gern, daß schon die Urkirche eine rechtliche Ordnung besessen hat. Berufst man sich heute auf die erste Christenheit, um sich an ihrem Heldengeist zu erneuern, so gründet das schließlich auf dem allgemeinen Gesetz, daß neue Entwicklungen an ihren Quellpunkten am frischen sind. Soll aber diese Berufung einen Vorwurf enthalten gegen den späteren Ausbau einer Organisation, die anfangs loser gebunden erschien, so läßt sich dadurch wenig erreichen, denn natürlich kann eine Gemeinschaft, die nur ein paar Tausend umfaßt, oder nur einige Zehntausende, in der Entfaltung und Reichhaltigkeit ihrer Gliederung nicht verglichen werden mit der Weltkirche, die so viele Millionen als religiöse Gesellschaft umschließt. Den Schwierigkeiten, die sich aus der Betrachtung der wechselnden Spannungen zwischen Zentralgewalt und lokaler Behörde, aus den verschiedensten Menschlichkeiten, sagen wir einmal des „Apparates“, ergeben können, begegnet in ausgezeichnete Weise Georg Mönius in seinem Artikel: „Das Herrschaftsproblem in der katholischen Hierarchie“, der sich übrigens auch noch mit Heiler auseinandersetzt. Der innerste Charakter katholischer Autoritätsfreudigkeit wird hier aufgedeckt: Autorität anerkennen heißt, sich beugen nicht vor der persönlichen Würde des Apostels, sondern vor seiner göttlichen Sendung. „Und es gibt Katholiken, die, jedem Byzantinismus fremd, kirchlichen Zuständen wie Persönlichkeiten kritisch gegenüberstehen, aber sie lieben die Autorität, weil sie nicht bloß Herrschaft des Heiligen werden oder sein soll, sondern ist.“ (Seite 48.)

Auf den hervorragenden Beitrag Wlademar Gurians, „Wladimir Solowieffs Universalkirche“, werden wir in einem anderen Zusammenhange zurückkommen. Was Dostojewski in unklaren, oft verworrenen Menschen sich durchringen läßt, das sehen wir nach Gurian bei Solowieff in leichter Deutlichkeit entwickelt. Östliches und westliches Christentum reichen sich in diesem großen Denker die Hand. Herrlich zeichnet er die Größe Christi und die Kirche als „die in Christus mit ihrem göttlichen Prinzip vereinigte Menschheit“. Gurian, noch so jung an Jahren, und doch so reif in allem, was er schreibt, Problematiker und Syntetiker in glücklicher Veranlagung zugleich, läßt uns noch ganz Großes aus seinen Forschungen erhoffen. Eine winzige Anmerkung, die uns verrät, daß Solowieffs Werke aus dem Diederichschen Verlag in einen Anthroposophenverlag übergegangen ist, enthüllt eine für uns Katholiken schmerzliche und für Eugen Diederichs geistige Haltung merkwürdige Tatsache. Wie kann man nun einen solchen Edelmenschen, einen so bedeutenden christlichen Philosophen in die rudis indigestaque moles der Steinerei werfen! Ob sich kein katholischer Verlag finden ließe, der eine Ausgabe Solowieffs unternimmt? Ein Wagnis ist es nicht, denn Solowieff wird noch eine Rolle spielen.

Es folgt eine geistvolle Studie Joseph Weigers über Max Scheler unter der Überschrift: *Neue Menschen und katholisches Erbe*. „Der Eros der Wissenschaft hat sich auf ihm niedergelassen; hier liegt der Schlüssel zum Geheimnis seiner Persönlichkeit. Scheler ist eine augustinische Natur, die Probleme fühlt und fühlen macht. Nicht immer ist es das Ergebnis, das fesselt, oft mehr der Weg und die Methode.“ Dringt dieser Philosoph mit „schöpferischer Stepsis“ überall an die Grenzen, so ist freilich eine Gefahr, daß die Seele heimatlos wird, „ohne Grenzen“. Bisweilen „verläßt das Grenzgefühl den hellstichtigen Mann, und er treibt die psychologische Analyse eines Begriffes über die Heiligkeit- und Schaubarkeitsgrenze hinüber: er analysiert die Begriffe nicht mehr, er pulverisiert sie. Der Klarheit dient das nicht.“ Das ist fein gesehen und gut gesagt, wie man überhaupt Joseph Weiger niemals ohne hohen Genuß liest.

Von den übrigen Beiträgen sei nur noch Guardini erwähnt — andere werden gelegentlich berücksichtigt —, der uns einführt in die rege Kulturarbeit des Quidborn. Ich habe so den erhebenden Eindruck, daß gerade Guardini in allen seinen, immer mit größter Sorgfalt durchgearbeiteten und fast künstlerisch gestalteten Schriften deutlich erkennen läßt, wie inwischen auch der Mensch an sich gearbeitet hat und zu immer größerer Klarheit und Weisheit vordringt. Mit einem kräftigen Eintreten für die Konfessionsschule von hohen geistigen Erwägungen aus, schließt Dr. Michel die Artikelreihe, der er noch ein erklärendes Nachwort folgen läßt. Mit scharfem Blick sind für den, der lesen kann, in diesem Nachwort die kritischen Gesichtspunkte für das ganze Heft gegeben, das ohne Frage mit großem Geschick und mit tiefem Wissen, besser leidendem Mitwissen um die Nöte der Zeit zusammengestellt wurde, vor allem aber von der innersten Sehnsucht durchweht ist, die entgötterte Welt zu ihrem Erlöser zurückzuführen.

*

Eine innere Verwandtschaft von Christentum und Sozialismus, sie herleitend aus den Entwicklungen der letzten Jahrzehnte in beiden Lagern, sieht August Pieper („Tat“-Heft, April, Seite 68) im gleichen Streben auf beiden Seiten nach einer Volksgemeinschaft, was hier wie dort aus letzten irrationalen Seelentiefen hervorgeht. Über Parteireformen, über Zuständereformen hinweg gilt es vorläufig nach ihm einmal im Leben selbst, in der Lebensgemeinschaft und Schicksalverbundenheit des Volksganges einander zu finden. Wie ich so darüber nachsinne, scheint mir freilich, daß man nicht feinhörig genug sein kann, um Unverwandtschaften zwischen verschiedensten Geistes-

strömungen wahrzunehmen, daß es auf der anderen Seite aber doch schwerste Bedenken hat, den Kriegsschauplatz der öffentlichen Debatte bei Dingen, die am lichten Tage liegen und mit hellen Augen unterschieden werden können, ins dunkle Irrationale zu verlegen. Das könnte die Fragen mehr verwirren als klären. Das könnte taktisch sogar böse Folgen zeitigen. Es läßt sich schließlich das Irrationale doch nur fassen, insofern es bewußter Inhalt geworden. Soweit nun beim Sozialismus der instinkthafte im Menschen verwurzelte Drang nach Volksgemeinschaft ins Bewußtsein tritt, erscheint er immer in Formen und Programmen, die unserm christlichen Denken und Fühlen durchaus entgegengesetzt sind. Seine Philosophie ist und bleibt der Materialismus, seine politische und soziale Praxis der Klassenkampf. Er mag noch so sehr, wie bei Gelegenheit des verunglückten Beamtenstreits, die Volksgemeinschaft betonen, wir haben es doch erlebt, wie diese nur aus Taktik geborene wirklich soziale Einstellung bei der ersten gefährlichen Probe glatt umfällt. Das Böse des Bösen wegen will gewiß niemand, aber das Gute wollen die Menschen oft auf so verschiedene Art, daß die eine die andere ausschließt.

Selbst wenn man ins Eriebmäßige zurückgehen will, so sehen wir auch schon da ein Feld, wo freilich dunkel, aber doch schon der Ahnung erkennbar, Gott und Teufel miteinander ringen. Richtung und Erfolg aber dieser Kämpfe werden beim Menschen vom Oberbewußtsein bestimmt, wo die Verantwortung wohnt und wo sich die Entscheidungen zu festen Formen und Linien verdichten. August Pieper will „hinauskommen über Parteiprogramme und Weltanschauungsformeln, die doch nur Gemächte der Menschen sind“. Ich glaube nicht, daß dieser Satz mit Bedacht geschrieben wurde, denn unsere Weltanschauungsformeln — ich kann darunter nur unsere Glaubenssätze verstehen — sind doch nicht „Gemächte von Menschen“, vielmehr entscheiden sich an ihnen, die wie Granit hart und kantig in der Wirklichkeit liegen, die Gottes Werk sind und nicht von Menschen Hand, auch die Fragen, die zwischen Christentum und Sozialismus schweben. Die „Augsburger Postzeitung“, die immer eine reiche Ausbeute an kulturell wertvollen Beiträgen bietet, bringt in ihrer Nummer vom 11. April einen sehr beherzigenswerten Aufsatz über Sozialismus und Christentum. Der Verfasser hat die sozialistischen Blätter verschiedenster Richtung auf ihre Osterartikel hin kritisch untersucht und sieht sich genötigt, von neuem deutlich den Trennungsstrich zu ziehen zwischen Sozialismus und Christentum. Was im höheren sozialistischen Schrifttum, wenn auch vornehmer verhüllt, aber dem, der sich einfühlt, doch klar genug erkennbar wird, das wird hier für die breitere Masse ganz anders eindrucksvoll herausgestellt. Es wimmelt da geradezu von Mißverständnissen. Einwände, die auch gelegentlich den Katholiken wohl bedrängen können, werden mit geradezu raffinierter Geschicklichkeit parteimäßig ausgebeutet. Man findet auch auf diesem Gebiet eine merkwürdige Einheitlichkeit der Auffassung, vom „Vorwärts“ herab bis zur „Roten Fahne“, wenn auch mit dem Unterschied, daß Klarheit und Deutlichkeit der Form im umgekehrten Verhältnis der „Bildung“ zu stehen scheint. In einem Gedicht der führenden sozialistischen Zeitung begegnen uns die Verse:

„O, wir brauchen keinen, der das Kreuz uns trägt,
Weil in uns die große Kraft aufsteht,
Die es einst zerschlägt.“

Alexander Blok läßt in seinem großen Gedicht „Die Zwölf“ die rote Garde an uns vorüberziehen und schließt mit der Strophe:

„. . . Schreiten so in beihem Wahne,
Hungrig folgt der Hund von fern,
Und voran — mit blut'ger Fahne,
Rugelfest, verratsgefeht,
Schneeverhüllt und perlumschneit,
Sanften Schritt's durch Sturmestosen
Geht im Kranz aus weißen Rosen,
Lichtumhaucht, gleich einem Stern —
Jesus Christ, der Sohn des Herrn.“
(Rewa-Verlag, Berlin 1921.)

Hat es uns der Meister nicht vorausgesagt, daß falsche Messiasse kommen werden? . . . Es ist Zeit, seiner Worte zu gedenken.

Unser Volk steht im Zeichen des Reichschulgesetzes, es muß den wahren Christus vom falschen zu unterscheiden wissen, denn von diesem Gesetz wird es abhängen, welchen Christus man unseren Kindern bringen wird, ob den wahren, ob den falschen . . .

*

Ein kritischer Wendepunkt der katholischen Literatur, so überschreibt Hans Schrott-Fiechtl einen Artikel in Nr. 8 der „Allgemeinen Rundschau“, der die geldliche Seite der dichterischen Arbeit untersucht. Die Erfahrungen des Verfassers geben schon einiges Zutrauen in die Richtigkeit der Berechnungen, die in folgender Zusammenstellung gipfeln:

„Nehmen wir nun an, in der Vollkraft wird ein Dichter zwölf Werke von Bedeutung schaffen, so ergibt sich das Verdienst wie folgt:

katholischer Dichter
182 400 Mk. = 17,48 Prozent

akatholischer Dichter
1 044 000 Mk. = 100 Prozent

Das heißt aber, der katholische Dichter läßt, weil er katholisch schreibt, ein wirkliches Vermögen zurück. (D. h. . . er verzichtet darauf. Die Red.) Und für was? Dankt man ihm das? Im Gegenteil, hinterdrein lacht man ihn doch bloß aus. Was hat er davon? Nur eines, und das ist mit zunehmendem Alter das wenig tröstliche Gefühl, für seine Familie nicht pflichtgemäß gesorgt zu haben.“

Ich kann aus dem Erfahrungskreis der „Gral“-Redaktion nur bestätigen, wie sehr diese Ausführungen der Wirklichkeit entsprechen. Es wird der Zeitpunkt kommen, wo wir dieses Problem einmal gründlich und mit der ganzen Rücksichtslosigkeit einer unabhängigen Zeitschrift aufrollen werden. Vielleicht! Vielleicht auch nicht! Denn diese Zahlen werden nur durch Taten gebessert, nicht durch Programme, mehr durch persönliche Besprechungen als durch Artikel über das Thema: Dichter und Verleger. Nur das will ich verraten, daß ich Stoff genug habe, um hier Sensationen zu bieten, die jeden Schauerfilm hinter sich zurücklassen. Die Gründe sind klar: Einmal tragen weite Kreise von Dichtern selber die Schuld daran, indem sie mitwirken an einer volksvergiftenden Literatur, die der bessere Teil des Publikums ablehnt, indem er bedauerlicherweise das Kind mit dem Bade ausschüttet und sich überhaupt um das „Seufswert“ der „modernen Literatur“ nicht mehr kümmert. Das belastet natürlich nicht die katholischen Dichter, wenngleich manchen von ihnen zu raten wäre, sich in allerlei Unwägbarkeiten den Bedürfnissen des katholischen Volkes ein wenig mehr anzupassen. Das wäre besser, als gänzlich unnütze, herabsehkende Bemerkungen über den Vorromäusverein. Weiter sind die Schichten, die als die „Gebildeten“ gelten, zurzeit wirtschaftlich weniger leistungsfähig. Diese beiden Gedanken erklären manches, entschuldigen aber doch nicht die beipiesslose Lethargie so mancher katholischen Stadt und Gegend auf kulturellem, besonders literarischem Gebiete. Auch unsere Presse verjagt hier oft. Ich mache das den betreffenden Herausgebern, für deren Arbeitsüberlastung und sonstige Sorgen ich als Kollege lebhaftes Verständnis habe, deren wirkliche Arbeit und opfervolle Hingabe im Dienste der katholischen Sache nicht selten mit einer mehr als undankbaren Kritik bezahlt wird, nicht zum Vorwurf. Unsere Presse hat zuwenig gut honorierte, leistungsfähige Mitarbeiter. So viele lebenswürdige Besprechungen des „Gral“ z. B. sind bei mir eingegangen. Aber ganz selten eine, wie etwa die in der „Augsburger Postzeitung“, oder in dem kleinen Opladener Zentrumsblatt von Wilhelm Berning, die einmal wirklich auf Gedankengänge eingehen. Wir kennen diese geistige Auseinandersetzung mit Fragen im katholischen Lager überhaupt zuwenig. Wenn jemand eine Sache würdigt und sie nicht unbedingt in allem unterschreiben kann, meint der andere gleich, man wolle über ihn herfallen, während man ihm doch im Grunde die Liebe erwiesen hat, seine Arbeit mit Bedacht und Hingabe zu lesen und zu würdigen. So kommt es denn, daß unsere Ideen verrosten, da kein lebendiger Austausch damit betrieben wird. Erfreulich ist es, daß die Jugend, Neudeutschland, Quidborn, auch schon die mehr und mehr erwachenden Akademiker in dieser Hinsicht so viel regbarer werden. Auch manchem Geistlichen, der so gern mitarbeitete, möchte ich wünschen, er würde ein wenig mehr von wirtschaftlichen und politischen Sorgen entlastet und könnte sich dafür Fragen der höheren Geisteskultur und der Kunst, die seinem ganzen Stande viel mehr verwandt sind und gerade in dieser Zeit viel weniger seine Tätigkeit als Seelsorger gefährden, als die heiklen Gebiete, auf denen er bis zur Erschöpfung tätig sein muß, seinem Herzenswunsche gemäß mehr widmen. Aus dem Turm heraus, war einmal die Lösung. Vor ihr hat aber eine andere das erste Recht, nämlich, daß wir im Turme nicht schlafen. Wir unterstützen auch zuwenig die ideellen Unternehmungen. Gewiß ist katholische Caritas heute so lebendig wie immer. Aber es gibt neben Werken der leiblichen Barmherzigkeit auch solche der geistigen, wofür ebenfalls der Mammon in Betracht kommen kann. Wie viel muß am „Gral“ unterlassen werden, weil keine Mittel vorhanden, weil zu den hohen Anforderungen, die an die geistige Spannkraft der Schriftleitung gestellt werden, auch noch die Sorgen kommen wegen der leidigen Finanzen. O, einen herzlichen Dank an dieser Stelle den Freunden, die sich auch der notleidenden Schriftsteller erbarmen. Möchten sie neue Freunde gewinnen. Gerade das katholische Schrifttum in seiner sittlichen Reinheit und in diesem Augenblick, wo doch starke schaffende Kräfte vorhanden sind, hätte geradezu eine nationale Aufgabe zu erfüllen, und es fehlt am Mammon, und ich sehe diesen teuflischen Göden höhnisch grinsen, nachdem er die Menschheit so weit gebracht hat, daß sie zwei Kinobilletts à 30 Mark dem Abonnement einer katholischen Zeitschrift vorzieht. . . .

Über das *Jahrbuch der deutschen Katholiken*, erschienen bei Haas und Grabherr, noch ein kurzes Wort. Wird man zunächst stutzig bei dem offiziell klingenden Titel einer doch privaten Unternehmung, so überwindet man dies schnell, wenn man sich in den Reichtum des Gebotenen versenkt, das würdig durch einen Beitrag des Kardinals von Köln eingeleitet wird. Ausführungen wie die von Engelbert Krebs, von Bernhard Rosenmöller, Hermann Plag, Max Scheler, Romano Guardini, Matthias Laros, Nikolaus Ehlen, Hermann Hoffmann, Fanny Imle, Max Fischer, verdienen wohl, daß man sich mit ihnen auseinandersetze. Besonders die innere Wärme, etwas ganz Schönes und Reifes, finde ich in Dr. Rosenmöllers Aufsatz: *Kulturaufgaben der katholischen Akademiker*. Ich fühle mich ja als Priester beglückt und doch auch tief beschämt, wenn ich einen Laien so religiös innig, so der Kindschafsauffassung des Evangeliums entsprechend schreiben sehe. Würde doch mit dieser Wärme auf allen unseren Kanzeln gepredigt. Ja, das würde Wunder wirken. Auch der meisterhaften Skizze von P. J. M. Nielsen über Clemens Maria Hofbauer, den jüngsten deutschen Heiligen, sei noch besonders gedacht. Wir werden uns mit diesem Jahrbuch noch des weiteren beschäftigen.

Ein Wort von Dr. Nikolaus Ehlen stehe hier zum Schluß: „Die katholische Jugendbewegung hat, abgesehen von vereinzeltten Fällen, bis heute einen Grundfehler nicht begangen, und das ist ein überaus großer Vorzug, der uns aus der Halbheit, mit der unser ganzes Leben belastet ist, herauszuheben scheint; die Jugendbewegung kennt keinen Interkonfessionalismus. Sie bildet wohl gelegentlich Arbeitsgemeinschaften mit der nichtkatholischen Jugend, aber keine Ideengemeinschaft.“ (Seite 145.) Wir haben diese Auffassung, für die jetzt die gesamte Jugend eintritt, für deren Sieg die größten Opfer an Lebensleid und -not nicht zu gering erscheinen, im „Gral“ immer vertreten. Es war über alles Zeitbedingte hinweg unser Herz und unsere Idee. Wo sich nun junge Kräfte dieser alten Weisheit annehmen, wo sie anfangen, ihr entsprechend das Leben zu gestalten, wo sie in richtigem Verhältnis nicht bloß die Übernatur, sondern auch die oft vernachlässigte Natur — denn beides muß das Wort katholisch umschließen — zur Geltung kommen lassen, wo sie also Kulturarbeit leisten aus der ganzen inneren Stoßkraft der Übernatur heraus und selbst durchzittert von den Spannungen des schöpferischen katholischen Menschen, da darf man wirklich anfangen, wieder auf Erfolge zu hoffen.

Es liegt vielleicht eine besondere Vorsehung darin, daß sich die katholische Jugend so entschieden um ihre religiösen Ideale sammelt. Die Atmosphäre, die kulturelle wie die politische, ist voller Gewitterluft. Wir dürfen uns keinen Täuschungen hingeben über die scheinbare Ruhe. Das Freidenkertum arbeitet mit reißendem Erfolg in den Massen, die Anthroposophen verwirren selbst Kreise, die man gegen solchen Schwindel für gefeit erachten sollte, manche Tagung des Reichstages läßt deutlich erkennen, wie weltanschauliche Spannungen beim Eintritt in die politische Zone unheimlich wetterleuchten, die Friedenstauben von Genäva, die an entzückender Riviera bald freundlich girren, bald harmlos einander die Federn rupfen, könnten eines Tages als Sturmvögel auseinanderflattern — vielleicht ist es schon soweit, wenn man diese Zeilen liest, vielleicht auch nicht, ich weiß es nicht. — Aber es könnten doch Tage kommen, in denen wir noch viel mehr als jetzt uns an das einzige klammern müssen, was Weltkatastrophen überdauert, an ihn, der gesprochen: Vertrauet, ich habe die Welt überwunden. . .



Vor einem Kreuzifix

Ich seh dich, Herr, am Kreuze,	Und nicht das Dolderantlig
Doch nicht der Wunden Mal,	Von Todeschweiß bedekt: —
Und nicht den Ort der Nägel,	Ich sehe nur zwei Arme
Und nicht des Schmerzes Qual.	Voll Liebe ausgestreckt.

Gabriele Wrede.



Dichtung und Leben



Übermals das „(f.)“ im Kürschner / Von Johannes Mumbauer

Nach fünfjähriger Pause ist „Kürschners Deutscher Literatur-Kalender“, diesmal herausgegeben von G. Lüdtké und E. Reumer, wieder erschienen; und wenn er auch die Umfänglichkeit, Reichhaltigkeit und Exaktheit der Friedensausgaben — trotz enormer Preissteigerung — nicht erreicht, so bedeutet er doch ein schwer zu entbehrendes literarisches Hilfsmittel. So viele Neuerungen, über die hier nicht geurteilt werden soll, er aufweisen mag, in einem ist er sich treu geblieben: in der Befangenheit gegenüber den katholischen Schriftstellern, denen er, ohne unseren wiederholten Einspruch zu beachten, die „paritätische“ Behandlung versagt.

Im Dezemberheft 1905 von „Hochland“ habe ich mich bereits grundsätzlich über die Frage der Beifügung des ominösen „(f.)“ zu den Namen der katholischen Schriftsteller, die dadurch, und zwar *sie allein*, im Hinblick auf ihre Weltanschauung gekennzeichnet und vielleicht „gebrandmarkt“ werden, hinreichend deutlich ausgesprochen. Ich habe ausgeführt, daß dieses Verfahren, von den katholischen Literaten zu verlangen, anzugeben, ob „der Betreffende ein katholischer Schriftsteller ist, und zwar in Hinsicht auf seine literarische Richtung“, praktisch darauf hinauslaufe, den als katholisch Ausgezeichneten das Stigma der „Inferiorität“ (in dem bewußten Sinne) oder wenigstens der Absonderung von dem allgemeinen nationalen Kulturleben aufzudrücken, während wir beanspruchen müssen, bei aller Wahrung unserer katholischen Idee, ja gerade durch ihre Auswirkung gleichberechtigte Glieder in der Kette des deutschen Kulturschaffens zu sein. So wenig es uns einfallen könne, unseren katholischen Charakter zu verhüllen, den zu bekennen uns eine Ehre sei, könne die Hervorhebung der weltanschaulichen Richtung in einem *allgemeinen* deutschen Literatur-Lexikon nur dann hingenommen werden, wenn sie ausnahmslos auch auf die Vertreter anderer Anschauungen angewendet werde. „Wir müßten also verlangen, daß dann auch Zeichen aufgenommen würden z. B. für orthodox- oder liberal-protestantische, jüdische, atheistische, pantheistische, materialistische, nihilistische, meinerwegen auch buddhistische und spiritistische Weltanschauung, für Nietzscheaner, Theosophen, Ethische Kulturleute, für die Gemeinde Dr. Johannes Müllers *e tutti quanti*.“ Heute ließen sich diese „Weltanschauungs“-Spezialitäten natürlich noch beträchtlich vermehren. Kurz, entweder möge man *alle* Schriftsteller mit einer Weltanschauungsnote versehen, oder *keinen*; auf alle Fälle müsse eine *gleichmäßige* Behandlung gefordert werden — „so oder so“!

Heute, nach fast 17 Jahren, ist diesem billigen Verlangen noch nicht entsprochen worden. Die Fragebogen für den neuen Kürschner enthielten wieder die Inquisition über die „katholische Richtung“. Viele Katholiken haben dann das „(f.)“ eingesetzt — offenbar in dem verständlichen Gefühl, man könne die Weglassung als eine Verleugnung deuten, und in berechtigtem Stolz auf den Besitz der katholischen Güter. Andere aber, und kaum weniger zahlreiche, an deren katholischer Überzeugung und katholischem Bekennermut nicht zu zweifeln ist, haben sich geweigert, unter dieses laudinische Joch zu gehen — manche, wie ich bestimmt weiß, gerade auf jenen meinen Protest hin. Damit ist die Unsinnigkeit und der innere Widerspruch der Beifügung des „(f.)“ noch gesteigert und zugleich in die katholische Schriftstellerwelt ein Zwiespalt hineingetragen worden, der nicht fort dauern darf. Das wird besonders klar, wenn man sich die Namen auf beiden Seiten ansieht.

Ich habe mir die Mühe gemacht, den neuen Literatur-Kalender (1006 enggedruckte Spalten) Seite für Seite und Namen für Namen auf das „(f.)“ und nicht-„(f.)“ der Katholiken hin genau anzusehen — eine Mühe, die sich übrigens auch in anderer Beziehung gelohnt hat: man kann beim aufmerksamen Blättern in so einem Literaten-Lexikon zwischen den Zeilen die interessantesten Entdeckungen machen, von denen ich vielleicht einmal die eine oder andere zum besten geben werde.

Aber um bei unseren katholischen Federhelden zu bleiben, so haben, wenn ich richtig gezählt habe — ich gebe die Möglichkeit zu, daß die Zahl nicht haarscharf stimmt, die Differenz kann aber nur unbedeutend sein —, von den in Kürschners Literatur-Kalender aufgeführten Katholiken 314 das „(k.)“ angegeben. Etwa ebenso viele haben es verweigert; ihre Zahl läßt sich nicht ganz genau feststellen, denn bei manchen katholisch Getauften bleibt es zweifelhaft, ob sie weltanschauungsmäßig der „literarischen Richtung“ noch als spezifisch „katholische Schriftsteller“ gelten wollen, zumal dann, wenn ihre schriftstellerische Betätigung vorzugsweise auf fachwissenschaftlichem Gebiete liegt. Indessen habe ich mir doch 178 Namen ohne „(k.)“ herausgeschrieben, deren literarisches Schaffen unzweifelhaft von der katholischen Weltanschauung bestimmt ist und vorzugsweise ihrer Vertretung gilt, die deswegen auch keinen Augenblick zögern werden, sich bei geeigneter Gelegenheit als „katholische Schriftsteller“ zu bekennen, und die in der Öffentlichkeit allgemein als solche angesehen werden. Wenn diese also auf das „(k.)“ verzichten, so braucht das nicht zu bedeuten und soll es nicht bedeuten, daß sie sich ihrer katholischen Überzeugung schämen oder ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und zur „katholischen Literatur“ verleugnen wollten; es wird nur eine objektive Tatsache festgestellt. Scheint es auf den ersten Blick, daß ihre Zahl im Verhältnis zu der der „(k.)“-Leute geringer sei, so muß dieser Eindruck zurücktreten, wenn man bedenkt, daß sich, wie noch genauer zu erörtern sein wird, unter den Katholiken mit dem „(k.)“ unverhältnismäßig viele Wissenschaftler, Gelehrte, Professoren, Lehrer u. dgl. befinden, in deren Werken das „weltanschauliche“ Moment mehr zurücktritt. Das „(k.)“ hat ja seine Bedeutung vor allem auf dem Gebiete der geisteskulturellen Literatur im weiteren Sinne, also in Belletristik, Journalistik, Kritik, Literatur- und Kunstwissenschaft, Ästhetik, Kulturgeschichte, Heimatkunde, Politik, Ethik, Soziologie, Philosophie u. dgl., und selbstverständlich vor allem auf dem weiten Gebiete, das man heute so gern „religiöse Kultur“ nennt. Alles andere gehört in ein Gelehrten- oder Fachschriftsteller-Lexikon.

Was bedeutet nun die festgestellte itio in partes praktisch? Hier sind die Namen weniger zu zählen als zu wägen. Dabei kommt man zu einigen bemerkenswerten Resultaten. Zunächst fällt, wie bereits bemerkt, auf, daß sich in der „(k.)“-Reihe sehr viele Wissenschaftler befinden, und zwar mehr als die Hälfte, Universitätsprofessoren und -dozenten, Gymnasial- und Seminardirektoren, Oberlehrer, Privatgelehrte u. dgl., während diese in der „(k.)“-freien Reihe kaum ein Drittel ausmachen. Dann zähle ich unter den 314 Leuten mit „(k.)“ mindestens 182 Priester und Ordensleute, während unter den anderen die Laien weitaus die Mehrheit haben. Allerdings ist es seltsam, daß 1 Kardinal, 1 Abt, 3 Benediktiner, 1 Benediktinerin, 5 Franziskaner, 1 Kapuziner, 13 Jesuiten und 1 Ursuline das „(k.)“ abgelehnt haben; alle übrigen Ordensleute, darunter 29 Jesuiten, die sich damit wieder als die fleißigsten Striptoren erweisen, haben es angegeben. Für die „weltanschauliche“ (was für scheußliche Worte werden doch heute gebildet!) Geltung am bedeutsamsten aber ist folgendes. Die allermeisten derjenigen Personen, die für die schöne Literatur, sagen wir einfach die Dichtung, sei es schaffend, sei es theoretisch oder kritisch, tätig sind, haben es für gut befunden, ich will nicht sagen ihre katholische „literarische Richtung“ zu verschweigen, aber doch jedenfalls das peinliche „(k.)“ auszulassen. Nur 23 dichterisch Schaffende haben sich zu dem „(k.)“ bekannt, darunter nur wenige Sterne erster Größe. Weil ein gewisser Mut dazu gehört, mögen ihre Namen hier stehen: Euf. von Aldersfeld, M. v. Buol, Friedr. Castelle, Clara Commer, Franz Eichert, Friß Esser S. J., Heinrich Federer, Hugo Gnielcyl, E. von Handel-Mazzetti, Hermann Herz, Theresie Reiter (M. Herbert), G. Koch, O. Cap., Richard Kralik, Tim. Kranich O. S. B., Ther. Ludwig, Paul v. Mathies (Ansgar Albing), G. Mönius, Anton Müller (Br. Willram), Helene Pagés, Al. Pöllmann O. S. B., Hermine Proschko, M. Schmiß-Röhler (Fabri de Fabris), H. Schrott-Pelzel, Ilse von Stach, Aug. Wibbelt und Sebastian Wieser. Der Kundige wird aus dieser Aufzählung ermessen, wie weit ich dabei den Begriff des „Dichterischen“ gefaßt habe. Zu diesen Schaffenden kommen dann noch, wenn man weitherzig zählt, 20 Theoretiker, Essayisten und Kritiker über Dichtung, Kunst, Ästhetisches u. dgl. Das ist alles aus diesem Genre. Dabei muß man sich bewußt

fein, daß bei dem allergrößten Teile unserer Zeitgenossen das, was man „Weltanschauung“ nennt, zumeist nicht so sehr durch die Wissenschaft bestimmt wird, als vielmehr durch die gefühlsmäßige suggestive Einwirkung der „schönen“ Literatur — darüber wollen wir uns keiner Täuschung hingeben. Man wird also wissen, was es zu bedeuten hat, wenn die meisten unserer katholischen Dichter, Romanschreiber, Erzähler, Essayisten, Literaturwissenschaftler, Kritiker auf das „(t.)“ verzichten: 45 Schaffende und 30 Theoretiker kommen ohne dies Epitheton aus. Damit man auch hier das Gewicht der Namen merke, hebe ich nur die markantesten heraus; unter den Dichtern: W. Aishauer, Peter Bauer, Peter Dörfler, Josef Feiten, Max Fischer (!), Christoph Flastamp, Maria Honigscheid, Johannes Jørgensen (!), Isabella Kaiser, Paul Keller, Ottomar Kernstock, Jakob Kneip, Richard Knies, A. v. Krane, Johannes Mayrhofer (!), Heinrich Mohr, Ilse Franke-Dehl, Hans Roselieb, Anton Schott, Heinrich Schotte, Schröngamer-Heimdal, H. Schrott-Fiedtl, Hans Steiger, E. Thrasolt, R. Wagenfeld, Fr. J. Weinrich, Konrad Weiß, H. Berkaulen (daß darunter einige Leute sind, die sich sonst durch forcierten Hyperkatholizismus hervortun, wird man nicht ohne Humor bemerken); unter den Theoretikern: Jos. Auz, Joh. Ehardt, Max Ettlinger, Philipp Funk, W. C. Gerst, E. M. Hamann (!), G. Harrasser, S. J. (!), R. Hoeber, Karl Jakobczyk, G. Kedeis, Maria Röchling, W. Rosch, Alfred Miller, Carl Muth, J. Coermans, S. J. (!), Herm. Plag, E. M. Roloff, A. Salzer O. S. B., M. Scheler, Werner Thormann (auch hier ist die Konstellation nicht uninteressant). Fazit: das Gros unserer „belletristischen“ Schriftsteller lehnt das „(t.)“ ab; daß ich annehme, es geschehe das aus ehrenwerten Motiven, habe ich bereits betont.

Bei dieser Sachlage läßt sich aber eine Forderung nicht länger umgehen. Will die katholische Literaturrichtung in Ehren vor der Öffentlichkeit bestehen, dann muß sie um der Selbstachtung willen und zur Verhütung einer Noterienbildung zur Einheitslichkeit in diesem Punkte gelangen. Ich persönlich habe bis jetzt um eines gewissen point d'honneur willen das „(t.)“ beibehalten, obwohl ich es aus den angeführten Gründen grundsätzlich verwerfe. Nachdem nun, wie die Tatsachen zeigen, der größte Teil unserer an der schönen Literatur beteiligten Schriftsteller sich auf meinen Standpunkt gestellt hat, scheint mir praktisch kein anderer Weg mehr gangbar, als allgemein auf das „(t.)“ zu verzichten. Und da die Redaktion von Kürschners Literatur-Kalender bis jetzt in diesem Punkte so wenig Entgegenkommen gezeigt hat, schlage ich vor, daß wir ihr die Herstellung der Einheitslichkeit und Parität (der Vollständigkeit halber sei angemerkt, daß ein einziger Schriftsteller sich ausdrücklich als „(evang.)“ bezeichnet, der Theologieprofessor J. Leipoldt in Leipzig) dadurch erleichtern, daß wir alle uns weigern, auf die Frage nach dem „(t.)“ Auskunft zu geben. Nur so werden wir uns faktisch Gleichberechtigung erringen. Wer sich über die katholischen Schriftsteller als solche unterrichten will, mag nach Reiters katholischem Literatur-Kalender greifen, der freilich seit vielen Jahren nicht mehr erschienen ist, und dessen bisheriger Herausgeber, Karl Menne, sich selber im Kürschner ohne das „(t.)“ präsentiert. Im allgemeinen deutschen Literatur-Kalender aber wollen wir nur als gleichberechtigte Mitglieder des gesamten nationalen Literaturschaffens auftreten.

Wenn noch ein haec fabula docet angehängt werden soll, so sei es dies: Im neuen Kürschner sind, wie eine genauere Durchsicht zeigt, manche Namen, auch katholische, ausgelassen worden — was sich indessen auf alle Richtungen ziemlich gleichmäßig verteilen mag. Aber wenn man das auch für die Katholiken besonders anschlagen und meinetwegen ihre Zahl sogar verdoppeln wollte (was weit über die Wirklichkeit hinausgeht), so bliebe doch der ernstlich warnende Eindruck des ungeheuren rein zahlenmäßigen Mißverhältnisses der katholischen Schriftsteller zu den nichtkatholischen im Vergleich zu dem Gesamtanteil der Katholiken an der Bevölkerung der deutschsprachigen Gebiete, also Deutschösterreich, Deutschschweiz usw. unbegriffen. Und mir will scheinen, als ob diese „Moral“ das „(t.)“ an Wichtigkeit noch übertreffe.



Von Menschen und Büchern



Zum literarischen Leben der Gegenwart / Von Dr. Martin Rothenbach

Eine von Max Krell im Verlag Ernst Rowohlt, Berlin, kürzlich herausgegebene Anthologie jüngster Prosa aus dem Lager ausgesprochener Expressionisten (Die Entfaltung. Novellen an die Zeit, geb. 50 Mark) fordert zur Stellungnahme und weiteren Orientierung auf über Ziele und bisherige Ergebnisse jener Strömungen. Das Buch will Ergänzung sein der von Kurt Pinthus besorgten „Menschheitsdämmerung“ und den „seelischen Ausbruch unserer in Katastrophenluft reisenden Menschheit“ in der Kunstform der erzählenden Prosa nachweisen.

Soweit formale Gesichtspunkte für den Betrachter maßgebend sind, ist zuzugestehen, daß von der jungen Generation eine neue Sprache geschaffen worden ist. Nie wurde bisher in deutscher Literatur so knapp geschrieben, nie wurde das Einzelwort bisher mit solcher Fülle des Gefühls befrachtet. Schon sind die Formergebnisse der letzten großen Kunst- und Literaturströmung ins Selbstverständliche hineingewachsen. Schon zeigt sich die formale Befruchtung der Neuerer auch in literarischen Kreisen, die jene Form zu Beginn ihrer Wirkung für abstrus erklärten. Schon klärt sich endlich die neue Sprache selber und weist mehr und mehr die Extreme und Experimente einzelner Fanatiker der Mode und Zeitkrankheit als verstiegen von sich. Wer z. B. die Entwicklung des Epikers Weismantel, um einen der Unfrigen, die „selbstverständlich“ in der obigen Anthologie vertreten sind, zu nennen, verfolgt hat, weiß, wie eindringlich die neue Form auch dem literarisch nicht Geschulten werden kann. (Besonders im neuen Hochlandroman: Das unheilige Haus.)

Andere Worte drängen sich jedoch wieder dem Beobachter jüngster Prosa auf, wenn er auf den Gehalt der Skizzen, Novellen und Romane achtet. Eigenartig: wie blind die jungen, nichtkatholischen Dichter ihren eigenen Formulierungen der Kunstziele gegenüberstehen. Max Krell, selbst schöpferisch sich betätigend (Die Maringotte, Roman), sagt z. B. in „Entfaltung“: „Es geht darum, in entgötterter Welt Gott wiederzufinden, die erstickenden Mächte des Unwesentlichen abzutragen, den Ausblick zur Sonne freizumachen.“ Ähnlich haben sich bisher alle Programmatiker der neuen Jugend, Kasimir Edschmid nicht ausgenommen, geäußert. Sehen wir jedoch bei den Werken zu, die jenes Programm erfüllen sollen, so bleibt alles beim „schlimmen“ Alten und vieles ist noch viel schlimmer geworden. „Entfaltung“ sei Beispiel: Die Novellen, die zu den „den Menschen mit den vitalen Zusammenhängen verknüpfenden Quellen“ (Max Krell) herabsteigen sollen, bleiben mit Vorliebe in der Beschreibung des Tieres im Menschen stehen. Brutale Sinnlichkeit, Grausamkeit, Kopflosigkeit machen sich ungebührlich breit, und vergebens sucht man nach dem Übergewicht aufbauender (statt zeretzender und niederreißender) Motive, die den Leser zum Kampf für eine bessere Zukunft anspornen und ihn durch Vermittlung heldischer Gesinnung ertüchtigen könnten (statt ihn zu bedrücken und zu lähmen). Man wende nicht ein: Kunst sei freigewordene, naturhafte Blume und „wirke“ durch ihr Sein, nicht durch ihr Programm; die Tendenz und der Aktivismus jüngster Dichtung als geistige Revolution wurde und wird von allen Vertretern zu oft und zu stark betont, um als Phrase der Zeit übersehen zu werden. Wer „Erneuerung“ ankündigt und einem zur Grötesten hinneigenden Pessimismus huldigt, muß sich ein absprechendes Werturteil gefallen lassen.

Im übrigen muß „Entfaltung“ als Auslese jüngster Dichtung, soweit sie unter rein literarischen Interessen betrachtet wird, begrüßt werden: Eine Reihe markanter Namen tritt mit nach Möglichkeit bezeichnenden Beiträgen auf. Nicht nur eine „Spitzenpostierung“ wird gegeben, sondern auch das Bild des „Anstiegs zur Epoche, Vorbereitendes, das schon von ihrem Wesen vorausatmet, Erscheinungen, die überleiteten und sich bestätigten, als andere Jugend erschien.“ Der Leser erhält ein gutes Bild des Formwillens der Generation. Daß auch die Kunstform des Essays nicht übergangen worden ist, verdient besonderes Lob, so problematisch die einzelnen Beiträge auch bewertet werden mögen.

*

Das unzweifelhaft stärkste und bedeutendste Buch der letzten Wochen, ein Buch, das sofort bei seinem Erscheinen in die Welt unserer wichtigsten Kulturdenkmäler eintritt, ist die schon längere Zeit angekündigte Auswahl der Dehmel-Briefe der ersten Lebenshälfte. (Richard Dehmel, Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1883 bis 1902. S. Fischer Verlag, Berlin 1922. Preis brosch. 30 Mark, halbleinen 110 Mark). Richard Dehmel, vielleicht die erlebnisstärkste Persönlichkeit seiner Zeit (im Guten wie im Bösen), ist nämlich ein Briefschreiber gewesen von

einem Verantwortlichkeitsbewußtsein, wie es die gesamte deutsche Briefliteratur wohl kaum sonstwo aufzuweisen hat. Dehmel meinte selber: „Ich habe in meinen Briefen vieles, was in meinen Büchern keinen Platz fand, niedergelegt; sie sind, wie mein Haus, Ausdrucksformen meines Wesens, Teile meines Gesamtwerkes. Wenn, wie ich glaube, mein Wert bestehen bleibt, so gehören meine Briefe dazu, sowie auch mein Haus erhalten zu werden verdient.“ Es steht um Dehmels Briefe ähnlich wie um Hebbels Tagebücher. Jede Zeile ist von persönlicher Gehalt durchdrungen, jeder Einzelbrief ist ausgeformt wie ein Essay. Die ungemein lebhaft intellektuelle Begabung Dehmels befähigte ihn wie keinen zweiten, Anfragen und Anregungen seiner künstlerischen Umgebung trefflicher zu parieren. Die Auswahl seiner Briefe gibt daher einen ganz hervorragenden Querschnitt durch das künstlerische Leben der unmittelbaren Vergangenheit. Die unbedingte Ehrlichkeit in allen menschlichen Angelegenheiten aber verbürgt in den Briefen des Dichters wesentliche Streiflichter und Erläuterungen für die Eigenart seiner eigenen Persönlichkeit.

Es ist etwas Großes um das persönliche Vermächtnis eines starken Menschen. Mag Dehmel gewiß auch keine Lektüre für junge Mädchen darstellen, die große Linie seines Weges „von dumpfer Sucht zu lichter Glut“ bleibt ein gewaltiges Denkmal deutscher Geistesgeschichte. Niemand wird sich dem Eindruck der von ehrlicher Siegerfreude und seiner Selbstironie Zeugnis gebenden Worte verschließen können, die der Dichter drei Tage vor seinem Tode seiner Gattin sagen durfte: „Ich bin von Hause aus gar kein besonders guter Mensch gewesen, aber ich habe gut werden wollen, und nicht wahr,“ fügte er lächelnd hinzu, „das habe ich doch erreicht.“

Die Andeutungen, die der „Gral“ im Aprilheft über Sinn und Wert des Verlags Eugen Diederichs in Jena gab, erfordern den Hinweis auf die eingehende Beschreibung des Werdeganges seiner „Kulturbewegung“, die Dr. Heinrich Gehenz im Märzheft „Hochland“ schrieb. Hier ist in wissenschaftlich sorgfältiger, wenn auch reife Kenntnisse voraussetzender Analyse flargelegt, aus welchen Zeitströmungen heraus das Verlagswerk zu seiner heutigen wichtigen Stellung innerhalb des deutschen Geisteslebens gekommen ist.

Wird nehmend die abermalige Gelegenheit der Erwähnung des Diederichschen Verlags zum Anlaß, auf seine soeben wieder um 2 Bände vermehrte Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur“ hinzuweisen. (Herausgegeben von Friedrich von der Leyen und Paul Baumert.) Die Aufzählung der bisher bereits erschienenen Bände gibt ein Bild der Anlage und des universalen Geistes der Sammlung: Rufäus: Volksmärchen der Deutschen; Grimms Kinder- und Hausmärchen; Deutsche Märchen seit Grimm; Plattdeutsche Volksmärchen; Nordische Volksmärchen; Russische Volksmärchen; Baltan-Märchen; ferner Einzelbände für Neugriechenland, Kaukasien, China, Indien, die Südpazifik, Afrika, Südamerika. Auch bei den Märchen ist wie in der prächtigen Sammlung „Thule“ besonders das Bestreben der Herausgeber zu rühmen, trotz ihrer fachwissenschaftlichen Forscherarbeit rein ästhetische und kulturgeschichtlich spannende Wirkungen im Leser zu erzielen.

Es sind neu der Öffentlichkeit übergeben worden (1922) Finnische und Estnische Märchen und Malaiische Märchen. Der erste Band, der neben seiner literarischen Aufgabe im gegenwärtigen Zeitpunkt mit Recht auch noch die Aufgabe für sich in Anspruch nehmen kann, „zu den bereits vorhandenen geistigen Brücken eine weitere zu schlagen, die von Deutschland über die Ostsee zu den Finnen und Esten führt, deren Kulturleben kennen zu lernen aus gewichtigen Gründen für uns Deutsche von Belang ist.“ Der Herausgeber (August von Löwis of Menar) zeigt eine knorrige, trockene und fast einsilbige Art des Erzählens. Straff konzentrierter Dialog bei eingeschränktester Schilderung scheint Eigenart finnischen Stiles zu sein. Daß das hohe Wirkung nicht ausschließt, hat gerade die jüngste Vergangenheit deutscher Prosa (vgl. oben!), wenn auch in anderer Erlebnisrichtung, nachgewiesen. Die malaiischen Märchen (Herausgeber Paul Hambruch) haben reichere Abwechslung. Sie steigen auf von Tiergeschichten, Kosmogonien, moralisierenden Erzählungen, Heilbringerfagen, Parabeln bis zur Rahmenerzählung und zum Epos. Auffallend lebendig ist in ihnen der Naturfimmel. Das Natürliche wird weitergegeben, ohne künstlich gezogene oder auch kulturbedingte Schranken, oft derb, oft auch unter Betonung einer komischen Seite.

Weshalb wir auch auf die Erzeugnisse fremder und fremdesten Literaturen, soweit sie uns als Volksgut der Fremde heute geboten werden, Wert legen? Unsere Zeit, die neben Vertretern ererbter Hochkultur (Beispiele: Thomas Mann, Paul Ernst, Stefan George, Reiner Maria Rilke) und neben kerngefunten Eigenbrödlern (im guten Sinn; Beispiele etwa: Peter Dörfler, Jakob Kneip, Alfons Paquet, Franz Herwig) wesentlich Kinder des Uberschwangs hervorbringen mußte, Dichter der Affekt und Ekstase, des Rausches und der Gier, unsere Zeit, deren künstlerischer Ausdruck nur gar zu deutlich zu den beiden Extremen einer Hyperreligiosität hinneigt oder eines chroni-

schen Todesröchelns, gibt sich selber die Antwort. Alle Pflege gesunder Volkskraft, ehrlicher Schlichtheit und Natürlichkeit, ungezwungener Offenheit ist geistiger Nährboden einer besseren Zukunft und kann gar nicht kräftig genug unterstrichen werden. (Im Bezirk der katholischen Schriftstellerwelt sieht es ja gottlob weniger unbändig aus als in Berlin, wenn auch bei uns die Tendenz zum Extrem mancherorts vorliegt oder vorgelegen hat. Andererseits darf auch von katholischer Seite aus niemals vom „Kampfe“ gegen Unhaltbares der Zeit, selbst wenn dieser Kampf sich überhaupt nicht gegen Glieder des eigenen Leibes richten würde, abgelaassen werden.) Auch fremdes Volkstum zeigt den Weg zu nahrhaftem Brot und warmer Heimat, nach der unsere Zeit hungert.

*

Die zwei letzten Dörfler-Bücher / Von Dr. Martin Rodenbach

Auf eines freilich werden wir von nun an verzichten müssen, auf den gedanklich unbeschwerten, heimatisch anheimelnden Fabulierer Peter Dörfler. . . Ob diese Wandlung nicht schade ist? So Johannes Mumbauer in einer Besprechung der „Neuen Götter“ im literarischen Handweiser 1920. Inzwischen ist Peter Dörfler schon wieder ein anderer geworden. Sagen wir es gleich: ganz vortreffliche Wandlungen hat die Zeit gebracht und Dörflers „Stumme Sünde“ wird in den nächsten Monaten, wenn sie ihren — wie bei den Neuerscheinungen katholischer Verleger gewöhnlich — langsameren Zug in die Bekanntheit des breiteren Publikums gemacht hat, noch viel Lob einzuheimen haben.

„Stumme Sünde“ (Kösel-Pustet, München-Kempten 1921) ist Heimatkunst und doch viel mehr. Die Handlung ist denkbar einfach, sozusagen auf einen einzigen seelischen Zustand zusammengepreßt. Ein Schäfer hat Schuld auf sich geladen und vermag sich ihrer durch eine offene Beichte nicht zu entledigen. Von Natur aus Eigenbrödlerr und scheu und von einer ganz seltenen seelischen Empfindsamkeit, jagt ihn das böse Gewissen in die Fremde und bereitet ihm unsäglich Qualen. Und von solchem Entsetzen ist der Gedanke an die Schuld, daß das Bekenntnis auf dem Sterbebett trotz des guten Willens zur Beichte nicht mehr Worte finden kann. Der Arme stirbt gerechtfertigt vor Gott, aber die Worte der Beichte werden vom Dämon der Schuld zerbröckelt und zerdrückt. Sie brechen dem Schäfer das Herz.

Ein großangelegtes Seelenbild also, die Angstzustände und Reibungen des schlechten Gewissens an der Außenwelt darstellend, mit ganz erlesener Gestaltungskraft ausgeführt. Die schrullig-tragische Gestalt des einfachen Schäfers wächst, durch die Wucht der Versinnlichungsgabe des Dichters in immer neue Beleuchtung gerückt, auf zum Symbol der Schuld überhaupt. Mysterium iniquitatis! Denn „in der schwülen Stille eines einsamen Herzens, da haben die Wetter und Wolken Zeit, sich zusammenzubrauen, und da draußen steht einer so ganz hüllenlos und schußlos vor dem geheimnisvollen Reich.“

Es wäre hochinteressant, der Technik des Dichters nachzuspüren, wie er aus diesem so einfachen Vorwurf ein so reiches Buch schaffen konnte. Denn stets wechselt Hintergrund und seelisches Milieu der einen Hauptgestalt, Erinnerungen an die Jugendzeit und Vergangenheit tauchen auf, ganz von fern spricht die Gestalt der Mutter in die Handlung hinein, in der Gestalt der guten alten Rätter entsteht eine prächtige Gegenspielerin, die schon einmal zur Trägerin der erläuternden Überlegungen über den Seelenzustand des Schäfers gemacht werden kann, vor dem Schluß endlich wächst gewittergepeitschte Landschaft und aufschwellende Sprache ins Erhabene hinein. Immer aber steht die Schuld im Zentrum der Geschehnisse, greifbar deutlich (obwohl man nicht weiß, worin sie besteht), ein etelhaftes Ungetüm.

Peter Dörfler hat sich in der Darstellung und Deutung seelischer Vorgänge sozusagen selber übertroffen. „Stumme Sünde“ erscheint uns als das reifste Werk des ganzen bisherigen Lebensganges. Daß jedoch mit dieser prächtigen Erzählung keineswegs ein Schlußstein gesetzt sein soll, bedeutet uns die soeben (1922) im Verlag Haas u. Grabherr, Augsburg, erschienene Abenteuerergeschichte „Peter Farnes, ein Abenteuerer wider Willen“. Die Versenkung in die Geheimnisse der Psychologie der „Stummen Sünde“ scheint einen Rückschlag ausgelöst zu haben: Peter Farnes Geschichte, auf geschichtliche Erlebnisse eines Missionars zurückgreifend, der vielleicht als erster Europäer ganz Afrika von Algerien bis St. Paul de Loanda an der Südwestküste unter steten Gefahren durchquert hat, lebt ganz im Stofflichen, im Abenteuerlich-Spannenden gesunder Abenteuerliteratur. Die Menschen handeln, sind mehr bewegte Figuren als Ausnahmestellen, die zur sorgfältigen Beobachtung auffordern. Der Wechsel der Landschaft ist mehr als Hintergrund: er

gehört zum Wesen der Vorlage. Aller Inhalt, Menschen und Geschehnisse und Umwelt, sind, echt gesehen, überzeugend ausgesprochen, aber das Fremdländische einer Reihe wunderbarer Begebenheiten als solcher bleibt doch das Wesentliche.

Damit soll keineswegs ein abfälliges Werturteil ausgesprochen werden. Im Gegenteil! Der Leser hat seine helle Freude an dieser reifen, abgetlärten Fabuliertkunst, und „Peter Farne“ soll hier als ein Buch bezeichnet werden, dem man die allerweiteste Verbreitung im gesamten Volk wünschen muß. Das Stofflich-Ergreifende macht das Buch auch zu einer ganz hervorragenden Bereicherung der Lektüre für die reifere Jugend.



Neue Bücher

Castelle, Friedrich: *Wanderer im Weltall*. Dichtungen. Großoktav. Warendorf i. W. 1921, J. Schnell. Geb. 25 Mark.

Rußpittel, Johannes: *Die Himmel träumen tief*. Gedichte. Großoktav. Ebenda 1921. Geb. 25 Mark.

In einer Zeit der lyrischen Überproduktion, in der betriebsame Literaten die Kunst bisweilen wie ein Gewerbe betreiben und zu einer Maché ohne Geist und Ethos erniedrigen, ist es eine herzliche Freude, einem so reichen Buche zu begegnen, wie es Castelles „Wanderer im Weltall“ eines ist. Freilich ist es nie hinreichend, nie erschütternd, nie auch wohl wirklich groß, und doch ist man bei ihm gewiß, daß die Weite eines grundgütigen Blicks und das stille Nachsinnen einer mehr beschaulichen als grüblerischen Natur ihre eigene, oft wunderbare Form zu finden weiß. Der Dichter ist reich an inneren Gesichtern, reich an lyrischem Erleben der Welt, der Menschen, der Landschaft, der Sage — vertraut mit den Anschauungen und Sitten des Volkes, dessen Schilderung besonders in ihrer realistischen Kleinmalerei Feinheit und Treue bekundet. („Dorffsonntag“, „Kartoffelernte“.) Und so erklingt denn in seinen Liedern eine große Sinfonie von Liebe und Tod, Vergehen und Werden, Natur und Menschengeschick, Blut und Schuld, Erdenweh und Ewigkeit, Gott und Welt, eine Sinfonie, deren ewige Stimmen als Verkünder unabwendbarer Gesetzmäßigkeiten über das persönliche Leben des Dichters hinauszuwirken möchten. Ihre feinste Ausprägung, wenn dieser Ausdruck auf den starken Flügelschlag von Castelles Schaffen paßt, findet seine Kunst in den Naturbildern, die oft an Eichendorff erinnern oder ans Volkslied anknüpfen. („Späte Lerchen“, „Holder Taufendquell“, „Ruhe in der Geliebten“, „Mit Glodenblumen“, „Stoppeltotentanz“, „Durch Fröhlichkeit und Sterben“.) Von Sage und Geschichte der engeren westfälischen Heimat singen seine Balladen, die klar und gegenständlich, volkstümlich und dabei doch kunstvoll auch niederdeutsche Mundart nicht scheuen. („Herr von Schonnebeds Brautritt“, „Kaiser im Land“, „König Aul“, „König Weking“.) Auch seine Legenden, deren reifste, „Die Jungfrau“, von H a n d e l - M a - z e t t i s „D e u t s c h e m R e c h t“ angeregt scheint, bedeuten eine dichterische Leistung. Unnatürlich dagegen und fast unpoetisch wird in seinem Gedichtzyklus „Charon“, dessen schwerverständliche Symbolik nicht frei ist von dem Evangelium der Modernen „Der Tod ist Vernichtung. Tod ist Endlichkeit. Liebe (und zwar irdische) ist höchste Erfüllung. Liebe ist Seligkeit“. Wer im Dichter auch die sittliche Größe, die innerlich gefestigte Persönlichkeit verehrt, die das Ahnen und Sehnen der Erdenkinder nach dem Ewigen zum Ausdruck bringen soll, der kann den Dichter des „Charon“ nicht so unbedingt anerkennen wie den Sänger der Natur und den Verherrlicher seines Heimatlandes. In unserer überwachen, begehrlichen und an sittlichen Werten so armen Zeit, in dieser Epoche verantwortungsloser und unkontrollierbarer „Maßstäbe“, hinter denen sich verderbliche Gesinnung und jämmerliches Nichtskönnen verbirgt, kennn wir, die wir nicht „Zivilisationsliteratur“, sondern lebendige Dichtung wollen, nur e i n e n Maßstab, den Maßstab des objektiven, dauernden Wertes, der unbedingten ethischen und ästhetischen L e i s t u n g.

Diesen Maßstab an den Landsmann Castelles, an Johannes Rußpichel, anzulegen, ist ungleich schwerer, wenn nicht gar unmöglich. Denn Rußpichel ist noch zu sehr ein Verdender und Suchender, ein jung Glühender von stürmendem Überschwang, von allzu flackernder Sehnsucht nach Vollendung und Kraft — sein Schaffen noch weit entfernt von äußerster Klarheit der Gedanken, sicherer Beherrschung des rein Formalen und der Mannigfaltigkeit des dichterischen Ausdrucks. (Man beachte u. a. die Wiederholung gewisser Worte und Bilder, z. B. des Wortes „Sonne“, das in den ersten 17 Gedichten nicht weniger als 19 mal vorkommt.) Rußpichels Dichten ist noch ein Überströmen, eine Entladung, notwendig und erquickend für seine Innerlichkeit, in der die aufsteigenden Bilder (S. 19) nach Gestaltung stürmisch verlangen, — aber es fehlt ihm noch der strenge Formsinn, damit sicher geprägte, sozusagen endgültige Werke aus der Hand des Dichters hervorgehen können. Es wird uns oft schwer, hinter dem Didicht sprachwidriger und verschwommener Wortfügungen („Blackernd verschwarzte der finstre Fittich“, S. 69. — „Umgewandter Gesichter bleichesHinstreuung starrt in den Grelkreis“, S. 45.) den Sinn eines Gedichtes zu erfassen, zumal wo es sich fast nur um vergeistigte Vorgänge und seelische Auslösungen (Expressionismus!) handelt. Neben mehr oder weniger gelungenen Versuchen, sein eigenes Sehnen und Hoffen, Zweifeln und Wissen dichterisch auszudrücken, gilt sein Gang vor allem dem hinter uns liegenden blutigen Chaos „Krieg“, ohne jedoch über wortreiches Stammeln zu wirklicher Gestaltung zu gelangen. Die Sprache, die gewollt, nie gemußt aus sich selber unklarem Erleben erwächst, wird mitunter zu konzentriertestem Wortgebrängsel, woran meist der unnäßige Gebrauch des Adjektivs, zusammengefügter Worte und unpoetischer Neubildungen die Schuld trägt. (Im Gedicht „Ostkrieg“, S. 39, sind von 220 Worten 51 zusammengesetzte! — Es ist so toteneschädelnd; leise zehend, sich wolkend, die weiße Eitermilch verlassnen Todes, Malmung, Gottes Stillungen usw.) Doch erfreut hie und da ein fein geschautes Bild oder ein schönes Gleichnis, und vielleicht ist es eine gute Verheißung, daß die besten Gedichte am Schlusse des Bandes stehen. Ist darum auch das Erstlingsbuch noch voller Knoten, Ranten und Unklarheiten des Ausdrucks, so dürfen wir dennoch dem kühnen Anfänger eine in der Tiefe seines Herzens vielleicht allzu glühende Begeisterung und ein ehrliches Streben nach ethischen Werten und reinen Formen nicht absprechen. Möge dem Gesellenstück zur rechten Zeit ein Meisterstück folgen.

Gerhard Buchheit.

Russische Literaturgeschichte. Von Alexander Eliasberg. Verlag Beed, München 1922.

Trotz der Versuche Brückners, Friedrichs und anderer hatte es in Deutschland an einer Geschichte der russischen Literatur gefehlt, die gut und klar geschrieben, neben den sog. Klassikern — Puschkine, Gogol, Dostojewski, Turgenieff, Tolstoi usw. — auch die sehr wenig bekannte Lyrik und die Dichtung der neuesten Zeit behandelte.

Diesem Mangel ist durch die soeben erschienene wirklich vortreffliche Literaturgeschichte Alexander Eliasbergs abgeholfen.

Wohl wie kein Zweiter war Eliasberg zu diesem Werke geeignet: Seine zahlreichen, stilistisch sehr glücklichen Übersetzungen mannigfacher russischer Autoren hatten ja schon seine Kenntnis der Literatur des großen Slavenvolkes gezeigt.

Sein Buch ist knapp und übersichtlich geschrieben. Es begeht nicht den Fehler, mit breitspurigen Erörterungen über Werke, die außer den Philologen kein Mensch liebt, zu langweilen. Auch Schriftsteller, denen nur zeitgeschichtliche Bedeutung zukommt, werden in nur wenigen, dafür aber meist sehr glücklich gewählten Wendungen charakterisiert. Um so deutlicher heben sich dafür die hervor, die wirklich Wesentliches zu sagen haben. Sehr verdienstvoll ist auch das Bestreben, Dichter, die in Westeuropa fast gänzlich unbekannt sind, obgleich ihr Schaffen einen hohen künstlerischen Gehalt hat, eingehend zu behandeln. Daher sind die Ausführungen über Trubtschew, wohl den größten russischen Naturlyriker, und über Ujestoff, den russischsten der russischen Prosaiter, doppelt erfreulich. Auch ist die Zerstörung gewisser im Westen als Repräsentanten des modernen Rußland geltender

Moderegöhen sehr am Platze. Es war nötig, daß so hart, aber gerecht über Erscheinungen wie Arkibaschew geurteilt wurde.

Sehr zu loben ist auch die Zurückhaltung Eliasbergs in weltanschaulichen Fragen. Nie tritt irgendeine Tendenziosität peinlich hervor, und auch da, wo der Verfasser, wie etwa bei Wladimir Solowjew, seinem Wesen wie es scheint fremde Anschauungen behandeln muß, sucht er seine Darstellung möglichst sachlich und ungefärbt zu halten. Manches Interessante findet sich im Abschnitt über die russische Literatur seit dem bolschewistischen Umsturz, der die Unproduktivität des Sowjetregimes auch auf literarischem Gebiete aufweist. Wenn die russische Literatur heute noch lebendig ist, so lebt sie nicht wegen des Bolschewismus', sondern trotz der Räterepublik.

Dem Buche geht ein Vorwort Mereßkowskis voraus, der in seiner gewohnten stilistisch meisterhaften Weise Europa die alte Wahrheit sagt, daß die Literatur nicht nur Spiel- und Zeitvertreib, sondern Ründen göttlichen Geistes sei.

Für jeden, der sich für russische Literatur interessiert — und wer befaßt sich heute nicht mit ihr? — sei die Literaturgeschichte Eliasbergs warm empfohlen. Der Preis ist für heutige Verhältnisse nicht übermäßig hoch. Der mit 16 Bildern russischer Dichter geschmückte, solid gebundene Band kostet 45 Mark.

Waldemar Gurian.

Ilse von Stach: Tharfcicus. Ein Festspiel aus der Katakombenzeit. Jugendführungsverlag, Düsseldorf 1921. 40 S. 5,— Mark.

Immermehr häufen sich die Stimmen jener, die die Reform unseres Theaters und unserer dramatischen Literatur nicht von den Repertoirebühnen, den Staats-, Landes- und Stadttheatern sich erhoffen, sondern ihre Erwartung auf die volksmäßigen Wurzeln der Kunst gründen, wie sie heute noch in den Mysterienspielen einerseits, und im Vereinstheater andererseits vorliegen. Soll diese Meinung nicht zuschanden werden, dann ist es notwendig, daß sich unsere bedeutenden Dichter dazu bequemen, für diese Bühnen zu schreiben und das Repertoire des Vereinstheaters durch poetisch wertvolle Stücke zu bereichern. Ein solches Stück hat Ilse Stach in ihrem Tharfcicus-Festspiel gegeben. Wohl nicht bald ein Stoff ist für das Theater der männlichen Jugend so geeignet, wie die Legende des jugendlichen Märtyrers Tharfcicus, die durch die wohlgefeilte Novelle Federers literaturfähig geworden ist, und die eine Dichterin, die das Märtyrerstück Genesius geschaffen hat, mächtig reizen mußte. Ilse Stach weiß ebenso dramatisch und spanend zu sein als weichevolle lyrische Strömungen zu erwecken; in den Szenen, die den Charakter einer liturgischen Handlung sich nähern, glaubt man mitunter in die „missa poetica“ der Dichterin versetzt zu sein. Sehr interessant ist die Behandlung des Chors, der auch bei ihr in zwei widerstreitende Parteien, die „Halbhöre“ der Heiden und Christen geteilt ist, die ihrer weltanschauungsmäßigen Anteilnahme an den Geschehnissen Ausdruck geben. Die Chöre sind als Rahmen der Szenen gedacht und haben die Aufgabe, die durch den Wechsel der Dekorationen verursachten Pausen auszufüllen, wozu sie ausreichen dürften. Sie treten darum ähnlich wie in Oberammergau immer nach Abschluß einer Szene auf und bei Beginn einer Szene zur Seite; sie eröffnen und schließen das Festspiel.

Oskar Ratan.

Weitere Neuerscheinungen siehe in der Beilage „Wolframbund“!



Mitteilungen



Vom Geiste Chinas / Zu unserm Kunstblatt¹

Von Karl Gabriel Pfeißl

Es wird eine Zeit kommen (und keine Entschuldigung ist stichhaltig dafür, daß sie nicht bereits ist), wo der als „gebildet“ geltende Deutsche und Europäer ebenso wohl wie vom Parthenon und der Venus von Milo von so unvergleichlich größeren und herrlicheren Schöpfungen der Menschheit wie dem Himmelsaltar vom Himmelstempel bei Peking, dem Boro-Budur-Tempel auf Java, dem Großen Buddha in den Grotten von Yüntang oder den nicht minder erschütternden, in ihrer geistigen Wucht zermalmenden tausendjährigen Loban-Köpfen in den Höhlen von Schou (Chihli) in China wissen muß. Wo er, wenn er Plato nennt, auch Laotse, Tschuangtse und den vedischen Seher Jajnavalkya kennen muß, und von Buddha und seiner Lehre nicht mehr eine lächerliche, geradezu grotesk in ihr Gegenteil verzerrte Vorstellung haben darf. Und wie ist es etwa möglich, daß wir in letzter Zeit erst in weiterem Umfang zu entdecken beginnen, daß wir eine altdeutsche Plastik von höchstem künstlerischem wie menschlichem Wert besitzen, die Gottfried von Straßburg recht gibt, wenn er sagt:

ichne geloube niemer mē
daß sunne von Mycene gē;
ganzlichiu schoene ertagete nie
ze Kriechenlant, si taget hie.

Von derartigen Erwägungen aus mag man die Bedeutung der Tätigkeit verschiedener neuerer Verlage ermessen, darunter auch des Folkwang-Verlages in Hagen i. W., der mit dem gleichnamigen, von dem kürzlich verstorbenen Karl Ernst Osthaus begründeten Museum verbunden ist. In einer dort von Karl Wirth herausgegebenen Schriftenreihe: „Geist, Kunst und Leben Asiens“, die mit den Werken über Java und die Insel Bali eröffnet wurde, ist nunmehr auch der erste der angekündigten China-Bände erschienen: „China, erster Teil: Das Land der Mitte“, ein Umriß von E. Fuhrmann (Preis geb. 125 Mk.). Fuhrmann will „versuchen, im Text einen Begriff zu geben von den Vorstellungen, die dem Werden der chinesischen Kultur zugrunde liegen. Die Bilder im ersten Band sollen einen Umriß geben von den äußersten Möglichkeiten chinesischer Architektur und Skulptur, sie sollen einen Begriff der Kultstätten und Kultformen vermitteln.“ Der Deckelschmuck enthält in der Mitte das kreisförmige Zeichen des Tai Gi (Uranfang), das im alten chinesischen Denken das *Yin* und *Yang* in sich faßt, d. h. des positiven, des lichten, männlichen Prinzips (weiße Kreishälfte), das auch den *Einatem*, das Feuer und den Himmel bedeutet, und des *Yin*, des Negativen, Dunklen, Weiblichen (schwarze Kreishälfte), das zugleich der *Ausatem*, die untere Welt und das Wasser ist, versinnbildet, ihre große Einheit, bei gegenpoliger Wechselwirkung, im *Tao*, im Urgrunde. Tag und Nacht, Sommer und Winter, Flut und Ebbe, Dürre und Feuchtigkeit sind Erscheinungen dieses großen Weltatoms und Weltrhythmus. Eine solche „Anschauung der Weltkräfte“ ist es, die das älteste chinesische Kultur- und Geistesleben bestimmt, auch im tiefsten noch, als es später von der von Indien herüberkommenden großen Schul- und Erlösungsreligion des Buddhismus ergriffen und neugeformt wird. Die Herkunft jener uraltesten großen „Weltkräfte-religionen“ und damit auch den Ursprung aller Kulturvölker sieht Fuhrmann im Norden (bzw. in Nordwesteuropa) und führt als Stütze dieser Annahme die geheimnisvollen schwedischen Felsbilder sowie die an sich einfache und einleuchtende Behauptung an, „daß weder Völker noch Pflanzen aus natürlichen Antrieben von Süden nach Norden wandern und dort gedeihen“. Wobei offensteht, ob vor allem in den älteren vorgeschichtlichen Erdzeitaltern die klimatischen Verhältnisse der einzelnen Zonen den heutigen entsprachen. „Die Nordmenschen haben in den toten Kämpfen mit den Widerständen ihrer Zonen das Leben von der dynamischen Seite her gelebt.“ Im üppigen Süden dagegen steht der Mensch nicht mehr in schwer errungenem Gleichgewicht mit der Natur, sondern in ihrer Schuld, woraus Herausgeber, in oberflächlichster Verfehlung des Schuldbegriffs und Schuldgefühls, den Schluß zieht, daß damit der Boden für die Entstehung von großen „Sektendarreligionen“ — zu denen er außer dem Buddhismus auch das Christentum zählt — mit Personenkulten und Schuldbeziehungen gegeben sei. Fuhrmann gibt selbst die Gewagtheit seiner Annahmen zu, die immerhin, wie seine im einzelnen ähnlich zu beurteilenden Auslassungen zur chinesischen Bildschrift, mancherlei Anregung bieten.

¹ Aus technischen Gründen kann das Kunstblatt erst einer der nächsten Nummern beigelegt werden.

Die den Hauptteil des Bandes darstellenden zahlreichen, meist ganzseitigen Abbildungen sind nicht alle mit so sicherer Hand, wie etwa in dem erwähnten Java-Buch, gewählt. Doch mögen den Herausgeber bei der Wahl der Beispiele aus der Architektur und Plastik auch andere Gesichtspunkte als die des hohen Kunstwertes geleitet haben. An sich genügt es ja nicht, bei den gewaltigsten dieser steinernen, bildhaften Schöpfungen des religiösen Geistes Chinas von bloßer „Kunst“ zu reden. Daneben aber sehen wir hier manches aus den chinesischen Tempeln, dem die religiöse Zeugungskraft und künstlerische Ursprünglichkeit mangelt, worin die geheiligten Inhalte und Vorstellungen zum Schema, zu einer glatten und leeren Äußerlichkeit erstarrt sind. Wie wir Verwandtes leider in noch schlimmerem Maße bei der heutigen süßlichen Untunst unserer christlichen Kirchen feststellen müssen. Im übrigen bringt der Band so viel Überraschendes, Großes, Eritmaliges, daß wir dem Herausgeber wie dem Verlag und allen Mitwirkenden Dank schulden für diese wie für ihre früheren Gaben. Es genügen Wiedergaben wie die des Glücksgottes in der Lohanhalle von Bi Yün Sse bei Peking, der Prozessions-, Grab-, Metall- und Szeßchuaner Felsreliefs, der Tore, der Paläste und Pagoden von Jehol und Peking, der Drachensäulen und Drachengemauern, oder des gedanklich fesselnden tiefen Samfara-Bildes im Tempel von Tan Osch Sse (Westberge), um dem Werk unverlierbaren Wert zu verleihen. Die leicht und herrlich dem Horizont gedöfnete, steinerne, blau eingefasste Kreisrunde von Peking's Himmelaltar, auf dem jährlich am Tag der Winter Sonnenwende von Herrscher und Volk die höchste Opfer- und Weibefeler vollzogen wird, scheint Gott und den himmlischen Hof selbst zum feierlichen Niedersteigen einzuladen. Fuhrmann glaubt, daß — ähnlich wie bei babylonischen und ägyptischen Kultbauten — die Gesamtanlage des Himmelstempels kosmisch bestimmt ist, in gleichnißhaftem Sinne, und zwar in Beziehung zum „menschlichen wie zum himmlischen Organismus“. Wie vertraut solche Gedankengänge dem chinesischen Denken sind, mag der Schluß von Laotjes 25. Spruch aus dem Tao-Te-King zeigen:

Der Mensch hat die Erde zum Vorbild.
Die Erde hat den Himmel zum Vorbild.
Der Himmel hat den Sinn zum Vorbild.
Und der Sinn hat sich selber zum Vorbild.

(Verdeutscht von Rich. Wilhelm, Jena 1915.)

Von dem schon aus anderweitigen Veröffentlichungen (so bei Kurt Wolff, München: Senius 1919, Bd. II, und ebd. Verznst: Von Chinas Göttern) bekannten Großen Buddha der Grotte 18 von Yüntang, aus dem 5.—6. Jahrh. n. Chr., der in seiner erdentrückten Erhabenheit wohl das gewaltigste Bildwerk der Erde darstellt, auch in seinen Ausmaßen übermächtig, bringt der Band eine neue fesselnde Aufnahme, in welcher der obere Teil des Kolosses mit der erhobenen Rechten in Seitenansicht von unten gegeben ist. Bezeichnende chinesische Landschaftsbilder eröffnen, Wiedergaben aus Chinas Volks- und Straßenleben beschließen das Buch, das uns mit spannender Erwartung auf den ihm in Kürze folgenden zweiten Band erfüllt.

*

Leo Sternbergs „Gaphna“. Dramatisches Spiel in 4 Akten. (Verlag H. Staadt, Wiesbaden 1922.)
Uraufführung am 18. Februar im Stadttheater in Koblenz.

Es ist eigentlich nicht recht erklärlich, wie es möglich gewesen ist, daß Leo Sternbergs erste größere Bühnendichtung nach der Uraufführung in der Presse so großes Lob finden konnte. Eine Zeitsymbolik in biblischem Milieu ist noch nicht ohne weiteres Empfehlung, auch wenn Lebensbejahung das Grundmotiv der Dichtung ist. Und einige Szenen mit grellen Bühneneffekten hätten ebenfalls berufene Kritiker nicht gar so leicht über die fehlende dramatische Gesamtgestaltung hinwegtäuschen dürfen.

Buzugeben ist, daß Sternbergs dramatisches Spiel einige wirklich der Form des Dramas zugängliche Ideen birgt. Der seelische Werdegang einer Frau, die aus Lebensgier (Sternberg sagt: Gottsuchertum) zur Dirne wird, von Henoch, dem Heiligen aus dem 1. Buch des Moses, jedoch in ihrem Wert erkannt und zur Frau genommen wird, sodann ihn erniedrigen möchte, weil sie sich dem Heiligen unterlegen fühlt, und schließlich entläuft, um in der Liebe zu einem Engel zum ersten Mal sich ihres Wertes bewußt zu werden und im Verzicht auf die Liebe zum ersten Mal einem fremden Wesen etwas schenken zu dürfen — der seelische Werdegang einer Frau zur Müttern — li ch t e i t also wäre an und für sich ein großer Vorwurf für eine Dichtung. Sternberg ist jedoch mit diesem reichen Stoff noch nicht zufrieden. Er fügt noch 2 Akte hinzu, in denen Gaphna, wiederum als Henochs Gattin angenommen, ihren Gatten verliert, in Henochs Entrückung zum Beschluß jedoch das menschliche Vorbild erkennt, daß nämlich auch das hereinbrechende Unheil der Sündflut nicht das Leben vernichten soll, sondern erneuen. Durch diese Überfülle der Motive

(eine Reihe ebenso wesentlicher Momente wie die genannten konnte in der kurzen Inhaltsnotiz gar nicht erwähnt werden, so Saphnas mütterlicher Einfluß auf Henoch oder ihr Verhältnis zu einem früheren Liebhaber) hat Sternberg seiner Dichtung die Möglichkeit einer eindeutigen Steigerung verbaut. Ausgerechnet die psychologisch wertvollsten Probleme werden nur „genannt“, „erzählt“, nicht als Gegenwart „geschaut“ und bezwungen. Das Wesentliche der Gesamtdichtung wird durch den Lärm überlaut rhetorischer Umrahmungsszenen nahezu erstickt. Von einem wertvollen Weltanschauungs-drama kann füglich nicht ohne weiteres die Rede sein.

Der Gesamteindruck der Uraufführung in Koblenz bestätigte überdies ganz und gar das ab-sprechende Werturteil, das sich schon aus der Lektüre ergab. Die zu „mystischer“ Unklarheit neigenden rhetorischen Versgebilde wurden auf der Bühne selbstverständlich nicht sehr viel einleuchtender. Die Darstellerin der Titelrolle verfügte zudem über völlig unzureichendes Stimmmaterial, um in ihrer stets krampfigen Haltung nicht auf die Nerven zu fallen.

Alles in allem: Wir glauben vorläufig noch nicht recht an eine Zukunft des Dramatikers Sternberg.
M. R.

Goethe-Bühne, Berlin. Es ist einem an dem geistigen Wiederaufbau der Heimat mitschaffenden literarischen Kreise Berlins gelungen, trotz der Ungunst der Verhältnisse eine deutsche Bühne (Goethe-Bühne) zu gründen, die mit dem Namen Goethe die Verpflichtung übernehmen will, in seinem Sinne „zu einer Gemeinschaft reiner Menschlichkeit beizutragen und erzieherisch zu wirken.“ Das vorläufig aufgestellte Arbeitsprogramm ist zu begründen.

Der Leiter des Unternehmens, der Deutschbalte Herr Peterson, der durch seine von tief christlicher Gesinnung getragenen und mit starker organisatorischer Begabung durchgeführten Arbeiten im Dienste des Roten Kreuzes zur Kriegszeit in Berlin sich allgemeinste Sympathien erworben hat, bietet die Gewähr, daß diese Theatergemeinde, nur dem Ideal zugewandt, im Bunde mit allen wahren Idealen arbeiten wird, weshalb es nicht verwunderlich ist, daß auch Katholiken an dem Unternehmen, dem wir größtes Interesse entgegenbringen, beteiligt sind.

Grillparzer-Feier des Bühnenvolksbundes. Das Direktorium des Bühnenvolksbundes hat beschlossen, in den Mittelpunkt der diesjährigen Hauptversammlung des Bundes in Hannover (5. bis 8. Mai 1922) eine große deutsche Grillparzer-Feier zu stellen, die durch ihren akademischen Festakt (es sprechen Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Dyroff, Bonn, Professor Friedrich Lienhard, Weimar, Dr. Hugo von Hofmannsthal, Wien, Intendant Dr. Saladin Schmitt, Bochum) „das Bekenntnis zur kulturellen Tradition und zur inneren Verbundenheit des gesamten Deutschlands herausarbeiten will“ und eine besondere Prägung durch die Aufführung der „Libussa“ gewinnen soll. — Im Mittelpunkt der eigentlichen Festtagung steht die Rede des Ministerialpräsidenten a. D. Adam Stegerwald, M. d. R., über „Die christlich-nationale Arbeiter- und Angestelltenbewegung und der Bühnenvolksbund.“

Calderongesellschaft. Das Stück „Credo“, einen Ausschnitt aus der Zeit der Katholikenverfolgungen in der Mark Brandenburg und zwar in Berlin selbst, bietend, wurde vor der Calderongemeinde unter großem Beifall erstmalig aufgeführt. Nähere Besprechung folgt. Eben läuft auch noch die Nachricht ein, daß die Aufführung des Kranejschen Mysteriums: „Die Sünderin“ ein durchschlagender Erfolg wurde.

Die von der Berliner Kaufmannschaft in hingebender Weise gestützte Calderongesellschaft befindet sich nach allem, was von verschiedensten Seiten berichtet wurde, in einem versprechenden Aufschwung.

Notleidende katholische Schriftsteller werden darauf aufmerksam gemacht, daß bei der Schriftleitung des „Gral“ ein freundliches Angebot vorliegt, den einen oder anderen von ihnen oder auch Kinder aus ihren notleidenden Familien für eine Zeitlang kostenfrei auf westfälischen Gütern einen Aufenthalt zu gewähren. Denen, die ein solch Verständnis für unsere literarische Not durch die Tat zeigen, sei hiermit herzlichst gedankt. Etwaige Anmeldungen bitte an den Herausgeber des „Gral“ persönlich zur weiteren Vermittlung.

*

Seit dem ersten Mai hat Dr. Martin Rodenbach die Stelle eines Geschäftsführers der Schriftleitung des „Gral“ übernommen. Bitte, alle Einsendungen, die nicht für den Herausgeber persönlich bestimmt sind, in Zukunft einfach an die Schriftleitung des „Gral“, Bonn, Hofgartenstraße 9, richten zu wollen.



Maria mit dem Apfel
Herder-Verlag, Freiburg

Vergleiche Seite 426

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Sechzehnter Jahrgang * Heft 9 * Essen, im Juni 1922

Grün

Wie dank ich dir, mein Gott, für deine vielen Farben!
Was auch die Menschen schon an mir verdarben,
im Grün erholt der Engel meines Auges sich,
schwebt aufwärts, wächst, wird wahr und preiset dich.

Richard von Schaukal

Veni Sancte Spiritus . . .

Von Friedrich Muckermann, S. J.

Dja, sagt Dmitri im Roman der Gebrüder Karamasoff — er ist ins Gefängnis geworfen wegen eines Mordes, den er nicht begangen, hat aber im Kerker seine Seele wiedergefunden — wir werden in Ketten sein, und es wird keine Freiheit geben. Aber dann werden wir in unserm großen Kummer aufs neue auferstehen zur Freude, ohne die es dem Menschen unmöglich ist, zu leben, und ohne die Gott nicht sein kann; denn Gott gibt die Freude, das ist sein Vorrecht, sein erhabenes . . . Wie werde ich dort unter der Erde — in den sibirischen Bergwerken — ohne Gott sein können! . . . Wenn man Gott von der Erde vertreiben wird, so werden wir ihm unter der Erde begegnen! Für einen Zuchthäusler ist es nicht möglich, ohne Gott zu sein, noch weniger möglich sogar wie für die, die außerhalb des Zuchthauses leben! Und dann werden wir, die unterirdischen Menschen, aus der Tiefe der Erde einen Trauerhymnus anstimmen zu Gott, bei dem die Freude ist! Ja, es lebe Gott und seine Freude! Ich liebe ihn! . . .“

Immer ist der Durchbruch der Seele zu Gott begleitet gewesen von gewaltiger Freude. Von jener tiefen Freude, die aufspringt wie eine jubelnde Fanfare über düster grollenden Akkorden. Wann werden wir die Hymne Mitjas singen?

Freude kommt immer aus starkem Leben. Sie ist eben klingendes Lebensgefühl. Woher soll es unserer Dichtung wiederkommen?

Es gab ein Volk, das hatte eine Poesie, die lauter Freude und Lobpreis ist. Eine Poesie, die uns wohl durch Rätsel und Grauen führt, aber doch niemals bei ihnen stehen bleibt, sondern in ihrer Gesamtheit immer wieder aufleuchtet in großer Freude. Es ist die Poesie der Schrift, deren Urheber der Heilige Geist ist. Ihn hat Christus auch uns versprochen: Er wird bei uns sein, er wird uns einführen in alle Wahrheit, er wird uns trösten, er wird wie ein dauernd Pfingstwunder durch die Menschheit gehen.

Wo er das Leben beherrscht, wo er in den Seelen das Abba, Vater, seufzt, wo er die Kraft gibt zum heroischen Opfer, wo er in den Herzen singt und schwingt, da ist ein blühend Volk, ein heiliges Volk, ein glückliches Volk. Da sind Stadt und Land bevölkert von Menschen, die alle eine Harfe in sich tragen. Und kommen sie nie zum Lied, und wird ihr Wesen auch nie zur Form, es ist doch innerlichst bei ihnen die Poesie, es ist schöpferischer Grund, eine Scholle voll Reim und Hoffnung, ein wohlbereiteter Mutterboden für göttliche Empfängnis.

Komm, Heiliger Geist, die Freude ist gestorben. Das innere Seelenband der Menschheit mit einer höheren Welt ist zerrissen. Schlage du die Brücke zu den Völkern von heute, daß sie leben in dir.

Strahlend in der Gegenwart dehnt sich dein Reich. Herrliche Kirche Gottes, Stadt des Heiligen Geistes, durchbraust von seiner Begeisterung, durchwogt von seinen Quellen, durchglüht von seinem Feuer. Da leuchten Wahrheiten auf; o, wie Sterne sind sie, gehen wie in ewigem Blau, der Menschenhand unerreicher, ihre Straße. Jedes Wort, von deinem Hauch gesprochen, es soll mir heilig sein. „Dogma“ sagen die Menschen, und sie zucken zusammen. Als beuge die Formel ihren Geist, als lege sich greisenhafte Starre über aufbegehrendes Leben. Mir ist Dogma, und wäre es der nüchternste Satz, nur ein

Stück im großen Lied des Heiligen Geistes. Aus dem Ewigkeitston, mit dem es verkündet wird, spricht mir heraus das Leben des unvergänglichen Gottes. Wie ein Gestirn ist mir solch ein Wort und weist mir Wege durch die Nacht. Wie ein neuer Quell geht es auf in meiner Seele, sobald ich es gläubig empfangen.

Kirche Gottes, herrliches Reich des Heiligen Geistes, immerfort durchflungen von unsterblicher Poesie. Ein Geschlecht gibt den Chor weiter an das andere. Im Liede lebt die Seele der Menschheit fort und knüpft sich immerdar an ihren Ursprung. Ragende Bogen und Türme, wundervolle Kathedralen, die im kalten Stein noch das warme Herz des Glaubens festhalten, aus dem sie hervorstiegen, tragen ihre Kreuze ins Morgenrot. Aufgang und Niedergang haben sie Tag für Tag erlebt; zu den Füßen ihrer grauen Mauern sind hingezogen Völker und Zeiten, Sieger und Besiegte, fromme Pilger und wilde Revolution: Sie aber schauen groß und klar ins Land, Zeugen einer Macht, die nicht von dieser Welt ist.

Herrliche Kirche Gottes! In all deinen heiligen Gebräuchen, in deiner prachtvoll abgestuften Hierarchie, in deinen Gebeten und Liturgien, überall fühle ich das Wehen des Schöpfer-Geistes. Wollte doch Gott uns das Auge geben, um zu sehen; die Seele, um es inne zu werden, wie ergreifend das ist, welch ein Kunstwerk Gottes, eine neue Schöpfung, hineingebaut in die alte, sie ganz hineinziehend in ihre gigantischen Maße. Aber, weiß Gott, man kann auf die Decke der Sixtina sehen und dort Spinnengewebe suchen.

Herrliche Kirche Gottes! Stadt auf dem Berge, bist du doch Land großer Stille. Der Welt verborgen blühen deine besten Blumen. Während in hehrer Andacht sich Menschenhäupter neigen, geschehen deine Ereignisse, so abgründtief. Ausdruck des Göttlichen sind deine Symbole, und doch scheinen sie es mehr zu verhüllen, als zu entschleiern. Eine ganz neue Sehkraft, ein ganz neues Erkennen braucht es, um das Geheimnis zu ahnen.

Das ist ja alles so voll von Schönheit und Duft, daß man sich staunend fragt: Wie kann nur christlich Volk dem Mammon dienen! Wie kann es versinken in Materialismus und Heidentum! Nein, nein, das liegt uns nicht. Wir haben gar kein Talent zu Wettläufen im irdischen Stadion. Unser Ziel ist höher, unsere Krone über den Sternen, unser Wandern gewaltiger. Wir müssen ja wohl zurückbleiben auf tausend Seitenwegen, die wir eingedenk sind unserer großen Pilgersfahrt.

Komm, Heiliger Geist. Führe uns ein in alle Wahrheit. Mach uns süß und leicht das Joch unsers Herrn. Und wir werden etwas von deinem Brausen in unsern Liedern haben und von deinem Feuer in unserer Rede. Und diese Lieder und diese Reden, aus Gott geboren und aus in Gott erweckter Seele, werden Menschen hinreißen, wie Gottes Prophetenstimme.

Komm, Schöpfer-Geist, über das untergehende Abendland, schaffe dir starke Söhne und Geschlechter, und sie werden die Welt auf ihren Schultern weitertragen zu neuer großer Freude.



Gedanken eines katholischen Schiller-Regisseurs

Von Prof. Dr. Marx Möller¹

Während jenes wunderbaren Eucharistischen Kongresses, der im Jahre 1913 in Wien stattfand, sprach an jedem Tage der Festwoche der Berliner Königliche Schauspieler Rudolf Christians im Theater an der Wien die große Schillersche Ballade vom Grafen von Habsburg. Diese Ballade, die wohl eher als eine Legende zu bezeichnen ist, wirkte jedesmal auf die große gläubige Zuhörerschaft wie eine Offenbarung und Überraschung; als wäre sie erst in jenen Tagen und für diese Wiener Feier gedichtet. Selten wohl hat Schillers Balladentkunst solchen Triumph gefeiert, wie in jenen friedensvollen Tagen!

Am Abend nach der großen feierlichen Prozession wollte auch das Burgtheater sein Öl in das allgemeine Freudenfeuer gießen und bot eine Aufführung der Jungfrau von Orléans. Der Eindruck war ein fast niederschmetternder. Und gerade an diesem Tage empfand man mit ganz besonderer Peinlichkeit die Kenntnisslosigkeit Friedrich Schillers katholischen Bräuchen und Dingen gegenüber; und geradezu entsetzt konnte man sein über die Blindheit, mit der nicht nur den Schauspielern, sondern auch jenem Publikum an jenem Tage die Irrtümer des Dichters völlig zu entgehen schienen.

Da war gleich zu Beginn der Handlung jenes angeblich wundertätige Muttergottesbild, um das sich so gar kein Mensch auf der Bühne kümmerte! Alle die Personen, die sich da besprachen, bewegten sich vor diesem Gebilde, wie man es etwa bei taktlosen norddeutschen Reisenden hin und wieder in Bayern beobachten kann; kein Kommender und kein Gehender bot dem „uralten“ Bilde einen Gruß, von dem doch Johanna nachher dem Erzbischof erzählt, daß es das Ziel vieler frommer Pilgerfahrten immer gewesen sei. Und auch als Johanna selber nachher Abschied nimmt von der Heimat, da gönnt sie in deklamierend-antifiskierender Art wohl dem Echo liebe Worte, aber an einen Abschied von dem ehrwürdigen Bilde denkt sie nicht!

Es handelt sich hier um kraffte Unrealistik. Begreiflicherweise hätte die damals übliche Beachtung eines solchen Muttergottesbildes mit gar zu häufigen Verbeugungen und Bekreuzigungen leicht ein schleppendes Tempo in die Handlung gebracht. Ein Regisseur würde also vielleicht nicht geschickt handeln, wenn er die frommen Landleute das Bild so ehren ließe, wie es ihrer damaligen Gesinnung entsprochen hätte; aber vielleicht wäre es gar nicht unrecht, wenn ein heutiger Regisseur das vom Dichter nicht richtig ausgenutzte Requisit des heiligen Bildes gar nicht auf die Bühne stellte. Man könnte dann im Gebärdenspiel so tun, als wenn jenes Bild in etwas weiterer Ferne außerhalb der Sehweite des Zuschauers sich befände.

Im großen Akt vor dem König, in ihrer Traumerzählung, spricht Johanna Worte, die wiederum jedes katholische Empfinden verletzen müssen. Nach ihrer Schilderung soll ihr Maria gegenüber gesagt haben: „Und göttlich bin ich selbst!“

¹ Prof. Dr. Marx Möller, Schriftsteller, Literaturhistoriker und Rezitator von Ruf, zuletzt Dramaturg und Regisseur am Altonaer Stadttheater, ist am 9. November 1921 gestorben. Der „Gral“ betrachtet es als eine Ehre, mit einem Aufsatz aus der Feder des Toten seiner edlen Persönlichkeit gedenken zu dürfen.

— Wenn Johanna in Gegenwart des allerchristlichen Königs und des Erzbischofs so eine Meldung gebracht hätte, so hätte der Erzbischof sie wahrscheinlich sofort unterbrochen und hätte ihr gesagt, daß ihr nicht Maria, sondern ein Geist der Hölle erschienen wäre, denn Maria wäre einer solchen Gotteslästerung, wie sie in diesen Worten gelegen hatte, doch natürlich niemals fähig gewesen! Es ist ebenso seltsam wie betrübend, daß diese Entgleisung des Dichters niemals von unseren Johannadarstellerinnen und Regisseuren empfunden wird. Es befinden sich doch unter Darstellerinnen und Spielleitern so viele, die eine katholische Erziehung genossen; aber keinem wird es klar, daß Schiller hier wahren Anfsinn redet.

Vielleicht ließen sich diese fünf sinnlosen Worte einfach streichen. Würde es sich um ein buddhistisches oder ägyptisches Priesterpiel handeln, in dem in ähnlicher Weise heilige Gebräuche vom Dichter mißverstanden wären, so würde so ein Irrtum längst bemerkt und allgemein ausgemerzt worden sein. Dem katholischen Wesen aber wird noch immer nicht soviel Teilnahme und Verständnis entgegengebracht. Man denke sich einmal dieses Drama in spanischer Übersetzung! Soll auch da vielleicht aus Rücksicht gegen Schiller dem überwiegend katholischen spanischen Parkett solche Verkehrtheit geboten werden? Wahrscheinlich würde man da einfach streichen!

Und streichen würde man darauf wohl auch das läppische Kompliment des Erzbischofs, der auf die kindliche gläubige Bitte Johannas, er möge sie väterlich segnen, ihr geradezu einen Korb erteilt! Er muß doch soviel Priesterwürde in sich tragen, daß er weiß, daß der jüngste Kaplan ein Spendender ist, wenn er dem hochstehendsten Laien den Segen vermittelt; er aber meint: „Du bist gekommen, Segen auszuteilen, nicht zu empfangen!“ Die nachfolgenden Worte: „Geh mit Gottes Kraft“ haben ja allerdings segenhafte Klang; aber durch die gleich daran sich schließende Wendung: „Wir aber sind Unwürdige und Sünder“ wird ihnen jede Wucht und Wärme genommen, so daß bei der Darstellung es immer nur bei einem recht ärmlichen und naskalten Segen bleibt!

Zum Glück kommt es in manchen Schillerschen Werken nur selten vor, daß er katholisches Wesen schildert; aber wo es geschieht, haut er fast immer daneben, so daß wir es immer wieder bedauern müssen, daß ihm nicht irgendein katholischer Freund, und wenn es ein 12jähriges, gefirmtes, aufgewecktes Kind gewesen wäre, beratend zur Seite stand.

Nicht ohne Lächeln können wir es anhören, wenn in „Kabale und Liebe“ der Sekretär Wurm seine Schurereien dadurch krönt, daß er Luise mit sich nimmt, damit sie das Sakrament darauf nehme, den Brief für einen freiwilligen zu erkennen. Dabei spielt die Szene in der abendlichen Dämmerung, so daß eigentlich jeder Katholik im Parkett sich ironisch fragen müßte, wie lange die beiden Menschenkinder wohl vergebens umherirren nach einem Priester, der ihnen das Sakrament spenden könnte! Hier hätte Schiller seine Luise als evangelisches Mädchen uns darstellen sollen. Ein katholisches Mädchen aber hätte immer erstens gewußt, daß die Suche nach der Sakramentsstunde erst am nächsten Vormittag Sinn hätte, und zweitens, daß so ein Eid nichts Bindendes für sie gehabt hätte! Eine derartige Bindekraft zum Schweigen besaß nie der katholische Eid, sondern nur das viel wertlosere Ehrentwort der Kavaliere versunkener Zeiten.

In der „Braut von Messina“ treten alle christlichen Gedanken ganz und gar zurück; stünde nicht am Sarge ein Kreuzifix, so würde man gar nicht daran erinnert, daß die Handlung in christlicher Zeit spielt. — Im „Demetrius“ lautet die Sendung des Bischofs Hiob „an Schwester Marfa“. Schiller wußte eben nicht, daß derartige Damen beim Eintritt ins Kloster ihren weltlichen Namen mit einem klösterlichen zu vertauschen pflegten. Dieser kleine Umstand wird aber kaum bemerkt, ebenso wenig wie die etwas befremdliche Tatsache, daß die Zarin den Bischof in der freien Natur zur Unterredung empfängt; noch dazu in nordrussischer Frühlingskälte! — Störender aber muß es schon im „Demetrius“ auffallen, wenn der ungemein geistvolle, diplomatisch verschlagene Erzbischof von Gnesen auf unseren Bühnen gewöhnlich nur als der alte ehrliche bischöfliche Mummelgreis gespielt wird. Es ist eben an jedem Theater einer, der die alten Bischöfe so recht brav spielt, und der natürlich seit Jahren weiß, wie es „gemacht“ wird. Sogar ein Strakosch sprach bei seinen Demetrius-Rezitationen diesen dämonischen Volksredner lediglich wie einen guten, alten, braven Mann im Weihnachtsmannbart. Bei solcher Spielweise wird dann gewöhnlich der brüllende Sapieha zur Hauptfigur des Aktes, während man doch immer den Eindruck haben muß, daß die gesamte Oberregie dieses pomphaften Reichstagsspiels einzig und allein in den festen und geschickten Diplomatenhänden des überragenden Gneseners liegt, der mit all den vielen Figuren um sich her spielt, wie ein Puppenspieler mit seinen Marionetten!

In der „Maria Stuart“ wird uns der Melvil in ganz falscher Maske und Tracht dargestellt. Jeder Zoll ein Pastor! Als wenn jemals die katholische Kirche einen solchen Sendboten so leicht erkenntlich ins kaiserliche Land gesandt hätte. Wie groß ist die dramatische Wirkung, die hier dem Dichter entgangen ist! Wenn er katholische Bräuche eingehender studiert hätte, so hätte er sich sagen müssen, daß Melvil eher den Engländern als ein Handelsmann oder Soldat, denn als ein Priester erscheinen dürfte! Eine Entdeckung hätte ja seine ganze Reise zwecklos gemacht! Schiller aber wußte nichts von Persönlichkeiten, wie von dem großen holsteinischen Konvertiten Heinrich Schacht, der in der Maske eines Mausefallenhändlers seine Priesterfahrt an den Hof des Schwedenkönigs Gustav Adolf angetreten hatte. Dieser Melvil pflegt sogar auf der Bühne sein Haupt zu entblößen, um der Königin seine Tonsur zu zeigen! So leichtfertig ging die Kirche nicht mit dem Leben ihrer Sendboten um, die im feindlichen Lande vielleicht noch hier und da manche weitere Tröstung auszuspähen hatten! Man spielt in den letzten Zeiten hin und wieder entgegen der früheren Theatertradition den Domingo im Vollbart, weil damals die spanischen Dominikaner Bärte trugen. Vielleicht könnte man auch den Melvil bärtig darstellen, damit er einigermaßen historisch echt und nicht nur als Phantasiebild des mangelhaft unterrichteten Dichters wirke!

Bei einer Aufführung des „Carlos“ muß bekanntlich etwa die Hälfte der Dichtung gestrichen werden, weil das Spiel sonst sich etwa bis zwei Uhr morgens hinziehen würde. Unter diesen Umständen suche man nur gleich jene Worte des Domingo im vierten Auftritt des dritten Aktes zu streichen, in denen er dem König aus der Beichte schwächt. Es ist ganz unmöglich, daß Philipp einen solchen Priester, der sich so gegen eines der höchsten Priesterverbote versündigt, weiterhin anhört und in seinem Zimmer duldet. Bei mildester Beurteilung der Sachlage müßte der König annehmen, sein armer Beichtvater hätte

plötzlich den Verstand verloren, oder aber wir müßten Philipp für eben solchen heuchlerischen Schurken wie diesen Beichtwater halten.

Aber Schiller möchte wenigstens dem Könige gerecht werden, wenn er auch in seinen Augen ein „Finsterting“ ist. Philipp ist fast der einzige Finsterting, der einzige strenggläubige Orthodoxe, den Schiller nicht lieblos behandelt. Das gibt dieser Gestalt eine Sonderstellung. Es gibt Szenen im „Carlos“, in denen uns das Schicksal Philipps tief erschütternd und echt tragisch erscheint, und in denen der Gegenspieler Posa mit seiner Geheimtuererei dem vertrauensseligen König gegenüber uns fast unedel erscheint. Aber so weit wollte Schiller wohl nicht in seinem Empfinden gehen, denn Posa ist ja Vertreter der Glaubensfreiheit und damit sakrosankt.

Diese Parteilichkeit unseres großen Dichters unterscheidet ihn in sehr bedeutsamer Weise von Goethe. Diese Parteilichkeit, die er nur einmal dem Philipp gegenüber beiseite ließ, gibt ihm geradezu etwas Einseitiges, etwas Ungerechtes und Philistines.

Wir empfinden das z. B. auch in den „Räubern“. In diesem Jugendspiel tritt nur ein Mann auf, der wirklich sozusagen „das Eisene Kreuz erster Klasse verdient“. Das ist jener Pater, der ohne allen weiteren Schutz sich ganz allein in den verrufenen Wald hineinwagt, in dem das Räubergefindel haust, um dort mit Moor zu unterhandeln. Wenn dieser Pater auch zu Beginn seiner Rede sagt: „Mit Eurer Erlaubnis, meine Herren! Ich bin ein Diener der Kirche, und draußen stehen 1700, die jedes Haar auf meinen Schläfen bewachen!“ so weiß er doch, daß solche Wendung ihm keinen Schutz gewähren kann; und es wirkt deshalb ungemein ordinär, wenn der angeblich „edle“ Schweizer hierauf höhrend antwortet, während Hochachtung vor der Tapferkeit des todesmutigen Boten fast zu klingen scheint aus den gleich darauf folgenden Worten Moors: „Schweig Kamerad! — sagen Sie kurz, Herr Pater, was haben Sie hier zu tun?“

Aber im weiteren Verlauf wird es uns immer klarer, daß Friedrich Schiller für die herzhafte Tapferkeit dieses Paters völlig blind ist, daß Schiller, der Freiheitsmann, dem Zeloten nur blinde, kalte Verachtung entgegen bringt. Er sieht nicht, daß hier wirklich ein Kerl steht, dem ein rauher Kriegermann mit Recht hätte zurufen können: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang!“ Wie dem heutigen Philister, der das Klosterleben nach Grünerterschen Zeichnungen beurteilt, der Mönch immer komisch erscheint, so erschien dem damaligen Freidenker Schiller der Pater von Anfang an als wertloser Schurke.

Und so, etwa gar noch als ein Clown, wird er auf der Bühne gewöhnlich dargestellt. Und derselbe Mann, der so freiwillig in dies Drachenneft trat, flieht dann noch schließlich unter allgemeinem Gelächter mit allen Gebärden alberner Feigheit!

Vielleicht könnte, ohne daß dem Dichter Gewalt angetan wird, die Gestalt dieses Paters gelegentlich etwas gehoben werden! —

Vielleicht wäre es auch besser, wenn der Kapuziner im Wallenstein nicht immer gar zu würdelos, nicht gar zu hanzwurstmäßig agieren würde. Er symbolisiert ja doch die große Gegenpartei! Aber alt bewährte Wiße, selbst wenn es solche sind, die eher in den Zirkus gehörten, werden ungerne von den Schauspielern gemieden; und durch die geringste Rücksichtnahme auf das Empfinden Gläubiger könnte man ja in den Ruf der Frömmerei geraten!

Man vergleiche diese Priestergestalten mit der Gestalt des Mönches in Goethes „natürlicher Tochter"! Wie tief hat sich Goethe hineingefühlt in katholisch-kirchliches Empfinden, ehe er die rührende Gestalt dieses klugen Seelsorgers schuf! Wie schade ist es, daß diese alleredelste Dichtung noch immer viel zu fein ist für die Darstellungskunst unserer Bühnenkünstler! Wie durchdacht, wie durchlebt und durchlitten ist da jedes klare Wort. Von einer derartigen Klarheit ist nicht immer bei Schiller die Rede. Ihm liegt mehr an der großen dahinströmenden musikalischen Wirkung des Ganzen. Es geht der Rede Schillers, wie der Rede des Odysseus in der Goethischen „Nausikaa": „Wie Musik klingt sie dem Ohr und füllt das Herz und reißt es mit sich fort." Besonders das Herz unserer Jugend wird ihm, dem Jugendlichen, immer gehören, wenn auch aufmerksamere und ältere Zuhörer oft stutzig werden. Es ist, als hörte er selber nur den Klang, nicht den Sinn seiner Worte! Was sollen wir z. B. davon denken, wenn Franz Moor dem Pastor Moser sagt: „Ich hab's dir oft mit Hohnlachen bei dem Burgunder zugesoffen: Es ist kein Gott!" Solche Tiraden machen uns ganz stutzig! Wir fragen uns, wann wohl solche Kneipereien zwischen Franz und dem Pastor stattgefunden haben sollen! Der Pastor erscheint uns plötzlich in unerwarteter befremdlicher Beleuchtung. Aber solche Worte sind dem Dichter eben nur so herausgeplatzt.

Sie sind ein Zeichen seines flammenden Temperamentes, das wir doch nur ungern an ihm missen möchten. Sie geben seiner dahinstürmenden Handlung den atemlosen Schwung und seinen Altschlüssen den Schmiß. Man muß sich immer wieder bald mit ihm vertragen und sich vor ihm verneigen, wenn man auch hin und wieder, z. B. als katholischer Regisseur, sich mit ihm streitend auseinandersehen mußte.



Heimat

II.

Melodisch Geriesel. Über den Hof zieht,
Lichtkörner streuend aus goldenem Spind,
Mond, der silberne Sämann.

O, laß haften an mir
Ein einziges Körnlein,
Gern dann steig ich hinab
In die dunklen Kammern der Erde:
Eine stille Lampe in mir,
Ein Saatkorn ins Licht
Der ewigen Ernte!

Josef Georg Oberkofler.

Sonne des Abends . . .

Sonne des Abends, nicht aus der Höhe stürzend,
Nicht schräg anbrausend,
Milde geradeher rollen nun deine Wogen
Über den Hof.

Goldene Brandung, flockige Silberwolle
Schäumt empor am grauen Gemäuer,
Flutet hinein in den Hausflur,
In die Kammern ringsum
Und steinernen Gaden hinein.

Sonne, dir dank ich es:
So ist die Nacht licht, licht der Traum,
Leicht meine Brust und des Atems Zug
Wie des Blutes Gefälle
Voll Harmonie.

Josef Georg Oberkofler.

*

Wind weht weit . . .

Wind weht weit über Wiese und Weide
Und singt
Rastlosen Wanderns Lied,
Immer neu und wieder beginnend.
Immer gehn meine Gedanken
Neben den Schwestern, den ziehenden Wolken,
Am Himmel hin.

Immer wandelt mein Fuß über die Scholle.
Nur einen Gang hat mein Leben
Und nie ausgewandert.

Immer fahr ich aus, mein Hof,
Immer land ich an dir, trautes Gestade.
Überall bin ich, wenn ich in dir bin.
Deine Hallen so hell,
Deine Tore so hoch,
Deine Fenster so weit:
Winde und Wolken wandern hindurch,
Der Gebirge Heerzug
Und der Wiesen Wellen
Und mein schaukelnder Rahn.

Josef Georg Oberkofler.

Ilse von Stach¹

Von Hans Bückler

Der Dichter Reiner Maria Rilke ging durch Rodins Werke², sah die sich aus hartem Stein hebenden Gesichte, die, aller Erdschwere ledig, ihr Eigenleben führen — sah die herrlich seltsamen Gebilde, und ihn durchschwangen prophetische Worte, die vor 500 Jahren „irgendein Mönch dem jungen Michel Colombe gesagt haben soll. Diese Worte . . . und du wirst die Gnade der großen Dinge haben.“ — Die Gnade der großen Dinge — in den seltenen Stunden unseres Lebens — dem vielleicht vor einem Bilde Leonardos, jenem in Beethovens Neunter — erkannten wir, erkannten sie traumhaft, visionär: dieses Leibes Gefäß, dieser erwählte Mensch hatte die schreckliche Gnade der großen Dinge.

Ilse von Stach, die Dichterin des „Genesius“, des „Requiem“, einer „Melusine“, ist gewißlich in ihrer demütigen Werkzeugeigenschaft mit dieser Gnade begabt worden.

Was ist es denn mit Ilse von Stach? Sie ist Konvertitin — Tochter aus altem Adelsgeschlecht, Generationen speisten ihre Quellen, die in Rom, als das große Brausen in ihren Pulsen geschah — als die Dichterin aus klassischem Heidentum aufbrach und im Feuer der Erleuchtung von ihrem Gott dem Christusgott gefunden wurde, und sie selbst fand die Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche — da strömten diese Quellen, was die Dichterin erst Jahre später Gesang werden ließ:

„Befehl ist: künde, künde, künde und ergieße
Den Strom der Seele in dies unscheinbare Ding,
Befehl ist, daß er haltlos über Lippen fließe,
Ihm ist das Zungenbett nicht Ekel noch gering.
Befehl ist, daß er aus dem Herzensfelsenschieße,
Der ihn noch eben körperlös umfing.
Einmal ist Heiliger Geist nicht donnernd in Lawinen,
In Zungenform ist einmal Heiliger Geist erschienen.“

Was sollte die Dichterin anderes künden, als die Gnade, die ihr überschwänglich widerfuhr? — Und von der seltsamen Gnadenführung des jungen Mönches Benjamin aus dem Kloster zu Voghera erzählt das erste, größere, epische Werk „Die Sendlinge von Voghera“³. Ilse von Stach begann es in der ewigen Stadt Rom niederzuschreiben.

Die Dichterin, damals noch in der Konversion stehend, sucht hier eine der dunkelsten Fragen des Christentums zu lösen: Gebraucht Gott die Sünde im Plan seiner Erlösung, läßt er sie Mittel zum Zweck seiner Gottanschauung werden? Bei Ilse von Stach, der Jungchristlichen, geschieht. Jedes Werk ist dem Künstler Gestirnstand seiner Seele; wechselvolles Sternkreisen, das dem Schauer Bilder einer Psyche in Metamorphose zeigt. Der zweite Roman der Dichterin, „Haus Elferding“⁴, hat eine ganz gereinigte Zone. Hier wurde

¹ Anmerkung der Schriftleitung: Der folgende Aufsatz sucht in seiner jugendlich-überschwänglichen Form vor allem die positiven Werte im Lebenswerk Ilse von Stachs herauszuarbeiten. Daß daneben auch eine mehr nüchterne Betrachtungsweise angewandt werden kann, ist selbstverständlich.

² „Auguste Rodin“, von Reiner Maria Rilke, Insel-Verlag zu Leipzig, 1921.

³ „Die Sendlinge von Voghera“, Roman, Verlag Kösel, Rempten, 1910.

⁴ „Haus Elferding“, ebenda, 1915, 2. Auflage 1920.

mit hellen, klangschönen, ganz einfachen Worten ein großes Geschehen erzählt. Doktor Aldenhoven schreibt in ruhig reflektierender Memoirenform seiner Frau Sibyllens Gnadenführung, von ihrem und dem Hause der Wylchs Blut- und Geißtbindungen und dem Schicksal des alten, inmitten von Gärten gelegenen Wasserhauses einer westfälischen Adelsfamilie.

Wer dächte da nicht an Haus Pröbsting, das Elternhaus der Dichterin?

In der Umarmung silberner Teiche und grüner Gärten reckt sich das alte westfälische Herrenhaus auf, streng, herb seine Isoliertheit betonend; hier wurde die Dichterin am 17. Februar 1879 geboren, und die Sterne gestirnten sich freundlich, sie legten in die kleine Weibform das kostbare Dichterspund, „ob Fluch, ob Segen, ewig unbewußt“. Hier in dieser ländlichen Stille geschah dem Kinde Ilse das erste Christusbegegnis. Die Dichterin erzählt davon¹: „Fräulein Stephanie (die Hauslehrerin) erzählte die Geschichte, wie Christus auf dem Meere wandelt und Petrus (dieser Heilige lehrt, mit liebevoller Sorgfalt bedacht, in fast allen Werken der Dichterin wieder; es will erscheinen, als habe sie eine besondere Beziehung zu diesem naiven Fischer, der von Christus „der Fels“ genannt wird — und als dürften wir noch eine gewaltig zeitlose Dichtung um ihn erwarten) zu sich über das Wasser bescheidet. Zwangvoll überdringt das Kind die Vorstellung, Christus stehe auf dem großen Pröbstinger Teich und rufe: „Komm her“. Sollte es zögern? Sollte es kleinmütig sein, da doch Petrus wandeln konnte, so bald er glaubte. Die Stunde war bald beendet und die Gelegenheit gefunden, in den Garten zu schlüpfen, und noch sehe ich das Kind am Rande des Teiches stehen, die Dichteraugen und Seele fest auf den unsichtbaren Christus, der gewißlich in der Mitte des Teiches stand, geheftet. Tapfer macht es den ersten Schritt auf das Wasser. Aber der Angstschrei der guten Großmutter, die oben auf dem Rain zwischen Hausgraben und Teich hinter einem deckenden Gebüsch hervorgetreten war, zerreißt die innere Schau, hindert die mit erwachender Leidenschaft begonnene Glaubenstat. Was mag ich damals für Antworten auf Fragen und Vorwürfe gegeben haben? Das Erlebnis der Seele sagte ich niemand. Zwanzig Jahre später erkannte meine Schwester in meiner ersten Novelle „Monika“ den Vorgang und erzählte mir, sie habe am andern Ufer des Teiches gestanden und mit kindlichem Entsetzen gesehen, wie ich den Fuß auf das Wasser gesetzt hatte.“

Aus dieser Umgebung hebt sich „Haus Elberfing“ mit der durchsichtig — im Schein verklärter Erinnerung neu lebenden — Sibylle von Wylch auf. In seiner Einfachheit geht des Werkes Sinn in ergreifende Klarheit: Sibylle findet ihren Gott — wird gelöst und mit aufbrechenden Wonnen gesegnet. „Warum füllst du mich mit diesen Wonnen, du, der alle Süßigkeit umschließt — warum gibst du, daß aus deinem Brunnen reichlich mir des Lebens Wasser fließt?“ —

Sibylle, dies seltsame Gebilde, ahnte das „Warum“, diese Liebe, diese Gottesminne war ihr „süßer als Mannesliebe, denn sie erfüllt, was diese verheißt, — sie befreit die Seele aus der Gefangenschaft des Leibes: erlöst und beseligt tritt sie hervor und atmet Freiheit, goldene Freiheit.“ Gott selbst bereitete mit seiner nachstellenden Liebe diese Freiheit. Natürlich, die kritischen Zungen schwiegen nicht nach Veröffentlichung dieses Werkes, sie nahmen

¹ „Dichters Werden“, herausgegeben von M. Röchling, Freiburg, Herder, 1917.

² 34. Jahrgang der „Deutschen Rundschau“ von Julius Rodenberg.

Anstoß an Sibyllens mystischem Erlebnis zwischen Traum und Tat — ein Erlebnis, das ihr plötzlich und endgültig Antwort gibt auf quälerische Fragen nach dem Dasein Gottes außerhalb ihrer sehnächtigen Seele, die sich — vielleicht . . . selbst den Gott schafft, den sie verehren will. Ilse von Stach gibt in der Bonner Theaterzeitung am 22. Februar 1922 auf diese Fragen Antwort: „An dieser Stelle“, so sagen die Rationalisten, „hört die Psychologie auf, und die Legende, das Märchen fängt an. Vielleicht können ja die reinlich diesseitig Orientierten nichts anderes urteilen, aber auch gläubige Katholiken, und nicht selten Theologen, fragten mich mit einem gewissen Argernis: Warum war zu Sibyllen Befehrung das wunderbare Eingreifen Gottes nötig — hat sich nicht Gott ein für allemal der Menschheit geoffenbart, so daß von da an jeder mit seiner natürlichen Vernunft einsehen kann, wo die Wahrheit zu finden ist? So hatte ich denn angegriffen oder bezweifelt, was manche Katholiken als ihr Teuerstes im Herzen tragen, die unbedingt überzeugende *Vernunftigkeit* der katholischen Religion! Ich muß gestehen, daß es auch mir ein großes Vergnügen bereitet, das lückenlose, das logisch untadelige System zu betrachten — aber der Grund, auf dem es aufgebaut ist — der Weltengrund und Abgrund — Gott — bleibt denn doch ewig der Vernunft unbegreiflich — ewig irrational, überraional.“

„Haus Elderfing“, — Spiegel einer Konversion — strömt eine Helle, genesend wirkende Kraft aus. Wir, die wir vom Intellekt zernagt, von Arbeit und Sorgen durch unserer Tage Arbeitsgerassel gehebt werden, wir wissen, daß unser Leben verflüchtet, und treten gern für eine Ruhestunde vor das Beständige, das Werk hin. Haus Elderfings Gärten und Teiche, die helle Durchsichtigkeit der Sibylle, die starke — so ganz und gar edelmännische Art des alten, betrogenen Barons, lösen uns vom Maschinenbetrieb unserer Hege und versetzen uns in die reine Luft eines westfälischen Wasserschlosses.

In dieser reinen Zone blieb der schöpferische Sinn der Dichterin nicht; treibend und drängend, hinauf- und hinabsteigend in den Schacht der göttlichen Geheimnisse, schrieb Ilse von Stach — inzwischen, nach sechsfacher Mutterschaft und dreimaliger Ehe, brach ihr das Geheimnis ureigenster Form auf — einen ganz gewaltig angelegten Roman: *Nonserviam* (später, „Weh dem, der keine Heimat hat“). Im „Genesius“ (siehe unten) bekennet der Mime-Schauspieler:

Voll dunkler Werdequal
ist das Gedicht des Lebenden und zwingt
den Hörer mit in unvermutet schmerzliche Bewegung,
weil auch in ihm der Gott der Stunde drängt.

Von dieser dunklen Werdequal strömt der Roman in ganz elementar gesteigerter Leidenschaftlichkeit. Hier fängt und bindet Ilse von Stach die flutenden Gesichte — aus der eigenen Lebensbrunnentiefe emporsteigend — ihrer Künstlerpsyche — und setzt die Töne neu, öffnet ihres Daseins Pulse in episch-lyrisch-dramatischer Hinströmung. Die alte geruhlos fließende Romanform ist gesprengt. Der Inhalt, das Blut und Geistschicksal der Dichterin Aida von Suchen überbricht einfach die alten Wortgefüge, und neue, zwangsvollere Wortbindungen

¹ Richtiger: Gott ist ein Geistwesen in drei Personen, in der Tatsächlichkeit seines Daseins für unsere Vernunft erkennbar und beweisbar, in der Fülle und Tiefe seines Seins ihr aber freilich ein Geheimnis. Zufall des Herausgebers.

² „Weh dem, der keine Heimat hat“, Kösel-Pustet, Rempten, 1922.

muß die seelisch entsetzte Dichterinnenpsyche prägen. Das Wesentliche des Afta-Schicksals ist — wiederum das freie Spiel der Gnade — hier zwangvolle Führung; Gott, Ursprung und Ziel will die Seele der Dichterin, bindet sie, die luziferisch Nichtwollende, mit dem Fangnetz seiner ewigen Vorherbestimmung. Dann bedrängt Gott Aftas Seele, bis Afta die Seine sein muß! Die Gnadenkraft senkt sich in der Todesstunde — da erst findet sie Gnadewilligkeit — in Aftas Seele nieder. Afta, die des Geistes und des Fleisches Erbteil in seltsamer Verpuppung rätselhaften Zwittertums, in dem Gezweige ihrer Organe kreisen fühlt, dieses Afta-Schicksal ist auch wieder: Gnade. Man weiß nicht, wie sie einbricht, aber sie bricht ein — es ist! — Immer wieder fragt sich der künstlerische Mensch nach dem Sinne seines Seins. Ein Qualleben wird in ihm gelebt, er muß sein Lehtes, Einsames geben — er bringt hervor Jahr um Jahr, blind, nichtwissend, ob in seinen Eingeweiden das Pfund: Hilfe der dumpfen Kreatur bringen zu können, eingebettet ist.

Sein Lehtes muß er geben, er, der Künstler, der seiner Natur nach schon ganz auf Geben eingestellt ist. Ilse von Stach glaubt aber ihr Lehtes nicht in einem Epos geben zu können. Die bebenden Kammern ihrer Schöpfung begehren ein Drama. Schon das Kind Ilse schrieb Dramen, deren Entstehung und Entwicklung in vielen Briefen an ihre Lebensfreundin Allie geschildert werden.

Im zwölfjährigen Mädels wurde Maria Stuart, von einer dürftigen Wandertruppe aufgeführt, zum zitternden Erlebnis. Die Dichterin selbst erzählt in einem Briefe von dieser Stunde: „So rühre ich denn — mit Maria Stuart auf der Winkelbühne — an die erste Stunde der Entscheidung in meinem Dichterleben: Theater. Das Theater ist die Erfüllung dessen, was die Seele sinnt. Und wenn ich nun erzählen soll, wie meine Umwelt dieser kindlichen Erkenntnis gegenüber stand, so muß ich zu ihrem Ruhme sagen: sie versuchte wenig oder gar nicht, die Unbeirrbar zu beirren; was verschlug es neben diesem wichtigsten Schutzwall, daß sie ihr keinerlei Förderung, Anregung oder gar Verständnis entgegenbrachte! Man unterschätze doch nicht die Gunst des Schicksals, die für ein erwachendes Talent darin liegt, nicht gestört zu werden. Wie selten wird diese Gunst gerade einem heranwachsenden Mädchen beschieden sein. Ich aber durfte, ohne zu „häuslichen Tugenden“ herangezogen zu werden, mit Bleistift und Papier sommers im Rahne liegen, im Walde sitzen — winters durfte ich, mit heimlichem Schauer vor dem aufgeschlagenen Heft empfinden:

„Ach, wenn in unserer engen Zelle
die Lampe wieder freundlich brennt . . .“

Und es war da niemand, der die Kinderseele mit dem vergifteten Pfeil anschoß: „Weil du ein Mädchen bist, wirst du ja doch nichts wirklich Großes hervorbringen auf diesen weißen Blättern . . .“

Aber beschrieben wurden immer die „heimlich geliebten Blätter“. Immer Dramen. Die Dichterin mußte lange warten, ehe sie die Aufführung des „Heiligen Nepomuk“ — ein Kammerspiel — erleben durfte. Die Handlung selbst legte die Dichterin in Offnei, die junge Gemahlin des Königs Wenzel. Offnei, ein reines Kind, wird unwissend schuldig, vermag ihrem pathologisch eifersüchtigen Gatten nicht ihr ganzes Frauenherz zu schenken und gibt

¹ „Der heilige Nepomuk“. Dramatische Dichtung in einem Aufzuge. Verlag Kösel-Pustet, 2. Auflage, 1921. — Geschrieben 1906/07.

ihr Kleinod dem edlen Grafen Rosenberg. Sie kann dem heiligen Nepomuk nichts beichten; Wenzel quält mit gieriger Sucht den Heiligen, sein Beichtschweigegebot zu brechen — ihm die Sünden seiner Gattin zu offenbaren. Der Heilige kann nicht. Ihn bindet des Sakramentes Gewalt. König Wenzel läßt den heiligen Johannes von Nepomuk am Abend dieser Szene in den Fluten der Moldau ertränken. Offnei überdringt ein heiliges Verlangen zu bekennen und zu büßen; sie geht in ein Kloster. Rosenberg erleidet den Tod. — „Der heilige Nepomuk“ wurde im April 1918 im Alten Theater zu Leipzig aufgeführt. Der Korrespondent des „Berliner Börsenkuriers“ schrieb, daß die „Beifallstürme einem Orkan glichen“. Die Herzen der Schauspieler und Zuschauer konnten sich nicht beruhigen, waren aufgewühlt; ja, die heimliche Sehnsucht im Menschen — die Seelensehnsucht nach Gott — war angerührt und brannte. Ist es der Sinn des christlichen Lebens: seine Seele zu retten, so muß wohl diesem Lebenssinn in Dichterform beigegeben sein, durch das Werk, durch sinnliche Schönheit Seelen zu entzünden, Seelen ihrem Ursprung und Ziel zuzuführen, durch christliches Theaterspiel. Dr. Vezin¹ erkannte, daß nur die handlungsgestaltende Kunst der Dichterin Bildungselement sei. Er begründet seine Erkenntnis in einer Parallele der kunstvoll aufgeführten Nepomuknovelle „Die Beichte“². „In der Führung, in der Begründung ist kaum etwas geändert — aber, was in der Novelle zu oft verflatternde Worte geblieben — im Drama ist wie von selber geschlossene Stimmung und feste Handlung geworden.“ Noch mehr gesteigerte dramatische Handlung wirkt die Dichtung „Grifeldis“³. Die Dichterin hat den Stoff — schon von Hahn und Gerhart Hauptmann, bei denen die alte Bluträuferei weiter kocht, behandelt — dem „Boccaccio“ entlehnt, vertiefte die Sage unendlich durchglüht. Ilse von Stach hebt hier die Grifeldenehe ins Reine, in das Strahlenlicht christlicher Ethik: dem großen Gesetz gehorsam sein, dienen. Markgrafizzo und Grifeldis ergeben sich — selig-unseliger Blutschuld. Blut muß mit Geist gebunden werden. Der Geist befiehlt: Enthaltbarkeit. Das Geschlecht war Ursprung der Schuld, also muß sich aus dem Geschlecht die Lösung ergeben, Befreiung von der Eheschuld kann nur das Gelübde der Keuschheit geben. Grifeldens Ehe erfüllt sich in Gott; ja:

ein höheres, ungespaltenes, sel'ges Gottheitbild zu sein.

Als aller Männer Mann und aller Frauen ewig willigste: Grifeldis.

Hier wird endlich der katholischen Sehnsucht — neben Strindberg, Wedekind ein christliches Drama auf der Bühne zu sehen — Genüge getan. Der Dichterin Verus verheißt eine größere Erregung, die im „Genesius“ Erfüllung wird. „Genesius“, das Erlösungsschicksal des Schauspieler-Dichter-Konvertiten, schon von Lope de Vega und Jean de Rotrou mit Liebe gestaltet, konnte nur Ilse von Stach neu singen. Sie leiht dem „Genesius“ ihre eigene Seele, leiht ihm ihre Zunge, schlüpft in die sterbliche Hülle seiner unsterblichen Seele.

Da steigt ein Geschehen, das 300 Jahre nach Christi lebte, auf: der Kaiser Diocletian will seine Tochter Valeria dem Cäsar Maximin vermählen. Diocletian bedarf des Götterrates, der sich in Futurna, der etruskischen Wahrsagerin

¹ Die „Bücherwelt“, Oktober 1920.

² „Die Beichte.“ Boisserée, Köln.

³ „Grifeldis“, dramatische Dichtung (geschrieben 1915/16). Verlag Kösel, Rempten, 1921.

⁴ „Genesius“, eine christliche Tragödie, ebenda.

offenbart. Zur Feier des Tages — des Hochzeitstages — will Diocletian „Entel aus seines Kindes hochzeitlichem Bett“ gekündet haben — aber die Götter künden herrisch gefordertes Christenblut. Der Dichtermime Genesius soll mit seiner Schar zur Erhöhung des Festes eine auserlesene Komödie dichten und dichtet die Marter eines Christen, leiht seinen Mimen die Masken der Lebenden, die Dichterschauspielerrolle spielt er selbst, nun als Genesius-Adrian.

Hier beginnt Spiel im Spiel, das heimliche Herüber- und Hinüberfluten von gespielterm Sein und seiendem Spiel. Während Genesius des Adrian Berufung aufführt, trifft ihn, den dichterisch seherischen Menschen, die Gnade — er glaubt — plötzlich, visionär, ekstatisch:

Wie saß ich ... wie saß ich ...

dies Stillesein, Gott — diesen heiligen Frieden ...

hinströmt er zu dir — zu mir strömt er zurück.

Gott, der Genesius süß bedrohte, wirft ihn nieder; da steigt aus seinem Munde schwer süßer Versgesang, der in seinem Dunkelflang an Hölderlins „Genius“ gemahnt, auf:

Der du mich niederwarfst, mein Gott, mein Gott —
richte mich auf, wenn irgend du noch anderen
Dienst von mir begehrt, als daß ich stöhne —
geh hinaus von mir — ich bin ein sündiger
Mensch, der sich vermaß herauszufordern,
was doch sein blinzelnd blöder Sinn nicht greift.

Richte mich auf, Herr — oder, so du willst,
laß mich am Boden liegen und verleihe
zu diesen Ketten, die des Volkes Miene
empfang — verleihe deinem Mimen, Gott,
nun jene Tragewilligkeit, die Adrian
im Spiel der Marter Glaube — selig pries

War ichs, der solche Süße sich erfann
und schauernd in des Christen Seele träumte
von Darbringung des opferglühenden,
berauschten Leibes — geist- und gottberauscht?“

Gottberauscht, durchjauchzt des Dichters Genesius Seele:

„Den du mit solcher Verbeglut umfassen,
auf dessen Jagd kein Zaudern galt noch Ruhen —
von dem Erlegten kannst du, Herr, verlangen
das letzte Blut, — und wirst es wahrlich tun.
Ich also, nach geheimnisvoller Weisung
und weil ich längst in deinem Fangnetz bin,
mit einer großen, glühenden Entscheidung
werf ich dir meines Herzens Ratschluß hin — — —
Daß ich dir endlich jetzt, mein Gott, bekenne,
wie dich zu dichten schon mein Blut bewegt —
wie ich in einem Feuerwildbach brenne,
wenn nur dein Name an mein Ufer schlägt.
Welch Labfal — nur dein Gleichnis aufzuführen —
ach, wie ein Blinder, der von Farben spricht —
jetzt laß mich deiner Wahrheit Großkraft spüren,

du Inhalt — Inhalt — ob die Form auch bricht
 O Uberschwang der Lust, sich zu verschenken
 mit diesem Uferlosen: ich bin dein
 Tat ich genug, Gott — deine Ströme lenken
 entfesselt in das Meer der Inbrunst ein.“

So kann eben nur eine Dichterkonversion vorgehen.

Genesius muß sich lösen von der letzten, irdischen, eben erst aufgeblühten Liebe: Marcella. Er gibt die Wunschbindung hin, um seinen Auftrag, den großen, hohen, heiligen, ganz verklärt erfüllen zu können — den Auftrag: seinen Leib dem Christusgott willig zu opfern! Der aus seiner Rolle abgerufene Adrian-Genesius wird von Diocletian zu Tode geführt. Zuturna beschließt die Komödie.

Josef Sprengler sagt in seinem Artikel „Tragödie und Christentum“ im „Hochland“¹: „Durch ihre (der Stach) ganze Komposition waltet eine solche Denkforgfalt. So unruhig, geklüftet die Rede ist, in ihrer Herzensbedrängnis sein muß, so ruhig und sicher ziehen die Linien. Das Verhältnis der Figuren zueinander könnte man geradezu planetarisch zeichnen. Keine Hauptgestalt, die nicht ihre Nebensterne, ihre Monde hätte, denen sie die Bahn weist, auf die sie Glanz und Dunkel strahlt, die sie nicht mit in ihre Katastrophe zöge. Marcella, was ist sie anders als die Lichtempfängerin des Genesius, nur zu spiegeln und zu leuchten da, zuweilen kaum so sehr ein empirisches Eigenleben als ein absolutes Ich, des Genesius Sollen, an dem er arbeitet, seine Idee, seine Erfüllung, die ihn endlich verklärt. Und Maximin, des Kaisers Eidam, hat er nicht dessen vermeintliche Gotthöhe zu Wahn und Wahnsinn zu steigern, so, daß sein Abbild, welches der Mime Sergestus im Zwischenspiel gibt, bereits in grausame Ironie umschlägt. Derart schaffen und greifen alle ineinander, die einen am Trüben sich fleckend, die andern am Feuer erhellt und geläutert. Wie schön, wenn selbst die Kleinen und Bogen zum Bekenntnis hingerissen werden, zu b e k e n n e n , ist dies Drama geschrieben!“

Alles Theoretisieren über den Wert und die Feinheit des Stückes erscheint dem, der es auf der Bühne sah, der des Genesius Berufung leben durfte, sinnlos. Basel, Konstanz, Bonn und Münster i. W. sah den „Genesius“, lebte und — liebte ihn. „Das Stück ist gut“, in rauschendem Beifall löste sich des Publikums Spannung und tausend Herzen waren hochentzündet, trunken von der Schönheit. Hermann Bahr² hat schon recht, in hymnischen Worten sein Entzücken ausbrechen zu lassen: „Denn das Aller seltenste wird hier Ereignis: Hier ist einem hohen Dichter ein gewaltiger Theatermensch gesellt, und wie nur bei den geborenen Dramatikern schlägt in dieser Dichtung das Herz der Schauspielkunst. Es schlägt so stark, daß Heiden und Juden und Türken und Reher und Spötter und Leugner, ich möchte wetten, überhört werden, wie fromm es schlägt.“ — Nur eine Dichterkraft, wie die der Ilse von Stach, deren Seele von Träumen, Gesichten bedrängt in die quellenden Gehege Gottes gerufen wurde, konnte des Genesius Bekenntnisseele füllen mit dem Glutstrom der Eigengottesfindung. In die männliche Genesiusform legte die Dichterin die Gottesinbrunst einer Kämpfernatur und läßt ein herrliches Gottespiel aufklingen.

¹ XVII. Jahrgang.

² Hermann Bahr „Zur Kritik der Gegenwart“, Verlag Dr. Benno Filser (Augsburg-Stuttgart).

Alles, was die Stach schaut, was in ihr Gesang wird, ist einbezogen in die große Melodie ihres Lebens, die große Melodie, gewaltig schön, ein Konzert: Gott! Und sie selbst „mit tanzenden Füßen und das Herz voll Lust am Geheimnis“ ihres Christusgottes, knüpft seine Weisen.

Der neueste Ton, dessen Exponent Ilse von Stach ist, klingt: „Melusine“¹. Das ist die Tragödie der Dichterin-Frau — der Dichterin-Mutter, die ewig in ihr Element — in ihr Geisteselement, die Berufung zurück muß:

„Schweige nicht, die du am Mantelsaume
Gottes in beglänzttem Raume
staunend Gott empfindend — schweiffst.
Deines Rufens losgebundene Stimme
übertöne wie im Jubel, wie im Grimme,
was du nicht begreifst.“

Melusine, die Schloßfrau von Tengnagel, eigentlich Margarete, lebt mit ihrem Gatten Raimund eine glückliche Ehe. Raimund ist ihr, Margarete-Melusine, Bewahrer und Versiegler ihres Elements. Melusine, dies unglückselige, mythische Elementarwesen, mit visionärer Blut- und Geistkraft geschlagen und gesegnet, gebärt, wie jede andere Frau, Kinder, aber die Leibesfrüchte sind Melusinenkinder; Margaretes Gezeugte: Pius und Clemens bleiben und müssen es sein: Melusinenköhne: „Uriens“ und „Horribel“.

Wohl stöhnt Melusines Mutter- und Frauenseele morgens in der heiligen Messe auf:

Schaffe mir Recht und führe meine Sache,
der du der Welten und der Herzen Abgrund siehst,
und der du weißt, daß ich nicht wirklich wache,
wie du mich blindlings durch den Ring der Tage ziehst
Schaffe mir Recht, wenn sie mich niederdrücken
zur Gotteshure und zum Kunstgeschmeiß —
wenn sie im Lebensmosaik die Steine rücken,
bis ich, ich selbst, den Sinn des Bildes nicht mehr weiß;
schaffe mir Recht im Spiegel jener Sterne,
die du an meinem Bogen mir gestellt —
daß ich in ihrem gnadenvollen Blicke lerne
Gottes gewiß zu sein — nur ungewiß der Welt.

Wohl scheint Melusine, ihr Auftrag sei über die Kraft, aber der Zweifel zuckt noch aus Kampf hoch, da, wo sie noch nicht mit „wunschlos gesammelter Seele“ ihrem Gott, ihrem Auftrag lebt. Melusine wird ungewiß der Welt in der Reise der Erblindung. Erblindung, die durch der Sterne Bild und des Gatten gebrochenes Wort als segnendes Verhängnis niederfällt, da weiß Melusine, daß sie — auch nicht in ihren Kindern — nicht über die Kraft verfügt wurde.

Hier löst Ilse von Stach die Tragik: das Melusinentum — der Geistgenius — besiegt vernunftgekröntes Eiertum. Das Unbegriffene, das sich nach irdisch-verlöschtem Gesicht vollzieht, das Jenseitige bricht mit Wucht und Stromes Schnelle ein: Gott ist die Liebe.

¹ „Melusine“, ein Drama. (Wird demnächst bei Kösel im Druck erscheinen.)

„Ich sühne,“ schrie er, „die ich schuf. In ihrem Kerne
will ich die Menschheit lösen — ich — Gott Sohn“ —
Nun ragt das Kreuz in seine goldenen Sterne —
wir aber steh'n in Gottes Konjunktion.“

Auch hier berauscht die schwere Versmusik die entzückte Seele. Schauer
des Ergriffenseins überjauchzen die irdisch beschwerte Seele, daß sie Jenseits-
flamme wird. Plötzlich mit Schwungkraft wird der Mensch aus seiner Ichheit
gelöst und hineingestellt in die ehernen Quellen: Ewigsein!

Wessen Seele erlöst werden will, muß sich hineinknien in die erlösend strömen-
den Tiefen rettender Christumystik — der Seele Weg — ihre Unkraft, ihr
promethisches Aufstehen in luziferischer Forderung — die Kraft der Gebets-
gnade — der Seele Willigkeit und Erlösung, wurde in Ilse von Stach Gesang:
„Requiem“¹.

Die ersten Anfänge zu diesen Gesängen keimen schon in der kleinen lyrischen
Gabe: *Missa poetica*². Hier wurden, noch ganz unter dem Erlebnis liturgischer
Sprache, die heiligen Worte, starr und schwer gesetzt — in der Kommunion
liebhaft werdend, sind sie im Requiem rauschendes Feuer, Flamme, furchtbarste
Kraft und brüllendes Begehren und ein überselig seligstes Erlebnis: Rettung —
Gnade — Christus-Einswerdung.

O ihr zeitlosen Requiemgesänge — wohl aus den Mosesstunden der Dichterin,
als ihrer Seele Flamme und Gesicht der brennende Horebhügel war, einge-
brannt in erzene Tafeln, wie seid ihr herrlich furchtbar!

Bild und Gesang, horch, eine Geiststimme aus fremden, erdfernen Bezirken
mahnt: *Ecce hora!*

Seele, deine Stunde ist gekommen! —
Keiner nächsten ruft sie froh entgegen:
Schwefter, deine Hand, du führst den Reigen —
Führ ihn aufwärts, Melodieumrauscht.
Augen, eure Sterne sind verglommen,
Ziel ist aufgerichtet allen Wegen,
Schließt euch, Ohren, eure Stimmen schweigen,
einzig Seele — die ins Ungeheure lauscht.

Nur die Seele rettet sich und wird gerettet, die die Stimme der Gnade
auffängt. Die schwerste Kraft der Gesangesgichte erschlägt die Spiegel unseres
Erdbewußtseins, wir fühlen neue Spiegel wachsen, die Bilder auffangen,
Da jagt der Kampf der guten und bösen Engel um eine des Leibes entblößte,
namlos geliebte Seele durch uns hin. — Im Benediktusgesang erscheint der
befreiende Gott:

Gott in Sicht — welch fürchterliche Helle,
die heranbraust wie auf Stromes Schnelle,
Auge Gottes — weh! Verhülle dich —
Nicht des Freundes Menschen Aug'
erkenne seine Größe,
schauervolle, heil'ge Gottesgröße —
wohin fliehe, wo verberg' ich mich? —

¹ „Requiem“, von Ilse von Stach, Kösel, Rempten, 1918.

² *Missa poetica*, ebenda. 1912. 3. Aufl. 1920.

Der Schrecken dieser Gottesankunft verwandelt sich im Kommuniongebet in himmlische, friedvollste Lust, Dr. Wurm¹ empfand: „Am tiefsten befreit sich wohl Ise von Stach, weil sie am tiefsten, innerlichsten sich verschmolzen hat mit Christus dem Erlöser und seinen erlösenden Mysterien.“

Stimme Christi:

Und Aeonen werden ihre Kreise um dich schließen —
und du atmest nur in sel'gem Gottgenießen

Weckt sie nicht, ihr Chöre — steht von fern —
bis sie selbst es will, um Gott den Schöpfergeist zu rühmen —
weckt sie nicht, die unter ungestümen
Seufzern einging zu der Freude ihres Herrn.

Seele:

Weckt mich nicht — Millionen Sterne gleiten
hin — ich schlummere wie im Vorhof großer Seligkeiten.
Aber wenn der letzte Glanz mich faßt
weckt mich — und ich will in neuen Tönen sprechen —
weckt mich, denn es will des Herzens Dank und Überschwang ausbrechen,
daß du mich, mein Gott, erschaffen hast. —

*

Mir, dem Schreiber, ist's, als müsse ich aus innerster Hilflosigkeit die Feder
fortlegen, wozu noch Worte? Eine Würdigere mag schließen, sie, die Geist-
schwester der Ise von Stach, Annette von Droste, die vom Dichter bekennt:
.... Ja, Perlen fischt er und Juwelle, sie kosten nichts — als seine Seele.



Der Einsame

Von Franz Werdelamp

Immer, sobald die kleine Gesellschaft von der Tafel abrückte und sich etwas freier zu bewegen begann, pflegte er sich auf dem Sofa niederzulassen. Unbewußt liebte er es, nicht außerhalb, aber im äußersten, größten, alles umspannenden Ring zu schwingen. Bewegte sich die Gesellschaft im Vierteltakt, so mochte man meinen, seine Seele schlage nur in schweren, ganzen Taktten. So blieb er im Rhythmus. Und es geschah selten, daß sich sein Wesen in eigenwilligen Syntopen gegen den Takt stemmte. Geschah es, dann verursachte es eine kurze, drückende Unstimmigkeit. Nur einen Augenblick, weil sich sein weiches Wesen bald wieder fügte; er war ganz und gar nicht revolutionär. Und man vergab es ihm gern, weil er nur bedauerte, nie reizte.

Einmal hatte er versucht, die Liebe eines Mädchens zu gewinnen. Aber er vermochte das Mädchen nicht in seinen Rhythmus zu zwingen. Es war, als ob seine Liebe nur um Glauben an seine Tiefe werbe, aber er vermochte nicht, seine Tiefe der Geliebten zu öffnen. Seine Tiefe wurde nie erwärmende,

¹ „Seele“. Monatschrift im Dienste christlicher Lebensgestaltung. Dr. Aloys Wurm-Happel, Regensburg, September 1921.

bezwingende Tat. Unbestimmt fühlte er diese Ohnmacht. Er fühlte wohl, daß diese Liebe an ihm gescheitert war. An seinem Unvermögen. Darum konnte er dem Mädchen nicht gram sein. Er war ihr wie allen gut. Doch war es ihm ein tiefer Schmerz, zu wissen, daß ihm nichts gegeben war, seine Tiefe — er nannte sie seine Not — zu offenbaren. Hätte er singen können wie die Geliebte! Es war so viel Ungefügiges in ihm.

Da stand das Mädchen am Flügel und sang wie eine Nachtigall so inbrünstig, die nichtsdestoweniger mit dem lezten Laut schon vergessen hat, was sie sang. Er dachte: sie empfindet den Mißklang in der Welt nur, indem sie ihn singend auflöst. Sie konnte alles aus sich herauszingen, ehe es zur schneidenden Schärfe des Gedankens wurde. Gleich ihrem Begleiter am Klavier. Der tönte seine Seele in die Tasten und schien nie von dem unerfüllbaren Bedürfnis gequält zu werden, sein Innerstes mit Worten ans Licht zu heben. Diese beiden glücklichen Menschen konnten sich ohne Worte zueinanderfinden. Sie lebten ihr Selbst auch ganz, doch unbewußt. Ihm aber war es stetig und fürchterlich bewußt, ohne daß es je Form werden konnte.

Als die Dämmerung sank, und das Mädchen zu singen aufhörte und an ihren Platz zurückkehrte, war eine murmelnde Stille. Leise tastende Worte hüpfen durch die Runde. Er saß wortlos, die Arme auf der Rückenpolsterung kreuzweis ausgestreckt. Ein Ungebärdiges wühlte in ihm, das er nicht mehr fassen zu können glaubte, und das doch nie ausbrach.

Immer dichter düsterte die Dämmerung, sank über die einander fragenden Augen, verhüllte das Spiel der Gesichtsmuskeln und nahm so der Unterhaltung jede Anregung, so daß sie allmählich versiegte. Liebende hielten einander an den Händen gefaßt und Freundinnen hockten enger zusammen. Es wurde ganz still. Doch war es eine lautlos sichernde, huschelnde Heinzelmännchenstille.

O, der Einsame! Wie schwer die Stille auf ihm lag! Und doch zitterte er davor, daß die Stille, die wie ein unterirdisches Bächlein rieselte, mit einem Purzelbaum und klingenden Lachen zerreißen könnte. Sie sollte nicht zerbrechen. Nicht zerbrechen, ehe sie ihn ganz erdrückt hatte. Dumpf preßte sich die Bangigkeit an seinem Herzen hinauf, und wie in Abwehr vor dem lachenden Schrei, der schon taumelnd aus dem Dunkel zückte, begann er leise seine Klage, so groß und unsäglich schwer, und lud sie schwebend in die hochgespannte Stille.

Wohl, ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Wer kennt unser Sinnen?
Wer kennt unser Herz?
Ach, es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freuden der Natur.

Er hatte die Goetheschen Verse ohne Akzent, ohne Vortrag, in einem großen Bogen, fast singend gesprochen und in die überschäumende Stille gegossen, daß sie wie geronnen staute. Er lag rückwärts wie mit ausgereckten Gliedern, seine Seele wehte losgerissen über ihm. Und alle die fremden Seelen lagen kniend um ihn, die Arme ausgestreckt, als wollten sie seiner Klage wehren. Und zogen und sogten dennoch an ihm, daß er noch schmerzlicher auffang:

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht:
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen;
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgenen Quellen.

Ein jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen:
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Die Stille erstarrete. Er schwieg und versiel. Wie ausgeglüht. Einmal griffen seine Hände haschend in die Luft, und inbrünstig schloß er seine Seele ein. Dann stand er auf. Wie Nebelschwaden von einem Berghorn, so floß das Schweigen rings von ihm ab.

Die Tat!

Die Tiefe eines Augenblicks hatte er den Rausch der Tat gekostet. Und nun verging er blutend vor ihrer Schamlosigkeit. Den Kopf aufgeworfen, strich er mit dürrer, gekralten Fingern Brust und Lenden hinunter: Ihm ziemte Schweigen. Er fühlte, wie ihn das gebrochene Schweigen zeichnete und in seinen Augen das allen sichtliche, unstäte Feuer zündete.

Er ging hinaus.

Ein Stuhl rückte, und ein Schatten bewegte sich durch Schatten. Ein schwarzer Schleier glitt nach, daß die Seelen aus ihrem Bann aufatmeten. Als das Licht zischte, taumelten aufgeschreckte Blicke und suchten trunken irrend nach dem Platz auf dem Ecksofa. Er war leer.

Hatten sie ihn nicht alle geliebt? Hatten sie ihn nicht so sehr geliebt, daß sie fürchteten, es ihm zu sagen?

Wo bist du, Einsamer?



Du!

Wie hast du doch mein Herz verwandelt
Mit deinem süßen Zauber, Frau.
So hoch und stolz bin ich gewandelt — —
Und bin ein Kind, seit ich dich schau.

Wohl red ich mich und such's zu deuten,
Was all mein Wesen zu dir trieb.
Und kann doch nur die Arme breiten — —
Ich habe dich unendlich lieb.

Otto Walter.

Richard Knies — der Lyriker

Von P. Dr. Cornelius Schröder, O. F. M.

Richard Knies¹ gehört zu jenen Dichtern, welche durchweg die schwerere, wuchtigere, gedankentiefere Lyrik pflegen. Von dem, was man gemeinhin „poetisch“ nennt, von einem leicht und glatt über den Versreihen schwebenden melodischen Fluß, von weitschwingenden, durch den täglichen Gebrauch mit Stimmung gesättigten Worten und Vorstellungen, von Mondscheinnächten, Sterngeflimmer, Waldesdämmer, Wipfelrauschen, Nachtigallenschlag und ähnlichen, den meisten Menschen allein als dichterisch geltenden Elementen, ist bei ihm keine Spur zu finden.

Das Dichten dieses gereiften Mannes ist wirklich ganz anderer Art. Es ist der Niederschlag, der künstlerische Ausdruck, das dichterische Bekenntnis seines Verhältnisses zu dem Unendlichen, dem Absoluten: des wehenreichen, kämpfenden Vordringens und beglückenden Durchbruchs bis zu dem „Grund ohne Grund“, dem Gotte der Offenbarung, — der gläubigen Hingabe an und Versenkung in dieses höchste Wesen, — der Sehnsucht, den Willen dessen, der allein der Herr ist, im eigenen Leben zur Tat werden zu lassen, und in der jenseitigen Verklärung vollkommen beseligt in ihm zu ruhen. Dabei bekümmert es ihn schmerzlich, noch nicht reif genug zu sein für Gott, sich noch mit dem Schein, dem Sinnbild begnügen zu müssen, noch nicht in die Lichtfülle eindringen zu können, in welcher der Ewige thront. Diese Bewegung der Seele des Dichters zu dem Urgrund alles Seins und Werdens ist so stark, daß sie auch die mehr menschlichen Verhältnisse zur Gattin, zum Kinde, zu den Freunden mit bald kräftigerem, bald schwächerem Pulsschlag durchzuckt. Ja: die im tiefsten und höchsten und darum auch im klarsten und wahrsten Sinne religiöse Grundrichtung seines Wesens wird Knies zum aufwühlenden Erlebnis, zu einem gewaltigen Fluten, zu einer Rauschwooge, die sich in weitausholendem Wellenschlag durch sein Inneres ergießt; sie löst eine seelische Erregtheit, eine Schwingung und Spannung aus, die mit Naturgewalt zum ganz großen lyrischen Stil, zum *Hymnus* hindrängt.

Diesem natürlichen Drange scheint allerdings ein ausgeprägter Wille zur reinen, äußerlich ausgeglichenen Form noch allzusehr entgegenzustehen und entgegenzuwirken. Offenbar aus dem Bemühen heraus, die leidenschaftliche Glut zu fühlen, sucht Knies sein Erleben in die starre Form des Sonetts zu pressen. Charakteristischerweise glückt ihm dieses restlos jedoch fast nie. Seine innere Erregung läßt sich durch den gleichen Schritt des Metrums nicht fassen. Das Erlebnis und seine Ausprägung durchdringen sich nicht zum schönen Gleichmaß und sind nicht in ein leichtschwebendes Gleichgewicht gebracht. Der Rhythmus, also das eigentlich formende Prinzip, durchbricht immer wieder den erstrebten Gang der Verse, er lockert und löst die Reihen auf, vereinzelte die Worte und fügt sie hart, schwer, zuweilen ungelent, freilich auch nachdrücklicher und feierlicher aneinander. Ähnlich wie Hölderlin ist Knies eben formhaft für die Hymne veranlagt. Das geht nicht weniger klar hervor aus der Wahl prunkvoller neuartiger, man könnte sagen: die Nabelschnur noch an sich tragender Worte. Diese erscheinen so deutlich als Ausstrahlungen,

¹ Seine Gedichte liegen vor in: Die feierliche Zelle, Sonette, Hausen, Sacklouis 1917 und in der Anthologie: Im Jubeldes geschlossenen Rings, S. 42—55, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1920.

protuperanzenartige, der seelischen Glutmasse, die durchaus im Eigenlicht, im Urlicht leuchten. Ohne vom Alltag umgefärbt und mit Stimmung befrachtet zu sein, stehen sie in jungfräulicher Unberührtheit, Frische und Herbheit, in ursprünglicher, geistentsprungener Kraft und Schwere da und wirken auch so. Genau so weit wie die Worte, steht das syntaktische Gefüge, steht der Satzbau von dem gewohnten Sprachgebrauch ab. Er beruht nicht, wie mancher meinen könnte, auf Willkür, sondern auf innerer Notwendigkeit, auf Wahrhaftigkeit gegenüber den mächtigen, vom Erlebnis getragenen Seelenschwingungen. Er ist, wie das Wortgefüge, ausschließlich von der dichterischen Bewegung, vom Rhythmus, bestimmt, wird allein von ihm oftmals gewaltsam umgestellt oder auseinandergerissen.

Daß bei alledem manches dunkel und schwer verständlich bleibt, ist nicht zu leugnen, ist aber auch weiter gar nicht verwunderlich, vielmehr als natürliche Begleiterscheinung des unerhörten, glutvollen, leidenschaftlichen Erlebens und der entsprechenden Formprägung von vornherein zu erwarten. Bedauerlich wäre nur, wenn sich auch nur e i n e r dadurch abhalten ließe, sich durch aufmerksames Hinhören und geduldiges Einfühlen den Genuß dieser edlen, wahrhaft k a t h o l i s c h e n Dichtungen zu verschaffen und im Nacherleben ihre lebendige, männliche Kraft und Wirkungsmöglichkeit auf das eigene religiöse Denken und Fühlen zu entbinden.



Heimat

III.

Alle Glocken schlagen zusammen im Tal,
Silberne Hände, freudebeschwingt,
Ob der Ankunft der Sonne.

Alle Berge werfen die Wolken ab,
Aschgraue Mäntel der Traurigkeit
Ob der Ankunft der Sonne.

Laß mich zurückdenken, Lieb,
All der Treue Gottes und deiner.
Ach, es reihen sich Wunder an Wunder
Durch unser Leben.

Josef Georg Oberkofler.



Schweizer Erzähler

Von Dr. Gustav Kedeis

In der besonderen Art, die den schweizerischen Schriftsteller vom deutschen unterscheidet, aber nicht trennt, wirkt eine geschichtliche Erfahrung: die einer oft geprüften und zäh verteidigten Demokratie. Sie hat sich in den Jahrhunderten bewähren müssen wie ein Mensch im schicksalsreichen Leben und hat schließlich die Sicherheit vieler überwundener Gefahren ausgeströmt in seine Söhne. Diese erschauen in ihr nicht mehr bloß die Staatsform, sondern eine Erscheinung des Vaterlandes und nicht eine Idee, die in der Zukunft sich verkörpern will, sondern eine Mutter der Geschichte. Was dem Fremden Besonderheit dünkt, ist des Schweizlers überlieferte und festgehaltene Allgemeinheit: Gewißheit im Tun und Denken aus Verankerung im Getanen und Gedachten. Diese Gebundenheit des freizügigen Gehirns an Bodenständigkeit gibt dem Schweizer einen bewahrten Charakter insofern, als er die Problematik vagabundierender Geister nicht ohne weiteres anzuerkennen bereit ist und seine Wirklichkeitsfreude wohl unterbaut. Als im späteren 19. Jahrhundert die deutsche Dichtung den Literaturzerfall im Subjektivismus wie ein allgemeines Krankheitssymptom augenfällig machte und eine wurzellose „liberale“ Individualitätssucht den Schriftsteller stachelte, sich von jedem und allem irgendwie „originell“ abzuheben, als das Lebensproblem, im Ich zugespitzt, tausend Namen tragen wollte und in seiner Verkünstelung im Erdreich des Volkes verfaulte, wo es doch verwachsen sollte, da waren die paar Schweizer Dichter und Schriftsteller, die doch an Begabung keineswegs tiefer reichten, um ihre wertvolle überlieferte Bodenwüchsigkeit reicher und weiser. Sie erschienen persönlicher, weil sie nicht so subjektiv zu sein vermochten. Sie fielen in der wirren und doch nicht zu erfassenden Vielheit der deutschen Dichter auf durch ein schweizerisch Gemeinsames, das über vier Sprachen hinausgriff, ohne natürliche Verschiedenheiten zu verwischen. Zu Gleichmacherei wurde die Solidarität nie. Und in solchen Besonderheiten liegt auch der Grund, warum man heute das deutsche Nothorn, das zur Gemeinschaftskunst, zur deutschen Literatur zusammenruft, in der Schweiz kaum erschallen hört, und warum gewisse Literaturprobleme dort die Gemüter weniger ergreifen. Und wenn es auch wahr ist, daß dieser schweizerische Geist gelegentlich als etwas unbewegter und fast selbstgenügsam abweisend erscheint, und wenn es fühlbar ist, daß er sich zuweilen in unwirtliche Grenzen zurückzieht — eine im besten Sinne naive, das heißt ganz aus der eigenen Natur gewachsene Art und Unerklichkeit hat er doch und wird deshalb dem sentimentalerischen Deutschen immer auffallen.

Den Zug des Dauerhaften und den Atem der Natur wird der Aufmerksame nicht nur bei den Großen und den Bewährten finden, deren sich die schweizerische Literatur ohne viel Aufhebens erfreut, sondern auch, freilich vermengt mit Einflüssen anderer Herkunft, bei den aufstrebenden Begabungen. Ein paar jüngsterhienene Werke sollen zunächst besprochen werden, deren Unvollkommenheit doch der charakteristischen Züge nicht entbehrt.

Da ist Gustav Kerner, der seinen Alpenroman „Heilige Berge“¹ nennt. Es liegt in diesem schwärmerischen Titel eine weltanschauliche Verfärbung der Wirklichkeitsfreude, welche dem jungen Verfasser vielleicht weniger bewußt ist als dem sich einfühlenden Kritiker. Naturkult mit Allgottesdienst

¹ Ottav (336) Leipzig-Büch 1922, Grethlein u. Co.; 28 Mk., geb. 30 Mk.

möchte man aus Sätzen herauslesen wie dem folgenden: „Du warst, wenn du Samstags mit Seil und Pickel auszogst, für mich ein Priester, der zu heiligsten Altären zieht“ (125). Aber Renker verrät doch anderwärts soviel Verständnis für den Väterglauben der Bergler, dem es nie einfällt, Gott und die Schöpfung zu verwechseln, daß man solche wildgewachsene Sätze aus dem Flugsamen liberaler Religionsgärtner erklären kann, die aus Gefühl und Aufklärerei allerlei Kreuzungen züchten möchten. Im übrigen zeigt Renker auch andere Unsicherheiten in der Gestaltung der Bergbauern, die den Beweis liefern, daß romanhafteste Vorbilder seiner Beobachtung noch eine Brille aufgesetzt und die einfache Gestaltung wie den Grundgedanken an den Rändern des Gesichtskreises verzerrt haben. Im Kern hingegen schaut dieser junge Schriftsteller dichterisch und schweizerisch richtig, und wenn er das bergbäuerische Alpmatten und das Baradendorf der an einem Stauwerk arbeitenden Italiener einander konfliktmäßig gegenüberstellt, dann leitet ihn derselbe sichere Instinkt, wie wenn er den bloßen Geldantrieb des rücksichtslosen Unternehmers Robert Hügli vom Arbeitsfönn des schollenverantwortlichen Bauern abhebt. Und wo die Liebe des Verfassers steht, das ist aus der Sympathiegestalt des jungen Ingenieurs Walter Lauener erkennbar, dessen Weg aus der hastigen Zivilisation des mechanisierten Zeitalters sich zurückschlingt zu der Kraftquelle menschlichen Wertes, der Lehrmeisterin alles Wachstums: Gottes Natur. Ein wenig Rousseauismus fließt herein, dessen Bedingtheit der Autor ebensowenig erfasst wie die noch literatenabhängige Erfindung einiger Figuren, worunter das Ehepaar Feltrinelli und vor allem der Einsiedler von „Maria Schnee“ zu zählen sind. Dieser Pfarrer Allow ist eine sehr merkwürdige, dem Phantastiebereich eines J. C. Heer entnommene Erscheinung und verrät des Verfassers menschliche wie schriftstellerische Unausgereiftheit wohl am deutlichsten. Er unterstreicht das Romanhafte der Gesamtanlage so sehr, daß man gelegentlich der schönen Schilderungen und anderer wertvoller Anzeichen vergessen könnte, die dieses noch in der guten Unterhaltungssphäre bleibende Buch doch zum Erstlingswerk eines Talents machen.

Schriftstellerisch viel fertiger und in Erfahrungen der Bergnatur wie der menschlichen Lebenswege geschulter ist Johannes Jegerlehner, der „aus den Schriften eines Bergpfarrers“ einen Roman „Atroleid“¹ geschaffen hat. Ich lege den Ton auf Schulung, weil mir die ursprüngliche Anlage dieses bekannten Schriftstellers nicht als absonderlich groß vorkommt. Dagegen versteht es dieser Kenner der Walliser Berge, seine Fähigkeiten restlos auszudrücken und aus einer gewiegt haushälterischen Darbietung den Eindruck von Reichtum zu erzielen. Der Roman „Atroleid“ freilich ist keineswegs seinen besten Leistungen zuzuzählen. Er hat hier einer Absicht die Zügel über'n Hals gehängt und eine reformerische Predigt über religiöse Erziehung und echtes Priestertum angefangen; darin erweist sich der katholische Pfarrer Alois Portis, der sich wegen eines dörflichen Kirchenbaustreits gegen den Bischof empört und exkommuniziert wird, als typische Protestantennatur. Am Anfang der Revolte steht in Wahrheit nicht der übrigens sehr gut geschauten Berglerstreit um die eigene Kirche und den eigenen Kirchhof, sondern der Mensch Alois Portis, der sich wider den auferlegten „Zwang“ der Kirche in natürlichen Dingen

¹ Ottav (190) Berlin v. J., Aug. Scherl.

auflehnt. Die Anrufung Luthers als Patron der Empörung wäre fast komisch, wenn nicht eben dieses männlich-weibliche Motiv als Urwiderstand nichtpriesterlicher Naturen gegen den Gehorsam spürbar mitwirkte. Damit aber fällt das zentrale Problem des Romans zermürbt auseinander, und diese Kernlosigkeit macht sich im Ausgang bemerkbar, der den Leser durch eine Hintertüre ins Unklare entläßt. Vorzüglich geschaut, ja erlebt sind hingegen die Typen des Alpendorfes „Aroleid“, hoch oben an der Grenze zwischen Welschland und der Schweiz, und ihre bis zum fatalistischen Starrsinn emporgeredete Liebe zur Heimat.

Es ist auffallend, wie sich auch in der Schweiz protestantische Naturen ernsthaft mit katholischen Gestalten oder ihrem religiösen Leben auseinandersetzen. Renker und Jegerlehner sind vielleicht durch ihr Milieu dazu geführt worden; der junge Hugo Marti ist wohl nur durch die in ihrer Oberfläche auch modische literarische Welle veranlaßt worden, den Legendenkranz Mariä „Das Kirchlein zu den sieben Wundern“ zu schreiben. Maria, die schon durch Jegerlehners „Pfarrer“ wie eine bloß-irdische Erscheinung angerufen wird, geht auch durch Martis Legenden wie eine schelmische und hilfreiche Jungfrau, die in wunderloser Zeit auf dem antiken Sockel des Rosenkirchleins in Basels Nähe als Kunstwerk eines durch sie verwandelten Malers und Bildhauers steht, aber sich siebenmal davon entfernt, um bedrängten Menschenkindern zu helfen. Daß sie vor allem Beschützerin der Liebe im natürlichen Sinne und wie bei Gottfried Keller dabei sehr duldsam ist, nimmt einigen auch dichterisch schwächern Legenden den zureichenden Grund, und daß sie mit dem Anbruch der Reformation ihren Standort für immer verläßt, verrät die Einstellung des Verfassers zur Gottesmutter, die auf dem Sockel eines Römergottes ausharrt, bis eine neue religiöse Anschauung sie entbehrlich nennt. Dichterisch beurteilt ist Hugo Martis Büchlein ein bemerkenswertes — immer als Jugendleistung bewertet. Zuweilen klingt der Legendenton rein und ergreifend aus einer überraschend sorgsam-schönen Sprachform, und auch die Erfindung greift ein paar Mal in seltene Tiefen, wohinab nur echte Dichter zu steigen vermögen. Dann bekommt das mittelalterliche Basel seine Linien und leuchtende Farben und schließt sich wie ein schönes Gehäuse um den legendenartigen, nicht legendären Inhalt. Hugo Marti hat gleichzeitig einen norddeutschen Roman mit tragischer Grundstimmung „Das Haus am Haßf“¹ veröffentlicht, der namentlich in seiner erstphastigen Beobachtung und der pseudoaktiven Gebärdenunruhe der Gestalten noch mehr den Erstlingscharakter trägt als das Legendenbüchlein, aber doch auch zur Aufmerksamkeit zwingt und den Namen dieses Hoffnungsvollen einprägt.



¹ Oktav (164) Basel-Leipzig 1922, Rheinverlag; geb. 24 M.

Auf der Gralwarte

Von Friedrich Muedermann, S. J.



In den „Stimmen der Zeit“ schreibt der bekannte P. Gruber über die Bestrebungen der Freimaurerei und zeigt auf Grund ausgiebigen Quellenmaterials, daß wir in der internationalen Logenbrüderschaft mit ihrem ausgesprochenen Prinzip der Ablehnung jeglicher Heteronomie, also einer nicht von dem Inhaber dieser Autonomie selbst sich herleitenden Autorität, die eigentliche Gegenkirche zu erblicken haben. Seine Ausführungen gipfeln in den Schlusssätzen: „Wenn man bedenkt, daß die Zahl der aktiven Freimaurer . . . für die Vereinigten Staaten allein auf drei Millionen geschätzt wird; daß die Freimaurerei in Großbritannien seit Kriegsbeginn 1914 zu einem beherrschenden Einfluß gelangt ist, wie sie ihn bisher nie besaß, und daß sie in allen übrigen Ländern ebenfalls, infolge der Unterstützung, die sie seitens einer ungleich größeren Zahl Gleichgesinnter findet, die nicht der Loge angehören, eine sehr beträchtliche Macht besitzt, so ist ohne weiteres klar, daß der freimaurerische Weltbund, mit seiner ungeheuer großen Gefolgschaft Gleichgesinnter in allen einflussreichen Kreisen der Gesellschaft, auch heute noch eine unvergleichlich größere Macht in der Welt darstellt als die ihr durch die gleichen Fundamentalgrundsätze geistes- und gesinnungsverwandten Sozialisten aller Richtungen, welche die grundsätzlichen kirchenfeindlichen Bestrebungen der Freimaurerei eben wegen der Gleichheit der Fundamentalgrundsätze, zu denen sich beide bekennen, überdies gleichfalls unterstützen. Auf alle Fälle ist es daher die Freimaurerei im geschilderten weitesten Sinne des Wortes, welche, wie Päpste und Freimaurerchefs gleicherweise feststellen, der katholischen Kirche als die eigentliche Gegenkirche gegenübersteht und deren Bestrebungen und vielgestaltiges Wirken daher, bei zeitgemäßem Ausbau der katholischen Weltorganisation, in erster Linie berücksichtigt werden müssen.“ Was P. Gruber eigentlich anstrebt, lesen wir im Eingang des Artikels. Es ist ein harmonisches Zusammenarbeiten aller in der Richtung der „katholischen Internationale“ arbeitenden Gruppen und Persönlichkeiten. Die Hauptaktion wird zurzeit geleitet durch ein Komitee, dessen Vorsitzender Bischof Schrems von Cleveland (Ohio) ist, und dessen Sekretär der Holländer Professor Alfons Steger. Hauptzweck dieses Komitees, das mit dem Segen und der Unterstützung des Heiligen Vaters arbeitet — übrigens sagte Benedikt XV. auf eine Bitte um „formelle Gutheißung“, der Papst spende für derartige Unternehmungen nicht die Taufe, sondern die Firmung —, erscheint die Begründung eines endgültigen Zentralbureaus zur Verwirklichung der vom Papste gewünschten „Katholischen Internationale“ in Rom. Als erster unter den Stiftern steht Benedikt XV. mit einer Summe von 25 000 Lire, als Förderer des Projektes werden von den Oberhirten unseres Sprachgebietes aufgeführt: Kardinal Schulte (Köln), Kardinal Piffel (Wien), Schmid von Grüned (Ehur). Außerdem der Primas von Spanien, von Ungarn, von Irland und andere. Die möglichst rasche und zweckentsprechende Lösung des Problems der „Katholischen Internationale“ wurde von Pius XI., der einst selbst zu den „Förderern“ gehörte, als „dringliche Gegenwartsaufgabe“ bezeichnet. P. Gruber macht darauf aufmerksam, wie verfehlt bei solcher Sachlage die Haltung mancher katholischer Kreise und Tagesblätter war und ist, welche nicht bloß Mißgriffen von Förderern ihrer betreffenden Projekte, sondern auch der vom Apostolischen Stuhl erstrebten „Katholischen Internationale“ selbst gegenüber einen zudem nicht gerade höflich ablehnenden Standpunkt einnahmen. Sogar gegen die Wahrheit sei in manchen dieser Blätter gefehlt worden.

An Aktionen, die als Ergänzung dieser Hauptaktion der kirchlichen Hierarchie arbeiten, werden noch aufgeführt die des P. Philippe in Brüssel für die katholische Völkerbundliga, der Grazer Zentrale, des Eucharistischen Völkerbundes, der Schriftstellerswoche von Paris, des Partito popolare in Italien, verwandte Bestrebungen Marc Sagniers in Paris usw. Als die große Linie, auf der alle sich zusammenfinden könnten, bezeichnet P. Gruber „die bereits seit 1733 von allen Päpsten amtlich vorgezeichnete des Defensiv- und Offensivkampfes gegen die Freimaurerei im weitesten Sinne des Wortes, in welchem die Päpste, und unter ihnen vor allem Pius IX., Leo XIII., Pius X. und Benedikt XV., diesen Kampf, mit besonderer Rücksichtnahme: speziell auf unsere gegenwärtigen Zeitverhältnisse, verstehen“.

Wir haben im „Gral“ besonders Interesse an diesen Ausführungen. Schon vor zwei Jahren habe ich in dieser Zeitschrift nachdrücklich auf die Notwendigkeit einer katholischen Internationale hingewiesen und dabei hervorgehoben, welchen Anteil die Presse und das Schrifttum daran zu nehmen hat. Nicht von dieser Welt, ist doch die Kirche nun einmal in dieser Welt, eingeordnet in ihre Notwendigkeiten. Schükten in früheren Zeiten Kaiser und christliche Regierungen die Ideale der Religion, so kann davon heute fast in keinem Lande mehr die Rede sein. So müssen sich denn die

Laien der politischen Rechte und ihrer sonstigen Einflußmacht bedienen, um den Schutz der christlichen Kultur des Abendlandes und der ganzen Welt zu übernehmen. Wir haben im „Gral“ in der Stille sehr an unseren internationalen Beziehungen gearbeitet, mußten aber wegen der noch herrschenden Kriegsatmosphäre und der Finanznot die Fäden etwas locker lassen. Die Einsicht, die jener Artikel P. Grubers vermittelt, wird uns ein Antrieb sein, dieses ganze Gebiet im Umkreis unserer speziellen Aufgaben mit neuem Eifer zu bestellen. Ubrigens enthüllen sich in P. Grubers Arbeit, die hoffentlich in erweiterter Form und das ganze Problem umspannend recht bald als Broschüre erscheint, tiefste Weltzusammenhänge. Man möchte glauben, daß schließlich aller Streit um Wirtschaftsordnungen und Verfassungen doch nur als eine Art beschwichtigender Komödie sich vor den eigentlichen Kampf der Großmächte der Geschichte stellt, den „Weltkulturkampf“, der in der Macht der in ihm wirklichen Ideen alles übrige an Mächtigkeit überbietet, in dem die eigentliche Tragik des Menschengeschlechtes düster aufflammt, der uns aber nicht schrecken darf, sondern nur zu feuriger Tätigkeit aufrufen muß — wissen wir doch, wo er einst auf den Wolken des Himmels das letzte Wort der Entscheidung sprechen wird.

Leider muß ich wegen Raummangels das noch vorliegende reiche Material stark zusammen-drängen. Über die Spiele von Oberammergau haben die Tageszeitungen meist ausführlich berichtet. Alle Berichterstatter stellen fest, daß man dort auch in diesem Jahre Weihstunden der Religion und der Kunst verleben kann, aber auch die Wohlwollenden gestehen, daß auch dort die „Wirtschaft“ mit ihrem klingenden Mammon stark gestört hat; einige bemerken auch, daß rücksichtlich der Ausbehnung des Mysticismus ein Weniger mehr wäre.

Die Tagung des Bühnenvolksbundes in Hannover muß alles in allem als schöner Erfolg gelten. Es ist ja ein Wagnis, in solchen Zeiten eine derartige Versammlung zu berufen, wo doch mancher schon angekündigte Kongreß ähnlicher Art wegen der steigenden Wirtschaftsnot abgesagt werden mußte. Mit Recht haben deshalb die Hannoverischen Zeitungen über manche Unzulänglichkeiten hinweggesehen. Redner, die angemeldet waren, erschienen nicht, Stücke, die aufgeführt werden sollten, konnten nicht genügend vorbereitet werden und anderes mehr. Einen trefflichen Bericht unseres Korrespondenten muß ich bis zur nächsten Nummer zurückstellen, paßt er ja ohnehin gut in ein Grillparzerheft. Sadlich Neues an Ideen dürfte in Hannover nicht zutage getreten sein, dafür aber wurden gute Einblide in die Arbeit des Bühnenvolksbundes vermittelt und freudige Arbeit angeregt. Namentlich muß der Herr Generalsekretär Gerst hinreichend für seine Ideale gesprochen haben. Schwieg sich die sozialdemokratische Presse über die Tagung aus, so ist das für den Bühnenvolksbund nur ehrenvoll. Zu bedauern bleibt, daß die „Frankfurter Zeitung“, die sich doch sonst bemüht, objektiv zu sein, einem Mitarbeiter das Wort gibt, der für den Bühnenvolksbund nur Gift und Galle hat. Es ist doch nicht fair, einen Satz aus einer Rede herauszulaufen und ihm dann einen Nachdruck zu geben, den er nicht haben sollte, wie man doch auch nicht gleich den Popanz von Zensur zu sehen braucht, wenn sich wohlmeinende Kreise um die sittliche und künstlerische Hebung des Theaters bemühen. Das eine oder andere läßt sich freilich aus jener Besprechung lernen, die aber als Ganzes von Unterströmungen beherrscht wird, die sich aus der Kunstanschauung des Liberalismus erklären mögen. Der Kardinal von Köln hat der Tagung seinen Gruß entboten, und so dürfen die Katholiken wohl beruhigt sein, daß ihre Interessen im Bühnenvolksbund gewahrt werden. Mitarbeit der Tüchtigsten ist hier wie überall der Weg, die Sache zu fördern und Unklares zu klären. — Interessant ist noch die Meldung, daß sich die Calderongesellschaft in Schlesien mit dem Bühnenvolksbund vereinigt hat.

Die ganze Nummer 5/6 des „Korrespondenz- und Offertenblattes für die gesamte katholische Geistlichkeit Deutschlands“ widmet der Herausgeber Domdekan Dr. Kiefl dem neuen Buche F. W. Försters: „Christus und das menschliche Leben“. Ich hebe einiges heraus, was mir beherzigenswert scheint. „Förster ist ein pädagogischer Künstler, wo er rein natürliche Wahrheiten der Sittlichkeit behandelt. Auch im vorliegenden Buche hat er Kabinetsstücke dieser seiner Kunst geliefert. Die meisten Kapitel haben mit Christus nichts zu tun: „Eine Waisfrau“, „Blühe, wo du gesät hast“ usw. . . . Mehr als irgendeiner von allen Lebenden hat Förster seine Lebensaufgabe darein gesetzt, einen konfessionslosen Moralunterricht zu schaffen und den konfessionellen Religionsunterricht aus der Schule zu verdrängen. Er hat für diese Idee die internationale Agitation geschaffen. Und nun will er seinen Beruf besiegeln, indem er als der große Lehrmeister und Kritiker der Kirche auf ihrem ureigensten Gebiet, dem der religiösen Lehrverkündigung, auftritt.

Aber wo Förster das religionspädagogische Gebiet betritt, vermag er völlig. Er hat in seiner Schrift über das Kulturproblem der Kirche es nachdrücklich hervorgehoben, daß keine der bestehenden Kirchenformen im Besitz der vollen Wahrheit sei, und daß die wahre Kirche, welcher anzugehören er als Gewissenspflicht betrachten müßte, noch nicht existiere. Er hat der Kirche die Schuld gegeben an dem Massenabfalle, da sie bei ihrer Seelsorge und Glaubensverkündigung die christliche Wahrheit im modernen Menschen vernachlässige . . . auch im neuen Buche geht die Wiedererweckung der

Menschheit nicht von der Kirche aus, sondern „kleine Kreise“, „Menschengruppen“, werden die ganze unverfälschte Wahrheit Christi darstellen, während die alte Kirche und die Massen dem „kollektiven Tier“ der Apokalypse, der Anbetung des Cäsar, der Überschätzung der materiellen Glaubensmittel und Glaubenserfolge unterliegt.“ Man braucht sich durch diese Ausführungen nicht die Freude an dem Guten in Försters Wert verkümmern zu lassen. Aber hinweggleiten über diese männlichen klaren Worte sollte man auch nicht. Erst Tatsachen, dann Gefühle. Methodische Übermittlung einer Sache ist auch bedingt durch die Eigenart dieser Sache. Hat Förster sein Verständnis für das Übernatürliche, wie Kiesel überzeugend dartzut, wie kann er auf diesem Gebiet Methode lehren! Vielleicht meinen auch in diesem Falle einige, man müsse nicht alles mit dem dogmatischen Millimeterstab messen. Das Wort hat sein Recht in einem gewissen Umfange. Aber auch verständlich ist es, wenn ich an einem Dogma: „Christus ist auferstanden“ auch kein Wörtchen anders wünsche. Denn ist Christus fast auferstanden, oder beinahe, oder symbolisch, fehlt an der Auferstehung auch nur ein Millimeter, so ist Christus eben nicht auferstanden, und mein Glaube ist eitel.

Im Feuilleton der „Augsburger Postzeitung“ fordert P. Alois Mager (O. S. B.) die noch nicht geschriebene Phänomenologie des „katholischen Menschen“. Später darüber mehr. Ich glaube, der Begriff „katholischer Mensch“ hat sein Recht, wenn ich ihn historisch oder religions-psychologisch betrachte; philosophisch gesehen aber leidet er an der Möglichkeit von Mißverständnissen. Katholisch ist zunächst das Beiwort für die Kirche und gilt darum in erster Linie der Kirche als einer Gesellschaft, die die Aufgabe hat, die Menschen ihrem übernatürlichen Ziele zuzuführen. Für den ganzen Naturbereich gilt es zunächst nicht. Mensch bleibt Mensch, auch wenn er nicht katholisch ist. Hier liegt eine große Schwierigkeit, und hinter der Schwierigkeit ein Problem. Die Gnade setzt die Natur voraus, erhebt sie, ändert aber nicht ihre Eigenart. Mensch werde und will ich auch im Himmel bleiben, und nicht Engel. Jeglicher Menschentyp kann im katholischen Menschen verwirklicht werden. Freilich wäre es gut, wenn dieser Begriff einmal in einer allseitigen, tiefgehenden Untersuchung geprüft würde; er richtet, und darin hat P. Mager ohne Zweifel recht, zurzeit erhebliche Verwirrung an.

Zum Schluß sei noch eben aufmerksam gemacht auf „den Volksmusiktag als Stord-Gedächtnisfeier in Dilsberg (Weitz).“. Die musikalische Oberleitung liegt in den Händen des Musikdirektors Neilius. Unter den Rednern seien besonders erwähnt Professor Dyroff (Bonn) und Kunstmaler Professor Fahrenkrog (Barmen). Möchten doch recht viele und verstehende Teilnehmer bei der Totenfeier eines Mannes zugegen sein, der in der Tat „eine der deutschesten Gestalten in unserem Schrifttum des letzten Jahrhunderts war“. Aus seinem Vermächtnis gibt die Einladung einige schöne Sätze wieder: „die segensreiche Kraft des Musiklebens, Musik hinauszutragen in weite Landesteile, hinaus in die kleinen und großen Dörfer und zahlreichen Städte bis zu zehntausend und mehr Einwohnern . . . Nicht in den mit Konzerten überfüllten Städten tun Musikfeste not, sie sind am Plage dort, wo das Volk erst wieder daran gewöhnt werden muß, gute und gar große Musik zu hören . . .“

Noch ein Wort von ihm: „In den Bauernlandschaften, die ich im Sommer aufsuche, genügen mir immer nur wenige Tage, um mich ganz heimisch zu machen, während es mir nach jahrelangem Aufenthalt nicht gelingt, für die moderne Großstadt Heimatgefühl zu haben.“

Im tannendunklen Sauerland — die dem „Gral“ bekannte Dichterin Maria Rahle hat diese Worte wohl geschrieben — auf einem Dorffriedhof am Bergeshang, zu dessen Füßen die blanken Wellen der Ruhr raunend dahinziehen, ist der Weitgewanderte inmitten einer solchen Bauernlandschaft zur letzten Ruhe gebettet worden. So hat er wohl die Grabesstätte gefunden, die sein deutsches Gemüt sich ersehnen mochte.



Dichtung und Leben



Nachdenkliches / Von M. Herbert

Die größten Idealisten sind, die an den Idealismus eines anderen glauben.

Härte dich frühe ab und lerne entbehren. Für die Zarten hat das Leben die rauhesten Hände, für die Weichen die schwersten Walzen, für die Begehrlichen die härtesten Verweigerungen.

Die Welt ist voll von Eitelkeit und doch verfolgt sie den Eitelen mit schonungslosem Spott.

Gewöhne dir das Wünschen ab, die meisten Wünsche sind unberechtigt.

Für die höchsten Opfertaten des Lebens gibt es kein menschliches Wissen und keinen menschlichen Dank. Sie gehören dem ewigen Schweigen.

Alle wahrhaft großen Bürden werden stumm getragen. Wo bliebe der Atem für Klage und Rede?

Wer das Leiden flieht, den verfolgt es.

Es gibt nichts, das der Mensch dem Menschen nicht verzeihen könnte. Die Verschuldungen des Lebens heben sich gegeneinander auf.

Ertrage mit Geduld das Unerträgliche und du wirst dich der tiefen Meinung christlichen Lebens nähern.

Wir sind alle Menschen aus zweiter, dritter, hundertster Hand. Könnten wir wieder erste Menschen werden! Bei aller qualvollen Mühe — wo bleibt die Ursprünglichkeit?

Die Kunst ist Sache des Gewissens. Keinen Satz hat unsere Zeit so gründlich vergessen wie diesen.

Was ist Liebe anders als ein gesteigertes, unablässiges Suchen nach den Quellen des Lebens!

Lieben heißt, das Menschliche abstreifen und sich dem Verständnis Gottes nahen.

Einige graben nach der Liebe wie nach einem Schatz in steinigtem Boden. Sie tun es mit blutenden Händen und hungerndem Herzen. Sie sterben daran.

Anderer zaubern lachenden Mundes mit der Wünschelrute die Quelle der Liebe aus dem Wiesengrund.

Wieder anderen begegnet die Liebe als Jugendfee im Walde. Sie greifen nach ihr, schlagen sie in Fesseln, machen sie zu einer Lastträgerin ihrer Eigsucht, da stirbt sie ihnen unter den Händen.

Wenn Liebe nicht jede Art der Großmut in dir weckt, dann hast du niemals geliebt.

Wenn Güte nicht grenzenlos ist, kann Güte überhaupt nicht sein.

Unsere Worte sind Netze, die wir oft vergeblich nach unseren tieftauchenden Gedanken auswerfen.

Rechne im Leben nie darauf, daß andere dir helfen werden, sei aber immer gefaßt, daß du anderen hilfst.

Undank ist der Welt Lohn! ist der Wahlspruch der Egoisten, die nicht wohl tun wollen.

Nicht dadurch wirst du siegen, daß du dein Leid zum Leid der Welt machst
sondern dadurch, daß du am Leiden der Welt teilnimmst.

Man muß das Schlechte als das Unmögliche meiden und das Gute als das
Selbstverständliche tun.

Der Frage der sogenannten „großen Liebe“ gibt die Welt fast immer die
kalte Antwort der Enttäuschung.

So viel ist der Mensch wert, als er zu opfern vermag.

Wie du einen unverdorbenen Menschen behandelst, so wird er sich bewähren.

*

Schundliteratur u. Rettung ihrer Opfer / Von Julius Maria Worms

III. (Schluß.)

Ein Problem entrollt sich, das wohl eine der größten und schwierigsten pädagogischen
Fragen genannt werden muß. Und läßt sich überhaupt eine Lösung finden?

Es liegt eine gewaltige Schwierigkeit darin, daß in der Geistesentwicklung des wer-
denden Menschen noch vollständige Disharmonie herrscht, die uns die Waffe der Ver-
standesgründe aus der Hand nimmt. Im Knospen und Wachsen erwacht in dem Jugendlichen
eine nicht zu unterdrückende Forderung, das Bedürfnis der Anregung, des Reizes auf geistigem
und körperlichem Gebiete, das in jeder Nervenfaser des sich streckenden Organismus betont ist.
Da will und muß die junge Kraft sich austoben, da will der Geist Nahrung haben, die nicht zu fade
ist, die wurzelt. Wohl tun die Eltern alles, edle, feine Nahrung dem Jungen zu bieten; nur zu oft
entspricht sie aber nicht dem Bedürfnis. Zumal in einer Zeit, wo eine wahre Mut zu lesen ent-
brennt, muß deshalb das Bestreben darauf gerichtet sein, die literarische Führung des Jugendlichen
in der Hand zu behalten; und auf dieses Ziel müssen Beurteilung und Mittel ein- und umgestellt
werden. Merken wir, daß sich die Kräfte, der Latenbrang zu stark geltend macht in der jungen
Seele, daß zu befürchten ist, er sei nicht durch künstlerisch hochstehende Literatur zu fesseln, so bleibt
nur der eine Weg offen, diesem naturkräftigen Orange Konzessionen zu machen, um dann zu einer
Zeit, da die Wellen sich glätten, das Steuer noch in der Hand zu halten.

An dieser Stelle will ich auf einen Schriftsteller zu sprechen kommen, in dessen Beurteilung
die Kritiker fast nur in die Extreme auseinandergehen: Karl May und seine Reiseromane. Ich
möchte auf Grund wissenschaftlicher und Erfahrungstatsachen zu einer Beurteilung dieses Schrift-
stellers schreiten, und wenn ich auf ihn so viele Worte verwende, mag man mir verzeihen, denn
es handelt sich hier für uns nicht nur um Karl May, sondern um die Lösung eines Schulfalles,
die uns auch für manchen andern eine gesunde und vernünftige Stellungnahme sichert. Die ein-
seitige Betonung des rein Künstlerischen läßt sofort erkennen, daß die Kritiker ganz unter dem
Einfluß der Wolgastischen Theorien standen, die wir in ihrer allzu großen Einseitigkeit nun doch
gewandelt haben. Demgegenüber stelle ich die Ansicht Albert Rumpfs in Bonn, der in seiner Flug-
schrift „Die Erziehung des Kindes zum Buch“ ausführt: „Es bleibt, soweit ich sehe, nur die Mög-
lichkeit fürs erste, um die Jugendlichen überhaupt einmal in die Bibliothek, und damit zu guter
Lektüre, zu bekommen, stofflich reizende Bücher einzustellen, die ihrer Phantasie Nahrung geben,
auch wenn sie den höchsten literarischen Anforderungen nicht genügen. Wir müssen, soweit es
gewisse Grenzen erlauben, weitherzig sein. Ein Bibliothekar stellte fest, daß er durch Einstellung
von Karl-May-Büchern 40 Gymnasiasten gewonnen habe. Warum nicht? Wir dürfen nicht eng-
herziger sein als die Sozialdemokraten und Monisten. Was schadet es denn auch? Wenn wir die
jungen Leute nur einmal haben! Sie höher zu führen, und vom Hang zum Stofflichen zum Ver-
ständnis der inneren Schönheit unseres besten Schrifttums zu bringen, ist dann die Aufgabe der
Erziehungstätigkeit der Bibliothek.“

Ich stelle nun folgendes kurz als Grundsatz auf: Geht bei einem Jugendlichen die Entwicklung
ruhig vor sich, äußert sich ein Bedürfnis nach stark anregender und spannender Handlung nicht so
mächtig, daß Konzessionen an die Stoffgier gemacht werden müssen, so werde ich die Schriften
Karl Mays, die ein solches Bedürfnis anerkennen und steigern würden, ablehnen. Muß ich aber
Konzessionen machen — und ich füge gleich hinzu, daß es in den meisten Fällen so sein wird —,
so begrüße ich diese Schriften freudig als ein Mittel, das, an sich ungefährlich, es ermöglicht, die

Führung des jungen Menschen weiter in der Hand zu behalten, um, wenn die stürmischen Wogen verebbt, wenn die Disharmonie zwischen Wollen und Denken ausgeglichen, ihm dann zu einer hochstehenden, bildenden Literatur, den Werken unserer ersten Meister emporführen zu können. Wollten wir durch ein Verbot, durch Entziehen jeder Lektüre der Lesewut und der Stoffgier unserer Jugend Einhalt gebieten, würden wir nur erreichen, daß wir jeden Einfluß verlore, da sie sich ihre Geistesnahrung hinter dem Rücken von Eltern und Erziehern doch zu verschaffen weiß. Widen wir nur zurück auf die Verbreitung der Schundliteratur, und wo sie sich findet! Aber weiter begrüße ich diese Art Schrifttum auch deshalb, weil sie mir eines der wenigen Mittel an die Hand gibt, Einfluß auf solche, die sich in früher Jugend dem niederen Schrifttum in die Arme geworfen — wo es sich nicht um sittlich ganz verseuchte Leser handelt — zu gewinnen; in den meisten Fällen habe ich gefunden, daß Karl Mays Reiseerzählungen auch solchen immer noch genug Spannung und Handlung boten. — Muß ich auch sagen, daß der Schriftsteller manchmal unmäßig ausschneidet, in seinem stark betonten Christentum nicht immer konsequent ist, so wird er doch zweifellos viel Gutes wirken bei denen, welchen spannende Lektüre für eine Zeit durch Entwicklung oder Umstände organische Forderung ist, und die sich von Schund- und Kriminalromanen nun einmal nicht ohne weiteres zum Kunstverständnis überleiten lassen. — Kurz: Wir müssen anerkennen, daß es auch auf dem literarischen Gebiete Werke gibt, die nicht nur nach dem Kunstwert abgeurteilt werden dürfen, sondern die wir als Führer zum Bessern begrüßen müssen, wie wir dieselben, die indifferent, als Führer zum Schlechteren unbedingt ablehnen!

Sollen es billige Bücher sein, bunte Hefte, durch die man den guten Einfluß festigt, von dem soviel abhängt, so verweise ich auf die ausgezeichnete Sammlung des Verlages Ludwig Ruer, der zu einem Spottpreise für die heutigen Verhältnisse in den „Deutschen Jugendheften“ — die äußere Aufmachung der billigen Schundhefte nachahmend — literarisch auch wirklich hochstehende Geistesnahrung darbietet, die zum großen Teil der Aufgabe der Rückführung zur guten Literatur, was Gehalt und Form angeht, gewachsen ist. —

Unsere Jugend muß vor allem aber gesund sein! Aus eigener Anschauung spreche ich, wenn ich behaupte, daß Kraft und Gesundheit von außerordentlicher Bedeutung sind für die Geistesentwicklung, auch wenn es einen jungen Menschen von schlechter Lektüre zurückzureißen gilt. — Der Tatendrang muß sich austoben können. Da wird viel überschüssige Kraft verpufft, die sonst auf andere, vielleicht nicht so gute Art sich auslösen würde. Treibt eure Jugend hinaus ins Freie! Sport sollen sie treiben! Wenn ihr ihnen da entgegenkommt, soweit ihr es erlauben zu können glaubt, werdet ihr auch die Zügel in der Hand behalten, das Übermaß stets beschneiden können. Hinaus in die Natur! Die Freude in und an der Natur, das sind die eigentlichen Normalreize, an denen man die geistige Gesundheit des Jugendlichen messen kann. —

Endlich muß der Junge angeleitet werden, sich treu pflichtgemäßer Arbeit hinzugeben. Das stärkt den Willen, die innere sittliche Kraft; das erhebt den Verstand langsam und unmerklich zum Herren über das sich empörende und brandende Gefühl. Je stärker der Jugendliche sich auf Studium, auf andere Interessen konzentriert, um so mehr versinken die Gestalten der aufreizenden Lektüre, die durch keine neuen Blutwellen mehr belebt und nicht weiter durch geistige Plastik ausgestaltet werden, ins Unterbewußtsein und fallen langsam der Vergessenheit anheim. Alles was den Jungen interessiert und nicht zu einer schlechten Entwicklung beitragen muß, müssen wir unterstützen und unauffällig, aber ständig betonen und für seine Betätigung Gelegenheiten schaffen. Hinreichend spannende Lektüre, historische Erzählungen und Reiseromane, in denen ja meist einige unschuldige Tropfen des so notwendigen Blutfließens vorkommen, gute Lektüre aus den Volks- und Bortomäusbibliotheken, Basteleien, die leicht einen Jungen gänzlich beschäftigen und absorbieren, Sport, Wanderung, Spiel und Arbeit, sie alle müssen willkommene Mittel sein, in schwierigen Fällen zu retten, in anderen vorzubeugen, um den Jugendlichen möglichst unverfehrt über die Jahre der inneren Disharmonie und des Stürmens und Spritzens hinwegzuhelfen; dann kommt die Zeit, wo wir uns an den Verstand und einen erstarkten Willen wenden können, um die positive Erziehung aufzunehmen, die Schäden der Übergangsjahre auszubessern und den Heranwachsenden zur Höhe unserer Literatur emporzuführen.



Von Menschen und Büchern



Zum literarischen Leben der Gegenwart / Felix Timmermans in
unserer Zeit / Von Dr. Martin Rottenbach

Dies die Summationszentren der Gefühlsausbrüche der Nachkriegsjugend: das Wort vom Kampf der Generationen, erklärbar als aufgeregtes, durch den Krieg aufgepeitschtes Selbstbewußtsein; das Wort: „Der Mensch ist gut“, Begründung erst positivistischer, dann sozialistischer oder christlich-sozialistischer Weltverbrüderung; das Wort von der religiösen Erneuerung als Ahnung einer in der Zeitgeschichte sich verwirklichenden Ideenwelt; das Wort vom Untergang des Abendlandes (von Spengler schon völlig losgelöst), als Eingeständnis des Unvermögens, aus Programm und Manifest herauszutreten in die Mannbarkeit der Tat. Und dies die Form der gestalteten Motive: hymnische Verückung und Rauschsucht im Vers, knappe, bis zum Bersten gefüllte und mit Gefühl oder sogenannter Geistigkeit überladene Wortwucht der Prosa.

Eine neue Sprache ist geschaffen worden. Eine neue Literaturwelle hat Wellen geworfen. Eins aber bleibt ebenso wahr, und die zahlreichen Eigenbrödlar (im guten Sinn) deutschen Schrifttums, die sich Bewußt von dem Getriebe neuer Jugend fernhalten, geben ihm immer stärker Gestalt: Die Sprache und das Reich der Nachkriegsjugend hat sich zu sehr vom mütterlichen Erdboden menschlicher Bestimmung losgelöst, um nicht im Ablauf der Entwicklung auf einen toten Punkt zu kommen. Eine Lähmung ist eingetreten. Befruchtung tut not.

Phantasie will befruchtet sein, hungert nach Sinnenwelt und Wissen. Die Sättigung der Sinne aber ist stärkeres Bedürfnis. Zu stark war der Druck, mit dem bewußt die „Kultur der Sinne“ erstarkt werden sollte. Schon zündete bei den durch kein objektives Ethos gebundenen Dichtern und Künstlern die Stacheln der erzwungenen Ekstase und brach sich in brutaler Sinnlichkeit Plak. Und immer eifriger sieht sich die Reihe der Ernüchterten nach Kraftquellen um, die von außen her Hilfe schaffen könnten.



Flandern, das Flandern germanischen Gepräges, tritt erneut in den Vordergrund des Interesses. Nirgendwo in Europa hat sich eine Kunst und eine Dichtung so im eigenen Volk und in der eigenen Landschaft verwurzelt wie in Flandern. Flämische Dichtung ist ewige Heimatkunst. Nirgendwo in Europa bietet die Dichtung der Gegenwart jedoch auch solch kerngesunde Sinnenfreude wie in Flandern. Dem geistig und leiblich ausgehungerten guten Deutschen muß förmlich das Wasser im Munde zusammenlaufen, wenn er an die üppige Tafel flämischer Daseinsfreude herantritt. Hier, spürt er, lebt das, was ihm fehlt: Brot und warme Heimat. Hier mag er sich zu Gast einfinden.

Das von Friedrich Markus Huebner schon 1917 herausgegebene „Flämische Novellenbuch“ des Insel-Verlags z. B. mag als Gruppenbild und Querschnitt durch die Prosa des gegenwärtigen Flanderns gelten können. Anton Bergmanns Skizzen und Bilder „Advokat Ernst Staas“ (Insel-Verlag 1917; Bergmann starb 1874) können dem Fremdling sagen, welche Lesekost dem flämischen Volke aus der Seele gesprochen ist; stellen die gütig-wahrhaftigen Idyllen doch nach Angabe des Übersetzers Anton Rippenberg das neben den Romanen von Conscience am meisten gelesene, bekannteste und geliebteste Buch der neueren flämischen Literatur dar. Bei Stijn Streuvels, seines Zeichens Bäcker, mag man flämische Biederkeit der Gesinnung suchen gehen. (Besonders bezeichnend: Inselbuch Nr. 215 und 214, „Der Arbeiter“ und „Die Ernte“.) Ein dritter Name endlich spreche als Vertreter, der auch schon in Deutschland eine Gemeinde besitzt: Felix Timmermans.



„Und die Natur will vor nichts und niemand etwas von ihrer Güte zurückhalten, und ihre Genüsse hängen nur so zum Greifen in der Luft. Sie ist einfältig wie ein Kind und gut wie eine Mutter, und was sie gibt, das geht bis ins innerste Leben der Seele.“ So lautet die Grundthese des ersten bedeutenden Werkes, das der Dichter Timmermans schuf und das soeben (1922) in neuer Auflage vom Insel-Verlag auch in deutscher Sprache in das Leben hinausgeschickt worden ist. Der Roman „Palliet“ ist ein ganz unbändiges Buch, ein literarisches Füllen, das vor lauter Willmut und strotzendem Lebensübermut die Zügel aller gesellschaftlichen Konvention abgeworfen hat. Von einer „Handlung“ kann kaum gesprochen werden. Palliet ist ein flämischer Jungbauer, und das ganze Buch redet von nichts anderem als von der Überfülle der sinnlichen Genüsse, die auf

den lebenshungrigen jungen Mann in berauschemdem Reichtum einströmen. Ein Jauchzen ohne Ende, ein Sichwälzen in lauter Sonne und Lebensglück! „Zuweilen blieb er eine ganze Zeitlang sitzen und betrachtete den duftenden Reichtum des Gartens, und er hätte noch mehr Augen haben mögen, denn da war mehr Schönheit als er sehen konnte.“ — „Und das war eine Wonne für das Auge und eine Vollust für die Nase.“ — „Es war überwältigend, dem Überfluß von mächtigem Vogelgepfeife und Gezitscher in den breiten Alleeebäumen zu lauschen.“ — „O du Gott der Meere! wie war die Welt paradieseschön!“ In diesen Superlativen irdischer Daseinsfreude und sinnlicher Aufnahmefähigkeit geht es durch das ganze Buch, und nirgends, wo dem Dichter der Atem ausginge.

Unheimliche Mengen nahrhafterster Gerichte werden beim Essen vertilgt; Liebe, Hochzeit und die Geburt von Drillingen können gar nicht fehlen. Verheizen von erstaunlicher Urwüchsigkeit strudeln mit in diesem tollen Strom des „angenehmen Augen- und Nasen- und Ohrenfestes“, und das Überzeugende ist: Der Leser fühlt sich selber mit hineingerissen in den wilden Reihen unkonventioneller Ausgelassenheit. Zum wenigsten kann er es schlecht übers Herz bringen, dem Dichter seine Purzelbäume in Angelegenheit natürlicher Vorgänge übel zu nehmen, und auch die derbgesunde Sinnlichkeit und die aus purem Übermut herausquellenden drollig-abfälligen Bemerkungen über katholische Dinge mehr oder weniger heiliger Natur können schlecht einen verletzenden Eindruck machen.

Ein Gesundbad niederrheinischer Verheit und Erlebnisfrische, für junge Mädchenohren wieder einmal wenig geeignet und auch allen zartfühlenden Menschenherzen sonstiger Gesellschaftsgruppen ein erschreckendes Beispiel fehlender Kinderfube, allen, die jedoch so recht von Herzen lachen und sich auch über Rehrheiten der Verzärtelung diebisch zu freuen verstehen, ein Buch mit einer überwältigenden Kraft der Lebensbejahung. Ist der „Ballieter“ für den Dichter selber ja doch gleichfalls die Gesundung geworden aus der Gemütsverdüstung einer früheren Zeit, die sich mit Gelsenstergeschichten abplagte und sich sogar bis in schwere Krankheit hinein niederschlug.

Das zweite große Werk Timmermans' ist die Erzählung „Das Jesuskind in Flan-der n“ (Leipzig, Insel-Verlag 1920), wohl die in Deutschland bekannteste Dichtung des Flamen. „In dem Rahmen und in den Landschaften unseres schönen und guten Flanderns habe ich mir die göttliche Erzählung vom Jesuskinde, seiner süßen Mutter und seinem guten Pflegevater vor Augen gestellt und durch etwas Schreibekunst mit großem Behagen ausgeschmückt,“ berichtet der Dichter. Zu deutsch: Er hat nicht weniger getan als das Lieblingswerk der alten flämischen Maler in die Dichtung unserer Zeit hinübergeführt. Das Experiment einer zeitlichen und landschaftlichen Synthese (für den Dichter gibt es keinen Anachronismus) darf wohl als restlos geglückt bezeichnet werden. Man lese z. B. die Ankunft der heiligen drei Könige und staune über die Versinnlichung der Vorgänge! Das klingt so frisch und ist so lebendig gesehen und beschrieben, wie es kein historischer Roman hätte besser machen können. (Daß sich bei uns in Deutschland leider pädagogische Bedenken, die neue Gefahren für den Halbgebildeten wittern, erheben können, geht den flämischen Dichter und sein Werk als solches ja nichts an.)

Als ein Werk echter und gesündester Volkskunst kann endlich das dritte der bis heute verdeutschten Werke des Dichters Timmermans empfohlen werden: die Geschichte „Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforsa, dem Begine n.“ (Inselbücherei Nr. 308; erstmals gedruckt in dem oben genannten flämischen Novellenbuch.) Eine Liebesgeschichte voll schlichter Ergriffenheit und Wehmut, schmerzlich süß, und doch Symbol der Lehre, „wie nicht Hinausschweifen, sondern nur Einkehr und Stille und Umgang mit einfachen Dingen segnet.“ Hier liegt eine Dichtung vor von so reifer Ehrfurcht vor dem Kleinen und solch herzlicher Liebe zu Landschaft und Volk, daß man das Büchlein am liebsten allen lieben Menschen, die man kennt, in die Hand drücken möchte.

*

Flämische Dichtung ist ewige Heimatkunst. Wer den Werken Timmermans' tadelnd anmerkt, hier sei alles zu sehr Vordergrund und man vermiss e die transzendente Weite des Gefühls, der verlangt den Horizont deutscher Symbolistik für eine im tiefsten Wesen unsymbolische Landschaft. Die Flamen germanischer Art hatten in ihrer Geschichte zu lange die Rolle des Staatsbürgers zweiter Klasse zu spielen, um ihre enge Heimat auszuweiten in den Traum des Allgemein-Menschlichen. Freuen wir uns doch der Werte altvererbter Bodenständigkeit, echter Natürlichkeit! Hier ist mehr zu holen als aus den Verzüchtungen krankhaft überreizter Jugend des unglücklicheren Deutschland.

*

Neue Lyrik / Von Dr. Martin Rodenbach

Bekündigung nennt sich eine „Anthologie junger Lyrik“, die Rudolf Kasper im Roland-Verlag (Dr. Albert Mundt) in München unlängst herausgegeben hat. Das Buch nimmt (im Hinblick auf seinen Vorläufer, die „Menschheitsdämmerung“) nicht mehr die breit flatternde Fahne „neuer Gesinnung“ für sich in Anspruch. Es ist pessimistisch angehaucht: „Nach Jahren jugendlichen Brausens, aufflammender Rufe und Revolutionen müssen wir heute bekennen: uns ward keine Erfüllung; wir sind Geklagte und Suchende, wartend zwischen Sohnes- und Vaterschaft.“ Der „geometrische Ort“, an dem die Lyrik sich jetzt befinde, sei „der Ort der Unter- und Übergänge, das Gebirge Abarim zwischen Wüste und Kanaan. Dort steht das dichtende Volk, blutdurchpulst, nackt, in Erwartung; zwischen trockenen, peitschenden Wüstenstürmen und einer verhüllten Ferne. Die zerstörende Arbeit ist nun vollbracht: Verse der Sentimentalität oder bloßen Rönnerturns sind unmöglich geworden, aber bei aller motorischen Kraft weiß man um die Armut der Zeit und der Kunst und die Einsamkeit der wenigen Großen.“

„Expressionismus“ in der sozial-ethischen Prägung will Vergangenheit werden. Man scheut sich, das häßliche, abgeleierte Wort überhaupt noch zu gebrauchen. Eine Stagnation ist eingetreten und will und will nicht weichen. Wohin des Wegs?

„Bekündigung“ gibt zu viele Antworten, um die Antwort geben zu können. Alle Mitarbeiter der „Menschheitsdämmerung“ (mit Ausnahme zweier Namen: Jakob von Hoddis und Ludwig Rubiner) treten mit ungefähr den gleichen Gebärden und Worten auf die Bühne. Eine ganze Reihe neuer Vertreter ergänzt noch den stattlichen Heerzug: Paul Adler, Ernst Bläß, Max Brod, Martin Gumpert, Paris von Gütersloh, Henriette Hardenberg, Adolf von Hasefeld, Max Herrmann, Richard Hülsenbeck, Hanns Johst, Hermann Kasack, Gottfried Krolow, Georg Kulla, Oskar Loerke, Paul Mayer, Max Pulver, E. A. Rheinhardt, Eugen Roth, Oskar Schürer, Claire Studer-Goll, Ernst Toller, Johannes Urzidil, Alfred Vagts, Carl Maria Weber, Ernst Weiß. Ein Querschnitt also von literarischer Bedeutsamkeit, menschlich-künstlerisch aber chaotisch, sich in tausend Willensrichtungen verzettelnd, zerplitternd.

Man muß schon einzelne Namen herausgreifen und genauer beobachten, um das Ziel der Zeitlyrik erkennen zu können. Da ist z. B. Paul Zech, „Dickschädel aus bäurisch-westfälischem Blut“, wie er sich genannt hat, schon ein Vierziger an Jahren. Seine Abneigung gegen Großstadt und Industrie hat sich in seinem Gedichtband „Der Wald“ (Sibyllen-Verlag in Dresden, o. J.) in die Natur geflüchtet. Im Wald will er wie ein Kind vor Neugeschehenem staunen.

„Denn hier ist Eingang zu dem Grenzenlosen;
hier ward die Welt zum zweiten Male Kind
aus den gezogenen weißen und den schwarzen Lösen.
Tritt ein, der du verwandert bist und blind!“

Ein von Natur aus gesunder Mensch findet nach dumpfem Kampf und Zwiespalt die Himmelsblume, die Gesundung verspricht. „O märchenblaue Zeit des Lichtgeschehens!“ Klingt das nicht wie ein Sehnsuchtsruf nach Mörike, dem Traumzauberer und Geliebten deutscher Landschaft? Und möchte man das Gedicht „Vorfrühling“ nicht fast als Zeitsymbol aufgefaßt wissen?

„Ein jäher Sonnenschauer gab den Winterresten
den Todesstoß. Da schmolz der Schnee zu Schaum.
Und Südwind kam und fing sich in den braunen Ästen.
Und hoch vom Wipfel bis zum Wurzelsaum
ging wunderfüßes Zuden nach den Blütenfesten.
Aufbrausend stieg der junge Saft: gebt Raum!
Und sieh, bevor noch eine Lerche sang,
stand schon mein Wald im Knospenüberschwang.“

Oder da ist die sympathische Gestalt des Lyrikers Kurt Hynike. War das ein süß-banges Träumen („Rings fallen Sterne“, 2. Auflage. Berlin 1920, Verlag des „Sturm“) des Jünglings, der seine Inbrunst, „von Knaben träumen schwer“, in einer endlosen Kette halb verzückter, halb gepreßter Ausrufe zur Schau gab! Wie kindlich verzagt klangen „Gotteseiege“ (München 1913, Roland-Verlag) zur Nacht, melodisch und voller Stimmung, wenn auch gedanklich nicht ausdeutbar oder definierbar. Die zitternd-zarte Seele des jungen Mannes fand nie das Amen bei den Worten, wußte manchmal keine andere Überschrift zu geben als das allgeminste Wort „Gedicht“, tastete nach Mitmenschen und Liebe und Verständnis. Nun aber ist „die hohe Ebene“ erreicht (Berlin 1922, bei Erich Reiß), die „Versöhnung“ nach Bangnissen gefunden:

„Komm,
gib mir deine Hand.
Die Wolken flieh'n,
schweig deine Seele ihnen nach,
gib mir dein Herz.

Sieh, alles lächelt.
Die Wiesen singen,
Die Falter taumeln trunken ihren Traum —
nun bade deine gramverwirrten Hände
im Duft der wilden Blumen und der sanften Gräser:
Wir sind ein Segel,
hinschwebend licht durchs Sommerland,
Und ferne ist die wehe Stadt der Tränen . . .“

Ruhe, Besinnung, Maß, Sinn für Schlichtheit will kommen, wenn auch die weltanschauliche Entwicklung des Dichters („Gott! schrie die Seele, und sie fand nur: mich!“) noch ein gut Stück zu wandern haben wird, bis sie zur Wahrheit gelangen kann.

„Expressionismus“ will Vergangenheit werden. Eine neue und zugleich „alte“ Phase der Entwicklung schlägt atemschöpfend die Flügel. Konventionelle Rhythmen und Klänge aus den Vorratskammern deutscher Vergangenheit, wie z. B. die zufällig hier vorliegenden Bücher „Sommer“, von Chr. W. Kungeffer, 1920, Verlag der Akademischen Bucherei, Planegg bei München, in dem Gedicht „Maria“ ein wenig täppisch anmutend, „Blütenlese“, Auswahl von Otto Burghardt, Verlag von Lohmüller u. Sommer, Fulda o. F., oder „Zur Höhe“, von Johannes Eichhorn, Hellmann-Verlag, Slogau 1922 — mehrten sich und bringen sich allmählich noch ganz um ihr „tägliches Brot“. Dem alten Haudegen Arno Holz, Verstreuter, sozialer Dichter, echter Lyriker und aus Unwissenheit polternder und bellender Antichrist, pocht aufs neue sein „rotes Männerherz an die Rippen“, dergestalt, daß er zum vierten Male und nunmehr endgültig unter dem Schutzpatronat „des“ Heine sein „Buch der Zeit“, 450 Seiten stark, erschien im Sommer 1885, um ein Jahr vordatiert, bei Schabelitz in Zürich, die zweite, 522 Seiten, 1892 bei F. Fontane u. Co., die dritte, 244 Seiten, 1906 bei R. Pilger, München, übergegangen in den Verlag Carl Reißner, Dresden. Die bisherigen drei Fassungen zeigen also wesentliche Differenzen auf, die vorliegende endgültige Ausgabe will alles Überzeitliche festhalten.) Das Wort vom „kommenden Naturalismus“ gefünderer Auflage kündigt sich an.

Es ist nur bezeichnend, wenn Josef Georg Oberkofler, dessen Sonette „Gebeyn aller Dinge“ (Kösel-Pustet 1921) noch in der Bahn der reinen „Mythik“ Weg und Ziel suchten, obwohl die Neigung zur Rilke-Pointe im Rilke-Ton (besonders deutlich etwa Seite 20, 25 oder 73) schon andeutete, daß hier mehr eine lyrische Fingerübung von allerdings hervorragender Geläufigkeit gegeben wurde, als ein selbstschöpferisches Spiel — wenn Oberkofler, sagen wir, in neuen Gedichten (Vgl. die Veröffentlichungen im „Gral“) gleich Rech den Weg zur Landschaft, zur Erde, zu den Menschen sucht. Und auch Friedrich Schnacks neue Gedichte „Der Zauberer“ (1922 bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig) rufen doch wohl nur deshalb die Gesichte des Magiers zu orientalistisch-üppiger Farbenglut und berückendem Duft südländischer Fremde herauf, um aus der Gegenwart der Wirren den Willen zu den Werten des menschlichen Diesseits zu befunden.

Zu befürchten wäre vielleicht, daß der Pendel auch in der „neuen“ Bewegung einmal ins Extrem ausschlagen werde. Aber das ist doch erst „cura posterior“, wenigstens für die unmittelbare Gegenwart. Zudem hat sich bis dahin vielleicht auch das edle Gleichmaß derjenigen Dichter in der literarischen Allgemeinheit durchgesetzt, deren Schaffen uns Katholiken in ganz besonderem Maße am Herzen liegt. Gleichmaß auch in der Lyrik. — Wer etwa den Sammelband „Im Jubel des geschlossenen Rings“ (M. Grünewald-Verlag) nach nunmehr ausreichend verlaufener Besinnungsfrist noch einmal energisch zur Hand nimmt, ist überrascht, wie gehalten, wie würdevoll, wie reichhaltig und tiefgründig seine Neigung zur Antithese, zur scharf formulierten Beobachtung, sein von ihm selber noch nicht recht entdecktes Talent zur E. F. Meyer-Ballade (Michelangelos letzte Tage) anmuten kann, welche Geheimnisse echter Symbolik aus den dunklen Klängen des ungewöhnlichen Conrad Weiß hervorquellen können, wie selbst Feiten ein wenig verschrobene, herb-nüchterne Art wirkliche „Erfüllung“ zu konzentrieren vermag. (Aber Rnies und J. v. Stach vgl. die Beiträge dieses Heftes!) Man möchte wünschen, daß bald ein

neuer, auch die Kneip und Versch umfassender Sammelband gegenwärtiger „katholischer“ Lyrik kommen dürfe. Vielleicht ist jetzt schon die Zeit gekommen, in der die Öffentlichkeit schöpferische Tüchtigkeit von der Reflektiertheit des sensationellen Superlativs unterscheiden kann. Jedenfalls würde den Wissenden ein großes Geschenk geboten.

*

Über dänische Erzähler / Von Arthur Friedrich Binz

Dänemark! Man kann eine blaue Sehnsucht in dieses Wort legen wie in das allen geheiligte — Hellas. Gott weiß, ob mein Fuß in Wirklichkeit je wieder dänische Erde betreten wird; aber ich habe ein Regal mit Dichtungen in meinem Zimmer, und ich brauche nur einen der geliebten Bände herunterzunehmen, um meine Seele ganz mit den Bildern dieses wunderbaren Landes zu füllen. Da sind die unvergeßlichen Interieurs Jens Peter Jacobsens, z. B. das kleine grüne Zimmer auf Stavneboe zu Beginn der Novelle „Der Schuß in den Nebel“, in dem ich ein- und ausgehe, wann immer es mir behagt. Man erinnert sich des Schlusses der Novelle „Mogens“, dieser wundervollen Perspektive, die immer mehr ins Strahlen kommt, je öfter man sie liest. In einem Buch von Otto Runge sehe ich eine Abend-Tischgesellschaft in einem blendend erhellten Saal, dessen Wände von zartgelben Tapeten leuchten: „Vor den schmalen, unverhüllten Scheiben lag die dunkelblaue Nacht vom blassen Mondlicht durchbrochen. Über den schwefelgelb leuchtenden Dächern der alten Schloßreitbahn erschien das kohlschwarze Profil des dritten Christiansborg, dessen neue Mauern sich wie in einem Käfig von Gerüsten über der Brandstätte erhoben.“ Ganz Kopenhagen erleuchtet mir aus diesem Bild, und ich spüre jedesmal beim Lesen, wie der Duft dieser Stadt süß zitternd mein Herz umdrängt. Oder ich gehe in Halsgard mit Thomas Manns Tonio Kröger durch den „großen ballengedeckten Eßsaal zu ebener Erde, dessen hohe Fenster auf die Glasveranda und die See hinausführen“. „Er ging landeinwärts auf Wiesenwegen durch die Einsamkeit und bald nahm Buchenwald ihn auf, der sich hügelig weit in die Gegend erstreckte. Er setzte sich ins Moos, an einen Baum gelehnt, so, daß er zwischen den Stämmen einen Streifen des Meeres gewahren konnte. Zuweilen trug der Wind das Geräusch der Brandung zu ihm...“ Das ist Dänemark. Ein anderes Bild noch möge die Reihe der Ausschnitte beschließen: „Die weiße Nacht“ (von Otto Runge) liegt in dänischem Gewässer: „Arton ließ seine Hand über die Augen gleiten, während er der schwach wogenden braunen Fülle der Wälder hinter dem gestreckten Landrücken mit dem Blick folgte. „Julia!“ sagte er, „ich spüre die tiefe Wehmut, die hier über Land und See ruht. Aber zugleich ahne ich eine merkwürdige bleiche Kraft hier droben in diesen nördlichen Reichen; das Meer wogt davon, wie wenn Muskeln sich spannen unter geschmeidiger Haut. Es ist wie eine Begegnung zwischen weiblichem Scharfsinn und männlicher Empfindungskraft; eine Blässe und Blauheit in allen Farben, die diese Natur für mich unergründlich macht. Ich verstehe dieses Land nicht ganz.“ Julia schüttelte das Haupt. Nein, er verstand es kaum halb. Und mit einem Male spürte sie nun den Heugeruch, üppig und mohnduftend, den die Brise vom Lande herübertrug... O, wie dieser Heuduft, dieser Atem von Korn, von kräftigem Erreich und von allen Säften des Landes sie peinigte, der Unblick der gelben Mieten über dem Wiesenland in ihrer Brust eine Empfindung von Armut und Unfruchtbarkeit auslöste! Im Süden, wo die Sonne stand, schimmerte der Sund wie von spielenden Maktrelenzügen. Sonnenbeleuchtet, in goldenem Relief sprangen die kleinen Hausgiebel und die gerippten Villenveranden aus dem blauen Nebel hervor. Von den kreideweißen Flaggenstangen in den Gärten flatterten kleine blutrote Wimpel.“

Dänemark! Man kann eine blaue Sehnsucht in das Wort legen wie in das allen geheiligte Hellas...

Ich war neun Jahre alt, da schenkte mir ein gütiger Onkel ein Buch. Es war das erste Buch, in dem ich zu meinem Vergnügen und mit ganzem Herzen las, es war (wie ich später erfuhr) merkwürdigerweise von einem Dänen dieses Buch, es war von — Andersen. Dieser Mann (damals erschien mir mein Onkel als der Mann) schenkte mir eine Welt, die jahrelang in allen meinen Träumen leuchtete. Und heute sehe ich, daß dieser Mann Dänemarks reinsten und größten Dichter war. Ich kann mich nirgendwo in seinen Märchen einer spezifisch dänischen Landschaft entsinnen, aber ich empfinde heute die innere seelische Landschaft des Menschen und Dichters Andersen als dänisch und seine Stimme als dänischen „Volkes Weise“. Wer von uns liebte sie nicht! In Andersen hat sich das dänische Schrifttum das Herz der Völker gewonnen.

Und etwas später, gegen Ende des alten Jahrhunderts, gelang es Dänemark noch einmal, in einem Prosadichter eine weit über seine politischen Grenzen hinausgehende Bedeutung zu erlangen. Doch diesmal nahmen die Wirkungswellen einen etwas anderen Lauf. War Andersens kindertümliche Dichtung eine „rechte Welt- und Völkergabe“, so ging Jens Peter Jacobsens Einfluß auf einen gesonderten Kreis und wurde für die Entwicklung der artistischen Literatur Europas von unberechenbarer Bedeutung. Die Art dieses Dichters, die Zwischenstadien zwischen Körperlichem und Seelischem, lezte, unerhörte Verästelungen des psychischen und physischen Lebens zu entdecken und vor allem technisch zu fassen, war neu und ohne Vorbild. Seine Prosa war Filigranarbeit aus Tönen, Duft und Licht gewoben. Jacobsen ist eines der größten Wunder der modernen Literatur, und sein lyrischer Seelen- oder besser Nervenroman „Niels Lyng“, eines der typischsten Bücher der letzten fünfzig Jahre. Das impressionistische Lebens- und Weltgefühl und die impressionistische Technik haben in Jacobsen in der Dichtung ihren ersten und ursprünglichsten Meister. Nach ihm kam als Gipfelung der impressionistischen Linie Hermann Bang, der unendlich einsame, franke und müde „Zigeuner von Abel“, der die kompliziertesten und melancholischsten Bücher schrieb, die ich je gelesen, und denen ich rückhaltlos ausgeliefert bin wie einer zarten Frauenhand oder einem betörend schönen Geigenspiel. (Wir haben ihm in ganz Deutschland nur den baltischen Grafen Eduard von Keyserling als ebenbürtig an die Seite zu stellen.) Als ein schwächerer, aber doch schätzenswerter Kömmer ist noch Peter Ranssen aus dem Kreise der dänischen Impressionisten zu nennen.

Jacobsen und Bang repräsentieren Dänemark, doch nur „die tiefe Wehmut, die hier über Land und See ruht“, und wer nur sie kennt, versteht das Land wie Arton im Gespräch mit Julia auf der weißen Nacht nur halb. Da ist neben makellos rein empfundenen und vollendet schön geformter Melancholie doch mehr ungebrochener „Atem von Korn, von kräftigem Erdbreich und von allen Säften des Landes“, das vom blauen Meer umfaßt, „blond und blauäugige“ Menschen nährt.

In Henrik Pontoppidan, der auf ein Menschenalter von Kampf und Niederlage und erneuten Kampf zurückblicken kann, verkörpert sich das gesunde, der impressionistischen Daseins- und Kunstauffassung abgewandte Prinzip. Sein vorläufig letzter großer, über 1200 Seiten umfassender Roman „Das Reich der Toten“ ist ein gewaltiger weithintönender Protest. Das tiefste Wissen seines Seins ist die Erkenntnis der Leere und Sinnlosigkeit (nicht des Lebens überhaupt) des modernen Weltgetriebes, in dem sich alles zu einer riesigen, seelenlosen Maschine türmt, zur „Folterstätte, wo Millionen von ruhelosen Schatten auf der Jagd nach eingebildetem Glück dahinjagen“. Er ist ein Richter von unerbittlicher Wahrhaftigkeit, ein Verkünder, der ausspricht, was wir alle zutiefst erleiden, ein Wegweisender zur Erneuerung aus den Säften der heimischen Erde, zur Rückgewinnung eines ursprünglichen und vereinfachten Lebens, er ist eine gewaltige Persönlichkeit, ein edler Mensch und ein großer Dichter.

Predigt Pontoppidan Rückkehr zu alten Idealen, so ist Johannes Viggo Jensen ganz Gegenwartsmensch, ein Exemplar von seltener Stärke. Unbändiges Lebensgefühl erwacht und schreit nach der offenen Weite der Welt, in der es toben kann, männliche Begeisterung springt

in den Sattel und durchjagt alle Länder der Erde, wirft sich in den heißen Wirbel ungebrochener primitiver oder bewußt gesteigerter Kräfte, wo immer sie zu finden, sei es im Rauschen der Urwälder, im Tosen des Meeres oder im Gewühl der großen Stadt, im Geheul des Sturmes oder im Gebraus der Maschinensäle. Dänemark ist eine Rußhale und zernackt, wenn Jensen's Rücken sich hebt, er stürzt ganz Amerika, Ostasien und die javanischen Wälder in sein Werk. Er gibt auf ein paar Seiten welkenumprankende Bilder von lodrender Farbenpracht. Er reißt irgendeinen Felsen aus dem stetig emporwerfenden und verschlingenden Krater des Lebens und walzt ihn mit der Gewandtheit eines Taschenspielers vor unseren staunenden Augen glatt. Sein Bestes liegt in den zwei Novellenbänden „Exotische Novellen“ und „Olivia Marianne“, in dem Urveltroman „Der Gletscher“, in dem amerikanischen Roman „Madame d'Ora“ und seiner Fortsetzung „Das Rad“ beschlossen. Jensen steht nicht allein. Dänemark hat ein kleines Duzend solcher Kerle. Sie tauchten eines heiteren Tages auf und waren da, was sie zu sagen hatten, lag irgendwie in der Luft. (Als ihren Vorläufer kann man in etwa Rudyard Kipling bezeichnen, doch was Jensen Kipling bei weitem überragen läßt, sind seine sprachlichen Ausdrucksmittel und die innere Spannkraft.) Tage Mabelungs Erzählungen aus Rußland zeichnen sich wie die Jensen's durch die Intensität des Erlebnisses und virtuosos Einfühlen in fremde Natur- und Seelenwelt aus. Wie bei Jensen erinnern seine Sätze an die gestrafften Rücken gepflegter Rennpferde¹. Ein Mann namens Jürgen Jürgensen war lange im Kongo, kommt nach Hause und leert seine Taschen. Spricht man heute den Namen aus, so entrollt sich eine Urveltlandschaft, in der der Europäer um das Herz Afrikas kämpft. Erlend Nordenskiöld schrieb im herkömmlichen Berichterstattungstil von den Wäldern Südamerikas. Laurids Bruun kreuzt in der Südsee und gibt in gelassener Sprache den Lebensrhythmus unbefangener Naturkinder, sein Rolorit trägt den unberührt leuchten Glanz der fernen Inselwelt. Der Hauptmann Tage von Kahl schrieb drei Bände über die endlose Fahrt der russischen Flotte in die japanischen Gewässer. In einer merkwürdig zähen epischen Langsamkeit schildert er das Leben „Im Palast der Mikroben“ über 1200 Seiten hin und holt zum Schluß mit gewaltiger Wucht zur Gestaltung der großen Seeschlacht aus, in der Roschdestwenskijs Armada von Tegos Geschossen wie Blechpötte zermalmt und vernichtet wird. In Tage von Kahl ist dem jungen Dänemark ein Epiker großen Stils erstanden. Der Lebenswerte aller jungdänischen Dichter aber ist mir Otto Rung. Er hat Jensen's männlichen Griff, gibt aber auch der Sehnsucht des Herzens Gestalt. Er schrieb eine der schönsten Rahmen Erzählungen der modernen europäischen Literatur: „Die weiße Nacht“, ein Buch von stärkster Lebensfülle, das in der „Erzählung des Ingenieurs“ erstmalig die ungeheuerliche Verausung und Vernichtung der Menschheit im Zeitalter der Maschine spiegelt. Doch schon war der Deutsche Bernhard Kellermann auf dem Marsche, und sein „Tunnele“-Spektakel gewann sich weit größeren Raum. Rung aber war vor ihm da. Rung hat auch den Typ des unermüdbaren Kopfes, von stählernem Willen, den Erfinder, den Großindustriellen, den Finanzmann, kurz: den Helden unserer Zeit dichterisch festgehalten, ehe Kellermann's Mac Allan den Tunnelbau begann. Rung hat Frauenfiguren von einmalig persönlichem und doch ins Typische gehenden Reiz geschaffen, dänische Landschaft und unvergeßliche Stadtbilder gemalt. Sein Roman „Die Geheimnisse“ ist in seinem Konflikt nicht von großem Belang (wir wissen längst um diese Dinge), aber er erregt Schwingungen, die lange nachhallen, nicht das Problem weckt die Gründe des Herzens auf, sondern die Eigenart des formenden Dichters. —

Ich wollte keine wissenschaftliche Studie über dänische Dichtung schreiben, nein, nur eine Liebeserklärung, nichts weiter. Dänemark! Man kann alle Sehnsucht seines Herzens in dieses Wort legen, das wie eine blanke Standarte im frischen Winde flattert.

¹ Seine späteren Werke aber (wie etwa „Birkus Mensch“ sind zu sehr „Fleisch-Romödien“, um reinen und erhebenden Genuß aufkommen zu lassen.

Nachweis der deutschen Verleger: Pontoppidan ist im Insel-Verlag in Leipzig erschienen. Die beste Ausgabe der Werke Jakobsens hat ebenfalls die Insel veranstaltet, „Niels Lyhne“ und sechs Novellen sind aber auch bei Reclam zu haben. Bang, Ranssen, Jensen, Bruun hat S. Fischer (Berlin) verlegt. Madelungs Erzählungen aus Rußland sind ebenfalls bei S. Fischer zu finden. „Im Palast der Mikroben“ von Kohl ist bei Kurt Wolff in München, sein übriges Werk bei Rütten und Loening in Frankfurt am Main herausgekommen. Rütten und Loening hat auch Jürgensen, Nordenstjöld und Rung in Verlag.

*

Lettische Literatur / Von Oskar Katann

Die lettische Literatur hat bekanntlich erst im 15. Jahrhundert ihre Anfänge gehabt, und noch vor 50 Jahren war sie so wenig umfangreich, daß man in der Weltliteratur fast ganz über sie hinweg sah. Wenn nun in Riga (A. Gulbis Verlag) sogar in deutscher Sprache eine Sammlung „Lettische Literatur“ erscheinen kann, so ist das jedenfalls als ein Beweis einer erfreulichen Aufwärtsbewegung und eines Ausdehnungsbedürfnisses der lettischen Literatur anzusehen. Unter den fünf vorliegenden Bänden behandelt die Tragödie von J. Reinis „Josef und seine Brüder“ das alte Josefsthema, das in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts so viel behandelt wurde, aber in einer vom Sinne der Erzählung stark abweichenden Art. Die „Wintermärchen“ von K. Skalde verarbeiten viel volkstümliches Material, an dem Litauen ja sehr reich ist, und ebenso finden die „Novellen“ von J. Murater und R. Blaumann starken Anschluß an die Volksitten und Gebräuche des Landes und vermögen gerade dadurch stark zu wirken. Von demselben Blaumann ist ein Drama aus dem lettischen Volksleben „Die Indras“ als dritter Band in die Sammlung aufgenommen; das Drama, das den Undank des Sohnes gegen seine in der Ausnahme lebenden Eltern behandelt, ist das erfreulichste unter den fünf Werken; gleichwohl hat sein Dichter in ihm keine Tragödie, sondern, da die sittliche Erhebung fehlt, nur ein Trauerspiel geschaffen.



Neue Bücher

Albrecht Schaeffer: Der göttliche Dulder. Insel-Verlag, Leipzig 1920, 429 S.

An der Spitze von Schaeffers Epos steht die Notiz: „Der göttliche Dulder wurde begonnen im Jahre 1906 und vollendet im Jahre 1919.“ Man fühlt den Stolz des Künstlers, der dies niederschrieb. Stolz und Freude erfüllt auch den Leser dieser Zeilen, Stolz und Freude darüber, daß es heute noch Menschen gibt, die bei völligem Verzicht auf materiellen Erfolg 16 Jahre ihres Lebens einer künstlerischen Arbeit widmen. Es ist verständlich, daß man einem solchen Werke von vorn herein geneigt ist. Nachsicht, welche dieser Geneigtheit entspringt, bedarf Schaeffers Epos jedoch nicht. Wie schon der Titel verrät, ist es keine Übersetzung der Odyssee, sondern eine freie Nachschöpfung derselben, die man wohl zur Genüge Schaeffer zusprechen kann. Völlig frei den Stoff in über hundert Lieder zerlegend, verdeutscht und modernisiert ihn der Dichter so, daß er als Kind des zwanzigsten Jahrhunderts erscheint — arbeitet er dabei als führendes Motiv die ewig unstillbare Sehnsucht nach der Heimat heraus, als die sich allmählich das Reich der Schatten offenbart. Aus dieser Sehnsucht heraus und aus der Erkenntnis, daß ein Leben der Ruhe nach der Heimkehr auf Ithaka für den Irrfahrer psychologisch vollkommen undenkbar ist, erweitert Schaeffer auch ein in der Odyssee angelegenes Motiv (die Prophezeiung des Sehers Teiresias) und läßt den Dulder die Wanderung bis zu seinem Tode fortsetzen und sie ihn auch in der Unterwelt bei dem Eingehen in den Strom der Toten nicht vollenden. (Das Hineinführen dieses alten Odysseus in die Welt der Germanen halte ich nicht für glücklich.) So bekommt die altklassische Gestalt Tiefen, welche in der Quelle nicht vorhanden waren. Auch Penelope erhält eine feine Vertiefung dadurch,

daß sie der Dichter ihrem Gemahl in die Unterwelt vorausgehen und dort seiner wie im Leben harrten läßt. Die Form des Werkes ist eine vorzügliche. Sie hält nur auf ganz kurze Strecken das Versmaß des Urbildes bei, zeigt oft den Quinar, ohne daß man von einer besonderen Vorherrschaft desselben sprechen könnte; denn große Partien sind in verschiedensten Strophenformen geschrieben. Die Sprache ist schön, in Wort- und Reimwahl durchaus modern wie die Bilder, die durchaus der psychologisch feinen Atmosphäre des 20. Jahrhunderts entstammen. Der Vers ist rhythmisch auf der Höhe, zeigt selten Härten, wirkt selten prosaisch, im großen und ganzen liegt eine starke Stimmung über der Dichtung, welche sofort auf den Leser übergreift und ihn bis zur letzten Zeile gefangen hält.

Hermann Goja.

Rheinlandbücher. Heimatstolz und Heimatliebe erhebt sich am gefährdeten deutschen Rhein in neuem Mut und neuer Begeisterung. Da kommt die dritte Auflage des Heimatbuches Dr. Karl d'Esters „Die Rheinlande“ (1921, Verlag Friedrich Brandstetter in Leipzig, Preis gebund. 50 Mark) und seine Ergänzung „Wir Rheinländer“ (1922, ebenda, gebunden 49,50 Mark) gerade recht.

Der Rheinländer freut sich, in diesen beiden prächtigen Büchern seine Geschichte, Gegenwartskultur, Landschaft, Kunst in sorgfältiger Auslese vor Augen zu haben; der Landfremde hat eine hervorragende Gelegenheit, rheinisches Wesen und rheinische Art kennen zu lernen. Beide Bücher werden allen „Gral“-Lesern warm empfohlen.

Deutsche Romantik des 19. Jahrhunderts. Die deutsche Romantik des 19. Jahrhunderts ist uns durch die Entwicklung der letzten Jahre so nahegebracht worden wie wohl nie zuvor. In ihr ist vieles zu reifer Frucht geworden, dessen Triebkräfte wir heute zu spüren glauben. Man denke zum Beispiel an das Sammelbuch des Weissen Reiters vor einem Jahr: Welcher der Beiträge sähe in ihm nicht ehrerbietig auf zu Novalis?

Auswahlbände der Romantik vor 100 Jahren liegen vor: „Die schönsten Novellen unserer Romantik“ stellt Walter von Molo 1921 im Verlag Albert Langen in München zusammen. Den Anfang macht Eichendorffs ewig schöne Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“, es folgen Brentano „Vom braven Kasperl und der schönen Annerl“, Fouqué „Undine“, Goethes „Novelle“. Die Ausstattung des Buches ist gut. „Novellen der Romantik“, mit einer gediegenen und wertvollen Einleitung versehen, gibt ferner Prof. Dr. Max Hecker im Verlag J. J. Weber, Leipzig (1921) heraus. Die d und Arni sind hier stark vertreten und machen das Buch zu einer besonders empfehlenswerten Auswahl, da gerade diese beiden Autoren von der Allgemeinheit des Publikums zu wenig gekannt sind. Eine von Ludwig Benninghoff besorgte Auswahl endlich „Romantik-Land“ (Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 1921) geht den Weg der nach den Motiven Natur, Menschheit, Volk gegliederten Anthologie und zieht auch die Lyrik, Dramatik und Malerei in ihren Bereich. Ihre Bildbeilagen sind sehr gut wiedergegeben.

Gottfried-Keller-Ausgaben. Vergleicht man die verschiedenen, bisher ganz oder teilweise erschienenen Gottfried-Keller-Ausgaben miteinander, so erscheint die von Prof. Dr. Carl Enders herausgegebene Ausgabe des Reclam Verlags (1921; 6 Bände, rotes Ganzleinen, in geschmackvoller, schlichter Ausstattung und mit gutem Papier, damaliger Preis je 20 Mark) vielleicht als diejenige, der man die weiteste Verbreitung wünschen möchte. Keine der übrigen Ausgaben besitzt nämlich eine so sorgfältige und tiefgehende Einführung wie die Endersche Abhandlung über Kellers Leben und menschliche und künstlerische Persönlichkeit. Enders, der sich als Literaturhistoriker besonders durch sein Buch über Friedrich Schlegel einen Namen gemacht hat, versteht es, überraschend scharf psychologische Gesichtspunkte nutzbar zu machen. Was hier z. B. über Kellers Verhältnis zur Natur, zum Volke, zur Frau gesagt wird, zeugt von geradezu kongenialer Kraft der Einfühlung.

Es ist selbstverständlich, daß die Lektüre Gottfried Kellers reife Menschen voraussetzt, um in ihrer ganzen Weite begriffen zu werden. Eine Auswahl für die breiteren Schichten des Volkes ist nun von Otto Hellinghaus bei Herder (1921) in 2 Bänden besorgt worden. (Gebunden 90 Mark.) Die Auswahl ist geschickt getroffen worden. Berücksichtigt worden sind „Die Leute von Selbwyl“, „Zürcher Novellen“ und „Das Sinngedicht“. (Gegen die Auslese der Gedichte ließe sich eher ein kritisches Wort finden.) Obwohl der letzte Endes eine Auswahl bei Gottfried Keller deshalb immer fragmentarisch bleibt, weil gerade seine Romane zu tief ins Persönliche hinabtauchen und weil jede Periode seines künstlerischen Lebens ihren eigenen Wert besitzt, muß doch die Herdersche Auswahl warm begrüßt werden. Besser eine fragmentarische Gottfried-Keller-Ausgabe in den Volksbibliotheken und Schülerbüchereien als überhaupt keine.

Arthur Friedrich Vinz: Bilder um David. Verlag Hermann Meißter, Heidelberg, o. J.

Das Erstlingswerk unseres Mitarbeiters verspricht dem jugendlichen Autor eine Zukunft: Diese lyrisch empfangenen „Bilder“ zeugen von einer echten dichterischen Verlebendigungskraft. Eine schweremütige Lebensstimmung ist hier gestaltenträchtig geworden und hat sich in den satten, duftgefüllten Visionen südländischer Landschaft, belebt mit biblischen Personen und Gesehnissen, ihr übervolles Herz ausgeschüttet. Wohl gemerkt: die schwebende Stimmung, die sich in wirklich schönen und gehaltvollen Ausdrucksgebilden niederschlägt und dem Gang der Handlungen die lyrisch-gefügte und lyrisch-bedeutungsvolle Prosafärbung anlehnt, ist das Wesentliche. Daß es sich ausgerechnet um Bilder „um David“ handelt, ist mehr oder weniger Zufall; der Dichter (denn Vinz verdient den Namen voll und ganz!) hätte sich genau so gut auch Szenen aus einer anderen geschichtlichen Epoche oder selbst erfundene Bilder zur stofflichen Grundlage seiner lyrischen Prosaneignen und dank seiner starken Erlebnisfähigkeit als „Schaubühne“ zu eigenem Fleisch und Blut machen können. Die Sprache des jungen Dichters aber ist von erstaunlicher Reife. Thomas Mann ist unbewußt oder bewußt Richtmaß geblieben. Wo es sich um Ausdrucksprägungen landschaftlicher Symbolistik handelt, gelingen Vinz sogar Sätze, die der Leser nicht wieder vergessen kann: „Die Sonne verpraßte ihr Gold in jäh aufschäumender Lust und ließ sich dann langsam auf die Scharlachdecken nieder, die von blühenden Granatapfelbäumen ihrer müden Blut gebreitet wurden.“ Das ist leibhaftige Wortgeburt und wirkliche Dichtung.

Wir beglückwünschen den jungen Dichter zu seinem Erstling und glauben an seinen künstlerischen Weg.

Prof. Ernst M. Kloss: Im Lande der Bibel. Berlin und Bonn, Dümmler, 1922. Preis 26 Mark, geb. 38 Mark.

Der Verfasser bietet uns einen ausführlichen Bericht über seine Wanderung durch das hl. Land. Man fühlt sich beim Lesen des Werkes in die Zeit zurückversetzt, da unser göttlicher Meister lebend und heilend durch die Fluren des Landes zog. So gewinnt das Buch besonderen Wert für alle, die die Jugend in der Bibel zu unterrichten haben, für Geistliche, Lehrer und Erzieher.

J. R e d d i g.

Kardinal Newman: Gott und die Seele, Gebete und Betrachtungen. (1. u. 2. Bändchen der Sammlung „Religiöse Geister“, Studien und Texte zur Vertiefung und Verinnerlichung religiöser Kultur. Herausgegeben von Dr. M. Laros. 2. Auflage. Mainz, Matth.-Grünwald-Verlag.

In jedem Jahre erscheinen eine ganze Auswahl Gebets- und Betrachtungsbücher; aber keines hat wohl mehr dem modernen Menschen zugesagt als das „Andachtsbuch“ Newmans, weil sich hier das Seelenleben eines nach der Wahrheit suchenden Gelehrten in seinen Tiefen wieder spiegelt. Das Buch ist mit seinen kurzen Kapiteln eine äußerst anregende geistliche Lektüre, besonders für Akademiker.

J. R e d d i g.

Franz von Assisi: Sonnengesang. Eingeleitet und erklärt von P. Wendelin Meyer, O. F. M. 2. Auflage. Leipzig, im Vier-Quellen-Verlag, 1922.

Nach einer gediegenen Einleitung eine Paraphrase der einzelnen Absätze des unvergleichlichen Sonnengesanges. Die Erklärungen schmiegen sich dem hohen Geiste der unsterblichen Dichtung an und werden ihrer Aufgabe, das Verständnis und die Liebe für den kindlichen Heiligen in weitere Kreise zu tragen, gerecht.

Bühnenvolksbund. Heft 5/6 (Doppelheft) der Vierteljahrshefte des Bühnenvolksbundes ist soeben erschienen und ganz den praktischen Fragen gegenwärtiger Theaterpolitik gewidmet. Es schreibt W. C. Gerst über „Die Forderungen der christlichen Theaterbewegung an Reich, Länder und Gemeinden“ und „Die Vergnügungssteuer“, Dr. Johannes Eckardt über „Theaterzensur“, Dr. Ernst Leopold Stahl über „Die Amerikanisierung der Berliner Theater“, Dr. Jakob Bappert über „Theatergesellschaften Jugendbildung auf psychologischer Grundlage“, Dr. Adolf Kraker über „Aufgaben und Befugnisse des Theaterbetriebsrates“, Dr. W. C. Thormann „Zur einheitlichen Regelung des Geschäftsverkehrs zwischen Autor und Theaterleiter“ und über „Theaterkritik“, Dr. Hans Braun „Für die Freiheit der Kunst gegen ihre Verdrängung durch Zwangsartikulation“ und Dr. Burgbacher und Dr. Büchs über „Befreiung der Volksbildungseinrichtungen von den Verdrängungssteuern“. Von besonderem Interesse ist das im Heft erstmals veröffentlichte Vorpiel zum „Spiel vor Gott“ von Franz Johannes Heinrich, eines Dramas, das in Kürze im Patmos-Verlag erscheinen wird.

Hermann Franz: Der Steg zum Lande Frohmüt. Deutsche Märchen für Große und Kleine.

Richard Hülsenbeck: „Doktor Billig am Ende.“ Roman. Mit acht Zeichnungen von George Grosz. 130 Seiten. Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.

Moderne Kunst: Der Dadaist Richard Hülsenbeck versucht die letzten Kriegsjahre zu personifizieren. Er stellt einen pflichtbewußten, mit kleinen Horizonten versehenen Kleinbürger in den blutrünstigen häßlichen Rabau, der um einer Sensation willen erfundenen Geschichte. Die Phantasie dieser Literaturmache vermag ihm. Er hat nicht das Zeug dazu. Mit Worttechnik und breitgetretenen Lasterbildern, mit Mord, Totschlag, Nulpen, Schantung und dergleichen gruseligem Rüstzeug allein ist es nicht getan. Das Gute, die Opfer der deutschen Frauen, Mütter, die unsagbare Geduld und Kraft des deutschen Volkes, die Heiligkeit der Armut, der großen Hoffnung, erhält keinen Federstrich. Ein Modebuch, das Literatur sein will, und ohne Seele und nachklingende Herzlichkeit. Die wenigsten verstehen es. Es tanzen Wortschwallen, verworrene Taumelszenen, bis alles im Schnapstrinken endet. Dem Buche sind Zeichnungen des rasch berühmt gewordenen George Grosz beigegeben. Eine „Kunst“, die sich in unglaublicher Primitivität ausdrückt. Es scheinen die Zeichnungen naiver Gymnasiasten oder Bürgerkünstler zu sein. Nur zeigen sie eine unglaubliche Virtuosität in ähender Zeitkritik, in Karikatur der Heutmenschen: allerdings der gar nicht moralischen, und all der Komparsen unseres Zeitalters. Das will er auch schließlich. Alles in allem: Mache, die im nächsten Jahre vergessen ist.

Franz Friedrich Oberhauser.

Rudolf G. Binding. *Legenden der Zeit.* (1920 bei Rütten u. Loening in Frankfurt a. M.)

Wer Gottfried Kellers *Legenden* kennt, schätzt und das *Tanzlegenden* weiterträumen will, sei auf die Neuauflage des Bindingschen *Legendenbuches* hingewiesen. Auch Bindings *Legenden* suchen den treuherzig-schlichten Stoff mit moderner Geistigkeit zu vereinigen. Das gelingt ihnen in der fast ganz schlichten „Weihnachtslegende vom Peitschen“ und der an Keller gemahnenden „Coelestina, eine Märchenlegende“ vollkommen. Das Wagnis, wie G. Keller im *Tanzlegenden* oder dem 11. Gedicht der „Alten Weisen“ Erhabenstes im Kleinsten, Göttliches im Menschlichen in schalkefter Ehrfurcht darzustellen, wird mühelos bestanden. Leider verliert sich jedoch die dritte Legende „St. Georgs Stellvertreter“ trotz des prächtigen Einfalles in das unglücklich schleppende und für den Katholiken und jeden, der katholischen Brauch kennt, peinliche Motiv vergeblicher Bekehrungsversuche am Sterbebett eines Soldaten. Außer diesem bedauerlichen künstlerischen Fehltritt ist Bindings *Legendenkunst* eine Leistung. Ernst und Schallhaftigkeit, feines Empfinden und sichere Ironie mischen sich glücklich und bereiten dem reifen Leser rechten Genuß. Die Sprache ist schlicht und sachlich verhalten. Auch hier denkt man unwillkürlich an Gottfried Keller zurück.

Joh. Selbstbetrachtungen von Sebastian von Oer, O. S. B. Herder, Freiburg i. Br. Preis gebunden 8,50 Mark.

Zu den ersten Grundjahren christlicher Lebensweisheit gehört das Gebot: „Erkenne dich selbst.“ Wie ein an aller Lebenserfahrung reicher, nach dem Höchsten strebender Menscheng Geist sich mit seinem „Ich“ auseinandersetzt, wird niemand ohne wahre Selbstbereicherung lesen.

Joseph Gorbach: *Eimer voll Glück.* Volksfreund-Verlag München, Georgenstraße 105.

Wenn der Verfasser vielleicht auch manchmal auf den Spuren von H. Mohr, sogar von Alban Stolz wandelt, so ist er doch ein selbstständiger, aus dem Reichtum seines Innern gebender, geübterer Voltschriftsteller. Die Quelle, aus der er den „Eimer voll Glück“ in einer Reihe von originell erschaute Kapiteln schöpft, ist der christliche Familiensinn, der einzig haltbare Grundstein unseres „Wiederaufbaues“. Ein zeitgemäßes Buch. Die ziemlich gut wiedergegebenen Bilder von Math. Schiefl vereinigen sich mit dem Text zu einem stimmungsvollen Ganzen.

Maria Kahle: *Gegrüßet seist du, Königin!* Volksvereinsverlag München-Glabbad, 1921. 222 S. 12 Mk.

Der Titel dieser Gedichtsammlung ließe vermuten, daß die deutsch-brasilianische Dichterin Maria Kahle, die bereits mehrere Gedichtsammlungen veröffentlicht hat und auch als Kriegskriegerin hervorgetreten ist, ausschließlich Mariengedichte gebe. Das ist jedoch nicht der Fall; es sind nicht einmal ausschließlich religiöse Gedichte in dem Buche gesammelt, obwohl weitaus die überwiegende Mehrzahl der Gedichte religiösen Inhalt hat. Überaus zahlreich finden sich biblische Dichtungen, die das Leben Christus begleitend die Beziehung der Begebenheiten zur Gottesmutter herausarbeiten, sodas die Mariengedichte eine bevorzugte Stellung in dem Buche einnehmen. Gerade bei diesen biblischen Dichtungen werden wir des Stiles der Brasilianerin inne. Es ist ein Stil, wie er bei Bearbeitung biblischer Themen überaus verbreitet ist, wie er in analoger Form auch aus tausend und aber tausend Andachtsbilder bekannt ist, ein Stil, der eines konkreten

Wissens und Eindringens auf biblisch-erzegetrischem Gebiete entbehrt und fern jedem ästhetischen Realismus, wie er der alten Legende, dem P. Cochem oder Clemens Brentano außerordentliche Wirksamkeit gibt, sich allzugern in allgemeiner, enger und daher breiter poetischer Darstellung gehen läßt. So begabt diese von alten Literaturidealen abgeschrittene Dichterin von Natur aus auch sein mag, so bewegt sie sich doch im allgemeinen ganz in den Bahnen des vornaturalistischen Stiles der 70er Jahre, der uns heute im Wesentlichen als überholt anmutet, auch wenn er an religiösen Dichtungen angewandt wird. Deswegen darf man die ästhetische Bedeutung solcher Dichtungen nicht unterschätzen; abgesehen von dem Selbstwert, der schließlich jedem Stil eigen ist, erfüllte sie noch wie jedes Mittelgut die ästhetische Funktion unserm Bedürfnis nach Abwechslung zu genügen und uns die religiösen Meisterdichtungen in ihrer Größe und ihrem ungewöhnlichen Werte erst recht schätzen zu lehren.

Oskar Kafann.

Georg Terramare: Ein Spiel von der Geburt des Herrn, den Hirten und den Königen. Wiener Literarische Anstalt, Wien 1921. 55 S.

In letzter Zeit zeigt sich auffällig ein neues und stärker werdendes Interesse an den alten, volkstümlichen Formen des Dramas. Es ist besonders das Weihnachtsspiel, dem von vielen Seiten Aufmerksamkeit entgegengebracht wird, während die anderen Formen des alten christlichen Dramas, besonders die um die Passion gruppierten, noch keine höhere Beachtung gefunden haben. Des Weihnachtsspiels haben sich nun schon die verschiedensten Menschen angenommen: Die Historiker und Volkskundler durch wissenschaftliche Ausgaben alter Volksspiele, die Kompilatoren durch mehr oder weniger geschickte Verleimungen alter Bruchstücke, und auch die Dichter durch Neuschöpfungen von solchen Spielen. Terramare bleibt ganz in dem alten Stile, sowohl technisch als auch sprachlich und wahrt dadurch das traditionelle Kleid. Er hat das unbestreitbare Verdienst, durch geschickte Einfügung außerhalb der Tradition stehender Szenen (einer Josephszene, einer Berufung der hl. drei Könige u. a.) neues Leben in den alten Stoff gebracht zu haben. Infolge dieser Bereicherung der Handlung konnte er auch auf die langen lyrischen Partien verzichten, welche diesen Stücken, besonders bei der Aufführung schaden. Fein ist auch die gütige, christliche Lösung der Herbergssuche, da die sonst nur bösen Wirte ihr vorwitziges Tun bereuen und die Armen zurückrufen wollen, die unterdessen Unterkunft gefunden haben. Gewagt halte ich die Geburtsszene (die Geburt des Herrn auf offener Bühne), trotzdem sie sehr dezent gelöst ist. Und schlecht das Hindurchführen der Schauspieler durch den Zuschauerraum. Wir haben ja schon die Erfahrung, daß dies immer zur Zerstörung der Illusion führt.

Hermann Goja.

Hanns Johst: Mutter. Albert Langen, München 1921. 38 S. 2.- Mark.

Wie jede expressionistische Dichtung hinterlassen auch Johsts Gedichte einen zwiespältigen Eindruck. Es ist, als wäre dies die Strafe des Schicksals dafür, daß der Expressionismus, der von Verstandeskunst ausgehend, die verstandesmäßige Betrachtung der Innen- und Außenwelt auf das uns höchstmögliche Maß treibend, sich schließlich gegen den Verstand gewendet und ihn vom künstlerischen Schaffen ausgeschaltet hat. Das Gedichtest ist ein Kranz von Gedichten, welche Elfern um ihr werdendes Kind als ihren neuen Lebensmittelpunkt legen. Die Idee des Zyklus ist also ziemlich originell. Die Lösung zeigt aber die Mängel, welche aus der Herkunft des Expressionismus erklärbar sind. Der Expressionist bemerkt zwar verstandesmäßig das Spiel der Assoziationen und erkennt den Zusammenhang zwischen diesen wie aufflatternden Bildern und den die Seele beherrschenden Stimmungen. Er sucht aber diese Bilder gegen sein Prinzip verstandesmäßig nachzuschaffen, erreicht dadurch unmöglich die geheimnisvolle, mythische Verknüpfung derselben untereinander und mit der Seele und verliert dafür die Verständlichkeit. Auch Johsts Gedichte wirken in vielen Fällen unsinnig, nicht in dem Maße als viele andere Produkte des Expressionismus, sind in vielen Fällen so schwer verständlich, daß sie zu ihrem Begreifen eine intensive Verstandestätigkeit benötigen und damit die Voraussetzung alles Kunstgenusses, die Lösung gebundener Lebensenergie und ihre Verwendung zu Lustgewinn, zerstören. Noch eines ist aus dem Wesen des Expressionismus verständlich: die unglaubliche Triebhaftigkeit, welche in diesen Gedichten herrscht. Da das Triebhemmende der Verstand ist, dieser aber prinzipiell ausgeschaltet wird, so muß es zu einem ungezügelter Triebleben kommen, welches seinen Ausdruck auch in der Kunst findet. Johst kann man trotzdem Begabung nicht ganz absprechen. Einige Gedichte, mit denen er mehr in die Bahnen der alten, „konventionellen“

Dichtung „zurückfällt“, beweisen dieselbe. Es wäre ihm zu wünschen, daß er sich von seiner Stilsucht befreie und durch einfache, ungekünstelte Form zu echter Kunst gelange.

Hermann G o j a.

Emma Waiblinger: Die Ströme des Namenlos. Verlag Eugen Salzer, Heilbronn 1921. 259 S.

Es ist bedauerlich, daß man über dieses Buch nicht viel schreiben kann. Die Leser unserer Kritiken pflegen ja den Wert eines Buches aus der Länge der Besprechungen zu erschließen, welche im gewidmet wird. Dieses Buch ist aber eines, das erheblich über das Maß unserer Durchschnittsromane hinausgeht. Es bringt zwar keine neuen, tiefen Gedanken. Das ist auch kein Erfordernis eines Kunstwerkes, es bringt auch keine besonderen Menschen, was für den modernen Menschen, der Seelenforscher ist, wünschenswert wäre. Es bringt nur die Geschichte eines einfachen Mädchens, das nach unterschiedlichen Liebesverhältnissen in einer bescheidenen Ehe landet. Aber das ist das Rührende an diesem Buch; die Bescheidenheit der Heldin und ihr unbemerktes Heldentum. — Bescheiden und still, unaufdringlich ist auch die Sprache des Buches, das in Ich-Form erzählt ist. Etwas zu fein für das Milieu, in welchem es spielt, wie auch die Ergebnisse dieser Dienstmagd zu fein für ein Dienstmädchen sind, ein innerer Widerspruch, an dem die meisten der bedeutenderen Schöpfungen der Moderne leiden, welche sich mit dem Volke beschäftigen. Einige dialektische Eigentümlichkeiten (Gebrauch des „Wegen“ mit dem Dativ scheint man eher der Dichterin als der Heldin zuschreiben zu müssen.) Im Ganzen ist dieses Buch ein gutes Buch und vor allem ein Frauenbuch, dem man von Herzen recht viele Leser wünscht, ein Buch, das man gern gelesen hat, und das man auch gern bei gehöriger Muße ein zweites Mal liest.

Hermann G o j a.

Nikolaus Schwarzkopf: Riese. Geschichte eines kleinen Pferdes. Georg Müller, Verlag, München 1920. 321 S. 22,— Mark.

N. Schwarzkopf: Matthias Grünewald. Georg Müller, Verlag, München 1920. 169 S. 12,— Mark.

Auf der letzten Seite seines Buches widmet es der Dichter seinen Buben und allen, die jung sein wollen. Tatsächlich ist es ein Buch, das in hohem Maße erfrischend wirkt. Es erzählt die Geschichte eines Pferdes, eines Rappchens, ganz einfach, wie man Kindern erzählt, ohne die peinliche Süßlichkeit der Volksschullesebücher, steigert aber die Pferdegeschichte in das Symbolische dadurch, daß es seinen Helden ein besonders intelligentes Tier sein läßt, welches (die Geschichte spielt in den Krieg hinein und über denselben hinaus) das Schicksal der deutschen Intelligenz erleidet. Bei Kriegsbeginn aus seiner geistigen Sphäre herausgerissen, sinkt es, als körperlicher Schwächling den Anforderungen des grob materialistischen Lebens nicht gewachsen, bis zum Küchenpferd einer Kaserne herab, um erst bei Kriegsende aus dieser Lage befreit und wieder in sein Heimatdorf zurückgeführt zu werden — wo ein bescheidenes Arbeitsleben sein Schicksal abschließt. In der Geschichte des duldbenden Pferdes wiederholt der Dichter seine Lehre, welche er schon in einem eigenen Buche, in „Matthias Grünewald“, auszudrücken versucht hatte. Dort hatte er sie aus den Werken des alten Meisters heraus- oder, was ebenso richtig oder richtiger sein mag, hineingelassen. Denn das Buch ist keine Biographie, sondern eine Art lyrischer Kunstbetrachtung, welche die romantische Betrachtungsweise in einem gewissen Sinne weiterführt und sich bewußt gegen die objektive Betrachtungsweise der Wissenschaft wendet. „Liebe“, „allgemeine Liebe“, „Nächstenliebe“ ist in „Matthias Grünewald“ des Dichters Lehre und aller Liebe ärgster Feind der Verstand. Durch den Vortrag dieser Lehre, die im „Riese“ überaus glücklich in Bild umgesetzt ist, gewinnt diese Tiergeschichte sehr an Tiefe, so daß sie aus dem Rahmen einer Kindergeschichte weit hinauswächst. Nicht dieser geistige Inhalt allein macht aber die Schönheit der Geschichte aus, es ist vor allem der ganz einfache Stil, der keines der raffinierten Mitteln der Moderne anwendet, dafür aber Bilder auf Bilder vor die Seele setzt und in unglaublicher Anschaulichkeit die Aufgabe aller Kunst erfüllt. Das Buch gehört zu den wertvollen Erscheinungen des Büchermarktes.

Hermann G o j a.



Mitteilungen



Beuroner Schule: Maria mit dem Apfel / Unsere Bildbeigabe

Bor Beuroner Bildwerken erhebt sich immer aufs neue die quälende Frage nach ihrem künstlerischen Wert: Papierrosen auf Draht oder wirklich durchhauchtes Gezweig? Der Entscheid wird schwer. Zumal für den, der animalische Lebenskraft zu sehr mit der künstlerischen Note verschmilzt. Seit der naturalistischen Ära war es eben zu bequem, das Künstlerische und das tragende Leben im Bild so ungefähr gleichzusetzen. Dann erweisen sich freilich die Thörn-Prüfter, die Nolde und van Goghs allein als die Künstler. Und die Beuroner daneben als trocken, mager, blutleer. Da gilt es, eigener Neigung zum Trost, neben der Luft des strömenden Lebens die Luft der stillen Klostermauern als den anderen Fall anzuerkennen. Gilt es, im Gegensatz zum Überquellenden dort, den Eindruckswert des Zuständlichen-Ewigen hier hinzunehmen.

Die jeweilige „Luft“ bestimmt gewiß stark das Gegenständliche beim Bild. Weil von den Beuronern die Rede ist: Alles stark Aufwühlende, der Engelssturz, die Martern, der Drachentkampf widerstreiten ihrer Art. Um so mehr liegen das Gemessene, das Verhaltene, das Stille. Ihre Werte wachsen ins bildnerisch Notwendige, sobald das Isolierende, das in den Beuroner Formen immer steckt, gut zum Dargestellten paßt. Gar, wenn — die seltenen Fälle — die Empfindung beim Bildner über das Nur-Gedankliche hinweg mächtig wird, dringt echt künstlerischer Geist aus den Poren solcher Werke.

Die „Maria mit dem Apfel“ ist ein solches Werk. Im voraus: Das Steile der Gestalt darf nicht bestreben. Minder schlank gebildet litte der Bildgedante Schaden. (Das zu sehen, braucht man bloß ein Stück weißen Papiers über das untere Bilddrittel breiten.) Gerade weil dieser „elfenbeinerne Turm“ emporwächst mit der stengelhaften Schlankheit einer Säule, birgt er so viel der Höheit und Weltenform.

Kommt hinzu das Zarte. Im Umriß der Gestalt schon. Dann in den Falten; wie sie sich um die spizen Ellenbogen zusammenziehen, gleich dem Gefältel feiner Haut, sich nach unten hin langsam entspannen und endlich im Seriel des Untergewands auszittern. Zart ebenso das scheu gesenkte Köpfchen im Schatten der Pflaumenhaube. Im Sinnen und Träumen verweilt es bei dem Apfel. Was der soll? Da wäre vorher noch die Paradiesesschlange zu ersehen und die Mondscheibe, das Zeichen banger, finsterner Nächte, die der Fuß Mariens niedertritt. Dann läßt sich deuten:

Mittelalterlicher Vorstellung nach ist der Apfel Sinnbild des Sündenfalls. Und Mariens Sohn verbleibt die Tilgung dieser Frucht. Nun, da sie selber dem Christkind das Leben schenkt (ebenso verkörpert seit alters der Apfel die Fruchtbarkeit), zertritt sie in Wahrheit der Schlange den Kopf. So deutet der blühweiße Stein auf das tiefste Geheimnis im Christentum. —

Zählen wir ihn ruhig den schönsten Werken moderner religiöser Kunst bei.

Unser Bild entstammt dem jüngst herausgekommenen Buch von B. J. Kreitmaier, S. J.: *Beuroner Kunst, eine Ausdrucksform der christlichen Mystik*. 3. Auflage (37 Tafeln und 134 Seiten Text), gebunden 35 Mark und die Zuzulage. Herder-Verlag zu Freiburg. Das Wissenswerte über die Beuroner Schule ist in diesem gebiegegen Buch leicht lesbar zusammengestellt. Nebenher werden eine Reihe wichtigster künstlerischer Zeitfragen mit angeschnitten. Aus den Bildern spricht sehr das Beuroner Mittelmaß. Der zu wünschenden Nachstaufgabe gibt der Verlag wohl einen geschmackvolleren Einband mit.

Alois Elsen.

Adolf von Haxfeld (Vorlesung aus eigenen Werken. Abendveranstaltung der Gesellschaft für Literatur und Kunst in Bonn.)

Aus einer Vorlesung eines Dichters erwartet man: ein besonders eindringliches „Erlebnis“ der Dichterpersönlichkeit. Der Mensch soll das Werk sozusagen begreiflich machen. So war der gestrige Abend. Wenigstens in seinem ersten Teil.

Adolf von Haxfeld hat nur ein einziges großes Motivfeld: die berauschte Sehnsucht nach heißem, fruchtbarem, zeugendem Leben. Seine Kunst ist Hymnus auf Allmutter Erde, die ewig Gebärende. Sie will rasen in Wollust, schwärmen in Trunkenheit, sich verströmen in Glut.

Und Adolf von Haxfeld ist nun zugleich des Augenlichtes beraubt. Nicht nur des leibhaftigen Augenlichtes. Auch der Künstler ist blind und tastet um sich, wo er die Überfülle des Lebens finde. Die Maßverhältnisse der Wirklichkeit in Geist und Körperwelt sind ihm nicht mehr ersichtlich. Die

isolierte Phantasie geht ihre eigenen Wege, losgebunden von der Gesundheit der Harmonie. Das drängende Gefühl schwillt ungebührlich an und überflutet die friedlichen Ufer.

Hakfeld wäre berufen zu einem Hymniker der Naturfreude, wie es der Flamme Felix Zimmermans in seinem übermütig-derben „Ballieter“ ist. Aber der von der Kultur der Sinne abgeschnittene Dichter Hakfeld drängt zur angeblich höheren Ekstase des religiösen Menschen hin. Das ist seine Tragik. Denn die Wollust des Naturerlebnisses ist in ihm zu stark, um nicht Sieger zu bleiben. Göttliches wird Symbol der vergotteten Natur. Christus beugt sich vor Demeter. Die reine Inbrunst des so seltenen echten „Mythikers“ wird getrübt von den Schwingungen fiebernder Sinnlichkeit. Die Gottheit wird zum Dämon.

All dies kam in der Vorlesung eines Kapitels aus dem unveröffentlichten Roman „Die Lemminge“ künstlerisch raffig zum Ausdruck. Hakfeld schreibt und spricht eine starke Prosa. Sachlich und denkbar unrhythmisch setzt sie, weitherholend, ein. Eigenwillig schwillt sie in der Rede der Personen an. Die Höhepunkte sind schwungvolle, flutende Ergüsse der Begeisterung. Auch das Stoffliche des Romanausschnittes bot packende Elemente. Iwan Wagner ist ein Schwärmer und holt seine Gleichnisse aus der Zeit der Wiedertäufer, aus den Wundern der Natur, aus der Erinnerung an religiöses Erlebnis.

Aber die Gedichte, die den zweiten Teil des Abends ausmachten, zeigten um so stärker die oben genannten unreifen, zwiespältigen Seiten der wesentlichen Persönlichkeit. Hakfeld ist kein Priester von unmittelbar überzeugendem Stil. Ihm fehlt ein gut Stück der Zucht lyrischer Empfindlichkeit, vor allem der immer wieder neu gewordene Klang der Wortmusik. So kam der Ausbruch der persönlichen Disharmonie fast aufdringlich, unfertig. Es ist ein gefährlich Ding um die Widerspiegelung seelischer Einseitigkeiten, wenn sie keine Gestalt besitzen. Hier beginnt schon das Grenzgebiet des objektiv „Anstößigen“.

Daß der Dichter Hakfeld nichtsdestoweniger den Weg zur Höhe gehe, ist unsere Überzeugung.

Dr. Martin Rodenbach in „Deutsche Reichszeitung“.

Unbekannte Sprachen in Dantes Divina Comedia. Im Inferno, 7. Gesang, 1. Strophe, läßt Dante Pluto brüllen: „Pape, Satan, Pape, Satan, Aleppo!“

Zu dieser Zeile bemerkt Dr. Karl Eitner in den Anmerkungen zu seiner Übersetzung der Göttlichen Komödie: „Ausdrücke des Staunens und Unwillens, deren eigentlicher Sinn nicht entziffert ist.“ Ich glaubte, ihn schon vor vierzig Jahren, als ich mich zuerst mit Dante beschäftigte, entziffert zu haben. Damals dachte ich, es sei eben nur Eitner nicht gelungen, sie zu verstehen, und habe mich nicht weiter darum gekümmert. Jetzt lese ich in der 1916 neu aufgelegten Übersetzung des berühmten Danteforschers Dr. Karl Witte, des Begründers und langjährigen Vorsitzenden der Deutschen Dante-Gesellschaft, daß auch er den Vers nicht verstanden hat. Witte oder der neue Herausgeber seiner Übersetzung, Dr. Fr. Ramborst, sagt nämlich dazu: „Man will in diesem Verse entstellte hebräische Worte finden, die eine Anrufung Satans enthalten sollen.“ Auch Philalethes weiß nichts mit der Zeile anzufangen. Was Boozmann und die vielen anderen Übersetzer meinen, weiß ich nicht, da ich nicht über ihre Werke verfüge. Daß es kein Italienisch ist, sieht jeder, der diese Sprache auch nur halbwegs versteht, auf den ersten Blick. Aber Hebräisch ist es ganz gewiß nicht. Ich will den Vers einmal hier anführen, wie ich ihn stets gelesen und verstanden habe. Also: „Pas paix, Satan, pas paix, Satan, à l'épee!“ Das heißt, ich lese ihn Französisch und glaube, damit das Richtige getroffen zu haben, um so mehr, als die folgenden Worte Virgils ganz genau dazu passen.

Meine Beobachtungen bei Eitner, Witte und Philalethes reizten mich, auch den Sinn einer anderen unverständlichen Zeile zu enträtseln, nämlich Vers 67 im 31. Gesang des Inferno. Er heißt bei Dante: „Rafel mai amech izabi almi.“ Eitner bemerkt dazu: „Worte ohne Sinn, die Gigantensprache bezeichnend“ und Witte: „Die vielen Enträtselungsversuche dieser Worte sind fruchtlos geblieben.“ Wenn ich den riesigen Aufwand an Gelehrsamkeit betrachte, mit dem Philalethes diesen Vers begleitet, um seinen Sinn zu entziffern, schäme ich mich fast meiner eigenen einfältigen Deutung, will sie aber doch hier geben. Ich glaube nämlich, daß Dante sich in dem Vers einen Kinderschmerz erlaubt hat, um die Sprachverwirrung beim Turmbau von Babel darzustellen. Er legt das Sprachgemischel nämlich Nimrod in den Mund, den er in dem Gesang als Erbauer des babylonischen Turmes ansieht. Man lese die Worte einmal rückwärts und beachte, daß sie zum größten Teil deutsch sind, mit Ausnahme des ersten Wortes Raf (italienisch rafano = Rettich), das wie gewöhnlich gelesen werden muß, aber abgekürzt erscheint. Dann ergibt sich folgendes: „Im Laib aß ich em ai (em Mai) emal Rettich“ — in dem sich beim Rückwärtslesen ergebenden amech müssen die Buchstaben noch umgestellt werden. Im Mai ist man bekanntlich keinen Rettich mehr, sondern nach einem alten Spruch nur in den Monaten mit r.

Daß ich Dante in dieser Ausdeutung nun richtig verstanden hätte, will ich nicht behaupten, meine aber, daß er mit diesem erscheinenden Reudeiwelsch in scherzhafter Form die babylonische Sprachverwirrung kennzeichnen wollte, und stelle hiermit meine Ansicht über beide Stellen zur Diskussion.

Ad am Joseph Cüppers.

Die „Ostdeutschen Monatshefte für Kunst und Geistesleben“, die Karl Lange in Oliva bei Danzig herausgibt (vierteljährlich 18,— Mark, einzeln 7,— Mark), haben sich in der kurzen Zeit ihres ehrlichen Daseins weithin Freunde erworben. Ihr tatkräftiger Gründer, früher Hauptmann im deutschen Heer, ist unermüdlich in der Ausgestaltung seines tüchtigen Werkes. Es dient in erster Reihe der deutschen Ostmark, zieht aber allgemach die gesamte deutsche Welt, nicht zuletzt Österreich mit Verständnis und Liebe in den Bereich seiner von vortrefflichen Mitarbeitern geförderten Aufgabe: den unerschöpflichen Reichtum unseres Wesens seinen Schätzern zu erschließen. Von Karl Lange, von dessen herzlichster Heimmattreue und dichterischer Empfänglichkeit ein gefälliger Gedichteband — „Strom aus der Tiefe.“ Im Furche-Verlag, Berlin 1919. 2. Auflage (3. und 4. Tausend) 1921 — Zeugnis ablegt, ist auch eine bereits in 12. Auflage verbreitete Bekenntnisschrift erschienen: „Der Kronprinz und sein wahres Gesicht. Unpolitische Dokumente eines Augenzeugen“ (Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. Geheftet 8,10 Mark, in Halbleinen gebunden 16,— Mark), die einer gerechteren Würdigung des von Gehässigkeit vielbefohlenen Hohenzollern mit warmer Überzeugung, auf selbsterlebte Tatsachen gestützt, das Wort redet.

Richard v. Schaukal.

Der Frankfurter Dialektdichter Adolf Stölke, Freunden eines guten Humors wohlbekannt und weit über seine Vaterstadt hinaus gelesen und vorgetragen, begeht am 10. Juni 1922 seinen 80. Geburtstag.

Der Herderische Verlag kündigt zwei Broschüren an, eine von Franz Herwig und eine von Dr. K e e l s, die beide nicht so sehr neue Problemstellungen suchen als vielmehr Weckrufe sein wollen zu stärkerer Anteilnahme des Publikums am literarischen Leben der Zeit. Etwas Gutes leistet hier ja schon das politische Elend und die ganze Zerfahrenheit unserer öffentlichen Angelegenheiten. Beste Kräfte fühlen sich dadurch angewidert und wenden sich der Muse zu. Das katholische Publikum darf bei dieser Entwicklung nicht zurückbleiben. Wir werden auf beide Broschüren noch eingehen, weisen aber jetzt schon darauf hin, daß wir tatsächlich im literarischen katholischen Deutschland nun eine Einheitsfront haben, die bei Wahrung aller charakteristischen Verschiedenheiten doch innere Verbundenheit fühlt, ihre Kräfte nicht in Polemik vergeudend, sondern zu gemeinsamer Arbeit sammelnd. Beide Broschüren verdienen größte Beachtung und Verbreitung.

Friedrich Muckermann.



Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Sechzehnter Jahrgang * Heft 10 * Essen, im Juli 1922

Grillparzer

Nur manchmal, mittags lag ein Sonnenstreifen
staubwebend im Gemach, am Rand war Nacht,
war immer da, hat nie sich fortgemacht:
man konnte sie fast mit den Händen greifen.

Durchs Fenster, veischenduftend, zu den steifen
Schränken vom Wiener Wald herauf kam sacht
der Frühling und hat Sehnen angefaßt,
das bis zu blauen Meeren mochte schweifen.

Wahnsinn barg sich im weißen Vorhang. Leben
war Traum, und Traum gebar Gestalten, die
schwankende Schatten warfen an die Wände.

War doch Melitta nicht, die Poesie?
Rath! Zu spät! Verwelkt schon. Wo noch eben
Fülle ihn schwindeln machte, stand das Ende —



(Richard von Schaufal, „Heimat der Seele“, 1916, Seite 63)

Die religiös-ethische Bedeutung

Grillparzers

Von Dr. Richard Kralik

Grillparzer steht auf dem Übergang der Aufklärungszeit in die Romantik. Das kann man allerdings von allen unseren deutschen Klassikern in Poesie und Philosophie sagen. Man kann rund das Jahr 1800 als den Markstein dieser geistigen Entwicklung bezeichnen. Freilich reichte die Aufklärung noch weiter ins 19. Jahrhundert hinein und die Romantik als deren Gegensatz begann schon einige Jahre, vielleicht Jahrzehnte vorher ihre Frühmorgenstrahlen dem vollen Tag vor auszuschicken. Das Jahr 1800 ist durch den Übertritt des Grafen Friedrich Stolberg zur katholischen Kirche ausgezeichnet. Im Jahr vorher entwarf Novalis sein starkes Programm „Die Christenheit und Europa“ als Zeichen der Zeit. Goethe dichtete 1797 sein nicht minder starkes Distichon (Vier Jahreszeiten Nr. 68): „Franz tum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehemals L u t h e r t u m es getan, r u h i g e Bildung zurück.“ Das heißt, er löste die wahre Bildung, die echte Kultur vom Protestantismus los. Um 1799 erfolgte die entscheidende Umkehr des revolutionären Störres. Schiller stellte sich 1800 ganz entschieden in seiner „Maria Stuart“ auf Seite der katholischen Sache und nannte die „Jungfrau von Orléans“ 1801 geradezu eine „romantische“ Tragödie. Die Fülle anderer Zeugnisse für diese Umkehr der Geister findet man in der Einleitung zum ersten Band meiner „Allgemeinen Geschichte der Neuesten Zeit“ und in der Schrift „Die neue Weltperiode“ (Frankfurter zeitgemäße Broschüren 1908). In der poetischen Literatur erscheint diese kulturgeschichtliche Wendung am deutlichsten darin, daß das Dioskurenpaar der Weimarer Klassiker in der nächsten Generation durch ein romantisches Wiener Dioskurenpaar abgelöst wird, durch Grillparzer und Raimund. Diese starke Bedeutung hat längst Goedeke in seinem „Grundriß der deutschen Literatur“ festgestellt. Dies Wiener Dioskurenpaar vertritt die Romantik mit Rücksichtnahme auf die praktische Bühne. Zwischen beiden Paaren steht als Übergang die Gestalt des unglücklichen Heinrich von Kleist. Unsere Romantiker werden wieder durch Albalbert Stifter in gutem Sinne fortgesetzt, durch die Vertreter des „Jungen Deutschland“ bestritten. Es ist bezeichnend, daß Grillparzer an seinem Werk verzweifelt infolge der absprechenden Kritik Saphirs, und daß Kleist, Raimund und Stifter durch Selbstmord enden. Es zeigt sich auch hier wieder, daß die Kritik zumeist eine Verschwörung gegen das Genie ist und daß sie gegenüber den positiven Tendenzen der wirklich schaffenden Geister die Negation bis zur Vernichtung vertritt. Das gilt für alle Zeiten bis zur Gegenwart.

Grillparzer war zum Unterschied von den protestantischen Weimarer Klassikern ein k a t h o l i s c h e r Dichter. Er war sich dessen sehr wohl bewußt, er hat es bekannt und ausgesprochen, daß wegen der katholischen Kulturgrundlage seiner Werke ein volles Verständnis von protestantischer Seite nicht erfolgen könne. Freilich hatte ein katholischer Dichter seit der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts eine schwierige Stellung auf dem deutschen Parnas, den die Protestanten nur für sich besetzen wollten. So schon seit den schlesischen Dichterschulen. Man betrachtete die katholischen Dichter gewissermaßen als „Außenseiter“; sie wurden kaum verstanden, sie wurden ignoriert, sie wurden in

ihrer Konfession verdächtigt und fast als Nichtdeutsche betrachtet. Am bezeichnendsten dafür ist die Haltung der protestantischen Kritik dem Angelus Silesius (Johannes Scheffler) gegenüber gewesen. Man hat diesen glaubensstarken Konvertiten als Pantheisten, als Unchristen, ja als Unreligiösen bezeichnen wollen, bis ich in einem eigenen Büchlein wieder auf seine apologetischen und polemischen Schriften aufmerksam machte, worin er als Bekenner der katholischen Wahrheit so weit geht, als man sich nur denken kann. Nur dann, wenn katholische Dichter sich entschieden antikatholisch zu äußern schienen, wie etwa Blumauer in der Zeit des Josephinismus, waren sie der Anerkennung sicher. So hat Wieland die travestiierte Aneis noch über seine eigenen Schöpfungen erhoben.

In der Atmosphäre des Josephinismus wuchs Grillparzer, der 1791 Geborene, auf. Sein Geist blieb immer der Kampfplatz zweier miteinander ringender Weltanschauungen und Prinzipien. So spiegelt er den problematischen Charakter der Zeit, ihr zwiespältiges Wesen zwischen Aufklärung und Romantik. Die ganze gewaltige Gedankenarbeit Grillparzers von seiner Knabenzeit bis zu seinen Greisenjahren war dem dialektischen Widerspruch in den Grundlagen der neuen Kultur gewidmet. Weil wir heute wieder diese Probleme stärker als je fühlen, darum tritt uns auch Grillparzer so lebensvoll, so aktuell, so modern gegenüber, während andere große Geister für uns doch schon „alte Herren“ geworden sind. Aus diesem kulturgeschichtlichen Problem heraus erklären sich alle Zwiespältigkeiten im Leben und Denken Grillparzers.

Beginnen wir mit den Dramen. In der „Ahnfrau“ (1817) haben wir ein Schicksalsdrama, das doch kein Schicksalsdrama sein will; und in der Tat hält es die feine Linie des Gerechten noch feiner ein als etwa Schillers „Braut von Messina“, die sonst außer aller Kritik hochsteht. Als Verehrer der Klassiker steht hier Grillparzer doch auch wieder ganz im Banne der spanischen Romantik eines Calderon. Wie in einer Parabel werden die Probleme von Schuld und Schicksal, Persönlichkeit und Ahnentum hellsehend und tief sinnig dargelegt. Der Dichter hat sich in einem „Vorbericht“ gegen das Mißverständnis verwahrt, als ob er hier „ein neues System des Fatalismus“ darstellen wolle. „Der Verfasser hofft, daß diese Mißverständnisse verschwinden werden . . . Es ist ihm nicht in den Sinn gekommen, Verbrechen durch Verbrechen entfühnen zu lassen.“ Shakespeare und Calderon seien darin viel weiter gegangen (Andacht zum Kreuz, Fegfeuer des hl. Patrik). Dort spiele das Schicksal „eine weit mehr heidnische Rolle, als in dem gegenwärtigen Stücke, worin eine Sünderin ihre geheime Untat durch den quälenden Anblick der Schuld und der Leiden abbüßt, die sie zum Teile selbst über ihre Nachkommen brachte; eine Vorstellungsart, welche dem christlichen Lehrbegriff eben nicht widerspricht. Der verstärkte Antrieb zum Bösen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moralische Zurechnung nicht auf. Die Sophisterei der Leidenschaften, welche der Verfasser seinen tragischen Personen in den Mund legt, ist nicht sein Glaubensbekenntnis . . .“

Die herbe Kritik über sein erstes Drama hat zweifellos den sensitiven Dichter veranlaßt, seine zweite Tragödie „Sappho“ (1818) ganz dem Verhältnis von Poesie und Leben zu widmen. Das, was Goethe in seinem „Tasso“ erörtert, wird hier noch tiefer, noch gründlicher, noch erschöpfender im Schicksal der Dichterin dargestellt, wobei wir Grillparzers eigenes Gemüt mit erregt fühlen, so, wenn die tief verwundete Sappho zum Schlusse sagt: „Erhabne, heilige Götter! Ihr

habt mit reichem Segen mich geschmückt! In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen, der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir . . . Ihr habt mit Sieg dies schwache Haupt gekrönt . . . O gebt nicht zu, daß eure Priesterin ein Ziel des Hohnes werde eurer Feinde, ein Spiel des Toren, der sich weise dünkt . . .“

Das großartige Ethos von Schuld und Sühne in der Trilogie des „Sol-
denen Flie ß es“ (1821) erhebt sich ganz ins Religiöse. So, wenn Medea zum Schluß des Ganzen diese Worte an Jason richtet: „Nach Delphi geh' ich. An des Gottes Altar, von wo das Fließ einst Phryxus weggenommen, häng' ich, dem dunkeln Gott das Seine gebend, es auf . . . Dort stell' ich mich den Priestern dar, sie fragend: ob sie mein Haupt zum Opfer nehmen an, ob sie mich senden in die ferne Wüste, in längerem Leben findend längre Qual. Erkennst das Zeichen du, um das du rangst? Das dir ein Ruhm war und ein Glück dir schien? Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten! Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum! Du Armer, der von Schatten du geträumt. Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht . . . Leb wohl! . . . Trage! Dulde! Büße! . . .“

In diesen Worten ist das ganze Ethos des gewaltigen Gedichts vollkommen ausgedrückt. Ebenso deutlich faßt Grillparzer die ethische Lehre seines „König Ottokar“ (1825) zusammen im Schlußmonolog des glücklich-unglücklichen Helden: „Ich hab nicht gut in deiner Welt gehaust, du großer Gott! Wie Sturm und Ungewitter bin ich gezogen über deine Fluren; du aber bist's allein, der stürmen kann, denn du allein kannst heilen, großer Gott. Und hab' ich auch das Schlimme nicht gewollt, wer war ich, Wurm, daß ich mich unterwand, den Herrn der Welten frevelnd nachzuspielen, durchs Böse suchend einen Weg zum Guten! Den Menschen, den du hingeseht zur Lust, ein Zweck, ein Selbst, im Weltall eine Welt . . . Kein Königsschloß mag sich vergleichen mit dem Menschenleib! Ich aber hab' sie hin zu Tausenden geworfen, um einer Torheit, eines Einfalls willen, wie man den Rehricht schüttet vor die Tür . . . Geblendet war ich, so hab' ich gefehlt! Mit Willen hab' ich Unrecht nicht getan! Doch einmal, ja! und noch einmal! O Gott, ich hab' mit Willen Unrecht auch getan! Es ist nicht Todesfurcht, was mich so reden läßt . . . Doch, wenn dich eines Mannes Reu' erfreut, den nicht die Strafe, den sein Unrecht schreckt: so sieh mich hier vor deinem Antlitz knien und hör' mich beten, wie ich jezo bete: Geh' als ein Gott der Gnade zu Gericht!“ Die Weltliteratur kennt kaum ein gleich erschütterndes religiöses und moralisches Bekenntnis. Ein solches Bekenntnis liegt auch in Rudolfs letzter Rede: „Nicht führ' uns in Versuchung, großer Gott! . . .“

Noch schärfer ist das Thema der Sittlichkeit herausgearbeitet im „Treuen Diener seines Herrn“ (1828). Dies Thema verkündet der König im letzten Akt also: „Unsitte! Du allgefähr'ger Krebs, du Wurm an alles Wohls tiefsten Wurzeln, du Raupe an des Staates Lebensmark! Warum zertrat ich nicht, verwies dich nicht? Wie schlecht verwahrtes Feuer gingst du auf, und fraßest all mein Haus, mein Heil, mein Glück! . . .“ Dem schuldigen Herzog ruft er nach: „Glimmt noch ein Funke einer bessern Glut in eurer Brust, so sacht ihn sorglich an und tilgt durch Reue, mildert eure Schuld! . . .“

In „Des Meeres und der Liebe Wellen“ ist es der Priester, der vom Dichter zum Herold seiner religiös-sittlichen Idee gemacht wird. Er spricht vom klösterlichen Heiligtum der Jungfrauen: „Nicht ehrt man hier die ird'sche Aphrodite, die Mensch an Menschen knüpft wie Tier an Tier,“ sondern die himmlische, geschlechtslose Liebe. Mag die Gattin die Magd des Knechtes

werden, der sie freit, „statt hier auf lichter Bahn, nach eignem Ziel, ein Selbst zu sein, ein Wesen, eine Welt.“ Heilsam ist „feste Nötigung, der Abschluß von jedem irdisch wanken, wirren Tun . . . Der Tüchtige sieht in jedem Soll ein Muß, und Zwang, als erste Pflicht, ist ihm die Wahrheit.“ (1. Aufzug.) Der Priester zeigt der neuen Priesterin Hero die Turmwohnung: „Du findest alles, was den Sinn erhebt, nicht Wünsche weckt und Wünsche doch befriedigt, den Göttern dienend, ihnen ähnlich macht.“ Er rühmt die *Samm lung* des Geistes, „den mächt'gen Weltenhebel, der alles Große tausendfach erhöht, und selbst das Kleine näher rückt den Sternen. Des Helden Tat, des Sängers heilig Lied, des Sehers Schau'n, der Gottheit Spur und Walten, die *Samm lung* hats getan und hats erkannt, und die Zerstreuung nur verkennt's und spottet . . .“ Ferner warnt der Priester: „Bei allem, was dir bringt die Flucht der Tage, den ersten Anlaß meid'!“ (3. Aufzug.)

Im Märchenspiel „Der Traum, ein Leben“ (1839) offenbart sich Rustans bedenklicher Charakter im lebenspiegelnden Traum. Dem Wachen wirft Massud vor: „Rauh und düster ist dein Wesen, Zank und Hader dein Geschäft. Sturmbewegter Bäume Dröhnen scheint dir lieblicher zu tönen, als der Nahverwandten Wort.“ Er schlürft im Traum die vermeintliche Freiheit ein: „Freiheit! Alles Großen Wieg' und Thron!“ Aber er erkennt, wie ihm diese Freiheit seinen bösen Anlagen gemäß in Schuld verfallen ließ. Auf die Knie stürzend ruft der Erwachende aus: „Dank dir, Dank, daß jene Schrecken, die die Hand mit Blut besäimt, daß sie Warnung nur, nicht Wahrheit, nicht geschehen, nur geträumt!“ Und er erkennt als Lehre dieses offenbarenden Traumes: „Eines nur ist Glück hienieden, eins: des Innern stiller Frieden und die schuldbefreite Brust. Und die Größe ist gefährlich, und der Ruhm ein leeres Spiel; was er gibt, sind nicht'ge Schatten, was er nimmt, es ist so viel!“

Das tiefsinnige und inhaltreiche historische Lustspiel „Weh dem, der lügt!“ (1838) trägt seinen ethischen Kernsatz schon im Titel. Bischof Gregor deutet diesen Satz in Predigtweise aus: „Dein Wort soll aber sein: ja, ja; nein, nein. Denn was die menschliche Natur auch Böses kennt, Verkehrtes, Schlimmes, Abscheuwürdiges, das schlimmste ist das falsche Wort, die *Lüge*. Wär' nur der Mensch erst wahr, er wär' auch gut. Wie könnte Sünde irgend doch bestehn, wenn sie nicht lügen könnte, täuschen? Erstens sich, alsdann die Welt; dann Gott, ging' es nur an . . . Freundschaft, Liebe und all die schönen Bande unfres Lebens, woran sind sie geknüpft, als an das wahre Wort? Wahr ist die ganze kreisende Natur!“ . . . Der Teufel „allein ist Lügner und du ein Teufel, insofern du lügst. Drum laßt uns w a h r sein!“ Zum Schluß muß aber Leon von seinem Unternehmen, des Bischofs Neffen zu befreien, gestehen: „Nun, gar so rein ging's freilich denn nicht ab: Wir haben uns gehütet, wie wir konnten. Wahr stets und ganz war nur der Helfer: *Gott*.“ Auch der Bischof muß zugeben: „Wer deutet mir die buntverworrene Welt? Sie reden alle Wahrheit, sind drauf stolz“ und belügen sich doch selbst und gegenseitig. „Das Unkraut merk' ich, rottet man nicht aus . . . Ich weiß ein Land, das aller Wahrheit Thron, wo selbst die Lüge nur ein buntes Kleid, das schaffend Er genannt: Vergänglichkeit, und das er umhing dem Geschlecht der Sünden, daß ihre Augen nicht am Strahl erblinden . . . Dort ist ein Glück, das keine Täuschung nimmt . . .“

Wir kommen nun zu den nachgelassenen oder unvollendeten Dramen. Bei der „*Est her*“ versteht man recht gut, warum Grillparzer sie nicht vollendete.

Die Art, wie Esther im zweiten Aufzug als Ethos des Dramas die Treue zur verstorbenen Gattin ausdrückt, führt zu keiner Lösung im Sinn der biblischen Vorlage. Der Dichter verkündet: „Es ist das Weib vom Selbst des Manns ein Teil . . . Sag nicht, sie habe Fehler . . .“ und so weiter.

In der „Libussa“ ist das Ethos sehr kompliziert dargelegt. Das Verhältnis von Mann und Frau ist in diesem historisch-mythischen Märchenspiel zu singulär, um eine eindeutige Lösung zu bieten, wie sie das einheitliche Kunstwerk braucht. Der Dichter prägt geistvolle Worte, so das der Tetka im 1. Aufzug: „In Wahrheit hilft doch nur der Geist dem Geiste.“ Im 4. Aufzug sagt Primislaus: „So ist das Weib das Mittelding von Macht und Schutzbedürfnis . . .“ und im 5.: „Befriedigt ist das Tier nur und der Weise; den Menschen, die gleich mir, ward das Bedürfnis als ein Reiz und Stachel von ew'gen Mächten in die Brust gelegt . . .“ Libussa schildert zum Schluß als Seherin die Nachteile der Stadtgründung: „Nicht Ganze mehr, nur Teile wollt ihr sein von einem Ganzen . . .“ Ich habe an anderer Stelle gezeigt, daß Grillparzer als eine seiner Quellen auch das große Epos des Helmhard von Hohberg „Der habsburgische Ottobert“ aus Barockzeit (1664) benützt hat. Wohl aber hat er noch nicht geahnt, daß einst Professor Hans Schreuer in Bonn (1907) nachweisen wird, daß Primislaus identisch sei mit dem Franken Samo, der 623 ein großes slawisches Reich stiftete, wodurch also die Sage sich mit der Geschichte vereinigen würde. Bei dieser Gelegenheit möge auch bemerkt werden, daß ein holländischer Orientalist (de Goije 1886) die Hypothese ausgesprochen hat, daß die biblische Esther das Vorbild der klugen Bezier Tochter in 1001 Nacht sei, beide Retterinnen ihrer selbst und Belehrerinnen eines haltlosen Königs.

Im „Bruderzwist in Habsburg“ lehrt der Dichter Gehorsam gegen Überlieferung und Autorität. Er läßt den Kaiser Rudolf sehr gewichtige Gründe gegen die Demokratie ausführen (3. Aufzug). Und weiter: „daß deine Väter glaubten, was du selbst und deine Kinder künftig treten gleiche Pfade, das ist die Brücke, die aus Menschenherzen den unerforschten Abgrund überbaut . . . O prüfe nicht die Stützen! Bessere nicht! Dein Menschenwerk zerstört den geist'gen Halt . . . Der Zweifel zeugt den Zweifel an sich selbst, und einmal Ehrfurcht in sich selbst gespalten, lebt sie als Ehrfurcht nur noch und als Furcht. Maßt euch nicht anzudeuteln Gottes Wahrheit.“

In der „Jüdin von Toledo“ erinnert der König (2. Aufzug) an Esther, die als Jüdin Schützerin der Ihren wurde. Wir haben an der schönen spanischen Jüdin auch eine Art Esther; nur fällt ihr Wirken nicht so siegreich aus. Vielleicht hat der Dichter eine Weile zwischen den beiden verwandten Stoffen geschwankt und dann das spanische Drama (nach Lope de Vega) ausgeführt, das biblische liegengelassen. Die Spanierin bot eine dem Thema gemähere Behandlung. Wie Esther dort, erhebt hier die Königin die Würde der Ehe (4. Aufzug): „Ist denn die Ehe nicht das Heiligste, da sie zu Recht erhebt, was sonst verboten! . . .“ Der König will sich im Krieg von seiner Verirrung reinigen. Er sagt zur Königin: „Du bist als Christin glaubensstark genug, der Reue zuzutrauen solche Macht.“ Um den König von seiner Verirrung zu heilen, töten die Großen des Reichs die buhlerische Jüdin. Der König erkennt in den Zügen der Toten nun erst das Böse, Lauernde, das ihre Schönheit entstellt, und der Vater der Jüdin schließt mit einem häßlichen Ausdruck seiner Geldgier. So sind also hier zwei Motive verknüpft: das jüdische Problem und das Recht der heiligen Ehe.

Die beiden größeren Erzählungen Grillparzers bieten für unsern Zweck wenig Ausbeute. Es soll aber nicht vergessen werden, daß Gerhart Hauptmann, angeregt durch den erhaltenen Grillparzerpreis, „Das Kloster bei Sandomir“ unter dem Titel „Elga“ dramatisiert hat, aber mit geringem Erfolg.

Als vollen Lyriker hat sich Grillparzer allzeit seines Lebens bewährt. Hier vor allem sprudelt die Echtheit seiner Poesie. In unserm ethisch-religiösen Sinn will ich aus der reichen Fülle der Zeugnisse einiges Wenige herausheben: „Was ihr für Lieder haltet, es sind Klagen, gesprochen in ein freudenleeres All.“ Die Klagen über „Die Ruinen des Campo vaccino im Rom“ sind durchaus nicht antichristlich gemeint; das hat der Dichter selbst stark genug erklärt. Er will ja das Kreuz überall anerkannt wissen, nur gehört es nicht in diese antiken Ruinen, und er schließt: „Hauch ihn aus, den letzten Odem, riesige Vergangenheit! Flach dahin auf flachem Boden geh' die neue, flache Zeit!“ Der Genesene ruft: „Krankheit auch ist Gottes Gabe! Er soll drum gepriesen sein!“ Und beim Gewitter: „Was Strafe schien, wird Segen, vom Himmel rieselt Regen und tränkt das durstige Land.“ Er verteidigt seine Dichtung: „Laß sich den Pöbel an sich selbst erquicken!“ — „Mein Kummer ist mein Eigentum, den geb' ich nicht heraus.“ — „Natur gab mir wohl selber Sinn, nicht Rat ist's, was gebricht; und wenn du mir nicht helfen kannst, so tröstest du mich nicht.“ — „Lebt denn das Schöne nur in Bild und Sage?“ — Er lebt in Entsagung: „Nur, was du abweist, kann dir wiederkommen; was du verschmähst, naht ewig schmeichelnd sich, und in dem Abschied vom Besitz genommen, erhältst du dir das einzig Deine: Dich!“ Gegen den Fortschritt sagt der Dichter: „Der Gang der Welt ist nicht so rasch, als Torheit meint und spricht; man weiß wohl: Flügel hat die Zeit, die Zeiten aber nicht!“ Ein großes Lied ist gegen die „Fortschrittsmänner“ gerichtet, die keine Selbstbegrenzung kennen. Grillparzer rühmt darum Mozart: „Nennt ihr ihn groß? er war es durch die Grenze . . . Weil er nie mehr gewollt, als Menschen sollen, tönt auch ein Muß aus allem, was er schuf.“ Anders Lenau: „Halb Selbstlichüberheben, halb Verzagen . . . Was dich zerbrach, hat Staaten schon zerbrochen.“ Von Gutenbergs Kunst zweifelt er, ob sie von Gott, oder halb vom Teufel stamme. „Doch laßt, wie sehr besorgt, vom Feind euch nicht erschrecken; Gott hat ihm Macht geborgt, er dient nur Gottes Zwecken.“ Der Gegenwart ruft er zu, Urteil und Rat den Reifern und Geprüften zu überlassen. Dem Vaterland ruft er 1848 zu: „Bleib du das Land, das stets du warst . . . die Unschuld, die du noch bewahrst an heiterm Sinn erlabend.“ Dem allzu stürmischen Reichstag gilt die Warnung: „Wohlan, werft um, reißt ein, macht euch nur laut! Verkennt der G o t t h e i t stillgeschäft'gen Finger und all, woran Jahrhunderte gebaut, erklärt es als der Willkür Sklavenzwinger . . . Entlastet den Pöbel seiner Haft, erklärt der Bildung Werk als schon beendet . . . Macht alles gleich . . . bis alles ärmlich, wie ihr selber seid!“ Und so weiter! Das ganze lange Gedicht ist ein großes konservatives Programm. In diesem Sinn meint auch der Dichter: „Der Fenster hole die Journale, sie sind das Brandmal unsrer neuen Welt, der ekle Abhub von dem Wissensmahle . . . In einer Stunde wirst du zum Gelehrten . . . Du brauchst nicht mehr zu wissen noch zu denken.“

Ein eigenes Gedicht besingt die bereits im Drama gepriesene „S a m m - l u n g“ als Mutter alles Großen. Der Dichter fürchtet sich nicht vor dem staatlichen Zensor, sondern vor dem im Innern, der strenger spricht.

Ein Weihgesang preist die „heilige Begeisterung. Tochter du des ewigen Vaters, Mutter jeder ew'gen Tat, immer noch blühn heit're Wunder dem, der deinen Schutz erbat.“ Eine Kantate verkündet: „Das Gute tun ist göttlich, und das Schöne tun ist gut, und der Friede ist so köstlich, der im Arm der Wonne ruht. Abglanz von der Gottheit bilde schreitet durch das Land die Milde . . . Doch damit das Gute stehe, muß das Böse erst vergehn . . . Ehern ist das Maß der Zeiten; drum, wenn starr des Frevlers Herz, sei der Rächer auch von Erz.“ Von sich selbst bekennt er: „Ob mich hundert Fehler trüben, wer ist ganz von Mängeln rein? Hestigkeit lehrt warm zu lieben, Eigensinn getreu zu sein.“

Von der Sonne singt er: „Dein strahlendes Haupt macht den Schöpfer mich ahnden. Da stürz' ich nieder, bete die gütige Allmacht innig an.“ Von der Musik sagt er: „Du sprichst, wie man im Himmel spricht!“

Den stärksten religiösen Ausdruck findet Grillparzer in einer ausführlichen Paraphrase zum ersten Teil des Vaterunsers (1821): „. . . Wohl hast du die Erde schön gemacht . . . aber ich kenne doch Schöneres, Herr und Vater: ein Land, wo dieser Körper nichts begehrt, wo der Gedanke Wille ist, und Wille ist die Tat, die Tat im Wollen und im Denken schon; das Land, wo unsrer Sonne gleich das Recht, und wie der Mond die Pflicht leuchtet, wo das Gefühl nicht blind, der Verstand nicht taub ist. Dort möcht' ich sein, Herr und Vater, bei dir in deiner Nähe: zu uns komme dein Reich! . . .“ Des Dichters Empörung macht sich 1839 also Luft: „Daß ihr an Gott nicht glaubt, sei euch etwa erlaubt! Gott ist überall Er, stellt sich von selbst wieder her. Aber was fehlt und was schlecht, ist das Gefühl für das Recht: daß euch der Nutzen, das Mein Gott und Göze allein.“ Ähnlich 1842: „Wie viel weißt du, o Mensch, der Schöpfung König. . . und wieder, ach, wie wenig, weil, was erscheint, doch nur ein Aufres ist. Zu dem Gewölb' von deinen strengen Schlüssen stellt sich der Schlußstein nimmer ein . . . denn etwas ist, das dich umspinnit mit unsichtbarem Netz, daß, wenn du aufschau'st zu den Sternen, dich unterwerfend dasteht: das G e s e h!“

Bedeutung ist das Stammbuchblatt (1816): „In der Kunst, sowie im Glauben ist D r e i e i n i g k e i t der Inhalt von dem Höchsten, Letzten, Einz'gen: Wen das W a h r e nicht erleuchtet und das Gute nicht erlöst von des alten Abels Banden, der wird nie das S c h ö n e schaffen . . . Nur aus der Vereinten Chor geht das Göttliche hervor.“ — Auf einen Pokal für den deutschen Schützenbund in Frankfurt (1863) galt der kernige Reim: „Dem Volk der Eichen, was auch sie schied, bleibt Einheitszeichen das deutsche Lied.“ — Treffend kritisiert er die indische Mode (1841): „Lobt mir ihr Wissen, ihre Kunst und ihres Schauens Macht, ich frag' euch um dies Eine nur: wohin es sie gebracht.“ Damit fordert er von Kunst und Philosophie praktischen Erfolg. Er gibt die ästhetische Grundregel: „Die e i n e Vorschrift nenn' ich, durch die du alle erfüllst: Habe Talent, mein Lieber, und schreibe, was du willst. Willst du noch dazu die guten Autoren lesen, so brauchst du nicht zu erfinden, was lange vor dir gewesen.“ Der Bibelkritik des David Strauß setzt er den Spruch entgegen (1482): „Was machst du, Freund, so viel Spektakel, kehrt uns den Glauben um nach neuer Regel? Ich mindestens glaube lieber zehn Mirakel, als einen Hegel.“ Sehr demütig ist der Spruch (1846): „Gott sagte: Nein, ich aber sagte: Ja. Doch als ich es ins Werk gesetzt, stand nur ein Nein mir da.“ — Von starker ethischer Bedeutung ist das geistreiche Duell mit Friedrich Halm; dieser dichtete: „Es ist ein Wort gar mächtig, spricht's einer ernst und still, es reißt die Sterne vom Himmel, das eine Wort:

„Ich will!“ Grillparzer entgegnet: „Ich will! ist ein gewichtig Wort, spricht mit sich selbst der Mann; doch steht gegenüber er der Welt, so gilt doch nur: Ich kann!“ Im Revolutionsjahr 1848 dichtet Grillparzer: „Als liberal einst der Verfolgung Ziel, schilt mich der Freiheitstaumel nun servil. Nicht hier noch dort in den Extremen zünftig, ich glaube bald, ich bin vernünftig.“ Und ferner: „Der Freiheitsdrang, der uns kam über Nacht, wird, fürcht ich, wenig leisten. Wißt ihr, was mir ihn verdächtig macht? Die Lumpe ergreift er am meisten.“ „Das Volk verehrt' ich so wie ihr, die Masse gesamt dem Hebel: Laßt ihr aus dem Volk die Besten weg, so bleibt nur noch der Pöbel.“ „Der Weg der neuen Bildung geht von Humanität durch Nationalität zur Bestialität.“ Gegen die Naturalisten ist der Spruch gerichtet: „Romantik weicht von der Dichtkunst nie, sie ist ihre Mutter: die Phantasie. Romantisch waren schon die Alten, sahn überall die Götter, des Schicksals Walten.“ — „Unsre neueste Religion ist das Scheitern der Spekulation.“ — „Weil die Welt ein Wunder ist, gibt's eine Poesie; was ihr nach seinen Gründen wißt, wird auch ein Dasein nie.“ — „Laßt mir doch das Wunderbare, es haben's vor mir schon manche geehrt! „Doch ist das Menschliche allein das Wahre“. Wahr, aber nicht der Mühe wert.“

Ich habe, indem ich die Gedichte nach ihrer Anordnung in der Ausgabe von Stefan Vock durchgegangen bin, die positiveren Zeugnisse Grillparzers für seine Weltanschauung herausgehoben. Nun ist gar nicht zu leugnen, daß daneben auch negativere Zeugnisse zu fördern sind, aber positiv bleibt positiv, negativ bleibt negativ. Das Positive gilt, das Negative nicht, sofern ihm das Positive deutlich gegenübersteht. Man findet auch in den Biographien der Heiligen Positives und Negatives nebeneinander, aber das Positive siegt, sobald es nur einmal da ist. Grillparzer sagt einmal in seiner Selbstbiographie, daß sich seine eigene Religiosität nicht sehr in den kirchlichen Formen bewegte. Das hing mit einem gewissen Oppositionsgeist auf allen Gebieten, auch in der Politik und in der Ästhetik zusammen. Ich glaube aber, nach einem eingehenderen Studium dieses komplizierten Dichtergeistes berechtigt zu sein, das Negative nur als einen Schatten neben dem positiven Licht ansehen zu dürfen. Darum gehe ich auch über die negativen Äußerungen hinweg und glaube damit nicht das wahre Bild des Dichters zu fälschen. Dies wird viel mehr gefälscht durch tendenziöses Hervorheben einiger Stellen, die dem liberalen Sinn der Zeit entgegenzukommen scheinen. Ja, nur scheinen. Das gilt vor allem auch von den prosaischen Studien und Aphorismen, die sich, ungeordnet auf Hunderten von Blättern im Nachlaß des Dichters vorfinden. Grillparzer war sich selbst bewußt, daß sich darin formelle Widersprüche finden werden. Er schrieb, um in sich selbst über manches ins klare zu kommen und gab seine Auffassung darüber in folgenden Zeilen: „Ich nehme mir vor, ohne Rücksicht auf ein System, dasjenige niederzuschreiben, was mir aus seinem eigenen Wesen zu fließen scheint. Die entstehenden Widersprüche werden sich am Ende von selbst heben, oder indem sie nicht wegzuschaffen sind, mir die Unmöglichkeit eines Systems beweisen.“ — Wir müssen schließlich bedenken, daß wir bei der Auffassung des Sinnes aller Aussprüche Grillparzers zumeist von nichtkatholischen, ja antikatholischen Herausgebern, Erklärern, Literaturhistorikern beeinflusst sind, und zwar so sehr, daß eine mehr katholische Auffassung sogar an katholischer Seite Widerspruch erweckt. Wir Katholiken dürfen uns wohl an Grillparzers Wort halten: „Ich bin ein katholischer Dichter.“ (S. 339; 1865.)

Grillparzer

Ein Schattenriß von Richard von Schaufal

Nicht wenige Urtheile der Literaturgeschichte sind zu Formeln erstarrt, die sich bei näherem Anschauen als überlebt erweisen. So wenn Heine „der größte Lyriker nach Goethe“ heißt, Heine, der als Begründer des „Feuilletons“, der leichtsten Plauderei in Vers und Prosa, fragwürdigen Ruhm in Anspruch nehmen mag bei seinesgleichen, in der deutschen Lyrik aber neben Claudius, Hölderlin, Bürger, Schiller, Novalis, Uhland, Eichendorff, Platen, Chamisso, der Droste, Hebbel, Mörike, Keller niemals auch nur in Betracht kommt. So wenn anderseits E. T. A. Hoffmann, der Dichter des „Ritter Glück“, des „Don Juan“, des „Goldenen Topf“, der unsterblichen Kreislerfragmente, der tiefsten deutschen Kindermärchen, als „Gespensterhoffmann“ beklebt bleibt. Und so müssen Einsicht und Urtheil Grillparzer den Rang als „Dritten im Bunde“ mit Goethe und Schiller bestreiten, denn unbedingtermaßen gebührt Heinrich von Kleist diese Rolle (ja, mich will überhaupt die Aufstellung nicht eben glücklich bedünken, da Goethe als Dichterpersönlichkeit wohl eher mit Kleist und Jean Paul als mit Schiller verglichen werden kann). Auch die Bezeichnung Grillparzers als „der größte österreichische Dichter“ wird die Zukunft zu überprüfen haben: meines Erachtens stehen Raimund — der als Dramatiker mehr Shakespearesches Element in sich hat als die gesamte deutsche Theaterdichtung seit dem Titanen Kleist — und Stifter —, der mit Jean Paul, Johann Peter Hebel und Keller die deutsche erzählende Prosa auf ihrer Höhe bedeutet — als selbständige Schöpfer über Grillparzer, der als Gestalter Klassizist ist (mitnichten Klassiker), als Dichter überhaupt der überkommenen Sprache ohne Ausdrucksamkeit dient, ja — wie Alexander von Villers, ein Meister des Ausdrucks und des Sprachempfindens, in den unerschöpflichen „Tiefen eines Unbekannten“ geradezu mit Verachtung nachgewiesen hat — ohne Gehör für ihr inneres Gesetz an ihr stümpert. (Es gibt nicht ein Gedicht von ihm, das sich über die Mittellosigkeit des Dilettanten erhebt.) Was aber ist es, daß trotz dieser Feststellung von Tatsachen, die als unwiderlegbar gelten dürfen, nicht nur jedem Österreicher die Persönlichkeit Franz Grillparzers teuer macht, sondern ihr in der Geistesgeschichte seines Jahrhunderts eine hervorragende, wenn auch keineswegs beherrschende Stellung sichert? Weder als Mensch noch als Künstler groß — denn Größe ist Vollendung, Fülle der nur sich selbst gleichen Einheit —, bleibt der Dichter der „Jüdin von Toledo“, von „Weh dem, der lügt“, der Novelle „Der arme Spielmann“ — einer der schönsten deutschen Erzählungen — in seinem wahrhaftig problematischen Wesen eine fesselnde Erscheinung, in Mängeln und Vorzügen — jene überwiegen — unnachahmlicher Ausdruck seiner Zeit und seines schwer zu fassenden Volkes, eine Individualität von typischer Bedeutung, tragisch nicht so sehr als geborener Tragiker — das war er, aber es gelang ihm nicht, sich als Tragiker unzweideutig darzutun — sondern als Knecht seines unglückseligen Temperaments, ein Mensch, der als Dichter hat auftreten müssen, damit man, seine vergänglichen Schöpfungen beiseiteschiebend, in denen ein Reichthum von seelischem und geistigem Gehalt unerlöst schimmert, den merkwürdigen Schöpfer näher zu betrachten gehalten sei, ihn kennen, bemitleiden und lieben lerne, um ihn, auch wenn man seine Werke kaum mehr ausschlägt, nie mehr zu verlieren. Denn er war mehr als „auch einer“, mehr als die Lenau, Collin, Hornayr, Bedlik, Bauernfeldt, Feuchtersleben, Castelli, Seidl, Vogl, Pichler, Fallmerayer, Enk, Halm, Tschabuschnigg,

Grün, Frankl, Hartmann, Hamerling, Saar, mehr auch als Anzengruber und Rosegger, die neben diesem schneebedeckten, zerklüfteten Gipfel unserer geistigen Landschaft unauffällige Erhebungen vorstellen; bloß eine bewaldete Kuppe ragt in sein Nebelgebiet: Marie von Ebner-Eschenbach, gleich ihm, dem von ihr verehrtesten, künstlerisch, an den Großen gemessen, unzulänglich, aber vollständig als menschlicher Ausdruck heimatlichen Charakters, ja reifer noch als jener überaus Gescheite, weil reiner, herzlicher in ihrer gütigen Weisheit. Die zwei großen österreichischen Dichter, Raimund und Stifter sind, wie bereits angedeutet, anders, höher, im breiteren Rahmen der deutschen Literatur, zu werten oder, bleibt man auf österreichischem Gebiete, innerhalb der herrlichen Kunst dieses gesegneten Landes überhaupt, neben Haydn, Mozart, Schubert, Strauß, Bruchner, Hugo Wolf, neben Fischer von Erlach, Raphael, Donner, dem Kremser Schmidt, Maulpertsch, Walbmüller, Danhauser, Fendi, Romako.

Grillparzer ist Österreicher in jeder Faser; Kopf, Züge, Haltung, Meinung, Stimmung, alles ist anders als bei gleichzeitigen Vertretern deutschen Schrifttums. Hätte er die bildnerische Kraft besessen, sich gemäß dieser unvergleichlichen Eigenheit als Dichter auszudrücken, er stände neben Kleist und der Drost, neben Mörike und Keller. So aber, da er sein Dichtertum nicht zu künstlerischer Einmaligkeit zu verdichten begnadet war, an den verbrauchten, verblassenden Mitteln sich genügen lassen mußte, die ihm die Kultur des schriftstellerischen „Niveaus“ bereitgelegt hatte, wächst sein Menschenschatten riesig über sein papierernes Werk.

Österreichisch ist sein Lebenslauf, sein Schicksal. Er wächst im innersten Wien auf, in einem alten düstern Hause, unter einem traurigen, verschlossenen Vater, einer Mutter, die ihre kranke Seele bloß der Musik dahingibt, arbeitet ohne Begeisterung an seiner Bildung, früh vereinsamt, menschenfeindlich trotz wienerischer Anlage zu heiterem Witz, würgt, da die Familie nach dem Tode des grundehrlichen Ernährers — ihm brach der Friede von Preßburg das Herz — verarmt dasteht, das mit wenig Achtung verabreichte Brot des Hofmusikers in aristokratischem Hause und verfällt endlich selbstmörderisch der Galere des Staatsdienstes, in dem er verweltet, verdrohnet. Und aus diesem trübseligen Dasein, das sich in Bitterkeit selbst vergiftet, brechen von 1817 bis 1838 Wunderblüten einer Phantasie von unzerstörbarer Triebkraft, neue große Dramen auf, die ihn anfangs von Erfolg zu Erfolg heben, bis Unverstand und engherzige Verbissenheit ihm auch dieses bunte Glasfenster mit Sorgen und Schmach verhängen, er, in seiner unablässig gereizten Nervenkraft erschüttert — schwere Erkrankungen hatten sein Lebensmark zerweicht — sich selbst den Inhalt seines unablässigen Strebens trozig versagt: unter dem rohen Entrüstungsturm eines über seinen „Altklaus“ empörten Adels, der dem freien Lustspiel „Weh dem, der lügt“ eine vollständige Niederlage bereitet, schließt sich hinter dem schwer beleidigten Dichter der Vorhang: er verschwindet von der Bühne und verkriecht sich, verwundet und verbittert, in sein verstecktes Dasein als Archivar. Immer wieder ist ihm, als ob er gestorben wäre. Und angewidert von seinem nunmehr ziellosen Weiterleben — er hat den Selbstmord erwogen und verworfen — höhnt er den „geschäftigen Müßiggang“, in dem er, der zeit lebens vor allem Sprachstudien betrieb, sich um die endlose Zeit betrügt. Eine große Liebe hat er als junger Mann erstickt — es war die Gattin seines besten Freundes; denn auch Freunde hatte der Verlassene einst besessen, ja er hatte als Kind mit Alters-

genossen emsig Theater gespielt — eine andere sieht er jahrelang hinsiechen, ohne ihr, grausam gegen sie und sich, aufzuhelfen, bis er, da er und Katty sie und sich überlebt haben, die Gefahr erloschen ist — er hatte, sinnlich und grüblerisch zugleich, mit Eros gespielt und ihn dann nur mit Mühe überwunden — ein griesgrämiger Hagestolz, zu der ewigen Braut zieht, sich von ihr die Wäsche flicken und den Milchkaffee bereiten zu lassen. Mittags sitzt der Herr Direktor, ungestört, weil gemieden, im „Matthäerhof“ in der Spiegelgasse am sparsamen Mahle.

Den Schlüssel zu seinem unheimlichen Ich — Kleist war unglücklicher, aber sein Geschick, wie bei Grillparzer, der Charakter, war nicht kläglich — gibt eine Bemerkung aus seinem 36. Lebensjahr: „Himmel! Kann man dahin kommen, die Menschen nur als Figuren einer Komödie zu betrachten, die nur durch ihre Übereinstimmung mit der Idee anziehen und abstoßen, ohne Rücksicht darauf, daß sie ein Leben des Selbst sind, mit Liebe und Freude, mit Wille und Gemüt? . . Ich brauche eine große Krankheit oder ein großes Unglück, die bis aufs Lebendige durchdringen und den Menschen wieder erwarten. . .“ Er ist nicht mehr erwacht. 1856 scheidet der Beamte, dem der Kaiser „aus diesem Anlasse in Anerkennung seiner langjährigen und treuen Dienstleistung und insbesondere der als Schriftsteller erworbenen Verdienste taxfrei den Titel eines Hofrates“ verleiht, aus dem Staatsdienste. 1872 stirbt der Einundachtzigjährige. Der achtzigste Geburtstag hatte ihm Huldigungen in Fülle gebracht. „Es ist viel zu spät“, war seine Antwort gewesen. Aus seinem Nachlaß kamen noch „Der Bruderzwist“, „Die Jüdin von Toledo“, „Libussa“ und das schöne „Esther“-Fragment an den Tag, der reiche Nachsommer eines Lebens, dessen Lenz mit der berausenden Fülle des raschen Wiener Frühlings geblüht hatte.

Österreichisch ist an diesem Dasein vor allem die Verbindung von Starrsinn und Lässigkeit, der raunzende Verzicht und die helllichtige Selbstnörgerei. Österreichisch ist die vielseitige Begabung, die sich immer nur streckenweise zusammenzuwachsen vermag und dann wieder auseinanderfällt. Österreichisch ist die kritische Liebe, die nichts unbesehen hinnehmen kann, in der Rose den Wurm bemerkt und das Glas unwillig am Rande reinigt, dessen Inhalt sie kennerisch genießt. Österreichisch ist aber auch das äußere Joch, das nur mit Murren zwar ertragen, aber doch nicht abgeschüttelt wird. Wie scharf es einschneidet in den stolz geborenen Nacken eines innerlich Aufrechten, das lassen einen schauernd die Dokumente wieder einmal erleben, die eine prächtige Publikation des Amalthea-Verlages, das von S. Rudolf Bayer zum Thurn zusammengestellte Aktenfaszikel „Grillparzer über sich selbst“, in 300 nummerierten Exemplaren zur Fünfzigjahrfeier seines Todestages darbietet in 14 faksimilierten Eingaben des Beamten an seine Oberen, fünfundvierzig verstaubende Jahre des Dichters von Sappho, Medea, Hero und Leander. Es sind untertänige und alleruntertänigste Bitten, denen selten kärgliche Gewährung zuteil wird, um so mehr aber — in anmaßenden Strichen und Ausrufzeichen, die wie Ohrfeigen wirken — unzuständige Kritik enthüllen, die maßgebend, aber hinterrücks jedes Aufwallen berechtigten Selbstbewußtseins des „im In- und Ausland“ berühmten „Subjektes“ zum Gegenstand ihrer gehässigen Glossierung macht: auch ein Stück Österreich, des Beamten- und Polizeistaates, der an seiner schönsten Erfüllung sich immer wieder achtlos versündigt hat. Ob ins Massengrab wie Wolfgang Amadeus oder auf kaiserliche Kosten, das Großkreuz des Franz-Josephs-Ordens auf rotem Samtkissen hinterm Leichenwagen, auf dem

Währinger Friedhof, ob wie Hugo Wolf ins Irrenhaus oder wie Marschall und Mahler in die Verbannung, Stifter und Saar in die Schneide des Rasiermessers: es ist immer dasselbe: unsern Unsterblichen wird erst die Erde leicht, die auf ihnen liegt.



Franz Grillparzer

Von denen einer, die dennoch unser sind.

Heiliger Bräuche ungeübtes Kind
Im alten Heiligtum der Vaterstadt
Ahnte den Schulgefährten bekommen nach
Und ungelenk und ward von Herzen matt.
Trug treu von dannen das kleine Ungemach.

Dem Jüngling blieb der allzu scheue Blick
Zu Wunderbarem, der Wahrheit mystischem Schein,
Dem späten Mann ein peinliches Ungeschied,
Im Tempel des Glaubens innig daheim zu sein.
Es klingt das Wort wie hart sich abgekämpft:
Ich bin katholisch. Sehr unfest und gedämpft
Im Mund des Menschen, den seine Zeit bezwang.

Lauter bekennt es, der sich jener entrang,
Der gottbewegte Dichter. Schafft und mißt
Und richtet nach uralten heiligen Maßen, ein Christ,
Menschen und Menschenschuld und heldische Tat.

Der Pilger nach Weimar, Hellas eifriger Gast,
Fand nie den hohen Weg nach Monsalvat,
Ihn hat das Heiligste nie so schön erfaßt,

Wie jenen großen Sachsen die Glut des Grals,
Den Spanier einst das Wunder des Abendmahls.
Doch wäre seine Kunst die seine nicht
Ohne den starken Atem, das keusche Licht:
Religion der Liebe, Gerechtigkeit, Pflicht.

Suso Waldeck.



Grillparzer der Mensch

Von Dr. Hermann Goja

Es gibt unter den größten Menschen Charaktere, deren Leben klar vor den Augen der Beschauer liegt. Kein Rätsel stellt sich dem Frager. Einfach liegt deren Leben entfaltet, ohne Dunkel, in deren Tiefen kein Licht fällt. Goethe war solch ein Mensch der Vollendung. Grillparzer nicht. Nicht, daß sein äußeres Leben verworren gewesen wäre: in Wien geboren, in Wien gestorben: das ist sein Leben, von keinem Dichter leichter zu merken. Auch nicht, daß sein politisches Leben schwankend gewesen wäre; zwar war er in seiner Jugend Günstling des Hofes, erschien in der Blüte als Revolutionär und endete konservativ. Doch dieser Wechsel wurde von außen gemacht, er selbst war zeitlebens Patriot. Oder seine Laufbahn als Künstler: daß er, in der Jugend Liebling des Volkes, in der Reisezeit verschwand, um im Alter Symbol zu werden, das ist das Schicksal vieler anderer Künstler. Seine Rätsel liegen in den Tiefen der Seele und sind darum schwerer zu lösen als andere. Er selbst hat sie nicht zu lösen vermocht, obwohl er sein Leben darüber zerstörte. Und diese Rätsel locken. Sie sind die Rätsel, die, von Mystik umgeben, Lösung eigener dunkler versprechen.

Wenn man den Kern seines Wesens fände, der Ausdruck des Wesens, das äußere Leben wäre erklärt. Wille und Schaffen des Menschen ist ja den Schatten vergleichlich, welche das Licht an die Wand wirft. Sie sind verschieden mit dem Flackern der Lampe, mit der Bewegung des Körpers, oft nicht zu erklären. Kennt man den Körper, der vor dem Licht geht, was bleibt über von allem? Die Klarheit.

Schon die Schulliteraturgeschichte ist auf dem Weg, den Charakter Grillparzers zu erklären. Sie beginnt dessen Biographie mit der Biographie seiner Eltern. Sein Vater war Rechtsanwalt; einer der bekanntesten Advokaten der Zeit. Ein verschlossener Mann. Liebe zu seinen Kindern zeigte er nie. Aus bescheidenen Kreisen stammend, kam er zu Wohlstand in guter Zeit. Aber die Kriegszeit Napoleons hielt er nicht aus; da brach er zusammen, verlor sein Vermögen und starb. Ganz so die Mutter. Einem Hause (Sonnleithner) entstammend, in dem die großen Künstler des Biedermeier-Wiens, Bethoven und Mozart, verkehrten, feinsinnig, nervös, unstät, ohne Sinn für ein Heim, blieb auf der Höhe, solange es Licht war. Die Nacht des Krieges verschlang sie dann auch. Sie starb im Selbstmord, gleich ihrem einen Sohn, der sich ertränkte. Und keinem der Söhne gelang es zu leben. Sie verkamen alle. Einer beschuldigte sich noch eines Mordes, ohne Mörder zu sein. Auch hier der Irrsinn der Mutter. Sie alle hielten das Leben nicht aus. Der Strom des Lebens, der von Generation zu Generation fließt, war in dieser Familie am Versiegen. Ein allmähliches Versiegen des Lebens ist auch das Lebensschicksal des Dichters, den wir betrachten. Ein langsames Verlöschen, Werden zu nichts. Schon als Achtzehnjähriger fühlt er seine Kraft dahin. Der Vierzigjährige ist schon ein Greis. „Fürchtbar ist mein Zustand. Jeder Gedanke an Poesie verschwunden, selbst die Lektüre verleidet. Ich mag nicht denken. Von quälenden Gedanken, wie von Sunden angefallen, weiß ich nicht, nach welcher Seite mich wenden. Ich bin körperlich häßlich geworden, aus einem Nichtschönen, der ich immer war, welches lehtere mich übrigens gar nicht kümmerte, Beweis genug, daß mein gegenwärtiger Verdruß über das erstere nicht aus eigentlicher Eitelkeit herrührt. Aber es ist peinlich, einen widerlichen Eindruck zu machen. Auch sonst ist meine Gesund-

heit zu Rande. Ich muß Flanell auf der bloßen Haut tragen, wenn ich nicht immer von Flüssen geplagt sein will. Meine Zähne, sonst so gut, sind angegangen und drohen unausgeseht mit Schmerzen. Ich bin zweiundvierzig Jahre alt und fühle mich als Greis. Ich bin der Steigerung begierig, die das eigentliche Alter mit sich bringen wird.“ Und sein Tagebuch schließt er 1866 mit der Bemerkung. — „Eine krebsartige Wunde in der Leistendrüse entzog seinem Blute allmählich und schmerzlos die Lebenskraft“. Laube im Nachruf für Anschütz. Österreichische Revue 1866, zweites Heft. Geht's vielleicht auch anderen Leuten so?“ — Kraft, Wille fehlt Grillparzer ganz. Grillparzer empfindet das selbst. Wenn er von Willen spricht, spricht er immer bedingt. „Wenn je in meinem Zustande von Willen die Rede sein kann“, schreibt er zum Beispiel am 16. Juni 1810 in sein Tagebuch ein, an der Stelle, an der er davon spricht, daß er sein Glück in Österreich nicht finden kann oder will. Wie der Wille, die erste Voraussetzung eines auf Beherrschung der Umwelt gerichteten Handelns, fehlte ihm auch der Mut, der notwendig ist, solche Handlungen zu unternehmen und zu vollenden. Mut ist eben eine hervorstechende Eigenschaft seiner Seele nicht, bemerkt er schon an der fünften Tagebuchstelle. Dafür ist er versöhnlich, verträglich, wohl auch unbeständig und daher unzuverlässlich, und das Ideal seiner Jugend ist Priester zu werden, obwohl es mit seiner Religion sonst nicht am besten bestellt ist. Im gesellschaftlichen Verkehr bemerkt man seine Anschmiegsamkeit, seine große Fähigkeit sich anzupassen, sich einzuordnen und einzufügen, die so weit geht, daß sein Charakter bei verschiedenen Personen, verschiedenen Orten, in verschiedenen Lagen immer anders erscheint; ein Umstand, den wir auf innere Schwäche dieses Charakters zurückführen und uns dabei auf eine direkte Bestätigung durch den Dichter berufen können. Denn dieser Umstand ärgert ihn. Er empfindet ihn daher nicht als ein Gut, sondern als einen Mangel. Er lehnt auch den Versuch, diesen Zug aus seinen guten Eigenschaften abzuleiten ab und bemerkt, ihn aus der Fülle seiner Talente zu erklären, wodurch verschiedene äußere Umstände immer wieder ein neues Talent in ihm wachrufen, gehe nicht an, ebenso wie es unmöglich ist, ihn aus seiner glühenden Phantasie verständlich zu finden, welche ihn geschickt mache, sich in fremde Lagen einzufügen. Denn seine Stimmungen befänden sich in vielen Fällen durchaus nicht im Einklang mit der Umwelt, ja rauschende, lustige Gesellschaft mache ihn stumm, wüthige abgespannt, während stille Gesellschaft ihn fröhlich, mutwillig, wüthig mache. Uns macht die Erklärung dieses Widerspruches, den Grillparzer selbst nie zu lösen vermochte, keine Schwierigkeiten. Wo die Umwelt als stark sich erwies, wo sich in ihr zu behaupten Kraft notwendig war, dort, wo sie eben rauschend, wüthig, geistreich sich zeigte, da konnte der Dichter sich nicht behaupten. Da ward er erdrückt, da wurde er stumm, müde, verdrossen. Dort hielt er nicht stand. Zeigte er sich, fühlte er sich aber der Gesellschaft gewachsen, sogar überlegen, da entfaltete er sich, seine Gaben, dann wurde er fröhlich, mutwillig, wüthig, um sogleich zusammenzubrechen, wenn das Blatt sich verkehrte.

Kraft fehlte ihm ganz. Zeitlebens wurde er geschoben, mißbraucht, ausgenüht. 1848 unterschreibt er eine Bittschrift an den Fürsten Metternich um Milderung der Preßgesetze, und die Urheber der Sache, welche als erste das Blatt unterschreiben, radieren ihre Namen wiederum aus und lassen Grillparzer an der Spitze allein, auf den nun die Schuld fällt. Zeitlebens verfolgt er die Politik mit Verfen schneidendster Art. Als er aber Herrenhausmitglied wird und selbst

schaffen könnte, bleibt er den Sitzungen fern. Getrieben, nie treibend, lebt er sein Leben. Kraft fehlt ihm ganz.

Noch ein äußerer Widerspruch in dem Charakterbild Grillparzers löst sich, wenn man in der Analyse dieses Menschen mehr in die Tiefe hinabsteigt. Denn der Mensch, den wir hier betrachten, erschien nicht immer, nicht allen entgegenkommend, nachgiebig, veröhnlich; nein, er zeigt sich auch böse. Offenbar ein Zug, der den ersten entgegengesetzt ist. Er selber gesteht es, und seine Freunde stimmen ihm zu. Er ist stolz, so stolz, daß er alle Menschen übersehen zu können glaubt, stolz bis zur Unhöflichkeit. Aber sein Talent zur dramatischen Dichtkunst hat er sich oft sehr unweideutig und sehr arrogant geäußert. Er kennt die Eigenliebe genau, und Ehren zu sammeln ist das eingestandene Ziel seines Handelns. Wenn dieser seiner Eigenliebe nicht geschmeichelt wird, seine Ehrsucht ungestillt bleibt, wird er rasend. Den Menschen, der sich ihm nicht unterwirft, seine Größe ihm leugnet, haßt er, haßt er mit wütender Leidenschaft, auch wenn er bisher sein Freund war. Eine Stelle des Tagebuches klärt aber diese Reihe von Charakterzügen voll auf und bringt sie in Verbindung mit seinen früher beschriebenen guten. Sie führt sie auch auf jenen Kernzug seines Charakters zurück, den wir als Mangel an Kraft erkannt haben. „Alles, was ich bisher geschrieben, ist erlogen und bloß in der Absicht geschrieben, damit es einst jemand lesen und mich daraus günstig beurteilen möge.“ Diesem Grübler, der aus Angst vor der erfüllten Unzulänglichkeit seines Charakters zum Grübler geworden war; der, je mehr er sich selber verfolgte, die eigenen Mängel erkannte; diesem Grübler blieb als einzige Rettung vor der Verzweiflung die starke, überstarke Betonung derjenigen Eigenschaften, die er als die guten seines Wesens erkannte. Je weniger er selbst an sich glaubte, desto mehr wollte er, daß die andern an ihn glaubten. Mit diesem Glauben der Fremden an ihn wollte er seinen eigenen Unglauben an sich selbst übertäuben. Eine Verneinung seiner selbst durch die Umwelt bedeutete soviel als ein Todesurteil über ihn. Der spätere völlige Zusammenbruch nach der Ablehnung seiner Dichtung durch das Publikum erklärt sich daraus, ebenso wie die ungeheure Wertschätzung, welche er dem Publikum als solchen, als urteilende Menge zuteil werden ließ. Aus seiner inneren Schwäche erklären sich also die Schattenzüge seines Charakters, welche er selbst wie die Freunde beobachtet haben.

Noch ein Zug ist hier dem Charakterbild Grillparzers einzusetzen. Nicht seine Habsucht, seine Lust an der Lüge, sein Hang zum Diebstahl, sein Neid, seine Rachsucht, die so stark ist, daß ihn, wie er glaubt, die Unmöglichkeit, eine zugefügte Beleidigung zu rächen, töten würde; Triebe und Leidenschaften, deren er sich an einem Tage dunkler Verzweiflung anklagt, mögen sie auch, wenn auch viel schwächer als er sich deren beschuldigt, vorhanden gewesen sein. Es ist vielmehr ein Trieb, welchen er als besonders stark in sich entwickelt findet: seine rasende Eifersucht, die so groß ist, daß Liebe und Wollust, trotzdem auch diese Triebe in ihm in außerordentlicher Stärke enthalten sind, dagegen verschwinden. Eifersucht schließt bei ihm den Gebrauch der Vernunft aus. Eifersucht macht ihn zum Tier. Der Versuch eines Menschen, sich der Geliebten zu nähern, macht ihn zum Tollhans. Er beginnt zu beben, zu zittern wie vom Fieber geschüttelt, seine Zähne beißt er zusammen, er ballt seine Hände, er möchte am liebsten den Gegner zerfleischen; Untreue der Geliebten würde er zweifellos blutig vergelten. In hohem Grade kennzeichnend ist dies, weil Eifersucht nichts ist, als gesteigertes

Streben, bedrohten Besitz, die Geliebte, zu wahren, nichts anderes ist, als aufs höchste gesteigerte Angst, geliebten Besitz zu verlieren, Angst, ihn nicht behaupten zu können. So erscheint die Eiferucht wenigstens deutlich in Grillparzers Psyche. Sie ist nichts anderes als eine Abwehrbewegung des Menschen und stellt sich in ihrer Übertriebenheit an die Seite des übertriebenen Stolz, des übertriebenen Selbstbewußtseins, an die Seite jener Charakterzüge, die wir aus dem Mangel an Lebenskraft abgeleitet haben.

In der Liebe selbst verhält sich Grillparzer übrigens auch charakteristisch. Eigentlich hat er nach eigener Erkenntnis und eigenem Einbekenntnis nie geliebt, ohne daß das Mädchen ihm nicht entgegengekommen wäre. Wird er aber solchergestalt von einem Mädchen entzündet, dann lodert er wohl in hellen Flammen empor, aber nur solange, als er unglücklich zu lieben glaubt, solange, als er glaubt, daß seine Liebe nicht Erwidern findet. Dann liebt er bis zum körperlichen Schmerz, so sehr, daß sein Herz ihm zu brechen er fürchtet. Wird er aber erhört, er versteht darunter, wie er ganz besonders zu betonen für notwendig findet, nicht, hat er genossen, nein, nur: hat er Gegenliebe gefunden, dann schwindet die Liebe, erkaltet in gleichem Maße, als die Gegenliebe sich steigert. Es soll hiermit nicht gesagt sein, daß Grillparzer niemals genossen habe, das würde den Charakter des Dichters verzerren; aber wesentlich bleibt doch für sein Lieben die Notwendigkeit, von dem Mädchen erregt, angeregt zu werden und die Tendenz, vor Erschöpfung des Liebesverhältnisses zu entfliehen. Beides entstammt der Urgrundlage seines Charakters, der Lebensschwäche, die nicht Kraft genug gibt, eine Liebeswerbung unter schweren Verhältnissen zu versuchen, sondern sie nur in besonders günstiger Lage zu wagen und dann meist so wenig, daß sie vor Erreichen der Höhe verbraucht ist. Sein Lebensverhältnis zu Kathi erklärt sich als Typus seiner Verhältnisse. Rasch entflammt, vor der Hochzeit entfliehend, zu schwach, das Verhältnis gänzlich zu brechen, wird er am Abend des Lebens der Freund der Geliebten.

Ein Zug vollendet das Bild des Triebmenschen Grillparzer. Schon in der Jugend, in der Zeit vor der „Almstrau“ und in der Zeit dieses ersten Erfolges half ihm alle Überbetonung seiner Werte nicht über die Angst hinweg, welche ihn im Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit quälte. Damals schon schien ihm die Umwelt zu stark, erschien sie ihm feindlich, drohte sie ihn zu vernichten; damals wohl noch nicht durch die Tat, denn sie kümmerte sich noch nicht sehr um ihn, sondern durch ihr Sein, durch die Art ihres Seins. Die Stumpfheit, die grenzenlose Erbarmlichkeit, in welcher er lebte, die Dumpfheit des Volkes dieses Staates, das schlaffe, geisttötende Einerlei, die Verfolgung der Vernunft als Verbrechen, der Aufklärung als Feind: alles dies drückte ihn nieder, mußte ihn drücken, da es um ihn lag wie die Schwüle des Sommergewitters über den Feldern, wie ein unsagbares Allüberall, das man nicht greifen kann, obwohl es doch da ist. Nur eines war möglich. Nicht Kampf, denn das wäre gegen sein Wesen gewesen, nur Flucht. Fort aus dem Land, das ihn zu zerstören droht, ist schon ein Schlagwort des Jungen, wie er 1810 lebt. „Aber du nimm mich auf, seliges Eiland, das noch selten des Europäers verpestender Fuß betritt, an dessen Klippen die Gefahr wacht; dich scheint ein Gott abgerissen zu haben von der polizierten Erde, zur himmlischen Freistadt für den Müden, den die Geißel der Konvenienz aus dem Schoße seines Mutterlandes getrieben, nimm mich auf in deinen stillen Schoß, Otaheiti, das wie ein Feenland meiner Phantasie vorschwebt, nach dem alle

meine Wünsche fliehen und das ich mir in einsamen Stunden der Melancholie mit so reizenden Farben male. Gewähre mir eine Hütte für mich und Georg und ein Weib, das, auf deinen Fluren geboren, in ihres Satten Glück ihre Seligkeit, in einem Büschel Federn all ihre Wünsche erfüllt findet . . . Ja, es ist fest beschloffen, ich reiße mich los von allem, was mich halten will.“ Flucht aus den Verhältnissen, die ihn zu überwinden drohen, Flucht in ein anderes Land, scheint dem Neunzehnjährigen die einzige Rettung aus dem Verderben. Grillparzers spätere Reisen sind nichts anderes als solche Fluchtversuche, die aber alle ebenso mißglücken wie diese erträumte Flucht seiner Jugend. Die Lebensschwäche und ihre Folge, die ungeheure Triebhaftigkeit des Menschen Grillparzer ist damit wohl erwiesen.

Mit dieser überstarken Entwicklung des Triebhaften im Menschen Grillparzer steht aber noch eines in Verbindung, welches ein letztes Merkzeichen seines Charakters ist: die Verkümmernng seines Denkens. Denken und Triebleben stehen ja in einem innigen Zusammenhange. So wie die Entwicklung des Denkens das Triebleben zerstört, hemmt ein überstarkes Triebleben auch das Denken. Denken hat aber Grillparzer nie gelernt. „Ich beschäftige mich viel und ehrlich mit Wissenschaften aller Art, kann mir aber doch nicht verbergen, daß ich mit aller meiner Bemühung doch nichts gewinne als Stoff, den sodann mein Geist durch seine alles andere beherrschenden Kunstideen verarbeitet. Die Form jeder Wissenschaft, dasjenige, was es erst zur Wissenschaft macht, geht beinahe ganz verloren. So gibt es für mich auch keine anderen Beweise als Anschaulichkeit,“ bemerkt er einmal bald nach seiner italienischen Reise. „Mein Denken ist immer nur ein Suchen nach Gründen, das Resultat war lange vor der Untersuchung da,“ bemerkt er 1836. Deutlicher gesagt: Sein Denken war immer nur ein Versuch, Gewünschtes zu beweisen, also eine rein triebhafte Form der Beweisführung, wie der Beweis durch Anschaulichkeit, der ebenfalls mit Denken nichts zu tun hat. „Für mich gab es nie eine andere Wahrheit als die Dichtkunst,“ erklärt er sogar einmal glatt. Diese Unfähigkeit des Denkens zeigt sich auch in seiner überstarken Vergeßlichkeit, welche ihn oft selbst erschrecken macht. Merken aber, systematisches Merken ist die erste Voraussetzung alles Denkens; denn nur der zu merken und außerdem und vor allem unabhängig von seinen Wünschen zu merken vermag, kann denken, kann sein Denken von den augenblicklichen Stimmungen, von der Bewußtseinslage, welche seine Seele beherrscht, loslösen und zur Objektivität führen. Dieser Mangel bessert sich auch mit zunehmendem Alter nicht, wie schon die angeführten Stellen beweisen, die alle aus späterer Zeit stammen. Der Dichter betont selbst: die Phantasie, die Herzenswärme nehme zwar ab, sie werde nach und nach Greis, aber der Verstand, das Denken und Wollen bleibe ewig Kind. „Oder vielmehr Knabe, weil Kind allenfalls noch zu entschuldigen wäre“, setzt er bitter an der Stelle hinzu, an welcher er diese Beobachtung aufzeichnet. Es ist eines der schwersten Verschulden von Grillparzers Elternhaus, daß es dieses schwächliche Denken nicht durch Erziehung kräftigte, sondern vielmehr dem Verfall überließ. Nie habe er arbeiten gelernt. Von Kindheit an sich selber überlassen, elenden Lehrern ausgeliefert, überließ er sich einer desultorischen Lektüre, einem launenhaften Studium, einer abgerissenen Verwendnng, die ihn der eigentlichen, standhaft ausdauernden, folgerechten, zielbewußten Arbeit entfremdete und damit eigentlich für alle Zeit denkfähig machte.

Mit diesem Mangel steht scheinbar die außerordentlich scharfe Beobachtungsgabe im Widerspruch, die Grillparzer besonders in politischen Dingen viel voraussehen ließ, was die Zukunft erfüllte: Den Weg von der nationalen Entwicklung Österreich-Ungarns zum Zusammenbruch der Monarchie, wie den Verfall des Rheines. Man hat ihn in dieser Hinsicht einen Seher genannt; aber sein Prophetentum beschränkte sich nur auf die Voraussicht des Bösen. Das Gute hat er fast niemals erkannt, fast immer verkannt. Besonders anschaulich ist diese Bedingtheit seines Sehertums in seinem Verhalten zur Eisenbahn. Er, der Seite um Seite seiner Reisetagebücher mit Klagen über die elenden Postfahrten füllt, führt einen beißenden Epigrammentkrieg gegen die neue Erfindung. Aber auch diese Beschränkung von Grillparzers Begabung ist verständlich. Er, der immer nur auf Abwehr eingestellt ist, sieht nur das Böse, das ihn bedroht; für das Gute hat er keinen Blick.

Damit wäre das Charakterbild Grillparzers vollendet. Es zeichnet den jungen Grillparzer; das Bild des alten zu malen ist nicht notwendig. Bis in das vierte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts führt er seinen Abwehrkrieg gegen die Umwelt, dann erlischt auch diese Form aktiver Passivität. Alle Züge, welche diese aktiven Leidensformen seinem Charakter gaben, schwinden, und es bleiben nur die rein passiven Eigenschaften über. Da wird er der einsame, vergräunte und auch gütige Mensch, wie er in der Vorstellung der Nachwelt fortlebt. Für uns ist dieser Mensch nicht mehr interessant; er ist nur mehr Folge, Auswirkung des Jugendcharakters, den wir zu erfassen gesucht haben.



Vater unser

Fragment von Franz Grillparzer / Ergänzt von Heinz Schauweder

Hör uns, Gott, wenn wir rufen!
Wir alle deine Kinder!
Eingehüllt im Mantel deiner Liebe,
Hingelagert zu den Füßen deiner Macht,
Angeschmiegt an deine Vaterbrust,
Wir alle deine Kinder:
Vater unser!
Ob wir gleich Staub sind und Spreu,
Gestern geboren, morgen tot,
Ein Nichts im All, das nichts war, eh' du riefst;
Ob unsre Erde gleich, die groß uns dünkt,
Ein Sandkorn ist im Unermeßlichen,
Das du hinwegbläst, wenn dir's wohlgefällt,
Wie man den Staub von einem Tische bläst;
Und du der Mächt'ge bist ob allen Mächt'gen,
Und über den Gewalt'gen der Gewalt'ge,
Der Herr der Herrn, so hoch ob aller Höhe,
Daß der Gedanke selber, der dich sucht,
Auf halbem Wege schwindelnd rückwärts kehrt:
Doch siehst du uns, doch hörst du uns,
Von deiner Allmacht hochgestelltem Thron,
Doch sorgst du, hilfst du, Großer, Mächt'ger, Hoher,
Der du bist im Himmel!
Wag ich es, dich auszusprechen?
Bin ich es wert, dich zu nennen?
Das kleinste von den Werken deiner Hand?
Hohes beuge sich und Höchstes;
Ehre sei dir und nur dir allein,
Allgütiger, Allweiser;
Offenkundiger, Geheimnisvoller,
Uranfang ohn' Ende,
Schöpfer, Beschützer, Erhalter!
In stummer Ehrfurcht
Sinken hin der Erdkreis,
Geheiligt werde dein Name!
Wohl hast du die Erde schön gemacht,
Und ich danke dir drum, mein Herr und Vater.
Blumen sind da und Früchte, Quellen und Bäume,
Frühlingslust und Sommerfreude, alles aufs beste;
Auch gute Menschen, die dir dienen und recht tun.
Aber ich kenne doch was Schön'res, mein Herr und Vater,
Und, als hätt' ich's gesehen einmal in früh'rer Zeit,
Schwebt es mir vor in meinen besten Tagen;
Ein Land, wo dieser Körper nichts begehrt,
Und wenn er nichts gewährt, auch nichts versagt,
Wo der Gedanke Wille ist,
Und Wille ist die Tat;

Die That im Wollen und im Denken schon;
 Das Land, wo unsrer Sonne gleich das Recht,
 Und wie der Mond die Pflicht den Tag' und Nächten leuchtet;
 Wo das Gefühl nicht blind
 Und der Verstand nicht taub ist allzumal;
 Dort möcht' ich sein, mein Herr und Vater,
 Bei dir, in deiner Nähe;
 Und darum, Herr, o höre!
 Zu uns komme dein Reich!
 Ich bin kurzsichtig und schwach,
 Raum das Nächste erreicht mein Blick;
 Der Zukunft Ferne ist mir verschlossen;
 Was gut gemacht schien, zeigte sich schädlich,
 Und wo Gefahr ich sah, erschien mir Gutes.
 Auch hab' ich das Schlimme wohl gar gewollt,
 Ja, das Schlimme gewollt, mein Herr und Vater!
 Der mir der Nächste war, ich hab' ihn getränkt,
 Betümmert hab' ich, die mich liebten,
 Den Zorn ließ ich walten ob meinem Thun;
 Des Fremden Weh war nicht immer mein eigenes.
 Hab' ich immer gelohnt den, der Gutes mir that?
 Immer gethan, was als Bestes sich zeigte?
 Vater! wohl gar das Schlimme hab' ich getan,
 Kurzsichtig, wie ich war und schwach;
 Daher walte du ob meinem Thun,
 Führe mich, leite mich,
 Und nicht der meine, Herr, —
 Dein Wille geschehe!
 Wenn wir alle uns liebten hienieden,
 Wie du uns liebst, mein Herr und Vater,
 Wenn der Mensch den Menschen sah' im Freunde,
 Und auch in seinem Feinde nur den Menschen,
 Dann wäre nicht dort oben bloß dein Reich,
 Auch unter uns wär' es, auch hier, hienieden,
 Und der Liebe Machtgebot geschäb'
 Wie im Himmel, also auch auf Erden!
 Der Güte Vater, du! Von dir steht es geschrieben,
 Daß du die Lilien kleidest auf dem Felde
 Ohn Sorgen, sonder irgend Bitten,
 Und nährst von deinem Tisch des Himmels Vögel,
 Die nicht Saat noch Ernte kümmern.
 Erhalter du, deß' ew'ge Gluthen
 Den Sonnen selber Wärme spenden,
 Deß' Licht aus tausend strahlenhellen Sternen
 Vom Himmel widerspielt im Weltenmeere,
 Das wie ein Tröpflein deiner Fülle
 In nichts versiehet vor deinem Blick:
 Umsonst ist unser Mühen,

Nutzlos aller Fleiß und Plage,
 Da du uns nicht Gewährung nicktest!
 Also wissen wir und bitten:
 Gib uns heute unser täglich Brot!
 Wir hoffen, Gütiger, auf deine Huld,
 Die uns, Erhabener, leben läßt,
 Obwohl wir, Herr, nicht wert sind deiner Gnade.
 Ist's not, vor dir, du Weltenrichter,
 Von unserm Fehl zu sprechen, unsren Sünden?
 Vernichten muß uns Strenge!
 Hör uns in Milde, laß uns flehen:
 Herr, du weißt, — kennst unser Tun von Anfang!
 Schöpf aus dem tiefsten Urquell deiner Gnade
 Und vergib uns unsre Schuld!
 Du hast uns, Welterlöser, leuchten lassen
 Ein mildes Licht mit warmem Schein,
 Du hast im Herzen uns entzündet
 Den Lichtstrahl der Barmherzigkeit!
 Dein Werk ist, wenn wir sagen können:
 Vergib uns, Vater, unsre Schuld,
 Wie wir vergeben unsern Schuldigern!
 Du hast die Welt erzeugt, Schöpfer!
 Hast deinen Sternen ihren Lauf gegeben,
 Hast Mensch und Tier gerufen, Laub und Gras!
 Du hast gewollt, daß Gut und Böse sei!
 Dein Ratschluß, Herr, ist unergründlich!
 Nicht unser ist, zu fragen nach dem ew'gen Sein;
 Und ohne dich sind wir verlassen,
 Im wirren Wandel, ohne Stab und Stecken,
 Wie Rohr im Winde, schwank und haltlos.
 Komm, Helfer, uns zuvor mit deiner Gnade
 Und führe uns nicht in Versuchung!
 Voll Falsch und Arg, voll Trug und Irrtum
 Ist unser Denken, und die schöne Welt,
 Die du so licht und froh geschaffen,
 Ist durch des Bösen Macht an Übel reich, —
 Das eigne Herz ist Fallstrick mancher guten Regung.
 Durch Schuld und Sünde schmachten wir
 In Not und Drangsal. Aus dem Paradies,
 Zu dem die Erde du geschaffen,
 Ist oftmals Wüste worden, stein'ger Acker,
 Und leidvoll müssen wir des Bösen starke Macht erkennen.
 Drum, Herr der Welt, du Sonne aller Güte,
 Tu auf das Thor, daß hell uns Licht erstrahle,
 Hör unsern Ruf: Laß uns nicht länger schmachten, Vater,
 Sondern erlöse uns von allem Übel!
 Also geschehe. Amen!

Wegweiser durch die Grillparzerliteratur / Von Oskar Katann

Grillparzer dachte von der Literaturgeschichte recht gering; das geht deutlich aus den kritischen Bemerkungen zur Literaturgeschichte von Gerwinus hervor, auf den er in den Jahren 1835, 1842, 1849 und 1856 zu reden kommt und dem er kurzweg das Verständnis für Poesie abspriicht. Wenn Grillparzer im Jahre 1860 seine Gedanken „Zur Literaturgeschichte“ in einem Aufsatz zusammenfaßt, so hat er abermals in erster Linie Gerwinus im Auge, das erkennt man an der Bemerkung über die Literaturhistoriker, die nur den einen Fehler hätten, daß sie von ihrem Gegenstand nichts verständen, sowie aus dem ein Wort von Gerwinus umflehrenden Vorschlag, es möchten die Kunstphilosophen, -kritiker und -historiker einmal 50 Jahre lang den Mund halten, damit sich die Talente Bahn brechen könnten. Grillparzer sah in der durch den Ausbau der Literaturgeschichte verbürgten Vermehrung biographischen Wissens und in der Erweiterung des Gesichtskreises ebenso eine Gefahr für die seelische Konzentration wie in der Bevormundung des Publikums durch die Kritik eine Gefahr für die Bildung. Stand er aus solchen Gründen der neuen Wissenschaft kühl gegenüber, so dürfte in späteren Jahren der sachliche Gegenstand auch durch persönliche Erfahrungen betätigt worden sein. Eine Zeit, die mit Gerwinus die Literaturgeschichte mit Goethes Tod für abgeschlossen hielt, konnte schwerlich einem Grillparzer gerecht werden, den denn auch Gerwinus noch in der vierten Auflage des fünften Bandes lediglich als Schicksalsdramatiker zu Worte kommen ließ. Und ebenso werteten und beurteilten Grillparzer auch die zahlreichen anderen Literaturhistoriker. Weber Mengel noch Hildebrand, weder Kurz noch Gottschall haben in den ersten Auflagen ihrer Bücher den gebührenden Platz für den großen Dramatiker. Und auch die im christlichen und katholischen Geiste gehaltenen Literaturgeschichten hielten es nicht anders. Ich nenne nur Wilmers „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ oder „Die deutsche Nationalliteratur“ von Karl Barthel, die 1855 die vierte Auflage erreichte, aber immer noch nur „Die Ahnfrau“ würdigte. Auch die katholische Literaturgeschichte von Wisl. Lindemann hat noch in der zweiten Auflage von 1869 nur 3 w e i Zeilen für Grillparzer übrig (S. 631), „der ‚Die Ahnfrau‘ schrieb, dann aber sich einer würdigen Auffassung der Tragödie zuwandte“. Einzig Karl Goedeke hat ein zutreffendes Urteil über den Dichter.

Erst die Gesamtausgabe der Werke, gegen die sich der Dichter zeitlebens gesträubt hatte, die aber nach seinem Tode 1872 von Laube und Weibe veranstaltet bei Cotta in zehn Bänden erschien, bahnte eine richtige Erkenntnis der Bedeutung Grillparzers in Deutschland an. — In dieser Ausgabe erschienen nicht nur die drei großen Nachlaßdramen, sondern auch die bis 1838 reichende Selbstbiographie des Dichters, in der er trotz seiner Gegnerschaft zur Literaturgeschichte selber den wichtigsten Baustein zum Verständnis seines Wesens und seiner Dichtung gab. — In demselben Jahre schrieb die Wiener Lyrikerin Betty Paoli einen hübschen Essay, und es erschien das Buch Emil Ruhs', der als Kritiker in Österreich hoch angesehen war. Ruhs' Studie ist durchaus im Sinne des damals in Wien herrschenden Liberalismus gehalten und bemüht sich, das Josephinische und Liberale in dem Dichter so sehr herauszukehren, daß er sich sogar zu dem Wort versteigt (190): „Kein einziges seiner Dramen kristelt, in keines seiner Dramen schlägt der Katholizismus hinein.“ Die Worte von dem Kapua der Geister, von dem Druck der Zensur, der Unmöglichkeit für einen guten Kopf in Österreich fortzukommen — diese Schlagworte liegen der im übrigen anregenden Studie zugrunde, die sich mit der Behauptung „kein Einsichtiger in Österreich habe Grillparzer jemals mit den führenden Geistern der deutschen Dichtung auf eine Linie gestellt“ von vornherein zu bescheiden sucht. Trotzdem macht Ruhs' Studie einen tieferen Eindruck als die Darlegungen Wilhelm Scherer's in seinen „Aufsätzen und Vorträgen“ (1874), die einen zunächst in der österreichischen Wochenschrift erschienenen Aufsatz erweitern. Es ist interessant, das Bekenntnis zu lesen, daß zunächst nur „Der arme Spielmann“ einen tieferen Eindruck auf ihn ausgeübt habe und daß er trotz der Auffassungen Laubes nur das Estherfragment und den Bruderzwist auf der Bühne gesehen habe. Ohne Eingehen auf das Biographische beschränkt er sich auf eine Analyse der Stücke, ihrer Motive und ihrer Technik und ist in seiner Interpretation und Kritik nicht immer glücklich.

Ungefähr ein Jahrzehnt später steht abermals eine Beschäftigung mit Grillparzer ein. 1884 erscheint die Biographie Heinrich Laube's, die sich auf die Tagebuchblätter stützte, von denen sie manches zuerst mitteilte, sodann auf die handschriftliche Biographie des Herrn. von Nizny, eines Verwandten Grillparzers, der 1877 auch ein Grillparzeralbum herausgegeben hatte. Laube gab zuerst einen über die Selbstbiographie hinausreichenden Einblick in das komplizierte Seelenleben des Dichters und beleuchtete auch das Verhältnis zu Katy Fröhlich. Gleichzeitig mit der Biographie Laubes erschien das Buch des Prager Professors Franz Faulhamer's, eine noch heute für ein breiteres Publikum brauchbare Darstellung des Lebens und der Werke Grillparzers; der Verfasser analysiert die Werke und stellt sie ganz geschickt in die biographische Entwicklung ein.

Kommt auch das literarhistorische Moment wenig zur Geltung, so traf Faulhammer doch hinsichtlich Grillparzers Stellung zur Religion das Richtige, wenn er (S. 57) formulierte: Der Dichter huldigt „einem gemüthlichen Deismus, der gemildert war durch Toleranz gegen katholische Kultusformen“. Die literarhistorische Würdigung brachte nach den schüchternen Anfängen bei Wilhelm Scherer erst August Sauer zur Geltung; er, der die sechzehnbändige Gesamtausgabe von 1887 und die zwanzigbändige vom Jahre 1892 besorgte und zu diesem Zweck den handschriftlichen Nachlaß durchging, veröffentlichte auch in den einleitenden Bänden dieser Ausgabe eine literarhistorische Skizze, als Vorbote einer größeren, leider bis heute ausstehenden Biographie. Hier ist zuerst auf den literarhistorischen Standpunkt der Hauptakzent gelegt, und in ihrem Farbenreichtum ist die Darstellung bis heute noch nicht übertroffen, wenn sie auch im einzelnen mannigfach ergänzt und erweitert werden konnte. —

Es kann nicht Aufgabe eines knappen Wegweisers durch die Grillparzerliteratur sein, auf die mannigfachen populären oder gelehrten Arbeiten hinzuweisen, die um die Zeit des hundertjährigen Geburtstages Grillparzers erschienen. Nur zwei populäre und zwei gelehrte Werke seien genannt. Da ist die Biographie Grillparzers aus der Feder Adam Erberts, des katholischen Dichters, der ein Volksbuch in österreichischem Geiste schreiben und Leben und Werte in gleicher Weise darstellen wollte. Die Arbeit, die noch heute die einzige größere Biographie Grillparzers von ausgesprochen katholischer Seite ist, ist wohl volkstümlich geschrieben, aber der Ton der Darstellung ist dem Ton in Versammlungsreden allzusehr angepaßt, wie denn Erbert in dieser Zeit auch vielfach politisch tätig war. Immerhin macht er auch in seiner temperamentvollen Art nachdrücklich auf die ethischen konservativen Werke Grillparzers aufmerksam. Später hat dann der protestantische Pastor Adolf Frey in seinem Buche über „den ethischen Gehalt der Werke Grillparzers“ etwas ähnliches versucht, freilich nicht in Form der Biographie, sondern einer mehr systematischen Darstellung, die eine Reihe von Zitaten aus Grillparzers Werken (freilich allzu sorglos) zusammenstellte, um ein Bild der ethisch-konservativen Ideen Grillparzers zu geben.

Die beiden anderen Werke, die ich nennen will, sind streng wissenschaftlicher Natur und haben beide Ästhetiker zu Verfassern. Das eine stammt aus der Feder Johannes Volkelt's und betitelt sich „Grillparzer als Dichter des Tragischen“ (1888); das Buch ist wiederholt neu aufgelegt worden, es bildet einen Markstein in der Grillparzerliteratur. Volkelt ist niemals von Grillparzer losgekommen, in allen seinen Büchern, in der „Ästhet. Zeitfrage“, „Zwischen Dichtung und Philosophie“, in der „Ästhetik des Tragischen“ und in seinem großen „System der Ästhetik“ nimmt er stets auf Grillparzer Bezug, ja die ästhetische Theorie Grillparzers hat ebenso wie sein Schaffen entscheidend auf Volkelt's ästhetische Gesamtanschauungen eingewirkt, es gibt mindestens keinen deutschen Ästhetiker, der Grillparzer in größerem Umfange, als es Volkelt getan hat, zugrunde gelegt hat. Der zweite Ästhetiker, der in Wien lebende Emil Reich, hat sich insbesondere durch sein schönes Buch über „Grillparzers Dramen“ verdient gemacht; es sind dies ästhetische Erläuterungen und Analysen der Werke Grillparzers, die noch heute das Scharfsinnigste und Anregendste bieten, was auf diesem Gebiete geschrieben ist. Reich kehrt zudem allüberall den ethischen Gesichtspunkt hervor, der gerade in der Erläuterung von Dramen so wichtig ist; obwohl in seiner Sozialphilosophie dem Sozialismus nahekommand, wird er doch der konservativen Ethik Grillparzers gerecht.

Emil Reich hat sich auch um die Gründung der Grillparzergesellschaft (1890) Verdienste erworben. Ihr Ruhmesblatt ist das durch Karl Glossy herausgegebene Jahrbuch, das nun auf 26 Bände zurückblicken kann. Im Anfang hatte sich diese Publikation vornehmlich auf die engere Grillparzerforschung beschränkt, den Briefwechsel des Dichters sowie Altentwürfe aus seiner Beamtenlaufbahn herausgegeben, aber bald steckte sich das Jahrbuch, in der richtigen Erkenntnis, daß Grillparzer der Mittelpunkt der österreichischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts sei, das Ziel weiter und suchte zur Erkenntnis der österreichischen Literatur der Neuzeit überhaupt beizutragen. Insbesondere die Veröffentlichungen Glossys aus den Tagebüchern Bauernfelds, aus den Theaterzensuren usw. sind auch für Grillparzers Biographie wichtig. Es gibt kaum einen bedeutenderen Dichter Österreichs, über den das Grillparzerjahrbuch nicht seine Studie gebracht hätte: über Anastasius Grün, Jedlicky und Lenau, Helm und Nestor, Stifter und Rünzberger, Wiffel und Seidl, Stelzhammer, Saar, Ebner-Eschenbach, ja sogar Rosegger finden sich mehr oder minder wertvolle Beiträge. Aber immer wieder kehrt das Jahrbuch zu Grillparzer zurück, nur die letzten Jahre sind allzusehr durch umfangreiche Publikationen Glossys in Anspruch genommen, so daß Grillparzer selber zurücktreten mußte.

Außer dem Grillparzerjahrbuch haben auch umfangreiche selbständige Publikationen zur Erkenntnis des Lebensweges und Schaffens Grillparzers beigetragen. Über eine Anzahl von Werken gibt es Monographien, so von Rahm zur „Alhnfrau“, von Klaar zu „König Ottokar“, von Hoch zu „Traum ein Leben“; andere Arbeiten, wie das Buch von Schwering über Grillparzers heidnische Trauerspiele, von Hradet über den Altersstil Grillparzers, von Reidel über die Jugenddramen

fassen eine Gruppe von Werken unter einem Gesichtspunkt zusammen. Dem für Grillparzers Stil grundlegenden Einfluß Lope de Vegas ist A. Farnelli in einer wichtigen Studie (1894) nachgegangen, die auch für die Beschäftigung der Romantiker mit den Spaniern aufschlußreich ist. Ebenso grundlegend ist das Werk von Feix Estrich über Grillparzers Ästhetik, das insbesondere dem Einfluß Rants, Schreyvogls, Brüterweds und Schopenhauers nachgegangen ist. Man findet in der Grillparzerliteratur der neueren Zeit kaum ein Wort so häufig wie das von Strich (1905) zitierte; dieser Umstand beweist wie fruchtbringend die Wechselwirkung zwischen Ästhetik und Literaturgeschichte ist resp. sein kann. Freilich — Grillparzers psychologisch fundierte Ästhetik hat viel modernere Züge als etwa die Ästhetik Schillers, und es ist daher die Tendenz des Buches von Th. Lessing „Grillparzer und das neue Drama“ (1905), das Grillparzer für das moderne Drama fruchtbar machen wollte und eine Orientierung des Dramas der Zukunft von ihm verlangt, sehr wohl zu begreifen, mag man auch mit den eigenwilligen Konstruktionen Lessings (hinsichtlich Hegels und eines Kollektivismus) weniger einverstanden sein. Zwischen Ästhetik und Biographie in der Mitte steht das Buch der Schriftstellerin Francis Wolf-Cirian „Grillparzers Frauengestalten“ (1908), das vom Standpunkte der Frau aus neue Einblicke in des Dichters Gestalten zu gewinnen sucht. Das Buch geht den Modellen der Frauengestalten Grillparzers nach und schließt in gefälliger Darstellung manchen neuen künstlerischen Zug Grillparzers auf. Ähnlich lebenswürdig ist die Grillparzerbiographie des französischen Schriftstellers Aug. Ehrhard (zweite Auflage 1911) gehalten. Da wir keine größere und bessere haben, ist sie sozusagen die Grillparzerbiographie, zumal sie sich durch eine richtige Auffassung von Grillparzers Charakter und Bedeutung sowie gute Verwertung der wichtigsten Literatur auszeichnet. Er macht auch manche selbständige feine Bemerkung, z. B. wenn er den liberalen Geist in des „Meeres und der Liebe Wellen“ (291) kennzeichnet. Was dieser Biographie mangelt, das ist vor allem die literarhistorische Einstellung; weder sind die Jugenddramen noch die zahllosen Fragmente noch die Lyrik Grillparzers in die Biographie eingearbeitet, und eine Entwicklung der Masse und Materie, wie es Sauer so vorbildlich getan hat, ist noch weniger gegeben. Auch die kürzere Biographie von Hans Sittenberger (in den „Geistesherden“, 1904) erfüllt nicht die Ansprüche, die man erheben muß; zwar stellt er hübsch die Werke (auch die Jugendwerke und die Lyrik) in das Leben ein, aber dafür ist die Analyse der einzelnen Dramen bedeutend geringer und schwächer als bei Ehrhard, und der literarhistorische Blick fehlt schließlich dieser mehr populären Biographie ebenfalls. — Sie ist daher auch durch die in „Natur und Geisteswelt“ aufgenommene Biographie von Alfred Kleinbragg (1915) übertroffen, der trotz des engen Rahmens mit Glück sowohl das Biographische wie das literarhistorische und ästhetische Moment zu vereinen versteht. Dazu kommt noch die Biographie aus der Feder Stefan Hods in seiner bei Bong erschienenen Grillparzerausgabe; fügt man die einer wenig angenehmen Mode zuliebe jedem einzelnen Drama vorangestellten Einleitungen an der entsprechenden Stelle ein, so stellt Hods Biographie die inhaltsreichste Biographie des Dichters dar, die sowohl den biographischen wie literaturgeschichtlichen Bedürfnissen genügt. Aberhaupt ist die Bong'sche Grillparzerausgabe derzeit die beste und brauchbarste aller Ausgaben. Und dieser Geltung wird sie sich noch lange erfreuen können; denn die große kritische Gesamtausgabe Grillparzers, die im Auftrage der Stadt Wien August Sauer seit 1907 herausgibt, ist bisher erst auf acht Bände gediehen. Sie wird auf Grund der völlig neugeordneten Handschriften bearbeitet und bringt sowohl in den Tagebüchern als auch in den Lesartenapparat soviel Neues, daß dadurch sowohl in die Chronologie und Entstehungsgeschichte der Werke als auch in den dichterischen Schaffensprozeß neue Einblicke vermittelt werden. Nimmt man dazu noch die von August Sauer herausgegebenen Grillparzergespräche (bisher 5 Bände), die in umfassender Weise alle Mitteilungen aus Grillparzers Mund zusammenstellen, so wird nach Vollendung der kritischen Gesamtausgabe für Grillparzer so gut wie für die anderen Klassiker unserer Literatur gesorgt sein. Freilich kommen diese großen Unternehmungen mehr für den Forscher als den Liebhaber in Betracht; aber dieser wird ja, sobald er tiefer eindringt, sich mit den Biographien von Ehrhard, Sittenberger, Kleinbragg, Hods und Sauer nicht begnügen können, sondern je nach seinem besonderen Interessentkreise auch zu jener Literatur greifen müssen, die die Fundamente der Forschung abgibt und in ein oder das andere Teilgebiet derselben auch intensiver sich vertiefen will.



Grillparzers Dramen als Stammesausdruck / Von Moriz Enginger

Ich bin ein dorischer Dichter. Ich kümmerge mich den Hentker um die Sprache der Leipziger Magister und des Dresdener Liederkreisles. Ich rede die Sprache meines Vaterlandes“, schrieb Grillparzer in bemerkenswertem österreichischem Selbstgefühl 1828 in sein Tagebuch. Anklänge ans Österreichische, ja provinzielle Wendungen sind bei ihm nicht selten, was Scherer sogar dazu veranlaßte, Grillparzer die volle Beherrschung der Sprache abzusprechen. Mag das für die Lyrik gewisse Geltung haben, so muß man diese Kritik für die Dramen einschränken. Das Drama wirkt ja nicht bloß durch die Sprache allein. Gleichberechtigt tritt die Wirkung aufs Auge dazu, in den Pantomimen haben wir ja sogar gelernt, auf den Gebrauch des Gehörs zu verzichten. Kaum je weiß aber ein Dramatiker das Sinnfällige der Gebärdensprache so fein für seine Zwecke heranzuziehen als Grillparzer, der bewußt von Shakespeare und den Spaniern gelehrt hat, dem aber das auch im Blute steckte, weil es ein Erbeil seines Stammes war, des Bayern.

Das unmittelbare Ausleben der Einzelfeele äußert sich beim Bayern in seinem Schauspieltrieb, der ihn immer wieder auf die Bretter der Bühne zwingt und ihn tausende Gestalten annehmen heißt. Dadurch stellt er sich schroff seiner Umgebung gegenüber, sondert sich von ihr ab und weiß seine Überlegenheit über die Dinge darin zu zeigen, daß er willkürlich die Illusion des Theaters durchbricht und plötzlich mit beiden Füßen auf den Boden der Wirklichkeit springt. Das Stegreiftheater entsprang dem Schauspieltrieb des Bayern, die parodistische Figur des Hanswurst, von Stranitzky zu typischer Gestalt gehoben, dem Drang, zu ironisieren, dem gesunden Sinn, sich über alles hinwegzusehen, nie in der Darstellung aufzugeben, sondern sich im Spiel immer des Spiels bewußt zu bleiben. Es war derselbe Drang, sich über die Wirklichkeit zu erheben, der psychologisch der Mystik und dem Pietismus den Weg bereitete.

Eine zweite Grundlage der bayerischen Seele erstekt aus dem Katholizismus der Gegenreformation. Der Jesuitenorden, der eine eigene Spieltradition ausbildet, hat den größten Einfluß gewonnen. Inhalt und Stoff der Stücke ist die katholische Heilslehre, gezeigt an Märtyrergeschichten, Legenden und historisch-sagenhaften Ereignissen versunkener Zeiten. Aus dem Glauben des Katholizismus ergab sich die Teilung in zwei Welten, eine sinnliche und eine überfinnliche. Stehende Formen werden aus den Gestalten der Heiligen, Seligen und Engel ausgebildet, die den streitenden Menschen ihren Schutz angedeihen lassen. Der Gegenpol des Bösen wird durch den magischen Zauberer, der seine finsternen Höllengeister beschwört, verkörpert. So entspricht dem dramatischen Dualismus auf Erden auch ein jenseitiger, der sich in der Gruppierung der Geister projiziert. Der Kampf zwischen Gut und Böse, der in metaphysischen Zonen seinen Urgrund hat, wird zwischen den Menschen ausgefochten.

Auch im Menschen selbst. Im einzelnen, in dem Tugend und Laster widerstreiten. Antike Vorstellungen vom Herkules am Scheidewege, der zwischen zwei Frauen zu wählen hat, tauchen auf, aber ins Christliche übertragen, eine modernisierte Antike, barocke Kunst. Barock war Ausdruck des Schauspielgedankens. Das Leben hat keinen absoluten Wert, es hat nur Bedeutung im Hinblick auf die endgültige Lösung im Jenseits, das der eigentliche Lebenszweck ist. Darum ist das gesamte Leben nur eine große Prüfung, eine Probe, ein Schauspiel, das der Mensch vor seinem Herrgott aufführt, der ihn dafür belohnt oder bestraft, je nachdem er seine Rolle gut oder schlecht gespielt hat. Das große Welttheater hat in diesem Sinne vielleicht niemand so tief erfaßt als Calderon. Mit dem Katholizismus war der Barock als Kunstform natürlich nicht landschaftlich begrenzt, fand aber auf deutschem Gebiet nur im katholischen Süden seine Prägung, da der protestantische Norden von selbst widerstreben mußte. In Bayern und Österreich trat der angeborene Schauspieltrieb hinzu, der sich in Volkschauspielen bis in das letzte Gebirgsdorf äußerte. Darum zeigen die Barockstücke dieser Gegenden auch rein volkstümliche Szenen, wie bei P. Maurus Lindemayr.

Wollte der Bayer das Überfinnliche verkörpern, so mußte er, wenn er nicht gerade Heilige darstellen wollte, zur Allegorie greifen. Tugenden und Laster betreten in bunter Ausstattung die Szene und bewegen sich darauf wie greifbare Gestalten. Da sie immerhin personifizierte Begriffe blieben, suchte er ihnen an Lieblichkeit zu geben, was er nur vermochte; er überwies ihnen eine Fülle von kleinen Zügen, kennzeichnenden Attributen, sprechenden Farben im Sinne der Volksanschauung, was seinem Sinn für Beobachtung alle Ehre macht. Allmählich bildete sich eine stehende Tradition heraus, die wir bis Raimund verfolgen können.

In den komischen Szenen, die aus dem Stegreifspiel ins lateinische Barockdrama eindringen, gewinnt parodistische Gestaltung die Oberhand. Auch antike Götter werden parodiert, als wollte man sich über ihre Unschädlichkeit und Machtlosigkeit lustig machen. Das bedingt einen satirisch-humoristischen Zug, der in der bayrischen Volksseele schlummert und sich im Schnadachpüfl noch ständig Luft macht.

Die hervorragend dramatische Eignung der dualistischen Weltanschauung des Katholizismus wurde gestreift. Aus dem Kampf und Widerstreit gebiert sich das Drama von selbst. Grillparzer als bairischer Dichter zeigt bis in Einzelheiten die Merkmale seines Stammes. Zeit seines Lebens ein scharfer Satiriker, ein schonungsloser Spötter, der seiner humorvollen Bemerkungen halber in Freudenstreifen bekannt war, hat er in seinen Epigrammen dem alpenländischen Vierzeiler zu literarischer Geltung verholfen, nachlässig im Reim und Vers, wenn nur der Sinn und die beabsichtigte Wirkung herauskam, eine Stegreiffkunst, wie sie noch immer in der Schenke am Wirtstisch geübt wird. Dabei war er von unleugbar schauspielerischer Begabung, die sich nach Art der Zeit freilich nur in Dilettantenversuchen zeigte, im Puppentheater, im Kindertheater, wenngleich ohne Neigung, schließlich auch in Predigt und Messe, die er den Geschwistern und Hausgenossen vorführt. Wesentlich daran ist ja nicht die eigentliche schauspielerische Leistung, sondern die Fähigkeit, sich in die Gefühlslage anderer zu versetzen, was für den Dramatiker, der nicht selbst aus seinen Personen sprechen und das Drama zu einer Lyrik mit verteilten Rollen machen will, unerlässlich ist. Aus diesem Schauspieltrieb erklärt sich nun, wie Laube erzählt, daß Grillparzer oft ganze Stücke im Kopf fertig hatte, aber sich daran Genüge tat und sie nicht zu Papier brachte. Es genügte ihm das Schauspiel im Geist, das bewegte Spiel der verschiedenen Seelenzustände, denen er selbst als Zuhörer gegenübertrat. Die meisterhaften Expositionen seiner Dramen, besonders des „Ottokar“, was wieder Laube betont, mögen auf dieses Stegreiffchauspiel des Bayers zurückzuführen sein, das aus angeborener Bühnenfertigkeit Schwierigkeiten der Einführung spielend überwinden lernte. Lange Schauspieltradition darf hier gewiß nicht unterschätzt werden. Bei all dem ist das Individuelle vom Generellen zu sondern, und es soll hier keineswegs in den Fehler verfallen werden, alles aus der Stammestradition zu erklären. Es sind ja zwei Vorgänge denkbar, wenn man von der rein äußerlichen Übernahme einzelner Motive, Stoffe, Einzelheiten absieht: es kann absichtlicher Anschluß an Vorbilder vorliegen oder unbewusstes Schaffen in vorgezeichneter Richtung. Nur das ist eigentlich beweiskräftig, weil nur hier sich die Wesensart im Zusammenhang mit dem Stammestum verdeutlicht. Grillparzer selbst ist sich seiner Herkunft aus den Wiener Volkstheatern bewußt gewesen, vollstümliche Zusammenhänge mit ethnographischer Grundlage hätte er wohl mit dem Hinweis auf die Ansichten vom Volkslied, das „keinen Verfasser“ haben soll, als unnötig abgelehnt in einer Zeit, da die Einzelpersönlichkeit alles galt. Gerade darauf aber soll hier Wert gelegt sein.

Firmin Coar hat im „Hochland“ (XV, 8. Heft, 176) auf die Zweideutigkeit von Grillparzers Kunst hingewiesen und sie als eine Kunst des Barock, der Hintergründe und des Spiels bezeichnet. Er, der sich später auch, wohl abgestoßen durch die verhimmelnde Schätzung der Romantiker, von der gotischen Baukunst abwendete, ist sich dämmernd zuweilen seiner barocken Herkunft bewußt geworden, so, wenn er beim „Vlies“ von barocker Vermengung des Romantischen mit dem Klassischen spricht oder beim Titel: „Des Meeres und der Liebe Wellen“, auf die romantische oder vielmehr menschlich allgemeine Behandlung der antiken Fabel“ hindeutet. Hieronymus Wurm warf ihm ja sogar das „Hinauf, zu Euch“ Melittas als unhellenisch, katholisch klingend vor und manches in der „Herr“, so die Entleidung mit den katholisierenden Responsionen des Volks auf das Gebet der Priester, deutet auch formell noch auf den Katholizismus. Sollte daher nicht auch jenes tiefe Resignationsgefühl geflossen sein, das Sappho in den Tod gehen läßt, Medea sich dem Rat der Priester beugen heißt, Rustan zu einem still-bescheidenen Lebensideal belehrt, Ottokar am Sarg Margaretens auf die Knie zwingt, das den Verwisch im „Traum“ sein lebenverneinendes Lied singen läßt, wie Stranitzky in seinem „Repomut“, wie Raimund sein Alpenlied. Der irdische Besitz ist ja doch nur leidvoll, das goldene Vlies, das heiß begehrte und sündig ersehnte, wird sühnend an seinen Ausgangsort zurückgebracht, nachdem es Gram und Unheil über alle, die sich ihm fordernd nahten, ausgepröhlt. Der katholische Dualismus besteht, sei es in der senkrechten Linie der Teilung in Sinnenwelt und Geisterwelt, wie die „Alhnfrau“, die „Melusine“, verschiedene Fragmente zeigen, sei es in der menschlich-wagerechten Linie von Gut und Böse, die dem Dramatiker unentbehrlich ist. Als Form der Sprache gebiert sich daraus die Antithese, eines der entschiedensten Stilmittel Grillparzers, das auch in seine Lyrik eingedrungen ist, ihn zum Epigramm nach Art des Schnadahüpfels zwang. Im dramatischen Leben gewann die antithetische Denkart (nebst dem stilistischen Ausdruck) Form in der schroffen Konstrastierung, besonders der Jugendfragmente, die sich nur allmählich zu lebenswahren Gestalten bescheidet.

Das Katholische schläft oft verhüllt unter der äußeren Gestaltung. Der Alhnfrau als Geist, der ruhelos wandeln und nur durch die stellvertretende Tat eines anderen erlöst werden kann, liegt, wie dem gesamten Wiener Gespensterstück der Zeit, die katholische Auffassung des Fegefeuers zugrunde, eine Auffassung, die die Alhnfrau in einen anderen Winkel zu den Schicksalsstücken einzustellen erlaubt als üblich. Daß das Doppelgängermotiv Berta-Alhnfrau, unangestastet die Quelle des Schauertromans, doch auch schon in der Wiener Legende von der Himmelspfortnerin, obgleich zu anderem Zweck, aufsteht, muß einmal angemerkt werden.

Auch die katholische Moral spielt in Grillparzers Stücke herein, in Geboten und Verboten, die nach Art des Wiener Zaubersstücks schwerwiegende Folgen nach sich ziehen, was wieder auf das lehrhafte Drama der Jesuiten zurückgeht. „Hero“, „Ulies“, „Traum“, „Weh dem, der lügt“, auch „Banaban“, „Melusina“ bauen sich auf solchen entscheidenden Sätzen auf. Oft wird ja geradezu eine Art These gegeben, die bewiesen werden soll, so im „Traum“, im „Banaban“, zum Teil schon in der „Alfnsrau“, vor allem aber in „Weh dem, der lügt“, wo das Thema von Wahrheit und Lüge seine Beleuchtung erhält, wie schon in dem Jugendlustspiel „Die Schreibfeder“. Das Jesuitenstück gab diese Art der Moral oft in einem Sprichwort schon im Titel, wie „Weh dem, der lügt“; unter Grillparzers Plänen findet sich 1817 einer: „Wo zwei streiten, lacht der Dritte“. Bemerkenswert ist auch der Verzicht des Bischofs Gregor auf die unbedingte Wahrheitsforderung. Absolute Sätze erleiden in der Wirklichkeit immer wieder ein Abbiegen, ein Zurechtrichten, was die Jesuiten in ihrer Moral der Anpassung in Betracht zogen, das mag hier bei Grillparzer noch weiter wirken.

Dieses Vorgehen, den wesentlichen Inhalt in einem Satze zusammenzupressen, scheint auch bei der Stoffsuche zuweilen nach abstraktem Schema geherrscht zu haben, obwohl solche Aufzeichnungen nicht überschätzt werden dürfen. Aber wenn Grillparzer in einem allegorischen Possenspiel Tugenden, Laster und Leidenschaften auftreten lassen oder in einem anderen die Charaktere durch Tiere darstellen lassen will, so wird doch der allegorische Abstraktionstrieb darin deutlich, es braucht nicht immer soweit zu kommen, daß er sich selbst geschichtliche Stoffe nach der Zentralleidenschaft vor Augen hält, wie in jener Stoffnotiz des Jahres 1819. Immerhin ist es für den Dichter bezeichnend, daß solche Pläne — eine Fülle von Lustspielplänen gehen nur vom linear-abstrakten Charakter aus — meist nicht zu Ende reifen, weil eben die Anschauung durch die Verstandesarbeit sich nicht erzwingen ließ. Dies aber war, bei aller individuellen Bedingtheit, doch auch wieder ein Ergebnis der jahrhundertelangen Schauspielübung des bayerischen Stammes. Er sieht den Schauplatz seiner Dramen genau vor sich, Ort und Umgebung sind fast nie belanglos, die Dichte der Individualisierungskunst drückt sich ihm selbst im Äußerlichen aus. Er denkt sich Nautleros blond und Leander braun und kann sich in das Umgekehrte nicht finden. Er bricht die Arbeit am „Traum“ mit ab, weil der Schauspieler den Janga nicht als Schwarzen spielen will. Er läßt sich beim „Ottokar“ durch einen Mars Moravicus an die äußere Erscheinung des innerlich gefakten Bildes seines Helben erinnern und anspornen, wenn die Bildlichkeit zu erlassen droht. Für den Zauberturm Medeas in den „Urgenauten“ hält er das Bild einer turmartigen Wendeltreppe im Hof eines alten Nachbarhauses fest. Ja, das Verhältnis der Figuren und die Bildlichkeit der Darstellung ist ihm überaus wichtig. Das in der Jugend geübte Talent zum Zeichnen, meinte er, komme ihm dabei zu Hilfe, es ist aber vor allem auch die besondere fzenische Begabung, die aus allem, wie im Barockdrama und im Volksstück, hervorleuchtet. Wie einzelne bildhafte Erlebnis Momente (nebst ihrem seelischen Gehalt) den Reim abgeben, weist die Rußzene der „Hero“ mit der weggestellten Lampe. Grillparzer sieht in Zeiten der Inspiration alles plastisch vor sich. „Meine Stücke haben mir wenig Mühe gekostet. Die Personen standen leibhaftig vor mir, ich sah sie wirklich; nicht ich ließ sie sprechen: sie sprachen zu mir und ich brauchte nur ihre Worte niederzuschreiben,“ äußert er zu Betty Paoli. Das hebt ja auch seine „Alfnsrau“ turmhoch über die zeitgenössischen blassen, anschauungslosen Machwerke der Schicksalsdramatik. Vielleicht daß sich auch darin das Fehlen der Mystik im Bayerischen zeigt, daß eben das Gestaltlose durch Gestalten gebannt wird, wie die Ideen der Jesuiten in der Allegorie verleblicht wurden. Daß bei alledem die farbiger Sinnlichkeit des Süddeutschen, das Vermögen, Unanschauliches greifbar zu gestalten, den Hintergrund bildet, ist ja längst erkannt.

Dieser Trieb, sich eine Anschauung zu verschaffen und sie sich dann zu erhalten, läßt ihm bei Plänen oft den Namen des Modells in die Feder fließen, nach dem die Figur gemodelt werden soll. Das mag ja bis zu gewissem Grade etwas allgemein Dichterisches sein, man braucht nur an Goethes Lotte, Iphigenie, Satyros, Schillers Pastor Moser erinnern, aber gerade bei Grillparzer erscheint es zu oft, als daß es bedeutungslos für Zusammenhänge wäre. Daß er bei Ottokar an Napoleon denkt, daß Charlotte von Baumgarten, Katly, Maria Modell gestanden, wäre ja noch nicht so bestimmend. Aber daß er sich dann in Plänen auch ganz unbedeutende, flüchtig berührte Personen vor Augen hält, beim „Samson“ den Hofrat Persa, den Schauspieler Schwarz, oder oft nur äußerlich gekennzeichnete Personen, daß er beim „Spartakus“ an die Figur des sterbenden Gladiators auf dem Kapitol denkt, all das läßt tiefere Schlüsse zu. Da ihm die Anschauung sein Gott war, so hat er auch immer die Aufführung, und zwar in Wien, vor Augen. „Ein gelesenes Drama ist ein Buch, statt einer lebendigen Handlung.“ Darum sucht er auch aufs Auge zu wirken. Nicht nur in der Szenerie, auch in der Pracht der entfalteten Handlung, bei Aufzügen, wie im „Ottokar“, bei Festlichkeiten, wie der Einkleidung der Hero, bei Schlußgruppen und Apotheosen, wie im „Ottokar“, in der „Libussa“, in „Melusine“. Auch bringt er alle wichtigen Vorgänge auf die Szene, soweit sich das mit der Ökonomie der dramatischen Darstellung verträgt. Manchmal sogar Dinge, die im naiven Wien unbeanstaltet blieben, während man sich im Norden daran stieß;

wie die Liebeszene in der „Hero“, die Scheunenszene in „Weh dem, der lügt“, einem Stück, das sogar das epische Motiv der Verfolgung dramatisch zu formen weiß, wie schon „Ein treuer Diener seines Herrn“ und „Der Traum ein Leben“. Am stärksten wird das natürlich deutlich in der „Melusine“, die ja am engsten an die Wiener Zauberstücke anschließt und jeden seelischen Vorgang in Szene zu setzen, zu versinnlichen sucht.

Aus diesem Trieb zur Anschauung, der so innig mit der Schauspielkunst, und zwar der Stegreifkunst, und der Ausbildung der Allegorie zusammenhängt, erklärt sich auch die verdeutlichende Gebärde, auf die Grillparzer besonderen Wert legt. Auch das findet sich ja zumal bei Dichtern, die wesentlich der Bühne nahe stehen, vor allem bei Shakespeare. Unter den Deutschen aber hat sie vielleicht keiner so gepflegt als Grillparzer. Schon in jungen Jahren legt Grillparzer in seinen Entwürfen darauf Wert. Er notiert sich oft solche Stellen, die eine bezeichnende Geste enthalten. So beim „Trommell“ das Bespielen mit der Feder oder das Zertrümmern der Uhr mit dem bewundernden Zusatz: „So Wort und Bild zu gleicher Zeit.“ Oder jene Stelle aus dem Märchen „Die Räuberbraut“, wo das Mädchen, das dem Geliebten sein Räubertum entdeckt, von seinem Traum erzählt, von dem abgeschlagenen Finger, der hinter das Faß fiel, und den sie plötzlich auf den Tisch wirft mit den Worten: „Und hier hab' ich ihn noch.“ Von bloßer Verdeutlichung schreitet die malende Geste rasch zur Symbolik, die Grenze ist schwer zu ziehen. Im Grunde ist ja jede Gebärde zugleich Symbol für einen inneren Vorgang, aber sie kann verstärkt werden, wenn sie von ihrer rein augenblicklichen Geltung fortdeutet in weitere Zusammenhänge. Wenn Berta Jaromir die Schärpe umbindet, so fesselt sie ihn an sich, will ihm die Flügel binden. Und wenn die Schärpe zerrissen auf dem Boden liegt, so trifft uns eine Ahnung von der Trennung der beiden, zugleich mit dem tiefen Bewußtsein, daß es über dem Geheimnis der Schärpe, die von dem Soldaten verhüllt werden muß, noch ein anderes verborgenes gibt. Dramatisches Requisit und Symbol sind hier schlechterdings nicht zu trennen. Ebenso symbolisch ist die Kranzszene im „Spartakus“-Fragment, im Plan zu der „Pappi“ wie in der „Sappho“. Reißt Marka („Argonauten“) im Turmgemach den beengenden Gürtel von sich, so erfährt uns ein Ahnen ersten Liebesstimmens. Der Kampf zwischen Jason und Marka wird zum Geschlechterkampf, wie später das geistreiche Ringen zwischen Libussa und Primislaus, und auf Szenen wie die, wo Marka ihr Zaubergefäß begräbt und später wieder der Erde entnimmt, wurde oftmals verwiesen. Nicht unwesentlich ist, wenn Marka, die Barbarische, ihren Gemahl mit einem Lied nochmals gewinnen will, in aufsteigender Qual aber ihre Kunst vergißt und die Leier zerdrückt. Da ist ihre Liebe zerbrochen und ihr Haß reißt sich in dem dämonischen: „Ich lebe — lebe!“ übermenschlich empor. Als Sora ihrem Gedanken, Kreusa zu ermorden, beistimmt, ringt sie augenblicklich die Versuchung nieder und verhüllt sich, als sollte nur ja niemand auch bloß aus ihrem Gesicht das Rätsel finden können. Auch der „Ottokar“ ist reich an solchen Zügen. Mit der Faust schlägt er auf den Schlachtenplan: „Schlag tot! Ich habe sie.“ Berta wirft gegen den Flüchtigen mit Sand, ohne ihn zu treffen: (Beneid)

„Ja, wirf ihn nur! o, daß es Dolche wären!
Wirf, Berta, wirf den argen, bösen Mann.“

Oder das beziehungsreiche Wort vom Schatten:

„Ist das mein Schatten? — Nun, zwei Könige!“

Und als er die Verträge mit machtvoller Gebärde zerreißt, sagt er sich in jeder Hinsicht vom Kaiser los.

In der „Hero“ ist schon die Szenerie von Bedeutung, die Statuen Amors und Hymens. Jedes Liebesleben wird fern gehalten, selbst die Tauben dürfen im Tempelhain nicht nisten. Als Leander aus dem Krug Heros trinkt, wünscht sie ihm bedeutsam, jeder Tropfen sei Trost und bedeute Glück. Unvergleichlich wird in der Liebeszene Heros taubenreine Unschuld durch die weggestellte Lampe symbolisiert: der Priester hält abwägend die Hände vor sich:

„Nautleros, Leander. Welcher war's?

In gleichen Schalen wäg ich euer Los.“

Im „Traum“ wird von diesem verstärkenden Mittel kaum Gebrauch gemacht. Sehr klug, weil doch die Plastik der Figuren nicht überlastet betont werden darf, das Traumartige gewahrt bleiben muß und zudem der ganze Traum eigentlich Symbol ist, so daß die Fläche der Behandlung durch Rundung nicht leiden darf. Auch in „Weh dem, der lügt“ findet sich, außer den natürlichen Sprechgebärden, nur wenig, es sollte der helle, heitere Ton nicht beschwert werden. So wird dem Altalus der Stock, an dem er schnitzte, zum Ausdruck des Unwillens. Leo aber legt Schärpe und Messer weg, als er aus dem Dienst gehen will:

„So werf' ich's hin und heb' es nimmer auf.“

Gregor aber nimmt beide wieder auf, weil er am Menschen gern ein Zeichen seines Tuns hat; wieder die Versinnlichung von etwas Unsichtbarem nach Art der Allegorie.

Als Libussa zum letzten Mal weisagt und eine Dienerin die erlöschende Flamme anschauen will, wehrt sie ab:

„Laß nur, die Flamme lisch, ich fühl' es wohl.“

Und mit sinkender Kraft wirft sie Schleier und Gürtel den Hügel hinab und gibt ihr Wesen preis. Für Rudolf II. wird die Szene symbolisch, da er in aufwallendem Zorn einem Bewaffneten die Partisane entreißt, beim stolzen Wort *Yo sop el emperador* aber strauchelt und gestürzt werden muß. Oder prachtvoll wirft er den Schlüssel zum Gefängnis des verblutenden Don Cesar in den Brunnen mit den Worten: „Er ist gerichtet.“

Wort und Gebärde zu gleicher Zeit! So schreitet im „Eiher“-Fragment der König durch den Garten, Blätter abbrechend und zu Boden werfend:

„Auch hier nicht sicher in der Königsburg
Vor Raupen und Gezucht.“

Ähnlich, wenn Rahel („Jüdin“) mit der Nadel nach der Brust des Königs fährt und dieser den Stich in der Brust zu fühlen glaubt. Oder wenn sie ihren sinnlichen Zauber im Spiel mit Helm und Visier auf den König übt. Das Ablegen und Wiederaufnehmen von Kette und Bild wird bei König Alfons zum sinnlichen Zeichen des seelischen Schwankens. Und als Eiher am Schlusse von den Trümmern ihres Glückes spricht, weist sie auf die am Boden zerstreuten Schmuckstücken.

Es ist von der versinnlichenden Gebärde zum Symbol nur ein kleiner Schritt. Das Symbol verlangt umfassendere, atmungsvollere Beziehungen. Es wird der Mittelpunkt für ganze Gedanken- und Gefühlssreihen, das Zentrum ganzer Stücke. Zugleich bleibt es auch immer in seiner gegenständlichen Bedeutung gültig, es hat zwei Seiten, eine flächenhafte und eine Tiefenwirkung. Auch hier leuchtet in allem der Barockgedanke von Sein und Geltung durch, von Wesen und Erscheinung, der Gedanke, dem auch Grillparzer häufig im menschlichen Dualismus von Sein und Schein Ausdruck verliehen hat. Die zweifache Geltung, die Hintergründigkeit und Abgründigkeit des Barock wird in dem allen deutlich.

Viele Gegenstände gewinnen so bei Grillparzer eine Bedeutung über ihre sinnliche Erscheinung hinaus. Am deutlichsten wird das ja beim goldenen Vlies, jenem Zeichen für ungerechtes Gut, jenem Symbol der Nichtigkeit irdischen Strebens, der Vergänglichkeit und Versänglichkeit irdischen Ruhmes. Auch auf Libussens Geschmeide, das getrennt, nur mit Mühe sich zusammenfügt, wie die hohe Seherin und der Pflüger Primislaus, das Besitzergreifung und Ehe symbolisiert und doch auch rein szenisch notwendig bleibt als Zentrum der lustspielmäßigen Mittelhandlung des Dramas; sowie auf Rahels Bild in der „Jüdin“ wurde häufig hingewiesen. In einer ganzen Reihe von Stücken gewinnt ein Mantel als Symbol des Verhüllten, Verleugneten, Verborgenen tiefere Geltung, angefangen von der Blanka bis zur Libussa und dem Bruderzwist. Die Brücke im „Traum“ führt aus dem wachen Leben in das des Schlafes hinüber, die Traumszenen spielen jenseits des Stromes, von der Brücke stürzt Ruftan beim Erwachen in den Bergstrom. In „Weh dem, der lügt“ wird der Brücke ein weiterer symbolischer Zug aufgeladen, sie verbindet ideell Barbarei und Kultur, ist aber zu schwach, ihre Stützen brechen ein. Und daneben hat sie rein szenische Bedeutung als Hindernis bei der Verfolgung. Die Becher und die Hefe des Traumes sind auch Symbolisierung des schlechten Gedankens, der geplanten bösen Tat, die sich nun in schlimmer Gelegenheit zur Durchführung anbietet. Die Rose, die Pharo seiner Melitta als Liebespfand reicht, wird zum Liebesymbol, als Sappho sie ihr mit dem Dolch zu entreißen versucht, wie schon das „Spartakus“-Fragment den Kranz symbolisch verwertet, was in der „Parri“ und noch in der „Eiher“ wiederkehrt. Ruftans Dolch, rein dramatisch ein Requisit, um den Verdacht des Verbrechens keimen zu lassen, gewinnt doch auch symbolische Bedeutung als eine Art Instrument der unsichtbaren Rache, wie schon der Dolch in der „Ahnfrau“ ähnliche Geltung beanspruchte, ob man ihn nun fatales Requisit oder Talisman nennen will. In ihm liegt die Handlung beschlossen, wie in all den Talismanen der Zauberstücke, die nach Art katholischer Reliquien, ja des Altarsakramentes selbst in Barockdramen, mit wunderbarer Macht ausgestattet waren. So rankt sich die Handlung der „Melusine“ völlig um den Ring, den Raimund nicht von sich werfen darf, ohne die märchenhafte Geliebte auf ewig zu verlieren.

In bedeutungsvollen Szenen, die oft nur durch das Bild, durch den konkreten Vorgang auf den Zuschauer wirken, verlag sich der Dichter oft das Wort. Die Kraft des szenischen Vorgangs allein genügt, um Tiefstes anklagen zu lassen, Tieferes zu wecken, als das begriffsbegrenzte Wort fähig wäre. So benutzt der Sondichter Pausen, um das aufgewühlte Gemüt fortklingen zu lassen, so schwieg Brudner in bebender Ergriffenheit in den höchsten Augenblicken. Wenn das einerseits eben mit der Schauspielbegabung des Bayern zusammenhängt, die ihn zu Gebärde und Szene zwang und vom Wort abdrängte, andererseits auch mit der Zurückhaltung und Gefühlskuschheit, die an Letztes nicht mit derben Lauten der Sprache rühren will, so darf man daraus nicht etwa

dem Dichter einen Vorwurf machen, dem sein ureigenstes Werkzeug, der sprachliche Ausdruck, in solchen Momenten zerbreche. Es ist ein bewußtes Kunstmittel, nicht eine Verlegenheit. Als Jason Maria auffordert, ganz Griechin zu werden, da nimmt sie schweigend den roten Schleier von ihrem Haupte und reicht ihn Gora. Ähnlich am Schluß des „Treuen Dieners“. Otto macht einen Schritt gegen den König, dieser zieht sich zurück. Da beugt sich Otto tief und geht, in der Mitte zweier Begleiter, die während des vorigen vorgetreten sind und ihm von rückwärts einen dunkeln Mantel umgeworfen haben, ab. Und nun erst gibt der König den Befehl, ihn zu geleiten. Diese stumme Szene der Zerknirschung Ottos und der Zurückweisung durch den König ergreift bis ins Innerste. Oder jene, da Otto, von der Königin aufgeschreckt, emporfährt mit dem Ruf: „Wer faßt mich an?“ und im Gedanken an Fessel abstreifend über Arme und Körper fährt; diese Szene, die Wort und Gebärde verneint, wird wiederholt in der „Jüdin“, wo der König, nachdem er die tote Rachel gesehen, reinigend über Hals, Hände und Körper streift, wie Lady Macbeth nach dem schauerlichen Mord. Aber bei Grillparzer ist die Gebärde stumm, ohne Wort und darum von seltener Eindringlichkeit. Im ersten Akt der „Hera“ wird geradezu das Wichtigste, die Teilnahme Heros an Leander stumm gegeben, indem die junge Priesterin, als ob etwas an ihrem Schuh fehle, über ihre rechte Schulter zurückblickt und dabei die Augen der beiden Jünglinge trifft.

Schauspieltrieb und Barock ergänzten sich wechselseitig. Die Anschauung des Barock vom Leben als Spiel in Gottes Hand wurde unterstützt durch das Schauspielertische, was sich auf der Bühne in manchem zeigte. Das Spiel als solches wird deutlich abgegrenzt durch die Ironie, die den Zuschauer immer wieder bewußt werden läßt, daß das Dargestellte nur Spiel sei. Wurde das potenziert, so trat ein Spiel ins Spiel, nicht als Störung, sondern als Verstärkung, als Vertiefung des Hintergrundes. Am handgreiflichsten zeigte sich das im Traumspiel, sei es bei Calderon, sei es bei Grillparzer. Der Traum ist nur das Widerspiel des wachen Spieles, der Abganz, der Spiegel, und läßt das eigentliche Spiel zum Rahmen werden, der wirklichkeitsnäher die Traumhandlung umfaßt. Von selbst spalten sich so die Rahmengenen ab, es entsteht eine Schachtelform, die Grillparzer dann auch in anderen Stücken, nicht nur im „Traum“, verwendete, so in „Weh dem, der lügt“, in „Libussa“, im „Vaneban“. Bei all diesen Stücken handelt es sich aber zugleich um die Erfüllung irgendeiner Aufgabe, im positiven oder negativen Sinne, um ein Gebot, dem Treue gehalten werden muß, um ein Verbot, dem nicht zuwidergehandelt werden darf. Da drängt sich wieder das Moralische des Barockdramas, des Volksstückes in den Vordergrund und gliedert von einem Moralfall aus, zu dem ein Exempel geboten wird, den Bau des Dramas. Notgedrungen entsteht die Dreiteilung, mit der These, der Durchführung und dem Rückblick auf die These; im „Vaneban“ die unentwegte Treue, in „Weh dem, der lügt“ die Verachtung der Lüge, im „Traum“ die Heilung von unbegrenztem Selbstdrang, in „Libussa“ die Lösung des Rätsels und die Vereinigung von Rette und Mittelstück. Zugleich führt der Kernteil der eigentlichen Handlung zumeist auch in eine andere Gegend, so daß auch sjenisch die Bedeutung hervorgehoben wird, wie ja schon im Zauberstück („Zauberflöte“) Wanderungen in fremde Länder überaus häufig waren. Mit der Rückkehr war dann der Beweis oder Gegenbeweis erbracht. Rustan ist von seiner Erobererlust geheilt, Leon hat Wort gehalten dem Buchstaben nach, Bischof Gregor aber begnügt sich mit einer bescheidenen Wahrheitsforderung, Vaneban hat unter den schwersten Gewissensstürmen die Treue gehalten. In „Libussa“ aber deutet erst der letzte Akt die märchenhafte Vereinigung der spröden Liebenden in höherem Sinne aus, erst von hier fällt auf das Vorangegangene das blendende Licht tiefster Wahrheiten, weitreichender Geltungen und endlicher Krönungen.

Das Problem des Schauspielers lag und liegt eigentlich in seinem Doppel-*Ich*. Er ist auf der Bühne Bürger und Spieler zugleich, in einem Zustand, der es ihm mit ironischer Freiheit gestattet, beide Wesen bunt durcheinander zu werfen. Hier kann er seinen Subjektivismus ausleben, kann wie Stranitzky auf sein Menschsein und sein Schauspielertum verweisen und ist des Erfolges bei fähigem Publikum sicher. Möglich, daß dieses Schauspielertische auch noch im Verhältnis zwischen Verta und der Ahnfrau nachwirkt, mag es immerhin in der Quelle, jenem blutigen Schauerroman vorgezeichnet gewesen sein. Für Jaromir ist Verta und die Ahnfrau eins, er weiß sie nicht zu trennen, er ist sich der Unterschiede zwischen Mensch und Gespenst, zwischen Wesen und Erscheinung nicht bewußt. In der Wirklichkeit aber ist Jaromirs Geliebte in die zwei Gestalten von Ahnfrau und Verta auseinandergelegt, und nur seine Gemütsverwirrung reiht ihn hin, beide zusammenzusehen, was ihm ein Zustand ruhiger, verstandesmäßiger Rühle immer verwehrt hätte. Es ist gewissermaßen ein Gegenstück des Schauspielers und seines Verhältnisses zum Publikum. Wie dieses seinen Auseinanderlegungen der beiden *Ich* willig folgt, so zwingt Jaromir die auseinanderliegenden Gestalten aus unwilliger Leidenschaft immer wieder in eine, bis er an diesem Wahn zugrunde geht. Ungezwungener wirkt diese Forderung des Schauspielers im „Traum“ nach. Der Traum gestaltet psychologisch nur Grundlagen und Kombinationen aus dem wachen Leben. Und zwar nur aus dem Erleben des einen Menschen, des Träumers. Was zu diesem in keiner Beziehung steht, kann

folgerichtig auch in seinen Träumen keine Gestalt annehmen. Mag auch Zanga im Wachsein eine Rolle spielen, so ist es doch durchaus nicht die des Traumes. Denn im Traum projiziert Ruftan all seine verderblichen Anlagen, die ihn zu Abenteuern und Ruhm hinreißen, die ihn in Nacht und Elend locken, über Brücken des Glanzes und des Reichtums, in die Gestalt Zangas. Im Ruftan und Zanga des Traumes ist der einzige Ruftan des wachen Lebens auseinandergezerrt, auch hier waltet der Schauspieltrieb als Form der Ironie, der sich zumal da zeigt, wo Ruftan seinen Traum vergißt und sich seines eigenen Selbst erinnert, nicht des furchtbaren Traum-Ichs, das in ihm im Wachsein nur potenziell vorhanden war.

Ironie, die sich aus dem Schauspieltrieb gebiert, führt in der Form zu Parodie und Travestie. Auch in diesen zeigt sich die Doppeldeutung, die Doppelspiegelung des Schauspieltums, das Klaffen zwischen Gestaltung und Gehalt, zwischen einem Sein und dem vorgeblichen Schein. Grillparzers scharf satirische Ader, die schonungslos an die erbärmlichen Gegenstände das hohe Maß des Ethikers legt, die die Abgründe zwischen der Forderung und dem Wirklichen beißend bloßlegt, lebte sich neben den Epigrammen in dramatischen Fragmenten aus, die wohl nur deshalb liegen blieben, weil der Dichter sie für ästhetisch nicht vollwertig hielt und nur zum Zeitvertreib oder zu augenblicklicher Erleichterung nieder schrieb, sei es nun, daß er die literarische Form der Parodie mit der Parodie eines bestimmten Dichtwerks beibehielt, wie im zweiten Teil der „Zauberflöte“ oder in „L'hermite en prison“, daß er Erlasse, Briefe, Kritiken ins Satirische wandelte, ohne den gewollt-schwerfälligen Juristenstil aufzugeben, sei es, daß er sich freier bewegte, wie in dem satirischen „Magier“ oder in der argen Selbstverpötung des „Prius“ mit der unglücklichen Gestalt des Fieremüllner.

War er auch in dieser Gestaltungsform seinem Stammestum verpflichtet, so nicht minder in der Stoffwahl. „Ahnfrau“, „Traum“, „Melusine“ lassen das ja am deutlichsten werden, aber auch das reine Geschichts-drama des „Ottomar“ oder des „Baneban“ leitet auf vorwiegend bayrische Pfade. Das Ritterstück, das seinen Ahnherrn freilich im „Gök“ hat, wurde besonders in Bayern gepflegt; Törning war einer der ersten, der seine Geschlechtergeschichte ins dramatische Bereich zog. Es ist nicht nebenbei, daß gerade aus dem Ritterstück die Burgespenster und die lustigen Knappen stammen, die dann in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts die Wiener Bühnen überschwemmten. Zudem hatte auch hier das Barockdrama vorgearbeitet, das z. B. in Landsbut einen „Ludwig der Kelheimer“ und einen „Herzog Ludwig von Landsbut“ schuf. War das Barockdrama Schulbühne und zugleich Hoftheater mit der echten Humanistentradition der engen Bezugnahme auf das Herrscherhaus, wie wir sie in Celdes „Ludus Dianae“ und in der „Victoria Maximiliani“ finden, so ist ja auch noch Grillparzers „Ottomar“ und „Baneban“ in dieser Linie gelegen, in engstem Zusammenhang mit dem Hof zu denken, mögen sich daraus für den Dichter noch so große Schwierigkeiten ergeben haben. Und daß der „Baneban“ ursprünglich für eine Krönungsfeier geplant war, fällt auch nicht aus der Reihe. Die süddeutsche Historie wollte nur darstellen, suchte nicht eine Deutung der Geschichte, wie später Hebbel, so will auch Grillparzer eine Restauration der eigenen ruhmvollen Vergangenheit bieten, und erst spät, im „Bruderzwist“, kam mehr Gedankliches und Problematisches hinzu. Daß die beabsichtigte Reihe von Dramen aus der österreichischen Geschichte, die Grillparzer anfangs der zwanziger Jahre plante, unausgeführt blieb, tat natürlich der historischen Bedeutung dieses Gedankens keinen Abbruch.

Die lustige Figur in den ernstesten Dramen, Milo, Zawisch, Naulleros, in einzelnen Zügen Zanga, auch Baneban, Leo, steht völlig in der Tradition des Hanswursts. Näher darauf einzugehen ist hier so wenig möglich wie auf die märchenhaften Stücke, vor allem die „Ahnfrau“. Die lustige Person gehörte als Vertreter des Humors notwendig in das barocke Weltbild, das eben alles umspannen und an nichts vorübersehen wollte. Wie Shakespeare seine Clownsfarren für unumgänglich nötig hielt, so kann auch das Welt-drama des Barocks an solch lustigen Gesellen nicht vorübergehen, die in der Maske des Bauern, des Knappen, des Dieners den Gegenpol zur verantwortungsbewußten Rolle ihres Herrn bilden und durchaus nicht bloße Staffage oder Ergözung sind. Auch sie sind wieder ein Spiegel, geben Hintergrund und Fläche, von dem sich der Ernst oft selbst genug abhebt. Seit Stranitzky war ja die komische Figur aus dem Wiener Drama nicht mehr verschwunden. Das war mehr als bloße Vorliebe oder Gepflogenheit, es war ein unbewußtes Festhalten an der Zwie-spältigkeit der Welt, an ihren Höhen und Abgründen, an ihren Helden und Knechten. Und was steckte dabei noch an echtem Volksgut, Volkswitz, an Volkshaltung in diesen Gestalten!

Für den Schicksalsgedanken, der bei Grillparzer eigentlich nur in der Form schwacher, resignierender Helden auftritt, kommt nicht bloß die „Ahnfrau“ in Betracht. Der Plan zum „Vurpurmantel“, zum „Krösus“, zu den „Glücklichen“ zeigt eben solche fatalistische Elemente wie der Titel „König Ottomars Glück und Ende“, wie der Argdante des „Goldenen Blieses“. Es ist, wie A. v. Berger schreibt, das österreichische Vorgefühl des Mißlingens, des Unsterns, genährt aus persönlicher innerer Erfahrung und aus der Landschaft, ein echtes Wienergefühl. Da mag auch noch das katholisch-barocke Gefühl der Urkraft mitgesprochen haben, das sich im Bewußtsein einer überweltlichen

Lenkung in den Lauf der Dinge geduldig fügt: „wie's einem aufg'setzt ist“, heißt es bei Rosegger. Aber dieses Schicksal ist innerlich erfüllt, ist nicht von außen aufgezwungen, sondern resultiert aus gebrochenen, zersplitterten Charakteren, und nur in diesem inneren Sinne ist die „Ahnfrau“ ein Schicksalsdrama, der der junge Dichter, vielleicht durch die Vorbilder verleitet, noch einen etwas ungelenten Ausdruck gab. Ich will hier nur die eine Andeutung preisgeben, daß die Ahnfrau selbst unter dem Schicksal steht, also nicht vielleicht das Fatum repräsentiert, daß kein Fluch auf dem Geschlechte lastet, sondern nur auf der Ahnfrau, deren Wandeln ein Endpunkt gesetzt ist im Aussterben des Geschlechtes, was sie aber eher abzuwehren als zu fördern trachtet. So hängen nicht die Personen von der Ahnfrau, sondern die Ahnfrau von den Personen ab. Und da die Ahnfrau gewiß dramatisch nicht Hauptthema ist, das ist das Unglück des Geschlechtes, so kann man im hergebrachten Sinn nicht von Schicksalsdramen reden. Daß man das Stück bei der Aufführung zum Spektakelstück erniedrigte durch verschiedene theatralische Mäßen, ohne schließlich Schaden stiften zu können, beweist nur, wie stark es in der Tradition verankert war.

Das Opernhafte der Schlussszene, das Grillparzer auch in der „Melusine“ benutzte, hängt innig mit dem süddeutschen Barock zusammen. Das barocke Kunstwerk war ein Allkunstwerk, das auch die Musik und den Tanz in sein Bereich zog. Darum darf es nicht verwundern, wenn im Bayrischen die größten Kunstwerke Mozarts Opern „Don Juan“ und „Zauberflöte“ wurden, wenn das Wiener Volksstück opernhafte Elemente ausgiebig verwertete, wenn Grillparzer eine Reihe von Opernplänen entwarf, in frühester Jugend einen „Zauberwald“, eine Opernbearbeitung von Gozzis „Raben“, eine „Szylla“, einen „Ulysses“, wenn er den satirischen „Prokrustes“ mit einem Chor beginnen läßt wie den „Samson“, wenn er in den „Psyche“-Monolog Musik einklingen läßt, wie in viele seiner Dramen, wo sie wesentlich verstärkendes Stimmungselement ist. Ja, es vertreten vielleicht einzelne Gegenstände, wie das Vlies, bei ihm das Leitmotiv Wagners, das er selbst für das jedesmalige Auftreten der Melusine vorschlug, so daß mit szenischen Mitteln das erreicht werden sollte, was sich durch die Form der Musik im gesprochenen Drama verbot. Die natürliche Veranlagung und Neigung Grillparzers für Musik, die ihn ewig an Mozart kettete und ihm das Verständnis Beethovens verwehrte, war wieder Stammesausdruck wie so vieles.

Es mag für Laube nur eine interessante Beobachtung gewesen sein, wenn er die Stoffwahl der Stücke bei Grillparzer seinem Österreichtum zuschrieb, daß alle seine Dramen entweder in der österreichischen Heimat spielen oder Wien zugewendet sind, nach welchem hin die Ostmark zu dringen und zu wirken hat. Der Gedanke ist äußerlich: „Weh dem, der lügt“ fällt aus der Reihe, die „Jüdin von Toledo“ stände nur in Zusammenhang mit den spanischen Traditionen des Wiener Hofes. Schlüsse wird man daraus nicht ziehen dürfen. Aber das beweist die Bemerkung, daß in Grillparzer etwas so ausgesprochen Österreichisches lebte, daß man sich geradezu darauf gestoßen fühlte. Nur konnte man es historisch nicht erfassen und suchte es sich recht und schlecht zu erklären. Heute sehen wir weiter. Wir wissen, wie bei aller Anerkennung der Individualität des Dichters seine Wurzeln sich doch so tief in den Boden der österreichischen Heimat und des österreichischen Stammes hinabstreckten, daß es uns nur als deutlicher Ausdruck dient, wenn Grillparzer selbst sich von der engen Heimat nie losringen konnte, so sehr sie ihm oft Last und Schicksal wurde.



Auf der Gralwarte

Von Friedrich Muedermann, S. J.



Innun wir genug für unsere katholische Presse? Ja, so sagte mir jüngst ein Vielgereister, wenn die Morgenbrötchen so minderwertig wären, wie die dazu gereichte Provinzzeitung, so würde ich mich deutlichst bedanken. Hat der Mann recht? Gewiß nicht ausnahmslos. Und die Ursache? Etwa der arme vielgeplagte schlechtbezahlte Redakteur? Er weiß ja, wo er mancherorts die Arbeit allein besorgen muß — zwölfstündiger Arbeitstag mindestens — nicht mehr, wo ein und wo aus. Überall soll er dabei sein, bei hundert Versammlungen reden, alle Fragen gründlich studieren, eine Reihe gesellschaftlicher Pflichten peinlichst erfüllen, dazu Stammtisch, Begräbnisse, Rindtaufen, Theater . . . er muß eben wissen, was los ist. Nein, an dem Redakteur liegt es meistens nicht, sicher nicht an ihm allein. Aber viel, sehr viel, liegt am Publikum selber. Dieses Publikum ist es schuld, wenn selbst größere katholische Städte oft durchaus ungenügende Zeitungen haben.

Wie stehen denn die Sachen? Eine „bessere“ Familie hält sich natürlich das Lokalblatt — eben des „Lokalen“ wegen, Todesfälle, Kinostücke, Verlobungsanzeigen usw. Aber die eigentliche Zeitung, die Geistesnahrung, die unentbehrliche Stoffquelle für gebildete Gespräche, das bekommt man doch nur entweder in der „Frankfurter Zeitung“ oder in der „Kölnischen“ oder im „Berliner Tageblatt“. . . Diese Zeitungen oder eine von ihnen hält man natürlich auch und hat dann noch den süßen Trost, daß man die katholische Presse, nämlich sein Lokalblatt, unterstützt. Ich sage nun nichts gegen die genannten großen Zeitungen, die sich in jüngster Zeit sichtlich bemühen, es den Katholiken recht zu machen. Ich meine nur, daß unsere eigenen Zeitungen uns da doch näher stehen. Muß jemand aus irgend einem sachlichen Grunde, einem wissenschaftlichen oder geschäftlichen, sich noch eine große Zeitung halten, so sollte er zu allererst an unsere eigenen führenden Blätter denken. In der Tat aber ist ihr Abonnentenstand ein außerordentlich geringer. Und die Folge ist natürlich geringere Leistungsfähigkeit. Sie können keine Vertreter nach Genua schicken, sie spielen keine Rolle im Rate der Dollar- und Pfundgrößen, die über die Geschehnisse der Welt entscheiden, sie können eben nicht konkurrieren. Man wundert sich nur, daß etwa die „Kölnische Volkszeitung“ oder die „Augsburger Postzeitung“ mit ihren Mitteln noch so Erhebliches leisten, wie das tatsächlich der Fall ist. Ich weiß wohl, wie manche Hemmungen da vorliegen, Parteistandpunkte usw. Aber ich meine doch, die Tatsache, daß diese Zeitungen unsere Ideale vertreten, allein sollte in allen Fällen, die keine dringliche Ausnahme verlangen, genügen, für diese Blätter auch wirklich einzutreten. Je mehr wir das tun, um so mehr werden sie unsern Anforderungen entsprechen. Doch dieses Problem sei nur angedeutet, es geht hier vor allem um die kleinere Presse.

Vielfach ist das Publikum von heute viel zu kritisch eingestellt, versteht es nicht, daß eine solche Zeitung neben der Stadtbevölkerung auch einen großen Teil Landbevölkerung zu befriedigen hat, und in der Stadt wieder die Arbeiter wie die Beamten, kleine Leute und große. Ob wir nicht auch hier über die Sonderinteressen das große allgemeine Interesse setzen sollten, das darin besteht, daß wir eben eine gemeinsame Zeitung haben, daß diese aus gemeinsamer Weltanschauung sich herleitende Einheit doch das Tragende und Entscheidende für unser gesamtes öffentliches Leben ist?

Weiter läßt sich das Publikum vielfach nicht davon abbringen, alte Gewohnheiten bezüglich der Inserate abzuändern. Irgendeine farblose oder gar sozialistische Zeitung hat einmal von alters her den Ruf: Da muß man inserieren. Bekanntlich bilden nicht selten eben die Inserate das finanzielle Rückgrat eines Zeitungsunternehmens. Würde man in geschlossener Gemeinschaft einmal beschließen: Von jetzt ab unterstützen unsere Kaufleute unsere Zeitung, und würden alle in Ausführung dieses Beschlusses zusammenhalten, in Städten mit überwiegend katholischer Bevölkerung könnte das Schwergewicht der Presse gar nicht in andern Händen ruhen, als eben in unsern eigenen. Reichere Mittel kämen natürlich bald der ganzen kulturellen Haltung der Zeitung zugute, und so würde die Provinzzeitung für viele jedes Ergänzungsblatt überflüssig machen. Nebenbei gesagt, wird es mancherorts gut sein, sich die Besizerkonfession einer Zeitung ein wenig anzusehen. Soll es doch auch einen „katholischen“ Kapitalismus geben. Takt und Klugheit erreichen da oft viel in der Abhilfe, manchmal auch ein Appell an die Ideale.

Auf der andern Seite könnte sich vielleicht manche Zeitung noch neue ebenso gute wie billige Hilfsquellen erschließen. Ich erinnere nur an ein Abonnement auf die bekannte „Berliner katholische Korrespondenz“, deren Haltung, soweit ich unterrichtet bin, allseitig als vorzüglich anerkannt wird. (Adresse: Berlin SW. 29, Mittenwalder Str. 15.)

Weiter: Es gibt bei uns gewiß eine Reihe tüchtiger Journalisten, die nach dem Beispiel eines Sörres die innere Spannkraft und Tiefe besitzen, um von einem inneren zentralen Punkt aus die verschiedensten Fragen des Lebens zu behandeln. Im allgemeinen sind solche Menschen aber doch selten, und wir haben das bedauernswerte Ergebnis, daß ein und derselbe Mann, dessen Bildung den zu behandelnden Stoffen nicht gewachsen ist — in manchen gar nicht kleinen Redaktionen sitzt nicht ein einziger Akademiker — über alles mögliche schreiben muß. Fehlt ihm die Seele und der Geist, so ersetzt er das günstigenfalls durch den Stil. Zeitungsstil! Es gibt nach den Schundkinos und nach der Ritschliteratur nichts Volksvergiftenderes als eben diesen Stil mit seinen abgegriffenen Wendungen, mit seinen öden Gemeinplätzen, mit seiner patentierten Unselbstständigkeit, mit dieser alle Probleme veroberflächlichen „Gewandtheit“. Warum wende ich mich nicht in einer mäßig großen Stadt an irgendeinen Studienrat, an irgendeinen Musikkenner — überall findet man solche verborgene Menschen, die sich ihre höchst persönlichen und interessanten Gedanken machen über das Aktuelle auf ihren Gebieten, deren Meinungsäußerung aber für die Öffentlichkeit verloren bleibt. Oft genügt ein geringer Antrieb, um sie zum Schreiben zu bringen. Warum könnten sie nicht die Besprechung eines Musikabends, eines Vortrages, eines Theaterstückes übernehmen? Sie tun es meistens schon für die Freikarte der Redaktion, betrachten es vielfach als Ehrensache und geben ihr Bestes. So wird die Zeitung einen Kreis von Mitarbeitern um sich scharen, der geistig zusammengehört, eine Arbeitsgemeinschaft bildet, am Ende gar den Bildungsausschuß der Stadt oder eine Art von katholischem Komitee. Und wir haben durch seelische Zusammenarbeit den Journalismus vertrieben.

Noch eines, etwas ganz allgemeines. Die katholische Kirche ist nicht nur in jedem Land national bodenständig, sie ist auch eine übernationale Gesellschaft. Es bleibt eine bedauerliche Tatsache, daß wir diese unsere übernationalen Werte noch so wenig für unsern Gesamtkulturbetrieb heranziehen. Wir haben Orden, die über die ganze Welt verteilt sind. Wir haben so viele Verbindungen durch alle möglichen internationalen Vereine, soziale und religiöse. Diese Quellen, Nachrichtenquellen ersten Ranges, haben wir — von einigen ehrenvollen Ausnahmen abgesehen — noch kaum erschlossen. Ein Weg wäre dieser: Man sende die Zeitschrift oder die Zeitung regelmäßig an die großen Zentralen der katholischen Weltmission, vor allem unsern deutschen Missionaren. Man bitte in Begleitschreiben um Aufschlüsse, die einem wichtig sind. Natürlich gibt es da Enttäuschungen, ich kenne sie wohl, denn ich schreibe nicht vom grünen Tisch, aber es wird auch in manchen Fällen sehr bald Treffliches erzielt werden, ganz abgesehen davon, daß wir auf diese Weise unsere Missionen unterstützen, ihre Verbindung mit der deutschen Heimat inniger knüpfen und zudem noch dem Auslandsdeutschtum die besten Dienste leisten. —

*

In seinen Lebenserinnerungen kommt Kralit selbst auch auf den „Literaturstreit“ zu sprechen (ebenfalls „Neues Reich“, Nr. 36). „Unsere Sache wurde dem Papste vorgelegt und Pius X. entschied in einem Schreiben an den Gralbund von 1911 so unzweideutig für unsere Sache, daß wir getrost von da an jede Polemik aufgeben konnten. Am meisten hat es mich gestreut, daß der Papst die Grundsätze meiner Ästhetik fast mit meinen Worten wiedergegeben hat; nämlich die Einheit des Wahren, Guten und Schönen in Gott. Zum Schluß des Schreibens hat der Papst auch noch dem Gralbund den Befehl erteilt, diese Grundsätze weiterhin zu vertreten. Ich habe daher immer gewünscht, die Worte des Papstes an der Spitze jedes Gralheftes zu sehen; aber ich weiß nicht, warum die Redaktion meinem Wunsch so selten nachgegeben ist. . .“ Diese Stelle nötigt mich, nun doch ein Wort zum Literaturstreit zu sagen: Ich glaube, daß es sich in jenem Schreiben wohl um eine freundliche Aufmunterung, aber keineswegs um eine „Entscheidung“ im kirchlichen Sinne und um einen „Befehl“ gehandelt hat. Die Einheit des Wahren, Guten und Schönen in Gott ist als Gemeingut aller christlichen Philosophie meines Wissens von niemandem in jenem Streit irgendwie angezweifelt worden. Wir verehren im Papst den Stellvertreter Christi in religiösen Angelegenheiten. Für Literatur, Politik und Wirtschaft liegt eine unmittelbare Sendung so wenig im Auftrag des Evangeliums begründet, wie in irgendeiner kirchlichen Entscheidung. Im allgemeinen wirkt hier die Religion durch das Gewissen des einzelnen. Greift das Lehramt ein, so geschieht es aus Anlaß der in solche Probleme verschlungenen religiösen Fragen. Man kann fehlen, indem man die Freiheit übersteigert, man kann aber auch fehlen durch Übertreibung der Autorität, und ich weiß nicht, welches Übel schlimmer ist. Soweit es sich hier um persönliche Einstellungen handelt, muß es ja jedem überlassen bleiben, wieviel von seiner Freiheit über das Pflichtmäßige und Pietätvolle hinaus jemand der kirchlichen Autorität zu Füßen legen will, als Norm für alle aber kann doch nur gelten die im Jus canonicum hinreichend ausgebildete Lehre von der unmittelbaren und mittelbaren Gewalt des Papstes.

Dichtung und Leben



Zur Teuerung im Antiquariats-Buchhandel

Im Kriege war der Buchhandel derjenige Gewerbebezweig, der am längsten mit Aufschlägen wartete. Als sich diese als Notwendigkeit zeigten, betrugen sie oft nur Pfennige. Auch in der unmittelbaren Nachkriegszeit waren die Preise neuer Bücher erträglich. Um so unvernünftiger und schroffer war der Preisunterschied, etwa 1920 beginnend. Die heutigen Preise neuer Bücher sind einfach unerschwinglich. Am fatalsten ist es, daß Kompendienlehrbücher davon nicht ausgenommen sind. Angesichts des unerhörten Papierpreiſwuchers ist an ein Sinken gar nicht zu denken. Gibt es doch Papierfabriken, die das Papier zu dem Preise abgeben, den es am **Lieferungstage** hat. Damit ist es einem — namentlich wissenschaftlichen — Verleger kurzerhand unmöglich, ein Buch zu veranschlagen. Ein Ausweg wäre es nun, zum Antiquariatsbuchhandel seine Zuflucht zu nehmen. — Es sei hier nur ganz nebenbei bemerkt, wie wenig den Interessen der Wissenschaft gebient ist, wenn ein Autor nach einer alten, nicht mehr dem Stand der Forschung entsprechenden Auflage zitieren muß. — Allein, die Teuerung im Sortiment hat im Antiquariat ihren Niederschlag gefunden. Die Teuerung im Sortiment ruft eine große Nachfrage im Antiquariat hervor und da tritt ganz von selbst das Gesetz von der Wechselwirkung von Nachfrage und Preis in Kraft. Aber auch ein antiquarisches Buch kann noch erschwinglich sein, wenn es nicht selten ist. Wie steht es nun um die **Seltenheit** antiquarischer Bücher? Ich glaube, man kann sagen: Antiquarische Bücher sind selten, man kann sogar die Grenze ziemlich tief herabsetzen, bis zirka 1840. Möhl's: Einheit der Kirche ist ein seltenes Antiquarium! Außer dieser Seltenheit, die in der geringen Anzahl der Exemplare gründet, gibt es noch zwei andere Arten, die in dem Umfande liegen, daß die geringen noch vorhandenen Bestände nach dem Auslande gehen, und daß es außerordentlich schwer hält, Bibliotheken unter der Hand zu kaufen, mit anderen Worten: Bücher, die schon an und für sich selten sind, kommen nicht auf den Markt. Die Verkäufer fürchten ihre Bücher zu verschleudern. Die einzige Garantie für preiswerte Vergütung erblicken sie darin, daß sie die Bücher **versteigern** lassen. Es ist klar: auf den Bucherauktionen kommt die Konkurrenz zusammen und die Bücher erreichen Höchstpreise. Jetzt ist es aber das Verhängnisvolle, daß sich diese Höchstpreise bei den Antiquaren rund sprechen und eine Anzahl von diesen, wie es den Anschein hat, die Auktionspreise als Grundpreise für die **Lagerverräte** nehmen. In der Tat ist der Unterschied zwischen den Preisen, die die Lagerkataloge, wenigstens mancher Großstadtantiquariate, aufweisen und denen, wie sie bei Auktionen herauskommen, kein allzugroßer. Außerdem kann für die nach dem Auslande liefernden Großantiquare die Versuchung nahe liegen, den **inländischen Käufern** dieselben hohen Preise zuzumuten, die sie im Auslande erhalten. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß die Preise noch höher sind, wenn ein Antiquar beim andern kauft. Also: die antiquarischen Bücher sind teuer 1. weil sie selten sind, 2. weil sie fast nur in Auktionen auf den Markt kommen, 3. weil der Zwischenhandel sich ihrer bemächtigt. Wie ist dem entgegenzuwirken? Dadurch, daß man den Ursachen zu Leibe rückt. Die Bücher sind selten: 1. Wegen ihrer geringen Zahl. Da wäre das einzige Hilfsmittel: Neudruck. Wie es damit steht, sagt das oben Gesagte. Also dagegen ist nichts zu machen. 2. Die Bücher sind selten, weil zu viele ins Auslande gehen. Also **Reichsgesetz**, das die Ausfuhr aller Antiquaria nach dem Auslande verbietet. Es ist auch Zeit, daß die „Wiederherstellung“ der Löwener Bibliothek endlich aufhört. Was sind die so froh, daß die Bibliothek zerstört wurde: die bekommen eine neue, wie sie sich dieselbe nicht hätten träumen lassen. Die Wiederherstellung ist abgeschlossen, wenn der heutige Bücherbestand dem in der Vorkriegszeit **gleichkommt**, nicht ihn **überschreitet**. Dieser Vorkriegsbestand ist an Hand der Kataloge festzustellen. Die Reparationskommission soll es sich einmal angelegen sein lassen, zu prüfen, ob diese Überschreitung nicht schon stattgefunden hat und zutreffendenfalls möge sie den Mut haben, „Genug“ zu sagen. 3. Die antiquarischen Bücher sind teuer, weil sie meist nur in Auktionen zu haben sind. Natürlich ist es unmöglich, die Auktionen zu verbieten. Wohl aber kann verhindert werden, daß die **Auktionspreise** zu **Lagerpreisen** werden, indem nämlich die Steuerbehörde das Auktionsprotokoll dem Wohlfahrtsministerium einreicht und dieses Höchstpreise festsetzt, die im freien Handel zu gelten haben. 4. Antiquaria sind teuer wegen des Zwischenhandels. Auch hier ist durch scharfe Kontrolle Abhilfe möglich. Ein Antiquar, der bei einem anderen kauft, muß der Preisprüfungsstelle die Rechnung vorlegen und sich von dort Höchstpreise festsetzen lassen. Ob ein solcher Antauf stattgefunden hat, ist durch öftere Durchsicht der Geschäftsbücher festzustellen. Handelt es sich um **Auktionsantäuf**e von Anti-

quarien, dann muß die Steuerbehörde beim Wohlfahrtsministerium die Namen mit den Preisen einreichen. Sache des Ministeriums ist nun wieder die Festsetzung von Höchstpreisen. Endlich möge sich doch der Buchhandel, besonders der Antiquariatsbuchhandel, seiner idealen Aufgabe im Dienste der Wissenschaft bewußt werden: Am Himmelswillen kein Buch mit wissenschaftlichem Inhalt, auch wenn es den schönsten gepreßten Schweinslederband hat, an einen Menschen verkaufen, der die Finger voll Brillantringen stecken hat und durch unzweideutige Anzeichen verrät, daß er diese noch keine zehn Jahre trägt. Ferner unerbittlicher Kampf des Provinzantiquariats gegen die Monopolisierungsbestrebungen in Leipzig und Berlin. Der Provinzantiquar soll es sich zum Grundsatz machen, den Kollegen aus dem Osten, der bei ihm kaufen will, mit den verbindlichsten Redensarten zum Tempel hinaus zu komplimentieren. Denn sonst kommt ex oriente nicht lux, wohl aber Antiquariatspreise, daß einem der Verstand stillsteht. An dieser Stelle sei es rühmend erwähnt, daß sich das Provinzantiquariat redlich Mühe gibt, die Preise auf einigermaßen erträglicher Höhe zu halten. Ein Vergleich eines Antiquariatskatalogs aus der Provinz mit dem aus der Großstadt zeigt dies augenfällig. Möge es doch in diesem guten Geiste fortfahren. Im konsequent durchgeführten Kampf des Provinz- gegen das monopolisierende Großstadt-Antiquariat liegt geradezu die Lösung der Steuerungskrisis. Wenn ein rheinisches Antiquariat eine vergriffene altphilologische Dissertation zu 25 Mark liefern kann, warum liefert sie da ein ganz bestimmtes Großantiquariat zu 100 Mark?!! W. Fred, Madrid, das der Verleger Verdr Marquardt u. Cie. im Frieden für 1,50 Mark, in Leder gebunden für 3 Mark lieferte, finde ich in einem Leipziger Katalog für 20 Mark gesetzt, aber nicht in Lederband. Ich bezweifle auch sehr, ob der Preis von 100 Mark für Menadier, die Nacher Münzen, gerecht ist. Wie ist es endlich möglich, daß man ein Buch, das im Frieden 12 Mark kostete, bei direkter Anfrage beim Verlag für 150 Mark angeboten bekommt, nachdem einem die Buchhandlung, durch die man es bei dem betreffenden Verlag hatte bestellen lassen wollen, fast gleichzeitig die an sie gerichtete Mitteilung desselben Verlags vorgelegt hat, laut der das Buch vergriffen sein sollte?!!! Schreiber dieses hatte damit nur einmal die Probe darauf machen wollen, ob er in seiner Überzeugung recht habe, daß die Realität der Großbuchhandlungen nicht dieselbe ist wie die der kleineren. Also etwas mehr Moral! Ich habe vorhin kurz gestreift, in welcher übler Lage die Wissenschaft ist, die die gegenwärtigen hohen Bücherpreise nicht mehr anlegen kann. Am allertraurigsten ist die Lage der wissenschaftlichen Institute und Seminarien. So gut der Reichstag ein Herz für die „notleidenden“ Postbeamten hat, kann er auch eines für die notleidende Wissenschaft haben. Freilich wird er nicht aus eigener Initiative Geldmittel für die wissenschaftlichen Institute bewilligen. Deshalb möge der Minister für Kunst und Wissenschaft endlich Erhöhung der Zuschüsse an dieselben verlangen. Hier ist das Steuergeld des „Volkes der Denker“ besser angelegt, als in den Gehältern von überflüssigen Beamten.



Im Scheiden

Hast du ein Gut verloren,
Gib ihm noch mehr des Lichts —
Was je für dich erkoren,
Wird niemals dir zu nichts.

Gib ihm bei Nacht und Scheiden
Froh noch den eignen Glanz —
Die Fülle zwischen beiden
Erfüllt den Himmel ganz.

Mara Liesegang.



Von Menschen und Büchern



Zum literarischen Leben der Gegenwart / Von Dr. Martin Rodenbach

Die beiden Herder-Weckrufe, die im Juniheft des „Gral“ schon angekündigt waren. Was Franz Herwig in seiner Schrift „Die Zukunft des katholischen Elementes in der deutschen Literatur“ sagt, gibt in formgewandter Ausdrucksweise jene mit gutem Recht optimistischen Stimmungen wieder, die sich in den letzten Jahren unter den breiteren Kreisen der literarisch und künstlerisch interessierten Katholiken mehr und mehr Raum brechen durften. Der „gotische“ Mensch im Blickpunkt aller Erörterungen, „religiöse Erneuerung“ Postulat aller Postulate, katholische Ideen scheinbar auf dem Vormarsch zu ganz anderer Führung und Bedeutung wie bisher. Hervorgehoben wird der Begriff des Mysteriespiels als Möglichkeit, den Gemeinschaftsgeist einer neuen Zeit aktiv werden zu lassen. Alle Kunst dränge ja zu dramatischer Werbung, Wirkung. Hier liege vor allem die Knospe christlich-deutscher Kunst. Alles in allem: Zeitatmosphäre, Dinge, die sozusagen in der Luft hingen und hängen, von einem Verufenen in Wortmünze geprägt.

Herwigs Schrift hätte allerdings schon vor gut zwei Jahren erscheinen können. Damals hätte ihr die katholische Jugend zugejubelt. Sie wäre Programm geworden wie in Berlin eine Schrift Edschmids (obwohl Herwig heute betont, seine Schrift sei „kein erklügeltes Programm“). Heute wirkt sie als Selbstverständlichkeit. Sie mußte kommen, wir freuen uns, daß gerade Herwig sie schrieb, aber sie kommt zu einer Zeit, wo keine große Spannung mehr blikartig durch sie gelöst wird. Keine rückhaltlose Begeisterung wird ihr entgegenstürmen. Man ist kühler geworden.

Herwig bringt die bekannte Schematisierung deutscher Geistesgeschichte: Hochkultur der Gotik, Verhängnis der klassischen Renaissance, Neugeburt der Romantik, Erwartung einer neuen Romantik. Und bei genauerer Inangriffnahme dieser gegenwärtigen Epoche die greifbarere, aber auch um so verweltlichere Gegenüberstellung von Eindruck und Ausdruck. Persönlicher Enthusiasmus, eigener Blick, aber auch vieles, das man mit einiger Übertreibung „Gemeinplätze“ nennen kann. Umrisse, die zur Typisierung großen Stils nötig sein können, die der Fülle der geschichtlichen Tatbestände jedoch nur in derber Weise gerecht werden können.

Denn wie wollte man zeigen, der nur-„gotische“ Mensch sei die eigentliche Form deutscher Geistesart? Wies nicht ein Stefan George (um einen der stärksten Renaissance-Menschen zu nennen) mit Recht zur Verteidigung seiner Form darauf hin, wie tief dem deutschen Mittelalter die Sehnsucht nach dem die Sinne berückenden Süden im Blute lag? Was ist mit der Aufrichtung der alten Phrase, „das klassische, also undeutsche Formideal, habe Schiller und Goethe u n h e i l v o l l beeinflusst“ (S. 5) irgendwie gewonnen? Oder man analysiere einmal den Begriff des „deutschen Gemüts“ (Typus etwa der liebe alte Claudius oder das Wunderkind Mdrife) und suche nach den geistig-seelischen Elementen, inwieweit sie für eine Beschreibung des „gotischen Menschen“ ausreichen oder überschüssiges Material liefern. Der „Deutsche“ und der „Katholik“ sind eben Menschentypen, die sich überhaupt nicht unter eine eindeutige Formel bringen lassen. Ihr Charakter hat zu viele Seiten, die nicht in einem Worte wiedergegeben werden können.

Programmatistische Aufrufe entziehen sich überdies einer Diskussion. Ein Thema wird ange schlagen, der Leser oder Hörer bildet sich gerade ein Fragezeichen — da taucht drüben schon ein zweites Thema auf. Der Schwung der Überzeugung muß für den Augenblick die Beweisführung des Einzelmaterials ersetzen.

Endlich die aufwärtsdrängende Rolle des katholischen Elementes in der Literatur. Die Tatsachen, die Herwig kennt aus eigener Beobachtung und eigenem Wachstum, reden für sich und sagen Längstbekanntes. Herwig hält sich zudem von der von manchen Fanatikern bereits geforderten nur-religiösen Kunst in Distanz. Sein Begriff des „Mysteriespiels“ ist weit genug, daß er auch nicht-legendäre Stoffe fassen kann. Trotzdem scheint uns auch hier Herwigs Schrift mit einem Fuß noch zu sehr im unmittelbaren Gestern zu stehen. Man darf schon sagen, daß die Betonung des Religiösen und Katholischen mancherorts zu weit gegangen ist. Überstarke Betonung eines Einzelgebietes (und die „religiöse Kunst“ ist nur ein Teil der Kunst) muß sich rächen. „Mysteriespiel“ droht schon hier und da (wie in Dieckenschmidts „Christoph“, der zufällig zurzeit in Bonn aufgeführt wird) zur steiflich-ironischen Betrachtung aufzufordern. Das sind alles Gedanken, die zur weiteren Besonnenheit mahnen. „Wie d e r g e b u r t der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis“ — ja, aber keine dauernde Einengung des allumfassenden Stoffgebietes der Kunst auf das ausschließlich religiöse Erlebnis. Dies nochmals ausdrücklich gesagt, und dann mit Herwig: Katholische Kunst sei Kunst, die stark und auf-

recht geht und Mart in den Knochen hat, daß sie das Gleichgewicht niemals verliere, die Würde niemals verleße. Weltanschauliches Rückgrat bei Qualität, und so frisch auf!

*

Dr. Gustav Redeis' Schrift „Die bewegenden Kräfte der schönen Literatur“ ergänzt Herwigs Aussprache und wirkt in dieser Ergänzung ungleich gewichtiger. Sie geht in schlichter Sachlichkeit bei kraus schweizerischem Stil und in ganz prächtig geradliniger Ehrlichkeit an die Frage heran, die die Betonung der Zukunft katholischer Ideen aufwerfen muß: Woher kommt die bisherige Schwäche des katholischen Volkes, die bisherige geringe Durchsetzungskraft seiner doch so gewaltigen weltanschaulichen Überzeugung? Sie gibt Tatsachen und untersucht ihre Ursachen und die Aussichten auf Besserung. Bei Behandlung des Themas gegenwärtiger Wechselbeziehungen zwischen Kritiker, Dichter und Publikum wird mancherorts (z. B. bei dem Thema „Publikum und Roman“) Endgültiges gesagt. Wir weisen hier noch einmal nachdrücklich auf die Wichtigkeit der Feststellungen hin. Jeder gebildete Katholik und recht viele Leser überhaupt sollten das Heft in die Hand bekommen.

Eine große und bedauerliche Lücke nur klappt in der Schrift: Von der Geschichte des katholischen Verlagslebens wird nicht gesprochen. Die Verfasser der Verleger unserer nächsten Umgebung werden nicht genannt. Und doch ruht gerade in diesem nicht behandelten Kapitel eine ganze Flut wichtiger Fragen. Hat man wirklich noch nicht von einer Überschwemmung literarischer Leistungen durch theologische Schriften und Erbauungsliteratur (Mittelgut) zu erzählen gewußt? Ein heißes Thema ferner, von pekuniären Ängstlichkeiten, konfessionellen Engbarigkeiten und persönlichen Imponderabilien im bisherigen und heutigen Verlagsleben zu reden. Redeis sowohl wie Herwig erwähnen die Frage, weshalb manche katholische Autoren ohne Beziehung zu katholischen Verlegern stehen, und tun sie mit einer einzigen Handbewegung ab („unsere hier nicht sehr weit denkenden Schriftsteller . . .“, Redeis S. 25). So einfach liegen die Dinge denn doch nicht. Und wie diese Einzelfrage, so hat auch jeder übergeordnete Fragenkreis nicht nur seine zwei und drei, sondern seine fünf bis sechs Seiten. Auch im Verlagsleben wirkten und wirken stärkste „bewegende“ bzw. hemmende Kräfte der schönen Literatur. Sollen wir uns nun mit einer geheimen Wissenschaftserforschung begnügen und abwarten, ob die Gottlob! merktlich und deutlich einsetzende Besserung auf der ganzen Linie sich von selber durchsetzt, ohne den Sporn der Anlage? Die Bewegungen und Strömungen im kaufmännischen Getriebe der Verleger sollen zur Stunde so zukunftsträchtig sein wie seit Jahren nicht mehr. Nur muß dabei gesagt werden, daß nur die Not es soweit gebracht hat. Wie soll es also mit einer offenen Aussprache werden können? Wer besäße das Material und redete ohne wesentlichen Vorbehalt?

*

Christoph Flaskamp / Von Friedrich Muckermann, S. J.

Im Märzheft der „Bücherei“, die zurzeit unter der Leitung des bewährten und verdienten Herrn Achtermann steht, bringt Dr. Cornelius Schröder O. F. M. eine vorzügliche Studie über „Flaskamp, einen katholischen Dichter und Denker.“ Diese Arbeit läßt von neuem bedauern, daß eine so eigenwüchsige Persönlichkeit, wie Christoph Flaskamp, deren Ideengänge wir im „Gral“ ja kennen, schon seit einiger Zeit, ich weiß nicht warum, ein wenig in den Hintergrund geraten ist. Und doch hätte gerade er wohl noch manches zu sagen zum Thema Klassisch oder Romantisch. Darf man ihn ein wenig reizen? Trotz allem und allem hat es mit den Romantikern doch so etwas an sich. Wunderliche Räuhe waren sie eigentlich alle, nicht selten krankhaft, überspannt oder auch leichtsinnig. Ihnen gegenüber zeichnen sich die Klassiker durch Gesundheit aus, fast hätte ich gesagt durch eine Überlegenheit im rein Menschlichen. Das kommt auch in den betreffenden Schriften zum Ausdruck. Der Romantiker ist sehr hellhörig in die Tiefen des Gemütes hinein. Er vertraut den ahnenden Kräften. Er ist ganz einseitig Mann der Sehnsucht. In seinen philosophischen Systemen eilt er mit seiner Phantasie immer weit dem Beweis- oder auch nur Erweisbaren voraus. Demgegenüber steht der Klassiker sicher auf der wohlgegründeten Erde. Er schafft mit den klaren Kräften. Er sieht mit den Augen, die eingestellt sind auf menschliche Distanz, kennt außer Blau immerhin noch einige Farben. Ob es nicht gefährlich ist, den „historischen“ Romantiker, nachdem man ihn freilich metaphysisch abgerundet, zum absoluten christlichen Typus schlechthin zu erheben? Mir schwebt eine Synthese vor, die vielleicht „romantisch“

ist, sich aber immerhin anstreben ließe: Ein Romantiker, der nicht auf das Wunder, aber auf das Wunderliche verzichtete, der die blaue Blume verwandeln wollte in die Farbenpracht unserer Gärten, der aber doch die Welt nehmend wie sie ist und eben deshalb, weil er das tut, in ihr das Bild des Unerforschlichen sähe, mit dem er sich innerlich verbunden weiß, den er aber in die Welt der Kunst nur kommen läßt auf den Bahnen unverfälschter Natur. Ein Romantiker, der wohl befeelt von heiligen Ahnungen, doch gestaltet mit jenen Kräften, die im Menschen die entscheidenden sind, den übertriebenen, den geistigen. Es käme ein neuer Mensch heraus. Der alte Grieche behielt recht mit seinem Spruch, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, und auch das Evangelium bliebe bestehen mit seiner Idealgestalt, die ganz Gott ist, aber auch ganz Mensch.



Neue Bücher

Margarete Windthorst: Wenn der Gärtner kommt. M.-Gladbach 1922. Volksvereinsverlag, G. m. b. H. Preis 42 Mark.

Eine Dichterin von Niveau träumt einen Zyklus von Gedichten in Prosa, in dem das Verhältnis der Seele zu Gott dargestellt wird im Bild des Dienstes einer Gärtnerin. Der Garten ist das menschliche Leben. Gott ist der Gärtner, Besitzer und Quelle der Schönheit des Gartens, Ziel der Sehnsucht, Glück der Erfüllung. In gehobener, an die Tagore-Übersetzungen erinnernder Sprache schwebt die Bilderfolge in blasser Schönheit dahin. Eine Leistung liegt vor. Es fragt sich nur, ob diese Leistung bloßes Könnertum ist oder aus wirklichem Drang geboren. Die Entscheidung in dieser Frage läßt sich kaum fällen.

Adolf G. Binding: Unsterblichkeit. Literarische Anstalt Rütten u. Loening, Frankfurt a. M. 1922. Preis gebunden 35 Mark.

Bindings Novelle, die ganz reise Leser voraussetzt, ist ein zielsicher geschliffener Edelstein im Rahmen seines bisherigen Schaffens. In sachlicher Sprache und ungezierter Form wird hier von der Liebe eines Mädchens aus flämischer Adelsfamilie zu einem deutschen Flieger erzählt, und wie nach dem Tode des Fliegers diese Liebe noch stark genug ist, ein eheliches Glück in tragischer Weise zu zerbrechen. Das Thema könnte ein Thomas Mann gefunden haben. Binding geht zwar mit weniger Seelenkenntnis zu Werk als es Thomas Mann getan hätte; er erzählt mehr die äußeren Begebenheiten als die Lyrik der seelischen Stimmungen; aber auch diese mehr „referierende“ als dichtende Form birgt noch so viel des Dichterisch-Schönen, daß der Leser vollauf auf seine Kosten kommt. Wir warten mit Aufmerksamkeit die weitere Entwicklung des Autors ab.

Jammes, Francis, Dichter Ländlich. Deutsche Ausgabe von Claire Goll. Basel und Leipzig, im Rhein-Verlag. Gebunden 35 Mark.

— **Der Pfarrherr von Ozéron.** Roman. Übersetzt von Friedrich Burschell. 1921. Drei-Masken-Verlag, München. Gebunden 32 Mark.

„Es ist köstlich, mit Kindern, die die Welt entdecken, spazieren zu gehen.“ Und: „Das Leben besteht aus Hohem und Niederm, Ernst und Komik und Bedeutungslosigkeit, und es ist ein Irrtum, wenn man Geschichten schreibt, aus allen Kräften erzwingen zu wollen, daß sie ein Faden durchzieht, der etwas Künstliches und Langweiliges, das man ‚Spannung‘ nennt, vorstellt.“ Das ist der ganze *Dichter Ländlich*, wie er lebt und lebt. Ganz famos hingeworfene, ausfilierte Bildchen aus Natur und Familie, entzündende Idyllen, drollig, zierlich, fein ironisch, ebenso treffsicher in gesunder Naturertrautheit wie in der Groteske der kleinbürgerlichen Gesellschaft eines Provinznestes. Der Dichter Ländlich mit seiner großen Familie, die Jungfer Plattbrust, ihr dichternder Nefse Schnatterich, Apotheker Dorotheus, Schuhmann Hoonochs — wer wird sie je vergessen wollen? Ein leicht beschwingtes, glöckchenhaftes Buch, anspruchlos und ohne den Willen zur Tiefe, bewußt Vordergrund in allem Geschehen und auf den sinnfreudigen Augenblick eingestellt, trotzdem klarer Klang, Fülle, Reichtum. Dichter Ländlichs Almanach füllt die zweite Hälfte des Wertes.

Der Pfarrherr von Ozéron geht strenger und geschlossener seinen Weg. Sein Ton ist wegen des Stoffes, Umgebung und Wirkungskreis eines edlen, idealisierten Pfarrers mehr auf das rührend Weiche, Schöne, Gute gestimmt. Ganz helle Durlänge, einschmeichelnd, lodend, dem deutschen Gemüt in dieser silbrigen Gottseligkeit ungewohnt. Wohl neigt die Handlung bei Beschreibung einer unglücklichen Ehe aus der vornehmen Welt auch schon einmal dazu, ins leicht Vornehm-Himperlische einzubiegen; aber dieser Eindruck wird niemals so stark, daß er sich zum Vorwurf verdichten könnte. Die Komik einiger Pfarrkinder aus Ozéron, Poli, der Hahnendieb,

die geizige Martha, Fliedchuster Zephyrin, macht alles wieder gut. So bleibt eine denkbar günstige Dankbarkeit des Lesers bestehen. Französische Eleganz (im guten Sinn) malt in weichen Farben ein flectenlos reines Bild eines Katholizismus, der uns Deutschen deshalb ein wenig fremd anmutet, weil er ein wenig zu sehr ins Erische eingetaucht ist. R.

Friedrich Castells „Charon“ (eine Dichtung), von der Gerhard Buchheit im Malheft des „Gral“ (1922, S. 375) Endgültiges schon zu berichten hatte (Rezension des Buches „Wanderer im Weltall“, ist in einer Sonderausgabe vom Verlag Karl Hahn in Hannover verlegt worden. Der gesamte Text wurde von Heinz Jürgen unmittelbar auf Stein geschrieben und in der Offizin von A. Molling & Co., Hannover, gedruckt. Adam Weber hat der Dichtung 10 Holzschnitte beigegeben. Ob man nicht stärkere Dichtungen finden könnte, denen man die Mühe einer Sonderausgabe zuwenden? Preis 45 Mk., in besserer Ausstattung 90 Mk. oder 400 Mk.

Dr. Ernst Michel: Die Tragik des orphischen Dichters. Ein geistesgeschichtlicher Versuch über Hölderlin. 2. Auflage. 1922. Preis geh. 15 Mk. Grünwald-Verlag, Mainz.

Der im Malheft des „Gral“ gedruckte Auszug aus Ernst Michels Buch gibt das Wesentliche der Fragestellung und Lösung in der Deutung Hölderlins restlos wieder. Das Büchlein als solches legt Wert darauf, durch den Vergleich mit Goethe und den verwandten Romantikern die Umrisse der Eigenart Hölderlins noch schärfer herauszuheben.

Gnielczyk, Hugo: Das zerbrochene Klingeln. Eine Eichendorff-Novelle. Mit Titelzeichnung von J. E. Gottschlich. Heimatverlag Oberschlesien, G. m. b. H. Gleiwitz 1921. 15 Mark.

Der Held der Novelle ist kein geringerer als Josef von Eichendorff. Die Entstehung des beliebten Liedchens „In einem kühlen Grunde“, aus einem Liebeserlebnis des jungen Dichters wird in einer Sprache geschildert, die an die Eichendorffs erinnert. Wir werden in das Heimatschloß des schlesischen Romantikers, Lubowitz und in dessen Umgebung geführt und lernen das Leben geistreich-erleuchteter Gesellschaft und begablichen Friedens kennen. Gut gezeichnet sind die Naturbilder. Die schlichte Erzählung ist als Bereicherung der oberschlesischen Heimatdichtung in unserer Zeit zu begrüßen. Künstlerisch stellt sie keine Ansprüche. Dr. Th. R.

Josef Werle: Der Gotteskämpfer der Dorothea. Ein Beitrag zum Verständnis der religiösen Seele. 1.—4. Auflage. M. Grünwald-Verlag, Mainz 1921.

Ermatinger hat in seiner zweibändigen, unlängst erschienenen Geschichte der neueren deutschen Lyrik im Verständnis für das „geistliche Jahr“ der Dorothea verfaßt. Er erblickt in diesen Gedichten nur gereimte Predigten ohne persönlichen Gehalt. Wie ungerechtfertigt das ist, kann Werles fleißige Arbeit, die leider nur noch zu sehr in der Analyse der Gedichte stecken geblieben ist und die Analyse noch gar zu breit und umständlich betreibt, zeigen. Hier ist der eingehende Nachweis der tief ins menschliche Herz der Dichterin hinabgetauchten Neigung zum Zweifel, die sich vielfältig äußert, erbracht. R.

Hud. Borchardt: Dantes Vita Nova. Deutsch. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin. Broschiert 18 Mark, gebunden 28 Mark, in Halbperg. 38 Mark.

Wohl die eigenartigste deutsche Übertragung von Dantes Vita Nova, durchaus einen Selbstwert darstellend. Borchardt, vom Altdeutschen genährt, dabei durch die Schule und den Schluß Stefan Georges gegangen, ist ein Sprachschöpfer und Stilist von monumentaler Prägung. So paßt die Würde und Feierlichkeit des Gewandes, das er mit seiner Übersetzung dem Danteschen Frühwerk gibt, nicht schlecht zu der bei allem Überschwang des Schluchzens wie des Jubels gebändigten Haltung dieser herrlichen Dichtung. R. G. P.

Eben Hedin: Zhangpo Lamas Wallfahrt. Die Pilger. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. Gebunden 32 Mark, in Ganzleinen 40 Mark.

Nach seinen allbekannten wissenschaftlichen Werken tritt der große Forschungsreisende und Freund Deutschlands, Eben Hedin, mit diesem Buch zum erstenmal als Dichter, als frei schaffender und gestaltender Erzähler hervor, wie seine künstlerische Begabung ja bereits in jenen Reisewerken in der Kraft seiner Darstellung und Veranschaulichung sich kundtat. Gegenüber den Erfindungen etwa eines Karl May hat diese spannende Geschichte von dem Sohn des Mongolenchans, der sich von der Welt und seiner Geliebten Dolma losreißt, um Buddhistenmönch zu werden, den großen Vorzug der Naturtreue und Erlebensheit des Schauplatzes wie der Gestalten, die der Erzähler aus seinen einschlägigen Erinnerungen geschöpft und geformt hat. Die Urtümlichkeit und atemberaubende Wildheit jener innerasiatischen Natur, wie der sie bewohnenden Nomadenstämme, tritt in seltsamen Gegensatz zu der milden Lehre Buddhas, der jene Gebiete anhangen, und den Friedenssätzen der tibetanischen Klöster und Wallfahrtsorte, denen unter unsäglichen Gefahren und Mühsalen die großen Pilgerzüge zustreben. Besonderen Wert verleiht dem Band der eigenartige Buchschmuck nach tibetanischen und mongolischen Motiven, der „ein ungefähres Bild von der Ausstattung der heiligen Bücher der Tibeter“ vermittelt. R. G. P.

H. A. Keller: Rheinlandkunde. Ein heimatkundlicher Ratgeber für die deutschen Länder am Rhein, unter Mitarbeit zahlreicher rheinischer Forscher herausgegeben. I. Band, Düsseldorf 1922. Buch- und Kunstverlag A. Bagel, Altiengeellschaft. 15 Mark.

Eine — unseres Wissens — erste Bibliographie rheinischer Heimatkunde; für Lehrer, Journalisten, die ganzen rheinischen Höheren Schulen und alle rheinischen Gebildeten unentbehrlich. Folgende Gebiete sind behandelt: Hundert Charakterköpfe aus der rheinischen Geschichte des 19. Jahrhunderts, Abriß der politischen Geschichte des Rheinlandes, Allgemeine Literatur zur rheinischen Kunstgeschichte, Die Rheinlande im deutschen Wirtschaftsleben, Die niederrheinische Heimat, Mittelrhein und Moselland, Die hessische Heimat, Aus der Heimatkunde Nassaus, Landeskundliche Literatur der Rheinpfalz, Rheinpfälzische Kunstgeschichte. Ein zweiter Band der Rheinlandkunde soll im Frühjahr 1922 erscheinen.

Briefe Peter Hilles an Else Laster-Schüller. (Mit einer Einbandzeichnung der Verfasserin. Verlegt bei Paul Cassirer in Berlin 1921.)

„St. Peter Hille war eine Welt. Meteor stieß er von sich.“ Else Laster-Schüller, in Hilles Sprache „Schwarzer Schwan. In der Stirn kantiger, schneidender Rubin, Sappho, der die Welt auseinander gegangen“, stellt als Vertraute des Dichters einige Briefe zusammen, die ein literarisches Kuriosum darstellen, an dem nur gute Kenner Hilles Freude haben können. Persönliches kommt nämlich eigentlich gar nicht zur Sprache. Alles dreht sich um Vorträge, Aufträge bei Zeitungen u. dgl. Nur in dem lyrisch-geprägten Telegrammstil steigt es manchmal aus dem Weltspiegel Hillescher Betriebsamkeit heraus auf. Die Frage, weshalb gerade die Laster-Schüller in nahem Verhältnis zu Hille gestanden haben, beantwortet die Briefstelle: „Ich fand Dich kosmisch egoistisch und die Gefühlsstürme der eigenen Persönlichkeit verachtend und deshalb zu jeder Wahrheit berechtigt. Wer will Sturm Maß vorschreiben! Und den Blicken gutes Verhalten, Anstand!“ R.

Johannes Eichhorn: Zur Höhe. Gedichte. 80 Seiten. Verlag Hellmann, Glogau 1922.

Die Gedichte zeugen von einem prächtigen, tapferen Menschen, der hinter ihnen steht, und zeigen formale Gewandtheit. Aber was in ihnen von Natur, Familie, Vaterland gesagt wird, hat keinen eigenen Klang. Goethische und Heinsche Verse werden im Leser bewußt. Das Buch ist sehr hübsch ausgestattet.

Rottebohm, Horst: Phantasien zur Nacht. Verlag Hans Lohmann, Leipzig 1922.

Betäubend schwül ist die Stimmung, die die Lektüre von Rottebohms „Phantasien“ im Leser hinterläßt. Der Held der ersten, grausam und lasterhaft in seinem Leben, wird in einer heißen indischen Sommernacht vom sogenannten „Sonnenläufer“ langsam zu Tode gequält. Von dieser geheimnisvollen, seltsamen Schlange geht der Volksglaube, daß jeder Mensch, der irgendwann etwas Böses in seinem Leben tat, ihr einmal gegenübersteht und in ihre smaragdnen Augen, die Entsetzen und Tod bringen, blicken muß. In diesen qualvollen Stunden zieht das ganze Leben mit allen Greueln vor dem geistigen Auge des Opfers vorüber. Die zweite Phantasie enthält ein schreckliches Traumerlebnis. So ist der Inhalt unerquicklich. Die Sprache ist knapp, wie flüchtig hingeworfen und zeugt von Gestaltungskraft. Dr. Th. R.

Carola von Crailsheim-Müglind: Das schlechtverteidigte Herz. Roman. Sibyllen-Verlag, Dresden 1922.

Das Buch ist der Dichterin Sophie Hoechstetter zugeeignet. Das spricht für eine reine, überaus ehrliche Gesinnung. Die Dichtung ist aus einer breiten, starken Woge ureigenen Gefühls geboren. Es kommt auf die Weltanschauung des einzelnen an, ob er dieses von überlegener Kultur geformte Werk preißend zeigt oder es als einer abgetanen Epoche zugehörend bezeichnet und schweigend übergeht. Doch immer wird es Menschen geben, die gern in weißen Kleidern wandeln, die in Schlössern wohnen möchten hoch über dem Tal und seinem rauschenden Wehr. Für solche Menschen sind diese überaus wohlklingenden Kapitel gefügt. Das Herz, das ewig unruhig-vollquillende, füllt die Sätze des Buches mit leidenschaftlich hinströmender Musik. Menschen und Landschaft, Sonne, Mond und Sterne und die pfauenblaue Nacht, Himmel und Erde zuden in der einen einzigen und großen Ergreifenheit, die wir Liebe nennen. Aber blühende Terrassen führen die Wege dieses Buches tief hinein in die strahlenden und dämmernden Gärten erhabenen Gefühls. Arthur Friedrich Vinz.

P. Paul Humpert: Rosa von Zannenburg. Ein Volksstück in vier Aufzügen. Verlag Franz Wulf, Wandorf 1. W.

Wach dieses technisch sich dem Vereinstheater anpassende Stück Paul Humperts, des bekannten Dramatikers der christlichen Volksbühne, wird seinen Platz ausfüllen. Eine Rittergeschichte, spannend und mit humoristischem Zierwerk. Wir nehmen gern die Gelegenheit wahr, auf das Volksstück hinzuweisen.

Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Ernst Wasserzieher. Fünfte, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 31.—44. Tausend. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlags-handlung, 1922. 245 Seiten.

Es bedarf keines allzu tiefen Einblicks in die Errungenschaften der heute so weit fortgeschrittenen und in ihrer Arbeitsweise so gründlichen Sprachwissenschaft, um ein gelindes Grauen zu empfinden, wenn man unsere sogenannten Gebildeten irgendwelche Erscheinungen unserer Muttersprache erörtern hört. Unglaubliche Rührtheit herrscht da verbunden mit gleich großer Unwissenheit und Oberflächlichkeit. Man denkt an die Sprachgesellschaftler vergangener Zeiten, die das urdeutsche Wort „Nase“ verabschieden wollten, weil es dem lateinischen „Nasus“ glich. Das oben genannte Büchlein sucht somit einem Bedürfnis, das jeder echte Deutsche mit Bedauern und Scham empfindet, entgegenzukommen. Das gesteckte Ziel ist sehr glücklich erreicht. Knappheit und Gemeinverständlichkeit geht mit tiefer Gründlichkeit Hand in Hand. Jeder deutsche Mann, jede deutsche Frau, die auf den Ruf der Selbstachtung und Volksliebe Anspruch erheben, müssen mit dem Inhalte des hübschen Büchleins vertraut werden.

G. Lehmann, S. J.

Freiburger Gaudeamus. Taschenliederbuch für die deutsche Jugend, enthaltend 223 unserer schönsten Lieder, zumeist mit Melodie. Zusammenge stellt von Dr. Karl Reisert. Dritte bis fünfte, vermehrte Auflage (17.—28. Tausend). Freiburg, Herder.

Das Taschenliederbuch soll „223 unserer schönsten Lieder“ enthalten. Sollten etwa die Pen-näler-, Stubenten- und Scherzlieder zu unseren schönsten Liedern gehören? Eine Reihe volkstümlicher Lieder sind zwar aufgenommen. Aber wo bleiben unsere uralten, echten Volkslieder? Eine Anordnung der Lieder nach stofflichen Gesichtspunkten, nicht nach dem Alphabet wie hier, hätte ein geschmackloses Nebeneinander von Liedern verhüten, die nicht zusammenpassen, wie z. B. „Sibuzit“ neben „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ und ähnliche Beispiele mehr.

E. Weidemann.

Der deutschen Jugend Liederschaz. Für Freundes- und Familientreis und frohe Wanderungen. Herausgegeben von Meisters. 271.—300. Tausend. Düsseldorf 1922. Jugendführungsverlag.

Der „Jugendliederschaz“ wird seine Aufgabe, „einer frischen Jugend, insbesondere unseren Jugend- und Jungmännervereinen ein froher Freund und Weggenosse zu sein“, durchaus erfüllen. Der Buchschmuck läßt manches zu wünschen übrig. Einige Bilder erinnern an Verzierbilder.

E. Weidemann.

Mar Heilmaier, ein deutscher Bildhauer. Von Georg Lill. (7 Abschnitte: Die Plastik im 19. Jahrhundert, die Jugend, in München, die Nürnberger Zeit, der Lehrer, Übersicht seiner Werke, Aufsätze von und über den Künstler.) 97 Abbildungen, Umschlagszeichnung von Rud. Schiefl. — Der Sammlung: Moderne Meister christlicher Kunst, der Plastiker Reihe, zweiter Band. Verlag Marcus u. Co., München 1922.

Matthäus Schiefl, der Maler, und Ignatius Taschner, der Bildschnitzer, haben die rechte Volkskunst neu zu Ehren gebracht. Die sogenannte „allerneueste Richtung“ ließen sie schön links liegen. Und betonten dafür wieder das Bodenständige und das Handwerk. In ihren Spuren arbeiten der „Heimatler“ heute schon eine ganze Zahl. Auch Mar Heilmaier gehört unter sie. — In München, beim alten Brädl verbringt er die Lehrzeit. Liebt sich wie ein Kapitel Spitzweg: Eine Dachkammer im Hintergrund (v. Schwabing, versteht sich,) mit einer scheußigen Matratze, die etliche Latten fassen (= das Bett), das Reißbrett auf ein paar Holzstempeln. . . so las er in einen Mantel gehüllt, an einem Sesselfußchen, die Nächte lang: deutsche Klassiker, den Calderon, Hamlet. Einmal fand sich auch genügend Ofenfutter, nach dem Bismarckfadelzug 1893: die aufgesehenen Fadelstumpen. — Das wird alles so gegenwärtig erzählt, daß einer unversehens nicht bloß mit den Bildern, auch mit dem Künstler selber Freundschaft schließt.

Zur Heilmaierschen Kunst: Leidenschaftlos verschmilzt lateinische und altdeutsche Art in den Werken, aus denen Ruhe und Stille spricht. Seit dem Aufenthalt in Nürnberg geht die Schmuckfreudigkeit der französischen Lande in ihn über. Und die Entgegensetzung von wohligh weichgequollenen Flächen und scharfgerilltem Linienenspiel (im Haar z. B.) tritt schärfer hervor, vergleichbar der hochromantischen Plastik Altbayerns. Nur strahlt bei Heilmaier nicht der Kern des Steins die Wirkung hinaus. Die ruht bei ihm mehr in den Mulden und Schwellungen des Steinmantels. Etliche Male sammelt sich die Kraft im Stein zum Bedeutenden: im Kriegsgedächtnisstein der Nürnberger Heiliggeistkirche, im Kaminstein (St. Georg) vom Schloß Mainberg. — Die ruhigen gebiegenden Darlegungen Lills, die saubere Buchausstattung lassen keinen Tadel laut werden. Gegenüber dem ersten Band der Sammlung, der schließlich mit Kunst nicht eben viel zu tun hatte, kann dieser zweite Band nur empfohlen werden.

Alois Eisen.

Vom tiefsten Brunnen. Von Annemarie Sibbers. (Gedichte.) 1921. Wolf von Kormacht, Verlag, Weimar.

Madonna. Ein Buch der Liebe. Gedichte von Peter Wiemar. 1922. Neuenhof-Verlag, Wiesdorf a. Rh. 11 Mark.

Einkehr. Stille Gedanken für gottsuchende Menschen von M. Aria. 1920. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Geh. 2,50 Mark.

Christus spricht. Von Elise Promnik. Mit Federzeichnungen der Verfasserin. Verlag Franz Goerlich, Breslau. 6 Mark, geb 9 Mark.

Ein seltenes, reiches Gefühl überkommt mich, wenn ich nach allzu viel Wust und leerem Schein wieder einmal ein so stilles, liebes, tiefes Buch in Händen habe wie eben dies: „Vom tiefsten Brunnen“ von Annemarie Sibbers. In herben Versen eigenster Prägung gibt hier eine Dichterin Worte der Einfalt und Inbrunst, der Klarheit. Nicht jedes Gedicht des Bandes ist Erfüllung: Bilder wie „Oberstunde“, darin neuer Gedanken Wucht jeglicher Formung Starrheit zerbricht — Träume wie „Einer Toten“, darin sie seltsamer Erinnerung Weihe gibt —, finden sich nur vereinzelt. Doch ist auch des übrigen Gehalt Reichtum schon und Verheißung, ob in ganzem Verstehen die Künstlerin sich einfühlte in heimliches Leben fremden Geistes, oder ob sie als Gaben ursprünglicher Lyrik eigenes Sein in der Verse Rhythmus bannte. Allein der Formschöne wegen — die an sich schon Zeichen der Kunst ist — kann ich der Sammlung gänzlich zustimmen.

Auch Peter Wiemar ist dichterische Begabung, zweifellos. Und gegen seine Verse, die einzig nur die „Liebe“ besingen, d. h. bei ihm also Innenlust, könnte man in ihrer Art — rein ästhetisch betrachtet — nichts Grundsätzliches einwenden. Eines aber muß mit aller Schärfe beanstandet werden als durchaus unkünstlerischer Zug: daß Wiemar zu seinen Versen der „Liebe“, der rein vitalen Kunst, Symbole entlehnt aus dem tiefen Mythos, der um die Jungfrau und Gottesmutter Maria sich rankt. Begriffe wie „Rosa mystica, Regina coeli, Immaculata“ sind denn doch unserem Empfinden zu heilig und rein, als daß sie erotischen Gespinnstheiten der vorliegenden Art zu willkommenem Vorwurf dienen könnten. Ich will das Wort Blasphemie nicht gebrauchen: Das wäre dem Wert und der Wirkungsmöglichkeit des Büchleins zu viel der Ehre getan.

Von den mir vorliegenden beiden Gedichtbüchern religiösen Inhalts ist das erste: „Einkehr“ von M. Aria nur harmloses, traditionelles Gereime. „Gottsuchende Menschen“, denen der Titel die „stillen Gedanken“ des Hefes bestimmt, werden schwerlich in Seelenstimmung sein, diese süßliche Frömmelie als ihres Ringens und Sehnsens Gestaltung hinzunehmen. Wenn die Verse, bei der Verfasserin Pensionats Erinnerungen, in der Truhe geblieben wären, hätte die deutsche Literatur einen nicht allzu herben Verlust erlitten. Diese „Einkehr“ nämlich hat mit Kunst nichts gemein.

Mit letzterem ist Elise Promnik's Buch: „Christus spricht“ keineswegs in Vergleich zu setzen. Die Dichterin versucht in diesem ansprechenden Werk, ihres und unseres religiösen Bekenntnisses zusammenfassende künstlerische Darstellung zu geben. Daß ihr dies restlos gelungen wäre, muß ich verneinen, so hoch ich auch einzelne dieser Gefänge einschätze. Was Christus, dem Erlöser und großen Liebenden der Menschheit, hier in den Mund gelegt wird, ist nicht die Sprache des Gottmenschen, wie sie aus dem hehren Wortgefüge der Evangelien uns vertraut. Mancher Abschnitt des Buches bringt ein verheißendes Wort oder einen mahnenden Spruch, dessen Deutung wieder und wieder variiert und verwässert nur sich uns bietet. Im übrigen aber ist die künstlerische und ethische Höhe der Dichtung rühmend hervorzuheben. Schon die Form ist bemerkenswert, die sich auf gehobene Prosa — freiem Rhythmus zuweilen sich annähernd — beschränkt. Die von der Verfasserin selbst zwischengefügten Federzeichnungen geben dem ganzen Stimmungsgehalt einen schlichten, anspruchslosen Rahmen.

Hermann Müller-Blessem.

Steiner, Dr. E.: Theodor Storm. Eine Darstellung seiner menschlichen und künstlerischen Entwicklung. Basel 1921. Wepf, Schwabe u. Co.

Bei der Reichhaltigkeit der Storm-Literatur ist ein neues Buch über das Gesamtwerk Storms in gewissem Sinne ein Wagnis. E. Steiner wollte den Versuch machen, die Bedeutsamkeit der Geschehnisse in den Werken des Dichters herauszuarbeiten und einen Einblick in das Wesen und Werden der Dichterpersönlichkeit zu geben. Der Versuch darf als gelungen bezeichnet werden. Es wird gezeigt, wie sich Storms Genialität vor allem in der Stärke und Plastizität unmittelbarer Seelenoffenbarung zeigt, deren der Dichter bis ins Greisenalter fähig war, wie sein Genius ihn gerade auf den Weg des Intimen und Tiefen wies und er auf diesem Gebiete Großes geleistet hat. Aus dieser Genialität ergibt sich denn auch seine künstlerische Beschränktheit; er ist der Dichter der Heimat, der Liebe, des stillbürgerlichen Lebens. Den Freunden Stormscher Muse darf das Buch warm empfohlen werden.

Dr. Th. R.

Mitteilungen



Stimmungsbild der Bühnenvolksbund-Tagung in Hannover (Mai 1922) / Von E. L.

Ein Stimmungsbild? Eigentlich sagen die Zeitungen ja alles.

Für den Begrüßungsabend hatte sich der vorbereitende Ausschuß die intim wirkenden Säle des „Königlichen Hofes“ ausgesucht, wo sich am Freitag abend der Kreis der Vertreter zusammensand. An kleinen Tischen bildeten sich bald zwanglos kleine oder größere Gruppen. Nach der herzlich anmutenden Ansprache des hiesigen Obmannes, Herrn B. Endlers, war bald der Bann gebrochen, der anfangs die Gäste noch zurückhalten ließ; es wurden Bekannte begrüßt, neue gefunden. Aus aller Munde sprach einhellig der Wunsch, einer Organisation weitere Festigung und Kraft zu geben, daß sie als unübersehbarer Faktor in Kultur und Gesetzgebung unseres Vaterlandes stehe. Betonten die einen mehr die deutsche Idee, so die anderen die christliche. Klang die erstere Forderung besonders stark und zu Herzen gehend aus den Kreisen der Grenzgebiete, so der Wille der Abwehr gegen entstellende Wirkungen der Bühne mehr aus dem inneren Reichsgebiet. Ein dringender Appell an die in sicherem Besitz stehenden Deutschen kam aus Ost und West — und schließlich klang die wachsende Freude, endlich einmal „unter sich“ frei und ungezwungen sich erschließen zu können, aus in dem Liede: Deutschland, Deutschland über alles . . .

Der folgende Morgen versammelte Mitglieder und Freunde im alten gotischen Saal des ehemaligen Rathauses, ein Ort, ganz dazu angetan, aus alter Blütezeit der Städte sich anregen zu lassen. Schade, daß der an sich so stimmungsvolle Raum mit der schönen Holztäfelung am Rednerpult durch geschmacklose Kulissen und Vorhänge so verunstaltet war. Scheinrat Dyroff, dessen charakteristischer Kopf mir bereits am Abend vorher aufgefallen, eröffnete die Sitzung mit gewählten Worten, worauf eine Fülle von Rundgebungen von Behörden und Vertretern das Unternehmen des Bühnenvolksbundes begrüßten. Bald sah man auch den Generalsekretär des Bühnenvolksbundes, Herrn Gerst, der schon am Abend vorher rege Fühlung mit den verschiedenen Landessekretären genommen hatte. Auch jetzt war er nicht minder beschäftigt, und bald stand er am Rednerpult. Er wußte die Notwendigkeit und die Schwierigkeiten, mit denen der Bühnenvolksbund zu kämpfen hatte, so eindringlich darzustellen, daß von den Anwesenden, soweit sie den Bestrebungen des Bühnenvolksbundes noch kühl und skeptisch gegenüberstanden, wohl zu der Einsicht kommen mußten, für jeden Gebildeten ist es Pflicht, an der kulturellen Hebung des Volkes in christlich-deutschem Sinne mitzuarbeiten. Muß nicht das Beispiel von Männern aneifern, die sich in der Blüte der Jahre selbstlos für eine Idee einsetzen, zu einer Zeit, wo der Geist des Mammons die Geister in seinen Bann zwängt? Für den leider verhinderten Minister a. D. Stegerwald sprach ein Generalsekretär Otte (Berlin) für die christlich-soziale Angelegenheitsbewegung, für die auch die Bestrebungen des Bühnenvolksbundes einen wichtigen Verbündeten bedeuten gegen den Ritsch und Kinoschund . . .

Die am Abend gegebene Aufführung der „Libussa“ im Hoftheater fand ein vollbesetztes Haus. Doch war Wirkung und Aufnahme augenscheinlich trotz mancher Schönheiten der Bühnenbilder, trotz guter Wirkung einzelner Szenen nicht gleich. Es war kein einfaches Unternehmen, gerade dies Werk Grillparzers dem Ehrenabend des Dichters zu widmen, in dem der Bühnenvolksbund die Grundrichtung seines Wollens — christlich-deutsch, verkörpert findet. Ich empfand die Aufdringlichkeit der körperhaft wirkenden Wirklichkeit stellenweise zu hart gegenüber der Feinheit und auch der Verhülltheit mancher Stellen der Dichtung.

Die akademische Feier am nächsten Sonntag enttäuschte wohl allgemein. Schon der verhältnismäßig geringe Besuch ließ das Bewußtsein einer Festversammlung nicht recht wach werden, und das Ausbleiben verheißener und erwarteter Gäste trug nicht zur Hebung der Stimmung bei, trotzdem Scheinrat Dyroff sein Möglichstes tat, um uns den Menschen Grillparzer als nicht nur Österreicher, sondern als Deutschen im schönsten Sinne des Wortes zu zeichnen, in dem christliche Gemütsstiefe und ideales Streben sich vereinigten . . . Der Dichter Herwig entwarf in kurzen Strichen das Bild eines innerlich starken Menschen, während Dr. Saladin Schmidt, Theaterintendant aus Bochum, in ihm besonders den Theatraliker sehen wollte.

Von der am Montag morgen stattgehabten geschlossenen Sitzung, an der ich nicht teilnehmen konnte, hörte ich, daß sie sehr angeregt und anregend verlaufen sei. Insbesondere der Begriff „christlich“ habe eine sehr verschiedene Interpretation in bezug auf die Richtung des Bühnenvolksbundes gefunden; begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie verschiedenartig die Einzelgruppen im Bühnenvolksbund sind. Fand zwar diese Seite des Programms verschiedene Auslegung, so war man sich doch darin einig, daß die Betonung des Christlichen überhaupt wie die des Deutschen keinesfalls zugunsten eines *l'art pour l'art* von Ästheten beiseite geschoben werden dürfe . . .

„Literaturleben in Oesterreich“. Im „Neuen Reich“ Nr. 35 erzählt Universitätsprofessor Dr. Dehl sehr anregend von der Lebensarbeit Richard von Kralitz. „Das katholische Deutschland und das ganze katholische Deutschland schätzt in Kralitz nicht nur den großen Schriftsteller, sondern auch den großen Charakter. Die Dienstagabende (im Hause Kralitz) sind vollkommen frei für jedermann zugänglich, für Freunde, Fremde und Feinde. Es bedarf keiner Einladung: wer kommen will, ist willkommen. Auch die Debatte, die sich nach dem Vortrag des Hausherrn entspinnt, ist jedermann freigestellt. Manchmal kommt es zu hitzigen Redeschlachten, an denen man eine helle Freude haben kann. Arbeiter, Studenten, Professoren, Kaufleute, Priester Einheimische und Fremde, sie alle können Zuhörer und Mitredner in dieser zwanglosen Akademie sein. . . . Seit fast vierzig Jahren steht Kralitz als Schriftsteller in der literarischen Öffentlichkeit und die Zahl seiner Bücher ist ganz erstaunlich. Sein bloßer Name ist ein ganzes Programm und sein Schaffen als Dichter, Ästhetiker, Musiker, Philosoph, Kritiker und Historiker ist unmöglich aus der deutschen Kultur des letzten Menschenalters wegzudenken.“

Dante in Korea. P. Andr. Edardt, O.S.B., Mitarbeiter am „Graf“, teilt uns aus Wonsau (Korea) mit: „Dantes Göttliche Komödie ist nun auch ins Japanische übersetzt worden, von Heiden bzw. von Buddhisten. Auch in der kaiserlichen Universität in Tokio fand eine zahlreiche besuchte Danteseier statt. Hier in Korea veranstaltete ich selbst am 15. Dezember 1921 eine kleine Danteseier in der katholischen Mission, die von mehreren hundert Koreanern, Katholiken, vielen Heiden und Protestanten besucht war. Es waren drei Vorträge mit Deklamationen und Gesang. So wirkt Dante selbst als Missionar.“ Wir hoffen, bald von P. Edardt interessante Arbeiten über Literarisches aus seinem Wirkungsgebiete den „Graf“-Lesern vorlegen zu können.

Ein Roman-Preisaußschreiben. Vor einem halben Jahre erließ die Verlagsbuchhandlung Herder u. Co. zu Freiburg i. Br. ein Preisausschreiben an katholischen Schriftsteller, worin neben kleinen Preisen zwei Hauptpreise auf wertvolle Romane gesetzt waren. Heute erhöht, den veränderten Verhältnissen Rechnung tragend, der Verlag die Preise wesentlich: den ersten Preis von 25 000 auf 50 000 Mark, den zweiten Preis von 22 000 auf 30 000 Mark, die kleinen Preise, die lediglich als Trostpreise gedacht sind, von 1000 auf 2000 Mark. Die Vorbedingung, daß nur (noch nirgends veröffentlichte) Werke von großer Lebensfülle und bedeutender dichterischer Form in Frage kommen, wird besonders betont. Die Einsendungsfrist läuft am 31. März 1923 ab. Anfragen beantwortet der Verlag.

Johannes-Fastenrath-Stiftung. Der Stiftungsrat der Johannes-Fastenrath-Stiftung in Köln hat aus den zur Verfügung stehenden Stiftungsmitteln Schriftstellern und Schriftstellerinnen Ehrengaben im Gesamtbetrag von 15 000 Mark bewilligt. Es erhielten Ehrengaben: Sophie Hoehstetter, Rudolf Huch, Paul Kornfeld, Friedrich Seebrecht, Leo Weismantel.

Anthroposophie. Vor einiger Zeit hat ich einen tüchtigen Kenner der Anthroposophie und einen feinsinnigen, die moderne Seele verstehenden Mitarbeiter um einige Artikel über diesen Gegenstand. Die Antwort lautete, alles wolle er gern tun, aber hiermit möchte ich ihn verschonen. Das Studium der Quellen habe ihm eine solche Bodenlosigkeit des „Wissenschaftlichen“ auf diesem Gebiete enthüllt, daß er sich fernerhin nicht mehr damit abgeben könne. Das sollten sich doch alle gesagt sein lassen, die Steiner seine Säle füllen, nachdem obenrein noch bekannt ist, daß diese ganze Unternehmung fast zu einer rein geschäftlichen Angelegenheit geworden. Ein Mediziner erzählte mir, daß es in Süddeutschland eine Fabrik gebe, die eine ganz neue Art von Heilmitteln herstelle. Der Anthroposoph nimmt bekanntlich verschiedene Seelen an, teils halb körperliche. Natürlich sind an diesen neuentdeckten mythisch verhüllten Körperteilen allerhand ebenso mythische Krankheiten nicht ausgeschlossen und natürlich läßt sich auf diese Erkenntnis eine ganze neue Industrie aufbauen, die um so reicheren Absatz erzielen wird, da sich der Wunderdoktor an eine Eigenschaft im Menschen wendet, die uralte ist und wohl bis zum Ende der Welt dankbarstes Spekulationsobjekt bleiben dürfte. Wir können vor der gesamten Literatur der Anthroposophie nur warnen — einige gute Gegenschriften sind im „Graf“ gelegentlich besprochen worden — denn diese Lehre züchtet Sekten schlimmster Art um so erfolgreicher, weil sie einen Teufel mit solchem Lärm austreibt, daß man darüber gänzlich überhört, wie sieben andere dafür wiedertöhen. Gewiß wird Geistigkeit und Ästetik gepregelt, aber eine, die in vielen Fällen schönsten Familienglück einfach zerrüttet hat. Wollten doch wenigstens die Katholiken, deren Religion so weite Einblicke in die jenseitige Welt gibt, sich von einer Bewegung fernhalten, die im schärfsten Widerspruch steht mit unseren Grundanschauungen.

F. M.



Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Sechzehnter Jahrgang * Heft 11 * Essen, im August 1922

Gaufende Tenne

Gaufende Tenne, hochgezimmert,
Wenn Sturmwind flattert um deine Balken,
Oder der Gerten Takte,
Lanzend über die Garben,
Donnert an deinen First!

Kammer des Erntefegens,
Speicher des Lebens,
Oft schreit ich hinaus auf den wehenden Göller.
Gelehnt an das hohe Gestränge,
Lausch ich hinab ins Tal.
Dampf hallt die Diele
Melodischen Gang. Wärme strömt,
Duft vom gewaltigen Heustock.

Gaufende Tenne, Haus meines Lebens,
Einst dröhnt
Der Väter Schritt durch deine Höhe
Und der Sturmwind bläſt
In schmetternde Todeshörner
Mächtig zum Abschied.
Ich wandle ein letztes Mal die Treppe hinauf
Auf den Göller und grüße dich:
Gja, Heimat, leb wohl!

Josef Georg Oberkofler.

Radikalismus und Reise

Von Friedrich Muckermann, S. J.

Radikal, endlich haben wir das Wort gefunden. Radikal! Sind wir schon Deutsche, wir wollen es ganz sein! Sind wir Christen, morgen erfüllen wir die Bergpredigt ... Nein, heute noch! ... Radikal, weg mit der Halbheit! Weg mit den Kompromissen! Gerade Linie! Gegen den Strom! Kommando: Auf's Ganze! Jawohl: Katakombenchristentum. Großstadtheilige! O, wir werden die Masse „entmassen“! Wir ... weil wir wollen ... was der Mensch will, das kann er auch!

Ich wurde mit begeistert. Und dieses Radikal; man denke es sich, als ständen drei und mehr scharfe, rollende Rrrrr ... am Anfang, und das aal am Schluß, es hatte schon die Kurve einer Flachbahngranate über Paris weg.

Ich lausche weiter: Reise? Wer sagt Reise? Na, der reise Goethe war doch schon ein ältlicher Herr ... Reise? ... Nächstes Stadium heißt Fäulnis ... Reise? Alles Klassische ist nun einmal langweilig! Reise? ... Wird schon kommen; aber guter Wein will gärenden Most

Stimmen schwirren hin und her. Von Jugendlichen und von Alten, die noch jung sind. Menschen springen auf und fauchen wie eine Maschine vor der Ausfahrt: Nur los! ... Wohin? Egal! Und Stimmen, als sanfter Ton in die Pausen fallend: Leben braucht Stille. Kleine Kreise! Geschlossene Birkel! Nein, Gemeinschaft! ... Ja, ja Gemeinschaft Übermorgen beginnt die liturgische Woche ... Ja, aber erst Exerzitien! ... Da, wie ein Tubaton: A u t o r i t ä t! ... Und ein Vergnügter singt: Freiheit, die ich meine ... In den Schluß des Liedes: Es lebe der katholische Mensch! ... Ja, der katholische Mensch ... es flüstert jemand innig wie ein Mystiker. Und die neue Lebensform! ... Wir müssen sie schaffen! ... Nein, sie muß werden ... S e i n schlechthin ... Alles muß werden, wir machen nichts, Kameraden.

Und vor allem keinen Zins mehr nehmen. Bodenreform!

Habe das alles so durch die Tür mit angehört. Nun soll ich auch reden. Die Radikalen schauen mich feurig an: Gewiß, einer von uns! Das gibt ja immerhin Mut ... Bloß das? ... Einige tiefe Augen saugen sich in meine Seele

Mystische Verwandtschaft

„Nun gut, ich will ein paar Worte sagen.“

„Aber w a h r h a f t i g! Eine wahrhaftige Rede!“

„Ja, wahrhaftig.“

Grüß Gott, Kameraden! Nicht eines von den Worten, die ich hier gehört habe, kann ich lächerlich finden. Ich glaube durchaus an den Ernst dieser Parolen, und warum? Weil Menschen dahinterstehen, die diesen Worten ihre Seele geben.

Überhaupt höre ich hier keine Worte, ich höre nur das Emporbrausen eines ganz neuen, starken, aus tiefster Natur, aus heiligsten Ahnungen hervorbrechenden Lebensgefühls.

Es muß sich ja äußern in Worten, die wie Gegensätze widereinander schreien. Denn nicht aus Sättigung kommt uns das Neue, sondern aus Entbehrung. Erfüllung ist bei Gott, dem ewig alten und ewig jungen. Sehnsucht aber ist der Menschen Teil, deren Herz nach Gott verlangt. Nun ist Menschensehnsucht vielfältig wie die Menschen, und so ist mit dem Menschen die Tragik gegeben, daß einer wider den andern sein kann, und doch beide eine große Sehnsucht haben. Aber zugrunde liegt all dem dennoch die gleiche Not, und in tausend Zielen ist doch bei allen das gleiche Unendliche.

Begrüßen muß ich eines: Die es erfasst haben in den letzten Jahren, nachdem der Krieg die Seelen aufgewühlt, in denen keimt dieses neue Samenkorn großer Erkenntnis; die es erst gewahr wurden in unbestimmter Ahnung und dann in klarerer Deutung, sie haben doch nun alle die gemeinsame Wurzel erkannt. Sie haben wie Freunde einander betrachten gelernt, das Schöne voneinander nachgeahmt, und so wächst aus dem Chaos, in dem Gleiches sich zu Gleichem findet, ein neues Gebilde, getragen von Kräften, die sich schon willig zur Form ordnen.

Zwischen Radikalismus und Reife scheint eine Spannung zu sein. Freilich liegen diese Pole weit auseinander. Doch, meine Freunde, es war ein Unterschied zwischen dem Chaos, das im Philister endete und, sagen wir einmal, der Gärung, aus der ein Goethe hervorging. Schon sind mir junge Weggenossen begegnet, bei denen ich deutlich fühlte: Hier ist ein Chaos, das Reife werden will, das schon im Brodeln die neuen Formen seiner Zukunft ahnt.

Wenn ich aber hindeuten darf auf das letzte Geheimnis, das mir den Glauben gibt an dieses Neue und doch kernig Alte, so ist es dieses:

Ihr geht auf das Ganze. Ihr dringt durch den Leib in die Seele. Alles erwartet ihr von innen und wollt euch nicht begnügen mit dem Arabeskenwerk von außen. Daß ihr dies Geheimnis ahnt, das macht euch reif in meinen Augen. Man hat es hundertmal gesagt, und ein Zeittkenner wie Wilhelm Michel hat es noch jüngst mit schneidender Schärfe wiederholt, daß der Mensch versagt hat. Daß es nicht helfen kann, Einrichtungen zu bessern, solange der Mensch sich nicht bessert. So wollt ihr denn an eurem Menschen bilden, und indem ihr die Seele formt, bringt ihr natürlich auch Ordnung in die Einrichtungen. Wie mancher Sturm und Drang stürzte sich vorzeitig auf Außenwerke. Man rief nach neuen Staatsformen, nach starken Armeen, nach anderen Erziehungsmethoden, und man vergaß darüber, daß schließlich im Politischen, Wirtschaftlichen und Pädagogischen und was immer es sei, die Form das Zweite ist, der Mensch aber, der darin wirkt, das Erste.

Daß ihr dieses erkannt, das gibt euch eine Reife, die sich mit wahren Radikalismus wohl verträgt. Es ist ja eigentümlich für jenen Radikalismus, der nicht auf die Barrikaden steigt, sondern in die Tiefen der Seele, daß er sich ähnlich gestaltet dem Element, in dem er wirken soll. Die Seele formt man nicht von heute auf morgen. Tugend ist Übung, und Übung braucht Zeit. Im Seelischen, wo ihr es ja im ganzen Ausmaß der Innenwelt nehmt, schafft auch das Göttliche. Wer aber mit Gott arbeitet, wird erfüllt von der großen Ruhe seines Schöpfers. Andächtige Ehrfurcht geht da Hand in Hand mit rüstiger Arbeit. So werdet ihr gedrängt auf die Spuren der Heiligen, deren Kraft durch keinen Radikalismus übertroffen wurde und die doch nicht selten in der Jugend schon reif waren.

Freunde, ich erinnere mich, wie ich einmal einem sehr fähigen, ganz innerlichen, schon in den späteren Mannesjahren wirkenden, so recht wohlwollend veranlagten Menschen sagte: „Herr Oberbürgermeister, wissen Sie was? Ich werde einmal anfangen, so ganz im Ernste die Bergpredigt zu verkünden.“ Nie im Leben vergesse ich den Blick, den mir dieser Menschenkenner in jenem Augenblick zuwarf. Er war so schräg herüber, so leise blinzeln in Güte, Wissen und Humor: „Das lassen Sie man lieber bleiben!“ Kameraden, ich danke es auch euch, daß ich es nun doch nicht bleiben lasse. Aber freilich

Ihr habt erwartet, ich würde von Jugendbewegung und Literatur sprechen. Habe ich es nicht getan? Wer Dichter und geniale Schriftsteller erwecken wollte, der wünschte teils Unmögliches, teils arbeitete auch er ja für die Peripherie. Denn auch hier steht im Zentrum der Mensch. Werden wir bessere Menschen haben, so werden die Dichter unter ihnen auch bessere Dichter sein, denn immer sollten mit überragender, fruchtbarer Poesie auch verbunden sein Wahrhaftigkeit und Seelengröße. So will es wenigstens unsere deutsche Art und Ehrlichkeit. Das Echo aber, das diese Dichter in den Herzen wecken, wird sie von neuem zu noch Größerem begeistern. Nur die besseren Menschen werden die schöpferische Gemeinschaft der Zukunft bilden.

So ergreift denn mit eurem Feuer unser Volk. Laßt den deutschen Menschen größer werden. Wenn wir es dann erreichen, in diesem edlen Wettkampf der Völker die Palme zu gewinnen, dann, meine ich, haben wir erst das volle Recht, zu singen: Deutschland, Deutschland über alles . . .

Kann sein, daß wir es dann weniger radikal singen werden, wohl aber ehrlicher und inniger.



Gespräch mit dem Strome

Geisthaftiges Geblüt sind deine Wogen
 Und Gottes Blick ist in den Glanz gesenkt,
 Den dein Gefäll verklärt ins Finstre lenkt.
 Ein flehendes Geseufz gefangner Winde
 Sind dir die Tage und du stürmst geschwinde
 Vorbei am Trümmerstrand der Erdenjahre
 Ganz ohne Wanderziel ins Wunderbare.
 Da tappst du taumelnd ein Getümm hinan
 Und schwellst den Rumpf vor Ruhm und Hoffart an,
 Dort wieder schäumt du schwer von Leidenschaft
 Und rollst dich prahlend auf und springst im Bogen.
 Stracks reckst du aus den Krümmungen der Wogen
 Dein Rückgrat markig hin und birgst die Kraft,
 Des Wirbels Grimm von dir zu lenken.
 Jetzt wieder stürzst du dich um Wandungen
 Aus bröckelndem Geblöck und voll vom Geist
 Des Ursprungs und des Großen, erdlos Wahren
 Erdröhnt aus deines Grolles Brandungen
 Ein brausender Triumph des Herrn und reißt
 Dich in den Urborn alles Irdischbaren.

Ferdinand Mayer.

Der Spiegel des Dr. Faustus

Legendäre Erzählung aus dem Leben Karls V. / Von M. Herbert

Non clamor sed amor

Non cordula sed cor.

(Alter Spruch über dem Regensburger Domchorgestühl.)

Auf der Heid zu Regensburg, dem weiten hallenden Turnierplatz, brach in grauer Zeit Ritter Dollinger die Lanze mit dem frechdreisten Hunnen Krato.

Dollinger besiegte den Hunnen, wie das Licht die Finsternis besiegt. Auf der Heid' steht und stand das Thunerhaus „Zum goldenen Kreuz“, die Kaiserherberge in den Zeiten der Regenspurger Reichstage. Ist ein uralt „Furnemb“ Kastell, heroisch trägt es die Sinentrone.

Machtvoll, breitpurig, kriegerisch, selbstherrlich überragt es Patrizierbau und Geschlechterhaus. Drinnen weite Gasse voll Fürstenpracht. Unter breiter seidener Liegerstatt der wappengestickte Betthimmel, von gleißendem Goldbrokat befranzt, pfundschwere Quasten. An den Wänden erzählen kostbare flandrische Teppiche die Geschichte der schönen Esther, erzählen in einem Atem von Dido und Aeneas und die traurige Mär vom tapferen Tristan und der schönen Isolde. Sie erzählen es auf Spruchbändern, welche den Lippen der Gestalten auf den Webereien entquellen.

Geschichte und Sage wirbeln durcheinander, Lachen und Weinen, heiße Liebe und grausame Unmenschlichkeit; die üppige Lagidentochter Kleopatra sitzt mit Marcus Antonius zur Tafel und führt mit übermütigem Lächeln den Becher an die Lippen, in dem sie die Perle aufgelöst hat, die ein königliches Vermögen bedeutet. Semiramis lustwandelt auf ihren hängenden Wundergärten, Alexander hält Hochzeit mit Roxane, und Agrippina überfährt mit bäumendem Gespann den Leichnam ihres Vaters. So reden mit tausend Gleichnissen die Toten in das Leben hinein und warten auf ein williges Ohr. Auf goldenen Tischen kunstreiches Gerät. Leuchter und Kästchen mit Intarsien aus Limoges. Blaue Wundervögel auf schimmerndem Gezweig. Apfel der Hesperiden, Tiere mit Menschengesichtern, Schwäne mit verschlungenen Hälsen, geflügelte Fabelwesen, romanische Drachen.

Im weiten Hofraum des Gebäus Stallung für Hunderte von wiehernden, stampfenden Rössern. Rede Troßbuben, Köche, Mundschenke, Bäcker, tausend Diener und Dienerinnen, hohe und niedrigere Beamten begleiteten den mächtigen Herrscher der Welt, in dessen Reich die Sonne nicht zur Rüste ging.

Alle wollten gute, gebührende Unterkunft nach ihrem Rang. Klöster und Stifte heraus mit euren besten Betten! Holt aus mächtigem braunem Eichenspind Leilach und Flaumdecke. Gebt gepolsterte Armstühle und schön geschwungene Tische, gebt silberne Humpen und Becher, kupferne Rastrollen und Pfannen. Haltet das Röstlichste nicht zurück, denn die Stadt quillt über von Fürsten und Herzögen, Grafen, Edelleuten und adeligen Damen, von geistlichen Würdenträgern in Purpur und Schleppe, von Magistern und fehdelustigen Gottesgelehrten.

Die alte Reichsstadt steht wieder im Zeichen des Religionsstreites. Wieder wird es im hohen, wappengeschmückten, getäfelten Reichsaal heißen: Sie Papst — sie Luther! Es geht her wie zu den Zeiten des Kaisers Sigismund, da der Magister Huß ihm zu schaffen machte. Wieder werden die Theologen mit erhitzten Köpfen lateinisch disputieren und aus der ewigen, unverrückbaren

Weisheit ein Menschengespiel und Gespött machen. Der Geist Machiavellis geht um: hinter dem Streit um das Göttliche grinst die Larve des Mammons, lauert das haßerfüllte, unersättliche Mein und Dein.

Die Streitenden haben ganz vergessen das selige Wort, das Johannes Evangeliste sprach, als seinem Alter nichts blieb als die Erinnerung des Rastens an Christi Brust: „Kindlein, liebet einander.“

*

In den engen, verwinkelten Gassen Regenspurgs geht rastlos aufregend, aufreizend die Werbetrommel für des Kaisers Heer. Drum — drum. Reiterleben! Lagerleben! Der Lug von Freiheit und Ungebundenheit lockt viel junges Blut. Fern grünt schon der Heideplan, den es rot färben soll mit der Kraft seiner Jugend. — Drum! Drum! Menschentnäuel! —

Spanisches Gesindel raucht mit Vlamen und Kroaten, Welsche liegen sich in den Haaren. Babylonisches Sprachgewirr! Immer knüpft der Profoß einige von ihnen an die Bäume der Donaulände. Diebe, Mädchenschänder! Kurzer Prozeß. Kriegerrecht. Im Handumdrehen ist's geschehen um einer Mutter Sohn. Drum! Drum! Es wimmelt in der stillen, verträumten Stadt von ausländischer Soldateska. Frauenehre ist denen billiges Gut. Regenspurg ist ein fremdartiges Bilderbuch worden. Der bunte Helmbusch des ungeschlachten deutschen Landsknechts weht neben dem der spanischen Hakenschuken, Pfeifer und Trompeter geben keine Ruh. Und immer schreitet durch das Gewühl der riesige Profoß im Scharlachwams. Sein Teufelsgesicht wird zum Kinderschreck. Auf der Haid vor der Kaiserherberge darf kein Schwert entblößt werden, solange der fünfte Karl im güldenen Kreuz residiert. Wer's wagt, dem geht's an Leib und Leben. Rings um die gewaltige Freiheit sind welsche Goldarbeiter gesiedelt, Genuesen, Florentiner, Venetianer. Sie bieten gleißende Armspangen und Herzen als Anhänger feil, Perlenbänder für weiße Nacken, güldene Filigranfränzlein für schöne Stirnen. Jede Herzbegehr lebensfreudigen Weibes, das sich für den Erwählten ziert.

Da funkeln im Ringlein für Feinslieb: Demant, Opal, Hyazinth, Smaragd und Topas im farbigem Feuer. Kunstvoll geschnittene Blutsteine — lateinische, italienische, französische, spanische Wahlsprüche darin: Fidélitate, Esperanza, Immortalité, Je t'aime, Donne-moi ton coeur! Dolce amore. Starke Worte — hinter denen das kleine schwache Leben steht mit all seiner Untreu und Vergleßlichkeit. Die Großen lassen hier ihre Dukaten springen und der Soldner, den der Werbetaler juckt, trägt dem G'spuß eine Ketten heim.

Liebe lebt von Geschenken. Ist alleweil so gewesen, wird alleweil so sein.

Lus! Trommeln und Drommeten! Hellstimmig quirrelierende Flöten und Pfeifen, jubelnde Zurufe. Das Rauschen von tausend Füßen, das Raunen von tausend Stimmen. Hell sprüht das Feuer vom Stein unter den Hufen mächtiger, reichgeschirrter Köffer: Purpurschabraken mit Gold verbrämt. Kostbares Baumwerk. Ein Wall spanischer Lanzen starr, unüberwindlich.

Hoch über dem Gewühl schwebt die Kaiserstandarte zwischen den Siebelhäusern der engen Rathausgasse.

Buntes Gepränge, wohin du schaust, Orange und Inkarnat. Unerhörtes Farbenpiel. Augenfest, Augenfreude, Augentrunkenheit! Tage des Sizian und des Tintoretto, Zeit üppigsten Aufwandes. Köstliche Pferde und Hunde, köstlicher Schmuck und köstliche Kleider gelten alles. Farbenstreit, Farbentriumph, Farben-

versuchung. Mit lautem Geschrei prallt das heraldische Rot und Blau aufeinander. Dazwischen ein sanfter Schimmer von Silber und matt verschwimmen dem Grün, ein träumerisches Violett. Alle Töne orientalischer Seide und stumpfen ernsten Sammets. Die Federn machen den Vogel! Es ist ja die Zeit, da Herrenleute ihre Güter, Wiesen, Äcker und Mühlen auf dem Leibe tragen und verschleifen.

Der Quinte!

Rings um die scharlachne, goldbefranzte Sänfte der Majestät stolze Herolde, gebläht vom Selbstbewußtsein: die Sieger der Welt. Ihre Wappenröcke sind gestickt mit der Devise Karls V.: Plus ultra! Immer weiter — immer höher hinauf! Sie tragen hocherbaben des Kaisers erwähltes Lebenssymbol: die silbernen Herkulessäulen, die aus brandenden Wellen schlank und fest aufragen. Das heißt: Nichts wird meine Überzeugung erschüttern! Felsenfest der Glaube an meine Sendung. Gerade mein Marsch aufs Ziel. Meine Macht steht gegen alle Umtriebe. Komme was wolle, es findet mich bereit!

Um des Herrschers Sänfte ein Gewoge von Dienern, Pagen, Läufern und Trabanten, von Hofchergen und Beamten; dazwischen groteske Mißgestalten, Zwerge und Zwerginnen, die Welt des Velasquez. Wer zur nächsten Umgebung der Majestät gehört, trägt die kanariengelbe Livrey mit aschfarbener Verbräunung. Auch das hat seine Bedeutung. In alle Genüsse des Lebens mischt sich der bittere Nachgeschmack des Aschermittwochs. Vanitas vanitatum.

So empfindet es die düstere Nachdenklichkeit des Kaisers, des Grüblers, des Wissers um alle Nichtigkeit der Stunde, des Wissers um das eigene Selbst. Taedet animam meam vita mea — Es eckelt meine Seele an meinem Leben. — Die Pfalzgrafen geben dem Quinten das Geleit. Mächtige Herren — mit knorrigen Nasen, großen Backenbärten, feisten Wangen und Augen, in denen der Wein spukt. Die meisten sind dem Martinus Luther zugetan. Übermütig steigen ihre wohlgefütterten, goldgeschirrten Zelter. Der Haber sticht sie, zu lange standen sie im Stall. Helmbüsche leuchten in allen Farben deutscher Gauen. Ein Troß von Obristen und Generalen. Martialische Gesichter, rühmlische Narben, niederländischer Adel, spanischer Adel, blasse, lange Grandengesichter, wie aus den Bildern des Greco geschnitten. Vornehm lächelnd reitet der Kanzler Granvella neben der Sänfte seines Herrn. Er ist die rechte Hand, das zweite Gehirn des Kaisers. Niemand weiß so fein zu lächeln und so fein zu schmeicheln als der kluge Schüler des Machiavelli. Die Sänfte wird vor dem Kreuzportal niedergesetzt, die Diener öffnen den Schlag. Vorsichtige Hände heben die Hermelindecken von den steifen Knien des Kaisers. Müde, mühselig und langsam entsteigt die Majestät den üppigen Polstern. Griesgrämig sein Antlitz. Einer, dem das Leben alles bot — ohne seinen Hunger zu stillen. Auf der Höhe seiner Jahre, seiner Macht schleppt er an der Schwernis seiner Krone. Die Sicht hat ihn in den Krallen, zwickt und prickt ihn, reißt und zerrt an ihm ohne Respekt vor des Kaisers Majestät. Jeden Schritt, jede Bewegung läßt sie sich teuer zahlen.

Was tuts? Der Quinte hat keine Zeit, krank zu sein. Er ist Atlas, der Riese, welcher das Weltall stemmt, der politische Kopf, welcher die Schicksale der Nationen lenkt und leitet. Das Gehen preßt dem Monarchen einen leisen Wehelauf aus. Er beißt sich auf die Lippen. Ein Herrscher hat nicht das Recht zu seufzen. Wenn er nachgibt, ist er verloren. Ob ihn auch die Sicht lähmt! Plus ultra.

Granvella schaut besorgt in das bleiche, müde Gesicht seines Herrn, und er wagt zu sagen: „Majestät verlangen zu viel von sich. Majestät sollten sich für einige Tage Rast gönnen. Es frommt nicht, dem Körper jedes Recht zu rauben. *Naturam expellas furci, tamen usque recurret.* Die Sache der Kirche kann kaiserlicher Majestät noch lange nicht entraten. Der Kampf ist erst im Beginnen.“

„Ich bin gesund,“ erwidert Karl mit schneidender Kürze. Er strammt den überschlanken, schwanken Körper, dessen Biegsamkeit er schwinden fühlt, wirft den Kopf in den Nacken, sieht hochmütig, abweisend drein. Wer hat ein Recht, an unsere Schmerzen zu rühren, wenn wir selber sie nicht anerkennen? Unzart ist das Gemüt der Menschen, immer berühren sie Dinge, die unberührt bleiben wollen. Wie Gewitter steigt es auf der hohen Stirne. Und doch, und doch!

Der lichte Junitag macht es offenbar, wie sehr die Majestät gealtert hat. Dahin Anstand und Stolz der königlichen Haltung, dahin der federnde Gang. Schon neigt sich die Schulterlinie unter unsichtbarer Bürde gewichtiger Jahre. In unbewachten Augenblicken sinkt das Haupt müde auf die Brust herab: Es gibt einzepter, das mächtiger ist als das des Quinten, daszepter der Sorge. Ja — wer den Quinten jung kannte, findet ihn traurig verändert; die großen, blauen Augen, das Erbteil Philipps des Schönen, sind nicht mehr. Einst blickten sie mit gewinnender Freundlichkeit. Wohlwollen, Liebenswürdigkeit, Herzensgüte waren sieghafte Mächte. Nun glimmen die Augäpfel matt und fahl, wie vernebelte Sterne, verglommen, verblichen. Der Blick kehrt wie aus weiter Ferne zurück, abwesend, kühl und fremd. Zuviel bittere Menschenkenntnis, zuviel Enttäuschung. Verlöschende Sonnen. So traurig mochte wohl des Quinten Mutter, Johanna von Castilien blicken. Ohne Unterlaß beweinte sie den schönen Gemahl. Vergaß ganz auf das vornehme Römerwort des Seneka: Töte deinen Schmerz, damit er dich nicht töte!

Ja, schon hört Karl V. hinter allem Prunk und Ruhm, hinter Pomp und Schmeichelei die Karfreitagsraffel des Lebens. Halb mit Lachen, halb mit Stel gedenkt er des Schwarms feiler Weiber, der an seine Satteldecke sich hing, als er einzog in die Stadt des heiligen Emmeram und des heiligen Wolfgang, als er einzog über die steinerne Brücke, durch das ragende Tor Heinrichs des Finklers. Das war das gute Recht der Ausgewiesenen. Gelang es nur einen Zipfel von der Schabrake des kaiserlichen Rosses zu erhaschen, dann besaßen sie ihren Freibrief — seinem Söldnerheer zur Lust und zum Verderb.

Erst als der Bischof mit dem Heilthum herantam, ließen die Dirnen von ihm ab. Man konnte solchen Sitten nicht ins Gesicht schlagen, fand man sie auch noch so verächtlich. Man konnte seiner Zeit nicht entfliehen, ob man ihr auch im Geiste voraus war. Wehe den allzu Eiligen! Werden sie doch Fremde und Ferne bei ihren Nächsten. Ob der Quinte auch auf der Höhe seiner Macht steht, ein Selbständiger, der sein eigener Kanzler ist, einer, „der will nit mehr regiert“ werden, so schmerzt ihn doch die Bürde der Würde. Schlichten soll er den ungeheuren geistigen Kampf, der das Reich durchtobt und in zwei Heerlager teilt. Die Blitze des Jovis will man in seinen Händen zünden und zerschmettern sehen. Den Quinten aber überkommen schon Stunden tödlicher Müdigkeit, da seine Seele nur ein Gebet kennt: *Dona nobis pacem!*

Ja, wäre weiland Papst Clemens VII. ein entschiedener Mann gewesen! Er hätte noch den Fuß auf die Flamme setzen können. Nun aber schlugen weder Papst noch Kaiser der Hydra des Religionskrieges die Köpfe ab. Nun war der

geistige Kampf mit tausend weltlichen Interessen verquickt, das Mein und Dein schlug um die seelischen Fragen sein eisern Band.

Der Quinte stand unter dem Portal der Kaiserherberge und schaute mit knappem Gruß auf die ihm Zujubelnden. Vornehm und schlicht wirkte er in seiner engen Tracht von tiefschwarzem Sammet. Er wollte sich leutselig zeigen. Aber sein schwermütiges Auge streifte mit kalter Gleichgültigkeit die Menge und schätzte sie ab: Eine Pöbelmasse, buntschedig, aus aller Herren Ländern, abenteuerliche Vaganten mit Spitzbubengesichtern, Gewinnfüchtige, Glücksritter, Galgenvögel, die dem Teufel aus der Kirm sprangen. Ein Chaos aller Menschenmöglichkeit. Plötzlich kam ein schneller Ausblick und dann eine starke Stetigkeit in des Monarchen Blick. Sein Auge hatte einen Ruhepunkt gefunden. Im Torweg eines benachbarten Patrizierbaus lehnte ein schlanker, in einen langen Mantel gehüllter Mann, welcher die flutende Menge um Kopfeslänge überragte, ernst, dunkeläugig. Er mochte ein Gelehrter sein: Verächtlich mied sein Blick die glänzende Parade. Er maß wohl auch mit anderem Maße als die Leute seiner Zeit. Sein Auge suchte nur den Quinten. Als die Augen der beiden Männer sich trafen, war da ein schnelles Ausfleuchten wie ein großes Erkennen. Langsam nahm der Fremde das Barett vom Haupte und grüßte den Quinten. Seine elfenbeinweiße Stirn strahlte da über das bunte Farbengepränge hinaus. Der Quinte hob aus einem fremden Antriebe heraus die Hand und winkte hinüber, er konnte nicht anders. Und folgte doch so selten noch dem Zug des Herzens.

Da ward der Jubel ringsum betäubend, denn die Menge vermeinte sich dermaßen geehrt. Das Gesicht des Fremden war dem Kaiser wohlbekannt, es übte über ihn einen so starken Zauber, daß es den Kaiser in seine Träume verfolgte. Wohin der Quinte auch zog, nach Rom, nach Mailand oder Gent — immer sah er diesen machtvollen Fremden mit dem wissenden Verächterblick von ferne stehen, als habe sich der an seine Fersen geheftet. Einer, der ihm folgte, ihm zuschaute — gleichsam sein Schicksal mit ihm erlebte und doch seine Gunst nicht suchte, nichts von ihm erhoffte und verlangte. Einer, der alles Tun und Lassen Karls zu prüfen und zu wägen schien — zufrieden oder unzufrieden ausah, je nachdem. Wer war er? — Karls Gewissen? Sein anderes Selbst? Der Doppelgänger seiner Seele? Mühte es sich nicht mit diesem Fremden reden lassen, als ob man zu sich selbst spräche und auf alle ungelösten Fragen eine göttliche Antwort erhielte? Geheimnisvolle Verbindung ist zwischen des Kaisers Majestät und jenem Mann, in dessen Auge der Gedanke so brünstig lodert. Dem ist wohl nichts verborgen, das zwischen Himmel und Erde sein Wesen treibt. Sein stiller Mund erzählt vom Überwinden großer Stürmlichkeit. Ist wohl ein Lebensmeister, wie leicht kein anderer. Wäre Karl nicht die spanische Majestät, eingebunden in den Roder starren Brauchs, geknebelt an nie gebrochenes höfisches Zeremoniell, er hätte sich einen Pfad durch das Volk gebahnt, wäre zu dem Manne hingeschritten und hätte gesagt: „Was willst du von mir? Warum verfolgst dein Blick mich mit rastloser Frage? Warum bist du mir gleich einer Mahnung an den jüngsten Tag? Warum sehe ich dein wissendes Antlitz, wenn ich rastlos auf seidenem Pfühl die Nächte durchwache, von Angst gepeinigt um das Zeitliche und Ewige, das ich nicht in Gleichklang zu bringen vermag. Dann messen mir die vielen klagenden Uhren des alten Regensburg die Stunden zu, die vergehendes Leben sind, und das Rauschen des alten Danubius geht durch die Totenstille wie der Atem des Schicksals.“

Der Quinte konnte nicht gegen seine Fesseln an. Es war eben weit unter seiner kaiserlichen Würde, einen Menschen öffentlich zu beachten, der nichts anderes war als ein Magister oder ein Philosoph. Einer von denen, die uns mitreißen in ihr ungestümes Suchen nach dem Unerforschlichen, in ihren Jakobs-kampf mit dem Unüberwindlichen.

Und doch — selbst in den üppigen, weichen Armen der schönen Blombergerin fühlte Karl V. die unerbittlichen Augen des Fremden auf sich gerichtet mit strengem Richten: „Seelenlos ist der Verkehr! Weshalb betäubst du dich in einer fleischlichen Liebe, die keine Liebe ist? Was kann dieses Weib dir geben? Nur eine Bärtlichkeit, welche dich entnervt, nur ein Gefühl der Schwäche, das dich morgen in der Frühe im dämmernden Dome auf die Knie zwingt.

Herr, sei mir Sünder gnädig. *Mea culpa — mea maxima culpa.* Du suchst deine Heimat am vergänglichen Herzen und wirst nur noch tiefer in eiskalte Fremde gestoßen. Abgründe des Lebens! Stunden der Lust, die Gebärerinnen verzehrender Reue sind! Trostlose, unentschiedene Seele zwischen Himmel und Erde! Schweben zwischen Licht und Finsternis, zwischen Zeit und Ewigkeit.“ Um all dieses Namenlose, Ungreifbare, Niedrige und Gewaltige würde der Fremde wissen. Karl fühlte es! Und der große Hunger nach dem sich Bekanntgeben, dem Verstandenwerden und Verstehen, der auf dem Grunde jeder erwachten Seele lebt, regte sich in ihm. Und doch war in ihm eine große Zurückhaltung. Vielleicht war der Fremde ein Zauberer, mit Kräften der Hölle begabt, ein Diener Luzifers, der den Sterblichen die Früchte am Baum der Erkenntnis anpries, indem er sagte: Ihr werdet sein wie Gott. Aber Karl wies den Gedanken von sich. Hererei, Zauberei wagte sich nicht in seine Nähe. War er doch ihr grimmiger Verfolger.

*

Das war am Jahrestage des Todes der Kaiserin Isabella von Portugal, der geliebten Gemahlin des Quinten. Alle die Zeit über hatte der Kaiser an Franz Borgia denken müssen; der führte in seinem Orden das strenge und hohe Leben eines Heiligen, eines Abgetöteten, Seelischen, und war doch früher ein Weltmann voll Begierlichkeit und Eitelkeit, voll Ruhmsucht und Liebe zu Reichtum und Glanz wie nur einer.

Zum Leben der Seele hatte Isabella ihm verholfen. Als Franz Borgia, der stolze Höfling, die Leiche der Kaiserin in die Königsgruft zu Granada geleitete, sie, die er jung und strahlend vor Schönheit gekannt hatte, mußte er sie vor dem Begräbnis noch einmal rekonoszieren. Der Anblick der Halbverwesten, grausam Zerstörten erschütterte ihn im Innersten, so daß er in die Knie brach und die Hände vors Gesicht schlug. Er, den noch keiner ohne seine stolze Fassung gesehen, war da ein aufgewühlter, weinender Mensch. Der Ernst des Todes hatte ihn überwältigt. Er schwor alles Glück, alle Freude des Lebens ab um des Dios solo basta willen.

Karl dachte mit Neid an den starken Entfager. Ach, wer auch diese reine, gerade Seele besäße, die ihren Blick ohne Schwanken auf ewige Dinge richtet. Wer auch diesen untrüglichen Kompaß im Herzen trüge. Er fände die Sicherheit des Friedens. —

*

Gleich gewaltigen Himmelswegweisern stehen die Türme der Karthause Prüll über dem welligen Hügelgelände, das in Urweltzeiten durch wogende

Fluten des Ozeans geschaffen ward. Die schlanken Türme sind die Beherrscher des weiten Planes. Tief und suchend geht das Geläut ihrer Glocken über Jurahöhe und Donauniederung. Der Quinte liebt die Karthause und ihre Welt-abgeschiedenheit; liebt ihre weittragende dreischiffige Hallenkirche, die Raum hat für die Gebete einer Herrscherseele, der Völkerschicksale anvertraut sind. Hier feiert er das Jahresgedächtnis seiner heiligen Toten in ernster Sammlung. Draußen flattern und wallen wie ungeheures Totenleilach die Donaunebel und spinnen den einsamen Herscher in ihre Traurigkeit. Als er in der dunklen Frühe von seiner Sänfte aus über die Donauebene hinschaute, die in ihrer Verlassenheit froh und schauerte, dünkte es ihm, als ständen am Stromgestad die weißen, riesigen Klagemütter der Sage, welche nächtens die Kleider Verstorbener im Flusse waschen und spülen, auf daß sie in fleckenloser Reinheit erglänzen. Das Erscheinen der Klagemütter aber bedeutet ein großes Völkersterben — Krieg und Pestilenz. Die Seele des Quinten lauschte in die Ferne, vernahm das Zukunftsweinen des ungeheuren Religionskrieges.

Die Karthäusermönche haben ihren Gottestempel mit schweren schwarzen Tüchern verhangen. Sie ehren die Trauer des kaiserlichen Gastes um sein totes Eheglück. Das strahlende Gemälde des Hochaltars verschwindet hinter dem schwarzumflorten Allianzwapen des Kaisers und der Verstorbenen. Die starken, ungebrochenen heraldischen Farben, die goldenen Creste und Kronen grellen aus den Draperien des Todes; laute Fanfaren ruhmvollen Geschlechterstolzes. Alles beherrscht wieder des Quinten Symbol — die Säule des Herkules und das kühne Plus ultra, das an Stelle des zögernden „Non dum“ von Karls Jugend getreten ist.

Der Abt hält das Totenamt unter pomphafter Assistenz. Prunkvolle Silberstickerie glimmert auf dem nächtigen Sammet der Dalmatiken und des Pluviale, Totenschädel und gekreuztes Gebein reden von Vergängnis. Viel hundert Kerzen aus weißem Immenwachs umflammen den gekrönten Katafalk; ihre goldenen Sterne glänzen in die Düsternis des Schiffes. Das Diēs irae enthüllt die Schrecken des Jüngsten Gerichts. Posaunen dröhnen, weckend. Da sprengen die Verstorbenen ihre Grüste und drängen an das warme Herz der Lebendigen. Mors stupebit et natura, cum resurget creatura Judicanti responsura — ruft es in die Seelen hinein. An den Sünden derer, die mit euch lebten, hattet auch ihr Anteil. — Auch nach ihnen wird euch einst der Richter, mit der Goldwage der Seelen, fragen.

Gedenket eurer Verantwortlichkeit, Söhne des Staubs. — Nicht ihr besizet euer Leben; es ist Gottes. Requiem aeternam dona ei, Domine et lux perpetua luceat ei!

Hoch vom Chor herab ein letzter Aufschrei der Geigen und Trompeten, ein letztes verhallendes Schluchzen der Orgel.

Die Mächte des Todes umkreisen den kaiserlichen Beter. „Isabella — fromme, lichte Gefährtin meiner Jugend, meiner besseren, reineren Tage — sei du mir zur Seite, jezt, da mein Fuß auf dem heißen Eisen des großen Lebenskampfes zum Gottesurteil schreitet; jezt, da ich meine Kräfte zagen fühle vor Aufgaben, wie noch kein Irdischer sie gemeistert.“ Ihm ist, als ob Isabella neben ihn sich hinknie, gütig, jung und schön, eine allzeit bereite Mitträgerin seiner Not. —

Die Nacht des Gedenktages verbringt der Kaiser nach alter Gewohnheit im Vorhof der Karthäuserkirche, auch jetzt im Gebete. Er ist ein starker, vertrauender Väter, aber auch ein fröstelnder Mensch. Die Unzulänglichkeiten des eigenen Tuns zermartern ihn.

Da er auf dem spitzen Hopflaster kniete und seine gichtischen Schmerzen heroisch ertrug, richtete sein suchendes Auge sich auf den gestirnten Nachthimmel, der in der Majestät seiner Milliarden von unerforschten Welten wie ein Bild der unbegriffenen Gottheit erschien. Rings die Feierlichkeit ungebrochener Stille — schweigsam und noch vertieft durch das Grillenlied der Felder und den rassenden Uhrenschlag der Karthause. Der Quinte fühlte heute die Isolierung seiner armen Seele wie ein ganz neues Erlebnis, das ihn durchschütterte. Mit tausend Leuten seines Gefolges war er nach Regensburg gezogen und blieb doch so total allein, als sei er der einzige Mensch auf Erden. So total allein war er wie die Sterne am Himmelsdome, von denen jeder seine Bahn geht, ohne einen anderen zu berühren.

Seine Sehnsucht tastete sich zu Isabella in der Ewigkeit. Auch sie war nun eine Abgeschiedene, wie er es selbst schon zu Lebzeiten war.

„O Isabella! Mild und barmherzig hatte sie sich den Menschen mit Taten der Liebe genähert, denn sie wußte, daß der Mensch leichter in der Not zu erreichen ist als im Glück. Durch veröhnliche Worte, durch Bitten für Verurteilte, als Engel der Kranken hatte sie sich die Wege gebahnt. Selbst ihr leises, liches Lächeln ging als Bote vom Menschen zum Menschen. So nahe kommen nur Frauen ihren Brüdern und Schwestern, Frauen, die mit dem Herzen leben. Männer — nun gar große Herrscher — können diese heilige Gemeinschaft nicht erreichen. Sie bleiben immer die großen Fernen, die erhabenen Fremdlinge, die man von weitem sieht, von denen keiner zuviel wissen darf, damit der Nimbus nicht verblasse.“

Wenn sie je eine Stufe vom Throne herabsteigen — anderen entgegen, dann bleiben doch noch tausend Staffeln der Leiter unberührt.

Wo nun Isabellas liebe Seele weilte? Den weltfernen Väter trug es über Höhen und Tiefen seiner Menschlichkeit in der Richtung nach Gott. Er erschaue ganz fern von sich eine stille weiße Gestalt, die vorwärts wanderte, dem Lichte zu, das er noch nicht sah. Spürte sie, daß seine Gedanken sich an sie klammerten?

Ja, sie wendete das Antlitz nach ihm zurück, der tiefe Blick ihres geliebten Auges ruhte auf ihm. Er vernahm ihre Stimme: „Ich weiß um dich. Ich sorge um dich. Ich weiß, du bist kühl und verschlossen und doch maßlos in Liebe und Trauer. Ein Abgründiger, den keiner mißt. Könnte ich dich vor dir selber schützen! Ich kenne die reizenden, brandenden Ströme, die unter deiner eisigen Maske dir Herz und Seele zerwühlen. Aber auch für dich ist eine Stätte des Friedens bereitet.“ Trostvoll schmiegt die sanfte Stimme sich ans Herz des Lauschenden. Ist das Traum — ist das Wirklichkeit? Ein weißer Schein mit Regenbogenrändern läuft über den Nachthimmel und zeigt dem Quinten nahe und deutlich die geliebte Gestalt. Er streckt die Hände aus, meint sie berühren zu können — aber sie gleitet durch seine Finger wie Luft. Da sieht er im dämmernden Sternenschein neben sich die hohe, wohlbekannte Gestalt des Mannes, der ihm seit Jahren wie sein Schatten folgt. Im langen, schwarzen Salar scheint er übermenschlich groß. In seiner weißblinkenden Hand zückt der Wunder-

spiegel, in dessen Licht der Kaiser sein totes Gemahl erblickt. Karl taumelte von den Knien empor: Apage Satanas! Die Spiegelung verlosch. Schweigend, unbeweglich stand der Fremde, ein stilles, überlegenes Lächeln um den Mund.

„Wer wagt es, hier einzudringen — wie kamt Ihr durch die Wachen?“ Karl fragte es herrisch und doch mit einem Bittern in der Stimme.

„Nicht ich drang ein, sondern das Schicksal — der Befehl Gottes. Ich mußte kommen, weil Majestät außer mir der einsamste und gottesdurstigste Mann sind, den die Erde hält. Mein wunderbares Wissen und Verstehen um Majestät schloß diesen Spiegel. Alles vermag ich für Majestät zu beschwören, das Vergangene und Zukunft ist; denn ach, es gibt keine Gegenwart, ehe wir des Augenblicks gewiß sind, entrollt er schon der Sanduhr.“

Der Quinte strich sich über die fiebernde Stirn. Im Banne des Fremden sprach er: „Seltsamer — ich kann dir nicht widerstehen. Ich will dich erproben. Zeige mir Juana von Castilien — meine erlauchte Mutter, der im Becher des Leides kein Tropfen Liebe überblieb für den Sohn.“

Trüb und verschattet blinkte das Glas. Es warf gespenstische Lichter auf das graue Mauergestein. Auf der Fläche malte es sich lebendig wie das Bild einer Laterna magica.

In hochgewölbter Königskammer kniet ein hageres, schwarzlockiges Weib, dem im starren Auge der Wahnsinn glimmt: kniet vor einem offenen Sarge, aus dem ein fahles Totenantlitz aus goldenen Haarsträhnen dämmert. Das Wachs brennender Kerzen fließt herab auf das schleppende Trauergewand der Königin. Sie achtet dessen nicht. Nichts sieht sie als den Gestorbenen in der Lade. Herzbrechendes Weinen!

„Philipp, mein Gemahl — du Schönster aller Schönen — siehst du nicht, daß Johanna nicht ohne dich leben kann? Nicht leben, nicht sterben? Resurge! Resurge!“ Und sie zerfleischt sich die Brüste.

„Genug — übergenug der Seelenqual!“ schreit Karl und verhüllt sein Gesicht. Das Bild erlischt, die Klagetöne verhallen.

„Niemals war mein Vater meiner Mutter getreu!“ murmelt der Quinte — „aber sie glaubte es nicht. Welch blinde Liebe, die nicht nach Treu oder Untreu fragt!“ Karl sah sich erschauernd um. Wer hatte ihm die Seele geöffnet, daß er in Gegenwart eines anderen an die tiefsten Dinge seines Lebens rührte, als sei er allein?

Langsam wandte er sich dem Harrenden zu: „Fremdling, du weißt um mein innerstes Verhängnis. Weißt du um mich von Gottes wegen? Oder dienst du höllischen Gewalten?“

„Man weiß um einen anderen immer nur von Gottes wegen — Majestät. Die Hölle gibt kaltes Mißverstehen, grausames Verkennen, bittere Not der Fremdheit. Sie rührt uns an und alles in uns welkt und stirbt. Der Himmel allein schenkt die Allwissenheit der Liebe, die Gnade des Trostes, die Hoffnung auf Erlösung.“

Aber Karl zögerte: „Auch Teufel bedienen sich der Sprache der Engel.“

„Sie könnten es nicht, wären sie nicht vor dem großen Sturz aus der Höhe Engel gewesen.“

„Du sagst Dinge, die ich noch aus keines Menschen Mund vernahm.“

„Ich glaube es, Herr, denn ich war lange ein Knecht des Bösen — da lernt man manches. Aber in der Gottesferne kam mir erst das rechte Verlangen nach

der Gottesnähe. An Euch, Kaiser Karl, muß ich mir den Himmel zurückverdienen. Ich muß ringen um Eure unsterbliche Seele, wie noch um keines Menschen Seele gerungen ward. Den Leib muß ich in die Schanze schlagen — Herr, um Euretwillen, denn Ihr seid Gottes kostbarstes Gut.“

Da hob der Quinte die langen, durchsichtigen Hände in Abwehr: „Ich bin eine arme Seel' unter Tausenden. Jede Seele bedeutet eine Welt in den Augen Gottes.“

„Majestät vergessen, daß Sie das Geschick der Welt in Händen tragen. Große Verantwortliche sind nicht wie dieser und jener. Gott knüpft an sie das Wohl und Wehe der Völker.“

„Wie heißest du, seltsamer Fremdling, der du die Mächtigen da zu packen verstehst, wo sie arme, hungernde Menschen sind? Wie kommt es, daß ich, der nie meinesgleichen auf Erden fand, mit d i r rede, wie ich mich zu reden lebenslang vergeblich sehnte?“

„Ich bin ein Diener des Lebens, Majestät. Ich heiße Dr. Faustus. Manchen Grad der Gelehrsamkeit erwarb ich, wie Ihr die höchste Macht. Majestät, ich weiß um Euren Unfrieden und um Eure rastlose Sehnsucht nach dem Höchsten und Letzten.“

Da schien es dem Quinten, als könne er des Menschen, der zu ihm sprach wie zu seinesgleichen und doch in höheren und geistigeren Worten als er je zuvor gehört, nimmer entraten, und er redete also zu ihm: „Dr. Faustus, von heute an seid Ihr mein geheimer Rat. Ich wünsche Euch immer in meiner Nähe zu finden. Bleibet in meinem Dienst, ich will Euch reich und mächtig machen.“

Dr. Faustus lächelte: „Majestät, alle Genüsse der Welt wurden mein durch die Macht des bösen Feindes. Sie wurden glühende Kohlen in meinen Händen und Asche in meinem Munde. Ich brauche nichts als das Leben, ein Gewand, ein Dach und ein Stück Brot. Überfluß bedeutet Krankheit und Sünde. Zuviel des Überflusses brachte mir Elend und Schmach der Seele, Knechtschaft des Geistes. Mich hungert nur noch nach der Gesundheit, der Entbehrung und nach der großen Fastenzeit des Körpers, durch welche wir zu den Dingen des Geistes kommen.“

Der Kaiser wollte sich ermüdet auf einer Steinbank an der Mauer niederlassen. Dr. Faustus hinderte ihn daran. Er breitete seinen Mantel auf die Steine: „Majestät gedenken nicht der Sicht.“ Kein anderer Mund hätte das Wort in Gegenwart des Monarchen aussprechen dürfen. Bei diesem Fremden aber empfand Karl nur die liebevolle Fürsorge und sein Herz neigte sich zu ihm. Dieses war eine große Stunde. Ein Menschenferner, Verscheuchter fand einen Freund. Karl zog Dr. Faustus neben sich auf die Hälfte des Mantels. Sein an die Beurteilung der Menschen gewöhnter Blick forschte in den Zügen des Dr. Faustus, die jetzt scharf und hell vom Monde beleuchtet waren. Seltsames fand er da. Das Gesicht des Fremden war weder jung noch alt. Viele Erfahrungen hatten es gestempelt, eine Welt von Erkenntnis lag in den Augen, und doch trug es noch den jugendlichen Ausdruck ungebrochenen Willens, eiserner Gesundheit und Frische. Es flößte Vertrauen ein und war doch in das Geheimnis schweren Leids getaucht. Dieser Mann war ein Zeitloser, vor dem die Schranken der Konvention wesenlos zu Boden fielen.

„Welches Schicksal führte Euch so nahe zu mir?“ wunderte sich der Kaiser.

„Das Schicksal ewiger Vorbestimmung, Majestät, und dann das helle Leuchten, das von Euch ausgeht. Wo stände man in der Welt, ohne daß das Auge auf Euch gerichtet bliebe? Wo wäre der Ort, da Euer Name nicht von den Lippen klänge? Majestät, es ward mir gegeben, Euch nach Eurer tiefsten Wesenheit, Eurem Ursprung zu erkennen, aus Euren Grundbedingungen Euch zu erklären. Ihr seid der Sohn nicht eines, sondern vieler herrschgewaltiger, charaktervoller Stämme. Die Häuser Aragon, Castilien, Österreich und Burgund vererbten Euch ihre Eigenschaften. Euer Ahnherr Ferdinand von Castilien lieh Euch den staatsmännischen Geist, den schnellen Blick für Wert oder Unwert der Menschen; Isabella, die Katholische, gab Euch die Liebe zur angestammten Kirche, den Hochflug der Seele und den edlen Schwung der Phantasie. Von der Mutter her nistete sich in Euer Gemüt die Melancholie, die niemals Begleiterin von Engheit und Kleinheit ist. Die ritterliche, wagehalsige Tapferkeit Karls des Kühnen, die Kunstliebe des Kaisers Maximilian — alles dieses Seltene und Hohe hat in Euch sich vereinigt. Auch die Machtfülle und die Pläne dieser Gewaltigen wurden in Eure Hand gelegt.“

Karl neigte die Stirn. „Zu viel — viel zu viel für die Kraft und Lebensdauer eines Menschen,“ stöhnte er. „Unfertigkeit wird mein Los sein. Ich bin nicht Gott, daß ich das Fiat Lux in das Chaos rief!“

„Majestät, Ihr unterschätzt das eigene Werk. Jeder Bau besteht aus vielen Steinen. Erhieltet Ihr nicht Mailand und Neapel für Aragon? Herrschen nicht durch Euch in Euren Kolonien Mexiko und Peru die Gesetze heiliger Menschlichkeit? Wie oft habt Ihr die Küsten des Mittelländischen Meeres gegen Seeräuber verteidigt? Ihr fördertet den deutschen und den niederländischen Handel und hieltet Euren Schild über Deutschland. Ihr kämpftet für Eure Überzeugung. Eure Taten sind unsterblich.“

„Ich versuchte das alles zu tun! Nichts mehr davon! Ich kenne meine Mißerfolge besser als Ihr!“

Faustus fuhr fort: „Majestät, einst besuchte ich den großen Tizian in seinem fürstlichen Heim zu Venedig und bezeugte ihm meine Veneration. Ich kam eben von Linardo da Vinci, welcher der Seele im menschlichen Antlitz nachgegangen ist wie kein anderer bis zu dieser Stunde.“

Der Kaiser unterbrach ihn mit seiner leisen, stillen Stimme, die mehr einem Denker als einem Herrscher zu gehören schien. — „Linardo da Vinci! Ganz recht! Aber ich mag seine Mona Lisa nicht. Sie flößt mir Entsetzen ein mit ihrem satanischen Lächeln einer Sphinx. Ich fürchte so lächelnde Frauen, die kalt, grausam und überlegen sind. Mein ganzes Leben war ich von Höflingen umgeben, welche dieses Lächeln als Maske vorbanden. Bei einer Frau müßte man ausruhen und sicher sein. Ich liebe an Frauen die Unschuld, die Aufrichtigkeit und die Treue. Übrigens — Ihr lachelt nicht, Dr. Faustus, und deshalb tut mir Eure Gesellschaft wohl.“

Während der Kaiser so zu Faustus redete, hatte sein verschlossenes, schwermütiges Gesicht, das selten den Ausdruck wechselte, einen aufrichtigen, vertrauenden Zug.

Dr. Faustus fuhr nun fort: „Majestät, ich wollte Euch von Tizian erzählen. Er malte damals Euer stolzes Reiterbild. Ihr seid darauf im Begriff, die Schlachtfelder von Mühlfeld abzureiten. Aus Düsternis erhebt sich Euer prachtvoller Schimmel, aus Düsternis Euer Antlitz, das die Schicksale einer Welt

spiegelt. Ich hätte zu Euren Füßen knien mögen, Euch meine Veneration zu bezeugen. Da sagte mir der Meister: Herr, als ich seine allerkatholischste Majestät, den Kaiser Karl V., malte, verkehrte dieser Monarch mit mir, wie mit seinesgleichen. Als mir der Pinsel beim Malen entglitt, bückte er sich und reichte ihn mir. Er tat das, als wäre es das Selbstverständliche, er war zu vornehm, um hochmütig zu sein. Es ist etwas Göttliches um einen großen Herrscher, der auch ein großer Mensch ist, aber es ist auch so selten wie das Göttliche auf Erden. Majestät, von dieser Stunde an kannte ich keinen anderen Wunsch, als den, Euch von Angesicht zu Angesicht zu sehen; denn der hat das Höchste erfasst, den die gewaltige Macht nicht unbescheiden macht — der sein heiliges Menschentum bewahrt vor dem Höllenstolz Luzifers. Da ich Euch nun von Angesicht zu Angesicht erschaute, wußte ich, Ihr waret der Vertreter des Menschentums, den meine Seele vergeblich ersehnte: ein Unbegrenzter, Uner schöpflicher, uferlos in allem. Einer, der das Leben verachtet, wo es sich laut, grell und aufbringlich zeigt, um seiner verborgensten Tiefe teilhaftig zu werden.“

„Ihr schießt weit übers Ziel, Dr. Faustus. Ich bin ein unglückhafter Mann, habe mich einer Welt schuldbar gemacht und kann der großen Schuld nicht genügen. Alles steht gegen mich auf. Streit und kein Ende — das ist der Preis der Macht.“

„Streiten und Siegen, Majestät!“

Da richtete Karl sich entschlossen auf. „Siegen — ja! Aber nur, weil ich mich einer unüberwindlichen Sache verschworen. Den Fels Petri werden die Wogen der Zeit nicht verschlingen. Aus den Tausenden und aber Tausenden, die um der Sache der Kirche willen sterben und verbluten, wird sie strahlend er stehen, gereinigt, geläutert in der Jugend ihrer Unsterblichkeit.“

Während der Kaiser sprach, glomm Widerspruch in den Augen des Dr. Faustus auf — lange Zeit hatte er ja zu Füßen des Ir. Martinus Luther gesessen und seine Lehren mit gierigem Herzen eingesogen. „Majestät, ich ehre Eure starke Überzeugung. Jede starke Überzeugung schafft starke Geister und dennoch, Majestät, dem Papst habt Ihr den Steigbügel gehalten. — Ich, ein simpler Magister, hätte es nicht getan.“

Der Quinte sah den kühnen Sprecher mit großen Augen an. „Der Papst steht an Gottes Statt!“ sagte er langsam und mit großem Nachdruck. „Wie sollte ich ihm nicht dienstbar sein? Was soll unser Hochmut vor dem Allwissenden? Mein lieber Dr. Faustus, kennt Ihr nicht das erhabene und doch so stille Wort:

Demütig mußt du sein,
Steigst du zu Gott empor:
Hoch ist des Himmels Dach,
Niedrig und eng gebaut sein Thor.“

Dr. Faustus senkte die Stirn. Er hatte seinen Meister gefunden. Hier stand vor ihm der Besitzer einer halben Welt und redete mit der tief sinnigen Einfalt eines Kindes. Von Bewunderung übermannt, stürzte Dr. Faustus zu Füßen des Kaisers und drückte sein Gewand an die Lippen.

Gleich darauf aber stand er wieder aufrecht und stolz wie vor seinesgleichen. Auch der Kaiser hatte sich erhoben: „Ich fühle jetzt die durchwachte Nacht. Wir müssen scheiden. Ich bitte, laßt Euch morgen in der Kaiserherberge in Regensburg bei mir melden. Ich werde Euch eine Wohnung in meiner Nähe

anweisen. Auch wünsche ich, daß Ihr an der Tafel teilnehmt. Ich will Euch in meiner Nähe wissen. Mein Blick soll immer auf Eurem Antlitz ruhen können.“

Der Kaiser verschwand in dem offenen Portal der Karthause, während Dr. Faustus, als sei er unsichtbar, durch die Wachen ging und über das Gehänge stadtwärts schritt. Karl stand am Fenster des Fürstenzimmers des Klosters und sah dem einsamen Wanderer nach. Riesenhaft erschien die hohe, hagere Gestalt auf der verlassenen Straße, die hell und grell im Monde lag; noch riesenhafter des Mannes Schatten, der über die Felder lief. Dr. Faustus ging dahin wie ein Gebild ohne Körperlichkeit, selbst der Takt seiner Fußtritte, welcher der einzige Laut in der Totenstille war, erhöhte den Eindruck der Abgeschiedenheit dieses menschenfernen Weltwanderers. Da kam dem Kaiser das Traumhafte, Wunderbare unseres Daseins zum Bewußtsein. Eine Zeitlang gehen wir aufrecht dahin, dann sinken wir nieder, die Erde saugt uns in ihren Schlund und wir werden nicht mehr gesehen. Wir vermeinen in die Speichen des Weltrades zu greifen und schon geht der Zeitwagen über uns hin und zermalmt uns zu Staub.

Karl faltete die Hände zum Gebet. Da packten ihn seine alten wütenden Schmerzen. Die überschlanken Hände zeigten an den Fingergelenken gichtische Knoten. Tausend Hemmungen pürschten sich heran an dieses Leben, das voller Thatenlust, voller Unrast, voller gewaltiger Aufgaben war. — Die Nacht brachte dem Quinten stets ihre eigenen Qualen, Fieber, Schlaflosigkeit. Nirgends eine Stelle zum wohligen Ausruhen, überall diese Beschwernis des Körpers, die ihre Geißel über den Herren der Welt schwang. „Als ich jung war, schlief ich im eisernen Harnisch besser, als nun auf weichem Daun!“ seufzte der Quinte.

(Schluß folgt.)



Das Gärtlein der Mutter

Das Gärtlein über deinem Grab,
Ich kanns nicht hegen und nicht pflegen.
Schickt nicht der Himmel Tau und Regen,
Dann dorrt die Rose welkend ab.

Das tut mir weh in tiefer Brust.
Du mußt so ganz verlassen liegen
Und dich ans Herze Gottes schmiegen,
All unsrer Einsamkeit bewußt.

M. Herbert.



Annette v. Droste-Hülshoff in ihren Briefen / Von Dr. Josef Riehemann

Eine bekannte Tatsache ist es, daß zu den allerbesten Quellen für die Kenntnis des äußeren und inneren Lebens eines Dichters seine Briefe zu rechnen sind, sicher in weit höherem Maße als seine Werke selbst. Denn in diesen vor einem großen und kritisch-lustigen Publikum seine Gedanken und Neigungen zu enthüllen, wird mancher wohlbegreifliche Bedenken tragen, und erst vor vertrauten und vertrauenswürdigen Freunden oder nahen Angehörigen schließt sich wie im mündlichen, so im brieflichen Verkehr jeder Herzenswinkel auf. Und wiederum wird es auch begreiflich erscheinen, wenn gerade Frauen mit ihrem größeren Mitteilungsbedürfnis die besten Briefe zu schreiben verstehen, und diese genannte Eigenschaft ist sicher bei unserer Dichterin Annette von Droste-Hülshoff im vollen Umfange vorhanden. In einem der ältesten ihrer erhaltenen Briefe, aus dem Jahre 1814, spricht sie von der „bösen Gewohnheit, daß sie nicht abbrechen kann, wenn sie einmal in einen Text hineingeraten ist“, und 30 Jahre später in einem ihrer letzten Briefe nennt sie sich in demselben Sinne eine „arge Schwägerin“. So kommt es denn, daß wir nicht wenige Schreiben von ihr besitzen, die zahlreiche Seiten umfassen und uns wie durch ihre Länge, so auch durch ihre Offenheit überraschen.

Der Wert dieser biographischen Quelle wird aber noch dadurch gesteigert, daß verhältnismäßig sehr viele Briefe Annettes uns erhalten sind. Zuletzt, im Jahre 1912, sind die Briefe an Elise Rüdiger in der „Deutschen Rundschau“, und zwar von Kurt Pinthus, veröffentlicht, im Jahre 1898 die an Levin Schücking von dessen Tochter Theo Schücking. Alle übrigen Briefe, also besonders die Familienbriefe und die an Schlüter, sind 1909 von Carstairs in einer sehr sorgfältigen Ausgabe vereinigt worden, so daß jetzt das Material, soweit es überhaupt zu beschaffen möglich scheint, ziemlich vollkommen und in guter Ordnung vorliegt.

Und nun kann eine etwas überraschende Tatsache nicht verschwiegen werden. In den letzten Jahrzehnten haben das Leben und die Dichtungen Annettes in immer weiteren Kreisen Beachtung gefunden, und auch manche wertvolle Schriften geben hiervon deutliche Kunde. Um so auffallender muß es erscheinen, daß ihre Briefe zwar, wie gesagt, sorgfältig gesammelt und herausgegeben sind, aber in der Literatur noch keine ausreichende Würdigung erfahren haben. Freilich sind sie schon vielfach in den Biographien verwertet worden; aber die zuletzt veröffentlichten Sammlungen sind dafür erst in beschränktem Umfange berücksichtigt, und auch die übrigen hat man bei weitem nicht so ausgenutzt, wie es wünschenswert sein möchte, ja manche Seiten fast völlig außer acht gelassen. Gerade bei solchen Punkten möchte ich am eingehendsten verweilen, wenn ich es im folgenden unternehme, in Kürze und ohne Anspruch auf Vollständigkeit aus ihren Briefen das zusammenzustellen, was die Persönlichkeit Annettes in das rechte Licht rücken kann, was ihre Heimat und Familie, ihre Freunde und Vertrauten, ihr eigenes Werden und Wirken mit den hervorstechendsten Eigentümlichkeiten, ihren Lebensanschauungen und ihren Humor und endlich auch ihren Briefstil selbst zu beleuchten geeignet ist.

1. Heimat und Familie Annettes.

Aus Annettes Dichtungen wissen wir, daß sie mit ganzem Herzen ihrer Heimat zugetan ist und auch ihrer Eltern in warmer Liebe gedenkt. Für beides könnten wir nicht minder aus ihren Briefen manche Belege anführen. Ihrem Landsmann, dem Fürstbischof Melchior von Diepenbrock, schreibt sie mit einem gewissen Stolz im Jahre 1845: „Unser gemeinschaftliches Vaterland ist bisher noch Gott Lob ziemlich frei vom allgemeinen Typhus der Demoralisation; was dort wächst, ist wenigstens nicht in der Wurzel angefaßt.“ Nach Münster zieht es sie oft in tiefer Sehnsucht. Sie verspottet sich selbst einmal darob, indem sie erzählt, wie sie während ihres Aufenthaltes auf Abbenburg im Sauerland die Beilagen des „Westfälischen Merkur“ studiert und „mit Entzücken unter den Schellfischen und Heringen“ die Worte „der Bogen, Prinzipalmarkt, Lücke, Beberdick“ liest. Ein anderes Mal ruft sie sich beim Gedenken an alle „Freuden und Herrlichkeiten“ Abbenburgs, des Stammgutes ihrer Mutter, zum eigenen Troste das Wort zu: „Et giebt men een Münster.“

Mit herzlichster Liebe hängt Annette an ihren Eltern; das zeigen auch ihre Briefe aufs deutlichste. Freilich ist nur ein Brief Annettes an ihren Vater, aus dem Jahre 1819, vorhanden, in dem sich das bezeichnende Wort findet, daß „einem das väterliche Haus doch immer das liebste bleibt und es eine außerordentliche Freude ist, wenn man in einer fremden Gegend etwas von Hause hört.“ Um so häufiger ist von Annettes Mutter in dem Briefwechsel die Rede; sei es, daß sie an sie schreibt, oder auch über sie berichtet. Man hat sich in den letzten Jahren darin gefallen, der Mutter, deren Tatkraft und geistige Begabung man anerkennt, manches Unrecht gegen die Tochter zur Last zu legen. Insbesondere hat der jüngst verstorbene Schrift-

steller Karl Busse in seiner 1903 erschienenen Annette-Biographie mit großer Dialektik nachzuweisen versucht, daß durch ihren alles selbständige Denken und Handeln niederhaltenden Einfluß die freie dichterische Tätigkeit und die volle Kunstentfaltung Annettes unterdrückt worden sei und deren Streben sich nie zur vollen Adreßhöhe erhoben habe, zu der ihre natürlichen Gaben es bestimmten. Und in ähnlichem Sinne urteilt Kurt Vinthus, der Herausgeber der Briefe an Elise Rüdiger, daß Annette von ihrer Mutter bis an ihr Lebensende als ein unmündiges Kind behandelt worden sei. Es ist hier nicht der Ort, diese Vorwürfe, die dann überhaupt auf die ganze Familie ausgedehnt werden, eingehend zu widerlegen. Es mag genügen, auf Grund der Briefe folgendes festzustellen: Freilich ist Annettes Mutter zweifellos eine bedeutende Persönlichkeit, und die Tochter beugt sich in kindlichem Gehorsam vor ihr noch in einem Lebensalter und in Dingen, wo wir es heutzutage etwas überraschend finden. Aber Annette scheint das ganz natürlich und selbstverständlich, und während sie nach manchen Äußerungen durchaus nicht alle Verwandten besonders hoch einschätzt, hat sie für die Mutter stets nur Worte der sorgfamen Liebe und Verehrung. Als die Mutter im Jahre 1840 nach Meersburg gefahren ist und Annette in Rüschaus zurückgelassen hat, wird dieser die Trennung unsagbar schwer; sie mag nicht mehr in das jetzt öde und verlassen stehende Zimmer der Mutter gehen und hofft nur, in der Familie zu Hülshoff Trost zu finden. Und als die Mutter zurückkehrt, bereitet Annette alles vor, um ihr einen möglichst frohen Einzug zu verschaffen und alles Traurige fernzuhalten. Natürlich steigern sich die Liebe und die Bemühungen der Tochter noch, als die Mutter zu kränkeln anfängt. Des Morgens um 5 Uhr „lustert“ Annette, wie sie sich selbst ausdrückt, an deren Tür „herum“, um sich zu beruhigen, und wird darob von der Mutter, die sie entdeckt, „ne alte Kake“ geschimpft. Und als eine Besserung im Befinden einzutreten scheint, ruft Annette inbrünstig aus: „Wenn Gott uns das Glück doch gäbe!“ Ein anderes Mal hat sie eineinhalb Monate vergebens auf einen Brief von der Mutter gewartet. Als er endlich ankommt, erklärt sie: „Ich glaube, wenn es länger gedauert hätte, wäre ich krank oder verrückt geworden.“ Als etwas ganz Selbstverständliches sieht die vierzigjährige Annette es an, daß sie die Erlaubnis der Mutter einholt, ihre Gedichte herauszugeben, und vermerkt es später, als ihr dichterischer Ruhm zu wachsen beginnt, mit besonderer Genugtuung, daß die Mutter anfängt, ganz stolz auf sie zu werden. Z u z u g e b e n ist allerdings, daß die Mutter überaus v o r s i c h t i g u n d z u r ü c k h a l t e n d in der Wahl ihres Verkehrs ist und daß darunter Annette nicht wenig zu leiden hat. Sie klagt selbst: „Im ganzen habe ich Unglück mit meinen Freunden und muß mich oft sehr abätschern, bittere Pillen zu vergulden, oder vielmehr Eispillen; denn anzüglich wird meine Mutter freilich nie; aber unser Geschmach läuft in der Regel auseinander wie ein Gabelzweig.“ Zuzugeben ist ferner, daß Annette ihre Beziehungen zu S c h ü d i n g und die vertraute Art ihres Briefwechsels mit ihm vor der Mutter sorgfältig v e r b i r g t. Doch das Verhältnis Annettes zu Schüding, von dem nachher noch zu sprechen sein wird, ist in der Tat so eigenartig, daß es begreiflich ist, wenn Annette hier sich scheut, die Mutter klar sehen zu lassen.

Um die innigen Beziehungen zwischen Mutter und Tochter ganz zu erkennen, darf man nicht vergessen, daß Annette in ihrem Leben nur selten und dann höchstens für ein halbes Jahr von der Mutter getrennt wurde. Solange der Vater lebte, wohnten sie, von einigen Reisen abgesehen, zusammen auf dem Gute H ü l s h o f f, etwa zwei Stunden von Münster entfernt, und nach des Vaters Tode wieder zusammen auf dem benachbarten Witwensitz R ü s c h a u s. In Hülshoff, wo die Kinderfahne ihres Bruders Werner rasch anwächst, wird es der kränklichen Annette bei ihren Besuchen oft allzu unruhig, und sie freut sich dann doppelt auf den Frieden des Rüschauser Einsiedlerlebens. Sie selbst nennt Rüschaus einen der unveränderlichsten Orte, wo man den Flug der Zeit am wenigsten gewahr wird. Das Klausnerleben hier scheint ihr „verführerisch, betäubend, lieblich, allerdings nicht geeignet, jemandem, der sehr an den Nerven und noch mehr an Apprehensionen leidet, wieder zurecht zu helfen“. Alles ist hier von großer Einfachheit, die Lebensweise, insbesondere die Mahlzeiten, und die Einrichtung ihres Zimmers. Das bekannteste Möbelstück des Zimmers ist das schwarze Kanapee, das sie ihre Harfe nennt, worauf sie, halb liegend, halb sitzend, schreibt, studiert und träumt, und über dem lange ein morscher Balken des Plafonds ihr, ohne daß jemand es ahnte, Unheil drohte. Natürlich gibt es Zeiten, in denen Rüschaus auch Annette als zu einsam erscheint, besonders, wenn keine neuen Bücher und Zeitungen den Weg zu ihr finden. „Hier ist das Ende der Welt!“ ruft sie aus solcher Verlassenheit; aber für ein Gefängnis, wie Busse es nennt, hat sie es nie gehalten. Neben all dem Geheimnisvollen und Gespensterhaften, das hier haust, wovor aber die Bewohnerin selbst keinerlei Furcht empfindet, leben im Hause und um das Haus doch köstliche Erinnerungen, so insbesondere an ihr Zusammensein mit Schüding, dem sie von einer nahen Bank unter der Eiche lange mit ihrem Fernrohe sehnüchlig entgegenzuschauen pflegte, in einer Zeit, die sie selbst die „poetischste“ ihres Lebens nennt.

Der Aufenthalt in der münsterischen Heimat wird wiederholt durch kürzere und längere R e i s e n unterbrochen, fast stets zu nahen Angehörigen, so nach B o n n und R ö l n, nach A b b e n b u r g

und anderen Gütern des Paderborner Landes und endlich nach der Schweiz und nach Meersburg am Bodensee. So sehr ihre Paderborner Angehörigen sie mit Liebe umhengen, so kann sie, abgesehen von der bei den Verwandten oft herrschenden Unruhe, noch aus einem anderen Grunde sich nie ganz eingewöhnen; denn es mißfällt ihr der Charakter der dortigen Landbevölkerung, die sie für heuchlerisch hält, im Gegensatz zu der des Münsterlandes, im hohen Grade. — Mit den größten Schwierigkeiten sind natürlich die Reisen von und nach der Schweiz und Meersburg verbunden, wo sie viermal ihre an den Freiherrn von Laßberg verheiratete ältere Schwester Jenny aufsucht, und wo sie im Jahre 1848 auch ihr Grab gefunden hat. In der Schweiz, auf dem Schlosse ihres Schwagers, Eppishausen, sagen ihr die Leute, denen sie Eigennutz und Unzuverlässigkeit vorwirft, sehr wenig zu; auch der lange Winter, der fast sechs Monate hindurch ununterbrochen Schnee brachte, läßt sie und ihre Mutter vieles ausstehen, und diese seufzt ein um das andere Mal: „Lappland!“ Im übrigen aber finden die landschaftlichen Schönheiten an Annette eine begeisterte Bewunderin, die auch in schwungvoller Weise das Gesehene zu schildern weiß. Doch recht heimisch fühlt sich Annette erst auf der alten Meersburg am Bodensee, der ebenfalls für sie große Schönheiten hat, und dessen wildes Rasen in einem schweren Sturm sie selbst einmal nach ihrer halb ernsten, halb humorvollen Schilderung schwer bedrohte. Hier ist das Klima ihrer Gesundheit zuträglich, hier tun Jenny und deren Mann alles, um ihr den Aufenthalt angenehm zu machen; hier findet sie in dem „einsamen, graulichen“ Turm, den sie sich wegen seiner Stille und Abgeschlossenheit selbst als Wohnung ausgeben hat, „mit heimlichen Stiegen in den Mauern, Fenster Scheiben mit Sprüchen von Gefangenen eingeschnitten, einer eisernen Tür, die zu Gewölben führt, wo es nachts kllirrt und rasselt“, die rechte Muße zu dichterischer Arbeit. Zugleich lernt sie in der Familie ihres Schwagers, des Germanisten Laßberg, manche interessante Persönlichkeiten kennen, u. a. Uhländ, das „gute, schüchterne Männchen“, und hat daneben, wenn sie Lust hat, Gelegenheit zu mancherlei gesellschaftlichem Verkehr in der Stadt Meersburg, wo sogar ein Theater vorhanden ist. Vor allem aber wird ihrem Leben hier die „heimlichste und herzlichste Zeit zuteil, die schönen Tage von Aranjuez“, da sie von neuem mit Schüding zusammen sein darf, der als Sekretär ihres Schwagers tätig ist und ihr die lebhafteste Anregung zu fruchtbarem dichterischem Schaffen bringt. Aus späterer Zeit, dem Jahre 1844, stammt eine hübsche Schilderung ihres Meersburger Lebens. „Wir leben hier so ruhig voran, ohne sonderliche Abwechslung. Ich sitze wie eine Maus im Loch in meinem Turme und knuspere eine Nuß nach der anderen aus Laßbergs Bibliothek, zuweilen mit recht saurer Schale, und auch der Kern erinnert mich oft an unserer lieben Vorfahren rohe Eichel; aber was tut man nicht der Ehre wegen! Droben geht's derweil bunt zu; die gelehrten Besuche treten sich fast die Schuhe aus, wovon ich mir dann nachher bei Tische erzählen lasse und bis jetzt noch keinen Namen gehört habe, der es mir leid machte, daß ich nicht zur Hand war. Lauter Professoren K, Y und Z.“ In Meersburg erwirbt sie sich endlich für vierhundert Taler eigenen Besitz, das sogenannte Fürstehäuschen, d. h. ein Gartenhaus mit fünf Zimmerchen mitten in einem wertvollen Nebengarten.

(Schluß folgt.)



Mondnacht

Die blanke Sichel des Mondes
Durchmählt die Garben der Nacht.
Sie sinken wie sommerblondes
Getreide in schwerer Pracht.

Und wenn vom Acker der Erde
Das ganze Dunkel verschwand,
Zieht still die leuchtende Herde
Der Sterne über das Land.

Oswald Menghin.

Auf der Gralwarte

Von Friedrich Muckermann, S. J.



Der zweite Band „Der Untergang des Abendlandes von Oswald Spengler“ ist soeben erschienen. Sein Untertitel lautet: Welthistorische Perspektiven. Soziale und wirtschaftliche Fragen stehen darin stark im Vordergrund. Eine genauere Besprechung hoffen wir schon im nächsten Hefte geben zu können.

Je trauriger sich die augenblicklichen Verhältnisse gestalten, um so mehr droht der apokalyptische Klang vom Untergang die Gemüter zu erschüttern. Ein Bremer Pfarrer ist bereits vor lauter Schreck auf den Gedanken gekommen, einen eigenen Katechismus für diese letzten Zeiten zu verfassen. Das merkwürdige Buch sagt im Vorwort: „Zivilisation, als Endzustand unserer Kultur verstanden, und Kirche, nämlich die des Verfassers, die evangelische, sind seelenverwandt und darum zu gleichem Geschick, ja gegenseitigem Schicksal verbunden.“ Im Brennpunkt des Wertes, das freilich Jesus nur als „das Symbol aller Symbole“ kennt und den Katholizismus nur als eine, wenn auch notwendige, so doch orientalisch-magische Verirrung gelten läßt, stehen die nach Stil und Inhalt charakteristischen Sätze: „O du telegraphierendes und drahtlos fernsprechendes Geschlecht, das du in Autos und Flugzeugen, Eisenbahnen und Schnell dampfern und auf Maschinen aller Art diesen Erdball befährst, rastlos seine Oberfläche umrasend, das du in Börse und Bureau rechnest und handelst, in deinen Großstädten und modernen Hotels, in deinen Kammern und Kellern, in deinen Lustfahnen und Parlamenten vom elektrischen Strom dich bedienen und beleuchten läßt, das du mit Maschinen ohne Zahl Unzählige beschäftigt und ernährst und Unzähliges herstellst und bewerkstelligst, das du in Kontinenten denkst und über Erdteile verfügst, das du die Erde durchstampfst“, . . . nun, es wird noch einige Zeilen so weiter gepredigt und dann fortgefahren: „Du faustisches zivilisatorisches Geschlecht, weißt du nicht, daß deine Essen nur solange rauchen werden, als deine Kirchtürme noch ragen und ihre Gloden schwingen lassen, daß deine Drähte nur solange halten und Dienst tun werden, wie die Kreuzgewölbe der Dome von der Unendlichkeitssehnsucht lebendiger Seelen gespannt und getragen werden? Weißt du nicht, daß dieser zivilisatorische Ausbruch deiner Seele fast augenblicklich zum feuerspeienden, alles überflutenden und zermalmenden Vulkan werden wird, sobald der heilige Sinn dieser ganzen Kraftäußerung von dir nicht mehr gekannt, geliebt, durchlebt und innerlich beherrscht wird? . . . Noch stehen die Denkmäler der Seele mitten unter den Denkmälern der Zivilisation! Noch könntest du einkehren bei jenen, ohne von den Werken dieser dich abkehren zu müssen.“ Das Buch ist erschienen im Verlag Gustav Schloßmann, Leipzig und Hamburg und verfaßt von Ludwig Jacobskötter.

Mir scheint es von Wichtigkeit, daß man sich vor der Lektüre des in seiner Art immerhin fesselnden Spenglerschen Werkes einige Wahrheiten kräftig ins Bewußtsein hämmert. Soll Untergang des Abendlandes bedeuten Zusammenbruch von Kulturen, in denen eine bestimmte unveränderlich energiereiche Lebensgrundlage sich gestaltet hat, so läßt sich darüber reden, wenn auch nur mit großen Einschränkungen. So ist doch z. B. die griechische Kunst in ihrem lebenspendenden Wert stehengeblieben, so sind die Wahrheiten des Alten Testaments kulturbildend schon durch viele tausend Jahre hindurch, so ist vor allem die Kulturkraft der katholischen Kirche ungeschwächt, hat also die von Spengler berechnete Zeit von tausend Jahren für eine Kulturperiode schon um das Doppelte überschritten. Soll aber Untergang des Abendlandes bedeuten ein Untergehen der lebendigen Kulturkraft überhaupt, so bleibt Spengler unter Verfeinerung der Ergebnisse der weit vorgeschrittenen Vererbungswissenschaft den Beweis schuldig, daß die „biologische Rasse“ oder die Abstammungsgrundlage der Völker in ihrem Gesamtbestande eine qualitative Dauereinbuße erlitten hat.

Tritt man mit dieser Überzeugung an den neuen Spengler heran und erinnert man sich zudem, daß schon das Gegenständliche bei ihm nachgewiesenermaßen wenig einwandfrei ist, so kann man sich ja immerhin noch erfreuen an allerlei Genialitäten, wird aber vor jeglichem Pessimismus geschützt sein.

Eine ganz ausgezeichnete Studie, die sich jeder kaufen sollte, der einmal ein paar Hundert Mark an den „Untergang des Abendlandes“ setzt, ist die eben im Verlag Cohen, Bonn, erschienene Broschüre von Professor Selz: „Oswald Spengler und die intuitive Methode in der Geschichtsforschung.“ Hier wird aufgeklärt über die physiognomische und morphologische Methode, die vor Spengler da war, wenn er sie auch höchst individuell handhabt. Verlangt diese physiognomische — intuitive — Art der Schau ein

hinreichend geklärtes Tatsachenmaterial, so versagt Spengler freilich, wie eben angedeutet. Was aber auch die morphologische, die formvergleichende Seite angeht, so macht Selz darauf aufmerksam, daß Spengler mit einem unzulänglichen Seelenbegriff arbeitet, indem er sich die Seele nur gestaltend denkt, dabei aber überfiehet, daß die Seele sich auch selber empfangend weiterzugestalten vermag. Nur die kausalwissenschaftlich verfahrende, also nicht die intuitive Entwicklungspsychologie ist imstande, diese Umbildungen der Seele zu begreifen, was ich freilich nur mit der Einschränkung gelten lasse, daß man im Ursachenverlauf auch die Wirkungen und überhaupt den Begriff einer freien Ursache anerkennt, was natürlich die Frage sehr verwickelt macht.

Mit Recht weist Selz gegen Schluß — das Kompliment an die Theosophie hätte ich ihm gern geschenkt — darauf hin, wie eine Reihe sehr kräftiger neuzeitlicher Entwicklungen die Spenglerschen Ausführungen Lügen straft. Erwähnt könnte noch werden, daß die Grundauffassung von der Geschichte als Organismus nicht von Hegel oder anderen, sondern vielmehr zuerst von dem jungen Friedrich Schlegel in seiner Abhandlung von der griechischen Literatur angewandt worden, wo sie denn zu ähnlichen Ergebnissen führte wie bei Spengler. Natürlich ist ja die Geschichte eines Organismus immer ein Lied vom Leben und Sterben.

*

Trotz tiefster Verneigungen, die auch von vornehmen Zeitschriften immer noch vor dem Grafen Keyserling gemacht werden, kann ich mich nicht dazu entschließen, in dem gefeierten Meister der Weisheit mehr zu sehen als einen genialischen Scharlatan. Kennt jemand Christus „einen mittelmäßigen Vertreter des abendländischen religiösen Ideals“, so ist das eben ähnlich, als wollte er Goethe für einen Dilettanten erklären oder Augustinus für einen Schwächer. In solchen Fällen weiß man bald, wo die Mittelmäßigkeit ist, wo der Schwächer und wo der Dilettant. Das Geringsste, was ich von einem Ethiker erwarte, ist primitives Verständnis von der Würde der Frau. Keyserling bringt es fertig, das christliche Frauenideal des Abendlandes zurückzustellen vor dem Bordellideal japanischer Freudennädchen. Gebildete Damen, die für den Mann bis heute noch schwärmen, sollten wenigstens dabei erröten. Weiter verlange ich, daß ein Reisechriftsteller zum wenigsten die Tatsachen richtig wiedergibt. Bei Keyserling ist erwiesen, daß er das nicht tut. Mit indischen Yogakünstlern das „entseelte“ Europa neu beleben zu wollen, muß doch wohl auch mehr als ein kurioser Einfall gelten, denn als vernünftige Idee. Und der Philosoph? Nun, über die Metaphysik als Film ist im „Gral“ schon berichtet worden. Endlich die Religion. Sie ist für diesen Propheten Selbstverwirklichung und hat mit Gottesdienst nicht das geringste gemein. Ich rate den unentwegten Modefreunden, sich doch einmal in die kleine Broschüre von Privatdozent Dr. Renatus Hupfeld, Verlag Cohen, Bonn, zu vertiefen. Sie ist viel vornehmer gehalten als meine Ausführungen, und das ist auch das Einzige, was ich dagegen einzuwenden habe. Man sollte das Phänomen ruhig etwas tiefer hängen. Vor einiger Zeit sah ich die „Frankfurter Zeitung“ veranlaßt, darauf hinzuweisen, wie gänglich lächerlich sich Graf Keyserling macht, wenn er seine Ideen aus der Welt des Metaphysischen in die der praktischen Politik und Wirtschaft herunterholt. Dann sieht jedermann, daß der Wunderogel im Blauen doch zu einem ganz gewöhnlichen Späßen wird, an dem nur seine Alergeste auffällt. Aber freilich, das „Genialische“ will ich gern gelten lassen. Interessante Beobachtungen gibt es bei ihm allerhand, auch geschliffene Sätze und glückliche Geistreichigkeiten, steht es auch meistens ein wenig schief darum. Auch als Plauderer dürfte Keyserling recht amüsant sein. Überhaupt habe ich nichts gegen den Menschen, sondern nur etwas gegen den Modegöken. Denn Modegöken retten Deutschland nicht. Starke Werte werde ich anerkennen, ob es nun bei Christen, Heiden, Juden, Türken oder Chinesen ist; aber Lichter, die nicht brennen, sollten sich nicht auf Leuchter stellen.

*

Schwer ist es, bei der Verworrenheit der gegenwärtigen Lage der eigentlichen *Sünde* des Sozialismus gerecht zu werden. Zu viel Bildungsgrade wegen da durcheinander, zu viel Richtungen kreuzen sich, zu viel Abarten entstellen das immerhin gewollte Ideal. Anders gebärdet sich die Masse, anders der einzelne. Die einen glauben, einen Bund mit Kirche und Religion aufrechterhalten zu können, die anderen lehnen ihn ab. Gegen die nüchternen Alten erheben sich die jugendlichen Enthusiasten. Ohne Frage ist das Problem des Sozialismus das brennendste der Zeit. Sollte es uns hier gelingen, durch richtige taktische und praktische Handhabung des ganzen Fragenkomplexes die ehrlichen und gutmeinenden unter den Sozialisten davon zu überzeugen, daß ihre besten Werte sich nur auf unserem Weltanschauungsboden auswirken können, so wäre viel gewonnen. Ungünstig wird diese Entwicklung beeinflusst durch die neuerliche Radikalisierung der Masse, ungünstig auch noch immer durch eine Verquickung von Kapitalismus und Christentum, die mit dem Geiste des Evangeliums nichts zu tun hat. Günstig aber wirkt der Umstand, daß die Sozialdemokratie zu positiver Arbeit genötigt und gewillt ist. Wer positiv arbeitet, muß immer nach starken Kräften suchen und gravitiert zu uns herüber. Zu einer Annäherung trägt

es auch bei, wenn die Kirche gerade in den Industriegegenden sich als die Kirche der Armen darstellt. Auch der Sozialist weiß von der wirtschaftlichen Not so mancher Geistlichen, und was er sich nicht sagen läßt von der Kirche der Reichen, das nimmt er an von dem armen Jünger des armen Meisters.

Sein sympathischste Gesicht zeigt der Sozialismus wohl in den „Sozialistischen Monatsheften“. Wie ich so den Jahrgang 1922 durcharbeite, bin ich immer wieder erstaunt über die Gründlichkeit und die kulturelle Haltung so mancher Beiträge, sowie auch über die im ganzen vorherrschende nüchterne männliche Geistigkeit. Besonders zu begrüßen ist ein an verschiedenen Stellen deutlich werdender Drang, über die Philosophie des Marxismus hinauszukommen, so, wenn Adolf Allwoh in einem Artikel: „Die Botschaft vom Reiche Gottes“ betont: „Es wird ja zwar von den Marxisten der „Zukunftsstaat“ sehr oft nur als ein Zustand der zweckmäßigsten Ordnung der Produktions- und Konsumtionsverhältnisse dargestellt. Aber die immer wieder betonte Notwendigkeit, daß Recht und Gerechtigkeit zur Allgemeingeltung kommen müssen, ist nicht mit Nützlichkeitsbegründungen zu begründen. Hier und in der Ablehnung der vorhandenen Weltordnung des Kapitalismus zeigt sich ein hohes sittliches Pathos, wie auch die Hingabe an die Arbeit für das Kommende durchaus ethischen Motiven entspringt, vor allem dem Gefühl, einem Ziel verpflichtet zu sein, das man instinktiv, das heißt in intuitiver und religiöser, zwingend unmittelbarer Erkenntnis, als das Höchste, als das sittlich Gebotene, ja als das einzige und allein Richtige erkannt hat.“ S. 26. Ferner, wenn Walter Koch in einer Besprechung der Geschichte des deutschen Volkes von Friedrich Mueffing bemerkt: „Wichtig ist, daß das neue Geschlecht die Notwendigkeit fühlt, einen absoluten Maßstab zu finden und über Historizismus und Relativismus hinauszukommen.“ S. 128. In die gleiche Richtung deutet die Begründung der Teleologie als eine Überbrückung der Kluft zwischen Organischem und Anorganischem. S. 188. Auch das Interesse an der katholischen Philosophie und die sehr charakteristische Stellungnahme zu Max Scheler: „Über die Phänomenologie und ihre Wesensanalyse, die rein methodisch nicht sehr zwingend und eindeutig begründet ist, muß man angesichts des Scheler'schen Buches „Vom Ewigen im Menschen“, dessen Betrachtungen über die Neue, über das Wesen der Philosophie und die moralischen Bedingungen des philosophischen Erkennens, über die christliche Welt und die gegenwärtige Welt viel Erleuchtendes enthalten, doch Bedenken äußern. Denn es zeigt sich doch allzusehr, daß man in der Wesenschau das sieht, was man sehen will. Wenn sich das Wesen der Religion als eine am Christentum orientierte Vorstellung erweist, wenn sich weiterhin die Notwendigkeit einer Kirche mit unfehlbarem Lehramt erweist, so ist demgegenüber eine evangelische Kirchenauffassung ebenso zwingend abzuleiten, wenn ein vom Protestantismus herkommender Phänomenologe das Wesen Evangelische Kirche zur Voraussetzung machte. Es zeigt sich doch, wie ungeheuer voraussetzungslos die phänomenologische Methode ist, will sie mehr sein als Begriffsverdeutlichung, und eine Sinnbedeutung der Religion erarbeiten, wie sie sich in der ganzen Breite ihrer mannigfaltigen historischen Erscheinungsformen darstellt.“ S. 315.

Allerdings geht durch das Ganze, wie ja die behandelten Fragen der Zeitschrift vorwiegend wirtschaftliche sind, eine Weltauffassung, die das Geistige noch allzusehr auffaßt als ständig wechselnde Folgeerscheinung der ebenso wechselnden materiellen Vorbedingungen. Bezeichnend dafür sind die Strophen des amerikanischen Dichters Walt Whitmans, der gewiß nicht ohne Grund so stark in den Vordergrund gestellt wird:

Ich verehere Assyrien, China, Teutonen und die Hebräer;

Ich nehme jede Lehre auf, Mythos, Gott und Halbgott.

Ich erkenne, daß die alten Berichte, Bibeln und Geschlechterverzeichnisse ausnahmslos wahr sind.

Ich behaupte, daß alle vergangenen Tage genau das waren, was sie gewesen sein mußten,

Und daß sie in keiner Weise anders sein konnten als sie waren,

Und daß das Heute ist, was es sein muß, und daß Amerika ist,

Und daß Heute und Amerika in keiner Weise besser sein könnten als sie sind. . .

Besondere Aufmerksamkeit wird der Lösung des Problems gewidmet, wie sich das Absolute mit Vergänglichem, die Religion mit der Kultur in eine neue Synthese bringen lassen. Gerade hier tritt zutage, wie sich die Gedankengänge weder auf pietistischer noch auch auf rein materialistischer Ebene bewegen, sondern durchaus auf der katholischen. „Religiöse Gefühle“, schreibt Paul Bommersheim, „die zum Handeln drängen, können sich ebenso isolieren, wie religiöse Gefühle, die sich von Handeln und Welt abheben. Blind und schwärmerisch pfuschen solche religiösen Gefühle an ihrem Vorhaben herum, ohne es wirklich zu machen. Oder sie stoßen alles rücksichtslos um, was ihnen entgegen ist, wild im Zerstören und unfähig zu dauerndem Aufbau. . . . Universelle Religion handelt auch auf Grund der religiösen Gefühle. Aber diese Gefühle treiben sie an, in strenger Zucht sich in die Sache zu vertiefen, die gesetzmäßige Wirklichkeit des Gegenstandes kennen zu lernen,

um in ihm zur Verwirklichung zu kommen.“ S. 229. Conrad Schmidt formt zwar in einer teilweisen Zurückweisung der Allwohnschen Ausführungen den harten Satz „Der Entwicklungsglaube des modernen Sozialismus hat mit der Flucht in einen solchen Glauben — d. h. Offenbarungsglauben — nichts zu tun“, aber diese Formulierung geht von einer Voraussetzung aus, die in der bekannten Trennung von Glaube und Wissen ihre Wurzeln hat, nicht aber in der katholischen Auffassung dieser Verhältnisse.

Inzwischen wird uns berichtet von der religiös-sozialen Bewegung der sozialistischen Jugend, kurz gekennzeichnet etwa durch die Verse Karl Brögers:

„Gebt Raum,
Daß wir wieder Straßen zum Himmel seh'n
Und unserm Traum,
Der Sonne verbrüdet entgegengehn!“

Im Jahre 1919 war der Bund sozialistischer Kirchenfreunde begründet worden. Günther Dehn hatte die Worte gesprochen: „Die Kirche ist nicht tot, weil sie die Vertreterin des Christentums ist. Niemand kann tot sein, der mit dem Christentum irgendwie verbunden ist, denn das Christentum ist die größte Macht des Lebens.“ Aber schon 1920 hat sich die Furcht gemeldet: „Aber der Kirche ginge uns vielleicht Gott verloren.“ So formt sich das Bekenntnis denn in Worte, die absolutes Christentum mit ebenso absolutem Sozialismus verbinden wollen oder in die noch schärferen des Pfarrers Frände: „Für mich ist Sozialismus etwas Absolutes; ich glaube als religiöser Mensch mit Gott in Fühlung zu sein und weiß, was der absolute Gott von mir fordert und will.“

Aus dieser Lage der Dinge heraus wird ein Artikel Paul Kampffmeyers erst recht verständlich: „Religion, Kirche und Sozialismus“. Es fallen dort sehr freundliche Worte über die katholische Kirche und sehr harte über die protestantische: „Das ist das Anziehende der katholischen Kirche, daß sich in ihr sichtbare Massenfrömmigkeit, unmittelbare Teilnahme zahlreicher Menschen der Gegenwart und Vergangenheit am Kultus auswirkt. Die Sprache der Frömmigkeit der katholischen Kirche ist mitunter sehr primitiv; aber sie redet, sie lebt.“ . . . Von der protestantischen Landeskirche hingegen wird gesagt, daß sie ein „tönendes Erz“ und eine „klingende Schelle“ geworden. Das Urteil eines ehemaligen Geistlichen dieser Kirche, Friedrich Siegmund-Schulkes, wird angeführt: „Das Kirchentum, speziell das evangelische, ist welfremd. Wie fremd ist doch dem evangelischen Kirchenchristentum die Wirklichkeit geworden! Und vor allem die Vertreter der Wirklichkeit, die ihm am nächsten stehen, die Arbeiter. . . . Jetzt könnten sozialistische Ansätze im Christentum uns wieder aufhelfen.“ Es wird denn auch am Schluß des Artikels der Sozialismus als die Kirche der Gegenwart, als die „kämpfende Kirche“ bezeichnet. S. 345.

Erquickend wirkt für uns in der weitergeführten Debatte der kluge Beitrag von Rudolf Bultmann: „Religion und Sozialismus“. Zum ersten Mal im ganzen Jahrgang wird hier auf den übernatürlichen Charakter des Reiches Christi hingewiesen, wenn auch der Begriff nicht in seiner ganzen Tiefe verstanden und die eschatologische Deutung des Reiches übertrieben wird. Aber man sollte nicht glauben, daß von einem Sozialisten Sätze geschrieben sein könnten, wie etwa diese: „Wer die religiöse Freiheit von der Welt nicht äußerlich auffaßt, sondern als innere Freiheit, der kann sich nicht unter religiösem Vorwand seiner Pflicht der Weltgestaltung entziehen. Denn er bleibt ja Mensch, und auch sein Letztes ist ihm nur lebendig innerhalb seines menschlichen Lebens Wo die Religion wirklich lebendig ist, da bedeutet sie gerade wegen ihrer prinzipiell kritischen Stellung zur Kultur eine ungeheure Kraftquelle für die Kultur, indem sie die Kultur davor bewahrt, ihren Sinn zu verlieren und über die Menschheit den Menschen zu vergessen. Gerade indem sie dem Menschen einen Standpunkt im Jenseits gibt, gibt sie ihm auch die Sicherheit in der ewigen Beweglichkeit des Diesseits. Je lebendiger Religion und Kultur sind, desto stärker sind die Spannungen zwischen ihnen; sie im Gleichgewicht zu halten, dafür gibt es kein Rezept. Jeder Mensch hat für sich den Weg zwischen seiner Anteilnahme an der Weltgestaltung und seiner inneren Freiheit von der Welt zu finden. Diesen Weg finden, heißt den Sinn seines individuellen Lebens finden. Es wird nie ein glatter Weg sein. Die inneren Spannungen können eine Harmonie ergeben, sie können auch zur Qual werden; aber sie bilden mit ihrer Tragik wie mit ihrer Beglückung den Reichtum des inneren Lebens“

Das sind Äußerungen, die stark in die Richtung Dostojewskis weisen, der denn auch wirklich gleich danach genannt wird. Wird aber der russische Dichter — offenbar wegen seiner Stellung zu Reaktion und Kirchentum — auch als „Gefahr“ bezeichnet, so erklärt sich dies aus einem Grunde, der bis dahin noch nicht in der Debatte erschienen ist.

Wohl wechseln auch in der Kirche Erstarrung und Belebung miteinander ab, aber es bleibt doch immer das Lebensprinzip erhalten, und darauf kommt es an. Außerhalb der Kirche hingegen verflüchtigt sich Religion, lösen sich ihre martigen Sätze auf, verblasen die Vorstellungen vom Schöpfer und Erlöser. Dostojewski war dieses vollkommen klar. Darum sein Traum von einer

Erneuerung der Kirche und durch die Kirche auch der Menschheit. Der scheinbare Widerspruch im Leben Dostojewskis löst sich leicht für den, der einmal darüber nachgedacht hat, daß es auf dem Gebiete der praktischen Ethik nicht so sehr um die Formulierung geht — zu tief steht ja das Gesetz im Menschenherzen, als daß alle Maßstäbe verloren gehen könnten — sondern vielmehr um die Erfüllung. Der sozialistischen Ethik und Religion fehlt das große Kraftzentrum; oder soll davon noch berichtet werden?

Darf man diese Erkenntnisse führender sozialistischer Denker hoch einschätzen? Ich meine: Durchaus. Aber freilich anders ist die Sprache des Sozialismus in der Demagogie der Gasse und anders in der vornehmen Revue. Anders sind die Illustrationen zum Thema Sozialismus und Religion aus dem Spott in den Fabrikräumen und anders aus dem Sprechsaal liebenswürdiger Theorie. Ja, wenn diese Männer die Kraft hätten, die Masse zu bändigen! Ein Geringes ist es, wenn wir als Mensch zu Mensch mit ihnen sprechen, willig freundliches Entgegenkommen gewährend dem Bruder Mensch. Können wir sie doch nicht erretten vor der brutalen Logik des Lebens. Der greise georgische Sozialist Oschibladse wurde von seinen eigenen Jüngern, die doch auch als Sozialisten begannen, dann aber zum Bolschewismus weitergedrängt waren, in einen Todeserker geschleppt, der furchtbarer war als alle zaristischen Katorgafasematten. Bis dahin sind noch immer energischere Söhne kluger mehrheitssozialistischer Väter ihre sehr eigenen Wege gegangen. Oschibladse gibt zu denken. Lenin bezeichnet sich mit sieghafter Geste als den echten Abkömmling von Karl Marx. Der Prozeß der Sozialrevolutionäre in Moskau könnte wirken wie eine Prophetie. Mene tekol

*

Weiteste Verbreitung möchte ich wünschen der eben erschienenen Kinonummer des „Augustinusblattes“. Man findet dort Aufklärung über alle dieses Gebiet betreffenden augenblicklichen Fragen. Es ist ja leider wahr, daß die Kinder dieser Welt wieder einmal klüger gewesen sind als die Kinder des Lichtes, und die protektierenden Katholiken mit ihren rein negativen Warnungstafeln einfach übergangen wurden. Die Filmindustrie ist zurzeit eine der ersten in Deutschland, und wir bedeuten darin nichts, d. h. einiges ist nun doch vorhanden. Es kann sogar Großes daraus werden, wenn wir es endlich stützen.

Einmal müssen wir in dieser kapitalhungrigsten aller Industrien möglichst viel Kapital anlegen — freilich mit einiger Vorsicht.

Ferner gilt es zu sorgen, daß sich junge Menschen in der Filmbranche ausbilden. Es sind ja dort beste Möglichkeiten. Freilich auch Gefahren, aber wo gibt es die nicht?

Die Vereine müßten sich noch viel mehr als bisher der Sache annehmen, wie es auch in dem genannten „Augustinusblatt“ ausgeführt wird. Bei geschickter Handhabung der Angelegenheit lassen sich dabei sogar gute Überschüsse erzielen, die dann anderen Zielen zugewandt werden können.

Die Filmgesellschaften sollten möglichst zusammenwirken. Es ist das nicht immer der Fall, auch heute noch nicht. Ja, mir sind Austritte bekannt, die eine erstaunliche Begrenztheit des Horizontes verraten. Wenn schon gekämpft werden muß — es geschieht auch das am besten durch positive Arbeit — so sei es doch zunächst gegen den Schund im Kino und nicht gegen katholische Firmen, die gleiches wollen. Raum für alle hat die Erde, gewiß noch lange genug für unsere paar Filmgesellschaften.

Die Kinonummer des „Augustinusblattes“ wird auch wohl der Anlaß werden, daß sich die Presse noch mehr mit Filmfragen beschäftigt. Freilich muß es unparteiisch geschehen und von Männern, die etwas von der Sache verstehen. Sonst kommen Einseitigkeiten heraus. So ist hier im Westen z. B. „Neuland“ durchaus nicht die einzige für die Vereine in Betracht kommende Filmverleihgesellschaft und Beratungsstelle. Technisch mindestens auf gleicher Höhe steht die vom Prälaten Mosterts gegründete „Stella Maris“, die in der Schadowstraße 54, Düsseldorf, ihren Sitz hat. Zudem liefert die „Stella Maris“, da sie keine Erwerbsgesellschaft ist, zu erheblich billigeren Preisen und hat von Haus aus eine ganz charakteristische ideale Einstellung — wie das ja schon der Name ihres Begründers erwarten läßt. Auch über „Spera“, „Leofilmgesellschaft“, unsere Produktionsgesellschaften sind wir noch zu wenig unterrichtet. Auf die im Januar in Bochum gegründete „Comenius-Filmgesellschaft“ sei im Vorübergehen nur hingewiesen. Ein Ringen nach Monopol kann im Augenblick lebendigster Entwicklung nur schaden. Das Ideal wäre überhaupt Kartell.

Wir werden auch im „Graf“ unseren bescheidenen Teil an Arbeit leisten, indem wir in Zukunft neben allgemeiner Orientierung Beiträge zum Thema Film und Kunst bringen.

Vielleicht, daß sich auch der Katholikentag der Sache annimmt und die deutschen Katholiken aneifert, ihre Filmgesellschaften durch Geld und allgemeinste Teilnahme zu unterstützen.

Da die Aufnahme von Kinoanzeigen in den Zeitungen zu allerhand Auseinandersetzungen, vor allem mit jugendlichen Heißspornen, geführt hat, so sei auch hier aufmerksam gemacht auf eine Resolution des Augustinusvereins in dieser Frage, die die Zustimmung des Kardinal-Erzbischofs

Schulte gefunden hat. So einfach, wie sich manche Draufgänger denken, liegen gewöhnlich die Dinge nicht, und gar oft ist das Beste der Feind des Guten. Wird nach dieser Resolution gehandelt, so geschieht nichts Unerlaubtes, wohl aber das Erreichbare.

*

Am 24. Juli feierte Leo Tepe van Heemstede seinen 80. Geburtstag. Als Dichter, mehr aber noch als Herausgeber der „Dichterstimmen“, war Leo Tepe van Heemstede ein Führer. Einer seiner Freunde, unser Mitarbeiter A. Gages, hat gerade dieses in einem Artikel im „Leuchtturm“ trefflich herausgestellt. Leider kann man einem Sake dieses Beitrages nicht widersprechen, so gern man es täte; er lautet: „Man hat nie die Arbeit, die van Heemstede in den vielen Jahren seiner redaktionellen Tätigkeit leistete, so anerkannt, wie es ihr gebührte.“ Ganz ähnlich mußte ich denken, als ich vor einem Jahre etwa am Grabhügel des P. Gietmann stand. — Spätkommer war es, und eine Fülle von Rosen drängte sich zu dem schlichten Kreuz, als wollten sie süßeln für den Andant der Menschen. — Das Geschlecht von heute hat keinen Grund, sich über Männer zu setzen von solchem Ausmaß des Wissens und von solch knorriger deutscher Art und von solch tiefgläubigem Charakter, wie Leo Tepe van Heemstede und seine Freunde: etwa Baumgartner, Kreiten, Fr. W. Weber, Guido Maria Drewes, Fr. W. Helle, Joseph Seeber und so manche andere Dichter und Dichterinnen, die z. T. noch unter uns weilen. Kaum einer der neueren katholischen Dichter ist ohne Berührung mit Leo Tepe van Heemstede gewesen. Mag sein, so denke ich manchmal, daß wir im Fortschritt unserer Literatur jener früheren Generation gegenüber ein Fürstentum gewonnen — aber haben wir nicht am Ende dabei ein Königreich verloren? Schließlich sind jene es doch, in denen der Strom der Romantik noch lebendig war, in denen wir die Vergangenheit greifen und über die hinaus wir die Zukunft organisch gestalten müssen. In keinem Falle gehört es zu den edlen Zügen der Zeit, wenn wir Superlative des Ruhmes an Gegenwartsgrößen verschwenden, von denen wir noch lange nicht wissen, ob ihre Größe nicht mit der Gegenwart dahin sein wird — und darüber den Dank und die Ehrfurcht vergessen denen gegenüber, die ein so leuchtendes Vorbild sind, und denen ein Denkmal unter uns gesichert ist, Männer, wie Leo Tepe van Heemstede

*

Wegen seiner Wichtigkeit und Eigenart sei hier noch kurz auf das im Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden, erschienene Werk von Wilhelm Wiesebach: „Primaner und Student“ hingewiesen. Der junge Gebildete soll daraus ersehen, „was sich im katholischen Deutschland rings herum geistig regt“. Man staunt über die Reichhaltigkeit der Aufschlüsse, über ihre geschickte Wahl und über ihre knappe sachliche Behandlung, mag einem auch im Anfang die Fülle ein wenig verwirren. Der Verfasser hat sich ganz in die Seele des jungen Studenten hineinversetzt, hat mit den Augen der Jugend in die strahlende Welt geschaut und die Fragen erlaucht, die sich dem kleinen Faust aufdrängen. Allzulange Antworten würden ermüden; zwischendurch muß man einmal ausruhen in einer schönen Erzählung; dann geht die Aufklärung weiter. Das Buch sollte in jeder Schülerbibliothek stehen, dem einzelnen ein Vademecum werden und kann auch anderen mit seinen Aufschlüssen über katholische Verlage, katholische Studentenverbindungen usw. beste Dienste leisten. Wie wäre es, wenn der Verfasser, die hier gegebenen Ansätze verwertend, uns ein kurzes Handbuch der katholischen Literatur schenken wollte? Es fehlt uns sehr.



Dichtung und Leben



Die Eddalieder u. d. altdeutsche Götterglaube / Von G. Lehmann, S. J.

Die Aufmerksamkeit, die wir Deutsche dem Nieder- und Sagenschatz Islands, vor allem den Dichtungen der älteren Edda, entgegenbringen, hängt aufs engste zusammen mit der Hoffnung, mit ihrer Hilfe uns ein Denkbild von der Gottesvorstellung und Gottesverehrung unserer Vorfahren zu machen. Vor allem haben sich J. Grimm und Simrock bemüht, die großen Lücken unseres Wissens um die altdeutsche Götterwelt aus der nordischen Quelle zu ergänzen. Solange für die Ergebnisse dieses Verfahrens keine volle Sicherheit, sondern nur eine mehr oder minder große Wahrscheinlichkeit in Anspruch genommen wird, ist gewiß nicht viel dagegen einzuwenden. Der Gedanke, daß die Glaubensvorstellungen der Urgermanen lange Zeit fast gleich waren und auch späterhin in wichtigen Zügen eine große Ähnlichkeit behielten, liegt zweifellos nahe. Ferner hat der Nord, also mit ihm die Edda, in heidnischer Zeit manchen Einfluß von deutscher Seite erfahren. Weit über ein Drittel der Eddadichtungen gehört der deutschen Nibelungensage an; gleich ihr scheint die *a u s g e b i l d e t e* Gestalt des Gottes Odin, unseres Wodan, bei den Rheinfranken ihre Wurzel zu haben.

Im scharfen Gegensatz zu jenen Gelehrten, welche in der Edda eine ehrwürdige Urkunde altdeutschen oder doch altgermanischen Glaubens erblickten, stehen jene, die mit Bugge und E. H. Meyer überall christliche oder gar klassische Entlehnungen sehen, stehen alle jene Fortschrittlichen, welche, den Entwicklungsgeboten überspannend, uns die Beschäftigung mit dem Glauben unserer Vorfahren gründlich zu verfeinern bemüht sind. Nachdem alles Nordische streng ausgeschieden ist, füllt man die Lücken mit den Gebilden seiner Einbildungskraft, die man als „allgemein religionswissenschaftliche Erwägungen“ bezeichnet. Der Mensch ist nach diesen Gelehrten eben ein besseres Tier, das sich aus niedersten Anfängen nach starren, allgemeingültigen, naturwissenschaftlichen Gesetzen aufwärts entwickelt, so daß man die Stufen, die es zurücklegen muß, gleich den Entwicklungsstufen des Tieres oder der Pflanze vorherzusagen oder erraten kann. Mit tiergestaltigen Göttern und leichenfressenden Gespenstern, die man übrigens auch nur aus der so gering geschätzten Edda heraus oder besser in sie hineinlas, sucht man das Grausen des Lesers zu erregen. Und bis zum Überdruß müssen wir hören, daß ein Vorstellungskreis, etwa die Baldrsage, erst mit oder in dem Wikingesalter aufkam, während niemand ehrlich sagen kann, er habe früher im Norden gefehlt.

Welcher Weg wäre einzuschlagen, um von dieser nicht einmal geistreichen Religionsdichtung zur Religionsforschung zurückzugelangen? Es kann uns nicht genug sein, daß die Zeit der Verneinungsvorurteile vorbei ist, daß eine „Entlehnung“ nach der anderen als zu gewagt und unbegründet verworfen wird, daß Tyr, Odinn, Figg, Thor, Baldr wieder als gemeingermanische Götter gelten dürfen. Wir müssen ein für alle Male festen Boden unter die Füße bekommen, damit der starke Gegensatz der Meinungen, dem wir namentlich bei den Fortschrittlichen selber begegnen, beseitigt, für Neuforschungen die Grundlage gesichert wird.

Ich bin überzeugt, die Rettung ist von einer jungen, aber darum auch frischen, erfolgreichen Wissenschaft zu hoffen, der geschichtlichen Völkertunde. Diese Wissenschaft bricht endgültig mit dem nie bewiesenen Evolutionismus. Sie weist nach, daß der Urmench an ein höchstes Wesen glaubte, daß Totemismus und Mutterrecht keine allgemeinen Durchgangsstufen sind, sondern selbständige Kulturkräfte, etwa wie die babylonische und ägyptische Gesittung und noch mehr. Auch die geschichtliche Völkertunde, und gerade sie, verwirft grundsätzlich die unabhängige Entstehung gleichartiger Erscheinungen an verschiedenen Orten, aber sie führt die Verknüpfung der Dinge lieber auf tieferliegende Wurzeln zurück, als daß sie gleich zu oberflächlichen Entlehnungsvoraussetzungen greift. Ein Beispiel. Unter der Kulturgruppe der Hirtenvölker, denen ursprünglich die Indogermanen angehören, ist die Kunde vom Sündenfalle, bei dem ein gottwidriges Wesen der Macht beraubt, aber nicht vernichtet wird, weit verbreitet. Wir brauchen also beim gesesselten Loh oder Fenriswolf nicht gleich an den Teufel zu denken. Auch bei den alten Persern ist am Ende dieser Weltzeit „der Teufel los“ und muß mit seinem Anhang bekämpft werden, bei ihnen wie bei den Germanen folgt dem Endkrieg die Welterneuerung. Nicht einmal der Heiland fehlt. Gleich dem persischen wird der germanische Bericht nicht vom Christentum entlehnt sein, sondern beide auf dieselbe uralte Quelle des indogermanischen Glaubens, vielleicht gar auf die Aroffenbarung zurückgehen.

Am besten hat zweifellos Schroeder in „Arische Religion“ die Glaubensvorstellungen der alten Indogermanen behandelt. Doch fürchte ich, daß er von einem Fehler nicht freizusprechen ist. Nicht alles, was mit ähnlichen Zügen etwa in Deutschland und Indien sich vorfindet, ist darum schon

alt arisch. Vor der indogermanischen sind andere Kulturwellen fast über das ganze Gebiet der heutigen Arier hingegangen. (Vgl. W. Schmidt, *Völker und Kulturen*, S. 107.)

Von der Religion der Bewohner Europas wissen wir mehr, als daß sie ihre Toten beerdigten. Sie gehörten dem Kulturkreis der niederen Jäger an, müssen also nach unseren heutigen Kenntnissen den einen wahren Gott verehrt haben. Im Beginn der jüngeren Altsteinzeit erscheint eine Gesittung, die sich deutlich als zum vaterrechtlich-totemistischen Kulturast, der wahrscheinlich irgendwo in Asien aus dem vorher genannten aufschloß, gehörig erweist. Im Europa der beginnenden jüngeren Altsteinzeit, d. h. den Stufen von Aurignac und Solutre, müssen wir, unseren anderweitigen Erfahrungen nach, die Verehrung des Sonnengottes, der namentlich auch als Zeugungsgott gilt, voraussetzen. Ähnliche Sonnenzeichen finden wir zwar erst in der jüngeren Steinzeit, aber wir können ja auch gar nicht voraussetzen, daß damals die Sonnenverehrung, wenn früher vorhanden, völlig geschwunden sei. Unter den schwedischen Felszeichnungen finden wir eine männliche Gestalt mit der Sonnenscheibe in der Hand, die, wie Freyr in geschichtlicher Zeit, wohl einen Zeugungsgott darstellt. Der totemistische Sonnengott ist der Gemahl der Erde, die bei der Einführung des Ackerbaus leicht zur allnährenden Mutter wird. Wir brauchen nur an die zu Freys Verehrung in so naher Beziehung stehende Göttin Nerthus zu denken. Die totemistische Kultur des höheren Jägertums hat ihren Namen vom Totem, dem Tier, zu welchem die einzelne Stammesgruppe in engem Verhältnis zu stehen glaubte, das sie als ihren Stammvater nicht tötet oder doch nicht ißt. Selbstamerweise finden wir nun auf den Wänden mehrerer in der jüngeren Altsteinzeit benutzter Höhlen mit Vorliebe solche Tiere dargestellt, die, nach den vorhandenen Knochenresten zu urteilen, nicht gegessen wurden.

Auf der Stufe von Madelaine und Mas d'Azil zeigt sich die niedere mutterrechtliche Bodenbaukultur, in der jüngeren Steinzeit die höhere. Diese sind von Haus aus der Verehrung des Mondes und der Toten zugetan. Hellmond und Dunkelmond (Baldr — Hodr?) stehen sich als Zwillinge gegenüber. Ihre Mutter ist die Stammutter des Menschengeschlechtes. Hiermit, wie mit der Verehrung des wachsenden und sterbenden Mondes hängt die Verehrung der Ahnen, der Toten, eng zusammen. Besondere Verehrung genießt, wie dem niederen Mutterrecht zugehörnde Funde auch für Europa zeigen, der Schädel des Toten. Namentlich durch Maskentänze ehrt man die Abgeschiedenen. Die Maske soll das Angreifbare, Unirdische des Totengeistes zur Darstellung bringen. Maskentänze sind in den Höhlen dargestellt. Hier zeigt die Darstellung von Tiermasken, daß der Totemismus, wie zu erwarten, nicht völlig geschwunden war. Dem Totendienste mehr noch als der Sonnenverehrung gilt das Zufest, das der weltlichen Feier der christlichen Weihnacht manchen Zug geliehen.

Erst nach dem niederen Jägertum, dem Totemismus, dem niederen und dem höheren Mutterrecht erscheint die Hirtentumskultur des Ariers. Das Hirtentum, ein unmittelbar aus dem niederen Jägertum hervorgewachsenen Aist am Baume der Gesittung, hat die Verehrung des alten Eingottes, der hier als Himmelsgott über den Naturgottheiten thront, am reinsten bewahrt. Die neben ihm verehrten Götter sind aus seiner Aufteilung in verschiedene sittliche Eigenschaften und Tätigkeiten oder doch nach seinem Bilde erbacht. Aber ihr Weiterleben unter den Germanenstämmen als Zio-Tio, Thingsaz-Fosete, Ere-Erech; Freyr, Njördr, Fjörgynn; Irmin, Istvi, Ingvi und Heimdallr vgl. Schroeder I, S. 483 ff. Ich möchte annehmen, daß die von ihm als ursprüngliche Dämonen aufgefaßten Götter, wie Thor (indisch Indra), dem Totemismus entstammen. Züge des arischen Himmelsgottes können ihnen leicht beigemischt sein. Spielt ja, wie P. W. Schmidt, in „Die Entstehung der Gottesidee“ für Australien zeigt, Mischung von Gottesvorstellungen verschiedener Herkunft eine große Rolle. Tyr, die germanische Fortsetzung des arischen Himmelsgottes, leiht als solcher dem Freyr, als Wind- und Wettergott (Trivaz Wodanaz) dem schon mit der Totenverehrung in Verbindung gebrachten Windgott Wode von seinen Zügen, wird aber infolge der letztgenannten reichlichen Übertragung bei den meisten Stämmen entthront, während Wode als Wodan die Krone an sich reiht. Schon vor seiner Thronentfugung hat sich Tyr, ähnlich dem römischen Jupiter, auf Staatslenkung und Kriegshandwerk verlegt. Er selber entnahm dem mutterrechtlichen Mondgott einen wichtigen Zug, die Verwundung durch den Fenriswolf. Unter dem Bilde der Verstümmelung wird ja die Mondabnahme in dem Gebiete des mutterrechtlichen Gesittungsstufes immer wieder dargestellt.

Noch wir können nur Andeutungen bringen von dem Wege, den die germanische Religionswissenschaft, will sie sich der Hilfe der geschichtlichen Völkerkunde bedienen, gehen muß. Wenn hierbei die ältere Edda ausgewertet werden soll, so verwechsle man das Alter der Lieder nicht mit dem ihrer Liedform in den Handschriften. Auch das letztere wird von Karl Helm in seiner Altgermanischen Religionsgeschichte, mehr noch von Neckel in „Balder“ zurückgeschoben, dem das Jahr 800 als untere Grenze zu spät erscheint. Überzeugend weist der letztere für die Prosaschrift der jüngeren Edda nach, daß nicht die kurze Fassung im Codex Upsalensis, sondern die erweiterte maßgebend ist.

Dieser Nachweis ist für unsere Frage nicht unwichtig. Die jüngere Edda wurde bekanntlich in christlicher Zeit geschrieben, aber ihr Verfasser, der hochgebildete Snorri Sturluson, benutzte für die Darstellung der Götterwelt alte, uns zum Teil verlorene Quellen.

Enthält die Edda überhaupt einen Zug, der mit voller Sicherheit dem Christentum zugeschrieben werden kann? Selbst der göttliche Richter und Gesetzgeber n a ch der Welterneuerung kann Forseti, eine Form des bei den Griechen verehrten Mars Thingsius, Tyr als Thinggott, bedeuten. Sollte die Auslassung der auf ihn bezüglichen Stelle in Völuspa 63 im Codex Regius (Tha kemr inn riki) nicht auf einen Schreibfehler zurückzuführen sein, indem der Schreiber gleich auf den ganz ähnlichen Beginn von 64 (Tha kemr inn dimmi) überging?

Entlehnungen aus heidnischen Quellen sind für geschichtliche Zeit nicht nachgewiesen. Zur Wikingerzeit waren selbst in Island griechische Sprache und griechische Schriftsteller kaum bekannt, so daß ein guter Teil der Aufstellungen Bugges schon hieran scheitern mußte. Sogenannte phönizische Opferwagen in Mecklenburg usw. stammen nach Montelius (Kulturgeschichte Schwedens, S. 119) aus Italien. Aber ihre gottesdienstliche Verwendung ist nichts bekannt. Das Einschleppen fremder Götterbilder beweist ebenso wenig; zum Teil können sie, wie zweifellos das dem Apollo Grannus geweihte, in Schweden als Graburne benutzte Brunkgefäß, durch Plünderung über die Germanengrenze geschafft sein. Unter welchem Titel andere von römischen Händlern verkauft, unter welchem sie von den Germanen gekauft oder gar verehrt werden, wissen wir nicht. In einem solchen Falle wäre zweifellos dem Gott oder der Göttin statt seines heimischen Namens der einer germanischen Gottheit beigelegt worden.

Ich wollte durch diese Zeilen den Leser neu begeistern für die Beschäftigung mit den Quellen unserer alten Gotteslehre. Daß sie viel des Schönen, Erhebenden, Bildenden birgt, leugnet niemand, der ihren Zauber gefühlt. Es ist nicht ihre Schuld, wenn man sie in den Dienst des Unglaubens zu stellen sucht und so dem schwächeren Gutgesinnten veretelt. Da ist der berühmte Wodansdienst mit seinem Sonnenwendefeuere. Warum dem schönen, alten Brauche, der ohnehin als christliches Johannisfeuer fortlebt, eine Christus bewußt ausschließende und ablehnende Bedeutung unterschreiben? Auch ich empfinde den Zauber Wodans, mag er als wilder Jäger die Luft durchbrausen, auf seinem Hochsitz Hlidskjalf sinnend die Welt überschauen oder den Speer Gungnir unter die Völker schleudern und die Helden nach Valhöll laden. Am deutschen Rhein hat sich seine Gestalt vollendet, mit ihm ist sie untrennbar verwachsen. Noch steht hier die Perle des Stromes, Godesberg, das Caesarius von Heisterbach als Wodanesberg kennt. Unser großer Wagner sah in Wodan und Siegfried untrennbare Rheinlandsöhne. Ohne sie ist der Rhein nicht mehr Rhein.

Aber man nenne Wodan im Ernst seinen Gott, man forsche bei ihm nach einer Lösung der brennendsten Lebensfragen wie lächerlich macht man ihn da. Sollen wir vor einem Fetisch, dem Erzeugnis unserer eigenen Einbildungskraft, demütig das Knie beugen? Welches Volk könnte der Gedanke an Wodan vom sittlichen Abgrunde zurückreißen? Wo ist der Jüngling, den er unverfehrt durch die Strudel der Verführungen und die Flammen der Leidenschaft geführt hätte?

Den S c h ö n h e i t s g e h a l t der germanischen Götterdichtung wollen wir, wie selbstverständlich, nicht verkleinern. Aus eigener Überzeugung unterschreiben wir die Worte des P. Baumgartner, S. J.: „Nächst den homerischen Gedichten hat die profane Literatur nichts Kernigeres, Urwüchsigeres und zugleich Erhabeneres aufzuweisen als die Götter- und Heldenlieder der Edda. Sie ragen wie die eisgetrönten Felsstuppen Norwegens und Islands in das Ameisengewühl unserer überfeinerten Tagesliteratur hinein. Es weht da der erquickende Hauch nach unverkümmelter Natur, die ganze Kraftfülle urgermanischen Wesens.“

Schade nur, daß mancher, statt das uns allen gemeinsame Heimatgefühl stärken zu helfen, die Freude an der tiefinnigen Dichtung der Ahnen den besser Gesinnten durch seine Übertreibungen zu verderben sucht. Da können wir nun einmal nicht mittun. Wo es sich um Weltanschauung und Glaube handelt, kennen wir niemand anders als Christus, den einzigen Rettungsanker für unser unglückliches Volk.



Katholik und Film / Von Richard Muedermann, Leit. d. Stella-Maris, G.m.b.H.

Wenn wir diese Worte „Katholik und Film“ so beisammen sehen, kommt uns unwillkürlich der Gedanke von etwas Ungereimtem, so von Wasser und Feuer, so ein Hauch von Edelkeit aus frommer Stätte. Ein Schrei nach Reform durchhallt die Gassen, wie heute überhaupt alles nach Reform schreit. „So kann es nicht weitergehen“ ist das Schlüsselwort einer jeden Beratung, und es ging so weiter, schon Jahre, und ging gestern und heute, und geht auch morgen noch. Dabei ist die Reformbewegung eines Unternehmens fast ebenso verpönt wie das Unternehmen selbst. Warum? — Weil es den meisten Reformbestrebungen zunächst an den richtigen Grundsätzen fehlt, sodann an der folgerichtigen Durchführung der Grundsätze. — Daß manche Einrichtungen im sozialen Leben einer Reform bedürfen, ist allerdings nicht zu leugnen, vor allem wohl die Zentralstätten, denen es ihrer Art und ihrem Wesen nach zukommt, auf das Geistige im Menschen einen Einfluß auszuüben. Zu diesen Zentralstätten gehört in erster Linie das Kino. — Aber Vorsicht bei dem Wort „Kinoreform“ — es hat schon viel böses Blut hervorgerufen und mehr geschadet als genützt. Kein Sachkundiger steht heute noch auf dem Standpunkte — wie man ihn leider noch in pädagogischen Kreisen findet —: „Das Kino ist schlecht, es muß aus der Welt“. Diese Politik ist nicht mehr angängig und wäre auch im Prinzip verfehlt. Denn das Kino als solches, wie es als Erfindung heute vor uns steht, ist eine ganz hervorragende Leistung des menschlichen Geistes und der Technik, und nach dieser Seite hin durchaus positiv zu bewerten. Als Bildungs- und Erziehungsmittel ist das Kino rein indifferent und gleichsam wie ein unbeschriebenes Blatt den Menschen anvertraut. Der Stab ist nur zu brechen über die verwerfliche Art der Anwendung. Außerdem wäre auch der Kampf gegen eine solch gewaltige Industrie zwecklos. Aus der *Laterna magica* und den ersten Versuchen eines bildlichen Festhaltens von Bewegungen ist eine Industrie entstanden, die heute als die fünfgrößte im Deutschen Reiche dasteht und seit dem Weltkriege fast monatlich riesenhaft wächst.

Wenn wir nun das Wort „Kinoreform“ anwenden wollen, so verstehen wir unter Reform des Kinos keinen Abbau, sondern Aufbau und neuesten Fortschritt, Aufwecken alles Guten und Edlen, was im Film schlummert. Tatsache ist, daß sich aus der kleinen, kristallklaren Linse des Objektivs ganze Fluten von Schlam und Unrat in die Menschenherzen ergossen haben, und noch immer strömt aus der Lichtquelle häufig Finsternis. Ganz abgesehen von der Moral, ist es teilweise geradezu unerhört, was für ein Ritsch den Leuten für teures Geld angeboten wird. Aber einen neueren Film äußert sich der Berliner Lokalanzeiger: „Warum gab man diesem schönen Körper keine Seele?“ Wieviel Sensation ohne Bildungswert, wieviel Halme ohne Frucht, wieviel Materie ohne Geist.

Wir begrüßen die Einrichtung der Reichsfilmzensur, obwohl wir bedauern, daß sie existieren muß; sie kann aber bei weitem nicht den Ansprüchen des anständigen Publikums genügen, besonders nicht denen der Katholiken, weil die Verschiedenartigkeit der moralischen Anschauungen bei der Entscheidung auf Zulässigkeit eines Filmes zu oft hinderlich in den Weg tritt.

Das ist auch nicht unsere Rettung, das führt unsere Reformgedanken nicht ans Ziel. Der Film ist vertreten durch eine Industrie, durch eine Branche, und Gott sei es gedankt, diese Branche ist unseren Gedankengängen gar nicht so fern mehr wie manche denken. Das muß auf jeden Fall klar gesagt werden: Der ernste und einflußreiche Teil der Branche will Reform, und ohne seine Mithilfe scheitert alle Reform. Trotz alledem muß der Katholik sich auf seine Art mit dem Film auseinandersetzen, wie er es mit der Politik, mit Kunst, Theater, Literatur, Malerei, selbst mit dem Sport auch tun muß. Es darf nie eine Stellungnahme im Prinzip dagegen sein, sondern Aufgreifen mit den modernsten Mitteln und Erfahrungen all des Guten, was jeder kulturelle Fortschritt in der Tiefe birgt; denn schon im Fortschritt, in dieser geistigen Bewegung, liegt stets positiver Wert.

Daher ist es zu verstehen, daß sich speziell katholische Verbände für den Film interessiert haben. Sie haben zunächst eine große Macht an Mitgliedern hinter sich und haben zu gleicher Zeit Sorge zu tragen für die geistige Versorgung ihrer Mitglieder. Das Volk geht ins Kino, ob es nun katholisch ist oder nicht; da gründete der Volksverein für das katholische Deutschland eine große Filmverleihzentrale, die seinerzeit das größte Lehrfilm-Verleihinstitut war und sehr segensreich gewirkt hat; leider war es auf die Dauer nicht zu halten. In etwa ist es wieder aufgelebt, in der Neuland-Kinematographie zu Köln, die in erster Linie als Verleih-Institut anzusehen ist.

Die Unterhaltung des Arbeiters ist das Kino. Und schon sehen wir an der großen Zentrale Leobhaus in München die Leo-Filmgesellschaft entstehen, die zuerst als katholische Gesellschaft in Deutschland mit der Herstellung von Filmen begann. Nach Bearbeitung religiöser Themen ist sie nun auch zur Verfilmung rein unterhaltender Stoffe übergegangen, und die letzten Filme „Ranoue und das Erbstück der Mutter“ sind recht gut geworden.

Jugendliche und Kino, ein häufiges Wort, eine kleine Verwandtschaft. Wer wirklich mit Begeisterung ins Kino geht, das ist die Jugend; aber sie darf nicht, wie grausam, und ist doch so lernbegierig, so wissensdurstig, und weiß nicht, wie die Giftschlange unter Blumen lauert. Das erkannte schon längst die große katholische Jugendzentrale in Düsseldorf und suchte nach Kräften in einer eigenen Abteilung zu helfen. Aber es mußte mehr geschehen, und es ist ein großes Verdienst des Prälaten Mosterts, des Generalpräses der Jugend, daß er im Herbst 1920 die Stella-Maris-Lichtspielgesellschaft m. b. H. ins Leben rief. Aus der ursprünglichen Wander-Kino-Zentrale in Berlin und Düsseldorf hat sich nun ein ganz beträchtliches Verleih-, Apparate- und Filmberatungsinstitut gebildet.

Kurz darauf entstand in Berlin die Glosta-Filmgesellschaft, gegründet von Dr. Fleischer und Dr. Lerch, neuerdings Spera-Filmgesellschaft mit bisher einem selbstproduzierten Weihnachtsfilm „Retter aus der Not“. Ein zweiter größerer alttestamentlicher Film ist in Bearbeitung.

Das sind unsere nennenswerten katholischen Filmbestrebungen; alles in allem ein recht guter, aber noch sehr bescheidener Anfang.

In der Filmindustrie tut sich alles zu großen Konzernen zusammen. Vielleicht wird die „Ufa“, Union-Film-Altiengeseellschaft in Berlin noch einmal Monopol-Trägerin. Einigung — verstärkte Kraft. Erneut möchte ich auf diesen Gedanken hinweisen; es sind darin schon mehr Versuche gemacht als die Öffentlichkeit weiß, und wäre Erzberger nicht ermordet, so hätten wir heute verwirklichte Pläne. Die wirtschaftliche Lage gebietet mehr denn je eine Einigung. Wie schön wäre es, wenn die in den verschiedenen deutschen Gauen fließenden Bächlein zu einem Strom zusammenstrebten, um auch unsere katholischen Mühlen einmal in Gang zu bringen.

Film und Kunst.

1. Verfilmte Literaturkunstwerke: Frik Reuter: „Ut mine Stromtid“. Wir führten ihn dieser Tage noch auf in Düsseldorf und gewahrten mit Freude, wie das Volk den Wert des Films erkannte und mehrfach seiner Zufriedenheit über diesen Film Ausdruck gab. Es ist gar nicht so einfach, Literatur und Kunstwerke zu verfilmen, zumal nicht Frik Reuter. Doch kommt der Film in Reuterschen Charakterköpfen so wunderbar zur Geltung. Was den Film auszeichnet, ist das ganz hervorragende Mienenspiel der Darsteller. Unvergleichlich ist der Onkel Bräsig, ob er nun das Liebespaar belauscht unter dem dicken Birnbaum, oder beim verunglückten Sprung über einen Wassergraben ganz kläglich nach Hilfe ausschaut. (Monopol für Rheinland und Westfalen: Westfalia, Film-A.-G., Düsseldorf.)

2. Ideen im Film. Wenn ich Literatur und Kunstwerke verfilme, so brauche ich keine neuen Ideen, und gelingt mir die Wiedergabe, so habe ich meine Aufgabe erfüllt. Aber der Film soll auch selbst schaffen, er soll Geisteswerke schaffen, soll zeigen, daß an ihm Leute arbeiten mit Ideen. Da ist die Technik heute dem Geiste weit voraus. Wenn ich unsere neuesten Filme betrachte, so muß ich sagen: Photographische Kunst, technische Kunst, sowohl bei Aufnahme als auch bei Wiedergabe, ganz hervorragend, aber der Geist, die Idee in diesem Film! Es ist manchmal recht schade um das teure Rohmaterial. Da haben es die Schriftsteller bequemer, Papier ist immer noch wesentlich billiger als Rohfilm. Wie kommt es nun, daß noch so wenig Geist, so wenig Idee im Film ist? Zunächst standen die akademischen Kreise dem Film so lange fern. Man verachtete den Film, es war Kitsch, ein Akademiker durfte sich doch nicht mit ihm abgeben! Das war lange Jahre der Standpunkt. Bei dieser stiefmütterlichen Behandlung wurde dem Film allerdings sehr viel Geist und Idee vorenthalten. Dazu kommt, daß der Film selbst, bei diesem schnellen äußeren Wachstum, innerlich das Knochengestüst noch nicht entsprechend entwickeln konnte. Aber es wird kommen; wir stehen an den Anfängen neuer, großer Perioden. Jeder, der helfen kann, möge es tun, es ist der Mühe wert. Darum auch Akademiker hinein in die Filmbranche, nicht nur Kaufleute und nicht nur Techniker, sondern auch Schriftsteller, Literaten, Psychologen, Volkswirtschaftler, Mediziner, alle können helfen und viele helfen schon. Nur ist es notwendig, ehrlich zu sein in den Erfolgen. Wirkliche Erfolge müssen unbedingt anerkannt werden, aber Scheinerfolge soll man nicht den Stempel des Erfolges ausdrücken. Der Geschmack ist sehr verschieden; aber es gibt doch schließlich allgemeine Grundsätze, nach denen man beurteilen und einwandfrei feststellen kann, ob der Film nun ideenreich ist oder nicht.

3. Von welchem Film spricht man zurzeit am meisten? Wenn es lange ist, spricht man von einem bedeutenden Film vier Wochen, vom mittelmäßigen Film noch nicht so lange, von den meisten überhaupt nicht. Am meisten spricht man z. Bt. in Berlin von „Dr. Mabuse, dem Spieler“, nach einem der letzten Romane in der „Berliner Illustrierten“. Man wird in der nächsten Zeit viel sprechen von der Tragödie eines Volkes, oder „Der Schmied von Roßel“. Darüber nächstens mehr.

R. M.

Von Menschen und Büchern



Zum literarischen Leben der Gegenwart

Franz Werfels Boßsgefäng¹ / Von Dr. Martin Roßbach

Sa, wir sind arm! Die Höfe und Meiereien niedergebrannt, die Ställe leer, die Truhen ausgeraubt . . . — Aber in den Tag hinein wirken, frech, sinnlos und pfeifend, das — das ist Jugend. (Er redt die Arme.) — Und ich habe sie wieder.“

Frech, sinnlos und pfeifend! Der „Sinn“, das war Werfels bisherige Tragik². Sinn zu bringen in die Spannung, Polarität, Doppelheit der Welt. In Gott und Welt, Leib und Geist, Wirklichkeit und Traum klappte sie auseinander. Heldischer Aktivismus stand auf gegen christliche Sendung. Selbstbehauptung gegen Selbsthingabe; Lebensfrohmheit gegen Todessehnsucht. Im Künstler kämpfte bis aufs Blut überschwengliches Gefühl gegen überbewußtes Wissen. Nach dem „Sinn“ des Weltgetriebes fragte noch „Spiegelmann“ und fand nicht die erlösende Antwort.

Und nun „Boßsgefäng“. Frech, sinnlos und pfeifend. Die Periode des allegorisch suchenden Dramas (war „Spiegelmann“ als Allegorie wirklich so unverständlich, wie es Dr. Alfred Ludwig Schmitz im „Hochland“ ohne Analyse behauptete?) ist scheinbar vorbei. Werfel fühlt junges Blut. Werfel redt die Arme.

Er begibt sich in eine slavische Landschaft jenseits der Donau an der Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert. Gospodar Stevan Milic verlobt seinen Sohn Mirko der reichen, eigenwillig starken Stanja. Aber der Gospodar ist nicht glücklich. Ihn quält ein entsetzliches Geheimnis: sein erstgeborenes Kind ist eine scheußliche Mißgeburt gewesen und nicht gestorben. Im geheimen Ziegelfeinstall lebt es, in den dreißig Jahren seit der Geburt zu einem Ungeheuer, halb Boß, halb Mensch, herangewachsen; niemand soll davon wissen, Vater und Mutter wagen nicht, ihr Geschöpf zu sehen, eine Magd nur füttert das Halbtier. Stanja, die Braut, nur wittert ferner das Unheil. Da bricht der Unhold, durch eine Vergeßlichkeit des Arztes, der ihn betrachten geht, für einen Augenblick nicht eingesperrt, aus seiner Behausung aus. Fiebernde Bestürzung im Hause. (1. Aufzug.)

Der zweite Aufzug bringt eine neue Handlung. Besitzloses, landfahrendes Volk hat sich in der Gegend mehr und mehr gesammelt und heischt nunmehr Land zur Siedelung. Die zehn Alten der Gemartung sitzen zu Rat. Drei Vertreter der Wittsteller vertreten ihre Sache: Teilerlit, der Seiltänzer, ein rückgekehrter Amerikaner, Feiwel, der Trödeljude. Der Gospodar Milic, noch bebend vor Erregung über sein eigenes Unglück, jagt die Bettler zur Tür hinaus, in besinnungslosem Wutausbruch.

Im dritten Aufzug endlich die dritte Handlung: Die Landlosen rotten sich zusammen. Juwan, der Student, aus innerstem Trieb heraus selbstzerstörerisch, grausam gegen sich selber gesinnt, soll ihr Führer werden. Da stoßen Mirko Milic und seine Braut zu Juwan. Stanja und Juwan haben sich als Kinder einmal gesehen. Heimliche Liebe zuckt auf, wird hinter grausames Spiel versteckt. Die beiden herben, spröden Menschen werden wie splitttriges Glas. Mirko und Juwan heben die Messer. Da stürzt Mirkos Bruder, das Tier, ins Haus. Die Menge brandet. Mirko schleppt Stanja fort. Juwan fängt das Halbtier. (Natürlich nicht auf der Bühne.) Seine revolutionäre Sendung loht vor ihm auf. „Was an Waffen, an Waffenähnlichem, was an Brandgerät, an Pulver und Bündschnuren da ist, ergreift es! — — Fällig ist das Schicksal der Habenden!“

Vierter Aufzug: Revolution! Die Masse rast. Juwan hat seinen Gefangenen, das Tier, in den Skostas, das Allerheiligste der griechischen Dorfkirche, gefesselt bringen lassen. Gott Satan soll herrschen. Blasphemischer Gottesdienst beginnt. Gott Satan soll sich dem Volke zeigen. Das Volk im Wahnwitz. Gospodar Milic dringt in den feindlichen Haufen mit der Verwandtschaft, bietet Land und fleht um Auslieferung des Gefangenen. Juwan sieht Stanja. Das Glas des jugendlich spröden Herzens splittert. „Ich will mich dir fügen. Er kehrt zurück, wenn diese Schöne dort, wenn deines Mirko Braut, wenn . . . wenn sie hineingeht und ihn euch zuführt.“ Und auch Stanjas Herz splittert. Sie ist Siegerin im Kampf der Geschlechter. Sie geht. Mirko stürzt ins

¹ In fünf Akten. Herbst 1921, Kurt Wolff, München, geb. 50. — M.

² Am besten dargestellt in Hans Behrendts „Franz Werfel“, Mitteilung der Lit. hist. Gesellschaft Bonn, XI, 5—7.

Schwert. Ein ungeheurer Lustschrei quillt aus dem Allerheiligsten hervor. Die große königliche Mittelpforte des Jtonostasis öffnet sich langsam von selbst. Der Hochaltar wogt in taumelnden Flammen. Der Vorhang fällt.

Alles vorbei. Der Gospodar und seine Frau vor verbranntem Anwesen, kinderlos, heimatlos. Aber das Verborgene, das Geheimnis ist fort. Und die Mutter hat ihre Mißgeburt geliebt und einen Stoß des Glüdes erlebt, als auch der wohlgeratene Sohn den Tod empfing. Erlöst! Erlöst! „Einer durfte nicht leben ohne den andern. Das war das Schicksal.“ Und auch Stanja kommt. Sie will bei denen bleiben, die ihre Schwiegereltern werden sollten. Und Juwan kommt, steht ihr gegenüber, einige Minuten vor dem Tod am Galgen. Liebesworte rauschen auf, beglückend schön. Die eine quälende Frage: „Stanja, rede! Er hat dich berührt“ wird „mit aufglänzender Stimme“ verneint. Juwan geht so in den Tod des Glüds. Und endlich — ein betrunkenen Schinder kommt. Er fährt die Leiche des im brennenden Wald umgekommenen Unholds zum Schindanger. Ja und nein, Himmel und Hölle reichen sich die Hand. Aber hat nicht der Himmel gesiegt? Ist das Halbtier, das Tier nicht tot? Stanja: „Du irrst, Mutter! Es bleibt in der Welt. (Eine Zuckung salt beherrschend.) Ich habe ein Kind von ihm.“ Schluß.

*

„Aber in den Tag hinein wirken, frech, sinnlos und pfeifend, das — das ist Jugend.“ Ahnt, weiß der Leser schon das Neue?

Denn „Vodsgesang“ ist groß. Eine trohige Kraft „redt die Arme“. Werfel, der zwiespältige Sucher hat über der Gestaltenfülle mit bejahenden und verneinenden Akzenten erstmals das Fragen vergessen. Im Reich der Mütter ist ihm erstmals tiefer, weltvergessender, ichloser Traum geschenkt worden. Ein Symbol, das für sich selber spricht und keiner allegorisch-spieelerischen Deutung aus dem Mund des eigenen Schöpfers mehr bedarf. Vodsgesang ist absolutes Bild.

Das Neue: Ein Allegoriker verzichtet auf die Bewußtheit, gibt sinnfällige wirkliche Handlung und erlebt diese Wirklichkeit so intensiv, daß das Physische ins Geistige hinüberwächst. Es ist, um bei der Hauptgestalt zu bleiben, genau derselbe künstlerische Vorgang, wie wir ihn jüngst bei Peter Dörfers „Stummer Sünde“ erlebt haben, wo gleichfalls ein „Begriff“, der Sünde nämlich, unter physisch-greifbarer Gestalt eines Ekelhaften geschaut werden konnte. Werfels Schöpfung, das Halbtier, „zottiger Riesenbock“, mit dem „Antlitz eines hundertjährigen Menschen, das weise und pfiffig ist“, vom Physisus höchst „natürlich“ erklärt (an ihm seien nur die Merkmale tieferer organischer Entwicklungsstufen hängen geblieben), schwillt mit der Steigerung der meisterlich um ihrer selbst willen gepackten Handlungen mehr und mehr ins Riesige, Übermenschliche auf. Der kaltblütige Voltaireanhänger von Physisus gerät in Schweiß und spricht das letzte Wort, wie es der Zuschauer, nicht der Dichter, sucht: „Die Alten haben geglaubt, daß zur sonnigen Mittagsstunde etwas aus der angespannten Natur springen kann, gestaltlos und sichtbar, scheußlich und voller Herrlichkeit, jeglichen Wanderer tödend, den es anfällt, gleichsam die in einen Augenblick zusammengepreßte Vision des Ganzen — versteht mich oder versteht mich nicht —, aber so etwas Ähnliches habe ich vorhin gesehen.“ „Sinnlos“ — die Welt und alles in und über ihr, sieht Werfel, ist eben ein herrliches — Scheusal; ein Kopf, der Götterzüge und Schlangenhaare besitzt. Es gilt, beides zu sehen, zu bejahren. Nießches „Amor fati“ mit einem Wort.

Das Neue: Nicht diese Idee, nicht das Gewagte des ganzen dramatischen Vorwurfs, nein: die männlich starke Form und kräftige Gestaltenfülle, die sich unter wirkliche Menschen begibt und von der Wirklichkeit aus ins Symbolische aufbaut, statt schon im Vorspiel die Engel des Himmelsreiches und Gottes Stimme auf der Bühne erschallen zu lassen.

*

Werfel im literarischen Leben der Gegenwart? Dies sein Bedruf: Laßt das Suchen nach „Sinn“ und „Geistigkeit“. Wenn der Sinn euch Dramatikern und Dichtern und Künstlern nicht aus der greifbaren Gestalt heraus aufdämmert, bleibt euer Werk zeitbedingter Sensationsstoff und wird kein wirkliches Werk. Wenn ihr den Sinn vor dem Fleisch und Blut haben wollt wie bisher, bleibt euer Werk tot, und keine Etikette „Mysterium“ kann euch helfen.

Werfel hat recht. Je älter seine Wahrheit, desto unverbrüchlicher.

*

Neues aus Patmos (1922) / Von Dr. Martin Rottenbach

Patmos in Frankfurt a. M. selbstverständlich. Karl Röttgers Schrift „Das Kindertheater“ macht zwar keinen überwältigenden Eindruck. Schon rein in der Form der Berichterstattung. Weshalb? Zwei Proben: „Wie ich mich auch im Verfolg dieser Ideen mehr für anderer Leute Dichtung und Dramen eingesetzt habe als für meine eigenen.“ Oder: „Nun denke ich, das Wesen, der Charakter meiner Kunst, auch der dramatischen, ist so klar erkannt worden, ich bin, seit ich 1918 zum erstenmal mit Dramen hervortrat (nachdem ich meinen Namen vorher mit Verskunst und Erzählungskunst begründet hatte), so oft als Dramatiker gespielt worden, und mit Erfolg — daß ich hier in Ruhe sagen darf, daß ich eine Reihe Märchenstücke schrieb, die nach dem Urteil namhafter Sachverständiger (Dichter, Theaterleiter und Kritiker) ins Repertoire des Kindertheaters mit gehören.“ Das mag sachlich noch so richtig sein, die mit dem lieben Ich spielende, gepreßte Form jedoch . . . Verzeihung, aber es ist so. Im übrigen schäken wir Röttgers als Dichter durchaus; „Die weiße Sage“ in „Sehnsucht und Schicksal“ (bei Erich Matthes, Leipzig 1922) kann dem Leser sogar große Freude bereiten.

Das sachliche Verdienst der Schrift Röttgers ist, das Problem des Kindertheaters stark betont, zur Diskussion gestellt, einen Grundriß der Dramaturgie gegeben zu haben. Im einzelnen mag manches noch aufzuklären sein. Wir hoffen, bei der Behandlung v. Felners aus Schauspielermund darüber Näheres zu hören.

Ad. 2. Hans Christoph Raergel, „Volk ohne Heimat“. Auch hier genügt ein bloßer Hinweis. An der polnischen Grenze, vertriebene Deutsche, Elend, Verbrechen; ein Aberläufer erkennt seine Schuld und opfert sich für seine Landsleute. In derber Technik wird das Aufrüttelnde, Schreiende, Brüllende hingesetzt. Propaganda, Tendenz. Raergel mag es ehrlich meinen und sich etwas Eigenes vom Herzen schreiben, die Einstellung auf die pure Sensation, das Aktuelle bleibt bestehen. Wirkung auf der Bühne — sicher. Aber in fünf Jahren weiß man nichts mehr davon.

Carl Nieffens Bearbeitung des alten Kölner Spiels von Jedermann von Jasparron Gennep macht dagegen dem Leser Freude. Die schlichten Linien in den alten Allegorien sind gewahrt. Die Sprache ist gebiegen.

Und dann endlich zwei gewichtige Werke des Tages, ein Weismantel, ein Weinrich. Weismantels „Spiel vom Blute Luzifer“, die Dramatisierung der Legende „Fürstbischof Hermanns Zug in die Rhön“, wirkt gut, weil es in der einen Fragestellung (der Fürstbischof, der den Teufelschach berühren kann, soll zugleich der Ausgewählte auf Anstiften des Teufels und der Ärmste durch Willen des Engels sein) Genüge findet und so zu ungebärdigem Herbeiziehen aller möglichen Nebenhandlungen, Einschachtelungen, Unter- und Überordnungen, Systembildungen, Variationen keine Gelegenheit hat. Man liest Weismantels Stück mit hohem Genuß und glaubt an den Erfolg der Aufführung. Andererseits scheint uns auch dieses volkstümlichste Stück Weismantels noch zu sehr gedanklich belastet (man vergleiche die zugespitzte Kernidee oder die Ironie der Szene von der Pauperologia), um tief ins eigentliche Volk eindringen zu können. Auch hätten die Engel und die Stimme der allerheiligsten Dreifaltigkeit besser im Stück keinen Platz genommen. (Mit den vielen Teufeln wollen wir uns diesmal viel eher befreunden; das gibt richtige „Handlung“ in die Handlung.) Die Leser und Zuschauer moderner Mysterien sind in punkto Übernatur allmählich empfindlich geworden. Wenn wir bloßes Spiel sehen, wird es uns ungemütlich, daß eine überlaute, meist nicht sehr imponierende Stimme „aus der Höhe“ den Schauspielern auf der Bühne lekte Entscheidungen gibt. Wir Kinder des 20. Jahrhunderts sind nun einmal keine „gotischen“ Menschen mehr . . . Und da schon einmal genörgelt wird (wie mancher Leser gewiß stirnrunzelnd festgestellt hat), sei auch die Technik der stets wiederkehrenden dreimaligen Wiederholungen markanter Stellen als Manier geworden genannt.

Franz Johannes Weinrichs „Spiel vor Gott“ ist geradezu üppig ausgestattet. (Jede Seite des Buches kostet 1,25 Mark. Gesamtpreis nämlich: 100 Mark.) Ein Mysterium natürlich wieder. Inhalt: im Grunde die ganze christliche Heilsökonomie. Gott Vater will die sündige Welt richten, Gott Sohn wird zum zweitenmal Mensch, um Gottes Reich noch einmal zu begründen; Verderbtheit der Welt, einige Jünger; Christus soll abermals hingerichtet werden, Gott Vater nimmt ihn vor dem Tod in den Himmel zurück, die Posaenen des Gerichts ertönen. Ohne Zweifel: Franz Johannes Weinrich ist ein Dichter von Kraft und Eigenwilligkeit, er stellt eine unserer großen, vielleicht ganz großen Hoffnungen dar. Aber man überlege doch nur einmal: die ganze christliche Heilsökonomie in einem dramatischen Spiel und in einem Abend im Mund eines vier- oder fünfundwanzigjährigen überschwenglichen Rhetorikers! Welches Unterfangen! Welche Kraft symphonischer Gestaltung (die bloße Bilderfolge entwirgt schon

an und für ſich) wäre nötig geweſen, um in rhythmisch gebundenem Geſchneis dies Größte aller Thematata ſinnfällig zu machen! Weinrichs Drama iſt ein grandioſer Wurf, mehr nicht. Man mag ſtaunen über die Kühnheit des Vorwurfs, an einzelnen Figurengruppen (Verhältnis Chriſti zur Gottesmutter z. B.) gern verweilen, das unbestreitbare hohe Niveau des Gesamtwerkes, bedingt durch die Eigenwilligkeit der künstlerischen Außerung einer starken Persönlichkeit, anerkennen, dem eigentlichen Werk gegenüber verhält man ſich ſtepiſch. Die halbſymboliſchen Geſtalten, die bibliſche Vorbilder neu in Erinnerung ruſen, ein Johannes, Paulus, Job, Moſes bleiben nur halbe Geſtalten; die Szenen des irdiſchen Entſehens als Gegenwurf zu Himmelsatmosphären werden zu deutlich als Extreme empfunden. Die Archaismen der Sprache erſcheinen nicht immer als echt; wenn der böſe Geiſt mit einemmal im Zuſchauerraum ſpukt, weiß man ſogleich: Aha, Totentanz = Technik! Die Beſchreibung des Motivs der verderbten Welt gemahnt ferner an das zweite Zwiſchenſpiel in Sorges „Suntwar“. Man vergleiche z. B. Sorge: „Fetter (wimmernd geil): Ein Weib! — Ein Weib! — Gebt her!“ — Die drei Chöre (... in wild ſinnlichem Aufſchrei): „Ein Weib! — Ein Weib! — Ein Weib!“ Die Weiber freißchen und umarmen die Männer, ... zügelloſer Augenblick von Wolluſt vor dem Untergang. Nun tut die Glocke den zwölfſten Schlag. Der tolle Lärm bricht mit eins zu kurzem Wimmern ab, das ſich dann in Stöhnen verkehrt Der tiefe Ton einer Tuba ſetzt in der Ferne an und ſchüttelt langgezogen über die Szene ...“ (S. 116.) mit Weinrich: „Weh uns! Weh uns! Unſer erbarmt ſich der Teufel! Ein Weib! Ein Weib! Ich will nun ganz in Sünden in die Hölle fahren! (Alle ſchreien:) Ein Weib! — (und:) ein Buhlen will ich han...! (Gräßliches Gelächter, und ſie ſterben.) Da ſchlagen mit Macht die Kirchentore an die Mauern. In der Kirche löſchen die Lichter aus. Ein Sturm erbraut“ uſw.

Eins aber iſt vor allem in der kühlen Stellung des Leſers zu Weinrichs „grandioſem Wurf“ maßgebend: Das „Spiel mit Göttlichem“ (ſtatt „Spiel vor Gott“) rechtfertigt ſich nur in ſeiner ſubjektiven Geſamthaltung, nicht jedoch in auch nur einer einzigen genial-zwinguenden Neuprägung des Objekts. Man nehme z. B. den Widergeiſt, den Satan bei Weinrich. Wo findet man in ihm eine Spur eines perſönlichen Neuerlebens? Iſt er auch nur überzeugend begreiflich gemacht? Offen geſtanden: „Luzifers Abendlied“ von Werfel iſt trotz des ſchiefen Weges der Deutung viel tiefer erdacht als das ganze Satansmotiv bei Weinrich.

Kurz: Wir beglückwünſchen den Dichter zu ſeinem Werk, hoffen aber insgeheim, daß er recht bald den auf die Dauer ins Brodloſe führenden Weg einer nur-religiöſen Kunſt verlaſſe und den Weg zu den Menſchen wiederfinde. Daß Weinrich im Lande der Menſchen genau ſo viel, nein, viel mehr zu ſagen haben wird, hat uns ſein Erſtling „Ein Menſch“ ſchon vor drei Jahren bewieſen.

*

Dr. Arnold Rademacher / Von Friedrich Muckermann, S. J.

Im Theatinerverlag veröffentlicht der Verband der Vereine katholiſcher Akademiker eine Sammlung: Der katholiſche Gedanke. Mir liegt das erſte, vornehm aufgemachte Bändchen: Die Gottesſehnſucht der Seele vor. Aus den meiſten Stücken dieſes Buches, in dem der Geiſt von Auguſtinus und Newman ſchwingt, ſpricht eine innerlichſt ergriffene, tief religiöſe Seele. Es ſcheint mir faſt, als habe dieſe Seele mit dem Wiſſenſchaftler im gleichen Menſchen gerungen, als habe ſie ſich beengt gefühlt durch die allerlei Gründe und Gründchen, die man eben im Kreiſe der Fachleute beachtet haben muß. Aber der Laie wird es kaum bemerken, denn die Darſtellung ſtrömt in ruhiger, ſchöner, tiefer Fülle.

Es wird verſucht, eine Darſtellung zu geben, die einerſeits den Forderungen der Wiſſenſchaft gerecht wird, andererseits hoch ſtark arbeitet mit dem allen Weiſen Zugrundeliegenden, vor ihnen in der Seele bereits Vorhandenen. In dieſem Sinne verſtehe ich das Wort „Erlebnis“ beim Verfaſſer — ich vermeide dieſes mißverſtändliche Wort gern, zumal es ſo ſtark beläſtet und entleert iſt vom Proteſtantismus und anderen Richtungen, die uns gelegentlich das auch vorwerfen oder ſich gar über unſer „Erleben“ luſtig machen. — Es ſoll bei Rademacher kein bloßes Gefühl ſein, es ſoll das ſpontan ſich beim naiven Menſchen bildende, nicht an die Beweiſe der Schule gebundene und inſofern unmittelbare Wiſſen um Gott ſein. Ein Ausgehen von dieſer Grundlage aller Beweiſe iſt durchaus ſcholaſtiſch, gehört es doch zu den Grundſätzen dieſer Philoſophie, daß ſie die Wahrheit nicht erſt ſchaffen, ſondern nur naives Wiſſen durch Reflexion vertiefen, prüfen und erweitern will. Indem

Nademacher, wie er es schon so meisterlich im Seelenleben der Heiligen getan hat, die lebendige Natur stärker zu Worte kommen läßt, indem er sie bei seiner Feinhörigkeit den Strömungen der Gegenwart gegenüber, zugleich in ihrer Zeitbedingtheit versteht, gestaltet er natürlich seine Ausführungen reicher und packender.

In zwei Richtungen hätte ich noch eine Erweiterung gewünscht. Der Mensch von heute fühlt außerordentlich stark das Problem des Leidens. Die hier nur gelegentlich etwas ausführlicher behandelte Grundvoraussetzung, daß das Leben einen Sinn haben müsse, ist ihm unter dem Druck der Ereignisse vielfach abhanden gekommen. Die sanfte, liebevolle, glaubensinnige Seele des Verfassers mochte sich von dieser Schwierigkeit weniger berührt fühlen. So gab er denn mehr die schöne, lichte Seite der Gotteslehre und ließ die furchtbaren Akkorde nur schwach hineinklingen. Am hinreichendsten schienen mir gerade die Stellen vom Ideal der Schönheit und der Liebe.

Ferner: Da nun einmal heute bei dem Wirrwar in den religiösen Begriffen die Lehre von der Erkenntnis Gottes und von der Art dieser Erkenntnis vielen unklar geworden, so wäre hier eine ganz ruhige, kristallklare Auseinandersetzung gewiß manchen willkommen gewesen. Namentlich hätte der so oft wiederkehrende Ausdruck, daß Gott nicht in menschliche Begriffe zu fassen sei, bei dem ganz anderen Sinne, in dem der Agnostizismus dies versteht, eine genauere Deutung verdient.

Nademacher gehört zu jenen eigenwüchsigen Naturen, die mit der Verlebendigung überlieferten Gutes ernst machen. Die das Naturelement in der Verbindung Natur-Übernatur und in der Natur wieder das Sinnen- und Gefühlselement neben dem Geistigen kräftig herausarbeitend und dadurch das Erhabenste in die Welt des Menschlichen einbauend, die Wahrheiten der Religion dem Geschlecht von heute tief in die Seele prägen; die es wohl wissen und glauben, daß Christus Gott ist, darüber aber das selbige Geheimnis nicht vergessen und gerade dieses in immer neuen Wendungen verherrlichen: *Et verbum caro factum est . . .*

Es sei erlaubt, hier noch eine allgemeinere Erwägung anzuschließen. Nademacher, Guardini, auch Josef Wittig und manche andere setzt man gelegentlich in einen Gegensatz zur scholastischen Philosophie, der im Grunde mir nicht vorhanden scheint. Es gilt vor allem der alten Apologetik. Mir ist in der ersten Apologetikvorlesung schon doziert worden, daß die Apologetik sich zur Aufgabe setze, zunächst einen bereits gläubigen Menschen darüber zu unterrichten, wie er seinen Glauben vor der Vernunft rechtfertigen und gegen Einwände der Vernunft schützen könne. Das maßgebende Organ für diese reine Wissenschaft ist natürlich der Verstand und das leitende Prinzip das vom zureichenden Grunde. Es wurde auch noch ausdrücklich bemerkt, daß man mit den Methoden der Apologetik nicht so ohne weiteres an Ungläubige herantreten könne, um sie zu überzeugen, sondern daß die Fruchtbarmachung der in der Apologetik gewonnenen Erkenntnisse eine Aufgabe für sich sei. Von einer solchen Apologetik erwartet man natürlich weder Lyrik noch Gefühl, sondern durchschlagende Beweise. Mir schien immer: Je nüchterner, um so besser. Es wirft hier vielleicht jemand ein, daß der Verstand ja gar nicht das eigentliche Organ der Seele für Gott sei. Darauf antworte ich: Er ist nicht das einzige Organ für alle Beziehungen zu Gott, ja. Er ist nicht das für die strenge Wissenschaft einzig maßgebende Organ, nein. Aber wir haben doch so ein Grundgefühl, so eine Intuition, so ein inneres Bewußtsein von Gott. Ich antworte: Wenn darunter eine besondere Veranlagung der Seele eben für dieses Erkennen verstanden wird, die vor aller Reflexion schon da ist und für diese Reflexion die eigentliche motorische Kraft abgibt, so ist das ohne Zweifel richtig. Wer aber mehr verlangt, der sehe zu, wie er sich sichert vor Ontologismus und eingeborenen Ideen. Jedenfalls ist eines gewiß: Jeder Schlag gegen das Kausalitätsprinzip und seine Geltung auf dem Gebiet der Gottesbeweise ist ein Schlag gegen das Mark der philosophia perennis, ein Schlag zugleich gegen das Mark katholischer Weltanschauung überhaupt.

Welcher Kraft im Seelenleben man auch den Primat zuschreiben will, eines ist gewiß, daß in diesen Fragen dem Verstande die Hauptrolle zukommen muß. Hierin sind auch Augustinus und Thomas vollkommen einig, mögen auch die Ausgangspunkte ihrer Deduktionen verschieden sein. Man sollte auch in unseren Tagen die Zahl jener nicht unterschätzen, die auf diesem Gebiete nüchterne Erwägungen jeder phantasie- und gefühlsreichen Darstellung vorziehen. Zudem sind die Einwürfe gegnerischer Philosophien vielfach von einer solchen geistigen Stohkraft, daß nur höchst gesteigerte Intelligenz auf unserer Seite dem erfolgreich begegnen kann. Das Gefühl hat seine herrliche Domäne in der Dichtung und Musik und in der Kunst überhaupt, es wird auch immer das Denken schöpferischer Persönlichkeiten beseelen oder wie eine geheimnisvolle Melodie umschweben, aber in der Tatsachenwelt der kausalen Beziehungen ist mit Mignonsehnucht wirklich nichts anzufangen. Andererseits kann sich niemand einer verstandesmäßigen Deduktion verschließen, die von Stufe zu Stufe schreitend mit unbeirrbarer Sicherheit ihrem Ziele zustrebt. Als vorbildlich gilt mir in dieser Hinsicht z. B. die Gotteslehre von Honthelm, die leider nur im lateinischen Gewande zu haben ist. Gerade die Beweise, die ihren Stoff aus dem Gemütsleben nehmen, sind dort mit klassischer Meisterschaft behandelt worden. Sollte wirklich jene Seelenkraft, die im gesamten Kultur-

leben so entscheidend ist, heute mit Bedacht zurückgedrängt werden, wo man gerade im Philosophischen so ernste Bestrebungen bemerkt? Sollte unsere geistigste Kraft nicht gerade dem geistigsten aller Objekte gegenüber am wenigsten in Betracht kommen? Das freilich kann man manchen Apologeten vorwerfen, daß sie die Methoden der Schule sinnlos ins Leben übertragen, daß sie auf Ranzeln reden wie auf Kathedern, daß sie an brennenden Zeitfragen taub vorübergehen, und daß ihre Art nicht selten jene Lebensnähe vermissen läßt, ohne die auch die Wissenschaft erstarren muß. Das ist es eigentlich, was jene Männer fühlen, und daß sie hier neue Wege gehen wollen, das ist gewiß durchaus zu begrüßen.

*

Vom Stil der Geistesarbeit M. Schelers / Fragmente von Heinrich Allwin

Das eine wissen wir: es wird eine Umbildung der Weltanschauung kommen, die sein wird wie der erste Tritt eines jahrelang in einem dunklen Gefängnis Hausenden in einen blühenden Garten. Und dieser Gefangene wird unser — — Menschenmilieu mit seiner Zivilisation sein. Und jener Garten wird sein — die bunte Welt Gottes, die wird — wenn auch noch weit in der Ferne — sich uns auf tun und hell uns grüßen sehen. Und jener Gefangene wird sein — der europäische Mensch von heute und gestern, der . . . nur Erde im Blick und Schwere in den Gliedern, seines Gottes und seiner Welt vergaß. Mit diesen Worten kennzeichnete schon vor sieben Jahren M. Scheler die höchsten Hoffnungen und die letzten Ziele einer mächtig aufstrebenden philosophischen Schule. In vielen Herzen fanden diese Klänge begeisterten Widerhall. Bei andern lösten sie andere Gefühle aus, es klang ihnen zuviel Musik aus diesen Worten, und sie waren doch gewohnt, einen Philosophen nur im getragenen Einton zu hören. Darf denn ein Philosoph überhaupt hoffen, darf er etwas fühlen?

Wir möchten heute etwas von dem Grundton, von der Tonart und den Untertönen der neuen philosophischen Weise herauszuhören suchen, denn es ist bekannt, daß die mitschwingenden Untertöne in einem Vortrag oft das Unausprechliche sagen. Man kann ja oft über den Inhalt und noch mehr über einzelne Sätze anderer Ansicht sein als der Redner und doch im Tiefsten mit ihm zusammenstimmen.

Ich meine zwei Grundtöne aus den philosophischen Ausführungen Schelers herauszuhören: den Klang der Einfachheit und Ursprünglichkeit und den warmen Ton der Liebe und des Vertrauens. — Liebhaber philosophischen Eintones mögen uns den Ritt „auf einem Bilde zur Wahrheit“ verzeihen.

Wir sprachen eben von dem einfachen und urwüchsigen Grundton in Schelers Philosophie, wir meinen seinen Grundzug zum Unmittelbaren, zum Wesen der Dinge, wie der Philosoph sagt, in der Sprache der Architektur würde es wohl heißen: ein Zurückgehen vom Barocken, Überladenen zu einer einfachen, ruhigen, klassischen Linienführung. Philosophie ist wesentlich Erkenntnis, Erkennen bedeutet aber nicht so sehr ein eigenes Tun als vielmehr ein Empfangen, ein Aufnehmen, ein Hinhören auf die Inhalte der Welt. Diese Grundeinstellung bedingt einen zweiseitigen Gegensatz zum Altmeister der modernen Philosophie, in der Erkenntnislehre und in der Ethik. Für Kant war das Erkennen im wesentlichen das Formen eines gestaltlosen Stoffes, das Fangen des Chaos durch den Geist mit Hilfe seiner Kategorien, und dabei wischte der kostbarste Fisch, das Ding an sich, noch durch die Maschen der Kategorien hindurch, so daß dem Geiste, als das Wertvollste an dem ganzen Fang, sein eigenes Netz nur blieb. Viele meinten, Kant habe der alten Metaphysik endgültig den Todesstoß versetzt — und siehe da, sie ist auferstanden. Der moderne Mensch, der alles aus seinem Gehirn hatte herausspinnen wollen, ist bei seinem Beginnen blutarm geworden, und er kehrt zurück zur alten Lehre vom Sein, vom Sein auch jenseits der Physik. Die philosophia perennis braucht sich der neueren und neuesten Entwicklung in der Philosophie, besonders Husserls grundlegender Forschungen, nicht zu schämen. Namen wie Bolzano und Brentano zeugen genug von der Blutsverwandtschaft zwischen alten und neuen Systemen. Nur ein Zug sei erwähnt, der lange das Bild der Scholastik in den Augen des neuzeitlichen Menschen zu entstellen schien und eine Fremdschaft, gar eine Verschwägerung auszuschließen schien — das a priori. Wie hat man doch gespottet über das a priori der mittelalterlichen Denker — und siehe, nun ist man nach Canossa gegangen, denn man hat es zu deutlich erfahren, daß jedes a posteriori umfällt, solange es sich nicht auf ein a priori, eine reine Erfahrung der „Washeit“ (quidditas) stützt. Man lachte über Philosophen, die über die Seele hatten sprechen wollen, ohne sie in den Schraubstock des psycho-

logischen Experimentes zu spannen — man hatte zu sehr den Geist verloren, um noch das schelmische Lächeln der Seele zu bemerken, wenn der Forscher mühsam ihre Fußspuren sammelte, um sie selbst zu finden, was ihm natürlich nicht gelang. Wir wissen freilich heute, daß die Seele auf geschickte Fragen hin manche ihrer Geheimnisse verraten hat, aber wer mag es ihr verargen, daß sie im Laboratorium oft ihr innerstes Wesen nicht aufdecken will, sondern uns zuweilen tiefere Einblicke gewährt, wenn wir gemütlich mit ihr plaudern und sie in einen schönen Garten führen. . . . Soll darum Philosophie eine Plauderei werden und der Denker ein Romanschriftsteller? Das Prinzip, daß im Leben sich oft mehr Weisheit finden kann als im Laboratorium, schließt nicht ein, daß nun auch alles, was der Denker vor seinem geistigen Auge sieht, nur reine, unverfälschte Wahrheit sei, auch wenn er selbst es fest glaubt, auch wenn er es Wesen und Wesensgesetz nennt. . . . Könnte man Schellers Philosophie rein musikalisch genießen, wie platonische Ideen von der Wirklichkeit losgelöst, man würde manchmal des Lebens ungemischte Freude erfahren. Aber die Wirklichkeit, die böse Metaphysik läßt auch dann das philosophische Gewissen nicht einschlafen und bringt einen kleinen Miston — oder ist es der unparteiische Normalton der Wahrheit? Aber, wir hatten uns ja geeinigt, uns nicht zu sehr auf die absolute Tonhöhe zu stimmen. . .

Auch Gegner Schellers müssen die überaus gründliche Arbeit anerkennen, die er auf dem Gebiete der Ethik, insbesondere der Wertlehre geleistet hat. Mit zwei großen Gegnern hat er gerungen und viel fruchtbaren Boden ihnen abgetrozt, Kant und Nietzsche. Kants Ethik gilt ihm als die beste wissenschaftliche Leistung auf dem ganzen Gebiete der natürlichen Begründung der Sittlichkeit. Eine Prüfung der Kantischen Voraussetzungen scheint ihm darum die beste Grundlage für einen Neubau der Ethik zu bilden. Darum wird vor allem das Gestein geprüft, auf dem die ganze Kantische Philosophie ruht. Und darin ist nun Scheler ein Meister, die Charakteristika der Gesteinschichten zu geben, so daß über ihre Tragkraft kein Zweifel mehr bestehen kann. Kants Urvoraussetzungen ruhen auf recht zweifelhaftem Boden, es ist das ursprüngliche Mißtrauen gegen die Welt, ein Mißtrauen, das auch noch dem Lichte und gerade dem Lichte gegenüber besteht. Wo empfängt der Menschengestalt mehr Licht als im a priori, das Kant mit Recht zum Brennpunkt der Philosophie macht? Und doch setzt gerade hier das Kantische Mißtrauen ein, er läßt das reine Licht des unmittelbar Einsichtigen durch so viele trübende Linsen hindurchgehen, daß es endlich nur noch als eine Selbstspiegelung des denkenden Geistes, als transzendente Illusion erscheint. Wegen seiner ursprünglichen Mißtrauenseinstellung fängt Kant gerade dort an, wo er aufhören sollte und hört da auf, wo er anfangen sollte. Und da gerade möchte nun Scheler anfangen, aber nicht zerkend, sondern gläubig hinnehmend, aufbauend auf den Urthaten unseres Geistes. Und als solche Urthaten gilt ihm die Fähigkeit unseres Geistes, materielle Werte zu erkennen, zu „fühlen“, wie er sich ausdrückt. Aufgabe der Ethik ist es nach Scheler, die Gesetzmäßigkeiten zwischen den auf der Gegenstandsseite befindlichen Werten zu entdecken, oder vielmehr aufzudecken. Auch Scheler will in einem gewissen Sinne ebenso wie Kant für alle ethischen Begriffe von der Autonomie der Person ausgehen. Aber Kant will in der Form der Setzung einer Handlung ihren einzigen Wert sehen, nur dann gilt ihm eine Handlung als sittlich, wenn sie geschieht, „weil das Gesetz es befiehlt.“ Denn, so war sein Gedanke, sehe ich bei meiner Handlung auf das zu erreichende Was, auf den Inhalt oder den Wert, der durch mich geschaffen wird, mit einem Wort auf den Erfolg der Handlung, so werde ich eben diesen Erfolg suchen, „doch tu' ich es leider aus Neigung“. Das wäre ja entschieden das größte Unglück, daß ein sittliches Wesen aus seiner Pflicht eine Neigung machte, es würde ja glücklich werden in seinem Handeln. Und diesem reinen Glück müssen wir doch ebenso mißtraulich gegenüberstehen, wie dem reinen Erkennen! Darum hat auch die Liebe mit ihrer beglückenden Macht keine Stelle in der Ethik Kants, sie ist ja nur ein sinnlicher Trieb, auch noch in ihren höchsten Erscheinungen. Das Höchste in der Sittlichkeit ist also nicht die Liebe, denn die ist lebend, die ist beglückend, sondern die Pflicht, denn sie ist blind, und sie ist hart. Die Kantische Ethik ist fröstelnd und fahl wie ein kalvinisches Gotteshaus — und Scheler will auch in beiden gleichen Geist erkennen. In scharfsinnigen Ausführungen weist Scheler nach, daß die Kantische Auffassung innerlich unmöglich ist, verlangt sie ja doch von dem Willen, daß er nicht wolle. Denn, was heißt wollen anders, als eben mit dem Geiste auf die Existenz eines Tatbestandes um seines Wertes willen gerichtet sein. Ja, auch, wenn ich etwas will, weil das Gesetz es befiehlt, gilt mir eben der Befehl des Gesetzes als heilig und wertvoll — in sich. Auch bei dem Handeln aus Pflicht liegt eine sehende Liebe zugrunde, die Liebe zur Pflicht. Umgekehrt wird aber niemals die Liebe aus dem an sich blinden Kommando der Pflicht abgeleitet werden können.

Die Schelerischen Analysen von Pflicht, Liebe, Handlung und anderen Grundbegriffen der Sittlichkeit werden sich zweifellos einen Platz in den Hallen der Weisheit erobern. Mögen Einzelheiten überholt und als unhaltbar erwiesen werden — so tief wie der Verfasser des Formalismus in der Ethik haben wenige die Grundfragen angepaßt. Vieles lernt man da klarer sehen und schärfer fassen. Probleme tun sich auf, wo man hartes Felsgeftein zu finden glaubte. Man kann eines be-

dauern, daß Scheler nicht immer seine phänomenologischen Analysen von den Theorien scheidet, die er auf ihnen aufbaut. Etwa in der Art wie neuerdings Nikolai Hartmann in seiner hervorragenden Metaphysik der Erkenntnis schwierige Grundfragen behandelt, indem er immer wieder von den Ergebnissen der einfachsten Phänomenologie ausgeht, und einen scharfen Schnitt macht zwischen dem Sehen des Problems und dem Versuch zu seiner Lösung. Man kann sich bei Scheler oft des Eindrucks nicht erwehren, als übe die phänomenologische Methode eine allzustarte Anziehung auf seine Denkweise aus. Die Phänomenologie ist an sich, ihrem Wesen nach, metaphysikfrei, sie ist darum auch „diesseits von Realismus und Idealismus“. Eine ständige Konzentration auf das reine Wesen der Dinge, auf ihr „Was“ macht darum leicht das Auge für ihr „Daß“, ihr reales Dasein, etwas kurzfristig.

Diese Beobachtung möchten wir besonders auf entscheidende Stellen des „Ewigen im Menschen“ ausdehnen. Es zieht sich ja zweifellos ein tiefes Ethos durch dieses Werk, ein Suchen des Ewigen und Unausprechlichen. Es sind gar tief sinnige Ausführungen, in denen Scheler den Nachweis bringt, daß die Philosophie des Christen notwendig eine ancilla fidei (nicht eine ancilla theologiae) werden muß. Denn so lautet etwa der Gedankengang in freier Übertragung (man muß die Sprache Schelers oft „ins Deutsche“ aus dem Deutschen übersetzen, wenn man seine Gedanken ganz verstehen will): Der Philosoph muß seiner Natur nach die Teilnahme am höchsten Wesen durch Erkenntnis erstreben. Gibt es aber eine tiefere Form der Teilnahme an dem höchsten Wesen als durch Erkenntnis, so muß der Philosoph autonom, auf Grund seiner philosophischen Einsicht, in erster Linie in jener tieferen Form am Sein des höchsten Wesens teilnehmen. Nun ist nach christlicher Anschauung Gott „die Liebe“, die reine Tätigkeit, die vollkommene Person. Die einzige Form der Teilnahme an einer Person, gleich ob sie endlich oder unendlich, ist — nach Scheler — das Mitvollziehen ihrer Akte; nur wenn ich dieselben Inhalte denke, die mein Freund auch denkt, nur dann „verstehe“ ich ihn. Wollte ich ihn etwa selbst zum Gegenstand meines Nachdenkens machen, in demselben Augenblick würde er für mich ein Gegenstand und keine Person mehr. Wenn mein Freund sagt: es regnet, so vollziehe ich mit ihm dieses Urteil, ich richte mich auf den Sachverhalt und antworte etwa: Ja, es regnet. Treffe ich aber bei hellem Sonnenschein einen Herrn in angeheitertem Zustand, der mir sagt: „es regnet“, so werde ich darauf nicht nein erwidern, sondern ich werde denken: Herr X. meint, es regne jetzt. Und ich suche für dieses Urteil eine Erklärung, wie ich sie für irgend eine Naturerscheinung suche. Kurz: der einzige Weg zur Teilnahme am Sein einer fremden Person ist das Mitvollziehen ihrer Akte. Da nun Gott nach christlicher Auffassung eine Person ist, gibt es eine Teilnahme an seinem Sein nur durch Mitvollziehen seiner Akte, durch ein Mitvollziehen des Offenbarungsaktes, wie er es uns im Glauben ermöglicht. Der christliche Philosoph muß sich autonom dem Heiligen in seiner Brust unterordnen, die christliche Philosophie dem christlichen Glauben. Weil nun die neuere Philosophie dieses freie Magdum nicht eingehen wollte, wurde sie in ihrer eigenen Sünde gestraft. Statt freie Magd des Glaubens wurde sie Sklavin und Hure der Einzelwissenschaften. Und in den Augen vieler bestand ihre ganze Aufgabe darin, Grenzstreitigkeiten zwischen den Spezialwissenschaften zu regeln. Diese Herabwürdigung der Philosophie war nur eine Teilercheinung in dem großen allgemeinen Sklavenaufstand, der auf allen Gebieten des Lebens tobte und z. B. auf wirtschaftlichem Gebiet den modernen Kapitalismus erzeugte, oder auf dem Gebiet der moralischen Wertschätzungen an Stelle der „Tugend“ als Personwert die bloße „Tüchtigkeit“ setzte.

Wollten wir auch nur ganz flüchtig auf den Inhalt des „Ewigen im Menschen“ eingehen, wir müßten an die tiefsten Fragen der Religionsphilosophie herantreten, insbesondere an das Problem von „Glauben und Wissen“ oder lieber von Religion und Metaphysik. Wir würden vielleicht nicht immer auf einem Wege mit dem Verfasser bleiben können, besonders dann nicht, wenn er den „metaphysischen“ Gottesbeweisen die notwendige absolute Gewißheit abspricht, aber doch die gleiche Richtung beibehalten können. Denn Scheler tritt auch in seinem letzten Werke nicht nur als Gottsucher auf, er hat auch schon Gott gefunden. Und bei allem Einfühlen in die Seele des „modernen“ Menschen, weiß er doch, daß es ein schuldhaftes Überhören des geheimnisvollen Flüsterns in uns gibt, ein Wegwenden von dem Leuchten, das aus der Tiefe zu uns dringt, uns die Gegenwart des Ewigen anzuzeigen, er weiß auch, daß wir wohl einer religiösen Erneuerung, nicht aber einer neuen Religion bedürfen.

Man würde gewiß Scheler bitter Unrecht tun, wollte man an seine Werke Forderungen stellen, die man wohl von einem Lehrbuch erwarten darf. Ja, man muß bedenken — was auch Scheler selbst betont — daß auch die Hauptarbeiten, die von ihm erschienen sind, der „Formalismus in der Ethik“ und „das Ewige im Menschen“ nur Vorarbeiten sind und Andeutungen dessen, was noch kommen soll. Aber auch wenn sein Werk äußerlich abgeschlossen vor uns läge, es wäre nicht seine Philosophie, sondern viel mehr sein Philosophieren, das die stärkste Anziehungskraft besonders auf die Jugend unserer Tage ausübte. Denn wir haben zwar im Deutschen Reich große Universitäten

mit zahlreichen Lehrstühlen der Philosophie; wie viele oder wie wenige Philosophen aber auf diesen Lehrstühlen sitzen, könnte man wohl nicht so leicht entscheiden. Denn der wahre Philosoph kommt ja auch nicht von des Staates, sondern von Gottes Gnaden. Manche von denen, die einzelne Sätze der Philosophie Schellers vielleicht mit Recht beanstanden, vergaßen dabei, daß der tiefste Einfluß nicht von der Philosophie, sondern eben von dem Philosophen ausgeht. Wer den Philosophen unter dieser Rücksicht betrachtet, wird ihn vielleicht anders bewerten, als wenn er einzelne seiner Sätze unter eine dialektische Foltererschraube spannen wollte. Es kann unserer Kultur wahrhaft nicht schaden, wenn sie mehr als bisher philosophieren lernt, wenn sie näher an die Wesenheiten herangeführt wird. Freilich wird die Philosophie Schellers, wie jede Intuitionphilosophie, immer einer großen Gefahr des Mißbrauchs ausgesetzt sein. Nicht alles, was die Marke „Wesen“, oder „phänomenologisch erschaut“ trägt, ist deshalb auch schon echter Wein. Aber der Kenner wird sich durch die Etikette nicht täuschen lassen, er wird selbst kosten, und wenn der Wein auch noch nicht ganz ausgegoren ist — er wird warten können, bis der Bodensatz sich gelegt hat und nur noch funkelnder, kristallklarer Wein übrigbleibt.

*

Neue Bücher

Zulu von Strauß und Torney, Der jüngste Tag, Roman, 360 S. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Es ist dies der stärkste Roman, der mir seit langem begegnet ist. Schwer ist das Buch in seiner Ribelungentragit, schwer auch in seinem überbetrachteten Stil. Nur eine kurze Probe: „In die runden, bleigefasteten Fensterrauten des Gaststubenfensters im Krug, durch die der Spätnachmittag trübe und schwach hereinfiel, zackte ein Steinwurfloch. Es quoll durch dieses Loch von draußen herein ein verworrenes Geseum wie von vielen Stimmen, erregt und doch halb gedämpft, Gehen, Scharren und Ab und Zu vieler Füße, und bisweilen ein Hundeblaff. Drinnen in der Gaststube vermischte sich dieses dumpf sumrende Getöse mit dem Surren der ungezählten Fliegen, die die stidige, von schalem Bierdunst ekle Luft des niederen Raumes füllten und in schwarzen Schwärmen um die klebrigen Bierpfützen auf dem Tisch und Boden triebelten. Am hartnäckigsten kreiften sie dicht über dem Fußboden unter dem breiten Ofen, wo ein schwer gequält rasselndes Atmen herkam. Es war da auf den nackten Dielen etwas Stroh aufgeschüttet und ein Mensch lag darauf. Sein Gesicht im Halbschatten des Ofens sah unkenntlich schlimm aus, verbeult und blutverschmiert, die dünnen hellen Haarsträhnen schwarz von geronnenem Blut verklebt und die geschlossenen Lider unter dem blutfleckigen Leintuch auf der Stirn tief und dunkel eingesunken.“ ... Aber diesem Stil entspricht das Geschehen. Ganz im Seelischen arbeitend schaut die Dichterin eben in einem Raum, der keine sonnenhelle Beleuchtung kennt und scharfe Linie übergehen läßt in bewegte Wellen, klare Bilder in hufschende Schatten. Wie bei Dostojewski wächst hier alles ins Gespensterhafte, und wiederum wie bei Dostojewski liegt doch der Ausgangspunkt immer im Wirklichen, so daß sich Realismus und Symbolismus in merkwürdiger Weise ineinander verweben. Um vom Technischen auszugehen: Form ist hier mehr als äußerlich Angefügtes, sie ist durchaus Gestalt des sich immerfort Gestaltenden. Meisterhaft ist in dem ganzen Roman jene Spannung festgehalten, die in der Erwartung des Regens über einer ausgedörrten Landschaft zittert. Diese Spannung ist aber dadurch ganz innerlich, daß sie auch die Seelen aller in diesem Werke mit etwas Gedrücktem, Glühend-Fiebrigem erfüllt und alle Handlungen beeinflusst. In dem von Hungersnot bedrohten, in der Hitze der Hundstage verschmachtenden westfälischen Dorfe entwickelt sich Schwarmgeistererei, spielt doch der Roman in der Zeit der Wiedertäufer. Im Banne eines fürchterlichen Naturereignisses schwelen in einzelnen Menschen und von ihnen auf die Masse übergreifend Gedanken und Träume auf, wie sie nur aus solcher Siedehitze des Erlebens emporsteigen können. Von Stufe zu Stufe entwickelt sich Tile Mohme, der Leineweber, zu einem Visionären, einem Wundertäter, Profeten und endlich gar zu einem neuen Christus, der das Weltende voraussagt, dabei freilich der Rache des getäuschten Volkes erliegt, aber noch sterbend seinem Traume ergeben. Mit außerordentlicher Kraft ist Tile Mohmes Gegenspieler, Reinko Riekmann, herausgearbeitet. Bei einer früheren Pest hat er seine teure Frau und vier Kinder verloren; blieb nur das fünfte, die „große Geesche“, das ihn an jene dunkle Stunde ständig erinnert, an jene Stunde, da er die Liebe verlor und sich dem Mammon vermählte, da er ein Geizhals wurde und im Gefolge gar ein Mörder, ein Verfluchter. Die große Geesche, in ihrer stolzen Maidhaftigkeit, in ihrer ragenden Gestalt, in ihrer starken Güte ist ein Meisterwerk für sich. Gläubig ist sie, aber doch zugleich klar und vernünftig in all ihrem Tun. Fern jeglicher Hysterie ist sie voll von verhaltener Kraft. Ihre sühnende Liebe und ihr Mitleid

erlöst den alten Geizhals und geht überhaupt wie eine stärkende und doch sanfte Kühle durch die schwere Sommerhitze der Geschehnisse. Nicht ganz verstehe ich, warum ihre Jungfräulichkeit doch endlich der Naturgewalt des Rotes unterliegt. War es die Meinung der Dichterin, daß auch dieses geschehen müsse, um einer Weiblichkeit den letzten matten Sommerglanz zu geben? Sollte über sie die Weihe eines Mysteriums ausgegossen werden, das der Verfasserin heilig ist? Vornehm dargestellt ist gewiß die Szene in all ihrer Wildheit, aber ich hätte die große Geesche doch lieber in ihrer Unberührtheit untergehen lassen. Zu wenig spielt ja jenes Erlebnis, wennschon es vorbereitet ist, in ihre ganze Entwicklung hinein. Mir kommt es doppelt überflüssig vor in einem Roman, in dem sonst alles innerlich notwendig erscheint. Ich möchte fast glauben, hier sei von außen her in das Buch eine Naturauffassung hineingetragen, wie ich sie im Diederichschen Kreis mehrfach vertreten fand. Hat die Dichterin nicht ihrem Liebling eine Krone aufsetzen wollen, die sie jener Anschauung nach als das Höchste für ein Weib bezeichnen muß? Um den Gedanken noch etwas weiterzuspinnen, so ist diese Ansicht ja eigentlich ein dichterisches Ahnen eines großen Geheimnisses im Christentum. Wie wird eine einseitige, lebenverneinende Auffassung der Jungfräulichkeit die Frauenseele ganz befriedigen. Es muß sich Jungfräulichkeit immer mit Mütterlichkeit vereinigen, wie etwa bei der barmherzigen Schwester die Mütterlichkeit nicht aufgehoben, sondern nur auf eine höhere Stufe gehoben wird. Jungfräulichkeit ist doch im Tiefsten eine Vermählung mit Gott und bei unserer lieben Frau sehen wir ja Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit im Wunder vereint, ein Zeichen, daß beide einander nicht innerlich widersprechen können.

Der Roman ist ganz gegenständlich. Reine Kunst. Zeitlos, wenn man will. Nur Leben und Geschehen. Von jeglicher persönlichen Lyrik werden wir in dieser reinen Epik verschont. In such a night. . . In einer solchen Nacht geschah es. . . diese Shakespeare'sche Wendung kehrt häufig wieder, nur hier die Wucht des Geschehens malend, nicht aber so sehr die Stimmung. Die große Geesche ist immer eben die große Geesche, wie Hector in der Ilias und all die Helden immer ihr gleiches Beiwort erhalten. Wird eine solche Dichtung symbolisch gedeutet, so mag jeder hineinlegen, was er will, wie ja auch das Leben an sich verschiedene Deutungen erfahren kann.

Darf man trotzdem nach Absichten suchen? Höchstens nach solchen, die im Werte selber liegen. Der Roman ist ein Zeitbild und ein Urteil zugleich. Nach einem Reinkte Rietmann, den übrigens die Dichterin doch gegen Schluß des Romans mit einigen verböhnenden menschlichen Zügen ausstattet — ihr feiner künstlerischer Instinkt zeigt sich darin — also nach den geizigen Slaven des Mammon braucht man heute nicht eben zu suchen. Die wilden Naturgewalten, die sich in der Jugend jenes Dorfes brünstig, ja faunisch entfalten, haben wir auch am Geschlecht von heute beobachtet. Die Wiedertäuferschwärmgeistererei kann man erleben auf den Versammlungen der Spiritisten, Anthroposophen und sonstiger hysterischer Sektierer. Wie Ideal in der Wirklichkeit so oft entgleist in Raub, Mord und Straßenterror, hat uns mancher Putsch auch heute bewiesen. Und nach dieser „großen Geesche“, die in geschlossener starker Persönlichkeit, mitteilend, wenn auch frei von Sentimentalität, arbeitet und hilft, ruft ja freilich auch unser Jahrhundert. Die Dichterin ahnt wohl selber nicht, wie nahe sie in dieser Gestalt dem Idealmenschen des Evangeliums kommt. Statt einer Verwurzelung der großen Geesche im Naturboden und statt ihrer Krönung in Naturmysterium wäre nur noch ihre innere Verbindung mit höheren übernatürlichen Mächten stärker und überzeugungsvoller herauszuheben. Ob diese ehrliche Frau, die doch in ihrem Roman ein so tiefes Wissen um die Unzulänglichkeit der reinen Natur verrät, sich nicht doch einmal gedrängt fühlen wird, in dieser Richtung ihr Problem ganz zu Ende zu denken und zu gestalten? Ich wage zu behaupten, daß sie imstande wäre, uns das Vorbild der christlichen Frau zu zeichnen, wie es von einem christlichen Dichter nicht besser geschehen könnte, mag auch die Tochter westfälischer Erde mehr die kräftigen Seiten bevorzugen als die sanften.

Dieser Eile Mohnie, die Christusgestalt, soll sie uns auch den ersten Christus deuten? Soll er uns sagen, daß jegliche Religion aus den im Naturkreis gewonnenen Ahnungen sich zusammenballt und gestaltet? Ich hätte es gern gesehen, wenn neben dem bigotten, ebenso unchristlich lieblosen wie starr orthodoxen Kaplan noch eine Figur austräte, wie sie das Christentum doch auch in ihren Vertretern besessen hat und wie man sie in einem so umfassenden Weltbild doch leicht vermisst. Von hier aus glaube ich auch den Punkt zu sehen, an dem eine Kritik, soweit sie negativ sein muß, einzusetzen hat. Geesche kann nicht als der Typus der religiösen Bäuerin gelten, da sie doch mehr Natur ist als Religion, fast Natur trotz der Religion. Vielleicht würde hier die Dichterin erst sehend werden, wenn sie sich einmal aus dem Bann der reinen Naturgewalten befreien wollte. Es würde dann eine neue geistige Klarheit in ihre Schaffen kommen und auch eine beglückendere Wärme. Die Nibelungentragik brauchte darin nicht verflacht zu werden, nein, der Christ, der es ernst nimmt, geht dem Schicksal nicht aus dem Wege, und er trägt sein Kreuz im Hinblick auf die fürchterliche, übermenschliche, geheimnis schwere Tragik von Kalvaria. So aber legt sich das Buch doch wie ein schwerer Alb auf die Seele, löst freilich gegen Ende einige Spannung besänftigend

Tragik abrollen zu sehen, kann es dem Menschen von heute wirklich helfen? Ach, er sah so viele Wunden bluten, ist am Ende gar selber nur eine einzige brennende, tropfende Wunde. Nach neuem Licht verlangt er, nach neuen Quellen des Mitleids, nach neuem Balsam und nach starkem, tröstenden Wort. Die Dichterin gibt, was sie ihren Grundauffassungen nach geben kann. Und könnte doch so viel mehr geben, wenn.... Friedrich Müdermann, S. J.

Richard von Schaufal: Dionys-báci. Braunschweig 1922, Verlag Georg Westermann.
„Nach 13 Jahren wieder die ersten längeren erzählenden Schöpfungen“, wieder einmal (wie Kneip oder Schaeffer) ein Dichter, der *Zeit* hat, der keiner Mode nachläuft, der im eigenen Besitz zu warten versteht, bis eine Frucht des Seelenlebens reif geworden ist. Da muß etwas Rechtes austande kommen.

Schaufals Novellen fesseln den Leser durch eine kristallklare, aus unmittelbar persönlichem Klang heraus zu Herzen sprechende Form der Erzählung. Ein „stark wurzelnder Familieninn“ ist z. B. eine der bezeichnenden Äußerungen dieses unmittelbar Ehrlichen, Offenen, Persönlichen. Man hat das gleiche Gefühl wie bei den „Jydlen“ des Freiherrn von Münchhausen. Was erzählt wird, ist Schwingung des Blutes des Erzählers, wirklich erlebte Schwingung, menschlich echt und in einer so überzeugenden Selbstverständlichkeit hingeschrieben, daß man beinahe glauben möchte: Noch einen Schritt näher und er erzählt ihr seine eigene Vergangenheit. Dieser eine Schritt aber wird unterlassen (zum Unterschied z. B. von dem rheinischen Dichter Heinrich Bertalen, der mit Vorliebe von sich selber erzählt). Schaufal wahr! doch immer irgendwie die Distanz. Seine hohe Sprachkultur drückt diese Distanz aus. Persönliche Note des Erzählten, man schaut dem Erzähler bis tief in die Seele hinein, weiß, wie er sich als Mensch gibt, weiß, wo er bei sich selber Lichtseiten und Schattenseiten verteilt, — aber die letzte Schranke, hinter der eine Kameradschaft angeboten werden soll, bleibt bestehen. Der Adel, menschlich und künstlerisch vollblütig und hochwertig, gebietet halt. Rasse hält rein. Das imponiert.

Schaufal erzählt um des Erzählens willen. Das ist nach dem obigem selbstverständlich. Ein sachlicher Periodistil macht sachliche Feststellungen und nennt wundervoll reife Lebenserfahrungen. In der dritten Novelle erzählt Schaufal sogar, ohne ein erfindliches Ende zu machen. Auf Rundung der Novelle wird verzichtet. Die Reihe der Erlebnisse und Feststellungen könnte noch viel weitergehen. Schaufal setzt deshalb allein den Punkt, weil er spürt: So, für heute ist's genug. Was darüber wäre, würde abfallen.

Die erste Novelle, „Dionys-bácsi“, beschreibt „Das tragische Spiel einer unwahrscheinlichen Ehe“. Im Blickpunkt steht eine junge Frau, stolz, nur im Augenblick der seelischen Erschlaffung eigentlich weich, seelische Unsicherheit hinter ein wenig vorlauter Eitelkeit versteckend, eine herrliche Mutter. Dieses Frauenbild ist in seiner aufrechten, schönen, klaren Linienführung eine geradezu hervorragende künstlerische Leistung. Eine solche Frau hat jeder Leser schon einmal kennen gelernt, muß jeder Leser als geistig wirklich empfinden. Auch in der zweiten Novelle („Alltag“) behält man am reinsten die getreue Zeichnung eines Mädchens, das sein Innerstes verbirgt, weil gerade dieses Verbergen ihm wesentlich ist, im Gedächtnis. (Die Novelle ist übrigens 25 Jahre älter als die beiden anderen; sie stand einmal in der ersten Auflage von „Eros-Thanatos“.) Die dritte Novelle endlich, „Die Krüde“, bewegt sich ganz im Familienleben. Menschlich Schönes und Quälendes kommt zu Wort; immer in wahrheitliebender, unbedingt ehrlicher Form. Die feinsinnige, auf die schwächsten gesellschaftlichen Reize eingehende Natur des Dichters weiß immer neue Saiten zu berühren, um vom Verhältnis zur Frau und zum Kinde Wesentliches zu sagen. Schaulust ist ein Frauenkenner wie wenige, auch ein Kinderfreund wie wenige. Am tiefsten aber greift die Stelle, wo der Widerstreit zwischen Vaterschaft und neu aufsteigender Liebe zu Wort kommt. M. Rodenbach.

Ludwig Thoma: Der Ruepp. Roman. Verlag Albert Langen, München. 304 Seiten.

Neben Thomas „Der Wittiber“ der stärkste Bauernroman, dem deutsche Sprache Form gewann. Ein Lebenssegment von greller Wahrscheinlichkeit, erbarmungslos, unheimlich trotzig und schwer aufgeworfenes Schicksalsfurchen abgerungen. Die Formel der Handlung so ganz, ganz einfach: Ein Bauer, der Haus und Hof verlumpt und vertrinkt und doch — — welch wehes Menschheitsstapfen, -gleiten und -fallen, undampft von trächtigen Äckern, von Feldern, die sich bäumen, von schwülen

Rammern und Lagern, alles wimmernd und aufgezehrt von Frucht. Der Dialog grimmig wie Würfelspiel, dumpf von anwandelnden Ängsten, hervorgehauft aus der Kargheit unbiegsamer, arbeitssteifer Körper, aus der notgedrungenen Verschllossenheit von Seelen, die sich nicht preisgeben, sich nicht geben lassen. Was ist unser zadenloses Schriftdeutsch gegen diesen „Dialekt“, der raucht und reibt und knirscht, in sich selbst und gegen die Kehle der anderen? Das letzte immer und immer wieder trunken hervorgelallte: Bitt die gar schön . . . , Bitt die gar schön . . . des Bauern, geht einem nach, trampft sich ein, beschwört Erscheinungen herauf, als dehne sich und risse ein Strid und ein verkommener Körper stürze raschelnd in das feuchte, wegezerstampfte Lebenslaub . . .

Ist Gott in diesem Buch? Ja. In der furchtbaren Lebensnähe, in der Unzerbrechbarkeit der Wahrheit ist Gott. Wir haben allzu viele Bücher, worin uns Gott als schmalzige Moral, als Püppchen auf alten Trüben und Kästen aufgesetzt wird. Hier faßt er in den Wolken, die die Menschen vor sich hertreiben, hier ächzt er auf aus den schollebeschwerten Sohlen, fliegt als Hammer Schlag durch das Herz. Er ist ein Gott mit Worffschaukel und Sätuch, und wer an ihm vorüber schwankt und trunken schläft am Wege, dem der erwacht wohl nimmermehr zu ihm.

Ludwig Thoma ist tot. Wer aber die Erde seiner Dichtung durch die Finger rieseln läßt, der wird finden, daß sie schwer ist wie Erz und bitter von gestauten Tränen um alles Menschenleid. Das ist männlich groß und herb und wert, geerbt zu werden.

Otto te Kloot, München.

Bernhard Hermann: Klothilde. Roman. Verlag Walter Seifert, Stuttgart-Heilbronn. 198 Seiten.

Das Besteckende dieses Buches besteht darin, daß es sich uns mittels des Mediums einer gewissen pridelnden Gegenständlichkeit anträgt, hinter der der Geist einer Frivolität, das Lärmen Trunkener oder das Funkeln florettierender Klingen vernehmbar wird. Pont d'Arc, Leutnant einer französischen Armee, damals als noch Federn an den Hüften und Spitzenmanschetten Mannhaftigkeit andündeten, wird — wie der Autor uns versichert — zwischen Morgen und Wieder = Morgen zum — natürlich für immer! — liebenden Ehemann belehrt. Glaubhaft ist das nicht, aber wenn man sich mit dem Papier begnügt, — unterhaltend. Eine Entführung kommt auch nicht vor, denn Klothilde — viel zu schemenhaft gezeichnet, als daß sich der Titel des Buches rechtfertigte — streift sich selbst das Reittleid über und in wenigen Stunden steht sie mit ihrem Erwählten vor dem erstaunlich trefflicher auftauchenden Priester.

Warum schreibt man „französische“, warum nicht deutsche Bücher oder Bücher im Weltfönn? Geschmacklos ist es, wenn der Autor seinen Helden selbst apostrophiert, um uns seine Charakteristik, die sich dem Buch doch selbst entzeichnen sollte, aufzufächern. Wenn ein Roman nicht Leben ist und hat, höht er sich nie zum Bild.

Otto te Kloot, München.

Ekstatische Konfessionen. Gesammelt von Martin Buber. Im Insel-Verlag, Leipzig. Veränderte Neuauflage.

Ergreifend tritt in dieser Zusammenstellung von ekstatischen Bekenntnissen jutage, daß die Gott-erfahrung der Mystiker aller Zeiten und Zonen dieselbe ist, mag sich das gewaltigste aller menschlichen Erlebnisse, das alle anderen Erlebnisse in seinen Strudel aufsaugt, auch in der Verschiedenheit der Rassen und Temperamente, oder je nach der Wahrheitsnähe oder -Ferne ihrer Religionen, verschieden spiegeln. So glänzend sich Buber bewährt in der Auswahl wertvollster und persönlichster Beispiele vom alten Indien und China ab über Plotin, die Sufis, das deutsche Mittelalter, die italienischen und spanischen Frauen bis zu Anna Katharina Emmerich oder dem 1886 gestorbenen Jnder Kāmatrišna, so sehr enttäuscht er in seiner Einleitung, wo er sich als aller Mystik innerlich fernstehender Intellektualist erweist, indem er das Erlebnis der mystischen Gotteimung seiner herrlichen und ihm zu innerst wesentlichen Ich-Du-Spannung zu entkleiden und es auf eine verstandesmäßige Eins- und Gleichsetzung von Ich und Gott zu bringen sucht. Die lebendigsten Gegenzeugnisse dazu enthält seine Auswahl selber, die eins der schönsten Bücher für jede Bibliothek darstellt.

R. G. Pfeil.

Josef Hager: Das Buch ohne Namen. 1921 im Salm-Verlag zu Köln und Leipzig. (Mit Original-Linoleumschnitten von Ernst Hager.)

Eine Narretei, ein Spiel mit künstlerischen und literarischen Zeitfragen, drollig aufgepußt, in die Formen steter Selbstbespiegelung eingeschachtelt, in lässig gewandter, aber niemals versagender Sprache. Ein junger Dichter verwendet seine Phantasie zur literarischen Ironie und freut sich seiner puzigen Einfälle. Warum nicht auch einmal ein solches Buch? Zerklaulens „Spitzweggasse“ famosen Angedenkens kommt dem Leser in Erinnerung. Er schmunzelt. Ist nicht auch Schmunzeln ein kleines Göttergeschent?

R.

Edgar Allan Poe: Drei mythische Erzählungen.

Honoré de Balzac: Weibliche Logik.

Voltaire: Drei satirische Erzählungen.

München, Hyperionverlag. Herbst 1921.

In Liliputformat spannende Werke kleinen Umfangs aus der Weltliteratur, gedacht als bequeme Reiselektüre oder Nippfache fürs Damenzimmerchen. Poes Dichtung des Grauens, Voltaires betrachtende, greifenhaft überlegene Fabulierkunst und Balzacs gutmütiger Spott mögen hingehen. Welche Werke weiterhin in der gleichen Aufmachung erschienen sind, ist uns nicht bekannt. R.

Des Kanzlers Sohn. Roman von Heinrich Biesenbach. L. Schwann, Düsseldorf. Gebunden 30 Mark.

Biesenbachs Heimatromane sind in weiteren Kreisen bekannt. Sein neu erschienenes Werk „Des Kanzlers Sohn“ versetzt uns in die Zeiten, da Düsseldorf als glanzvolle Residenz sein Leben nach den Ereignissen an seinem Hofe einstellte. Das Buch gehört in die Reihe der Heimatbücher, an denen wir keinen großen Überfluß haben. Es weckt Heimatliebe. Dr. R. L.

Die deutschen Sagen der Brüder Grimm. 1. Teil: Ortsagen; 2. Teil: Geschichtliche Sagen. In einem Bande herausgegeben von Hermann Schneider. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin, Leipzig.

Zu einer Zeit, wo das Interesse für derartige Stoffe neuerwacht ist, kommt die schöne Neuausgabe der Grimmschen Sammlung deutscher Sagen in Bong's Goldener Klassiker-Bibliothek gelegen. Gegenüber dem zeit- und ortlos spielenden Märchen ist die Sage als ein an einen bestimmten Ort geknüpfted Märchen, im weiteren Sinne, wie bei den Geschichtssagen, als jede volkstümliche, aber freier ausgestaltete Erzählung mit geschichtlichen Anklängen zu fassen. Mit Unrecht haben die Grimmschen Sagen gegenüber den Märchen im Hintergrunde gestanden; sie verdienen es nicht minder als diese, lebendigster Volksbesitz zu werden. Ein Lebensbild der Brüder Grimm vom Herausgeber sowie ihr Bildnis in Gravüre ist dem reichhaltigen Bande beigegeben.

R. G. Pfeill.

Adolf Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. „Die Jüngsten“.

Das im großen und ganzen nicht allzu unerfreuliche Kuriosum von Literaturgeschichte, das A. Bartels der unmittelbaren Gegenwart angeheihen ließ, hat seine Neuausgabe erlebt. (11. bis 21. Tausend, Leipzig 1921, H. Haessel-Verlag.) Die Verlagsanzeige frohlockt, der Erfolg der „Jüngsten“ sei der größte, den je ein literaturgeschichtliches Werk gehabt habe. Bartels selbst gibt dem Neudruck folgendes Vorwort: „... Ich habe ... wenig verändert und ergänzt — mehr kann erst bei der neuen Gesamtauflage geschehen. Natürlich weiß ich selbst, daß das letzte Kapitel („Die Weiterentwicklung des Expressionismus“) noch nicht ganz auf der Höhe ist; aber es ist für den vermögenslosen Schriftsteller schwer, alle neuen Bücher sich zu verschaffen, und überhaupt: ultra posse nemo obligatur. Nach und nach werde ich aber meine Aufgabe schon erfüllen.“ Nachdem der „Gral“ schon seine grundsätzliche Stellungnahme zu dem halb belustigenden, halb erschreckenden, halb prächtigen Fanatismus Bartelscher Methode geäußert hat (s. „Gral“ 15, 11—12), genügen hier nur wenige Worte. Wichtig erscheint vor allem, bei aller Anerkennung einer „ehrliehen“ Kämpferstellung und treffender Werturteile innerhalb der bloßen Unterhaltungsliteratur noch einmal nachdrücklich zu betonen, daß Bartels nicht die künstlerische Aufnahmefähigkeit besitzt, die Größten ersten Ranges von ihren mehr oder weniger originalen „Schülern“ oder „Richtungsgegnern“ zu scheiden. Bartels sieht nur eine unentwirrbare Fläche vor sich, deren „Einteilung“ durch das (übrigens sehr „brauchbare“) Aufzählen aller erhaschbaren Namen rein äußerlich bleibt. Wollen wir Bartels „Buch“ nicht lieber „Bibliographie“ nennen? Richtiger wäre der Name gewiß. R.

Klahund: Geschichte der Weltliteratur in einer Stunde. Nr. 52 der Zellenbücherei, 1922. Verlag Dürr u. Weber G. m. b. H., Leipzig.

Etwas so: Ein hochgebildeter Dichter erzählt einem Bekannten, was ihm aus den einzelnen Volksliteraturen besonders aufgefallen ist und nennt die wichtigsten Namen. Persönliche Anzulanglichkeiten, besonders weltanschaulicher Art, machen sich breit. Andererseits sind die einzelnen Kapitel glänzende Essays und bieten manche interessante Notiz. Dr. Th. R.

Rölnen Kirchen 1921.

Den „Rölnen Kirchen“ widmet Max Creuz in den Rheinlandbüchern eine Abhandlung (Rheinland-Verlag zu Röln). Er gibt keine kunsthistorische Aufzählung von Daten, Lebenswürdigkeiten, Namen. Das Herz, nicht das Schulwissen Rölnen Kunstgeschichte, soll zu Wort kommen. Das Wunder des Raumes will er dem Leser nahebringen und zeigen, wie aus der Summe aller Anreize, die das Wunder der Raumgestaltung im allgemeinen und der Rölnen Kirchen im besonderen dem Menschen schenkt, für den empfänglichen rezeptiven Künstler eine Gesamtwirkung, ein Raum-

E r l e b e n entsteht. Für Creutz ist die Kirche als Haus Gottes eine Quelle des Lichtes, eine Leuchte auf den dunklen Pfaden des Lebens. Die bauliche Entwicklung aller Kirchen kreist um die eine Sonne, „Das Licht der Welt“. Unter diesem — für ihn einzig möglichen Gesichtspunkt — will er die Kölner Kirchen betrachtet wissen; in der Art schildert er, wie die herrlichen Bauwerke der Kölner Kirchen sich im Lichte entfalten, natürliches Licht aufnehmen und ein anderes höheres, ein geistiges und göttliches Licht wieder ausstrahlen. Auch die Kunstwerke in den Kirchen sollen einzig in ihrer Beziehung zum Lichte gewertet werden. Mag man auch nicht immer mit den Ansichten des Verfassers übereinstimmen, eines muß man zugestehen: er versteht's, überall anzuregen und zu fesseln. Dazu trägt nicht zum wenigsten die hymnenartige Sprache bei, die weit entfernt ist vom trockenen Ton der Abhandlung. Unwillkürlich wird man erinnert an Goethes Aufsatz über das Straßburger Münster oder die Kunstbetrachtungen einzelner Stürmer und Dränger (s. B. des Maler Müller aus Kreuznach).
Dr. Th. R.

Almanach der deutschen Musikbücherei 1922. Herausgegeben von Gustav Boffe.

Es ist eine interessante und glückliche Idee, eine derartige Sammlung zustande zu bringen. Die Namen der Mitarbeiter beweisen schon, daß es sich um mehr oder weniger wertvolle Beiträge handelt. Die reich lebensvollen — zuweilen in sehr anmutig fesselnder Form geschriebenen Aufsätze werden jedem kunstinteressierten Leser, insbesondere dem musikalischen, Freude bereiten. — Das gilt noch im besonderen Maße von der meisterhaften Novelle R. Wagners: Eine Pilgerfahrt zu Beethoven, worin einmal wieder innerlich edles gemüthvolles Fühlen und Denken eines deutschen Idealismus zum Klingen kommt. In einigen Aufsätzen zeigen sich sehr lebensvoll die menschlichen Beziehungen der einzelnen Künstlergattungen in ihrer Zeit. Solche Art musikgeschichtlicher Bildung sollte viel mehr Bedeutung gewinnen. Es weitet sich der Blick zum Erfassen des ganzen Kulturbildes einer Zeit, führt uns den Menschen in seinem Schaffen näher und läßt uns die Werte und Unwerte seiner Schöpfungen leichter erkennen. Die abgebildeten Entwürfe zur Parzifal-Inzenierung von Wildermann scheinen ausgezeichnet und wirken schon durch die Raumjymbolik die in der Tiefe und Weite liegt, fast überfinnlich. Es ist nur nicht günstig, diese kleinen schwarzen Abbildungen ohne Farbenwirkung zu sehen.
M. Th. M.

Irische Volksmärchen. Aus dem Neuirischen verdeutscht von Käthe Müller. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin.

Einige wenige merkwürdige Stücke enthalten die bei Ernst Rowohlt, Berlin, verlegten „Irischen Volksmärchen“, gesammelt von Douglas Hyde und anderen, verdeutscht von Käthe Müller. In dem „Wahre Geschichten-Erzähler der Woche“ begegnet uns in der namentlich im Orient beliebten Form der Rahmenerzählung die ganze Eigenart der irischen Phantasie, die bei aller Partikularität sozialer Kraft und Magie und zwingende Eigenlogik hat. Die Schauer Geschichte vom Priester mord, sowie die in Irland sehr volkstümlichen Göttererzählungen vervollständigen den Band; bei letzterem zwar hätten wir die Mitteilung der nur wenig voneinander abweichenden ermüdenden Varianten, die höchstens wissenschaftlichen Wert hat, lieber vermist.
R. G. P.

Volksmärchen der Kabylen. I. Band: Weisheit. Herausgegeben von Leo Frobenius. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, 1921.

Unter dem Titel „Atlantis“ veröffentlicht das Münchener Forschungsinstitut für Kulturmorphologie bei Eugen Diederichs in Jena die von Leo Frobenius in langjährigen, ertragreichen Forschungsreisen gesammelten „Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas“. Drei Bände „Volksmärchen der Kabylen“ eröffnen die Reihe, von denen der erste, „Weisheit“ betitelt, in seinen Geschichten einen Querschnitt des Seelenlebens dieser Naturkin der Nordafrikas, seinen Licht- wie Schattenseiten nach, gibt. Rüge von Gemüths tiefe, Zartheit, Opferliebe wechseln darin mit solchen von Verschlagenheit, Tücke und Verderbtheit; kindlicher Humor mit behaglichem Verweilen bei viehischer, unbekümmerter Sinnlichkeit. Der Stil des Erzählens ist ein ganz eigener und erhebt sich bei den uralten Menschheitsvorstellungen enthaltenden Schöpfungsmythen zu primitiver Monumentalität, bei Stücken, wie „M'hend Laschëschis Flöte“, zu höchster, zauberhafter Poesie, vor allem des Schlußbildes. Einen Eigenwert, besonders als Zeugnis idealer Sattenliebe, hat die dem Buche vorgesezte vierseitige Widmung des Gesamtwerkes von Leo Frobenius an seine Frau Editha. Auf die weiteren Bände des bedeutungsvollen Unternehmens werden wir noch zu sprechen kommen.
R. G. Pfeill.

Des heiligen Augustin Bekenntnisse. Übertragen und eingeleitet von Hermann Hefele. Jena 1921. Verlegt bei Eugen Diederichs. Mit Titelzeichnung von F. H. Schmäde.

Diese in bezug auf Übersetzung wie Ausstattung mustergültige Ausgabe des Menschheitsbuches der Bekenntnisse St. Augustins verdient besondere Beachtung. Es ist eines der wenigen erfreulichen Zeichen der Zeit und doch mehr als bloße Modeströmung, daß führende nichtkatholische

Verlage in wachsendem Maße sich der Veröffentlichung unserer geistigen Kirchenschätze zuwenden und so die Heilsgüter weitesten Kreisen der draußen Suchenden zugänglich machen. Wenn dazu, wie in diesem Falle, Verdeutschung und Auslegung in die Hände eines Berufenen, wie Hermann Hefele gelegt wurden, ist ein solches Werk ungeteilt zu empfehlen.¹

Niesch, Helene: Frauengeist der Vergangenheit. Biographisch-literarische Studien. 2. und 3. Auflage. Mit 8 Bildern. Freiburg i. B. (Herder).

Die auf gründlichen Quellenstudien beruhenden Biographien geistig hervorragender Frauen aus der Zeit vom 6. bis zum 20. Jahrhundert liegen in 2. und 3. Auflage vor. Leider sah sich die Verfasserin gezwungen, erhebliche Kürzungen vorzunehmen, weil das in der 1. Auflage viel umfangreichere Buch bei den heutigen Herstellungskosten zu teuer geworden wäre. So sind die Lebensbilder St. Hildegards, St. Radegunds und St. Theresias weggeblieben; auch die ansprechenden Studien über Annette von Droste und die Kaiserin Maria Theresia fehlen (sind allerdings in den Lebensbildern „Werden und Wirken“ derselben Verfasserin enthalten). Die Sprache ist knapp und künstlerisch schön; klar treten die Wesenszüge der behandelten Frauen hervor. Dabei ist die ganze Umwelt wirklichkeitsgetreu geschildert. So wird kurz aber prägnant das ganze Geistesleben der betreffenden Epoche dargestellt. Das Buch ist in erster Linie für unsere gebildete Frauenwelt bestimmt.

Kleinplastik der Ägypter. Von Hedwig Fechheimer. Mit 158 Abbildungen. Bruno Cassirer-Verlag, Berlin, 1921.

Als Band III der von William Cohn bei Bruno Cassirer, Berlin veranstalteten Folge „Die Kunst des Ostens“ veröffentlicht Hedwig Fechheimer als weiteres Werk über Ägypten die „Kleinplastik der Ägypter“ mit zahlreichen Abbildungen, die sie u. a. aus den Schätzen des Berliner Museums und der Deutschen Orientgesellschaft aufgenommen hat. Unter diesen aus Stein, Ton, Bronze, Holz oder Elfenbein bestehenden Kleinkunstwerken lassen sich durchgehend zwei Arten unterscheiden: solch., wie namentlich die der älteren Zeit, die in kleinen Ausmaßen monumental wirken, und wie die ägyptische Großkunst (die sie abbilden und auf deren Maße sie sich unbeschadet bringen ließen), die streng gesetzmäßige Bindung an die Form des Steins, des Würfels haben, und andererseits die eigentlichen, frei bewegten Hierstatuetten, von denen die als Griffe der Sarcophagen dienenden Figürchen der Schwimmerinnen, oder die auch den Deckel des Bandes schmückende Urnenträgerin die entzückendsten sind. Die der Einleitung mitgegebenen unveröffentlichten Übertragungen altägyptischer Texte erhöhen den Wert des Werkes.

Schöne Literatur. Ein alphabetisch und systematisch geordneter Katalog, enthaltend die altklassische Literatur in deutscher Übertragung, die ältere deutsche Literatur, Dichtungen und Dramen, Romane und Erzählungen. 520 Seiten (Kompendien-Kataloge XI). Leipzig, Koehler u. Volkmann & Co. u. Co. Preis 10,— Mark, geb. 15,— Mark.

Die Eigenart dieses Kataloges liegt darin, daß er nicht nur eine alphabetische Aufzählung, sondern in seinem systematischen Teile (Seite 354—519) auch eine nach inhaltlichen Gesichtspunkten (Milieu, Ort, Zeit, Tendenz) geordnete Gruppierung der gesamten schönen Literatur bietet. In etwa 140 Rubriken sind z. B. die Abenteuer-, christlichen, humoristischen, philosophischen, spiritistischen, ferner Ärzte-, Bauern-, Kaufmanns-, Kleinstadt-, Sport-, Tier-Romane zusammengestellt; die historischen Romane sind in geschichtlicher Folge, die „Landschaftsromane“ geographisch nach Erdteilen, Ländern, Landschaften und einzelnen Städten geordnet. Man vermißt nur auf das bitterlichste die Angabe der Verleger der Bücher.

Professor P. Simon Landersdorfer O. S. B.: Die Psalmen. Lateinisch und deutsch für gebildete Väter bearbeitet. Heftet 40,— Mark, geb. 70,— Mark. Verlag Josef Kösel u. Friedrich Pustet, Kommanditgesellschaft, Verlagsabteilung Regensburg.

Professor Landersdorfer gibt in einer kurzen Einleitung zu jedem Psalm Hinweise über Verfasser, Entstehungszeit, ursprüngliche Verwendung, Inhalt und Form und erläutert in Fußnoten die zahlreichen schwierigen und zum Teil nur aus ihrer Entstehungszeit verständlichen Stellen und Ausdrücke. Allen denen, die ernstlich bestrebt sind, in den Sinn der Psalmen einzudringen, aber nicht Zeit haben, ausgedehnte eigene Studien zu machen, bieten diese Erläuterungen die Ergebnisse der wissenschaftlichen Psalmenforschung in kurzer und anschaulicher Form.

Grundfragen der kirchlichen Mystik. Dogmatisch erörtert und für das Leben gewertet. Von Engelbert Krebs. Herder, Freiburg 1921.

Nach dem Mystischen geht ein großes Verlangen unserer Zeit, die abgestoßen und angeekelt von einer oberflächlichen, äußerlichen Kultur, sich nach Verinnerlichung und Vertiefung in der Religion zurückseht. Die Gefahr, dabei ohne Führer und ohne Fundament, auf dem man aufbaut,

¹ Gegen die Einleitung Hefeles werden allerdings von der Fachkritik gewichtige Bedenken erhoben. (Friedrich Mudermann.)

ins Phantastische und darum ins Leere abzuirren, liegt natürlich nahe, wie die üppig ins Kraut schießenden okkultistischen und theosophischen Vereine und Konventikel zeigen.

Wir dagegen als Katholiken können auf eine glorreiche Geschichte der kirchlichen Mystik zurückschauen, eine Geschichte, in der die Namen jener Männer und Frauen verzeichnet sind, die die Kirche immer zu ihren besten und treuesten Kindern gezählt hat. Ja, die kirchliche Mystik hat sich bis zu den denkbar höchsten Höhen der Gottesnähe erhoben, ohne dabei das feste Fundament des Glaubens und der Offenbarung jemals zu verlieren oder sich der Führung und Leitung des von Gott allen Menschen gegebenen Führers, der kirchlichen Autorität zu entziehen.

Diesen Zusammenhang der Mystik mit den geoffenbarten Wahrheiten in Schrift und Tradition und ihre Unterordnung unter die göttliche Autorität der Kirche kurz und klar dargelegt zu haben, ist das Verdienst von Prof. E. Krebs in seinem Büchlein: Grundfragen der kirchlichen Mystik. Er zeigt, wie das höchste mystische Erleben in der Hl. Schrift bereits zugrunde gelegt ist, wie sich die Offenbarungen und Visionen der begnadetsten Mystiker im Rahmen des depositum fidei bewegen und bewegen müssen, wie daher ein unfehlbares Kriterium und ein sicherer Schutz vor Verirrungen die Autorität der Kirche für jeden gottbegnadeten Mystiker sein wird und sein muß. Dabei zeigt er andererseits auch, wie das mystische Erlebnis ein natürliches Fundament in jedem Menschen hat, indem es an das Künstlerische, das in jedem Menschen schlummert, anknüpft und es unter dem Wehen der Gnade zur höchsten Höhe emporführt.

So wird das Büchlein ein Wegweiser und Führer, der einfach und klar den Aufbau und inneren Zusammenhang mit dem Fundament, der Offenbarung zeigt und so viel Klarheit gibt für den beschwerlichen aber überreichen Lohn versprechenden Aufstieg zu einer religiös mystischen Vertiefung und Verinnerlichung des Menschen.

H. H.

Laurenz Riesgen: Unseres Herrgotts Kostgänger. Verlag Bachem, Köln. 250 Seiten.

Diese „Geschichten aus Kindheit, Schule und Leben“ (1919 schon hat sie Riesgen geschrieben) sind wirklich treffliche Volkslektüre. Daß Riesgen ein inniger, sinniger Geschichtenschreiber ist, davon zeugen z. B. die Geschichten vom knorrigen Kölner Kappusbauern „Molls Gierres“, von dem welken Weidensträuschen in „Raritätenkabinett“, und wie er die Bangigkeit eines Jungenherzens miterleben lassen kann. („Der Sturm“). Wenngleich sonst als Ganzes genommen „Der Sturm“ gerade nicht das Beste ist. Anderes ist mit stillem — köstlich ist „Ottos erste Liebe“ — oder auch lautem Humor geschrieben. — Paul Keller hat uns früher ähnliche Bücher geschenkt. Wie Keller kommt auch Riesgen aus dem Kreise der Schulmeister, die in ihren besten Vertreten feine Verstehen der Kindes- und Volksseele, friedliche, gesellige Naturen und gar nicht so selten sogar richtige Poeten sind. Laurenz Riesgen hat ja auch schon einen „Märchenengel“ aus seinem Mosenheime in die Welt flattern lassen.

Maria Mayer.



Mitteilungen

Norddeutsche Backsteingotik / Von Karl Gabriel Pfeiff (Unsere Bildbeilage)¹

Dem in Kunstdingen ganz anders eingestellten Auge des neuen Geschlechts eröffnen sich naturgemäß auch neue Schätze, die von einer vorangegangenen Zeit mehr oder minder geflissentlich übersehen wurden. Weckt es schon Staunen, wenn in fremden Ländern, in entlegenen Erdteilen solche Neuentdeckungen gemacht werden, so ist es vielmehr eine Beschämung für uns, wenn uns heute erst der Sinn für vergessene Schönheiten der eigenen Heimat, wie die künstlerische Eigenart verschiedener ihrer Stämme und Gauen, aufzugehen beginnt. Eine solche Beschämung erpart uns auch nicht die von Professor Dr. Hans Much im Verlag von Georg Westermann, Braunschweig, herausgegebene Buchreihe „Hansische Welt“, die uns in ihrem ersten Band „Norddeutsche Backsteingotik“ (dem die „Norddeutsche gotische Plastik“ gefolgt ist) in die charaktervolle Sonderart dieser Baukunst einführt. Außer dem Danziger Dom, dem Holstentor in Lübeck, der Marienburg etwa ist es, gegenüber den Auswirkungen des mittelalterlichen Geistes in süddeutscher und rheinischer Baukunst, wenig, was davon in unserem Empfinden lebt.

¹ Leider war das Bild trotz frühzeitigen Bemühungen zum Termin der Drucklegung nicht zu erhalten.

Die Backsteingotik ist für Much „die vollendete Form der Gotik überhaupt“. Während, wie er meint, in Süddeutschland sich das Germanisch-Deutsche in der Gotik nur langsam durchsetzt, ist es im Norden von vornherein und selbstverständlich da. „Hier im Norden haben wir zu suchen, wenn wir das Wesen des deutschen Menschen ergründen und aus ihm die Formel für die größte deutsche Kunst abzuleiten wollen.“ Verständliche Begeisterung für die Heimatkunst läßt den Herausgeber übersehen, daß deutsches Wesen sich einseitig weder im Norden noch im Süden, sondern erst im Zusammenklang der Sonderarten der verschiedenen Stämme darstellt. Zu ihm gehört süddeutsche Heiterkeit, Leichtigkeit und Gemütswärme ebenso wie der Beethovensche, männliche Ernst des Nordens. Das Freiburger Münster nicht minder wie die Danziger Marienkirche ist sein eigenster, tiefster Ausklang.

Während die Formel der Gotik im allgemeinen auf Enttönnung des Steines, Herausstellung des Funktionellen und Zusammenfassung der Bewegung auf ein Ziel hin lautet, betont die Backsteingotik gerade, so auch durch die deutliche breite Fuge zwischen den Ziegeln, den Stein, das Bauliche wie das Raumhafte. Auch ihre Türme streben mächtig empor, aber weniger rauhhaft, sondern verwurzelt mit ihrer Wucht in aller Erdschwere. An Stelle der nach oben reichenden Schwungkraft der gotischen Kathedrale wiegt im Norden die „Hallenkirche“, mit machtvoll flutender und sich weitender Raumwirkung, vor. Der Geist der Hansa und der Ordensritter: Männlichkeit, Trost, bewußtes Kraftgefühl hat in der wichtigen Gedrungenheit dieser Bauten seine großartige Verfinnbildung gefunden. Besondere Eigenart verleiht ihnen dazu der dunkelrote Farbton des Backsteins, dessen eindrucksvolle Wärme heute leider in vielen Kirchen durch verständnislose Färbung oder Verputz des Inneren zerstört ist.

Als Beispiel bringen wir in diesem Heft eine Wiedergabe des schönen Mariendomes in Prenzlau. Mit Wucht stemmen sich die beiden Türme dieser im 13. und 14. Jahrhundert entstandenen Kirche in den Boden, um mit ebenso schlichter wie erhabener Gewalt das hohe, machtvoll bergende Dach des Langschiffes zu überragen. Diesen Eindruck von Kraft und Massigkeit begleitet der in feinste Ornamentik sich auflösende, sich hoch und leicht über die Dächer der Wohnbauten aufschwingende Schmuckgiebel als ein Klang jubelnder Freude. „Selten“, so schildert Hans Much den Eindruck, „ist das schwere Emporwuchten und das leichte Emporheben so wirkungsvoll vereinigt wie an dem Prenzlauer Mariendom . . . Das gotische Hinauf ist gleichsam in zwei Arten gespalten, eine trostlichere und eine selig beschwingte, und unerreicht ist beider Vereinigung in einem Baugebilde, das als Ganzes wiederum den nordischen Willen harmonisch widerspiegelt.“

*

Berichtigung: Im Sonderheft Grillparzer sind eine Anzahl, zum Teil sinnentstellende Druckfehler stehengeblieben. Es muß z. B. heißen S. 438 statt „Ritter Glück“: „Ritter Gluck“; statt „Tiefen eines Unbekannten“: „Tiefen eines Unbekannten“; S. 439 statt „Rafael, Donner“: „Rafael, Donner“; statt „Hofmusikers“: „Hofmeisters“; statt „neue“: „neun“; statt „freien“: „feinen“; S. 440 statt „Speigelgasse“: „Spiegelgasse“; statt „zusammenzuwachsen“: „zusammenzuraffen“; statt „E. Rudolf Payer“: „Dr. Rudolf Payer“; S. 451 statt „Hildebrand“: „Hildebrand“; statt „Wilmers“: „Wilmars“; statt „Auffassungen Laubes“: „Auführungen Laubes“; S. 452 statt „Werte Grillparzers“: „Werte Grillparzers“; statt „Freyte“: „Freybe“; statt „seine Studie“: „eine Studie“; statt „Wissel“: „Rissel“; S. 453 statt „Farnelli“: „Farinelli“; statt „Brüterwecks“: „Bouterwecks“. Daß auch einige Namen aus Grillparzers Werk unrichtig wiedergegeben sind, ist besonders ärgerlich. Wir bitten, die Druckfehler wegen technischer Beschleunigung der Herausgabe des Heftes — Streik — entschuldigen zu wollen.

Bemerkung. Durch die im „Gral“ XVI, 10, S. 465 von einem im Leben stehenden Mitarbeiter als Beispiel angeführte Notiz über Mißwirtschaft im Reichspostbetrieb sollte selbstverständlich keinerlei Verleumdung über altgediente und altbewährte Beamte im Einzelfall gesagt werden. Daß jedoch das Beispiel als solches zu Recht besteht, darf wohl allgemein anerkannte Tatsache genannt werden. Man vergleiche z. B. „Frankfurter Zeitung“ Nr. 515 vom 13. Juli 1922 (zweites Morgenblatt).

Hinweis. Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der Firma J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung, Köln, bei, auf den wir empfehlend hinweisen.

*



St. Christophorus

Matthäus Schiefl

(Vergleiche Seite 568)

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Sechzehnter Jahrgang * Heft 12 * Essen, im September 1922

Die Literatur auf dem Nebengeleise?

Von Friedrich Muckermann, S. J.

Ein Journal ist eine große Sache," sagt Dostojewski. Auch eine Literaturzeitschrift?

Eines ist gewiß: Die schöne Literatur steht heute auf einem Nebengeleise. Weder Germanisten noch Ästhetiker noch Kritiker noch auch Poeten greifen heute irgendwie bestimmend in den Gang der Ereignisse ein. Wer es in sich fühlte, der Menschheit wirklich helfen zu wollen, der würde zunächst ja auch etwas ganz anderes tun, als eine Literaturzeitschrift bedienen. Wie man dem Kannibalismus begegne, wie man Wohnungen verbessere, wie man die Moral wieder hebe, wie man das Brot verbillige, das scheint alles entschieden dringlicher. Aber in den Zeiten der Valutastürze, der graußigen Not eines besiegten und über das Unglück hinaus gehängten Volkes Literatur treiben . . . Kann man das überhaupt verantworten?

Dagegen meldet sich die Tatsache, daß trotz der hohen Preise heute vielleicht mehr Bücher gekauft werden als früher. Daß sich eine Masse von Menschen für Literatur begeistern, die dafür sonst weder Sinn noch Zeit hatten. Nur in Japan erscheinen zurzeit so viele Bücher wie in Deutschland — es werden dort wesentlich Übersetzungen sein —, während unsern 40 000 vom letzten Jahr kaum 6000 in Frankreich entsprechen. Wunderbares Volk der Denker! Es kommen nämlich diese Ziffern durchaus nicht bloß auf das Konto der Schundliteratur, nein, ernste oder doch ernstgenommene Sachen stehen heute höher im Kurs als je.

Instinktiv erkennt unser Volk, und gerade der nicht „gebildete“ Teil, daß Bildung eine Macht ist, daß in letzter Hinsicht doch nicht materielle, sondern geistige Werte entscheiden. Das ersieht man aus der Art der Bücher, die heute von den Besten gelesen und geschrieben werden. Es geht nicht um Schönheit, es geht um Werte. Es geht auch schon gar nicht mehr um bloßes Gefühl, sondern um Geistiges. Es geht um die Grundfragen der Ethik und der Religion, um Völkerrecht und Eigentum. Und hier sind wir bereits mitten in dem Fragenkreis, der für die Haltung einer Literaturzeitschrift wie „Gral“ bestimmend sein muß.

Fast alle Kulturepochen erhalten ein gewisses Gepräge durch ganz bestimmte Neigungen und Bestrebungen. So war im Zeitalter der Scholastik ein reges Interesse für allerlei spitze Fragen, für die wir heute weniger Verständnis haben. Wer darüber lachen wollte, könnte sich mit Rußen von Pausen daran erinnern lassen, daß eine spätere Zeit wahrscheinlich auch lächeln wird, wenn sie durch irgendeinen Zufall einmal ganze Stöße von Doktorarbeiten über Insektenbeine und Affenknochen aus dem Staube hervorziehen wird, die unser wissenschaftliches Jahrhundert über die Maßen geschäft hat. Die Bedeutung vieler Fragen ist eben

keine absolute, sondern nur eine relative, wesentlich im Angebot bestimmt durch eine Nachfrage oft sehr zufälliger Art. Heute geht die Nachfrage nach Aufklärung über letzte Werte. In der ständigen, geradezu ins Katastrophale drängenden Enttäuschung über eine Kultur, die wir einst so vergöttert haben, steigt die Witterung für das Hinter-den-Kulissen. Man sieht auf einmal die Bühne ohne magische Beleuchtung, die ganze Prosa an Stricken, Maschinen, Leitern, Versatzstücken . . . Gott, ist das die Wirklichkeit zum Theater? . . . Man ist wissend geworden und sieht sich nach neuen Werten um.

Einem solchen Geschlecht, unbekümmert um all seine schmerzlichen Erfahrungen, nun weiter kommen mit einer Zeitschrift, die heute einen neuen Brief von Brentano veröffentlicht und morgen einen bisher unbeachteten Papierfetzen aus einem Goethearchiv, übermorgen eine verschollene Abhandlung über Rhythmus und Reim und sich mit alldem begnügen wollte, das hieße wirklich Windmühlen aufstellen, wo kein Lüftchen mehr weht. Mag sein, daß ein paar Gelehrtenkolonien diese muffige Gegend, alter Gewöhnung erliegend und frischerer Zeiten gedenkend, nicht mehr verlassen können, aber lebendige Menschheit wohnt dort nicht mehr. Man hat so das Gefühl, als ob die einer nun entschwindenden Zeit liebgeordneten Vorwürfe doch irgendwie so weit gestaltet sind, daß verblüffend Neues in gleicher Linie kaum zu erwarten steht. Gewiß hat es seinen Reiz, Feines nun noch weiter zu verfeinern, die Spannungen noch immer seelischer zu vertiefen, die Abtönungen noch zarter werden zu lassen, aber das wäre doch schon mehr oder weniger Alexandrinertum. Und jedenfalls drängt eine neue Pflanze aus altem Kern. Er mag vergehen, mag sich umbilden und in neuer Weise von innen heraus befruchten, aber seine Gestalt darf untergehen.

Das eigentlich Entscheidende in der gegenwärtigen Lage ist nun dieses, daß sich wirklich neue Kräfte regen. Daß im Chaos Morgenröte zittert. So etwas muß man freilich fühlen, es läßt sich nicht beweisen. Ich muß gestehen, daß mir Deutschland noch auf jeder Reise, die ich in Nord und Süd unternommen, immer größer geworden ist und reicher. Jede Stadt hat ihr Gepräge, jede Provinz ihre eigene Art. Schaut man dieser Volksseele einmal tief in die noch immer so klugen und kindlichen Augen, so fühlt man sich bis in das Innerste seines Wesens hinein beschenkt und beglückt. Ach, müßte dieser herrliche Rohstoff doch nicht leiden durch die verpesteten Räume der modernen Großstadtkultur. Aber dies nur nebenbei.

Dementsprechend muß es die Aufgabe einer Literaturzeitschrift in unsern Tagen sein, auch die schöne Literatur in ihrem Zusammenhang mit den schöpferischen Strömungen des Lebens zu betrachten. In ihrem idealen Spiegel die Werte aufzuzeigen, die oft im wirklichen Leben unter einem wahren Chaos zu verkümmern drohen. Man muß den Stimmen der eigentlich Führenden lauschen, um aus ihnen den in lebendigster Tätigkeit geborenen neuen Ton herauszuhören. Man muß weiter in all diesen Stimmen den Grundakkord vernehmen, auf den sich die große Melodie der Zukunft stellen wird¹.

Weiter muß ich gestehen, daß mich etwas anmutet wie eine ganz neue Entdeckung. Nicht neu, als ob man sie nicht hätte erwarten können, wohl aber neu darin, daß man sie wirklich erfährt. Es ordnen sich nämlich die bedeutendsten

¹ Anmerkung. In etwa finde ich diese Forderung erfüllt in dem überaus reichen Buch: „Die Seele der Zeit in der Dichtung um die Jahrhundertwende“ von Alfred Wien. R. Voigtländer, Leipzig.

Stimmen der Zeit schon wieder deutlicher in ein System, das sich wie von selbst über den alten Kontrapunkt baut. In dem vielgliedrigen Individuellen, das sich aus dem Reichtum von persönlichen Auffassungen in der Neuzeit entwickelt hat, wird ein Gemeinsames fühlbar, das im Bunde steht mit den großen Grundtönen der Menschheit aller Zeiten. Aus dieser Tatsache heraus, wie sie in dieser Zeitschrift so oft an Einzelercheinungen hervorgehoben wurde, ergibt sich von neuem ein großer Triumph jener Weltanschauung, die uns heiligste Überzeugung ist. Erstarrt sind die Formen der katholischen Kultur für den, der sich nie in sie eingelebt. Wer aber die alten Inhalte wirklich gläubig und mit ganzer Seele umfaßt, der wird es gewahr werden, wie er im letzten Grunde Verwandtschaft fühlt mit dem Starken und Echten auch unserer Zeit. Auferstehungen begrüßend wird er in dem Auferstandenen eigenstes Erbgut erkennen. Wenn ich auch nur ein Wort nenne, das heute wie feurige Sehnsucht in Millionen Herzen glüht — ich weiß wohl, wie die Bestien noch darüber höhnen und wie die Wogen noch tanzen auf der Stelle, wo doch einmal diese selige Insel aus der Flut tauchen wird —, das Wort und der Wert Gemeinschaft, wir sind es doch, die die großen gemeinschaftbildenden Kräfte haben, wir allein, sind wir doch allein noch Gemeinschaft in einer Welt, die nur Haß und Parteien kennt.

Das aber gibt dem, der es inne wird, eine hohe Freude und einen herrlichen Mut. Das neue Lebensgefühl, wie es aus der Zeit sich emporwühlt, wird zu einem neuen Hochgesang auf die alte Religion werden. Die neuen Farben und Töne werden neue Bilder und Melodien schaffen für die uralten Altäre. Die neue Begeisterung wird sich angleichen den Tonwellen der alten Domglocken. Der wird das nicht verstehen, der nicht das Alte als persönlichstes Leben in sich trägt. Er wird den Kampf der Formen für einen Kampf der Wesenheiten nehmen, und doch ist der Vorgang nur der gleiche, als wenn ein neues Blatt zu kämpfen scheint mit einem alten, das noch vom vergangenen Herbst her seine Stelle hütet . . ., und es ist doch der gleiche Baum und das gleiche Leben und es werden die gleichen Blätter, wenn auch aus verschiedenen Lenzten.

Ganz im Banne der Schöpferkraft unserer Idee werden wir fortfahren, im „Gral“ lebendig Lebendiges zu greifen. Stark aus dem Eigenen heraus werden wir Verwandtes in unsere Kreise ziehen, uns bereichernd, jene erlösend. Fühlen wir uns eins mit der Romantik, indem wir immer nur das Leben selber in der Dichtung fassen, das Gegenständliche der großen Zeitströmungen in der Form, werden wir doch nicht das Gesicht nach rückwärts kehren, sondern zu wirken suchen am lebendigen Gewande der Zeit.

Bedarf es am Schluß des Jahrganges, der mit neuer Hoffnung begonnen, mit starkem Erfolge weitergearbeitet hat, noch der Bitte an unsere Getreuen, uns auch in schweren Zeiten die Gefolgschaft zu halten? Wir haben nicht viel getan an betriebsamer Propaganda. Unsere Werbung ging von Mensch zu Mensch und vom Menschen zur Gemeinde. Und den Stolz haben wir in dem Bewußtsein, daß wir gearbeitet haben, daß die, die uns verstanden, auch bei uns ausharren werden.

Ja, „ein Journal ist eine große Sache“. Auch eine Literaturzeitschrift.



Gedichte

von W. Esolowjew¹

Unsichern Schritts, aus frühen Morgennebeln tretend,
Zog's mich zu wundersam geheimnisvollem Strand.
Mit lehten Sternen kämpft' der Horizont, sich rötend, —
Noch woben Träume rings, — die Seele rang sich betend
Empor zu unbekannten Göttern — traumgebannt.
Am kalten, weißen Tag bin aufwärts ich gestiegen
Auf ödem Steig, wie einst im unbekannten Land.
Der Nebel sank — da schaut der Blick in freien Flügen,
Wie steil der Höhenweg und wie so fern noch liegen,
So fern die Träume, die die Seele übermannt. —
Bis Mitternacht nun will ich kühnen Schritts den schmalen
Saumpfad folgen bis ans Ziel, das ich ersehnt; —
Dort — auf dem Berge unter neuer Sterne Strahlen
Winkt flammend mir mit siegverkündenden Fanalen —
Mein Tempel der Verheißung, der den Gipfel krönt.

*

Liebster Freund, und siehst du's nimmer,
Wie, worauf dein Auge trauet,
Abglanz, Schatten nur von Welten,
Die kein Menschenblick erschaut?
Hörst du's nimmer, wie des Lebens
Lärmgetös von Melodien,
Echo trug nur des Triumphes
Ew'ger Sphärenharmonien?
Liebster Freund, und fühlst du's nimmer,
Über eins soll nichts uns gehen,
Wenn zwei Seelen stummen Grußes
Wortlos sich so ganz verstehen.

*

Vom Meer verlor geschieden
Die Woge ihren Frieden,
Nun brodel't's hier als Quelle,
Rollt hie als Stromes Welle.
Frei ist's — oder gefangen —
Ein Seufzen — Heimverlangen,
Ein ruhlos Sichverzehren
Nach grundlos, blauen, hehren,
Nach uferlosen Meeren. —

¹ Aus der in Vorbereitung befindlichen ersten deutschen Ausgabe des neben Leo Lopatin († 1920) bedeutendsten russischen Philosophen und hervorragenden Dichters Wladimir Esolowjew (1853—1900). Übersetzt von Karl Hunnius (Dorpat).

*

Das Auge der Ewigkeit

„Du sollst nicht andre Götter haben neben mir!“ —

So einsam, so allein dort über weißen Fluren
Brennt klar ein Stern,
Es lockt und zieht dich hin auf ätherreinen Spuren
Zu ihm — so fern.
Warum? — Schenkt dir sein stiller Blick genug der Gluten
Und Wunder nicht,
Voll eines Lebensmeeres geheimnisreiches Fluten
Und Himmelslicht? —
O lies in seinem nahen Blick, der licht erhebend
Zur Erde fällt, —
Du fühlst dich hehr und uferlos im All verschwiegend —
Als Herr der Welt. —

*

Ex Oriente Lux

„Von Osten Licht und Kraft von Osten!“ —
Iran, zur Weltherrschaft bereit,
Trieb dort zum Termopylen-Posten
Sein Heer von Sklaven in den Streit.
Doch Hellas nicht umsonst verliehen
Ward der Prometheus-Funke Lichts, —
Vor einer Handvoll Bürgern fliehen
Knechtmassen — bleichen Angeführten.
Wer war es, der zum Indus lenkte
Und Ganges seine Ruhmesthron? —
Die Phalanx Mazedoniens drängte
Ans Ziel und Romas Kaiserthron.
Durch Recht, Vernunft, — kraft welches Bandes
Der Menschheit Bau zusammenhält, —
Erhob die Macht des Abendlandes
Sich — Rom — und einigte die Welt.
Und gibt's noch — was der Erde fehle? —
Schwimmt sie nicht wiederum in Blut? —
Es sehnt des Universums Seele
Nach Glaubenskraft sich, — Liebesglut.
Urworte trogen nicht, die kühnen,
Von Osten glänzt das Licht heran,
Und was unmöglich einst erschienen,
Erfüllend kündet's nun sich an.
Gewaltig, wunderreich — ergossen
Hat weit sich dieses Lichtes Glanz
Und hat dem Morgen, dem's entsprossen,
Versöhnt die Welt des Abendlands.
Von Zukunftsträumen eingenommen,
O Rußland, hoch und stolz zugleich,
Harrst du auf eines Morgens Kommen,
Auf Xerxes oder Christi Reich?

Der Spiegel des Dr. Faustus

Legendäre Erzählung aus dem Leben Karls V. / Von M. Herbert

(Schluß)

Im alten Regensburg war die Nacht voll von verborgenem, verstoßenem Lärm. Aus unterirdischer gewölbter Taferne drang, wie das Gurgeln aus Meerestiefe, harte Blechmusik, aber auch Fiedeln weinten, Geigen schluchzten und dazwischen das lallende Fauchzen viehisch Betrunkener; an geschwärzter Mauer rötlich flackernder Kienfackelschein. Der leuchtete und spiegelte über gedunsene Gesichter, aus denen verquollene Augen blindlings starrten. Dort unten feierten Söldner mit Landläuferinnen und Dirnen ein Höllenfest. Durch das Lagerleben, durch das heimatlose Streunen aus allen Fugen gerissene Menschheit. Volk, das durch den Krieg zum Gesindel ward. Ein Rudel von Werwölfen, zu jeder Schandtath fähig, verseucht und verdorben. Im Rathhausturme wachte der Türmer. Einsam glomm und flörte sein Licht, ein gelber, lebendiger Funken, über die babylonische Wirnis der abenteuerlichen, buckeligten Dächer, Firste und Schlote, über Gewirr und Gesirr von Sparren und Spiken, von Morgensternen und Wetterfahnen. Trunkene stolperten durch die Gassen; einer gröhlte einen wirren Gassenhauer, stoßweise, zerrissen:

Weine, weine nur nicht,
Ich will dich lieben, doch heute nicht.
Ich will dich ehren — so viel ich kann,
Aber 's Nehmen — 's Nehmen
Steht mir nicht an.

Aus einer Klosterkirche stieg gedämpfter Psalmenfang der Vigil: Ich bin eingedenk der Nacht deines Namens, o Herr! Und ich halte dein Gesetz. Gottsuchende Stimmen aus der Tiefe. Der Römerturm stand düster und massig in unbezwinglichem Troß. Gewaltig wucherten die Dömtürme, das Sternenlicht zeichnete ihre breiten Rümpfe mit zartem Silberstift. Und nun stürmten daher wie apokalyptische Reiter die zwölf dröhnenden, mahnenden Schläge der Mitternacht: auf der Scheide zwischen Nacht und Tag, zwischen Tod und Leben schirrten sie ihre fahlen Rosse. Jeder von ihnen sendet den Pfeil seiner Frage an des Menschen Herz.

Wisset Ihr nicht, daß der Bräutigam nahe ist?
Tatet Ihr Öl auf Eure Lampe?
Brennt Euer Docht?
Ist Eure Kammer bräutlich geschmückt?
Seid Ihr in Bereitschaft
Rechenschaft zu geben?
Wo liebet Ihr den Bruder?
Lastet nicht der Mord der Liebe auf Euren Seelen?
Könnt Ihr mit mir wachen in Trübsal und Angst?
Habt Ihr über den Tod der Liebe hinaus geliebt?
Grünt Euer dürrer Stecken durch Eure Barmherzigkeit?
Wart Ihr traurig mit den Traurigen und glücklich mit den Frohen?
Habt Ihr Euren Schuldner vergeben, wie ich Euch vergebe?

Es zürnt und mahnt, es singt und klagt von den vielen Türmen der Reichsstadt, drohend und schwer — traurig zum Sterben, und dazwischen der helljubilende Sopran eines Silberglöckchens, leuchtend von Hoffnung, weil die Nacht zum

Morgen schritt. Aber noch lastet die geheimnisreiche Stunde der Geisterbeschwörung. Die Stunde, welche den Gestalten der jenseitigen Welt anheimgegeben ist.

Dr. Faustus wanderte im Banne der Mitternacht durch die nachtfinsternen Schlänge der Gassen seiner Herberge im Gasthof zum „Schwarzen Bären“ zu. Dort war eine Steintafel in die Mauer gefügt, die erzählte, daß hier einst der ewige Schuster nächtigte. „Fand aber keine Ruh, sondern rannte vom Eulenflug bis zum Hahenschrei um den mächtigen Schenkisch in der Bräustube; dabei trug er sein Dreibein auf dem Rücken.“ In Rom vor dem Tempel der Minerva war vor Jahren dem Dr. Faustus auch der wandernde Jude begegnet, auch damals trug er sein Dreibein auf dem Rücken und schrie dem Faustus zu: „Servus, Bruder! Rastlos sind wir alle beide!“ Das kam heute dem Dr. Faustus ins Gedächtnis. Ganz in sich versponnen wanderte er dahin. Manch einer wäre jetzt mit Hoffahrt und Stolz einhergeschritten, da er sich zum Freund und Vertrauten des mächtigsten Mannes der Christenzeit emporgeschwungen hatte. Aber dergleichen war nicht in ihm. Reichtum, Macht, Glanz, Genuß — ihm waren sie falber Plunder. Er hatte ihre Hohlheit zum Überdruß erprobt.

Er ging mit erhobenem Haupte — aber zagenden Herzens. Er hatte Angst, weil er in die Schicksale einer Seele eingriff, und fühlte seine schwere Verantwortlichkeit. War dieses Eingreifen nicht ausschließlich Sache und Befugnis Gottes? Oder die Sache reinster, heiligster Hände? Hart lastete Vergangenes auf dem Magister. Seine Kämpfe und Niederlagen, seine Lüste und Begehrlichkeiten. Er durchkostete den Rausch seiner Feste und spürte noch einmal die Macht der Sinne, die nun ruhig geworden waren über dem allmächtigen Heimweh der Seele nach Entföhnung und Erstehung aus dem zweiten Tod der Verdammnis, die ihm drohte. Er durchlebte eine Stunde der Rechenschaft, des Summierens aller seiner Tage.

Mehr Macht über die Kräfte der Natur ward ihm geschenkt als einem anderen Menschen seines Zeitalters. Neben ihm stand nur noch Linaldo da Vinci, der große Magier und Kenner verborgener Mächte. Einst in nächtiger Zeit war es Dr. Faustus gelungen, den mystischen Trank zu brauen, der den Alternnden die Jugendfrische des Körpers erstattet und bis ans Ende erhält. Er leerte die goldene Phiole bis auf den letzten Tropfen und fühlte geheimnisvolle Gewalten seine Adern mit neuem Blute füllen; alle seine Fähigkeiten hoben sie auf schwindelnde Höhe, so daß ihm zumute war wie einem Unsterblichen — trunken vom Überschwang des Lebens. Es gelang ihm nicht, den Trank ein zweites Mal zu mischen, welche Elixiere und Essenzen er auch zusammenschüttete, die Wirkung blieb versagt. Und doch verlangte Dr. Faustus aus ganzer Seele danach, dem Quinten das befehlende Elixier zu kredenzen, um seine bleiernern Müdigkeiten zu scheuchen. Dr. Faustus litt unter dem bitteren Geschick der Klugen und Wissenden, daß sie vieles vermögen, daß ihnen manches gelingt und doch nicht das Letzte und Entscheidende, das ihre Wünsche krönen würde, daß sie Engumgrenzte bleiben vor den Weiten des Schöpfers. Als Dr. Faustus so dahinschritt, war ihm einer auf lautlosen Sohlen gefolgt. Ein Arm, schwer und hart, wie eine Eisenklammer schob sich unter den seinen. Die Berührung brannte wie fressendes Feuer, Schwefelatem schlug dem Magister ins Gesicht.

„Ich bin es, Dr. Faustus. Hast du den alten Bechgenossen vergessen? Du Mann mit dem kurzen Gedächtnis! Ich mach dir meine submissfeste Gratulation.

Von allen meinen Schülern warst du immer der hoffnungsvollste, hast deine Ziele nie niedrig gestellt.

Hast dir den Herren der Welt erobert. Kannst meiner entraten. Magst nun schwelgen in spanischen Weinen und den schönen Weibern aller Länder. Kannst in Sammet und Seide gehen — wie ein Fürstenproß!“

Neben Faustus stand ein hagerer Kumpan in ritterlicher Montur. Die rote Hahnenfeder am Barett. Spöttisches Lachen auf dem Galgenvogelgesicht. Faustus schüttelte den Griff vom Ärmel. Es war ein Loch in den Stoff gesengt — in seinem Arm fühlte Dr. Faustus den ägenden Schmerz einer Brandwunde.

„Laß mich, Höllentknecht!“ wehrte sich der Magister — „in alle Ewigkeit sage ich mich von dir los. Ich fand zu meinem Gott zurück!“

Der andere zog eine Pergamentrolle aus dem Wams, rollte sie auf und hielt sie Dr. Faustus hin. Feuerig, von knisternden Funken gebildet, glimmte von dem matten Pergament der Name Henricus Faustus durch das nächtige Dunkel.

„Pergament, in der Hölle gemacht, verbrennt nit, zerreißt nit, trägt den ewigen Stempel. Eine Name mit Blut darauf geschrieben verlöscht nit. Du bist mein, kannst nit entinnen.“

„Meinen Körper kannst du haben. Zerreiße mich, töte mich. Niemand kann's dir weigern. Aber die Seele bleibt Gottes. — Niemals kann der Teufel eine Seele halten, die zu ihrem Gott will. Zerbrochen ist der Pakt.“

„Was liegt mir an deiner Seel? Ich gebe ihr freie Bahn, lieferst du mir den Quinten zur Strecke. In deiner Macht liegt's. Er glaubt an dich. — Wenn wir beide ein Bündnis schließen, ist's zu seinem Untergang. Will dir's lohnen.“

Da schien es, als wachse Dr. Faustus hoch über den höllischen Versucher hinaus. „Das siehst dir ähnlich — einen Vertrauenden täuschen!“ sagte er verächtlich. „Kennst mich so lange und kennst mich so wenig. Siehst alles nur mit den eigenen verderbten Augen. Weder an meiner Seele noch an der des Quinten wirst du fernerhin Anteil haben. Apage!“

Der Fremde schlug ein Gelächter auf, das gellte gegen die alten Häuser und weckte einen Widerhall wie von tausend lichernden Teufelsstimmen. „Wirst's noch bereuen — wenn ich dir den Hals umdrehe und das Blut aus den Adern sauge. Hättest du den Quinten geliefert, ich hätte dich freigelassen. Ich pfeif auf den freien Willen deiner armen Seel'. Bist und bleibst von Fleisch und Wein. Kannst deinen Sinnen nit entfliehen. Bist in den Krallen des Tieres. Wer befreit deine Seele aus der Umschlingung des Leibes?“

„Jesus Christus!“

Bei der Nennung des Gebenedeiten Namens stieß der Fremde einen so furchtbaren Weheschrei aus, daß es Dr. Faustus durch Mark und Bein ging. Die höllische Frage nahm einen Zug grenzenloser Traurigkeit, bitterster Hoffnungslosigkeit an. Es war die Qual der Verdammnis, der keine Erlösung winkt. Es war die Verzweiflung der Verzweiflung.

Das Spukgesicht tauchte in die Finsternis zurück. Dr. Faustus stand wieder allein in der schweigenden Gasse. Nur das eintönig schwermütige Lied eines Röhrenbrunnens rauschte, klagte und fragte. Dr. Faustus bebte in Erschütterung seines ganzen Wesens, eiskaltes Grauen war in ihm, er hatte sich über die Grenzen des Irdischen hinausgewagt; um mit den Mächten des Jenseits zu paktieren. Da ward ihm die Luft zum Atmen zu dünn. Er fühlte es: Nirgendes

kann der Mensch weniger zwei Herren dienen, als wo das Übersinnliche beginnt. Engel und Teufel streiten um ihn und reißen ihn in Stücke. Einen Ganzen will Gott und auch der Teufel gibt sich nicht mit einem Halben zufrieden.

Müde und schwerfällig stieg Dr. Faustus die enge, knarrende Stiege des alten Gasthofs empor. Schwer und bleiern war sein Schlaf. Er hörte nicht, wie in dem morschen Getäfel seines Gemachs die Totenuhr tickte und mahnte, noch vernahm er den heißeren Schrei des Käuzchens aus der Mauerklause des benachbarten Pfarrgartens: „Komm mit! Komm mit!“

*

Dr. Faustus und der Quinte durchwanderten nun täglich die versteckten Volksgassen und die zeiterfahrenen Kirchen des alten Regensburg. Wie weiland den klugen Harun al Raschid, gelüstete es den fünften Karl nach der Kenntnis des Volkes.

Dr. Faustus besaß die Gabe, den Kaiser und sich mit den Nebeln der Unsichtbarkeit zu umspinnen, so daß keiner es gewahrte, wie der Herrscher mit dem Fremden die Treppen des „Guldenen Kreuzes“ herabstieg, sich in das Gedränge zu mischen. Während die Hoffschranzen den Kaiser schlafend glaubten, oder krank seine Sicht pflegend, machte er wandernd und schweifend die tiefsten Erfahrungen seines Lebens.

Durch die Unsichtbarkeit schuf Dr. Faustus für den Kaiser und sich eine Freiheit des Verkehrs, wie sie sonst nur von irdischen Banden und Rücksichten losgelösten Geistern beschert sein mochte.

Nun ging der Quinte inmitten des niederen Volkes und sah die Menschen wie nie zuvor in ihrer Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit, schmöbe und unbeschönigt.

Dr. Faustus ersparte ihm nichts. Er löste ihn ab von selbstischer Trauer, indem er ihn in der großen Flut der Menschenschicksale untertauchen ließ. Er machte ihn eintreten in die öde, nackte Kammer der Alten, Armen, von aller Welt Verlassenen, damit er Zeuge sei ihres heroischen Sterbens — im Glauben an das Erlöserkreuz. Er ließ den Quinten die Angst der Mutter um hilfslose, vaterlose Waisen spüren. Er wies ihm die Fieberqualen der Gefolterten und Gestreckten. Er jagte ihm die kalten Schauer über den Leib, welche zum Tode Verurteilte in der letzten Nacht vor dem Gang zu Rad und Galgen erduldeten. Er sagte: „Majestät, wir haben nicht wirklich gelebt, so wir uns nicht jede Möglichkeit des Menschendaseins zu eigen machten. Alles Menschenschicksal ist das unsere.“ So schuf er aus dem Herzen eines großen Kaisers das eines großen Menschen; der Gott wohlgefällt. Der Quinte begann sein Volk zu lieben und zu verstehen in seiner Armut und seiner Arbeit ums Tägliche, aber auch in seiner tiefen Frömmigkeit, denn obgleich die Reichen und Vornehmen der Stadt Regensburg der neuen Lehre zujubelten in der Hoffnung auf größere Freiheit des Lebens, so war doch der Kern des Volkes noch der Kirche tief innerlich ergeben und hielt mit Zähigkeit an heiliger Überlieferung. —

Durch die Kirche und das Paradies von Sankt Emeram zog eine Prozession. Schwere gestickte Banner; unter einem königlich reichen Traghimmel von Goldbrokat ein silbergetriebener Schrein. Der barg die Überreste des heiligen Bischofs Dyonisios, der einst in den frühen christlichen Zeiten Regensburgs das Leben für sein Bekenntnis hingab. In Siech- und Wehtagen hatten die Leute des alten Regensburg den Segen seiner Fürbitte erfahren. Auch war er ein milder Berater für alle Nöten der Seele; einer der vierzehn Nothelfer. Hinter dem

Dyonisoschreine schritten Priester, Ordensbrüder, geschleierte Nonnen und eine Schar bunt gewürfelten Volkes: Jünglinge und Jungfrauen in der Blüte der Jahre, Männer und Frauen auf der ernstesten Höhe des Lebens, Abschied nehmende, Beugte am Krückstab.

Flehend klang der alte Bittruf: Sancte Dyonisi Duc nos ad gaudia paradisi. Das ging dem Quinten zu Gemüte. „Nicht um irdische Habe flehen diese, sondern um das Friedensglück ihrer Seele. So finden die Unwissenden und pauperes spiritu den Stein der Weisen, der den Gelehrten und Brillenträgern verborgen bleibt.“

„Ja, so ist es,“ meinte Dr. Faustus. „Beati pauperes spiritu quoniam ipsorum est regnum coelorum.“

Da erneuerte in sich der Quinte den Schwur, treu zum alten Glauben zu stehen, damit dem Volke sein größtes Heilum unversehrt erhalten bliebe. Vor dem Standbild der seligen Hemma, das in eine Mauer der Kirche Sancti Emerams gefügt ist, blieb der Quinte lange stehen. Die Züchtigkeit dieser zurückgezogenen Gestalt, in welcher die Seele Herrin geworden war über die Leiblichkeit, wirkte auf ihn wie große, sänftigende Stille. Was waren alle Symbole irdischen Triumphes gegen diese wahrhaftige Siegerin? „Warum begegnen wir solchen Gestalten nicht im Leben?“ fragte er. „Sie würden alles über uns vermögen. Sie würden uns von der Möglichkeit vollkommener Reinheit überzeugen, von der Möglichkeit eines Wandels im Himmel. Ihre Klarheit und Milde würde auf uns übergehen. Prunk und Glanz sind für diese ferne Königin ein hohles Nichts. Ihre Schlichtheit ist ihre wunder volle Vornehmheit.“ Er nahm das Barett ab und grüßte das Bild der Toten. Dr. Faustus tat es auch. Verstohlen warf er auf den Stein das Opalllicht seines Spiegels; hoch an der Kirchenwand erschien da wie lebend die hohe Gestalt der seligen Hemma und schritt entlang in aller Würde und Anmut ihrer Tage. Ihr Fuß ließ eine goldene Spur. Ein Leuchten ging aus von ihr wie von den Sündenlosen des Paradieses. Sie ward von einer Schar Armer, Alter und Bresthafter geleitet, denen sie Trost und Hilfe spendete. Sie fuhr mit der Lilienhand über das Antlitz der Ausfähigen, und es wurde rein. Wenn sie bei einem Greisen stehen blieb, gütig um sein Siechtum bemüht, dann kehrten Jugend und Kraft zu dem Bejahrten, Krüppelhaften; so sieghafte Gottesmacht war in der Liebe der seligen Frau.

Als das Zauberbild verloschen war, sagte der Quinte zu Faustus: „Dieser Spiegel wurde Euch von Gott dem Allmächtigen geliehen, wie vermöchtet Ihr ansonsten seine Heiligen zu beschwören.“

„Majestät, es gibt keine Wunder im Himmel und auf Erden, die nicht letzten Endes Gottes wären.“

Als die beiden Unsichtbaren die Freiheit von Sancti Emeram verließen, gerieten sie in einen Volkshauf. Der stieß, schob und drängte. Inmitten der Menge — ein unregelmäßiger Zug, ein Häuflein buntscheckiger Gewappneter, Stutzer in gepufften, zweifarbigem Wämsern und weiten Pluderhosen; feile Weiber in frechem Puz, fahrig und widerlich. Zwischen seinen von unerhörtem Prunk strotzenden Schranzen — einer der Kurfürsten; halbweiß, halbviolett, ein Vierschröter, für den Lederkoller geschaffen — in Sammet und Seide, jetzt beschmuckt und besudelt; total betrunken, lallend und gröhlend, gurgelnd und tobend, schwankend und torkelnd wie ein Saufaus der Gasse. Schuhe und Strümpfe hatte der hohe Herr verloren. Barsüßig watete er durch den Kot

und stolperte über die Antoniuschweine, die frei in den Gassen des alten Regensburg ihr Wesen trieben, fett und ringelschwänzig. Das Barock mit der weißen Straußenfeder hing dem Kurfürsten im Rücken, und wie zum Hohn schmückte seinen mächtigen Brustkasten das goldene Vließ; gedunsen und aufgeschwollen das derbe Gesicht mit dem urwäldlerischen Bartwuchs. Er sang ein unflätig Lied aus dem „Grobianus“, und seine Begleiter jauchzten den Rehrreim.

Der Quinte sah dem Aufzug mit Lächeln nach. „Das ist der berühmte deutsche Durst, mit dem die Herren ihre Politik machen. Der Trinksfeste bleibt oben, die anderen fallen unter die Bank. Den Durst kenn’ ich auch. Ich meine zuweilen, er will mich zu Asche brennen. Aber ich möchte nicht, daß einer mich betrunken sieht. Trunkenheit macht gemein. Kaiser bleibt Kaiser. Man muß die fürstliche Würde wahren.“

Dr. Faustus sagte zuerst nichts. Auch er kannte diesen unstillbaren Durst, den kein goldener Rheinwein löschen wollte, der heißer ward, je mehr er trank. Aber in ihm ging eine andere Würde über alles — die menschliche: Würde der Herrscher der Welt das je begreifen?

„Was denkt Ihr, feiner Ränkeschmied?“ fragte der Quinte mit dem Anflug von Scherzhaftigkeit, der bei ihm so selten war wie ein herzhaftes Lachen.

Da gab Dr. Faustus seine Gedanken preis: „Menschenwürde und Fürstenwürde, Majestät — ist es nicht dasselbe? Der Mann dort hat die Selbstbeherrschung geschändet — die Herrschaft der Seele über den Leib schmählich verloren, den ewigen Teil seiner Menschlichkeit an gemeine Völlerei verraten. — Das macht ihn mir so etelhaft.“

Da wurde der Quinte toternst. „Ihr seid noch über einem Kanzelredner, Dr. Faustus. War mir doch eben, als sollte ich die Hand erheben und an die Brust schlagen: *Mea maxima culpa!* — Wie oft gab auch ich den Gelüsten des Körpers die Seele in die Fänge. Wenn ich’s leiser, vornehmer hinter verschlossenen Türen tat — schließlich war’s nicht besser! So wenig leben wir in der Gegenwart Gottes, daß es uns deucht, die Dinge seien nicht geschehen, wenn sie keine irdischen Zeugen haben. So empfand und reute ich es und tat es immer wieder.“ —

*

Der Quinte und Dr. Faustus saßen nebeneinander im Chorgestühl des hohen Doms von St. Peter — dort wo die alte Inschrift mahnt: *Non cordula — sed cor!* Nicht ein spielerisches Herzlein will von uns, der Herz und Nieren prüft, sondern ein ganzes, ungeteiltes, wahrhaftiges Herz. — Da offenbarte sich Karl dem Faustus ohne Rückhalt. Sein Auge verlor sich in dem weiten, dämmernden Schiff, während er redete — vielleicht war es nur ein Selbstgespräch, Karl schien nicht auf Antwort zu warten: „Alles gäbe ich um Freudigkeit. Furchtbar sind die großen Traurigkeiten, die wir durchs Leben schleppen. Sie lasten auf uns wie der Himmelsglobus auf dem Atlanten. Wir verstecken sie hinter stolzen Devisen, aber sie sind immer da. Wir können ihnen nicht entfliehen. Sie sind in uns hineingeboren und wurden mit uns groß und stark. Wie Fledermäuse flattern sie auf, wenn die Einsamkeit der Nacht kommt.“

„Majestät, wir leben in einer schweren und grausamen Zeit. Wir zerfleischen einander um unseres Glaubens willen, der bestimmt ist, uns selig, freudig und zuversichtlich zu machen. Alle Schwernis, die wir anderen auferlegen, fällt auf

uns selbst zurück! In dem Schatten, den wir verbreiten, müssen wir selber die Hälfte des Lebens verbringen. Jede Lieblosigkeit macht uns ärmer an Liebe.“

„Ja — Schatten ist in mir, aber auch gewaltige Sehnsucht nach dem Licht! Bin eine Zwiespaltseele zwischen Nacht und Tag, zwischen Himmel und Hölle. Frage in mir die beiden Eltern. Leichtlebig, jedes Genusses froh der Sohn der anmutvollen Maria von Burgund, der schöne und heitere deutsche Philipp, schwerblütig, phantastisch, in alle Qualen des Herzens verstrickt, die dunkle Johanna von Castilien. — Aus diesen ward ich. Starke, widerstrebende Naturen sind in mir widerwillig vereint. Wenn je das Lächeln Philipps des Schönen siegreich in mir ward, dann zeichnete Johanna ein schwarzes, blutiges Kreuz darüber hin. Deshalb liebte ich meinen Vater und haßte die Mutter.“

„Majestät — eine Mutter haßt man nicht. Man birgt höchstens das Antlitz in ihrem Kleide und weint sich um verweigerte Liebe die Augen aus.“

„Man weint nicht, wenn man Kaiser ist,“ sagte der Quinte, „man macht Tausende weinen und erntet in sich die Saat ihrer Tränen.“

Der Kaiser stand auf: „Mich fröstelt. Ist nicht dieser Dom ein großes Mortuarium? Unter jedem Stein ein Toter!“

Auf den Arm des Dr. Faustus gestützt, wanderte der Monarch von Denkmal zu Denkmal und entzifferte die oft nur angedeuteten lateinischen Epitaphien. „Mors omnia solvit“ — „Der Tod löst alle Rätsel“ stand auf einem der Grabsteine. Das Wort zog den Quinten in seinen Bann. Von manchem, der hier der ewigen Urständ harzte, wußte Dr. Faustus ein Hörtörchen, heilig oder unheilig, je nachdem. Vor dem Steinbild des Bischofs von Hohenfels — machtvoll stand der an der Domwand, mit ragender Bischofsmütze und hohem Stab — erzählte der Magister dem Quinten, wie er einst zugegen war, als der herrschgewaltige, lebenskräftige und daseinsfreudige Prälat sich selbst das Totenamt hielt. Stand da in der Pracht seiner Würde. Herrschermächtig mit der Inful, im schwarzen Ornat und sang ihm selbst das Requiesscat in pace und die Absolutia. ad Tumbam. Tübas riefen mit lauter, dröhnender Stimme, und ließ die Orgel erbrausen und die Posaunen des eigenen Gerichtstags: Diēs irae. —

Der Quinte legte die schmale, wachsbleiche Hand auf den Arm des Dr. Faustus: „Seltsam packte mich, was Ihr da erzählt. Während Ihr sprach, sah ich mich selber lebendig im Sarge und hörte zu meinen Häupten das Knistern der Wachskerzen. Wie noch verspann sich mir das eigene Leben mit den Worten eines anderen, wie mir das bei Euch geschieht. Als hieltet Ihr meine Vergangenheit und Zukunft in Händen. Ja, meine Zukunft! Ich bitte Euch, gebrauchet Euren magischen Spiegel und laßt mich das Ende meiner Tage schauen.“

Raum hatte er die Rede beendet, da veränderte sich auf wunderbare Weise die Architektur des Domes. Maurische Arkaden von buntem Marmor stiegen auf, orientalische Fenster. Es formte sich das phantastische Bild eines Kreuzganges in hispanischem Kloster, ein Mortuarium mit den Grabplatten von Mönchen. Dort, wo die Sonne vom Klostergarten her wärmend auf die bemoosten Quadern fiel, saß in einem Lehnstuhl in Pelze gehüllt die gebrochene Gestalt des Quinten — vom Tode gezeichnet. Vor ihm war Sizians großes Gemälde aufgestellt: Karl V. reitet die Schlachtfelder von Mühlfeld ab. Das Auge des Abschiednehmenden grüßte noch einmal das Bild seiner mannhaften Kraft und die Tage seiner glorreichen Siege. Dann trat ein Mönch zu dem Kaiser und reichte

ihm jenes erhabene Elfenbeinkreuzifix, welches das Sterbekreuz Isabellas gewesen war. Das drückte der Tottranke mit brünstiger Gebärde an die Lippen, und eine unsichtbare Stimme sang in überirdischen Lauten: Ave crux — spes unica!

Flackernd und flinkernd mit bläulichem Zucken erlosch der magische Schein des Bildes. Der Quinte und Dr. Faustus standen wieder im Säulenschiff des deutschen Doms, dessen kühne Strebung die Gebete eines Volkes zum Himmel trägt. Der Kaiser atmete tief auf. „Also dahin geht die Fahrt! — Zur letzten Erkenntnis. Dios solo basta. — Dank Euch, mein Freund! Ihr seid ein guter Wegweiser. Ich werde den schmalen Pfad zu verfolgen wissen.“

Dr. Faustus senkte die Stirn. „Nicht ich zeigte Ihnen dieses höchste Ziel, Majestät. Ich war nur das Werkzeug des Allwissenden. Vor Ihren begnadeten Augen lüftete die ewige Hand den Schleier des Kommenden. Daß ich Mittler sein durfte, gibt mir den Trost, daß meine Seele auf die letzte Barmherzigkeit hoffen darf.“

*

An einem der nächsten Tage wanderten die beiden Unsichtbaren über die waldigen Jurahöhen, die sich bei Regensburg an der Windung der Donau entlangzogen. Es war mildes, stilles, nebelndes Herbstwetter, das mit seiner Weichheit den Menschen die Seele erschließt. Sie gingen dahin unter mächtigen Eiben und weitschattenden Föhren. Es herrschte das geruhlsame Zwielicht, welches die Vertrauten noch vertrauter macht. Da sagte der Quinte zu Dr. Faustus: „Nenne mich nicht mehr Majestät! Nenne mich Bruder! Mich dürstet nach dem Worte!“

„Nun wohl — mein Bruder! Weil Ihr ein Erdgeborener seid wie ich und mehr als das! Weil wir beide nach der Gotteskindschaft streben. Mein Bruder — so höret denn, was ich Euch heute sagen möchte. Es war im ewigen Rom. Ich stand auf den Plätzen, welche der große Mark Aurel, den ich über alles verehere, mit seinen Sohlen berührte, ich stand auf dem Forum romanum und vernahm den mark- und beinerschütternden Rhythmus der Vergängnis. Den Petersdom grüßte ich, sah — wie die Kuppel des Michel Angelo begann ihre Rundung zu wölben. Mein Bruder, damals besuchte ich Michel Angelo in seiner Werkstatt.“

Der Kaiser sah auf: „M i c h zog es nicht zu dem Terribile. Wohl sagte seine Statue der Nacht mir tiefe, unvergeßliche Dinge. Aber diese Kunst tröstete mich nicht. Es ist eine Kunst unerhörten Kampfes und erhabenster Traurigkeit. Mein Bruder, schon damals war zuviel Traurigkeit in mir, als daß mir hätte nach fremder Traurigkeit gelüsten können.“

„So sah mein Bruder nicht die Malereien der Sixtinischen Kapelle.“

„Ich sah sie nicht.“

„Dann hat mein Bruder nicht das größte Wunder der Kunst erschaut, nicht ihre letzten Dinge.“

„Ihr möget recht haben. Für das Tiefste blieb mir nicht Zeit; am wenigsten für meine Seele.“

„Michel Angelo ist der seelenmächtigste Mensch, der mir begegnete. Als ich ihn antraf, meißelte er eben an seiner Statue „Der Sieger“, die er lebenslang bearbeitete und nie vollendete. Wahrscheinlich, weil er den Gedanken des Sieges nicht zu Ende zu denken vermochte. Sein „Sieger“ trägt ein trauriges, ratloses

Antlitz. Die Erkenntnis spricht daraus, daß Sieg auch immer Niederlage bedeutet, irgendeine große Ungerechtigkeit, eine Vergewaltigung der Liebe. Rein irdischer Triumph ist vollkommen.“

„Ich sehe, daß ich mich um die besten Erkenntnisse brachte,“ klagte der Quinte.

„Michel Angelo prüfte die Menschen auf Herzen und Nieren. Ein einziger Blick in mein Gesicht hatte ihm mein inneres Schicksal offenbart. ‚Herr‘, sagte er zu mir, in Euch ringen Finsternisse mit Licht. Luzifer kämpft um Eure Seele mit einem Heiligen Gottes. Solche Kämpfe habe ich auch durchstritten. Ich bitte Euch, begehrt Euch in die Sixtinische Kapelle. Dort seht Ihr an der Wand über dem Hochaltar mein Jüngstes Gericht. Auf diesem Gemälde befindet sich ein Verdammter, der in die Ewigkeit hineinstarrt und ihre ganze Bedeutung ermüht. Mit diesem verzweifelden Verdammten malte ich mir die ewige Verdammnis von der Seele. Schaut ihn an, er wird Euch die rechten Worte sagen.“

„Weiter!“ drängte Karl. „Ist der Verdammte des Michel Angelo wirklich ein solcher Bußprediger?“

„Er ist es, mein Bruder. Ich sah und erkannte seine nie zu stillende Not, weil sie in meiner eigenen Seele lebte; denn nichts erkennen wir, mein Bruder, das nicht in uns ist. Damals begann ich zu beten, wie ich noch nie gebetet hatte. In extremis — De profundis. Dann offenbarte ich mein vergangenes Leben, meine Teufelsgemeinschaft, meine Sinnenlüste, meine schreienden Sünden an der Unschuld — einem frommen, heiligmäßigen Manne, einem alten Priester, von dem seine Landsleute sagten, daß er die Gabe der Hellseht besaß. Er sagte mir, daß meine arme Seele von dem schmachvollen Pakt mit dem Bösen gelöst werden könne, wenn ich die wertvollste Seele der Christenheit mit mir zum Lichte trüge. Mein Bruder weiß nun alles.“

Der Quinte nahm die Hand des Faustus in die seine und spürte wie damals den Pulsschlag verwandten Blutes. Es ward ihm unsagbar wohl, es sprangen die eisernen Reifen, die ihn von den Menschen entfernt hielten, sein starres Herz begann lebendig und froh zu klopfen. — —

*

An jenem Abend aber hatte der Quinte den Dr. Faustus zum letzten Male gesehen. Denn beim Frühstück des nächsten Tages wurde der Magister tot in seinem Zimmer aufgefunden. Er war zerspleißt und verstümmelt wie nach furchtbarem Kampfe. Sein Körper trug Brandwunden wie von feuerigen Fingern. Es schien, daß er erwürgt worden war. Keine Spur des Täters war zu finden. Aber auf dem Brett des offenen Fensters fand man eine verkohlte Stelle — wie vom glühenden Huf eines Pferdes. Ein zertrümmerter Spiegel lag neben dem Ermordeten.

Der Quinte aber hatte in jener Nacht ein Traumgesicht gehabt. Ihm schien, er hielt den Zauberspiegel des Dr. Faustus in Händen. Der warf ein silbernes Licht über den nächtigen Himmel, und in dem überirdischen Schein erblickte der Quinte die Seele des Dr. Faustus, wie sie, von Cherubim getragen, in den Schoß ihres Schöpfers zurückkehrte.



Annette v. Droste-Hülshoff in ihren Briefen / Von Dr. Josef Riehemann

(Schluß)

2. Der Freundeskreis Annettes.

Wir haben schon bisher gelegentlich mehrere Personen aus dem näheren Bekanntenkreise Annettes erwähnt. Bevor wir auf einige derselben, besonders auf Schlüter und Schüding, genauer eingehen, seien von den übrigen wenigstens folgende Freundinnen kurz erwähnt: Wilhelmine von Thieleman, die Frau des münsterischen Gouverneurs, Sibylle Mertens, die von ihr während einer langen Krankheit rührend gepflegt wurde, Abbele Schopenhauer, die Schwester des bekannten Philosophen, Amalie Hassenpflug, die Schwester des hessischen Ministers, und die Schriftstellerin Elise Rüdiger, die Frau eines Oberregierungsrates in Münster, später in Minden. Überhaupt ist die Zahl ihrer näheren Bekannten sehr groß und beschränkt sich durchaus nicht etwa auf adlige oder katholische Kreise; schon darum muß es als tödlich und ungerecht erscheinen, wenn der Mutter der Vorwurf gemacht wird, sie habe in einer nicht zu rechtfertigenden Weise die Freiheit und Selbstbestimmung der Tochter unterbunden.

Eine besondere Gruppe bilden ihre literarischen Freunde, unter denen an erster Stelle Sprickmann, Schlüter und Schüding zu nennen sind. Sprickmann ist der erste, dem sie, im Alter von zwanzig Jahren, über ihre dichterischen Werke und Pläne, den Walther und die Bertha, die von ihren sonstigen Bekannten ganz schief beurteilt werden, mit vollem Vertrauen und größter Offenheit ihr Herz ausschüttet. An die Stelle Sprickmanns, der schon früh als Professor von Münster nach Breslau versetzt wurde, so daß ihre Verbindung mit ihm großen Schwierigkeiten begegnete, tritt dann in den dreißiger Jahren als treuer Mentor der blinde münsterische Professor der Philosophie Christoph Schütte, der ein paar Jahre jünger war als Annette, sie aber um fünfunddreißig Jahre überlebte. Über seinen gottesfürchtigen, reinen, gedulbigen, stets hilfsbereiten Sinn herrscht bei allen, die ihn kennen lernten, nur eine Stimme des Lobes. Auch hat er sicherlich die redliche Absicht, Annette in allen dichterischen Fragen und Räten aufs beste zu beraten. Aber er ist doch so weltfremd und ohne erhebliches eigenes dichterisches Können, daß er ihr nicht sehr viel zu helfen imstande ist. Seine Sonette „Welt und Glaube“, wohl seine einzige selbständige Dichtung, nennt Annette in einem vertrauten Brief an Schüding „endlos und zum Sterben langweilig“. Immerhin überläßt sie ihm die Besorgung der ersten Ausgabe ihrer gesammelten Dichtungen, und zwar erteilt sie ihm Freiheit, aufzunehmen oder zu kürzen, was er will. Ein doppeltes Verdienst um Annette darf ihm sicherlich zugeschrieben werden, einmal in literarischer Hinsicht, daß er unablässig auf den Abschluß ihrer Dichtung „Das geistliche Jahr“ drängte, das sonst wohl unvollendet geblieben wäre, und dann, daß er ihr in Zeiten innerer Zerrissenheit und Not, insbesondere nach dem Bruche mit Schüding, der zuverlässige, trostbereite Freund bleibt, der „nicht wandert, nicht mäandert, am wenigsten sich gänzlich verandert“, und dem sie alle ihre Sorgen klagen darf.

Freilich, einen viel größeren und günstigeren, ja überhaupt den allernachhaltigsten Einfluß auf ihre dichterischen Pläne und Schöpfungen hat Levin Schüding ausgeübt. Er stand ihr von vornherein als Sohn ihrer früh verstorbenen Freundin Katharina nahe, zumal da Schüding an ihr eine große Ähnlichkeit mit seiner Mutter entdeckte. Ihr Urteil über ihn ist anfangs zurückhaltend; sie erkennt seine mannigfachen Talente an und lobt seinen Fleiß, tadelt aber offen seine weibliche Eitelkeit und kann seine Gedichte und dramatischen Produkte nur für ziemlich wertlos halten. Freilich will es einem zweifelhaft scheinen, ob dieser Tadel der Dichterin wirklich von Herzen kommt und ob sie nicht damit ihre Anteilnahme verdecken und ihre Angehörigen täuschen will. Da Schüding mit seiner unterrichtlichen Tätigkeit wenig verdient, bemüht sich Annette — allerdings vergebens — ihn als Sekretär beim Minister Hassenpflug anzubringen, und ist froh, daß er von ihrem Schwager Lohberg als Bibliothekar auf der Meersburg beschäftigt wird. Er bleibt ein halbes Jahr in Annettes Gesellschaft dort und geht dann als Hauslehrer nach dem Gute des Fürsten Brede, Mondsee, und als diese Stellung ihm verleidet ist, als Redakteur zuerst nach Augsburg an die „Allgemeine Zeitung“, dann nach Köln für das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“. Inzwischen hat er geheiratet und ist schon dadurch Annette ferner gerückt. Ein völliger Bruch aber für immer erfolgt im Jahre 1846. Denn Schüding hatte manche gelegentliche und vertrauliche Mitteilungen Annettes aus adligen Familien in seinem Roman „Die Ritterbürtigen“ verwertet und Annette selbst, der man in ihren Kreisen die Schuld beimaß, bloßgestellt. Damit ist denn ein Verhältnis jah zu Ende geführt, das zu den eigentartigsten der ganzen Weltliteratur gehört. Begründet durch die alten Beziehungen Annettes zu Levins Mutter, gefördert durch ihre Zusammenkünfte im literarischen Zirkel Schlüters und noch mehr durch Levins Besuche auf Rischhaus, auf den Höhepunkt geführt durch ihr gemeinsames

Leben und Arbeiten auf der Meersburg, wo beide bemüht sind, „etwas Ordentliches au propre cru zu leisten“, wird es immer wärmer und herzlicher. Dabei treten die literarischen Interessen allmählich zurück. Freilich hat Schüding noch lange eine geradezu inspirierende Macht über Annette und weckt in ihr die „fruchtbare Stimmung, wo die Gedanken und Bilder ihr ordentlich gegen den Hirnschädel pochen und mit Gewalt ans Licht wollen“, und es entstehen so in rascher Folge eine Reihe der besten Schöpfungen der Dichterin. Bei alledem spielen aber schon persönliche Beziehungen eine große Rolle. Annette nennt Schüding „ein hochmütiges Tier, das einen nur lieb habe, wenn man was Tüchtiges sei und leiste“, und sie gesteht ihm selbst, daß ihr Talent mit seiner Liebe steige und sterbe. Und dieses Liebesverhältnis ist zwar ursprünglich rein mütterlichen Charakters: Annette, die selbst unvermählt geblieben ist und sich im Innern oft einsam fühlt, freut sich, in Levin jemand gefunden zu haben, den sie mit der ganzen Fülle ihrer Liebe überschütten und umforgen kann. Aber allmählich wächst diese Empfindung fast zu einer bräutlichen oder Frauenliebe an. Sie nennt Levin ihren „Jungen“, ihren „Schulken“, ihr „Pferdchen“, redet ihn mit Du an und bittet ihn, in seinen Schreiben, sofern sie sicher sein darf, daß sie in ihre Hände allein kommen, mit ihr in gleich vertraulicher Weise zu plaudern. Im übrigen aber schreibt auch Schüding Briefe an sie, die absichtlich nichts von den engen Beziehungen ahnen lassen und „recht zum Zeigen“ eingerichtet sind, „ganz darauf berechnet, vielleicht in Annettes Abwesenheit erbrochen zu werden“. Daß in ihren eigenen Briefen die Anrede Du sich findet und bekannt werden könnte, macht Annette die geringste Sorge; „wenn nur“, sagt sie, „nicht so viel von einer anderen Sache darin stände“, d. h. offenbar von ihrer Liebe. Diese Beziehungen verlieren, wie begreiflich, in etwa die Wärme und Innigkeit des Tones, da Schüding sich mit Luise von Gall verlobt, nachdem er diese erst ganz kurz vorher kennengelernt hat. Die Verlobung hat Annette mit einer eigentümlichen eifersüchtigen Ahnungsraft schon vorausgesehen. Sie schreibt an Elise Rüdiger: „Ist sie einigermassen hübsch und angenehm, so könnte sie Levin sehr gefährlich werden. Ob es zu wünschen wäre? — Vielleicht unter zwei Übeln das kleinste!“ Dabei kann Annette nicht von dem Gedanken loskommen, daß Luise ihrer Feindin, der Bornstedt, in manchen häßlichen Charakterzügen ähnlich sei. Auf jeden Fall hält sie es für ihre Pflicht, so herzlich sie ihm und seiner Braut auch Glück wünscht, ihn davor zu warnen, daß er ohne Rücksicht auf die pecuniären und konfessionellen Verhältnisse der hastigen Verlobung eine ebenso schnelle Heirat folgen lasse. Auch nach der Vermählung bemüht sie sich, das alte Verhältnis zu Levin nach Möglichkeit zu wahren und mit der jungen Frau Freundschaft zu schließen. Die literarischen Beziehungen zu Schüding werden weitergepflegt. Das junge Paar wird bei einem Besuche in Meersburg freundlich von Annette empfangen, und sie wird gern Mit-Patin des ersten Kindes. Sie nimmt aber wiederholt Anstoß an dem hochmütigen und verschwenderischen Auftreten Schüdings und seiner Frau und spricht darüber in scharfem Tone. Dann fühlt sie sich durch eine Stelle in einem Briefe Schüdings schon „furchtbar gestoßen“, und allerdings durch ihre Mutter aufmerksam gemacht, schreibt sie an Elise Rüdiger: „Großer Gott! war's möglich, daß dieser Mensch, dem ich so viel Gutes getan habe, schon auf meinen Tod spekulierte, weil er denkt, ich mache es nicht lange mehr! Darüber könnte ich doch noch weinen!“ Immerhin ist noch Annettes letzter Brief an Schüding vom 7. Februar 1846 in herzlichem Tone gehalten, und sie unterzeichnet ihn wie früher als sein „treues Mütterchen“. Dann verlegt Schüding sie tödlich durch seine Indiskretionen in dem Roman „Die Ritterbürtigen“. In einem Brief an Schlüter vom Ostermontag 1846 nennt sie das Buch „scheußlich“ und ihn selbst ihren „grausamsten Todfeind“ und einen „Hausdieb“; die „Christstellerscheit und die Sucht, Effekt in der Welt zu machen, haben den sonst gutmütigen Menschen dazu geführt“. Es ist natürlich nicht leicht festzustellen, ob Annettes Auffassung der Sachlage ganz zutreffend oder, wie man anzunehmen geneigt sein möchte, übertrieben und in etwa durch eifersüchtige Regungen mit beeinflusst ist. Sicherlich ist es aber schmerzlich zu bedauern, daß das Verhältnis, dem Annette den Antrieb zu manchen ihrer besten Schöpfungen verdankt, und das andererseits den Namen Schüdings, der sonst längst vergessen wäre, berühmt gemacht hat, einen so traurigen Abschluß fand.

Noch zwei andere literarische Bekanntschaften Annettes müssen erwähnt werden, nicht als ob ihre Bedeutung für Annette ähnlich wie die Spickmanns, Schlüters und Schüdings gewesen wäre; aber beide, Mitglieder des Schlüterschen literarischen Kränzchens, besonders die zweite, spielen im Leben und in den Briefen unserer Dichterin keine unbedeutende Rolle. Die eine, der Gymnasiallehrer Funkmann, ist lyrischer Dichter, hat in einer Rezension Menzels reiches Lob für seine Gedichte geerntet, und auch Annette erkennt sein „sehr großes, wenngleich nicht vielseitiges, aber in seiner Art vielleicht unübertroffenes Talent an“, seine „Phantasie und sein Gefühl, dem freilich münstersche Steifheit und Allförmlichkeit im Wege ständen“. Doch mehr fast als seine Dichtungen interessiert Annette sein Fortkommen im Leben, das er, sonst der beste und solideste Mann, durch seine ständige Empfindlichkeit schwer gefährdet und Annette, die sich besonders um sein Verhältnis zu seiner Braut Therese, der Schwester Schlüters, schwere Sorge

macht, zu dem Ausruf veranlaßt: „Ich glaube nicht, daß es unserm Herrgott gelingt, nochmal einen dito zu erschaffen.“

Ganz anderer Art ist die zweite Persönlichkeit aus dem literarischen Bekanntenkreise Annettes, die Schriftstellerin Luise von Bornstedt, Konvertitin und Verfasserin frommer oder frommehnder Dichtungen, schwachhaft, klatschfüchtig, prahlerisch, unzuverlässig, von Annette mit allen diesen Eigenschaften oft geschildert, bald in Entrüstung, bald mit Humor, aber auch wieder in mitleidigem Vergessen des getanen Unrechts rührend umsorgt.

Hier sei ferner des Mannes gedacht, von dem erst seit etwa fünfzehn Jahren das große Publikum weiß, wie nahe er Annette gestanden hat. Man hat es früher törichterweise wohl versucht, Annette als eine halbe Heilige oder als eine „Sternenjungfrau“ zu schildern, der bräutliche Liebe ganz fern geblieben sei. Das mußte schon wegen mancher Stellen ihrer Dichtungen wenig glaublich erscheinen; aber Sicherheit, daß auch sie als junges Mädchen heiß und leidenschaftlich geliebt hat, haben wir, wie gesagt, erst seit der Veröffentlichung eines ihrer Briefe an Anna von Harthausen, wofür aus dem Jahre 1820, als sie 22 Jahre alt war. Ihr Geliebter ist Student, Jurist, in Göttingen und heißt Heinrich Straube. Sie hat ihn seit langem lieb gehabt, auch kein Geheimnis daraus gemacht; aber durch eigene Schuld, wie aus ihren Selbstvorwürfen hervorgeht, hat sie seine Liebe zu ihr zerstört. Worin diese Schuld bestand, ist aus dem in größter Aufregung geschriebenen Brief nicht klar zu erkennen; es scheint, daß sie zugleich von Straube und August von Arnswaldt umworben wurde und bei Straube die Meinung hatte aufkommen lassen, sie bevorzuge den anderen. Mag die Sache liegen, wie sie will — und es widerstrebt einem natürlich, nach Einzelheiten zu forschen — so muß doch der gewaltige und lange nachwirkende Eindruck, den dieses erschütternde Ereignis auf Annette machte, wohl gewürdigt werden. Es ist ergreifend, Annette in ihren Klagen und Selbstvorwürfen zu hören. „Du willst wissen,“ schreibt sie, „wie mir ist, liebe Anna. Das kann ich Dir nicht sagen. Ich hoffe und wünsche Dir, daß Du es in Deinem Leben nicht verstehst; aber ich habe es verdient . . . Dafür habe ich nun auch schon drei Monate und darüber gelitten, wie ich früher keine Idee davon hatte, und das wird auch wohl dauern, solange ich lebe. Darum sollt ihr mich auch nicht schimpfen und quälen, sondern vor euch stehen, daß ihr nicht fallet . . . Ich denke Tag und Nacht an Straube. Ich habe ihn so lieb, daß ich keinen Namen dafür habe. Er steht mir so mild und traurig vor Augen, daß ich oft die ganze Nacht weine und ihm immer in Gedanken vielerlei erkläre, was ihm jetzt fürchterlich dunkel sein muß. Ach Gott! wenn ich ihm nur schreiben dürfte, dann wüßte ich noch wohl allerhand, was ich ihm allein sagen könnte.“ Die leise Hoffnung, die Annette hegt, daß sich noch einmal alles zum Guten gestalten würde, hat sich nicht erfüllt; sie hat Straube, der 1847, ein halbes Jahr vor ihr selbst, in Kassel als Oberappellationsrat starb, wohl nie wiedergesehen. Wie man jetzt mit Bestimmtheit sagen kann, hatte das traurige Ereignis noch die Folge, daß Annettes dichterische Tätigkeit gänzlich ins Stocken geriet und daß, was früher in verschiedener Weise gedeutet wurde, von den fünf Jahren ohne irgendeine neue dichterische Schöpfung vergingen. —

Und endlich mag noch ein Freundchaftsverhältnis hier Erwähnung finden, wieder von seltsamer Eigenart. Viele Jahre hat sie ihre alte Amme bei sich im Hause, und obwohl dieselbe in Bildung tief unter ihr steht, verkehrt sie ständig mit ihr in liebevollster, vertrauter Weise und bedient ihr endlich, da sie krank wird, eine geradezu rührende, aufopferungsvolle Fürsorge. Die letzten Monate der Pflege werden Annettes zarter Gesundheit fast zu viel.

Sie erzählt Schüding darüber: „Ich habe meine liebe Alte sehr kümmerlich gefunden; nach einigen Wochen brach die Brustwassersucht völlig bei ihr aus, und seitdem habe ich ein Leben gehabt, wie ich es keinem Türken gönnen möchte. — Tag und Nacht das Jammern gehört und das Elend vor Augen. Mama wollte mich umquartieren; aber die Köchin, die neben der Alten schlief, hatte einen gar zu festen Schlaf und konnte es auch der Alten nicht recht machen; so setzte ich es durch, unten zu bleiben. Es ist überstanden; aber es war eine harte Zeit von Ende Oktober bis zum 23. Februar, wo wir meine gute Alte begraben haben.“ Aber dieses letzte düstere Bild gibt noch keine ganz richtige Vorstellung von dem Verhältnis Annettes zu ihrer Amme. Um das kennen zu lernen, muß man die zahlreichen Stellen heranziehen, in denen sie humorvoll besonders ihrer fernem Schwester von dem Ergehen der guten Alten berichtet und in plattdeutscher Sprache deren originelle Aussprüche wiederholt, die ein schönes Zeugnis von ihrer dankbaren Anhänglichkeit an die ganze Familie geben.

3. Die Lebensanschauungen Annettes.

Von einer großen Dichterin, wie Annette es ist, wird man von vornherein geneigt sein, annehmen, daß sie auch in ihren Briefen mit Vorliebe literarische Fragen erörtert. Das ist aber in Wirklichkeit bei ihr nur vereinzelt der Fall, und alle derartige Mitteilungen und Bemerkungen verwinden fast gegen die Fülle sonstigen Stoffes, den sie in ihren Briefen behandelt. Sie ist eben 17 und gar kein Blaustrumpf; sie bleibt immer, trotz ihrer dichterischen Tätigkeit und ihrer Er-

folge, auch in ihren Briefen ein frisch und natürlich empfindendes Menschentum, freilich voll mannigfacher, anderen Frauen oft fern liegenden Ideen und Interessen, aber weit entfernt von aller weltentlegenen Versteiegenheit und geziert mit den schönsten aller Frauentugenden. Unter diesen ist noch viel zu wenig bekannt und leuchtet doch aus zahlreichen Stellen ihres Briefwechsels deutlich hervor ihre freundliche *Herzensgüte* und ihr immer müdes Bemühen, anderen wohlzutun. Zahlreiche Beispiele ließen sich aus ihren Briefen dafür anführen, daß sie trotz ihres geringen Jahresinkommens von dreihundert Talern, trotz mancher trüben Erfahrungen bei unverschämten Nächsten- und Feindesliebe zu stellen, ja trotz ihrer ständigen Kränklichkeit wiederholt und lange in verwandten und befreundeten Familien als Krankenpflegerin tätig zu sein. Daß sie aber bei allem Wohltun sich selbst in feinsinnigster Weise möglichst lange im Hintergrunde zu halten bemüht ist, muß ihr zum besonderen Ruhmestitel angerechnet werden, nicht minder, daß die von ihr in ausdauernder Mühewaltung übernommenen Pflichten nicht nur für ihre schwache Gesundheit zu schwer sind, sondern ihr auch nach ihrer ganzen Art nicht gerade nahe liegen.

Daß sie im Haushalt wenig geschickt ist, versteht sie selbst, und das ist auch wohl begreiflich, da sie durch ihren eigenen kleinen Haushalt nicht eben zu solcher Betätigung angeregt wird und schon zahlreiche andere Interessen bei ihr von Jugend an vorherrschten. Denn sie dichtete nicht nur — als Siebzehnjährige war sie „passioniert darauf, in Knittelversen zu improvisieren“ — sondern singt, treibt mit Ernst Musik, studiert schon in jungen Jahren den Generalbass, hat u. a. viel Musik zu einer geplanten Oper „Die Wiederertäuer“ komponiert, ist in mehreren fremden Sprachen wohl zu Hause, sammelt für ihren Onkel August von Harthausen Wallfahrts- und Arbeitslieder, hat selbst große Sammlungen von Münzen, Muscheln, geschnittenen Steinen, Bildern u. dgl. und tauscht gern ihre Schätze gegen die eines anderen Onkels, Karl von Harthausen, aus. Mit Leidenschaft hat sie auch lange Zeit Versteinerungen gesucht. Allerdings wird ihr später das Steinklopfen verhaßt, als es ihr der Arzt empfiehlt, um sie zur körperlichen Anstrengung im Freien zu bringen, der sicherste Beweis, wie sie selbst meint, von der Wahrheit des Sprichwortes: *Der Mensch ist sein Himmelreich*.

Der Briefwechsel Annettes gibt uns ferner ganz besonders Gelegenheit, ihre Lebensanschauungen nach der politischen und religiösen Seite festzustellen.

Die konservative Parteistellung Annettes, die nach ihrer ganzen Erziehung und den Anschauungen ihrer abligen Familie von vornherein durchaus begreiflich ist, kommt am meisten gegen Ende ihres Lebens zum Ausdruck, als ihre Beziehungen zu Schücking schon loderer geworden sind; derartige Äußerungen richten sich besonders gegen diesen früheren Freund und seine Tätigkeit, auch gegen die „Kölnische Zeitung“. „Völkerfreiheit! Pressefreiheit! alle die bis zum Ersticktöten hörten Schreien der neuen Schreier!“ So und ähnlich klagt sie wiederholt über den „Demagogenschücking und seine Gesinnungsgenossen“.

Von ihrem religiösen Empfinden spricht sie verhältnismäßig wenig; aber nicht etwa aus Gleichgültigkeit, sondern weil ihr das treue Festhalten an dem Glauben ihrer Väter und das Leben nach diesem Glauben selbstverständlich erscheinen. Jede Ausdringlichkeit und alles Aufwallende in religiösen Dingen ist ihr verhaßt, und damit hängt es wohl zusammen, wenn sie nach ihrem eigenen Zeugnisse einen Widerwillen gegen Konvertiten hat. Nur bei besonderen Anlässen gönnt sie uns einen Einblick in ihr religiöses Innenleben. In dem schon vorhin berührten Briefe an ihre Mutter, womit sie dieser am 9. Oktober 1820 den bis dahin vollendeten Teil des „Geistlichen Jahres“ übersendet, spricht die Dreißundzwanzigjährige mit der größten Offenheit und ohne Schonung, freilich nicht immer ganz deutlich, von ihren Seelentämpfen, von schwankenden Stimmungen des Gemüts, die in dem Buche sich widerspiegeln, und widmet es der großen Sekte derer, bei denen die Liebe größer ist als der Glaube. Um diese innere Anruhe Annettes ganz zu begreifen, muß man vielleicht eine und nicht die kleinste Ursache in dem damaligen ganz zu fürchtbar qualenden Liebesverhältnis zu Straube suchen.

Und noch ein weiterer Anlaß bot sich ihr viele Jahre später zu einem deutlichen religiösen Bekenntnis: Schücking steht im Begriff, sich mit einer Protestantin, die er persönlich noch gar nicht kennt, zu verloben. Die Sorge hierüber preßt Annette die folgende Mahnung an Schücking aus, die zugleich kundgibt, daß sie zwar selbst von toleranterer Gesinnung ist, aber durch seinen Ungehorsam gegen die Gebote der Kirche und seine endgültige Trennung von dieser auf das schwerste getroffen werden würde: „Ich weiß, Du bist kein orthodoxer Katholik, hast es aber doch gegen mich und andere ausgesprochen, daß Du Deine angeborene Glaubensform bei weitem für die bessere und der Moralität zuträglichere hältst. Darum bitte ich dich, wie ich bitten kann, Levin, gib kein solches öffentliches Zeichen einer Schwäche, die Dich in Deinen eigenen und anderer Augen herabsetzen müßte. Bedenk, was Du alles für den Besitz eines Herzens aufgäbst, alle Deine hiesigen

Lieben, die Du tödlich betrüben und den freien Äußerungen ihrer Zuneigung fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg wälzen würdest. Mein liebes Kind, Du weißt, daß dies keine Drohung sein soll, nur ein Auffrischen des Dir wohl Bekannten, ein Erinnern an die Verhältnisse, die Du vielleicht halb vergessen hast, deren Resultat aber wenigstens einer fast das Herz brechen würde.“

Und als Annette drei Jahre später schweren Anlaß zu haben glaubt, Schülding wegen der taktlosen Stellen in seinem Roman „Die Ritterbürtigen“ zu zürnen, da erkennt sie noch immer unbefangenen seine ehrlich gemeinte Liebe zu ihr und den anderen Freunden an; aber den Grund zu seiner Verirrung, seiner Schriftstellereitelkeit und Selbstgefälligkeit sucht sie in seiner Abwendung vom Glauben. So schreibt sie an Schlüter: „Er ist verloren, denn er hat die einzige Stütze fahren lassen, an der wir uns von unseren Fehlern und Gebrechen aufrichten können. Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, er schlägt vor der Kirche die Zunge aus, und hier findet keine Entschuldigung statt, höchstens eine: Herr vergib ihm, er weiß nicht, was er tut.“

Entsprechend dieser Entschiedenheit in ihrem religiösen Empfinden nimmt Annette auch einen ganz streng katholischen Standpunkt ein bei den beiden fast zeitgeschichtlichen Ereignissen von allgemeiner Bedeutung, die sie in ihren Briefen eingehend bespricht, der Gefangennahme des Kölner Erzbischofs Clemens August und dem damit in Zusammenhang stehenden Aufstand in Münster im Jahre 1837, und zweitens bei der wunderbaren Heilung der Freiin Johanna Droste-Bischoering anläßlich der Ausstellung des hl. Kodes zu Erier. Bei der ersten Angelegenheit, die sie auf das lebendigste schildert, ist ihre schroffe Haltung gegenüber der preussischen Regierung bemerkenswert, wie sie übrigens damals in den altanässigen Münsterischen Kreisen allgemein war. *Ich zitiere aus einem Briefe:* „Ihn (d. h. die Krankheit des Erzbischofs) haben doch die Preußen allein auf dem Gewissen. — Gott im Himmel erhalte ihn! Sonst, fürchte ich, drehen die Preußen doch am Ende dem Papste noch eine Nase, und wir bekommen ein aufgeklärtes Muster wie den sel. Spiegel. Einen, der sich schon übel gezeigt hat, wird der Papst freilich nicht bestätigen; aber die Preußen werden schon einen aufzuschnüffeln wissen, dem man nichts nachsagen kann und den sie doch genug kennen, um zu wissen, daß er in ihren Kram paßt“ usw.

Die eingehende Schilderung der Heilung Johanna Drostes leitet sie mit den ruhigen Worten ein: „Die Sache ist unlegbar und auch durch die Kraft des Glaubens bewirkt, die freilich aber noch keine Wunder bedingt.“

Annettes festgegründete religiöse Stellung leidet auch keinen Abbruch durch ihren bekannten Glauben an Spuk, an Vorsehung u. dgl.; denn solche übernatürliche Erscheinungen, die ihr aus zahllosen zuverlässigen Zeugnissen ihres spatreichen Heimatlandes aufs sicherste beglaubigt erscheinen, stehen nach ihrer Meinung durchaus nicht in Widerspruch mit der christlichen Heilslehre. So berichtet sie ganz unbefangen auch in ihren Briefen von Spukhäusern, z. B. dem Palais des Prinzen Karl von Mecklenburg in Berlin oder von einem seltsamen, genau in Erfüllung gegangenen Vorsehung ihrer Amme. Freilich ist es zweifelhaft, ob sie in jedem einzelnen Falle alles Erzählte für bare Münze nimmt, oder ob nicht allein ihre bekannte Vorliebe für alles Grausame und ihre künstlerische Freude an einer guten, spannenden Erzählung sie als gläubig erscheinen läßt. Als sie z. B. einmal von Bekannten allerlei seltsame Erlebnisse in einem Schlosse erzählen hört, „wo die Bewohner, besonders der Hausherr und seine Frau, häufig doppelt gesehen wurden und einem in den abgelegenen alten Gängen begegneten mit brennenden Lichtern in der Hand, während sie doch ganz ruhig in der Wohnstube saßen oder strickten,“ ruft sie noch ganz in Erinnerung an das schaurig süße Grauen: „Ist das nicht schön?“ Und wenn sie ein ander Mal in einem Brief an Frau Rüdiger von sich selbst sagt, daß sie mitunter sehr abergläubisch sei und als Beweis dafür anführt, daß sie sich voll trüber Ahnungen fühlte, als eine für die Freundin bestimmte Rose unerwartet abgefallen war, und daß diese düstere Stimmung plötzlich in hoffnungsvoller Freude überging, als sich noch eine junge, kaum ausgebrochene Rose fand, so spielt bei solchen Empfindungen natürlich die sensitive Art des Nervensystems die Hauptrolle, nicht der religiöse Glaube. Auch Todesahnungen, wie Annette sie häufig hegt, sind, wenn nicht schon überhaupt aus ihrem körperlichen Befinden, dann aus ihren Nervenreizungen zu erklären. Einen plötzlichen Tod fürchtet sie nur, weil sie, um ihre eigenen Ausdrücke zu gebrauchen, „nicht gar zu unreif weggenommen“ werden möchte und ihr Inneres noch lange nicht mürbe genug scheint; andererseits ängstigt sie der Gedanke an ein langes, qualvolles Leiden, und deshalb hofft sie, daß ihre Vollblütigkeit „sie einem raschen, schmerzlosen Ende zuführen wird.“

Annette kennt übrigens, und das mag an dieser Stelle erwähnt sein, noch eine andere Art des Sterbens und bespricht sie in einem wundervollen, gedanken- und empfindungsreichen Briefe an ihre Freundin Elise Rüdiger, das sind geträumte Jugenderhoffnungen sowohl bei der eigenen Person wie bei Bekannten. „Was ist,“ sagt sie, „aus meinen Jugendfreundinnen geworden? Die eine ist ganz in Hauswirtschaft, Frau und Kindern

aufgegangen, die andern-jezt grämliche alte Jungfern, an denen weder Götter noch Menschen Freude haben können, und in denen nicht mehr Poesie ist wie in einer getrockneten Pflaume.“

4. Der Humor Annettes.

Die Lebensanschauungen Annettes sind nach allem Gesagten ohne Zweifel ernst und nach einigen jugendlichen Schwankungen und Kämpfen fest und unbeirrt. Aber es wäre gründlich verkehrt, wenn man danach das Wesen und auch die Briefe Annettes als überfromm oder grämlich-düster ansehen wollte. Wie schon gesagt, spricht Annette höchst selten und nur aus bestimmten Anlaß über religiöse Fragen, und die Briefe atmen durchweg Frische und Frohsinn. Das letztere ist allerdings, wie hier gleich betont sein mag, aus einem Grunde höchst überraschend. Denn Annette ist fast ihr ganzes Leben hindurch von einem Heer von Krankheiten verfolgt worden. Schon in dem ersten längeren Brief, den wir überhaupt von ihr haben, klagt die Siebzehnjährige über „immerwährendes Übelbefinden“, und sie fürchtet die Auszehrung und eine nahe Auflösung, und wieder der vorletzte Brief, der uns von der Dichterin erhalten ist, vom 9. November 1847, bringt gleich im ersten Ansätze mancherlei, wenn auch möglichst leise und verhüllte Klagen über ihr Befinden. In der langen Zeit zwischen diesen beiden Terminen folgen Leib- und Magenschmerzen, Augen-, Kopf- und Zahnschmerzen und alle möglichen Nervenplagen mit ganz geringen Ruhepausen aufeinander oder greifen auch vereint den von Natur so schwächlichen Körper an und haben naturgemäß oft tiefe Melancholie im Gefolge. „Sie wissen,“ schreibt sie einmal an Elise Rüdiger, „ein bißchen miserabel bin ich immer: sticht's mich nicht hier, so kneipt's mich dort.“ Mit tiefer Wehmuth liest man in ihrem letzten Briefe die Klage: „Jetzt ist es fast ein Jahr, daß ich meine Spiegellei (sie meint ihr Zimmer auf der Meersburg) nicht anders verlaße, als um bis zur grünen Bank auf dem Hof zu schleichen. Doch wie Gott will. Ich bin jede Stunde bereit und meinem Schöpfer sehr dankbar, daß er mir durch das beständige Gefühl der Gefahr eine vollkommene Befreundung mit dem Tod, sowie, durch eben dieses Gefühl, eine doppelt innige und bewußte Freude an allem, auch den kleinsten Lebensfreuden, die mir noch zuteil werden, gegeben hat.“ Kräftiger und frischer aber als hier bei ihrer letzten Krankheit ist ihr Widerstand gegen die Leiden in früheren Jahren. Dem ihr Geist überwindet mit seiner Energie die leiblichen Beschwerden, und allen Widrigkeiten zum Trotz leuchtet überall ihr goldener Humor hervor. Sie besitzt oder erstrebt wenigstens die innere Kraft, sich über die Ungunst des Lebens hinwegzusetzen und die Nadelstiche des Geschicks, die mehr schmerzlich als gefährlich sind, aber gerade unsere Stimmung unglücklich beeinflussen können, als das allein aufzufassen, was sie sind. So die Dinge nach Möglichkeit von der besten Seite anzusehen, mehr auf die Rosen als die Dornen des Lebens zu achten, auch in dunkler Nacht nicht des kommenden hellen Morgens zu vergessen, sich den offenen Sinn für die Komik der Welt zu bewahren; das ist eine herrliche Kunst unserer Dichterin. Ihrem Humor fehlt alles Salzig-e und Bitter-e, und darum wirkt er auch auf andere nie verbitternd. Freilich liebt sie nach echt weiblicher Art etwas Klatsch über den lieben Nächsten, und die Bornstiedt bietet ihr immer von neuem reichen Anlaß dazu. Aber auch da mutet uns alles ziemlich harmlos an. Eher überrascht uns eine Bemerkung Annettes über die „Bürgerlichkeit“ ihrer Herzogensfreundin Amalie von Hassenpflug. Aber das Wort steht in einem vertrauten Briefe, und kaum hat sie es niedergeschrieben, da macht sie sich selbst schon ernste Vorwürfe darüber.

Am liebsten macht sie sich selbst zur Zielscheibe ihrer Angriffe. Aus den zahlreichen Beispielen, die wir hierfür anführen könnten, mag eine kleine Blütenlese genügen. Da müssen bald ihr überkonservativer Sinn und die Tyrannei Gewohnheit, die sie zwingt, an all dem, was sie einmal beizt, zähe festzuhalten, bald ihre Unlust, das zu tun, was gerade ihre Pflicht ist, bald ihre seltsame Lebensweise, insbesondere die eigentümliche Art ihrer Mahlz-eiten, bald ihre mannigfachen Liebhaber-eien am Pranger stehen, und sie findet manch ergöskliches Wort des Tadels für die eigene Person. In einem Briefe an Elise Rüdiger hat sie sich selbst zum besten, indem sie ausführlich erzählt, wie einmal ihr Versuch, in der Postkutsche eine Schulterfrau aus Dülmen vorzutäuschen, im letzten Augenblick kläglich gescheitert sei. Reizend spottet sie über ihre, den Frauen angeborene Eitelkeit: Es wird ihr plötzlich ein unerwarteter Besuch angemeldet. „Ich sprang,“ erzählt sie, „auf vom Schreibtische, und wohin? Vor den Spiegel! Ja, lieber Schlichter, der Panther kann seine Flecken nicht ablegen und kein Frauenzimmer die Eitelkeit. Ich dachte, daß wir uns seit vier Jahren nicht gesehen, und wollte mich doch gern ein wenig reputierlich repräsentieren. Aber, o Himmel! welche babylonische Verwirrung, zwar nicht in, aber auf meinem Kopfe! Jedes Haar schien auf dem Punkte, mit seinem Nachbar handgemein zu werden, und mein blauer Tibet? Dieser treue Freund durch wechselvolle Jahre, ich schaute ihn an mit Blicken, in denen die klägliche Frage muß gelegen haben, ob er denn wirklich je jung und schön gewesen, und es war mir, als hörte ich einen ziegenhänen Seufzer flüstern: Weit in nebelgrauer Ferne. Die Kürze der Zeit bedenkend, tat ich mein Mög-

lichtes; dennoch hatte ich es nicht weiter als vom halben Negligee zum ganzen gebracht, als Adele ankam.“ Daß es im übrigen nicht böse mit der gerügten Eitelkeit Annettes bestellt ist, geht aus zahlreichen anderen Stellen ihrer Briefe hervor; z. B. teilt sie mit der größten Offenheit die Äußerungen mit, die sie über ihr neues Daguerreotyp gehört hat. Da sagt die Köchin: „Et list ganz atroat; ower, o Herr, wat bedröwet!“ und ein anderer meint: „Et is to einsam, viel to einsam!“

An mehreren Stellen spottet sie über ihr ewiges Kranksein. Z. B.: „Jetzt hat sich mir der Krankheitsstoff wieder auf den Kopf geworfen, der mir den ganzen Tag summt und siedet wie eine Teemaschine. Ohr-, Zahn-, Gesichtsschmerz. Ich möchte mich zuweilen wie jener Halbgeköpfte (im Kindermärchen von Grimm) bei den Haaren nehmen und mein weißes Haupt in den Fischteich unter meinem Fenster werfen, wo es ihm wenigstens kühl werden würde.“ Oder an einer anderen Stelle: „Die Nerven sind schändliche Biester, zu denen Gott gesagt hat wie zum Satan im Buch Hiob: ‚Plag‘ ihn, ‚schlag‘ ihn, ‚zehr‘ ihm das Fleisch von den Gebeinen; aber über sein Leben sollst du keine Macht haben.“

Annette, die eifrige, unermüdlche Briefschreiberin, muß sich zuweilen selbst der Schreibung aufhelfen und allerlei Entschuldigungsgründe zusammensuchen, was sie in launigster Weise ausführt.

Einmal schildert sie ergötlich, wie sie die feste Absicht gehabt habe, sich nach allerlei Ungemach zu erholen und zu erheitern, aber gerade dabei sich neuen Ärger holte: „Nachmittags will ich mich erholen und gehe nach Högemanns herunter. Högemanns paden mich und wollen mir Geld abliehen zu ihrer Reise nach Amerita. Ich schappiere glücklich. Zu Hause angekommen, sagt mir Lisette, daß Friß Hunger tot und vorgestern begraben ist. Dann kommt Werner und erzählt mir, daß Mama die helle rose hat und die Spiegel verlobt ist. Wie er fort ist und ich in meiner Betrübniß und Ärger dazu in die Allee gehe, um mich aufzuheitern, kriegt mich die Huerlenderische, meine Freundin, und ich muß ihr 10 Taler leihen. Mittwoch (heute morgen) Kopfweh. Anna krank; Lisette erzählt mir die Details von Hegers Tod. Ich will mich aufheitern und gehe in den Garten. Therese Delpers, die im Hause nach Mama gefragt, und die man schon abgewiesen hatte, kömmt heran (id sog ehr do just gohen, da wull id ehr doch guden Dag seggen), ach, du lieber Himmel! Heraus, heraus meine Beutelein, ein jeder will bezahlet sein. Nein, niemals wieder will ich mich aufheitern. Niemals!“

Mit wahren Behagen wiederholt Annette einen eigenartigen Ausspruch und Vergleich ihrer Amme über ihre dichterische Arbeit. Sie erzählt: „Als ich neulich ein Gedicht schrieb und dazwischen immer innehielt und nachdachte, war sie ganz mitleidig und sagte: ‚Oh Heer! wat beduurt Se mi, dat Se sid so quälen möötet. Et is atroat, es wenn id so recht schlechte Doodheide spinnen mott; id möch wull Goorn dervon hebben un auf wull gudd Goorn, un et wett doch nids es Klotde un Worstbände.‘ Was sagst du zu diesem Omen? Ich war wie ein begossener Hund und legte für diesmal meine Feder still hin.“

Überhaupt gibt die Amme, wie schon oben angedeutet, oft Anlaß zu humorvollen Bemerkungen oder drolligen Schilderungen, die beide erst in dem angewandten Münsterschen Platt ganz zu ihrem Recht kommen, und der Schwester Jenny, der Annette sie übermittelt, wird es daraus entgegengeweht haben wie der wärmste Heimatgruß, wie Erdgeruch der westfälischen Scholle. Ich kann es mir nicht versagen, noch einige Proben daraus mitzuteilen: Annette berichtet ihrem Schwager Laßberg: „Meine gute Alte, die eben hier war, erzählte auch: ‚Wenn id doch ehmoahl de Rinnerkes weigen köm!‘ Sie läßt Jenny sagen, se dächte alle Dage an ehr, un se dankte ehr no so 1000moahl för dat Klödsken, et gönt eislik rot un hädde van Winter men een Mohl drei Wede still stohn, ower Högemann hedde et ehr scharmant wier te rechte makt.“ Ein ander Mal berichtet Annette ihrer Schwester: „Die Amme läßt Dir viel Kumpelmenten sagen, un dat se son schön Kleed friegen hädde, da hädde se son Pläseer an; ower se wühte, dat se et nich meer verschleit (es ist ein seidenes Kleid aus dem grünen, was ich mal vor langen Jahren von Dir gekauft habe) un se wull, dat se men tein Johr jünger wör, dann wull se kumen und waaren de Fru von Laßberg de beiden kleinen Rinner, und auch noch, sie betet alle Tage für Dich, und sie dankt noch vör olle empfangene Woldoden. Sie hat alle ihre Sachen durchgepludert, um den Rindern etwas zu schiden, und kam endlich mit ein paar Bildern dran. Ich habe ihr aber gesagt, die Rinder wären noch zu klein für so heilige Bilder.“ Ganz besonders ausführlich kommt die Amme in einem Briefe vom 29. Januar 1839 zu Worte. Annette berichtet da ihrer Schwester Jenny folgendes: „Meine Alte ist diesen Winter wohler als gewöhnlich, sie sitzt mir eben gegenüber, mit der Brille auf . . . liest in ihrer alten Handpostille und meint, id schreef mi no stump daub an de Frölen Jenny. Sie hat mir diesen Morgen geklagt, dat ehr so wat rores insallen wör, wat id de Frölen Jenny . . . nu wör et ehr alle wier ut den dutligen Kopp kuemen. Doch soll ich Dir sagen, ‚Du möchst doch . . . klein Rüsken von Klotheide indoen, dat de Rinner eere Püpples do in leggen können, dat wör ihr . . . wenn se do wör, wull se et wull terecht maken, dat et up Glauben gutt

würde . . . Ihr größtes Verlangen ist es, die Kinder noch vor ihrem Ende zu sehen. Dein Geschenk hat sie ungeheuer gefreut, und sie zeigt . . . den schönen üppigen Rock von de Frau von Lohberg. Sie erzählt noch soeben, wie Du mal aus dem Bette aufgestanden wärest und ihr zurecht geholfen hättest, als sie auf Deinem Zimmer im Düstern beduveln wör, und behauptet, Du wärest ein ächt gutt Mensch. Auf Weihnachten hat sie von mir ein paar Strümpfe, Kalschen bekommen, ferner ein uraltes Bagdadbleib, woraus sie sich einen neuen Rock gemacht hat, und ein kleiernes Kreuz mit bronziertem Heiland, was sie dat sülwene Krüz und den goldenen leinen Heern nennt. Gerade eben sagt sie mir, daß ihr „dat Rore“ wieder eingefallen ist, nämlich, sie läßt euch beiden ein glückseliges neues Jahr wünschen, und da Mariä Lichtmeß so nahe wäre und Du Maria und Lohberg Joseph hieße, so wolle sie Gott bitten, daß ihr einen so frommen Ehestand fähret wie die beiden, und auch in der Kindererziehung sie zum Beispiel nähmet.“

Ist es einem nicht, wenn man sich Annette in solchem Gespräch mit ihrer alten Dienerin gegenwärtig, auf deren seltsame Ideen sie geduldig eingeht, ohne sich doch bei aller Liebe dem Eindruck des Komischen in ihren Worten zu verschließen, als sähe man ein freundliches Genrebild von einem altbolländischen Maler mit breitem Pinselstrich entworfen?

Und nun noch ein kurzer Hinweis auf einige andere der humorvollsten Stellen in ihrer Briefe. Wie anschaulich macht sie in der Besprechung eines Buches die fehlerhafte Neigung des Verfassers, im Nachsatz zum Teil wieder aufzuheben, was im Vorderatz gesagt ist, indem sie das Verfahren bei ihrer Kritik selbst anwendet. Wie launig plaudert sie oft in brieflichen Nachrichten an ihre Mutter eine ganze Fülle von Neuigkeiten aus. In origineller Weise schreibt sie einmal eine Besserung in ihrem Befinden den „geestliken Zeeenen“ zu, die jeden Samstag über die langen Kämpfe nach Hülshoff stakeln, und erklärt dann das Rätsel so: „Wir haben jezt jeden Sonntag Messe im Hause, von Seminaristen, jede Woche einen anderen.“ Lustige Abrechnung hält sie mit ihrer Tante Sophie von Harthausen: „Schönen Dank, altes Herz, für die schönen Plattausen, die Du mir durch Marie hast zukommen lassen; sie waren dem Inbalt nach klar, großartig und auch einiges Wahre daran (z. B. daß ich eine alte Jungfer bin), dem Stile nach gedrängt, bündig und kraftvoll. Dennoch! Dennoch! O, könntest Du mir nur ins blaue Auge sehen! Ist Dir jemals die verkannte Unschuld zu Gesicht gekommen? Das ist genau mein Porträt, nur daß ich etwas zu dick bin für jemanden, der aus der Kammerschale trinkt. Ernstlich, Sophie, hast Du nicht geglaubt, daß ich wirklich hundekrank war, als ich es schrieb? Das ist schlecht von Dir, und Du magst Dich freuen, daß Du diese Sünde so kommod in den Jubilaumsablaß einschmuggeln kannst.“ Von dem Gesundheitszustand in Münster und Rüschaus erzählt sie Schüding u. a.: „In den Kirchen überwältigt das Nießen, Schnäuzen und Räuspern sogar die falschen Orgeltöne, also doch ein Gutes beim Übel. . . Drei unserer Leute haben sich in dieser Woche die diversesten Zähne ausziehen lassen, und zwar von der Schmiedstochter, einer so hübschen Amazone, daß ein zweiter Ulrich von Lichtenstein wahrscheinlich sein ganzes Gebiß geopfert hätte: Um einen Blick, ein süß Berühren dieser sel'gen Fraue.' Was sagen Sie dazu? Kriegen Sie nicht selbst Lust, auf Ihrem Schimmelchen herzutrotten, um Ihre Kinnlade zu präzentieren?“ Den Westfalen charakterisiert sie ebenfalls in einem Brief an Schüding als „den geborenen Philister“. Und wie witzig klingt, was sie ihm von der passenden Zeit zum Dichten sagt: „Seit es draußen kalt und totig geworden ist, habe ich mich in meine Winterpoesie gehüllt; es ist doch sonderbar, daß zum Dichten eigentlich schlechtes Wetter gehört; ein neuer Beweis, daß nur die Sehnsucht poetisch ist und nicht der Fesiz.“ Von den Stahlfedern sagt sie: „Ich plage mich wie ein armer Hund mit meinen schlechten Stahlfedern und habe schon ein ganzes Kästchen durchprobiert; aber alle wollen entweder die Dinte nicht lassen oder haben immer von neuem Haare im Schnabel, als wenn ihnen ein Bart nachwüchse. Glücklich, wer mit Gänsefeilen schreiben kann!“

Auch lustige Anekdoten mischt Annette gelegentlich in ihre Briefe ein, z. B.: „Wie gefällt Dir diese Wendung? Mir fällt der Österreicher dabei ein, der Spargel mit den Fingern nehmen wollte: Verzeihens! i hab g'meint, es sei Spinat.“

5. Der Briefstil Annettes.]

Unsere bisherigen Zusammenstellungen haben, wie ich glaube, genugsam gezeigt, daß die Briefe Annettes ein reiches Material bergen, um das Leben und die Lebensanschauung der Dichterin in das rechte Licht zu stellen. Wir haben dabei in erster Linie beachtet, was die Briefe bieten; es verlohnt sich, zum Schluß, wenn auch in aller Kürze, darauf hinzuweisen, wie sie es bieten. Und da meine ich, daß das unzählige Male angeführte Wort Buffons: „Der Stil ist der Mensch“ ganz besonders auf den Briefstil und nicht zum wenigsten auf den Briefstil Annettes Anwendung finden kann. Die Art, wie sie berichtet, schildert, bittet, klagt und tröstet, ist so bezeichnend, daß wir an dieser biographischen Quelle nicht unausksam vorbeigehen dürfen.

Schreibe, wie du redest, so schreibst du schön, hat Lessing einmal seiner Schwester geraten, und eine solche Regel scheint sich Annette überall in ihren Briefen zur Pflicht gemacht zu haben. So finden wir, vielleicht von den allerfrühesten Briefen abgesehen, eine Natürlichkeit der Sprache, die auf die Natürlichkeit ihres Wesens die allerschönsten Rückschlüsse gestattet. Sie hat wohl offenkundige Freude an der eigenen Kunst des Plauderns und Scherzens, aber auch darin übertreibt sie nicht, und noch weniger prunzt ihr Stil mit gelehrten Broden oder gesucht poetischem Schmuck. Das schlichte Hauskleid, worin wir sie am liebsten tätig sehen, vertauscht sie nur bei wirklich vorhandenen Anlässen mit der steifen Staatsrobe, z. B. wenn sie sich an den Bischof Melchior von Diepenbrod wendet. Diese Natürlichkeit, die den Vorwurf Busses, Annette habe an dreifachem Hochmut gelitten, am besten widerlegt, kommt auch trefflich zum Ausdruck in ihrer Vorliebe für volkstümliche Ausdrücke und Bilder. Daher gelangt auch das Plattdeutsche — nicht etwa nur in den Ausprüchen ihrer Amme — zu seinem Recht; es gleitet ihr wie selbstverständlich und bisweilen ganz unvermerkt über die Lippen oder in die Feder, z. B. sagt sie: „Vernüll“ (statt Vernunft), „er hat sich darin „zugebruddelt““ (sich selbst in Verlegenheit gebracht), der „magonikförde“ Fisch; halb satt essen und Ellbogen „doer de Maue“ sind Zeichen der Armut; eine Aufzählung von glücklich erworbenen Kunstwerken endet sie mit den triumphierenden Worten: „Wat segst du ower nu?“

Die gerühmte Natürlichkeit hat dann die Unmittelbarkeit und Wärme der Darstellung zur Folge, die unsere Spannung auch bei den längsten Briefen bis zum Schlusse rege hält.

In ihren Dichtungen gibt es zahlreiche Stellen, die mit ihrer Dunkelheit dem Leser oft geradezu Rätsel aufgeben. Derartige Schwierigkeiten finden sich in den deutlich und klar gehaltenen Briefen, die allerdings durchweg auch schlichten Stoff behandeln, gar nicht. Es gibt dabei höchstens zahlreiche Ausdrücke, besonders mundartliche Charaktere, die manchem unverständlich sein mögen. Arens (Liter. Handweiser, 1912, Nr. 5) hat ein Duzend solcher Wendungen aufgezählt; aber die Zahl ließe sich ohne Mühe vermehren. Von solchen Einzelheiten abgesehen, gleitet im übrigen der Briefstil glatt dahin.

An Bildern und Vergleichen ist er reich, und zwar sind solche auch hier vielfach ganz eigenartig, doch ohne dem Verständnis besondere Schwierigkeiten zu bieten.

Daneben versteht Annette es vortrefflich, in der Art ihres Stiles zu variieren, je nach dem Anlaß des Briefes oder der Persönlichkeit des Adressaten, so daß es uns aus den Briefsammlungen wie eine Symphonie in allen Tönen entgegenschallt: Voll ehrerbietiger Liebe wendet sie sich an die Mutter, in gemütlich vertrautem Tone an die Schwester, frischer und bisweilen lecker an Sophie Harthausen, herzlich, zugleich oft in geistreichster Weise mit einem ganzen Brillant-Feuerwerk überraschender Gedanken und Zusammenstellungen an Frau Rüdiger, nicht minder herzlich und frisch, aber einfacher und schlichter an Sibylla Mertens, mit offenem Vertrauen, harmlosem Scherz und warmem Trosteswort an Schlüter, gewandt, launig, aber zugleich voll Wärme, manchmal fast leidenschaftlich an Schüding usw. Fast könnte man sagen, daß auch die Art der Adressaten sich in den Briefen Annettes widerspiegelt, da sie es verstanden hat, sich aufs schmiegsamste denselben anzupassen. —

Nach allem verleugnet Annette sich auch hier nicht als große Künstlerin, und sicher bedeutet es daher keine Übertreibung, wenn wir angesichts des reichen Inhalts und der angemessenen wertvollen Form die Briefe charakterisieren mit dem alten Worte: Goldene Äpfel in silberner Schale.



Auf der Gralwarte

Von Friedrich Muedermann, S. J.



Der Reichsausschuß der Zentrumsparthei richtet an die Presse die Aufforderung, den politischen Teil fernerhin lediglich nach politischen Gesichtspunkten zu gestalten. Die „Mugsburger Postzeitung“ (Nr. 173) nennt die Bestrebungen eine „Interkonfessionalisierung der Presse“. Soll die Presse im politischen Teil — löst nicht ganz fern sogar die Fata Morgana einer „Kultur der Mitte“? — konfessionell neutral sein, so kann sie natürlich nicht unter dem Strich konfessionell charaktervoll werden. Von dem Anzeigenteil, der gelegentlich in katholischen Zeitschriften ganz lustig Dinge empfiehlt, die man im Text ablehnt — „die Anzeigen stehen außerhalb der Verantwortlichkeit der Schriftleitung“ — sei schon ganz abgesehen. Werden wir in unserer Presse nun wenigstens aus dem Ethos der Naturethik heraus arbeiten dürfen? Welcher Naturethik? Der, wie Christi sie etwa in der Bergpredigt vertritt oder Paulus im Briefe an die Römer (ipsi sibi sunt lex), oder einer Naturethik, die sich formt unter dem Einfluß neuheidnischer Strömungen? Selbstverständlich kann für sittliche Forderungen jeglicher Zeit, also auch der heutigen, die Naturethik Christi die unbedingte einigende Basis sein, jede andere natürlich nicht. Soll nun aber in unserer Presse jede Erinnerung an Gegensätze vermieden werden — das ist doch wohl der Zweck der Übung —, bleibt halt nichts anderes übrig, als auch auf die christliche Naturethik zu verzichten, mithin eine farblose Presse, und damit jedenfalls der Verzicht auf das, was man bisher unter katholischer Presse verstand. Nun könnte man ja am Ende ein solches Harakiri verstehen, wenn es gleichzeitig auch von den anderen vorgenommen würde. Aber es glaubt doch niemand im Ernste daran, daß die Sozialisten z. B. aufhören werden, ihre Presse in ihrem Geiste zu gestalten, über und unter dem Strich — wozu haben sie auch ihre Presse? —, daß sie sich wahrscheinlich daran ergötzen werden, wie wir so brav einen Burgfrieden verkünden, der nur uns verpflichtet und alles in allem für uns doch nur so etwas sein kann wie ein weltanschauliches Versailles.

Was nun die politische Seite der Sache angeht, so enthalte ich mich da jeglichen Urteils. Es ist aber unsere Presse nicht nur eine politische, sondern auch eine kulturelle Angelegenheit. Sie ist das Hauptmittel, unsere Auffassungen von Wissenschaft, Kunst, Literatur, überhaupt unsere Weltanschauung, machtvoll in die Welt zu setzen. Histoisch ist sie gewachsen nicht aus peripheren oder rein taktischen politischen Erwägungen heraus, sondern aus dem harten Kampf der Weltanschauungen. Es ist darum kein Wunder, wenn eine Maßnahme, die auf Einigung zielte, gleich bei ihrem Bekanntwerden eine Verurteilung der bisher Einigen hervorgerufen hat. Nicht nur die „Mugsburger Postzeitung“, sondern noch mehrere andere — die Zahl dürfte noch erheblich wachsen — sprechen sich sehr deutlich aus.

Begreiflich ist bei der ganzen Einstellung der hier wirkenden Gruppen, daß sich diese Frage sogleich verschärft mit einer anderen, sehr brennenden. Der Badener Professor Hans Pfeiffer, (Mestrich) schreibt in Nr. 174 der „Mugsburger Postzeitung“ unter der Überschrift Bayern — Berlin: „In Bayern: christlich-germanische Staatsauffassung, in Berlin die materialistisch-mechanistische! Übersetze das gläubige christliche Volk nicht diese Tatsache. Sie ist die Wurzel der Gegensätze zwischen Bayern und Berlin. Aus dieser Tatsache sollte es sich ganz selbstverständlich ergeben, auf welche Seite sich das christliche Volk, insbesondere die Katholiken, zu stellen hätten. Leider aber zeigt die Gegenwart — sei es vor lauter Tagespolitik, sei es aus falscher geschichtlicher Einstellung —, daß gerade die Kreise, die berufen wären, Schulter an Schulter mit Bayern den Kampf für den christlich-germanischen Staatsgedanken zu kämpfen, abseits stehen, ja auf der Seite der Kämpfer des absoluten Zentralismus und voller Entchristlichung sich befinden.“ Ich führe dieses nur an ohne jede Erläuterung zur Kennzeichnung der Lage, indem ich doch zufügen will, daß man diesen ganzen Komplex auch in eine gänzlich andere, mehr im Querschnitt der Gegenwart liegende Ebene verlegen kann.

Hineinspielt in diese Dinge auch ein nicht zu verhüllender Gegensatz zwischen älterer Generation und ganz junger. An einer ausgleichenden Mittelgeneration scheint es ja völlig zu fehlen. Jedenfalls ist die ganze Jugend in schärfster Kampfstellung gegen irgendwelche weltanschauliche Kompromisse in irgendeiner Form und aus irgendeinem Opportunismus heraus. Auch dies sei gesagt ohne Werturteil. Auch hier ist eine ganz neue Ebene möglich.

Endlich äußern sich tiefere Gegensätze, die von früher her noch wirksam sind. Man wird verstehen, daß ich — man verzeihe das widrige Bild — einen so allseitig abgenagten Knochen, wie er hier zwischen die Gruppen fällt, nicht noch einmal und noch weiter benagen will. Alle Freunde frischer Arbeit haben sich lange mit Ekel abgewandt von einer auf dem toten Punkt geradezu schon

verwerfenden Streitfrage. Nur das eine sei hervorgehoben, und das allein ist das Entscheidende, daß wir den Einsatz religiös-ethischer Grundsätze heute notwendiger fühlen als je. Die Seele der Besten der Zeit ist nun einmal auf Religion eingestellt. Leben auch beträchtliche Massen unseres Volkes in einem beklagenswerten Materialismus, der zum Teil in der gegenwärtigen Not seine Erklärung und eine gewisse Entschuldigung findet, so wendet sich doch der noch irgendwie kraftvolle Teil der Nation deutlich von einem Dasein ab, das Ewigkeitswerte durch zeitliches Wohl zu ersetzen sucht. Selbst unter den Sozialisten vergrößern sich die Gruppen derer, die wieder nach irgendeiner Religion ausschauen. Wenn nun allenthalben gefühlt wird, daß wir nur durch eine von Religion getragene Erneuerung des Lebens wieder hochkommen können, wie mögen wir es verantworten, daß wir gerade heute die Religion zurückstellen?

Wir wissen, wie viele wirtschaftliche, politische und weiß Gott noch andere Spaltungen den katholischen Volksteil in seiner bisher noch erhaltenen Kultureinheit zu sprengen suchen. Es gibt nur eine Idee, die ihn zusammenhält, das ist die Gemeinschaft in der einen Kirche, die die Verheißung hat. Dieser seiner Religion wegen tut katholisches Volk alles. Es gibt sich auch mit vollem Ernst irdischen Angelegenheiten hin, wenn sie mit den Interessen des Reiches Gottes verknüpft erscheinen. Wer diese innere seelische Verbindung im katholischen Volksleben nicht verstehen kann oder kein Organ dafür besitzt oder nicht berücksichtigt, der wird mit Katholiken immer ein Fiasko erleben.

Was mir als Gebot des Augenblickes erscheint, das ist stärkste Sammlung im Namen der katholischen Idee. Man Sorge aber dafür, daß das Wort katholisch nicht wird wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Es muß der „katholische Mensch“, wenn man sich schon so ausdrücken will, größer werden. Er muß innerhalb seines Weltbildes in einer persönlichen Synthese die verschiedenen Kreise der heiligen und der mehr profanen Kultur richtig ineinandersetzen. Denn selbstverständlich redet man in der Politik nicht von Litaneien und Bruderschaften. In dieser echt katholischen Auffassung, die die übernatürliche Aufgabe der Kirche klar zu scheiden weiß von ihrer im Naturbereich liegenden, die die relative Selbstständigkeit beider Reiche bei innerer Verbundenheit in einer persönlichen Einheit jedes in seiner Weise richtig betont, gerade in ihr scheint mir die Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten zu liegen. Man lasse darum die Streitfragen ruhen und arbeite positiv an der religiösen und kulturellen Hebung unseres Volksteiles, dann wird der rechte Ton, auch in der Politik, schon kommen. Dann wird der katholische Mensch, eben weil er auch ein Mensch ist, und zwar ohne Abstrich und ohne Gliederverrenkung, auch in einer Arbeitsgemeinschaft mit Andersdenkenden jene Art finden, die ihm natürlich ist, die immer anerkannt wird und die niemals eine gemeinsame Arbeit stört. Verlangt aber eine Freundschaft, daß beide Teile erst ihren Charakter aufgeben, dann muß ja diese Freundschaft selber charakterlos werden, und damit im besten Falle eine rein geschäftliche Angelegenheit. Wahhaftig, es liegt nicht an uns, daß weite Kreise von Protestanten noch genau wie vor dem Kriege ihre alten Vorurteile gegen uns aufrechterhalten, daß die Sozialdemokraten so eifrig an der Entchristlichung des Volkes weiterarbeiten, daß all dieses die wahre, in der Natur schon begründete Volksgemeinschaft verhindert. Sie würden uns doch am liebsten zerdrücken, wenn sie irgendwie die Macht hätten. Und sie werden es auch, wenn wir unsere Macht nicht zusammenhalten. Es ist äußerst betrübend, zu sehen, daß, wo sich doch jeder Kommunist breit und frech auf die Bühne des Lebens stellt und aus seiner Überzeugung nicht im geringsten Hehl macht, so manche Katholiken wie wahre Kammergestalten in der Öffentlichkeit auftreten, sich ständig für das Dasein der katholischen Kirche im allgemeinen und für ihr eigenes im besonderen zu entschuldigen scheinen, und da, wo man ein ruhiges starkes Wort selbst bei den Gegnern von ihnen erwartet, aufwarten mit einem lendenlahmen Gerede. Sind einmal verschiedene Überzeugungen in Deutschland, so bleibt uns nichts übrig, als für die eigene mit aller Kraft einzutreten, dabei aber mit großer katholischer Weite die andersgearteten Ansichten, sofern sie nur ehrlich sind, zu achten. Und so ergibt sich etwas, was doch noch als ein Ersatz für eine in jeder Hinsicht einige Volksgemeinschaft gelten mag: eine Gemeinschaft aller Ehrlichen, die sich am Ende auch im Himmel wieder zusammenfinden mag, denn zuerst und zunächst ist doch der Himmel die Gemeinschaft der Ehrlichen, der ganz Ehrlichen.

So wird auch wieder mehr Würde in unser öffentliches und kulturelles Leben zurückkehren. Hier im überwiegend katholischen Bonn hat man vor einiger Zeit einen Friedrichsplatz in einen Friedensplatz verwandelt, den Bonner Salweg in eine Karl-Legien-Strasse, eine Marxstrasse in eine Marxstrasse und dafür als Entschädigung erhalten ein Erzberger- und Rathenau-Ufer . . . , und so streiten wir uns auf einem Schiff, von dem wir sagen, es sei in der Gefahr des Versinkens, in einem Augenblick, wo Valutawogen von erschreckender Höhe über uns hinjagen, herum, welche Farben der Wimpel tragen soll, der mit uns in die Tiefe taucht, und wie wir noch schnell ein paar Rabinen umtaufen Dahingegen in Holland — nicht in allem will ich es mit Deutschland vergleichen, aber einige Ähnlichkeit bleibt doch — sich dank entschiedener Stellungnahme des Gesamt-

episkopates die Reihen der Katholiken geschlossen haben, um einen Wahlsieg zu erringen, wie er vollständiger nicht gedacht werden kann. Ein Drittel von Holland ist katholisch, und ein Drittel aller Stimmen war auch vereint in gleicher Richtung. Und woher solcher Erfolg? Weil man dort begriffen hat, daß die katholische Volksseele zu jedem Opfer bereit ist, wenn sie angerufen wird im Namen der Religion.

Furchtbar wäre es, wenn in einer Zeit, die so viel vom Katholizismus erwartet, die Katholiken sich in inneren Spaltungen aufreiben wollten. Ich weiß nicht, wie weit das Unheil schon gediehen; ich weiß nur, daß ein Blick in den Sternenhimmel uns wunderbar zu beruhigen vermag und allen Lärm des Tages auflöst in eine höhere Harmonie. Auge und Herz geöffnet gegen den Sternenhimmel unserer unvergänglichen Ideale, werden wir die große Seele wiederfinden, die, den ewigen Werten nahe, sich durch Zeitliches nicht verwirren läßt, und die in der Gemeinschaft im letzten Ziel sich leicht versöhnt im Streit um eine kleine irdische Wegstrecke.

*

Marc Sangnier hat vor einiger Zeit in der französischen Kammer Sätze ausgesprochen, die, auf kurze Formel gebracht, etwa lauten: Da sitzt die katholische Rechte und treibt heidnischen Chauvinismus, und da drüben die heidnische Linke und arbeitet für christlichen Pazifismus . . . In diesen Ausspruch mußte ich denken im Hinblick auf die eben erschienene Augustnummer der „Zit“, (Verlag Eugen Diederichs, Jena), wo unter Führung Carl Memmides eine Arbeitsgemeinschaft für „religiösen Sozialismus“ zu Worte kommt. Es könnte der Versuch locken, alle diese Beiträge im einzelnen durchzugehen und mit Anmerkungen zu versehen; aber das würde eine umfangreiche Broschüre werden. Diese jungen Sozialisten — die von der offiziellen Partei noch wenig beachtet werden — fühlen alle, daß der marxistische Boden erschüttert ist. In dem vielleicht wertvollsten Beitrag „Zur Kritik des Sozialismus“ von Hans Hartmann wird in geradezu schlagenden Ausführungen alles Wesentliche des Marxismus kritisch aufgelöst. Kernsätze sind etwa: „Der Marxismus setzt eben als Ziel der Wirtschaft die Wirtschaft selbst. Es ist Rathenaus entscheidende Leistung für den Sozialismus, ihn aus dem wirtschaftspolitischen Herentriebe herausgeführt und unmittelbar dem sittlichen Gebot unterstellt zu haben.“ (Seite 371.) Als innerlich notwendige Entwicklung des Marxismus wird hingestellt entweder die zum Syndikalismus und zu russischen Zuständen hin oder aber nach eingehender Selbstprüfung die zur Anerkennung einer „kapitalistischen Harmonie“, in der man den Kapitalismus freilich anders betrachtet als in den Brandreden des Klassenkampfes. Besonders Wertvolles und wohl auch Neues wird gesagt über die Verwandtschaft zwischen Marx und Hegel. „Auf der Identität zwischen Sein und Denken beruhte die unbefümmerte Kraft des Marxismus, die Gewißheit der Marx'schen Wissenschaft als der selbstverständlichen und einzig möglichen Deutung des Geschehens, und die Zuversicht des Proletariats als des selbstverständlichen und siegesicheren Trägers der Bewegung zum Sozialismus hin. (Dieser Gedanke wird auf Kurt Bloch zurückgeführt.) Nun aber sausen Schlag auf Schlag die unerklärlichen und unbestreitbaren Erfahrungen hernieder; kein Wunder, daß die Sozialisten von Ratlosigkeit und Verwirrung ergriffen werden . . . Wenn aber der Marxismus stürzt, was bleibt übrig? Der Sozialismus bleibt übrig.“ . . . „Darum sprechen wir nicht vom Untergang des Sozialismus, sondern von seiner Krise als der Stunde, die darüber entscheiden muß, ob die todgeweihten Säfte oder die lebendigen in ihm die Oberhand gewinnen werden, von der Krise als dem Wendepunkt, in welchem eine neue Richtung eingeschlagen werden soll. Dann wird die Glaubenskraft wieder frei, sie, die so lange in die ökonomischen Theorien hineingezwängt und dort ihres Sinnes und ihres besten Lebens beraubt war; sie wird frei, und wo sie frei ist, da wird sie herrschen. Und auch die Forschung wird aus der sinnwidrigen Verquickung befreit und ihrer eigenen Bestimmung zurückgegeben; sie unterstellt sich wieder dem obersten Gebot, das es in ihrem Bereich gibt: dem Tatsachensinn, der Wahrheitsliebe, die zu pflegen die vornehmste akademische Aufgabe ist.“ (Seite 374.)

Wir suchen in den übrigen Artikeln nach gegenständlicheren Äußerungen über diese Glaubenskraft. Sie wendet sich eingangs an Jesus und Paulus. Beide haben Gesellschaftskritik geübt, aber weder der eine noch der andere hat aus seiner Theorie „aktivistische Konsequenzen“ gezogen. Nebenbei gesagt, wozu die vielen Fremdwörter! Warum nicht einfach sagen, daß weder der eine noch der andere zur Tat fortgeschritten sei. Die Schwerkraft einer solchen Frage, die durch den Hinweis auf die eschatologische Einstellung Christi und des Apostels Paulus kaum erleichtert wird, ist gewiß zuzugeben, wenn auch die „eschatologische“ Erregung wenig stichhaltig ist. Dafür, daß durch den Menschen, wenn er sich wirklich im Inneren ändert, gar wohl eine Besserung von Zuständen erreicht werden kann, ist wenig Verständnis vorhanden. Woher sollte es auch kommen, wenn man die umformenden Kräfte des Christentums an sich nicht erfahren hat. Auch die aus

der christlichen Lehre abgeleiteten obersten Grundsätze treten nicht in das Blickfeld dieser vielfach unklaren — sie geben das selber zu —, aber immerhin hochstrebenden Verfasser.

Man prüft die Leistungsfähigkeit der Kirchen. Sie befriedigen nicht. „Sie heiligen immer wieder feststehende Gedanken zu unverbrüchlichen Gotteserkenntnissen. Sie heiligen bestehende Lebensgesetze zu ewiger Sittlichkeit. Sie heiligen bestehende Gemeinschaftsform und Herrschaftsbildung in Staat, Ehe, Familienleben usw. zu unbedingt geltendem Gesetz . . . Wo Menschheitskatastrophen wurden, weil man auf dem Geschaffenen ausruhte und nicht weiter schuf, weil man den Organismus der Menschheit festhalten wollte in Lebensformen, die seiner Lebensnotwendigkeit nicht mehr entsprachen, da tragen die religiösen Genossenschaften und ihre Führer entscheidende Schuld.“ (Emil Fuchs, Seite 378.) Man sieht, wie hier das Wesen der Kirche von historischen Bedingungen nicht richtig abgezogen wird, und stellt zugleich mit Bedauern fest, wie außerhalb der Kirche eine unbestimmte Sehnsucht herumtastet, die innerhalb der recht verstandenen kirchlichen Gemeinschaft gewiß Erfüllung fände. „Kirche!“ fährt Emil Fuchs fort, hier gewiß der Sprecher für viele, „das kann für uns nur der Wille sein, Menschen aus den Tiefen ihrer Seele her zusammenzuführen, aus den Tiefen her — aus ihnen allein —, Menschengemeinschaft leben, wirken, sich bilden lassen, sie mit Wahrheit und Echtheit zu durchdringen. Wo das ist, ist Gott im Menschenwerk, und wo das nicht ist, ist klügstes und größtes Menschenwerk eitel und leer.“

„So stehen wir dem heutigen Kirchentum skeptisch gegenüber. Nicht kann Frömmigkeit sein, wo der Pfarrer von der Kanzel predigt und als ein Mensch ganz anderer Art fern von seinen Gemeindegliedern lebt. Nicht ist Frömmigkeit, wo neben der religiösen Gemeinschaft eine Gemeinschaft von Klugheit regiert, von trassen Scheidungen durchsetzt, ertragen wird. Nicht ist Frömmigkeit, wo man über die Schäden des Volkslebens zetert und jantzt, sich selbst aber gar nicht mit einrechnet unter die, die Sünde und Schuld aller mit sind und mittragen. Wie kann der Erwachsene über das Trinken, Rauchen, die Vergnügungen der Jugend eifern, der selbst nicht sich hinreißen läßt in eine Lebensgestaltung kraftvoller Art ohne die Reizmittel und kleinen Zämerlichkeiten, die wir doch der Jugend vererben . . .“ In all dem steckt natürlich mehr als ein Röhnchen Wahrheit, selbst wenn Emil Fuchs und seine Arbeitsgemeinschaft noch nicht das letzte Gläschen Wein getrunken und die letzte Zigarette geraucht hätten. Aber ganz abgesehen davon, daß diese Kritik bei weitem nicht auf alle bestehenden Verhältnisse paßt — diese Kritiker sollten sich einmal umsehen, welche heroischen Opfer fortgesetzt in der katholischen Seelsorge gebracht werden, Opfer, von denen sich gewisse Gebildete, die außer dem Banne der Kritik nichts mehr haben, was sie an die Kirche fesselt, sich in der Weltentrücktheit ihrer Zirkel und Literatenklubs nicht einmal etwas träumen lassen —, so liegt diesem und fast allen Artikeln des Heftes doch eine Auffassung von Religion zugrunde, die nichts als aufgewühltes Erleben kennt, nichts als die wenigstens in der Phantasie fürchterliche Gegend, wo zwischen Sein und Nichtsein Todesangst und Verdeschmerz an gähnenden Klüften ringt. Ob Dostojewski nicht auch manchen Literaten von heute, die sich nicht genug tun können, in den verfliegensten Intellektualismen nach Erneuerung von Volksbildung und -religion zu rufen, etwas Ähnliches sagen würde, wie einst seinen genau so gearteten Zeitgenossen: „Ich habe eine Arbeit für euch; allein ihr werdet sie nicht leisten wollen, sie zu gering achten, ob sie auch die einzige ist, die uns jetzt zukommt: Lehrt auch nur einen kleinen Bauernjungen lesen.“ Nebenbei gesagt, entdeckt man so nach und nach in den Schriften von nichtkatholischen Suchenden die bei uns vielfach bewunderten Plaidoyers auch katholischer Zeitschriften über kirchliche Erstarrung und so weiter und so weiter . . . Ich meine natürlich nur von wegen der Originalität . . .

Der letzte Artikel stellt die große Gottesfrage, stellt sie leider so — unter deutlicher Verusung auf Dostojewski, den von Thurneysen in diesem Betracht stark mißverstandenen —, daß in der Frage schon ein Stück Verneinung liegt: „Wir haben nach Gott gefragt, wir haben an das Letzte gerührt. Wir haben alles unter das Nein gestellt, nun sind wir unangreifbar geworden. Unangreifbar, weil wir alles verloren haben. Da ist keine Zitadelle, die nicht gesprengt wäre, kein Schlüssel, der nicht ausgeliefert, keine Fahne, die nicht abgegeben wäre an Gott . . . Von der Frage nach Gott hat die ganze Erde unter unseren Füßen gebebt, haben alle Lichter ihren Schein verloren, aber nun finden wir uns in aller Dunkelheit dieser Welt fröhlich auf schwankendem Grunde wieder. Wir wissen von der Gebrochenheit des ganzen Lebens, wir wissen, daß niemand die Welt zum Ursprung zurückführen wird, nur er, der Ursprung ist, aber nun stehen wir doch in dem allerdings auch „gebrochenen“ Sozialismus mitten drin und können ohne Furcht vor Enttäuschungen in ihm unsere Arbeit tun, spürend, daß wir gerade so in unserm Tun von Gott gesegnet sind.“ (Günther Dehn.)

Freilich, ist es wirklich ernst mit dieser Frage, so wird Gott die nicht verlassen, die ihn nicht verlassen wollen. Und ich glaube wirklich, daß in all dem Unklaren, selbst Phrasenhaften und unter all der fremdwörtergeladenen Jünglingsart doch ein sehr ernster Kern verborgen liegt.

Können wir diesen unsern Brüdern helfen? Am Schluß des Heftes ist ein langes Literaturverzeichnis. Man muß sich gewiß mit all diesen Gedankengängen auseinandersetzen. Allerdings kann einen dabei die Verzweiflung anwandeln, denn auf rein wissenschaftlichem Wege könnte man bis zum Ende der Welt fortfahren, alles klarzustellen, und wäre dann noch nicht fertig. Solche Fragen werden nur durch das Leben selbst entschieden. Leben wir ihnen den idealen „Sozialisten“, den idealen Gemeinschaftsmenschen vor. Dieses, und dabei großes Wohlwollen und Verstehen — namentlich solchen im Grunde bescheidenen Menschen, wie diese es sind, gegenüber —, und der Weg zur Volksgemeinschaft der Zukunft ist gefunden und eingeschlagen, soweit dies alles von uns Menschen abhängt.

*

Vor mir liegt eine „Denkschrift über die Gründung und Einrichtung des zu Köln geplanten katholischen Institutes für Philosophie“, das zu Ehren des großen Kölner Lehrers Albertus Magnus den Namen „Albertus-Magnus“-Akademie erhalten soll“. (Verfaßt von dem mit der Einrichtung betrauten Professor Dr. Switalski aus Braunsberg, zurzeit in Köln). Es wird die Grundidee ausgeführt: „Sein Ziel ist eben Erschließung der Wahrheit allein, und zwar der ganzen Wahrheit.“ Für die Eigenart ist entscheidend der Forschungscharakter: „Daher muß das Institut zunächst und vor allem Forschungsanstalt sein.“ Es folgen dann eingehendere Abschnitte über „Das Institut als Forschungsanstalt, die Forschergemeinde, das Institut als Lehranstalt, den Studiengang, die Erwerbung der Mitgliedschaft, die Ausstattung und die Finanzverwaltung.“

Wichtig für den Geist eines Institutes ist immer die Persönlichkeit des berufenen Leiters. Sie kommt schon zum Ausdruck in einer kleinen Schrift von Professor Switalski über den „Wahrheits-sinn“. Es zeigt sich darin ein von Plato wie Aristoteles gleich durchdrungener Denker, der eben deshalb eine Fülle von Problemstellungen mitbringt. Die Darstellung läßt überall den Menschen durchschimmern, der offenbar seine Probleme in lebendiger Auseinandersetzung mit dem Leben selbst zu betrachten pflegt. Vielleicht ist auch dies charakteristisch, und das ist schon eine ganz neuzeitliche Note, daß die Tätigkeit der geistigen Anlage bei der Wahrheitskenntnis stark betont wird. Der Philosoph gestaltet, indem er empfängt und bekommt so im Innersten schon eine Richtung, die dem Denken die fruchtbare Lebensnähe sichert. Wenn zudem Bedeutendes über den wertenden Typus und sehr Beherzigenswertes über die Intuition gesagt wird, so empfindet man auch hier durchaus die Vertrautheit mit dem modernen Geistesleben. Als bezeichnend mag noch der Satz hier stehen: „Um dem Schicksal vorzeitiger Erstarrung des Geisteslebens zu entgehen, muß der Wahrheitsucher das geistig Erworbene unter steter Kontrolle im „labilen“ Gleichgewicht erhalten. Die wahre „Vorurteilsfreiheit“ bekundet sich eben in der auf echter Selbstverleugnung beruhenden, weil in ehrlich idealistischer Überzeugung von der Unantastbarkeit der Wahrheit gegründeten Entschlossenheit zu rückhaltloser Hingabe an die Wahrheitsforschung ohne Markten und Feilschen, ohne versteckte Vorbehalte und halb eingestandene Befürchtungen.“

Die deutschen Katholiken werden mit größter Teilnahme der Entwicklung eines Institutes folgen, für das Benedikt XV. in einem eigenen Schreiben eingetreten und hinter dem neben dem Kardinal von Köln unser gesamter Episkopat steht. Natürlich gibt es bei solchen Unternehmungen nicht nur die selbstverständlichen finanziellen Schwierigkeiten und die ebenso selbstverständlichen Angriffe der „Vorurteilslosen“ (vergleiche „Vorwärts“), sondern auch an sich ja nicht so selbstverständliche hindernde Unwägbarkeiten, über die man besser nicht spricht, um sie in früherer Zeit zu überwinden.

Von größter Wichtigkeit dürfte sein die richtige Eingliederung des neuen Institutes in den Rahmen unserer katholischen Kulturarbeit. Mit Recht stellt Professor Switalski es deutlich heraus, daß hier nicht eine Konkurrenz zu den betreffenden Fakultäten der Universitäten geschaffen wird, sondern eine Ergänzung. Es scheint ja auch die gelegentliche Beteiligung unserer Professoren für Philosophie an den Arbeiten und Vorträgen des Institutes schon von vornherein geplant. Je mehr glänzende Namen wir mit dem Institut verknüpft sehen — vielleicht auch solche des Auslandes —, um so mehr wird man sich in die Lehrgänge dieser Anstalt drängen, und um so mehr wächst das Vertrauen.

Wichtig ist auch die Forscherarbeit. Wenn die vielen hervorragenden Kräfte, die sich jetzt wesentlich in einer mehr oder minder persönlichen Wiedergabe des Vorhandenen erschöpfen, um dann immer neue Kompendien zu schreiben, hier Gelegenheit hätten, Forschungen zu veröffentlichen, so wäre das ein sehr wirksames Mittel, unsere philosophischen Bestrebungen neu zu beleben und einen stärkeren Einfluß zu wagen im Gesamtbetrieb der zeitgenössischen Philosophie. Bedeutende Fachleute brauchen wir auf allen Gebieten, denn ihr Dasein allein macht schon den Einwand vom Widerspruch zwischen Wissen und Glauben zunichte. Der Fachmann, der immer weniger zu fürchten braucht, daß er sich nicht auch an den Universitäten durchsetzen wird, ist in unserem katholischen Kulturleben so recht die tragende Säule; und mag es auch noch so schwer sein, wir

müssen diese Säulen haben, wenn das Gewölbe stehen und nicht immer wieder zusammenbrechen soll.

Endlich kann das Institut durch seine Vorträge und Kurse für weiteste Kreise der Gebildeten dazu beitragen, daß unser ideelles Erbgut in einer Form, wie wir sie heute brauchen, wieder lebendig wird, daß das Gemeinsame unter uns nicht nur in der Idee im allgemeinen besteht, sondern auch in der Vertrautheit mit den gleichen Fragen, in der Bekanntheit mit den gleichen Persönlichkeiten, in der Redeweise und in der Formengebung von Grundsätzen, kurz in einer gemeinsamen geistigen Haltung. Wie oft wiederholen die im andern Lager mit ermüdender Eintönigkeit ihre Auffassungen von der „Freiheit der Wissenschaft“, von der „Voraussetzungslosigkeit“, wie oft lehren die Namen Kant, Marx, Nietzsche usw. wieder, als ob es die einzigen wären, die für deutsche Philosophie und Kultur etwas zu bedeuten hätten. In diesen Namen versteht man sich dort, während auf unserer Seite stolze Namen immer mehr verblasen, wenn man sie überhaupt beachtet. Ganze Schichten von Gebildeten im katholischen Lager verstehen ja einander gar nicht mehr, obchon sie das gleiche wollen — eben weil so ein gemeinsamer eiserner Bestand von philosophischen Grundanschauungen nicht mehr vorhanden ist. Ich glaube, durch eine großzügige Arbeit des Institutes, das sich nun aus kleinen Anfängen erhebt, könnte ganz Gewaltiges für unser gesamtes kulturelles Leben geleistet werden, wenn es auch freilich bis dahin weit ist, doppelt weit in so bedrückter Zeit.

*

Das Osteuropa-Institut in Breslau, begründet 1918, „ist eine selbständige, in Anlehnung an die schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität und die Technische Hochschule in Breslau geschaffene Forschungsanstalt. Es hat den Zweck, die Grundlagen und die Entwicklungsbedingungen des geistigen und wirtschaftlichen Lebens in Osteuropa und den angrenzenden Gebieten zu studieren und die dabei gewonnenen Ergebnisse für den akademischen Unterricht, die Verwaltung und die wirtschaftliche Praxis nutzbar zu machen. Jede wirtschaftliche und religiöse Parteibestrebung bleibt ausgeschlossen.“

Da gerade die russische Literatur aufs innigste mit den großen Fragen der Religion und der Ethik verknüpft ist, so haben die Arbeiten dieses Institutes auch für uns ein besonderes Interesse, wie wir überhaupt Vorbereitungen getroffen haben, um den Ostfragen im nächsten Jahrgang erheblich mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als das bisher geschehen.

Als das beste Buch überhaupt, das eine erste Einführung in die Seele des russischen Volkes vermittelt, kann gelten „Die religiöse Psyche des russischen Volkes“ von Professor Dr. Felix Haase (B. G. Teubner, Leipzig, Berlin 1921). In sieben recht gegenständlich gehaltenen Kapiteln wird geschildert der Einfluß der russischen Dogmatik auf die Volksseele, die religiöse Psyche der russischen Setten, Kirche und Volksseele, die religiöse Psyche des niederen Volkes, die Stellung des russischen Sozialismus und Bolschewismus zu Religion und Kirche und die religiöse Psyche der gebildeten Stände. Aus ersten Quellen schöpfend, führt dieses Buch zu den Quellen selbst. Werden auch die letzten Geheimnisse der russischen Seele, wie Surian in der „Kölnischen Volkszeitung“ bemerkte, noch nicht entschleiert, so werden doch die Vorbedingungen dazu geschaffen. Der gleiche Verfasser hat ebenfalls im Namen des Institutes bei Teubner einen Beitrag zu der Veröffentlichung „Vorträge und Aufsätze“ geboten: „Russische Kirche und Sozialismus“. Es ist geradezu eine hervortragende Darstellung, die, ein solches Problem im Spiegel der russischen Literatur beleuchtend, dieses Problem selbst in einer Tiefe und Weite erörtert, daß man jeden, der in diesen Fragen theoretisch oder praktisch tätig ist, dringend zu dem Werkchen raten kann. Es ist Stoff für eine Reihe von Abenden darin, Skizzen, Erläuterungen und so echt volkstümliche und lebenerfüllte Äußerungen, wie sie sich eigentlich nur in der russischen Literatur finden.

Unsrem Stoffgebiet ferner liegt ein Vortrag in der gleichen Reihe: „Russisches und orientalisches Eherecht“ von Professor Dr. F. R. Neubeder. Braucht man auch nicht mit der eingangs ausgeführten Theorie über Autonomie und Freiheit in allem einverstanden zu sein, so lernt man gern von einem so gründlich arbeitenden Gelehrten, der ein sicheres Verständnis auch für die kirchliche und sakramentale Auffassung der Ehe mitbringt. Ein weiterer Vortrag von Professor Dr. R. Holl — in der gleichen hübsch ausgestatteten Sammlung — behandelt Solstvi nach den 1917 und 1919 veröffentlichten Tagebüchern des Dichters, die Wesentliches in der bisherigen Auffassung über seinen religiösen Entwicklungsgang in ganz neuem Lichte erscheinen lassen, oft geradezu richtigstellen. Man kann über diese Fragen nicht mehr sprechen, ohne auf dies Büchlein zurückzugreifen.

Sehr dankbar werden alle Freunde der deutsch-russischen Kulturbeziehungen — neben Rußland werden natürlich auch die anderen Völker des Ostens berücksichtigt — dem Osteuropa-Institut für die ebenfalls bei Teubner erschienene Osteuropäische Bibliographie für das Jahr 1920 sein.

Dichtung und Leben



Das Volksschauspiel in Otigheim (Baden) / Ein Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte moderner Volkskunst / Von Dr. Karl Gutmann

Bor fünfzehn Jahren kannte man den Namen Otigheim kaum. Heute ist der Ruhm des Ortes weit über die engere Heimat hinausgedrungen; selbst bis ins entfernte Ausland hinein. Die Otigheimer Volksschauspiele haben eine Bedeutung gewonnen, die sie hoch hinaushebt über die Gattung gewöhnlicher theatralischer Volksunterhaltungen, die sie zu einer wichtigen Volksbildungsanstalt stempelt und die ihr eine hervorragende Stellung sichert in der deutschen Literaturgeschichte und in der deutschen Kunst überhaupt. Man muß es lebhaft bedauern, daß die Wissenschaft sich dieses Unternehmens noch nicht angenommen und ihm ihre Förderung bisher versagt hat. — Es wäre an der Zeit, daß dem „badischen Oberamtergau“ eine breitere fördernde Aufmerksamkeit entgegengebracht würde.

Klar und deutlich erkennt man in der Entwicklung des Otigheimer Volksschauspiels den Weg, den das Bauerntheater zurückgelegt hat; klar und deutlich erkennt man die Ziele, denen es weiterhin zustreben muß. Die Konsequenz in der Entwicklung ist einer der Gründe, die dem Otigheimer Spiel seine Lebenskraft verleihen. Daneben sind noch zwei Gründe, die dem Unternehmen vor allen anderen ähnlichen Einrichtungen eine festgegründete Lebensdauer sichern. Mit den Bauerntheatern hatte man trotz vielseitigen lebhaften Interesses schlimme Erfahrungen gemacht. Sie konnten sich stets nur in bescheidenen Grenzen entwickeln und mußten meist nach kurzem Bestand wieder geschlossen werden. Einerseits versagte die Quelle des Idealismus, sobald der finanzielle Erfolg nicht den Erwartungen entsprach; andererseits fehlte es an einem energischen Willen, das tausend Hindernissen zum Trotz der Idee zum Siege verhalf, das unbekümmert um die Meinungen von rechts und links auf die Kraft der Idee vertraute und das auch Gestaltungskraft genug besaß, um den Bedingungen gemäß aus altüberliefertem Besitz etwas Neues zu formen. In Otigheim fehlt das kapitalistische Interesse vollkommen. Der Begründer und ständige Leiter der Spiele, Pfarrer Saier, verrichtete seine Arbeit Jahre hindurch unentgeltlich. Die Spieler selbst erhalten eine den Zeitverhältnissen entsprechende Entschädigung, die aber die Einnahmen lange nicht aufbraucht. Der Überschuß kommt dem Spiele selbst zu gute. Aus ihm werden die Unkosten bestritten, welche die Inszenierung des Stüdes für das kommende Jahr verursacht. Und diese Kosten sind begreiflicherweise nicht gering. (Für die Umgestaltung des Spielplatzes und zu Neuanschaffungen für die Aufführungen 1922 war allein eine Summe von einer halben Million nötig!) In früheren Jahren wurden trotzdem noch Ersparnisse erzielt, die für soziale Einrichtungen in der Gemeinde Verwendung fanden. So konnte man ein Gemeindehaus errichten, in welchem Versammlungsräume und Unterhaltungsstoff dem Volke zur Verfügung stehen; eine Kinderschule, eine Kochschule und Nähschule konnten eingerichtet werden.

Der überragende künstlerische Wille und die eiserne Energie, die alles zusammenhält und mit scharfer Selbstkritik einsehend einer idealen Vervollkommenung des begonnenen Wertes zustrebt, ist verkörpert in dem katholischen Pfarrherrn Jos. Saier. Ein lebhaftes Interesse für Kunst, vor allem für das Theater, war ihm von Jugend an eigen. Als Kaplan in Karlsruhe war ihm zum ersten Male das Material und die Gelegenheit gegeben, seine künstlerischen Kräfte zu erproben. Die erziehende und veredelnde Kraft der Kunst hatte der junge Kaplan genau erkannt. Er war bestrebt, sie auch im Dienste der Seelsorge wirksam zu machen. Das Eigenartige dabei liegt in der Sicherheit, mit der Kaplan Saier das zu erstrebende Ziel erfaßte. Eine künstlerische Wirkung von geschlossener Kraft und Einheitlichkeit konnte auf der Dilettantenbühne nur dann erreicht werden, wenn das ganze Spiel vollkommen in den Händen des Leiters blieb. Also kam es nicht zunächst auf die schauspielerische Ausbildung der Einzelspieler an. Der Dilettant verliert zu schnell den Maßstab seines Könnens und stört durch seine Eigenwilligkeit die Einheit des Ganzen. Diese Schwierigkeit zu vermeiden, ging Kaplan Saier darauf aus, Spiele zu gestalten, bei denen die Wirkung nicht von den Einzelfiguren abhing, bei denen die künstlerisch gestaltete Masse — die keinen eigenen künstlerischen Willen hat — die ausschlaggebende Wirkung hervorrief. Damit hatte Saier den Rahmen der Vereinsbühne überschritten und war bei dem Grundprinzip des Volksschauspiels angelangt. Die erste Gelegenheit, sich in dieser Richtung zu erproben, fand er im Jahre 1902, wo er mit Mitgliedern mehrerer Vereine in der Festhalle zu Karlsruhe ein wohl gelungenes Passionspiel aufführte. Die im Jahre 1905 erfolgte Ernennung zum Pfarrherrn von Otigheim gab dann Gelegenheit, den eingeschlagenen Weg weiterzuschreiten.

Ötigheim ist einer der vielen gleichgültigen Orte, an denen der Schnellzug Karlsruhe—Basel vorbeisauft. Es liegt etwa 20 Kilometer südlich von Karlsruhe. Weder durch irgendeine Industrie, noch eine Sehenswürdigkeit, noch eine merkwürdige Begebenheit hatte es sich bis dahin ausgezeichnet. Höchstens, daß die Ötigheimer in der engeren Umgebung den Ruf gefürchteter Konkurrenten bei gesanglichen Wettkämpfen genossen. Wo einer der beiden Gesangsvereine des Ortes auftrat, da schwand für die anderen Bewerber die Aussicht auf den ersten Preis. Im übrigen aber sind die Dorfbewohner biedere Ackerbauer und Fabrikarbeiter. Das Dorf selbst hat ein sauberes und wohlhabendes Aussehen, durch das jedoch der Eindruck einer gewissen Nüchternheit nicht vermieden wird.

In der gesanglichen Begabung der Ötigheimer Gemeinde lag eine gewisse künstlerische Prädisposition. Der kunstliebende Pfarrer wurde nun durch Zufall Seelsorger der Gemeinde. Hier war das Feld, das durch geeignete Bebauung reife Früchte tragen konnte. In kleineren, für die Gemeinde berechneten Aufführungen prüfte der neue Pfarrherr die zur Verfügung stehenden Kräfte und weckte allmählich die Begeisterung für ein ausgedehnteres Unternehmen. 1907 schon durfte man es wagen, mit einem größeren Versuch in freier Landschaft vor eine breitere Öffentlichkeit hinzutreten. Eine Riesgrube wurde zum Theaterplatz umgestaltet. Am Hang bauten sich nach Art des griechischen Theaters die Sitzplätze auf; die Sohle der Riesgrube bildete den Spielraum von 100 Meter Länge und 50 Meter Breite. Den szenischen Hintergrund gab der Rheinwald ab, von dem sich die künstliche Szenerie des Stückes teils in vollplastischer Ausführung, teils in kullissenartigen Ergänzungen abhob.

Als erstes Stück kam ein historisches Drama von geringer Qualität, „Die beiden Tilly“ von A. v. Berlichingen, zur Aufführung. Der Erfolg war hauptsächlich mangels genügender Reklame ein negativer. Aber als erster praktischer Versuch waren die Spiele doch wertvoll. Das Stück war gewählt worden, weil es Gelegenheit bot, ein bunt bewegtes Leben zu entfalten, weil nicht so sehr die darstellerischen Fähigkeiten der Einzelspieler als vielmehr die Massenszenen wirkungsvoll waren. Und diese Massenszenen waren hier mit einer ganz erstaunlichen Feinheit gestaltet. Aber zwischen der monumentalen Aufmachung und der schwächlichen Linie des dramatischen Aufbaues im Stück klappte doch eine Lücke, die störend wirken mußte. Dem äußeren Bilde mußte auch eine innere Idee entsprechen, die klar und deutlich in der Handlung hervortrat, und die das darstellende und schauende Volk miterleben konnte. Und weiter! Die Naturbühne ist so reich an Mannigfaltigkeit und Leben, wirkt so leicht zerstreuend und ablenkend auf den Zuschauer, daß ein Mittel gefunden werden mußte, die starken Akzente des Dramas noch besonders hervorzuheben und die Stimmung, die sie auslösen, suggestiv festzuhalten. Dieses Mittel konnte nur die Musik bieten. Das lyrische Element mußte also stärker hervortreten, in dem gleichen Maße, wie das epische zurückgedrängt werden mußte. In musikalischen Einlagen erkannte man ebenfalls ein geeignetes Mittel, die szenischen Abschlüsse zu verdecken und die Überleitung zu vermitteln.

Als Träger des lyrischen Elements konnte natürlich nur die Volksmasse in Betracht kommen. Durch die praktische Erfahrung kam man also zu einem ähnlichen Aufbau des dramatischen Spieles wie ihn die alte griechische Tragödie zeigte. Das war ein auffälliges Ergebnis. Eine künstlerisch weniger kräftige Persönlichkeit wie Pfarrer Saier wäre nun nach diesen Erfahrungen der Versuchung erlegen, die griechische Tragödie in allem zum Vorbild zu nehmen. Für den gesunden Sinn des Unternehmens ist es bezeichnend, daß dies nicht geschah. Die begonnene Entwicklung mußte ihren logischen, aus den gegebenen Bedingungen abgeleiteten Verlauf nehmen. Nur durch organisches Wachsen aus dem befruchteten Boden konnte etwas Neues, Lebenskräftiges entstehen. Das Schielen nach Mustern und Vorbildern aus weit entlegener Zeit und Gegend, aus einer vollkommen wefensfremden Kultur, hätte dem Unternehmen den Untergang gebracht.

Zunächst galt es, die Verstimmung zu überwinden und den finanziellen Mißerfolg auszugleichen; der aus dem ersten Versuch erwachsen war. Der Energie des Pfarrherrn gelang es unter persönlichen großen Opfern, das Unternehmen am Leben zu erhalten. Schwieriger noch als die Verzwingung dieser Hemmnisse war die Lösung der Frage nach dem Stücke, das den gestellten Anforderungen genügen würde und das auch Gelegenheit böte, die gewonnene Erkenntnis in die Tat umzusetzen. Die klassische deutsche Tragödie, nach griechischem Muster, die theoretisch genommen am geeignetsten scheinen möchte, konnte gar nicht in Frage kommen. Tatsächlich gab es im ganzen deutschen Dramenschatz eben nur ein Stück, das den mannigfaltigen gestellten Anforderungen einigermaßen entsprach, und das war Schillers „Wilhelm Tell“. Hier war die große Idee, die jeder Zuschauer begreifen und miterleben konnte, hier war schon ein gewisses lyrisches Element, das dem „Tell“ schon oft den Vorwurf der opernhaften Aufmachung eingebracht hatte. Dieses Opernhafte konnte für Ötigheim nur erwünscht sein. Hier war die Volksmasse, die handelnd hervortreten konnte, hier waren die Einzelrollen so verteilt, daß keine allzuscharf hervorstach. Hier war auch die Möglichkeit, in der Naturbühne ein reich bewegtes Bild zu geben.

Die Tatsache, daß bei Auswahl des Stückes bloß Schiller in Betracht kommen konnte, ist äußerst auffällig. Schiller hatte sich doch in der „Braut von Messina“ das Problem gestellt, den antiken Chor wieder auf die Bühne zu bringen. Nach ihm sollte der Chor Träger des lyrischen Elementes in der Tragödie sein. Außerdem soll ihm die Aufgabe zufallen, Ruhe in die Handlung hineinzubringen, „aber die schöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines edlen Kunstwerkes sein muß“. Wenn auch Schillers Zielsetzung als richtig anerkannt werden muß, so kann man doch seine Lösung nicht als befriedigend ansehen. Sie konnte es nicht sein, weil das Theater jener Zeit nicht die Möglichkeit bot, den Chor organisch aus den gegebenen Verhältnissen herauswachsen zu lassen. Dem Dorfpfarrer von Otigheim war es vorbehalten, auf einem anderen Wege der Lösung näher zu kommen. Ganz ungewollt, lediglich in folgerichtiger künstlerischer Erfahrung und Überlegung kam Saier dazu, an Probleme unserer klassischen Dichter anzuknüpfen und sie einen wesentlichen Schritt zu fördern.

Schillers „Tell“ ging im Sommer 1910 zum ersten Male in Otigheim über die Naturbühne. Das war ein Erlebnis, eine künstlerische Offenbarung. Das Stück hatte einen durchschlagenden Erfolg. Aus den entlegensten Gauen der badischen Heimat und auch aus entfernteren außerbadischen Orten strömten allsonntäglich während der Sommerzeit die Zuschauer herbei. Hoch und niedrig, vom Schwarzwaldbauern und vom Arbeiter bis zum damaligen Großherzog und seinem Hof, nahm an den Darstellungen lebhaften Anteil. Nicht nur gesehen, nein, miterlebt wurde hier der „Tell“ von jedem Anwesenden. Ein alter Revolutionsheld von 48, der aus weiter Ferne gekommen war, wurde durch Anschauung des Stückes so erschüttert, daß ihn auf der Stelle der Schlag rührte; nicht anders wie jener mittelalterliche Ritter von der Wartburg, der nach Beschauung des Mysterienspiels von den klugen und törichten Jungfrauen vom Schlag getroffen dahinsiechte. Immer wieder mußte der „Tell“ gegeben werden. Die Plätze reichten für den Zustrom nicht aus. „Wilhelm Tell“ war und blieb das Glanzstück der Otigheimer Naturbühne. Es stand auch für die Jahre 1911, 1913/14 auf dem Programm und wird seit 1920 in neuer Ausstattung wieder aufgeführt. Wohl hatte Pfarrer Saier schon nach den ersten Aufführungen erkannt, daß man bei „Tell“ nicht stehen bleiben dürfe, daß es eine Entwicklung darüber hinaus gebe. Aber die Ungunst der Verhältnisse ließ diese Entwicklung nicht zu freier Entfaltung kommen. Vor allem mangelte es an einem Stück, das in höherem Grade noch wie „Wilhelm Tell“ für die Aufführung auf der Volksbühne geeignet war. Nur ein nach den Bedingungen dieser Bühne aufgebautes Stück konnte ein Hinausgehen über das bisher Gebotene ermöglichen. Ein solches Stück hatte Dr. O. Thissen in Anlehnung an Webers Epos „Dreizehnlinden“ verfaßt. Es bot eine monumentale Idee: Kampf des vordringenden Christentums gegen das alteingesessene Heidentum; gleichzeitig bot das Stück ein starkes lyrisches Element und außerdem noch Gelegenheit zur Entfaltung reichbelebter Bilder. Aber diese Vorteile wegen doch die vorhandenen Nachteile nicht auf. Der Stoff war nun einmal episch und mußte einer dramatischen Gestaltung zähen Widerstand entgegensetzen. Aber gerade auf der Naturbühne ist es nötig — wie schon oben auseinandergesetzt —, daß das Epische vollkommen zurücktritt. Vor allem äußerte sich dieses Epische in der Passivität des Helden. Ein passiver Held kann das Volk nicht begeistern; es mußte ihn ablehnen. Dazu kam dann noch die verständnislose, unduldsame Kritik der liberalen Presse, die hier eine Propaganda für den Katholizismus wittern wollte. Kurzum, der Versuch, über „Tell“ hinauszukommen, hatte fehlgeschlagen. Weitere Versuche wurden vorerst durch den Ausbruch des Weltkrieges unmöglich gemacht.

Nach Beendigung des Krieges lehrte man — abgesehen von den Spielen der Jahre 1918/19, auf die ich später noch einmal die Aufmerksamkeit zurücklenken muß — zum „Wilhelm Tell“ zurück. Man wollte in dieser ungünstigen Zeit Mißerfolge vermeiden, man hoffte Mittel zu gewinnen zu neuen Unternehmungen, man wollte vor allem die Entwicklungsreihe wieder da aufnehmen, wo sie abgerissen war. Die heutigen Tellspiele boten gegenüber den früheren mancherlei Neues. Unermüdlich arbeitet Pfarrer Saier, der bis jetzt jede Aufführung persönlich beaufsichtigt und geleitet hat, an der Vervollkommenheit der Spiele, nicht nur im Großen, sondern auch in den kleinsten Einzelheiten. Schon die Szenerie und die Zahl der Darsteller war gegen früher erweitert. Rund 500 Menschen, Männer und Frauen, Kinder und Greise, etwa ein Sechstel der Dorfeinwohnerschaft, ist aufgeboten. „Wilhelm Tell“ ist nicht das Stück eines Helden, es ist das Stück eines ganzen Volkes. In Otigheim spielt das Volk den „Tell“.

Man hat Pfarrer Saier den Vorwurf gemacht, daß sein „Tell“ nicht mehr das Schillerische Drama sei. Eine reichlich kurzsichtige Kritik! Wenn in Otigheim nichts anderes gegeben werden sollte wie „Tell“ in der landläufigen Auffassung, die schon zu einer „Tell-Müdigkeit“ geführt hat, dann hätten die Spiele keine Berechtigung. Gemäß der oben gezeichneten Entwicklung mußte die Inszenierung umgestaltet werden, den heutigen Bedingungen entsprechend. Und dabei haben die Otigheimer den Dichter selbst auf ihrer Seite. Im Vorwort zur „Braut von Messina“

schreibt Schiller: „Nur die Worte gibt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzukommen, sie zu beleben“. In der Handlung und im Text hält sich das Volksschauspiel streng an das Schillersche Drama. Das Neue liegt eben in der wichtigeren Hervorhebung der Masse und in der Betonung und Einschaltung lyrischer Stellen. Der Musik ist ein breiter Raum zugestanden. Die eigenen Zutaten des Regisseurs sind stets genau motiviert und durch die Handlung oder szenische Angaben des Dichters gerechtfertigt. Wenn Schiller z. B. in der Vorbemerkung zur ersten Szene des ersten Aufzuges angibt: „Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Ruhreihen und das harmonische Geläute der Herdenglocken —“ so ist das in Otigheim die Veranlassung, das Leben der Alm nicht nur anzudeuten, sondern in plastischer Gestalt vor Augen zu führen. Von den Bergen steigen die Sennen und Sennerinnen herab mit ihren Rügen und Ziegen und Schafen. Im Tale angelangt, wenden sie sich noch einmal der geliebten Alm zu und grüßen sie mit dem Lied: „Ihr Berge, lebt wohl“. Aus dem Dorfe sind unterdessen die übrigen Einwohner herbeigeströmt. Die glückliche Heimkehr der Sennen gestaltet sich zu einem Volksfest mit Reigen und Dudelsackmusik. Eine bunte und reich bewegte Szene entrollt sich vor unseren Augen. Die idyllische Ruhe des Tales und die friedliche Harmonie aller seiner Bewohner wird uns überzeugend vorgeführt. Und mitten hinein plakt dann die widerregte erste Szene des Stückes. Von dem lyrischen Hintergrund hebt sich das beginnende Drama in elementarer Kraft ab. Einen ähnlichen Zweck hat die Szene der übermütigen Dorfjugend, die den Gelehrthut verspottet. Sie steht in schroffem Gegensatz zu dem folgenden Apfelschuß.

Einen anderen Wert hat die Volkszene nach dem Apfelschuß und nach der Festnahme Tells. Eine lange Prozession von Kindern mit fliegenden Fahnen zieht über die Bühne. Ihnen schließen sich die Bewohner Altdorfs an. Mit Bittgefangen zieht die Menge zu einem einsamen Kirchlein auf der Alm, um dort für das Leben und die Erhaltung Tells zu beten. Das schwerbedrängte Volk hat den Mann verloren, auf den es all sein Hoffen gesetzt hat. Traurig und zugleich hoffend fleht es zu dem, der allein noch retten kann. Der Bittzug hält die gedrückte Stimmung fest, die am Ende des dritten Aufzuges entsteht; gleichzeitig leitet er aber durch die gläubige Hoffnung auf die Hilfe Gottes zu dem vierten Aufzug über, der die Lösung der dramatischen Spannung und die Befreiung von der drückenden Knechtschaft des Landvogtes bringt.

Haben so die Chöre innerhalb der Handlung die Aufgabe, den dramatischen Gehalt des Stückes zu unterstreichen, so haben die szenischen Massenbewegungen die Aufgabe, den Zuschauer von der Zersplitterung durch die Mannigfaltigkeit abzuhalten.

Die Notwendigkeit einer weiteren Entwicklung des Volksschauspiels über die Stufe des „Wilhelm Tell“ hinaus tritt heute vielleicht noch mehr als 1910 zutage. Das Neue, was der „Tell“ lehrt, lautet: Nicht Naturalismus ist das Kunstprinzip der Naturbühne! Die gestellten Aufgaben lassen sich auf naturalistische Art nicht lösen.

Die Unzulänglichkeit des Naturalismus zeigt sich am auffälligsten in der ersten Szene des Stückes und beim Rütlichschwur. Wenn die heiße Julisonne mittäglich auf die Bühne scheint, dann ist es vollkommen unmöglich, im Zuschauer die Vorstellung von dem drausenden Fröh und den tobenden Elementen hervorzurufen. Ebenso wenig kann die Heimlichkeit der bergenden Nacht beim Rütlichschwur suggeriert werden. Hier sieht die Leitung sich genötigt, durch musikalische Einlagen die Stimmung anzudeuten. Man muß also zu symbolischen Hilfsmitteln die Zuflucht nehmen. Damit ist aber das Prinzip des Naturalismus durchbrochen. Die künstlerische Einheit ist gefährdet; es entsteht eine unbefriedigende Zweispaltigkeit. Noch mehr tritt diese Zweispaltigkeit und Verschwommenheit in dem Zusammenfließen von Natur und Kunst hervor, das den monumentalen Aufbau des Ganzen zu zerreißen droht. Man sieht weder ganz Natur noch ganz Kunst. Ja, beide Elemente sind nicht einmal scharf geschieden. Der Naturalismus der Innenbühne ist immer Kunst. Nicht die Natur selbst wird dort vorgeführt, sondern eine Nachahmung der Natur. Ein wesentliches Merkmal einer jeden Kunst ist ihre Absichtlichkeit; der menschliche Geist schafft bewußt nach einer bestimmten Idee. Die Absicht naturalistischer Kunst richtet sich auf möglichst getreue Nachahmung der Natur. Bei der Naturbühne auf der Entwicklungslufe des „Tell“ tritt die Natur selbst an die Stelle der nachgeahmten Natur. Das ist vollkommen unkünstlerisch. Hier muß die weitere Entwicklung einsehen. Auch die Natur der Volksbühne muß dem gestaltenden Willen des Leiters sich unterwerfen. Also auch die Szenerie muß die einfache monumentale Linie hervortreten lassen, d. h., die Natur muß stilisiert werden. Die gleiche Umgestaltung fordern die Massen Szenen. Auch da ist dem Zufall im „Tell“ noch viel zu viel Möglichkeit gelassen. Die Natur schafft zufällig, die Kunst aber mit Bewußtsein. Also auch hier muß der Zufall der Natur durch den Zwang des künstlerischen Willens abgelöst werden: auch die Massenszene muß sich nach stilistischen Gesetzen aufbauen. Mit zwingender Klarheit werden also die Wege gewiesen. Die Stilbühne allein kann eine einheitliche und befriedigende Lösung geben. Zu wiederholten Malen wies die praktische Erfahrung auf die griechische Tragödie als Vorbild hin.

Wo aber war das Stück, das den neuen Anforderungen genügte? Im ganzen Repertoire der deutschen Bühne war es nicht zu finden. Das moderne Drama geht auf Darstellung verwickelter Handlungen aus. Die psychologische Zeichnung von Charakteren und von Seelenzuständen einzelner Personen ist hier das hauptsächlichste künstlerische Wirkungsmittel. Im Volksschauspiel kann beides nicht zur Geltung kommen, ja, muß es sogar schädlich wirken. Auf der Naturbühne müssen die Charaktere einfach und leicht verständlich sein, damit ihre Schilderung nicht zu viel Raum einnimmt, und damit die Handlung einfach und allem Volk verständlich bleibt. Nur solche Handlungen, die auch der Ungebildete versteht, können Aussicht auf Erfolg haben. Die Handlungen, die jedem bekannt sind, bietet die biblische Geschichte. Also kommen biblische Dramen in erster Linie in Betracht. Auffällig! Das griechische Drama stellt Begebenheiten aus der mythischen Geschichte dar; das christliche Volksschauspiel sieht sich veranlaßt, Gestalten der Bibel auf die Bühne zu bringen. Nichts lag nun näher, als die Aufführung einer Passion. Aber einerseits wäre man in gefährlichen Konflikt geraten mit kapitalistischen Unternehmungen, andererseits war auch die hohe künstlerische Ansicht Pfarrer Saier diesem Stoff zunächst noch abgeneigt. Die Passion ist allerdings das Endziel der neuereisenden Entwicklung, aber ein Ziel, das man nur auf mühevолlem langem Wege zu erreichen hoffen darf. Weder Zuschauer noch Darsteller in Ötigheim haben die nötige künstlerische Reife, um eine Passion hohen Stiles ebenso eindringlich erleben zu können, wie sie den „Tell“ erlebten. Jede Passion aber, die nicht darauf ausgeht, diese Wirkung mit überwältigender Kraft zu erzielen, muß als unkünstlerisch und als eine Profanierung des Stoffes bezeichnet werden. Sowohl Darsteller wie Zuschauer müssen erst zu diesem Erlebnis erzogen werden.

Viel hat Pfarrer Saier bisher erreicht; aber der schwerste Teil seiner Aufgabe steht noch vor ihm. Wenn man auch die Notwendigkeit des Schrittes zur Stilbühne anerkennt, so drängt sich doch das Bedenken auf: Werden die Bauern imstande sein, den Gesetzen dieser Bühne zu folgen? Im naturalistischen Drama machte ihnen die Einordnung in das Ganze keine allzugroße Schwierigkeiten. Hier konnten sie sich selbst spielen. Je mehr sie ihrem natürlichen Gebahren freien Lauf ließen, um so eindrucksvoller mußte ihr Spiel sein. Mit der neuen Entwicklung muß aber diese Natürlichkeit zurücktreten. Alles muß sich dem von der Spielleitung aufgestellten Stilgesetz vollkommen unterwerfen. Hier steht also die neue große Aufgabe des künstlerischen Leiters ein. Man darf auf der als richtig erkannten Bahn nicht stehen bleiben, weil das Material nicht genügt; vielmehr das Material muß so bearbeitet werden, daß man den Schritt wagen darf. Sowohl Einzelspieler als auch Volksmasse müssen zur Unterordnung unter das Stilgesetz erzogen werden; eine Aufgabe, die nicht innerhalb eines einzigen oder auch einiger weniger Jahre gelöst werden kann.

Schon 1918 begann die Arbeit an dieser Aufgabe. Schon damals zeigte der große Erfolg, daß Pfarrer Saier sich auf dem richtigen Wege befand. Damals kam das biblische Drama „Friede, Paradies und Brudermord“ von Sebastian Wiefer zur Aufführung. Pfarrer Saier hatte die Anregung gegeben zur Dichtung; er hatte auch den Plan zum Aufbau derselben nach seinen praktischen Erfahrungen gegeben. Das Stück war also für Ötigheim selbst geschrieben. Am Fehlen eines geeigneten Stückes sollte die Entwicklung nicht scheitern. Eine leichtfällige, durch die Zeitumstände allgemein berührende Idee lag dem Stücke zu Grunde. Wie kam das Übel, wie kamen Haß und Zwietracht in die Welt? Dargestellt war diese Idee an einem Stoff, der auch dem ungebildeten Zuschauer geläufig war. Ein Urgersehnis mit großem dramatischem Gehalt, ähnlich wie in der griechischen Tragödie, war hier dichterisch gestaltet.

Im ersten Teil des Stückes: „Die erste Sünde“ entwirft der Dichter ein Bild von der Schönheit, der Glückseligkeit und dem Frieden des Paradieses. Auf einem von Engeln errichteten Altar wird der Gral als Symbol des Friedens aufgestellt. Engel geleiten Adam und Eva herbei; die Ältern empfangen den Segen des Friedensengels und werden zur Treue aufgefordert. Schon aber dringt der Verführer in das Paradies ein und veranlaßt den Sündenfall. Der Friedensengel holt den Gral wieder und trägt ihn auf der Himmelsleiter empor. Luzifer triumphiert; der Tod als Fiedelmann schreitet durch Eden. — Eine weitere Auseinandersetzung über den Verlauf des Stückes erübrigt sich. Aus der kleinen Verfehlung Evas folgt das furchtbare Unheil der Menschheit: Sünde, Haß und Mordschlag.

Hier war tatsächlich ein Stück gegeben, das in der szenischen Wiedergabe einen überwältigenden Eindruck hervorrufen konnte. Schon die Vereinfachung der Szenerie auf eine ideale Einheit des Ortes bedingte eine konzentrierte Aufmerksamkeit des Zuschauers. Die Einfachheit der Bühne stand in einem harmonischen Verhältnis zur Einfachheit der Idee und der Handlung. Die überirdische Pracht und Erhabenheit des Ortes wurde durch den stilistischen Aufbau der Bühne angedeutet. Alle Linien der Landschaft verstärkten die symbolische Bedeutung der Himmelsleiter, die eine unmittelbare Verbindung mit der Welt des Jenseits andeuten sollte. Über dem Ganzen schwebte das Auge Gottes. Auf der Leiter stiegen Engelhörner hernieder. In rhythmischer Bewegung

belebten sie das Paradies. Auf dem Hintergrund dieser rhythmisch bewegten Massen voller ätherischer Seligkeit hoben sich die Einzelpersonen mit ihrem Menschenschicksal scharf umrissen ab. Die breite lyrische Exposition diente der dramatischen Handlung als wirkungsvolle Folie.

Das Stück war nur ein erster Versuch; aber dieser Versuch forderte, daß man auf dem eingeschlagenen Wege weiter schritt. Daß auch das zushauende Volk mit der neuen Entwicklung einverstanden war, zeigte der ungeheure Zustrom. Der Zuschauerraum konnte die Massen nicht fassen. Das Volk lagerte sich noch zu den Seiten der Szenerie. Das große Ziel des Pfarrherrn war in sichtbare Nähe gerückt.

Das Jahr 1922 bringt nun eine neue Stufe in dieser Entwicklung. Nach L. Parkers englischem Drama: „Joseph and his brethren“ hat Sebastian Wieser mit Unterstützung Pfarrer Säiers ein neues Drama für Ötigheim geschrieben. Unzweifelhaft wird auch die Aufführung dieses Dramas ein künstlerisches Erlebnis von Bedeutung gewesen sein. (Erstaufführung im August 1922).

Die kulturelle Bedeutung des Ötigheimer Volksschauspiels in ihrer ganzen Ausdehnung abzumessen, dürfte heute wohl noch unmöglich sein. Wohl sieht man den breiten Strom der Begeisterung, der sich ins Volk ergießt; aber wie er sich in die kleinen Kanäle und die kleinsten Äderchen verzweigt, das entzieht sich noch der genauen Kenntnis. Ab und zu aber treten doch diese geheimen Kanäle auf einen Moment zutage, und man kann ermessen, wie machtvoll Ötigheim im Volke weiterwirkt. Es ist keine idealisierende Überhebung, wenn man dem Volksschauspiel im modernen Leben die gleiche Stelle anweist, die im alten Griechenland die panhellenischen Feste einnahmen. Die Richtigkeit dieser Behauptung kann nur der begreifen, der einmal unter den vierzigtausend Zuschauern in Ötigheim gewesen hat. Hier ist kein verwöhntes Theaterpublikum, das sein Verhalten nach der Tageskritik richtet. Zumeist sind es Leute, die in ihrem Leben selten oder kaum jemals Gelegenheit haben, ein Theater zu besuchen. Ihnen gestaltet sich der Besuch des Volksschauspiels zu einem unauslöschlichen Erlebnis. Nicht zu kritisieren, mitzuerleben kommen sie aus den weit entlegenen Ortschaften. Der Tag wird ihnen zu einem Fest, zu einer Wallfahrt nach einer hohen Schönheit. Undoreingenommen geben sie sich den Einwirkungen des Spieles hin. Geheimnisvolle Wellen strömen von der Bühne nach dem Zuschauerraum über und bewegen das Volk zu aktiver Teilnahme an der Handlung. So feindlich und so widerstrebend sich die Handlungen und die Ansichten im Leben des Volkes gegenüberstehen, hier in Ötigheim sind alle nur einer Ansicht und voll einer und derselben Begeisterung. Die versöhnende Kraft der Kunst tritt nirgends deutlicher zutage.

Wenn Ötigheim keine andere Leistung aufzuweisen hätte, als seine Verdienste um Schiller, so wäre das schon genug, ihm einen Platz in der Literaturgeschichte zu sichern. Niemals und nirgends seit seiner Lebenszeit war Schiller volkstümlicher als heute in Ötigheim. Tausende, die den Dichter nur dem Namen nach kannten, Tausende, die seinen Namen kaum jemals gehört haben, lernen hier den Dichter kennen und erleben. In einem unserer Zeit und dem modernen Volksempfinden angepaßten neuen Gewande tritt er vor den Beschauer hin. Durch den Pfarrherrn von Ötigheim ist er zu neuem Leben erweckt. Von allenthalben kommen die Schulen zum Besuch der Spiele herbei; man sah sich genötigt, den „Tell“ in der Schule vorher zu lesen. So wird schon der Volksschüler mit dem großen Dramatiker bekannt gemacht. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Sitte auch weiterhin beibehalten wird. Tausende von Zuschauern nehmen das billige Textbüchlein in die Heimat mit. Die meisten werden in müßigen Stunden, wenn sie nachkostend der Spiele sich erinnern, den Text zur Hand nehmen und nachlesen. Viele werden bei „Tell“ nicht stehenbleiben; sie werden auch andere Stücke des Dichters lesen und sie im Geiste sich in Ötigheim vorgeführt denken. Nicht nur unmittelbar, sondern in seinen Nachwirkungen bietet das Volksschauspiel einer ungezählten Menge versehrte Genüsse und hält sie von Vergnügungen leichter Art ab. Ötigheim ist eine Volkshochschule in des Wortes edelster Bedeutung.



Passionsspiele (Oberammergau) / Von Otto te Kloot

Am Abend, wenn das Spiel beendet, kommen die Spieler durch das Dorf. Das Gewand taten sie ab und tragen ihr Kleid. Das Kleid, über dem ihr Kopf versonnen noch und blaß vom Erleben erscheint, unter dem wir ihr warmes Erdenblut erspüren. Und plötzlich wissen wir, daß auch ihr Spiel Fleisch und Blut, daß es nicht Schemen und Schatten, daß es durch uns hindurchwandelt, täglich, stündlich erneut, mit seiner Auferstehungsflamme, mit seinen Wundern. Die Zeit, da dieses Geschehen so schreckliche Wogen von sich spie, daß eine große Finsternis kam und der Vorhang des Tempels zerriß, sank nicht, sich selbst zerstörend, in den Abgrund. Sie weht uns an, wo wir wandeln und schaffen, haucht mahnende Schauer, erhebt sich vor glaubensstarken Seelen als Symbol ewiger Liebenskraft, pocht an irrende und zweifelnde Herzen, und ihre Blutstropfen leuchten rot wie Sommerrosen auf unserm Weg. Diese Menschen aber, die versonnen, mit ein wenig müdem Schritt durch das Dorf gehen, sie fogen das große Geschehen jener Zeit in ihre Brust, sie durchtränkten ihr Haupt damit, sie gaben uns das Bild, das wir mit ungeübten Händen nicht selbst gestalten können.

Diese Gedanken sprechen zu uns, da wir am nächsten Tage vor der Bühne des Wehspielhauses sitzen. Diese Gedanken heben Vergangenes, dennoch Ewigkültiges warm vor unsern Blick. Das sammelt die Kräfte in uns, das löst uns von dem Werktag, der uns nur widerstrebend zu dieser Stätte entließ. Nicht darin, daß es überhaupt geschieht, liegt die Wehskraft des Spiels, sondern darin, wie es sich in uns vollzieht und wie es uns nach sich gestaltet. — —

Im Jahre 1633 fuhr die Pest durch das Ammortal. Aus dem Schaudern über die grauenhafte Ernte, die sie hielt, rang sich das Vertrauen zu dem Erlöser los. Und er besiegte den Feind und machte die Menschen frei. Da taten sie ein Gelübde, daß zum Gedenten an diese schreckliche Zeit die Leidensgeschichte Jesu aufgeführt sein solle, in jedem zehnten Jahr, und diesem Gelübde ist die Gemeinde Oberammergau treu geblieben bis auf den heutigen Tag.

Und jetzt ragt das Spiel wieder in eine Zeit hinein, die der zweite der apokalyptischen Reiter, der Krieg, verheert. Ihm auf den Spuren folgte der Hunger. Die Menschheit blickt ratlos, zerrüttet von äußerer und innerer Not, um sich. Wenn denen, die ihre brennenden Fragen nach Oberammergau tragen, aus dem Bilde der Erlöser hervortritt, wenn der Hauch zu ihren Herzen geht, daß alles Geschehen nur ein donnerndes Zeichen ist in der Hand des ewigen Retters und Verklärers, — dann ist der große, tiefe Sinn dieses Spiels dem strömenden Leben angeschlossen und vernahmt.

Dieser „Absicht“ des Spiels, die Herzen zu öffnen für die Aufnahme seines großen, heilenden und heilkräftigen Ziels, dienen besonders die der eigentlichen Passionshandlung eingegliederten Prologe, Chorgeänge und lebenden Bilder, die symbolisch gleichklingende, verstärkende Szenen des Alten Testaments veranschaulichen. Sie setzen auch der häufig etwas eintönig und unlebendig wirkenden Wechselrede, die an manchen Stellen gekürzt und gestrafft sein könnte, farbige Lichter ein, sie leuchten edel und gehalten, oft ergreifend in ihrer stummen Sprache auf, verschwinden und lassen wieder an anderer Stelle einen Durchblick in den mächtigen Raum der Zeit, der alles geheimnisvoll mit dunkeln Fittich umspannt, zu. Es wäre nicht schade, wenn das Farbenganze dieser Bilder durch einen noch kräftigeren Willen gehalten würde, ihre Geschlossenheit ruht hier und da auf allzu blickschmeichelnder Grundlage, während eine herbe Kontrastwirkung, ein Hereinspielen schärfer tönender Lichter oft zum Vorteil gereichen würde. Vielleicht lassen kommende Zeiten einmal eine Durchfeilung des Textes, eine Revision der Bilder nach jener Seite hin zu, die dem strichknapperen Holzschnitt des Lebens und dessen farbenstrengerem Duktus entscheidender das Wort anheim gibt. Wenn das Schöne und Edle, das jetzt ohne Zweifel schon erreicht ist, in diesem Sinne noch gesteigert werden könnte, so würde das sicher dem Spiel, so weit es die Bühnenvorgänge an sich begreift, nicht zum Schaden gereichen. —

Allmählich entwickelt sich aus den Vorklängen das Drama. Mit der Bereitung des Osterfestes setzt es ein. Fern schon dunkelt der Ahnung dunkle Wolke:

Der mit hellem Blick durchschaut der Zukunft
Schleier, sieht schon nahen das Ungewitter,
Das sich drohend sammelt, ob seinem Haupte
Sich zu entladen . . .

heißt es im Prolog. Giftige Saat fällt in Judas' Herz und keimt auf. Eines in seiner sanften Melancholie, in seiner Osterfeierlichkeit schönsten Bilder zieht vorüber: Jesu Einzug in Jerusalem. Dann: Das Abendmahl, nach dem Lionardo-Bild gestaltet, die Szene am Ölberg, Jesu Gefangennahme. Von hier an düfte der dramatische Kern des Spiels straffer gespannt sein. Das brütende

Unheil, der furchtbare Schritt der Tragödie, die der Entladung zuschreitet, sollte stärker fühlbar werden. Die Szene vor Pilatus' Richterstuhl, der Schrei des Volkes: „Kreuziget ihn!“, die Geißelung, — elementar, in wachsender Glut, fessellos, sollte es auf uns eindringen. Dann wieder die Bilder großen Schmerzes: Jesu Kreuztragung, seine Begegnung mit der Mutter, die Aufrichtung des Kreuzes, seine Worte, milde, von Todeschauern umweht, herabgerufen . . . Das klammert sich ein in uns, als wäre etwas lebendig geworden, das mit uns geboren, das in uns wohnte und das doch nie so faßbar, so unabwendlich, so ergreifend nahe an uns herangetreten ist. Wenn man dieses Bild, schon in leise sinkendem Abend, gesehen, dann wird es still in uns, die eigenen Lebensängste rücken ab und an deren Stelle hören wir Schmerzverhaltens Atmen der Menge, die mit uns dem großen Vorgang lauscht¹. Nach der Grablegung dann die Auferstehung, die nach meinem Empfinden leuchtender, von mehr erdentrücktem Jubel durchglänzt, zur Anschauung geführt werden sollte. —

Die Darstellung ist wie ein Altkord, der sich mit den Bildern in sanften, ruhevoll auf und nieder flutenden Schwebungen verweht. Die Sprache greift gehalten ineinander, und wenn man auch an einzelnen Stellen, wie schon erwähnt, einen leidenschaftlicheren Rhythmus wünschen möchte, so legt sich doch die Klarheit und edle Durchglängtheit des Ganzen innig und voller Hoffnung um die Seele. Anton Langs Christus hat Gottesnähe, Petrus den Ernst des Vorahnenden, martig ragt Kaiphas auf. Die Frauenrollen treten weniger hervor, aber ihre Gestalten, durchdrungen von schmerzhafter Liebe, bleiben unvergessen. Sehr gut auch der Chor, namentlich der Chorführer (Guido Diemer), in Wuchs und Gebärde wie lebendig gewordener Stein von alten deutschen Dömen.

Wie die Chöre der Handlung eine gleichsam aus dem Schicksalsvollen hervortretende Stütze bieten, so dient die Musik dazu, die oft schwer drückende Stimmung aufzulockern und sie mit Äther zu durchsetzen. Die alte, echte Barockmusik wurde durch das Brandungslut des Jahres 1817 vernichtet. Die neue, von Lehrer Rochus Wedler geschaffene, paßt sich dem Ernst der Passion mit ihren weichen Altkorden und ihren manchmal sprunghaften Schwingungen versöhnend und lichtvoll klärend an und legt sich in Momenten wie: „Wo ist er hin? Wo ist er hin? Wo ist er hin, der Schönste aller Schönen?“ — als das Suchen einer jungfräulichen Seele melodienart in das Ohr.

Als besonders gut gelungen darf auch das Melodram bezeichnet werden, das den Hörer durch Zusammenwirken von Prolog und Orchester innig in die Solgathandlung einführt.

Mögen viele, viele zu diesem Spiele wallen. Menschen sprechen dort zu Menschen, aber hinter beiden, Spielern wie Hörern, steht Ewigkeit. Denn wie das Geschehen, das wir erschaut, aus zukünftigem Zeitstrom zu uns aufschreit, so steht auch hinter unserer kurzen Lebensspanne, hinter dem Weinen unserer Herzen, dem Erlösungssehnen unseres Haupts der ungeheure, nachtfinstere Raum, dem die Tragödie der Menschheit entquillt. Eines ist, das sie errettet, das ist der Glaube.

ErI und andere Passionspiele

Wenige Sätze noch seien auch diesen gewidmet. Die Zeitverhältnisse verbieten es dem Referenten, Eindrücke unmittelbar persönlicher Anschauung wiederzugeben, nur von ferne kann er seinen Blick auch auf diese Spiele gerichtet halten. Aber schon die Tatsache, daß sich besonders in diesem Jahr ein teilweise begeistertes Einsehen für die Aufführung alter oder neuerer Mysterien bemerkbar macht, ist wert, klar erkannt zu werden.

ErI in Tirol hat sein Passionspiel wieder aufgenommen. Das Dunkel, das die Entstehung dieses Spiels überschattet, ist erst wenig aufgelichtet worden. Es ist wesentlich anderer Art, wie das Oberammergau, schlichter, aber deshalb nicht weniger eindringlich und wirkungsvoll. Alt, fortgeerbte Bauernart — man vermutet die Entstehung der ersten Textbuchfassung von Basti Wild in Augsburg um das Jahr 1565 — richtet ihm das Maß und durchdrundet es. Die Erler sind sich der Grenzen und des Wesens ihres Römners durchaus bewußt, aber sie erfüllen es mit dem Mark der Ursprünglichkeit und Eigenkraft. So geht auch aus diesem kleinen Ort, auf den die Berge niederdunkeln, eine Tat hervor, trozig und herb, wie es bauernderbe Überlieferung bedingt, doch auch wieder mild, von unbewußter, fast kindlich anklingender Unschuld und Frömmigkeit. —

Das Textbuch hat Frische; an dieser oder jener Stelle würden Kürzungen von Vorteil sein. Das Bühnenleben ruht auf dem raschen und lebendigen Schwingen des Wortes, auch die Sprache muß Bild und Farbe sein. Die eingetragenen Lieder, die begleitende Musik fördern seinen melodischen Fluß, und wenn, wie im Erler Passionsbuche gesagt wird, spätere Zeit einmal das Bedürfnis erweckt, die älteren Texte auf ihre „bodenständig-kehnhaften Bestandteile“ zu durchforschen, so

¹ Von der Oelbergzene an sollte nur eine Möglichkeit geschaffen werden, das grelle Tageslicht der Bühne zu dämpfen, um so das Versinken in die Nacht tiefsten Schmerzes auch äußerlich zu versinnbildlichen. Namentlich das Kreuzigungsbild könnte an Eindringlichkeit mächtig gewinnen, wenn es gleichsam aus den Schatten ewiger Zeit dunkel und qualvoll schwer vor uns auftragen würde. Die technische Ausführbarkeit dieser Idee ist nicht zu bezweifeln.

würde auch dieses Spiel immer mehr mit der herben Majestät der Bergeswelt, mit der martigen Schlichtheit von Bauernart und mit dem Gott, der donnergtrollend und sonnenzeugend darüber fährt, verschmelzen und an Plastizität und Lokalkolorit gewinnen.

Ein schlicht-schönes Weihnachtsspiel ist das von dem Wiener Josef Neumair ebenfalls unter kluger und feinsinniger Verwendung alter und neuer Mysterienspiele und -lieder zusammengefaßte und aus Eigenem erweiterte: „Stille Nacht — heilige Nacht.“ Es kam mehrere Male im Sofiensaal in Wien, und zwar mit vortrefflicher Wirkung, zur Aufführung. Wie es in einem Referat über diese Aufführung heißt, war „der Saal zu einer Art Idealbühne stilisiert, so zwar, daß sich das ganze Spiel vor den gleichen, dunkel und feierlich wallenden Vorhängen vollzog. Dieser Rahmen, poetisch gekrönt von einem allerliebsten Fries von sechs lebenden Engeln, wirkte bei kluger, sparsamer Verwendung von Lichteffekten monumental und erhaben.“ Ob sich aus dieser Art der Einrichtung besonders für die Oberammergauer Mittelbühne, die mit ihrem Kulissen- und Sofittentram im Tageslicht jeden naturhaft künstlerischen Eindruck erstickt, wertvolle Anregungen gewinnen lassen, möchte ich nur angedeutet haben. Da die Mittelbühne ohne Oberlicht, wie sie jetzt besteht, auch viel zu dunkel ist, als daß man die lebenden Bilder gut erkennen könnte, so wäre hier bei Verwendung von Vorhängen unter der Mitwirkung von einfallendem Licht vielleicht manche Farbenwirkung von Kraft und Bedeutung zu erzielen. —

Ich erwähne noch die Mysterienspiele: „Hallelujah“ und „Das Leiden Christi“, beide von Wilhelm Wiesebach, „Unsere liebe Frau“ von W. Kreuser, sowie das „Münchener Passionspiel“ von Dr. Hermann Dimmler. Sie alle zeugen von liebevoller Versenkung in den Stoff und blühen und zittern im Leuchtschatten des Gottes, der ruhevoll ihren frommen Atem um seine Stirne gehen läßt. —

Noch sei eines neuen Mysterienspiels gedacht. Im Klosterhof des — 1502 gegründeten — St. Annenklosters in Lübeck kam im Juni d. J. das „Spiel von den zehn Jungfrauen“, von Paul Helwig zur Aufführung. Es behandelt die alte Parabel von den fünf klugen und den fünf törichten Jungfrauen und muß in dem alten Klosterhof spannenden und farbig fein bewegten Eindruck gemacht haben. Das Textbuch ist eine gerundete, klar gesehene Dichtung, die frisch und mit kluger Steigerung zum Ziele strebt. —

Anmerkung der Schriftleitung: Auch in der Grafschaft Glaz (Grafenort) sind wertvolle Heimatspiele entstanden. Hingewiesen sei ferner vor allem wiederum auf Franz Herwigs erfolgreiche Bemühungen um das moderne Mysterienspiel.

*

Der Eifelbauern „Wilhelm Tell“ / Von Hans Leinen

Ein Hoffungsstern, groß und leuchtend, ist Kronenburg, das, wie im vorigen Jahre, drei Monate lang allsonntäglich, so auch heuer vor Tausenden von Menschen den „Tell“ aufführt. Diese „Tell“-Aufführung in Kronenburg ist eine Kulturtat. Heute müssen wir zu den Eifelbauern pilgern, um uns von ihnen sagen zu lassen, wo die starken Wurzeln unserer Kraft sind. Heute verstehen wir Goethes Wort: „Unser Landvolk hat sich fortwährend eine gute Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange instande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern; es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und auffrischen; aber gehen Sie einmal in die großen Städte, und es wird Ihnen anders zumute werden.“ (Gespräch mit Eckermann, 552.) Vergleichen wir die Aufführung des „Tell“ durch die Eifelbauern, Handwerker, Landarbeiter, Arbeiter, Landmädchen und Landfrauen mit einer solchen durch Berufskräfte!

Ich sah den „Tell“ im vorigen Jahre in Kronenburg, sah ihn kürzlich auf einer der ersten Bühnen Deutschlands (im Schauspielhaus zu Frankfurt am Main) und sah ihn jetzt wieder auf jener idyllischen Burgruine der Eifel. Was sind der ganze technische Apparat der modernen Bühne und die fein ausgebildete Annatur des Schauspielers gegen eine Freilichtaufführung durch die von keiner Kultur belecten Eifelbauern! Hier Wirklichkeit, Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit, die an die Seele greifen und alle ihre Saiten zum Klingen bringen, dort Niederwaldentmalposen, gespreizte Phrasen und Kulissen, die abstoßen und die Seele der Dichtung ertöten. Die in Raum und Personen beschränkte Bühne läßt nur unzulängliche Massenszenen zu und bietet eine fade „Dekoration“. Wie selbstverständlich und natürlich hütet man in Kronenburg vor Beginn des Spiels, lange vor dem Lied des Fischerknaben, die Herden, wie singen und tanzen

dort oben auf der Matten Grün die frohen Eifel-Schweizer-Sennerinnen, die die Kühe auf der Almrue treiben, bis unten jetzt der kleine Jenni von der Zauberkraft der Wasser singt, und Sepp, der Hirtentnabe, von seinen Matten und der sonnigen Weide im Liebe Abschied nimmt, wie sprengt da Gelehr mit acht berittenen Mannen heran . . . , und wie öde und kalt gestalten sich solche Szenen auf der Berufsbühne! Es ist klar, daß auf dieser die Jenni und Seppi und Tells Knaben von Damen gespielt werden müssen. Wie sind dahingegen die Eifelbuben so lieb und schlicht und natürlich, und wie singen sie so ungezwungen und unaffektiert, ganz wie sie's in Wirklichkeit tun Tag für Tag, wenn sie die Herden weiden auf den Wiesen der Eifel! Wie unnatürlich wird Tell selbst auf der Bühne „gemacht“, der Schauspieler „macht“ seine „Figur“; ja, er „erlebt“, aber er „lebt“ nicht den „Menschen“, er ist darauf bedacht, wie er den Tell am besten zum Helden stempelt, obwohl diesem doch in Wirklichkeit nichts ferner liegt, als sich zum Helden zu machen, berühmt und gefeiert zu werden. Ist er doch der einfache, ja einfältige Mann aus dem Volke, der nicht viel bedenkt, an seinem Räte teilnimmt, sondern seinem Will nachgeht und im übrigen seine Ruhe haben will im friedlichen Kreise seiner Familie. Er denkt nicht daran, sich zum Befreier der Schweiz zu machen. Er ist der große, alltägliche, naive, treue, unpolitische, konservative Evolutionär, ohne sich all dessen bewußt zu sein. Er ist gar nicht der „Mann der Tat“, sondern ein triebhafter Charakter, wie Leo Weismantel in seinem soeben erschienenen neuesten Buche „Wilhelm Tell, Schillers Vermächtnis an das deutsche Volk“ (Verlag der Arbeitsgemeinschaft, Berlin und Frankfurt a. M. 1922) „durch den Versuch eigenen dichterischen Schaffens fern wissenschaftlicher Erkenntnisse zu erleben versuchend“ es gezeichnet und geprägt hat: „Und dieses Triebhafte, dieses unbewußte Befolgen innerer Lebensgesetze muß die Grundlage aller Personen unseres Tellspieles sein, — aller Personen, — auch der männlichen, wenn das Volk der Held sein soll. Und selbst Tell, den die Aufsatzbücher geflissentlich als den „Mann der Tat“ bezeichnen, muß in seinen Hauptcharakterzügen, von seinem Wesen aus, Weib sein. Er muß wie ein Weib handeln aus den Trieben des Augenblicks heraus, — nicht wie ein Mann planend; er muß wie ein Weib der Gefahr entweichen wollen, wo und solange er kann, — und sei es durch Lüge Alles tut der Dichter, um Tell von der Tat, die seine Hand vollbracht hat, zu scheiden. Tells Tat ist vor den Menschen wie ein Naturereignis Das Wort „Tell, der Erretter“ proklamiert keinen Helden, sondern schützt nur Tell vor dem Schicksal Paricidas“. Der Schauspieler aber besieht den Tell durch die Lupe, die ihm die Effektmöglichkeiten dieser Rolle beim Publikum zeigt. Er sucht den Tell verstandesmäßig berechnend hinzustellen. Und damit ist die ganze Naivität und Natürlichkeit, aber auch die ganze Größe des Tell dahin. Was von der Tell-Darstellung, das gilt von den meisten übrigen Darstellern. Daß man auf unsern Berufsbühnen einen „Tell“ in Sonntagsnachmittags-Vorstellungen mit zweiter oder dritter Besetzung abtun zu können glaubt, ihn mitunter in unverantwortlicher Weise beschneidet, zeigt uns, wie weit wir gekommen sind.

Noch einmal zurück nach Kronenburg! Bei dieser „Tell“-Aufführung sehen wir uns selbst, so verschieden wir auch nach Alter, Beruf und Charakter hier im Leben sein mögen. Da bilden die Zuschauer mit den Spielern eine Gemeinschaft, indem die Männer und Frauen aus den Waldstädten im Zuschauerraum sitzen und als Stellvertreter der Zuschauer oft in die Handlung eingreifen und dem, was die Zuschauer empfinden, durch ihre Aufzüge Ausdruck verleihen und durch die Volkslieder, die die Zuschauer spontan mitsingen. Hier fühlen wir das „Fleischwerden des Unsichtbaren, das Sichtbarwerden des Geistigen-Unsichtbaren, hier wandelt sich unser Leben und unser eigenes Schicksal und gestaltet sich an der Schau fremden Schicksals.“ (Leo Weismantel.) Ein Mitspieler in Kronenburg meinte auf meine Frage, ob nicht das so häufige Spiel ermüde und die Freude an der Aufführung nehme, daß man den „Tell“ nie zu oft spielen könne, daß der Reichtum seines Inhaltes, seiner Lebensweisheit nie ganz ausgeschöpft werden könne, daß man bei jeder neuen Aufführung auch wieder einen neuen Gedanken erst vollkommen in seiner ganzen Tiefe und Wahrheit verstehe und aus jeder neuen Aufführung eine neue Nutzenanwendung fürs tägliche Leben ziehe. Und wie wird in Kronenburg gespielt! Hier — während des Spieles — vergißt man, wie sonst oft, die Unterschiede festzustellen zwischen Berufsschauspielern und Dilettanten, man fragt hier gar nicht danach, man ist so überrast von den unvergleichlichen Leistungen der Eifelbauern, der schönen, gepflegten Sprache, die frei ist von jedem Dialekt, man ist so hingerissen und steht so ganz in der Sache und in jedem Spieler, daß jeder Unterschied zwischen Spieler und Zuschauer aufgehoben ist und hier eine Einheit, eine Gemeinschaft besteht, die echte, ernste, große, heilige Gemeinschaft, — ja, hier fühlen wir ahnend, was Reinhard Johannes Sorge in seinem „Bettler“ als neue Kunstziele proklamiert: „Es wird das Herz der Kunst, es strömen aus allen Ländern die Menschen alle an die heilende Stätte zur Heiligung, nicht nur ein kleines Häuflein Erlesener.“



Von Menschen und Büchern



Zum literarischen Leben der Gegenwart / Von Dr. Martin Rothenbach

Friedrich von der Leyens soeben erschienene Literaturgeschichte „Deutsche Dichtung in neuer Zeit“ (bei Eugen Diederichs in Jena, 1922) ist ein prächtiges Werk. Die stärkste Leistung in der Behandlung des literarischen Lebens der letzten 40 Jahre. Warum? Weil zum ersten Mal ein ganzer Mensch in den Wirbel literarischer Strömungen, Urteile, Bewertungen, Beobachtungen, Vergleiche hineinspringt. Weil eine reiche, durch keine Gruppen- und Parteivorurteile beengte Persönlichkeit offen und gerade heraus redet. Mit einer fast erlösenden Ehrlichkeit zuweilen . . .

Oskar Walzels „Deutsche Dichtung seit Goethes Tod“ in der 1921 erschienenen erweiterten und verbesserten Auflage und von der Leyens Werk heben sich deutlich voneinander ab und ergänzen sich auf die glücklichste Art und Weise. Oskar Walzel will Wissenschaft treiben. Er geht auf literarische Feststellungen aus, die schon heute als gesichert angesehen werden müssen. So führt sein Weg hauptsächlich zu formalen Vergleichen; Werturteile werden tunlichst vermieden. Walzel ist heute der Meister literarishistorischer Formuntersuchung. Bei von der Leyen spielen mehr menschliche und scheinbar erst in zweiter Linie wissenschaftliche Unterströmungen bestimmend mit. Von der Leyen ist Kulturhistoriker auf dem Gebiete der Literaturgeschichte. Er ist Deutscher und spricht für deutsche Art und Gesundung des physischen und geistig hungernden deutschen Volkes. Ohne in die derben Landsknechtsmanieren Adolf Bartels' zu verfallen, teilt er dabei recht viele und kräftige Wertbemessungen aus. Man höre eine zusammenfassende Probe solcher, aus leidenschaftlicher, ganz und gar sympathischer Volksverbundenheit heraus tadelnder Werturteile: „Nicht oft hat sich in ein Menschenalter deutschen Schrifttums so viel Entblößung und Verzerrung, so viel Widriges und Entartetes zusammengedrängt. Mangel an Gefühl für Verantwortung, an Erziehung und Durchbildung, an künstlerischer Potenz, an Scham, Verwirrung der Künste und Verführung an ihnen, Selbstbeschnürung und Erniedrigung, Umstürzereien und Zersetzungen, ein Kultus des Kranken und des Krankhaften, Überzüchtung und Überreiztheit, Jagd nach Sensationen, ungezügelter Genußsucht, Übertreibung geschlechtlicher Werte, feminine Schwäche, Hysterie und Ressentiment, Aufgeben des Ich, Umstete und Heimatlosigkeit, ratloses und zielloses Umhertreiben, eifertiges, flaches, unwissendes Gerede, unflätige Angriffe und pöbelhaftes Auftreten, Selbstbetäubung, Verzweiflung und Zusammenbruch, Überwuchern des Geschäftlichen, Amerikanismus, Übermaß von Betriebsamkeit . . .“ (S. 359.) Das alles, in Oskar Walzels Werk nicht so genannt, ist nicht nur behauptet, sondern in sorgfältiger Analyse dargelegt, dazu in einer Umsicht des Blickes, die auch die positiven Akzente im Chaos zu würdigen und aufzuzeigen versteht. Kurz — von der Leyens Arbeit ist ein Buch, das zweifellos eine starke Wirkung auf das literarische Leben ausüben kann und wird. Hier ist Wissenschaft gleichzeitig Aufruf zur Begegnung und Rückschau, nicht nur Sammlung von Material für eine zukünftige Orientierung.

Gehört von der Leyen zum Kreis der Blätter für die Kunst, der George, Gundolf, Vertram, Curtius? Daß er starke Fühlung mit jener Gruppe hochstrebender, den Blick auf die überzeitlichen Ideale einer alle Bildungsströme deutschen Wesens umfassenden Hochkultur richtender Männer der Wissenschaft und Kunst besitzt, beweist zur Genüge das glänzende Kapitel über George, unseres Erachtens die bisher klarste und gediegenste Auseinandersetzung mit jenem größten unserer lebenden Lyriker. Aber eine gewisse Ungezogenheit, eine ungebundene Natürlichkeit, eine (vielleicht rheinische) größere Beweglichkeit scheidet von der Leyen doch auch wieder von einem Gundolf. Wo dieser in herber, strenger Gebärde seine Zeitemwelt zu überflügeln glaubt (den asketisch-schlanken Menschen Gundolf über den Vollblutmenschen Goethe sprechen zu hören, entbehrt nicht ganz einer winzigen, versteckten Komik . . .), redet von der Leyen als Mensch zu Menschen, als Leidenden zu Mitleidenden, als Mann des Tages, selbst auf die Gefahr hin, sein Buch durch die stete Bezugnahme auf den Stand der Literatur um 1922 in fünf Jahren schon an diesen Stellen „überholt“ zu wissen. Hoffentlich hat das Buch dafür so starken Absatz, daß diese Veränderungen immer organisch mit der Zeitentwicklung eintreten können! Das verdient es unbedingt.



Ein zweites Paar literarishistorischer Werke: Emil Ermatingers „Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart“, Leipzig, Teubner, 1921, 2 Bände, und Philipp Wittkops „Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche“ (ebenda 1921) tritt sich gegenüber. Wir möchten hier den Nachdruck auf das zweite Werk legen, da Ermatinger in der

gesamten Presse nach unserer Ansicht zu viel gelobt worden ist. Man hat sein Buch „die Forderungen literarhistorischer Forschung im höchsten Sinne erfüllend“ genannt (Dr. Karl Nießen in R. W.), während man (in „Der Tag“ z. B.) an Wittkop schon seine Annahme, daß die Grundverhältnisse zwischen Individuum und Allgemeinem die Formgesetze von Lyrik, Epos und Drama im Wesentlichen bestimmen und daß die Geschichte der Lyrik das Erwachen, Reifen und Sichwandeln der freien Persönlichkeit in den Hauptlinien widerspiegelt, benörgelt hat, obwohl sie für Wittkops Methode der Darstellung in Einzelaufsätzen nur eine im Ganzen erfreuliche Verkettung darstellt. Ermatinger gibt zwar die kulturellen Zusammenhänge der ganzen Entwicklung, aber er sagt wenig Neues und bringt zudem eine ganz respectable Menge überkommener und unhaltbarer Vorurteile mit. Bei Heine fehlt die Anerkennung der grotesk-grimmigen Altersironie — (Gedichte wie Heines Matragengruft-Poemata stehen einzig da in deutscher Lyrik), Platen wird als Formkünstler sozusagen abgetan, Das geistliche Jahr der Dürste wird geradezu verunglimpft, Hölderlin wird die Fähigkeit abgesprochen, eine Vorstellung von herber Größe festzuhalten, während ausgerechnet bei Freiligrath zu viel des Lobenswerten gelten bleibt. Demgegenüber verfügt Wittkop über ein zartes, feinfühliges Erlebnisorgan, das ihn befähigt, aus dem Biographischen heraus seine feinsinnigen Deutungen zu entwickeln. Daß das Werk gegenüber der ersten Auflage, die seinerzeit den Titel „Die neuere deutsche Lyrik“ führte, einige erfreuliche Veränderungen aufweist, tut hier nichts zur Sache. Nochmals: Uns ist Wittkops Werk lieber als die sachlich gelehrtere, aber auch künstlerisch unempfindlichere Arbeit Ermatingers.

Eine Reihe literarisch mehr oder weniger bedeutsamer Gedenktage des Jahres 1922 sind im „Gral“ noch nicht erwähnt worden.

Zu E. Th. A. Hoffmanns 100. Geburtstag (25. Juni) hat der „Wächter“ ein Sonderheft (V, 6) herausgegeben, als dessen wichtigsten Beitrag wir den Aufsatz Richard von Schautals ansehen möchten. Molière (300. Geburtstag am 15. Januar) erscheint uns Heutigen im Rückblick auf die Geschichte des Lustspiels als der Erste, der eine rein geistige, philosophische Ader in das bisher (Altertum und Mittelalter) unphilosophische Gewebe der Komödie eingelassen hat. Seine Charakterlustspiele sind funkelnd von Phantasie bei vollgestättigter Überlegung. Kein Wunder, daß gerade in Schauspielerkreisen heute seine eifrigsten Bewunderer zu finden sind. Friedrich Schlegels jugendliche Geistigkeit (150. Geburtstag am 10. März) blüht heute am ehesten gleichwertig aus den ästhetisch-philosophischen Projizierungen Franz Werfels wieder.

Heinrich Schäffs (60. Geburtstag am 28. April) trohige, herbe, abwehrende Lyrik ver-swistert sich mit der gleich selbstbewußten Natur und imponiert durch ihre geradlinige Wahrhaftigkeit und straffe Ursprünglichkeit. Rudolf Huchs (60. Geburtstag am 28. Februar) vergrübelte Träumerei und satirische Wehmut verblaßt heute noch zu sehr vor der herben Größe des imposanten Lebenswerkes der Schwester Ricarda. Dietrich Speckmann (50. Geburtstag am 12. Februar) verdient seine Erfolge gerade wegen seiner Bescheidenheit, die ihn bei dem engen Bezirk seiner Heimatliebe ausharren läßt. Von Johannes Schlaf (60. Geburtstag am 21. Juni) ist uns zuletzt sein in gehobener Prosa, wieder einmal seine monistische Weltanschauung lehrendes didaktisches Gedicht „Seele“ (1922 bei Friß Fink in Weimar) zu Gesicht gekommen, eine ziemlich philiströse Hymne der Naturvergöttlichung. Aber Arthur Schnitzler (60. Geburtstag am 15. Mai) hat von der Leyen in geradezu klassischer Art und Weise Licht und Schatten urteilend und wertend verteilt. (Er schließt sein Kapitel: „Vor seinen Zeitgenossen war dieser Dichter zum Schöpfer der neuen gesellschaftlichen Komödie berufen, durch Ideen und Einfälle, durch Witz und Geschmac, durch sorgfältige Kultur und durch seinen musikalischen Geist. Und gerade er mußte sich in einer selbstamen Welt des Genusses fangen! Wenn er uns auch noch so geistreich darin herumführt, den Weg ins Freie führt er uns nicht.“) Gerh. Hauptmann endlich wird anläßlich der Festspiele im „Gral“ noch ausführlicher behandelt werden müssen.

*

Neue Essais, Briefe und Gespräche / Von Arthur Friedrich Vinz

Wenn ich all die vielen Bücher, die mir jüngst als „beachtenswerte“ Neuigkeiten aufgetischt wurden, überblende, so finde ich darunter doch nur wenige, von denen ich weiß, daß ich sie ein zweites Mal lesen werde. Die meisten davon gleichen Menschen, mit denen man in ungepflegter Sprache über unendlich gleichgültige Dinge geschwätzt hat, und sie hinterlassen nichts weiter als einen faßen Geschmack auf der Zunge. Andere aber sind wie erlesene Landschaften mit sanften Blumenhängen oder heroisch getürmten Bergen, hinter denen die endlose Bläue des Himmels quillt. Es tut wohl, in den reinen Landschaften des Geistes zu wandeln — und so will ich denn hier von ein paar Büchern plaudern, die insofern alle ein Gemeinsames haben, als sie philosophische, kritische oder autobiographische Bekenntnisse statt Dichtung sind.

Das schönste Buch dieser Art, das mir die letzten Monate gebracht, sind die von Thomas Mann in einer höchsten Sittigung bezeugenden Geisteshaltung geformten Abhandlungen und kleinen Aufsätze, die (bereits früher in Zeitungen und Zeitschriften verstreut erschienen) jetzt in dem Sammelbände „Rede und Antwort“ vorliegen (Verlag S. Fischer, Berlin). Ich habe das Werk gelesen, wieder und wieder, und werde es als einen überaus kostbaren Schatz behüten. „Der zitternd gespannte Bogen, von welchem das Wort schnellst und triffst und bebend im Schwarzen sitzt“, konnte seit Nietzsche von keinem deutschen Schriftsteller mit solch überlegener Sicherheit bedient werden als heute von Thomas Mann — und die längst berühmte Schrift „Wilhelm und ich“, diese bei aller schneidenden Kühle mit Temperament und Leidenschaft geschriebene Abwehr, wird sicherlich noch bestehen und mit Teilnahme gelesen werden, wenn von Paul Keller und seinen heute in zweieinhalb Millionen verbreiteten liebenswürdigen Unterhaltungsromanen kein Mensch mehr reden wird. Die umfangreichsten Arbeiten des Buches sind der „Abriß für den Tag und die Stunde“: „Friedrich und die große Koalition“ und der „Versuch über das Theater“. Ob nun Thomas Mann über Preußens größten König, den „Alten Fritz“, schreibt, über Fontane, Chamisso oder einen anderen Dichter, stets zieht er die Figuren so nahe zu sich heran, daß sie fast eins mit ihm und seinem Blute werden. Eine Totenrede auf Friedrich Schlegel (den lieben edlen Dichter, der „Mao“ und „Geschwister“ schrieb) ist in ihrer stillen Schönheit unvergänglich. Das Buch umschließt Antworten auf gar mannigfache Anfragen, ein Beweis, wieviel Thomas Mann seinen Volksgenossen gilt, denn es ist erstaunlich, bei wieviel Angelegenheiten sein Rat eingeholt wurde. Für denjenigen aber, der an dem Tun und Treiben dieses Dichters seit Jahren innigst Anteil nimmt, sind die Worte, die er über sich und seine Werke sagt, von unschätzbarem Wert. Dem Herzen am nächsten kommt vielleicht das Schlußstück des Bandes: „Süßer Schlaf“, das ist eine kleine, wundervoll schwingende Sache.

Während das bereits an anderer Stelle besprochene Buch „Dehmels ausgewählte Werke“ (vgl. Maiheft des „Gral“, Dr. M. Rodenbach „Zum literarischen Leben der Gegenwart“) in etwa einer zerklüfteten heroischen Landschaft vergleichbar ist, erscheint das nun in Rede stehende Bändchen wie leiser Wellengang über einen kleinen See. Mit dem schönen Wort „Die Freunde“ hat Hermann Meißner (Verlag Hermann Meißner, Heidelberg) zehn Essays über zeitgenössische Dichter überschrieben, die wir gern zu vertrauten Schriften ähnlicher Art in unsere Bücherei aufnehmen. Auf wenig Seiten ist versucht, das Wesentliche von Dichterpersönlichkeiten wie Knut Hamsun, Selma Lagerlöf, Ricarda Huch, Wilhelm Schäfer, Peter Altenberg, Eduard von Keyserling u. a. einzufangen. Auf bequemes Liebäugeln mit dem Biographischen hat Meißner ganz und gar verzichtet, lediglich aus dem Werk, aus der Leistung wächst das Gesicht des Dichters jeweils vor uns auf. Für die Haupteindrücke ist meist eine glückliche Formulierung gefunden und nichts hält uns ab, diesen Arbeiten die verdiente Anerkennung zu zollen.

Bedeutender aber als Meißners „Freunde“ sind die Untersuchungen, die der Italiener Lorenzo Bianchi der „Novelle und Ballade in Deutschland“ angedeihen ließ. Dies sehr wertvolle Buch ist in deutscher Sprache bei dem italienischen Editore Nicola Zanichelli in Bologna erschienen und umspannt die Entwicklung der Novelle und Ballade von A. v. Droste bis Villenron. Es ist erstaunlich, wie tief der Italiener in so spezifisch deutsche Figuren wie beispielsweise Nabu eingedrungen ist und wie wundervoll er die Droste, Ludwig, Meyer, Keller, Storm, Villenron zu zeichnen und zu deuten versteht. Dazu ist das Buch in einem klassischen Deutsch abgefaßt, in einem Satzbau und einer Gewähltheit der Worte, wie es sonst nur ein stilistisch hochkultivierter Deutscher zu schreiben vermag. Möge Bianchis Werk dazu beitragen, die Beziehungen des Herzens und des Geistes (die kein gebildeter Deutscher und kein gebildeter Italiener, auch als wir uns am Hönzo zerfleischen mußten, jemals abbrehen konnte) zwischen Deutschland und Italien zu vertiefen!

Walter A. Berendsohn, dem wir die schöne, beherzigenswerte Schrift: „Die Ethik studentischen Lebens“ verdanken (Wissenschaftlicher Verlag W. Gente, Hamburg), worin er für die Erneuerung des deutschen Studententums wirbt, indem er auf das deutsche akademische Bildungsideal hinweist und die Beseitigung des Schmarozkertums an den Hochschulen des deutschen Volkes fordert, hat (im gleichen Verlag) eine neue, trotz ihres kleinen Umfangs bedeutende Arbeit herausgebracht: „Der Impressionismus Hofmannsthals als Zeitererscheinung“. In überaus feiner Weise wird an der Figur dieses Dichters das Wesen des Impressionismus, das impressionistische Weltgefühl und die impressionistische Kunstauffassung aufgeleuchtet. Berendsohn sieht in Hofmannsthals Kunst kennzeichnenden Ausdruck einer Epoche, die in Nervenreizen das Wesen des Daseins suchte. Er läßt alle Schätze des so viel geliebten Dichters funkeln, aber er spricht ihm die Fähigkeit tiefen und leidenschaftlichen Erlebens ab, die allein den großen Dichter macht, der zeitlose Werte schafft. Losgelöst aus der menschlichen Gemeinschaft, abseits des großen Welt- und Menschheitsgeschehens lebt der typische Impressionist nur sich und seiner subjektiven Stimmung. Aber „die sogenannte ästhetische Lebensanschauung bietet wirklich der menschlichen Sehnsucht keine Erfüllung der Seele und ist aus diesem letzten Grunde eine überwindene flüchtige Zeitererscheinung“.

Zum Schluß sei noch eines Buches von Paul Ernst gedacht, das vor kurzem als 12. Band der gesammelten Werke bei Georg Müller in München herausgekommen ist. Die „Erda dachten Gespräche“ bergen auf 350 Seiten eine tiefe, unausschöpfbare Fülle. In jeweils in sich selbst abgeschlossenen Gesprächen unterhalten sich die großen Menschheitstypen über die ewig gleichbleibenden Fragen und Probleme. Künstler, Philosophen, Gelehrte, Staatsmänner, Feldherren, vom Altertum angefangen bis in unsere Zeit, geben sich ein Stellbildchen. So sprechen z. B. Alexander und Diogenes über den Krieg, Cäsar und Antonius über das Glück, Flaubert und Maupassant über das Land der Dichtung, andere über den Tod, über Unsterblichkeit, über Gott, Macht, Pflicht, über das Gewissen, über Rasse, Eigentum und so fort. Die Unterhaltungen sind nicht weiterschweifig, sondern so knapp wie möglich auf die „Dinge der Wesenheit“ gerichtet, vollendet in ihrer Art und nachdrücklicher Empfehlung wert.

*

Neue Bücher

Hans Carossa: Eine Kindheit. 22 Mark. Im Insel-Verlag, Leipzig.

Zeit vielen Jahren habe ich ein neues deutsches Buch nicht mit eben dem Entzücken gelesen, wie diese meisterlich und anmutig, tief und lebendig zugleich erzählte Geschichte eines nicht so sehr höchst schrulligen als vielmehr in seiner Eigenart für die Gattung bezeichnenden aufgeweckten und begabten Knaben. Wer meine eigenen Kindheitsmärchen („Großmutter“, „Hans Bürger“, „Buch Immergrün“) kennt und liebt, wird meine wohlverwandte Zuneigung zu dem Gegenstande begreifen, aber nur wer das ganze Elend der deutschen Prosa unserer Zeit zu ermessen Sinn, Wissen und Gefühl besitzt, wird gleich mir aufatmend den Künstler würdigen, dem wir das feine, schmale Buch verdanken: es wiegt, an Gottfried Kellers reife Art gemahnend, so ziemlich alles auf, was der Insel-Verlag neben köstlichem Altem an neueren Autoren hegt. Bloß hin und wieder stört eine überflüssige Gewalttätigkeit („dieser Anblick riß unermessliches Heimweh auf“; „mitten in Sinnen und Plänen überholte mich die Tat“; „Seheinnis wob“; „unsonderlich“; „... durch Schweiß und Schwäche die Zukunft wetterleuchtete...“), ein vermeidbares, papiernes Wort („der strikte Befehl“; „angefichts“; „das letztere Ereignis“; „auslöst“; „solch bunte... Herereien“), ein leichtes Versehen („zumal“ als Konjunktion; „die eine oder (die) andere Verfehlung“; „kein mindbestes“; „genug Züchtigung“; „frug“), aber dafür entscheidigen prächtige ungefuchte Ausdrücke (die „breiten Gesichter“ der Stiefmütterchen; „der einfache Gedanke der Rose“; „eine ausgeschämte Here“ u. a.).

Richard v. Schaulal.

Honoré de Balzac: La peau de chagrin. — „Die tödlichen Wünsche“. Übertragen von E. A. Rheinhardt. Buchschmuck von H. Wölflé. Preis brosch. 22 Mark, geb. 30 Mark. Drei-Masken-Verlag, München 1921.

Der rühmliche Verlag strebt in seiner Sindbad-Serie eine Sammlung „phantastischer und abenteuerlicher Romane“ an, „nach der Überfütterung der Leser mit Psychologie und handlungslosen Büchern“ dem „Bedürfnis nach wertvollen spannenden Romanen“ entgegenkommend.

Balzac gehört mit in erster Linie in diese Reihe — weniger dagegen Ewers und Genossen, deren Aufnahme allerdings Zugkraft ahnen ließ. Denn der Romanschriftsteller

Balzac ist ein Gegenfüßler zu den Erzählern, die durch bloßen Vortrag von nicht mehr als spannenden und unterhaltenden Geschichten eine Nerventourtour erwirken. — Jede große Kunst bringt Offenbarung des Lebens, und ihre Enthüllungen sind „spannend“, weil hier die Deutung des Lebens als einer elementaren Kraft sui generis geboten wird. Balzacs Lebenswerk ist die Sichtbarmachung dieses Untergründigen, ist im höchsten Sinne Schöpfung, da es die übermenschliche, unendliche Ordnungsreihe für ihn kristallisiert. Wenn *La peau de chagrin* die Unerhörtheit zeigt, daß im Talisman der Eselskaut dessen Besitzer absolute Macht über Welt und Menschen, Leben, Sterben und Wünschen gegeben ist, aber mit dem Wünschen und dessen steter Erfüllung der Tod näherückt, so verfällt Balzacs Fabulierlust nicht allein auf diese Kuriosität, er ist vielmehr geleitet von Einblicken in die letzten Dinge, die an solchem Schicksal so wesentlich werden, wie ein nichts als bürgerliches Dasein dem romantischen Geist weifenlos erscheint. Aber Balzac ist — das zeigt dieser Punkt — zu wenig ätherisch, zu viel Verbeist, um der romantischen Katastrophe mit ihren Emailaugen und Veilchenduftpastillen (in Kunst und Leben) zu erliegen. Fast unromantisch erscheint die Plastizität seiner Gestalten. (Der Romantiker lag dieser Zug nicht am Herzen!) Er mag so absonderliche Wege betreten, die erstaunliche Meisterhaft der Menschengestaltung hält in verpflichtendem Gehorsam gegenüber seiner Führung. Seine tiefen, grübelnden Reflexionen erhöhen dadurch, daß alles plastisch geschaut ist, die Wirklichkeitsphäre. In dem stündlich näherrückenden Tode, dem Alt des gieren Verkrampfung in das vergökte Ich des ersten Romanakteurs ist soviel heroisch große Wucht, daß dieser Untergang des im Tode noch anschauungswürdigen Menschen weltaltig ist.

Den Titel *La peau de chagrin* statt zu übersetzen in „Tödlische Wünsche“ zu übertragen, ist eine glückliche Wahl; sehr passend ist die Sprachform des Übersetzers; brauchbar in dem wertvollen Buche auch der Buchschmuck. Im Ganzen: eine selten erfreuliche Neuerscheinung.

O. Steinbrink.

Ernst Thrausolt. Unter den neueren Veröffentlichungen Thrausolts, die der Reihe nach im „Gral“ besprochen sind oder noch besprochen werden, befindet sich auch ein prächtig ausgestattetes Bändchen: *In Memoriam, Totengedächtnislieder*. Vier-Quellen-Verlag, Leipzig. Diese Gedichte sind ausnahmslos wirklich schön und tief empfunden. In der Form begegnet man hier und da prosaischen Wendungen — wohl aus dem Bestreben, volkstümlich zu sein, entstanden —, auch Versen, wie etwa: „Und klein war ich noch, da durst' mit ich lesen“, mit Wortumstellungen ohne dichterischen Wert, in ihrer Häufung an Manier grenzend. Durch geschicktes Vorlesen kann man diese Schwächen umgehen, und das wünschte ich, daß diese von echtem Naturgefühl, zartester Pietät und idealem Heimatssinn durchwehten Stücke recht oft in Vereinen und literarischen Gesellschaften dargeboten würden. Wie schon in der Besprechung von „Mönchen und Nonnen“ bemerkt, sind in Thrausolts Schaffen zwei Linien zu unterscheiden. Dies hier ist für ihn die Linie der Entwicklung — freilich scheinen mir die Motive sich stark zu wiederholen und läßt sich darum nicht sagen, ob eine neue Entwicklung noch zu erwarten —, aber das ist gewiß: Thrausolt ist ein Heimatdichter, ein Dichter der ländlichen Scholle, im schönsten Sinne des Wortes.

Nachdem ein Teil der katholischen Presse, leider auch eine so geachtete Zeitschrift wie die „Vergeltung“, die „Mönche und Nonnen“ maßlos verherrlicht hat, verdient es Erwähnung, daß nun auch ein so angesehener, feinsinniger und erfahrener Kritiker wie Johannes Mumbauer dieses Buch fast noch entschiedener ablehnt, als es im „Gral“ geschehen, um dann, ganz wie auch in dieser Zeitschrift — wir könnten stolz auf diese Übereinstimmung sein —, in der gleichen Richtung auf das Volkstümliche und die Heimatkunst Ernst Thrausolts eigentliche Stärke zu sehen.

F. Muckermann.

Gorbach Joseph: Geballte Fäuste. Bregenzwaldgeschichten. Hausen, Saarlouis. (Hausens Bucherei).

Fünf kleine Erzählungen über recht böse und ganz gute Leute aus dem schönen Bregenzwalde. „Leben um Leben“ ist am ehesten, wiewohl eine so schändliche Ziehmutter hoffentlich recht selten ist. „Vaters Stimme“ mutet in der Schilderung der Personen manchmal recht unwahrscheinlich an, „Sein Lieb“ ist stark sentimental, „Gut genug“ eine gelungene Satire auf das dumme Proletariat, „Ohne Mark und Knochen“ eine derbe auf falsche Erziehungsgrundsätze.

F. A s a n g e r.

Aschauer Willy: Unter Schlotenrauch. Eine Geschichte aus der Industrie. Hausen, Saarlouis. (Hausens Bucherei).

Harte Köpfe, treue Herzen, feste Hände. Gute Schilderungen aus der Industrie an der Ruhr. So leicht, wie es dem Pfarrer Haberkamp wurde, wird die Beschreibung eines „Roten“ zwar nie sein. Die „Schreibende Hand auf Sand und Wand“-Begebenheit gefällt mir nicht, ebensowenig wie alle anderen derartigen.

F. A s a n g e r.

Hans Thoma: Jahrbuch der Seele. Jena 1922, Eugen Diederichs. Preis 25 Mark.

„Bald kummert mich nicht mehr der Welt ihr Kriegs- und Kampfesfeschrein. — Unbeteiligt schau ich aus Gottes Loge in das bunte Weltenspiel hinein.“ Unbeteiligt, das heißt: ohne kleinlichen Haß, ohne Voreingenommenheit, aus „klarer Bergeshöhe, wo Menschenwesen klein und der Himmel groß und nahe ist“. In reifer, schlichter, kerniger Altersweisheit gibt Hans Thoma seine Überlegungen und Sinnsprüche. Es ist eine Lust, ihm zuzuhören. Noch zwei Proben: „Wir gehen Gott mit tausend Fragen an — Und vergessen drüber, daß Gott auch fragen kann.“ — „Ob Gott mein Tanz vor ihm, dies Versgestammel, mag gefallen? — Er sagt mir's nicht, er nimmt's wohl hin, wie wir des Kindes Lallen. — Den Vater freut's, vom Kind ein Wort, das von ihm her stammt, zu hören. — Das Kind weiß nichts davon, des Vaters Beifall würd' es stören.“ — R.

Georg Kaiser: Kanzlist Krehler. Tragikomödie in 3 Akten. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam 1922.

Kanzlist Krehler sieht nach der Heirat seiner Tochter mit einem Male die Welt anders an — das „feminische“ Getriebe, das Dasein des Menschleins im All wird ihm bewußt. Das stülpt sein Leben um. Er verweigert Berufsarbeit, läßt seinen Schwiegersohn, der ihn in gewohnt bürgerlicher Weise ernähren will, zu Tod verunglücken, begeht Selbstmord. Das Stück hat unzweifelhaft glänzende, bühnensichere Stellen. Wie der drollig-tragische Kanzlist mit dem Globus spielt als — „neuer Mensch“, das ist nicht nur gelungen, sondern hervorragend. Die Lektüre des Ganzen bleibt jedoch nicht restlos befriedigend, weil der Leser eines vermißt: die *L i e b e* des Dichters zu seinen Menschen. Das gibt den Aufschlag. Außerliches Merkmal des Mangels an Liebe: der gemachte Telegrammstil, in dem die Menschen reden. R.

Georg Kaiser: Claudius. Friedrich und Anna. Juana. Drei Einakter. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam 1921.

Drei Kammerstücke in je einem Guß, das Thema der Liebe mit dem expressionistischen Motto „Der Mensch ist gut“ variierend. Eine Frau ist Ehebrecherin aus Liebe zu den armen Männern und der Mann, der sie tötet, das Tier, das sich vor der Martyrin beugt. Oder: Der Ehebrecherin wird verziehen, weil sie in dem Fehltritt glücklich und also gut gewesen ist. Oder: Eine Frau, die von zwei Männern geliebt wird, tötet sich, um deren Freundschaft zu erhalten. Problemstellungen in raffinierter Zuspitzung, in der formalen Ausgestaltung mit treffgewandtem Bühnenblick aus-ge-sel-let. Kaiser zeigt sich hier von seiner formal besten Seite. Liegt das daran, daß die beiden ersten Einakter schon vor zehn Jahren entstanden sind, zu einer Zeit also, da es noch keine expressionistische Betriebsamkeit gab? Auch die Sprache hält sich hier von allzu auffälliger Maché fern. Stellenweise ist sie sogar blühend schön. R.

Zou Andreas-Salomé: Der Teufel und seine Großmutter. Jena 1922, Eugen Diederichs.

Ein derb-phantastisches Spiel mit dem Sinn des Bösen im Weltgetriebe, grotesk bis zur Verzerrung, geistreich bis zur Unklarheit, reich bis zum tanzenden Wirbel der Einfälle. Die Eigenwilligkeit einer satyrischen Symbolwelt und ihrer Ausarbeitung imponiert. Als Ganzes wird die Dichtung jedoch nur im Rahmen des Lebenswerkes der Andreas-Salomé Bedeutung besitzen, nicht oder nur für einen Augenblick als Gestalt der Zeit, die zum Mephistophelesspott sich durchringen möchte . . . R.

Emmy Hennings: Helle Nacht, Gedichte. 74 Seiten. Erich Reiß, Berlin 1922.

Gedichte!!! Sind das vielleicht Verse: „Eisenbahnheller Schrei . . . Linsengericht murmelt Litanei . . . Es kracht die Blütenbombe beim besiegenden Orgelton.“? Ein Liebesgedicht beginnt: „In meiner Schulter zuckte eine Idee.“ „Schrie“ nicht ein geflickter Gott: „Meine Kunst ist zu Ende?“ Ich glaube, Ja! Otto Steinbrinck.

Hans Timotheus Kroeber: Silhouetten aus Lichtenbergs Nachlaß von Daniel Chodowicki. Verlag von Heinrich Staadt, Wiesbaden. 20 Mark.

Ob die aus Wiesbadener Privatbesitz veröffentlichte, dem Nachlaß Lichtenbergs entstammende Sammlung von neununddreißig meist vortrefflichen Schattenrissen, wie Kroeber glaubhaft zu machen versucht, wirklich von Chodowicki herrühren, der mit Lichtenberg seit dem Dezember 1776 in nur zu gelegentlicher gemeinsamer Arbeit führende Verbindung getreten war, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls ist ein liebenswürdiges Büchlein zustande gekommen, das sich vor allem durch gediegene und geschmackvolle Ausstattung auf das einladendste bemerklich macht. Die Einleitung des Herausgebers ist etwas weitschweifig geraten: seine Betrachtungen entbehren der Bedeutung, nur die Tatsachen, die daraus empor tauchen, sind, so sorgfältig sie von einem verständigen Liebhaber belegt sind, weder neu noch sonderlich interessant. Man entschädigt sich an den von Lichtenberg (laut Veltjmann) mit kurzen charakterisierenden Unterschriften versehenen Blättern.

Richard von Schaulal.

Mitteilungen



Matthäus Schiefl: St. Christophorus (Unsere Bildbeigabe)

Der gotische Mensch trug eine große Verehrung zum hl. Christophorus. Denn er galt als Schutzpatron wider den jähen und unvorhergesehenen Tod. Wer des Morgens sein Bild sah, mochte an diesem Tag nimmer sterben. So heftete man des Heiligen Bildnis als Holzschnitt an die Schlafstellen und malte es an die Kirchenwände, recht ins Auge springend, den Pforten gegenüber. Dargestellt war jedesmal der Augenblick, da der Riese, das Christkind auf dem Rücken, mit seinem mächtigen Stamm durch die Fluten wadet.

Mit dieser alten Vorstellung hat unser Christophorus nichts zu tun. Meister Schiefl holte ihn aus der mittelalterlichen Legende, darin ihm eine Stelle besonders gut gefiel: Wo vor dem Riesen auf einmal ein klein-winzig Kind! steht, getaucht in milden Schein. Das noch schnell, eh die stürmenden Wetterwolken sich entladen, übergesetzt sein will. Raum, daß der Christoph das klingende Stimmchen hört vor lauter Wasserrauschen. Er muß schon die Hand ans Ohr halten und sich zum Büblein niederneigen, um Deutliches zu hören. Köstlich nun, wie diese zwei Menschentinder, das ganz große und das ganz kleine, sich verständigen, das Hinauf und Herunter, rein sinnlich durch den Mantelrand und den schräg gestellten Stamm augenfällig gemacht. Lustig auch der Riese, der die Augen weit aufreißt, gespannt, unwirlich, neugierig zugleich die Stirnfalten hochzieht. Und vor dem Wunder den Mund gar nimmer zubringt. Wiederum der Knirps vor ihm, der so fest hinaufschaut, seinen halmdünnen Wanderstab wegspreizt wie ein Feldherr und so selbstverständlich aufs andere Ufer weist, ins Dunkel, wo nur die weißen Wasserräume aufblitzen. —

Nicht wahr, alle Schieflsche Starrheit ist in dieser Zeichnung wie weggeblasen. Man glaubt, die saftigen, frischen Striche noch aus dem eilenden Stift fließen zu sehen, unter dem plötzlichen Einfall. Schwer kann mit solchem ersten Wurf das schwer ausgereifte Werk in Wettbewerb treten, in dem die Linien mühsamer schleichen und die Lichter und Schwärzen trockener sitzen.

Soviel zum Bild! Aber Schiefl selber braucht es im „Gral“ nicht vieler Worte¹. Jeder kennt seine Klausner und Rittersleut, seine Juradörfer und Hirtenbüblein. Die Freude am Ding und die Freude an einer Geschichte leuchtet aus seinen Bildern. Das trennt ihn zu tiefst von unseren Expressionisten.

Es hat eben immer schon Maler gegeben, deren Werke in sich leben, vergleichslos; Offenbarungen, weder durch Worte, noch durch Melodien ersetzbar: Der Bamberger Prophetenmeister vom Georgenchor, Grünewald, Hans von Marrees.

Und wieder gab es Maler, die mehr Geschichten bebilderten, Begleitungen zeichneten, angelehnt an Literarisches: Dürer, W. Busch, Matthäus Schiefl.

Die letzteren waren stets schwerer einzuschätzen nach ihrem künstlerischen Wert; Schwerte, die beurteilt sein wollen, durchdringen sich zu sehr mit dichterischen Werten. Das wäre das eine.

Daneben steht ein Zweites fest: Daß das Volk seine Meister immer aus jener zweiten Reihe geholt hat. Dichtung und Bildnerei waren dem Volk seit jeher verklärte Einheit. Vielleicht liegt hier ein Grund, weshalb Schiefl so volkstümlich wurde. Schließlich liegen seine Werte jenseits von künstlerischen Erlebnissen, meine dort, wo Schiefl in die Zukunft weist, in der Zucht seiner Formen, in der Kraft seiner Gestalten, in der Geradheit und Modestfremdheit seiner Welt. —

Wenn es auch 100 Mark kostet, das Schieflbuch, dem unsere Abbildung entstammt, es ist wirklich nicht zu teuer bezahlt, zumal man auf einen Schlag eine Sammlung von 144 Schieflbildern (auch farbigen) mitkriegt: Matthäus Schiefl von Rajetan Oßwald, München A. D. 1922. Gesellschaft für christliche Kunst. Bei der Zweitauflage muß der prächtige Band an Bildern noch eine Ergänzung erfahren: Der monumentale hl. Kilian von Schloß Mainberg, der Freisinger Schieflaltar (auch die Außen- und Rückseite!), die Wasserburger Rathausaal-Entwürfe und die Todesbilder vom „Deutschen Spielmann“ gehören unbedingt mit hinein. Alois Eisen.



„An Frankreich“. Eine wichtige Zeitbroschüre.

Ein Dichter, einer der besten sogar, die Deutschland heute besitzt, ergreift das Wort zu einer parteilosen, aber offenen und ehrlichen Aussprache. Was er will? Klar heraus sagen, wie es um die Meinung und Stimmung im rheinischen Volk steht. Nicht mehr, nicht weniger.

Jakob Kneip („An Frankreich“, Verlag Gonsti u. Co., Köln 1922, Preis broschiert 24.— Mk.) weiß eine ganze Menge Persönliches zu erzählen. Vielmehr: Er erzählt nur Persönliches. Im Persönlichen jedoch spiegelt sich die Allgemeinheit rheinischer Geschichte und Gegenwart. Auf

¹ Vergl. den Aufsatz Dr. Rudolf Hubers über Schiefl in dieser Zeitschrift: Augustheft 1914.

eine Schrift wie „An Frankreich“ (kann man wohl sagen) hat das rheinische Volk und auch das ganze deutsche Volk schon lange gewartet. Hier wird Erlebtes, Geschehenes, Erfahrenes, persönlicher Glaube in Zusammenhang gebracht. Der schlichte Bauersmann kommt ebenso zu Wort wie der Gebildete, der Politiker, der Dichter, der Dichter als Mensch.

Die Vergangenheit des Rheinlandes erseht und zieht in den wesentlichsten Zügen an den Augen des Lesers vorüber, das Verhältnis zu Berlin wird in den guten Seiten und Schattenseiten ehrlich und geradeheraus abgewogen, die Stellung zu Frankreich klargelegt, von rheinischer Dichtung und katholischer Kulturwelt um 1920 kommt manches zum Vorschein, von Paris, London und Berlin wird geplaudert, Krieg, Revolution, der Plan der rheinischen Republik, Besatzung, Dortengruppe, „Friedliche Durchdringung“ des Rheinlandes durch Frankreich — Kneips bewegliche, scharfe Beobachtung findet überall das treffende Wort.

Nicht neuen Haß zu säen, ist Kneips Aufgabe; nur klar sehen lehren und dem rheinischen Bauer, dem Rheinländer überhaupt, das, was er mit sich trägt, aussprechen helfen. Klar und einfach ist sein Buch geschrieben. So nur konnte die Fühlung mit dem Volke gewahrt bleiben. R.

*

Film und Kunst. Bemerkenswert ist die Rede des Staatsrates Meinel am Festabend der Deutschen Filmwoche, der u. a. eine recht heilsame Mahnung und Bitte an die Filmindustrie richtet: „Geben sie ihm (dem Film) gesunde Kost; Reizmittel können eine Zeitlang locken, auf die Dauer aber erzeugen sie Kakenjamer. Als ehrlicher Freund der aufblühenden Industrie möchte ich Ihnen diese Pflicht ans Herz legen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Öffentlichkeit und Regierung ihrerseits die Verpflichtung fühlen und erfüllen werden, Sie zu unterstützen. Möge die Tagung, die unter dem Zeichen der Gewerbechau, also der Qualitätsarbeit steht, auch in diesem Sinne ein reicher Erfolg sein und eine wertvolle Etappe auf dem Weg zu dem von uns und Ihnen ersehnten gemeinsamen Ziele.“

Eine unserer bekanntesten Filmsachzeitschriften „Der Kinematograph“, eigener Verlag Düsseldorf, hat zur Deutschen Filmwoche in München als internationale Ehrengabe ein großes Doppelheft herausgegeben. Aufmachung filmisch, aber hübsch. Was den Inhalt anbetrifft, alle Achtung, es ist ganz entschieden ein gewaltiger Fortschritt zu verzeichnen. Der Kinematograph hat Zeiten gehabt, wo er, statt objektiver Führer zu sein, sich herabließ mit Unterstützung von Ritsch und Schund, gegen ernstdenkende Männer und Kreise oft in recht abgeschmackter Weise zu Felde zu ziehen. Man war es allmählich leid. Man merkte, es fehlten die Ideen. Das Ehrenheft der Deutschen Filmwoche gibt uns neue Hoffnungen. Ein neuer Frühling scheint in die Redaktion eingezogen zu sein, ein frischer Zug geht durch das ganze Heft. Man ist ernstlich bemüht, Film und Umgebung künstlerisch zu heben, wenngleich es auch in diesem Heft nicht an recht kleinlichen Irrungen fehlt. Gleich am Anfang finden wir einen Artikel von dem Ehrenpräsidenten der Gewerkschaft Deutscher Geistesarbeiter, „Das Licht als Tat“. Mit dieser Überschrift ist eigentlich schon alles viel klarer und verständlicher gesagt, als der Verfasser in seinem Artikel darlegt, sodaß eigentlich die diesem Titel folgenden Ausführungen überflüssig sind. So manche aus der Branche scheinen das Gefühl nicht loszuwerden, man wolle ihnen was. Das könnten doch höchstens überzeugungstreue Katholiken, oder Leute mit gleichen Anschauungen sein. Doch daran denken wir ja gar nicht. Wir sind ja froh und suchen von unserer Seite soweit es nur möglich ist, immer noch einen weiteren künstlerischen Aus- und Aufbau des Films zu erreichen. Darum erübrigen sich auch vollständig Sätze, wie: „Lebensverdränger und Naturverstörer, Tatbeamte, die von Tatkunst nichts ahnen, Gesittungsmacher, die das Wunder schöpferischer Freisinnigkeit nicht in sich erlebten, haben das Kino schon zu Anfang seines Entstehens als Teufelswerk verschrien. Das Aftermittelalter spukt eben auch heute in tausendfacher Möncherei noch fort.“

Ganz zustimmen können wir den mit „Weltenwende“ überschriebenen Ausführungen des Freiherrn von Schoenaich: „Die Lehren der großen Dichter und Denker waren bisher immer nur einem kleinen Kreise Gebildeter zugänglich, das Lichtbild kann Sie in den entferntesten Orten auch den Armen am Geiste übermitteln.“

Wenn das Lichtbild diese seine hohe, sittliche Aufgabe erfährt und entschlossen anpackt, dann kann wieder Friede werden auf Erden.“

Sobann lese ich in dem Artikel „Der internationale Geschmack“, von Julius Ugriff, am Schluß den Satz, den auch wir gern verwirklicht sehen möchten: „Wünschen wir, daß bald die Zeit kommt, wo das Ausland deutsche Filme mit ihrer ganzen, hohen künstlerischen Eigenart fordert, weil sie deutsche Filme sind.“

Ich denke gerade noch über diese Zeilen nach, da kommt ein Amerikaner aufs Bureau und erzählt, daß bis jetzt die deutschen Filme in Amerika noch recht verrufen seien, was auch nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, welche Filme man in Massen nach Amerika ausgeführt hat, Filme, die jeder

Sittlichkeit Hohn sprechen. Ich versicherte ihm, daß das nicht mehr unsere heutige große deutsche Filmindustrie sei, die sich wirklich ein großes und künstlerisches Ziel gesetzt.

Über die Ausichten des großen historischen Films auf dem Weltmarkt, äußert sich kurz, aber treffend, Richard Oswald. Originell und teils recht wertvoll sind die Artikel „Film und Presse“, „Film und Theater“ und „Filmverbesserungsvorschläge“.

Paul Naumann in München behandelt eingehend die „Eingliederung der Filmindustrie in die Kultur“. Er scheut sich wenigstens nicht vor der Wahrheit und erklärt unumwunden, daß der Durchschnittsfilm mit Kultur nichts zu tun habe, weil eben die Kulturunternehmen, Literatur, Malerei, Schauspielkunst und Musik, heute von der Filmindustrie mehr tyrannisiert als gefördert werden. Mit der Erkenntnis dieser Schwäche ist ihnen aber schon ihr schlimmster Stachel genommen. Wer es gewagt hätte, vor kurzem sich so offenherzig über den Film zu äußern, wäre wohl von sämtlichen Fachzeitschriften in Grund und Boden gedonnert worden. Auf „Die Verfilmung Strindbergs“, von Emil Schering, werden wir später noch einmal zurückkommen, ebenso auf die Artikel in der Beilage „Der Lehrfilm“.

In München ist die Missionsfilm-G. m. H., die in engster Fühlungnahme mit der Leo-Gesellschaft steht, gegründet worden, die noch im Herbst mit ihrem ersten großen Film „Stürzende Götter“, an die Öffentlichkeit treten wird. Das Manuskript ist von P. Rudolf Schük, S. J., fertiggestellt worden. Der Film behandelt das große Bekehrungswerk des heiligen Franziskus Xaverius. Nächstens werden wir mehr darüber berichten. Die Leo-Filmgesellschaft empfiehlt als ihre neuesten Filme „Die Macht des Unbekannten“. Die Geschichte einer Lebenswende in 5 Akten. „Die Tat des Abbe Montmoulin“. Die Geschichte des Opfers des Beichtgeheimnisses. Den in Arbeit befindlichen sozialen Film „Wenn du noch eine Mutter hast“.

Wir sind in Erwartung des Katholikentages und hoffen, im nächsten Hefte etwas Positives berichten zu können über das Interesse des Katholikentages für den Film und die katholischen Filmgesellschaften.

Richard Muckermann, Leiter der „Stella Maris“.

*

Calderongesellschaft Berlin. Für die kommende Spielzeit sind an Aufführungen vorgesehen von Calderon das Mysterienspiel „Das Abendmahl des Balthasar“, die Legendenspiele „Chrysanthus und Maria“, „Der wunderbare Zauberer“, sowie das Drama „Der standhafte Prinz“, sodann das Lustspiel „Dieses Wasser trink ich nicht“ von Lope de Vega, die christliche Tragödie „Polyeuct, der Martyrer“ von P. Corneille, das Drama „Guzman der Treue“ von Gil de Zarate, ferner „Minna von Barnhelm“ von Lessing, „Tor quato Tasso“ von Goethe, „Agnes Bernauer“ von M. Greif, sowie zwei Dramen junger rheinischer Dichter. Desweiteren werden die im letzten Jahre zur Uraufführung gelangten Dramen „Veronika“ von E. Ringels, „Die Sünderin“ von Anna v. Krana, und „Credo“ von Max Thelemann wiederholt werden. Die Aufführungen finden jeden Sonntag nachmittags 3 Uhr statt im Theater am Kurfürstendamm. Die Spielzeit beginnt am 3. September und schließt am 24. Juni. Reihenkarten und Einzelkarten sind an der Tageskasse erhältlich.

*

Neue Bücher aus Wissenschaft und Leben, die wir empfehlen:

Die Handschriftenbeutung. Methodischer Lehrgang von Herbert Gerstner. Preis geb. 22,50 Mk., geb. 34,— Mk. Franchsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Journalistenpraxis. Von Dr. J. h. Kleinpaul. M. Gladbach 1922, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. Tatsächlicher Ladenpreis 36,— Mk.

Chemische Technologie der Naturvölker. Anfänge der Naturbeherrschung II. Von Dr. Karl Weule, Direktor des Museums für Völkertunde und Professor an der Universität zu Leipzig. Mit zahlreichen Abbildungen und einem farbigen Umschlagsbild nach Originalzeichnungen von Max Wilhelm. Preis geb. 18,50 Mk., geb. 30,— Mk. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle: Franchsche Verlagsbuchhandlung.

Professor Dr. Josef Pol : Die Sternwelten und ihre Bewohner. 7. Auflage. J. P. Bachem, Köln 1922. Geb. 150,— Mk.

Zugleich eine erste Einführung in die moderne Astronomie.

*

Wolframbund. Dem vorliegenden Hefte liegt kein Wertblatt des Wolframbundes bei. Es wird nämlich geplant, die bisherige Wolframbundbeilage zu einer selbständigen Zeitschrift auszubauen.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

HALLOWED
CANCELLED
JUL 2 1906

